Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 7913 1

Die Gegenwart

1884.

Digitized by Google

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Fünfundzwanzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1884.

Verlag von Georg Stilke.

Königin Augusta-Straße 12.

Digitized by Google

Ggerm 193.4
KH154
KPH 9001
HARVARD COLLEGE
SEP 15 1930
LIBRARY
Conant fund
(5,31,39-88 and
Register 1872-96)

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Fünfundzwanzigster Band.

Seite

* Der Staat und die katholische Kirche 129. 147
— Verantwortliches Reichsministerium 241
— Die „vertragsmäßigen" Grundlagen des Deutschen Reichs . . 289
Achelis, Th., Zur vergleichenden Mythologie 100
— Psychologie und Ethnologie 296
Adler, Georg, Rodbertus' „Kapital" 88
— Das Recht auf Arbeit 340
Aliquis, Memoiren eines Schwaben 104
Alsberg, Moritz, Der Ursprung des organischen Lebens . . . 181
Asher, David, Tennysons Erhebung in den Pairsstand 41
— Die Behandlung der neueren Sprachen an unseren Hochschulen 389
Austriacus, Die polnische Gefahr 3
— Die Wendung der deutschen Reichspolitik. Aus östreichischer Perspective 145
Bartz, Geo. C., Die politische Lage Spaniens 65
Bauer, A. Ch., Zu den jüngsten Dämmerungserscheinungen . . 51
Berlin vor der Frage der Steuerreform 195
Blind, Karl, Sind die Trojaner germanischer Abkunft? . . . 360
Bodek, Das neue Actiengesetz 97
— Preßfreiheit und Anklagerecht 258
Boettcher, F., Florentiner Ostertage 281
Bolin, Wilhelm, Don Juan-Studien 325. 349. 363
Braun-Wiesbaden, Karl, Erinnerungen eines deutschen Offiziers 7
— Zum Zollvereins-Jubiläum 84
— Die ersten Deutschen in Amerika 232
— Sprachstudien aus der guten und aus der schlechten Gesellschaft 315
Breitinger, Heinrich, Der Maler Alexander Calame 86
— Die Ehe der Madame de Staël. Nach alten und neuen Documenten 373
Capitolinus, Zur angeblichen römischen Frage 353
Carriere, Moriz, Die Aesthetik des Kunstgewerbes . . . 150. 168
Caspari, Otto, Ueber die Entthronung der Philosophie . . . 229
Castelnuovo, Enrico, Hänschens Bein. Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns 410
Castner, J., Hauptmann, Die Repetirgewehrfrage 370
Daudet, Alphonse, Pariser Salonbilder 9
Dehn, Paul, Deutscher Gelehrtenexport 180
Deputatus, Die deutsche freisinnige Partei 161
— Die Verlängerung des Socialistengesetzes 193
Döhn, Rudolf, Ein amerikanischer Präsidentschaftscandidat als Geschichtsschreiber 394
Duboc, Julius, Der Vegetarismus und die Dichter 408
Ebhardt, Justus, Zur Romfahrt des deutschen Kronprinzen . . 1
Ehrlich, H., Opern und Concerte 30. 77. 94. 191. 270. 414
Eicken, H. von, Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft 152
Elsässer Deutsch-parlamentarisch 99
Elster, Ludwig, Das Universitätsstudium in den letzten fünf Decennien 243
Falke, Jacob, Ehrlichs „Lebenskunst und Kunstleben" 344
Feldmann, Siegmund, Wiener Neubauten 374
Franzos, Karl Emil, Zur Frage der Heine'schen „Memoiren" . 21
Geibel, Emanuel, Trinklied 228
— Sängerloos 357
Geiger, Ludwig, Goethe und Heine 120
— Unbekannte Aphorismen Börnes 216
Genée, Rudolph, Die Shakespeare-Inscenirungen im Deutschen Theater 204
Geßner, L., Das Institut für Völkerrecht 259
— Völkerrechtliche Fragen 386
Goldbaum, Wilhelm, Der Streit um die Leihbibliothek . . . 213
— Ignaz Kuranda 263
— Eine Turgenjew-Biographie 329
Gopčević, Spiridion, Die Franzosen in Tongking 113
— Ueberseeische Stationen 210

Seite

Greif, Martin, Erinnerung 70
Groß, F., Neue Versicherungsgesellschaften 28
— Flaubert und George Sand 164
Groth, Klaus, Schummern 276
Hartmann, Eduard von, Carrieres Poetik 197
— Für das Socialistengesetz 209
— Competenzconflicte und Verfassungskämpfe 305
— Die Ueberbürdung der Schuljugend 402
Hellwald, Friedrich von, Die internationalen Polarstationen . 67
Heyse, Ludwig, Tommaso und Angela. Eine Neujahrslegende 11
— Certaldo. Eine toscanische Skizze 189. 202
Hillebrand, Karl, Theodor Heyse 183
— Zum Schopenhauer-Denkmal 277
Hirschberg, C., Die Organisation der Arbeit 369
Jagow, Eugen von, Die Pariser Theatersaison 284
Jensen, Wilhelm, Emanuel Geibel. Persönliche Freundeserinnerungen 245
Karpeles, Gustav, Ein deutscher Theolog 134
— Berthold Auerbachs Briefwechsel 358
Katscher, Leopold, Ein confiscirtes Buch 185
Klein, Hugo, Ein Sänger und ein Spielmann 268
Kleinpaul, Rudolf, Bergnamen 91. 106
Kohn, Heinrich, Eisenbahnlinien in Vorderasien 274
Koegel, Fritz, Ueber Sprechen, Reden und Lesen 117. 139
Lammers, A., Die Reform der Schank-Gesetzgebung 49
— Weltliche Krankenpflegerinnen 290
Lang, Wilhelm, Il cinque Maggio. Eine Scene am Lago maggiore 332
Latendorf, Friedrich, Ungedruckte Gedichte Theodor Körners . 405
Lauser, Wilhelm, Ein Schmerzensschrei aus Venedig 55
— Pater Didon über Deutschland 188
Lector, Knobelsdorff 70
Legatus, Die Tripelallianz und die Mittelmeerfrage 401
Lichtwark, Alfred, Kunstausstellungen 46
— Eine Ausstellung im Kupferstichkabinet 63
— Christus vor Pilatus von Michael Munkacsy 108
— Die siebente Sonderausstellung im Gewerbemuseum 126
— Eine Festdecoration. — Die neunte Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen 141
— Ein neues Bild von Siemiradzki 173
— Gurlitts Frühjahrsausstellung 221
— Aus dem Künstlerverein 236. 334
— Die Menzel-Feier 286
— Die Bebauung der Museumsinsel 317
— Die Ausstellung billiger Möbel 350
— Gustav Richter-Ausstellung 380
— Menzels „Piazza d'Erbe in Verona" 398
Lindner, Albert, Unerklärtes und Ungedrucktes von Goethe . . 260
Linke, Oscar, Albumblätter 123
Lutz, R., Deutscher Socialismus in amerikanischer Beleuchtung . 306
Mähly, Jacob, Ein philologischer Klopffechter 250
Marco, G. de, Die italienischen Universitäten 162
Meinert, Carl, Ein ungedruckter Brief Lessings 6
Meyer, M. Wilhelm, Ein internationales Polarunternehmen . 387
Müller-Guttenbrunn, Adam, Das Wiener Stadttheater, sein Glück und sein Ende 347
Münz, Siegmund, Die Philosophie im Lichte eines Philologen . 396
Necker, Moriz, Neues über alte Sagen 309
Nerrlich, Paul, Karl Frenzels neueste Novellen 376
Peters, Carl, Deutsche Colonialpolitik in englischer Perspective . 132
Philosophus, Warnung vor der Ruhmsucht 299
Prel, Carl du, Der Somnambulismus 292. 312
Quarck, Max, Die neueste amerikanische Handelskrise 337
Regnet, Carl Albert, Die neue Mineralmalerei 252

Digitized by Google

Seite

Reinhold, Karl Theodor, Eduard Lasker und seine Zeit . . 33
— Eine deutsche Weltausstellung 81
Remember, Die Wahrheit über die Seligmacher-Armee . . . 20
Richter, Hermann Mich., Zur Vagabundenfrage 324
Riegel, Herman, Die Fremdwörterseuche und die preußischen Schulen 201
Rosegger, P. K., Aus meiner Werkstatt. Plauderei 219
Rosenstein, A., Zur Popularisirung Kants 265
Rosenstein, J., Ein nihilistischer Roman 90
Samosch, Siegfried, Giovanni Prati 341
Scrutator, Aus den Ergebnissen der letzten Volkszählung . . . 116
Singer, Wilhelm, Die Situation in Frankreich 225
Socialisten und Anarchisten in der Schweiz 177
Scherr, Johannes, Der Teufel. Eine Biographie . . . 4. 41. 57
Schippel, Max, Die Arbeiterversicherung in England 297
Schmidt, Erich, Wilhelm Scherers Literaturgeschichte 37
Schmitt, K. J., Ein Gesetzentwurf zur Verwaltungsrechtspflege . 17
Schramm-Macdonald, Hugo, Zur Verstaatlichung des Feuer-Versicherungswesens 257
Schricker, August, Elsässische Volkslieder 26
Stoerk, Felix, Das Indigenat in Ungarn 50
Wattenbach, Wilhelm, Die Bestrebungen des Deutschen Schulvereins 321
Weisbrodt, Gustav, Der jetzige Stand der Elektrotechnik . . . 227
Weiß, J., Die spiritistische Saison in Wien 212
— Ueberseeische Eroberungen 385
Wiener, A., Krisen im Burgtheater 170
Winter, Georg, Zur Charakteristik Friedrichs des Großen . . 102
— Gregorovius' „Kaiser Hadrian" 231
Witte, Karl, Eine Biographie Bulwers 247
Zabel Eugen, Zur Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland 38
— Offenbachs letzte Oper 206
— F. M. Dostojewski 307
Zacharias, Otto, Der Tod im Lichte der modernen Biologie . 35
— Ueber die Vererbung geistiger Anlagen 355
Zeller, D., Die östreichische Gewerbenovelle 273
Ziel, Ernst, Emanuel Geibel und Adolf Friedrich von Schack . 53
Zimmern, H., Die englische Gesellschaft und der „Punch" . . . 75
— Ein neues Buch der Königin von England 155
Zolling, Theophil, Der Probepfeil. Lustspiel von Oscar Blumenthal 13
— Der Herr Minister. Schauspiel von Jules Claretie und Alexander Dumas fils 45
— Das Recht des Stärkeren. Schauspiel von Paul Heyse . . . 61
— Ein Schandbuch über Sarah Bernhardt 73
— Die Mitbürger. Lustspiel von Hugo Lubliner 94
— Alexander Strakosch als Vorleser 110
— „Die Grafen v. Altenschwerdt" von August Niemann 121
— Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller 136
— Roderich Heller. Lustspiel von Franz v. Schönthan 157
— „Der Präsident" von Karl Emil Franzos 166
— „Jetta" von George Taylor 199
— Der neue Roman von Zola 217
— Der Mohr des Zaren. Schauspiel von Richard Voß 234
— Zerstreut. Schwank von Théodore Barrière und Edmond Gondinet 253
— „Marienburg" von Rudolf Genée 267
— Novellen von Hans Hoffmann 279

Seite

Zolling, Theophil, Gesammtgastspiel der Mitglieder des Münchener Königl. Theaters am Gärtnerplatz 301
— Eine neue Operette 319
— Heines „Memoiren" 344
— Der Hüttenbesitzer. Schauspiel von Georges Ohnet 365
— Von den Theatern 382
— „Sappho" von Alphonse Daudet 392

Notizen.

Graf Adelmann, Am ligurischen Meere 175. Bäuerliche Zustände in Deutschland 127. Gräfin Ballestrem, Neue Blätter aus meinem Tagebuche 335. Berkamp, Karyatiden 399. Beseler, Erlebtes und Erstrebtes 303. Betemann, Meine Sonntage 383. Blumenthal, Von der Bank der Spötter 367. Brugsch u. v. Garnier, Prinz Friedrich Karl im Morgenlande 303. Busch, Unser Reichskanzler 254. Caspari, Hermann Lotze 111. Distel, Aus Wilhelm v. Humboldts letzten Lebensjahren 271. Druskowitz, Percy Bysshe Shelley 15. Friedmann, Optimistische Novellen 95. Frisch, Fünf Blätter in Farbenlichtdruck 78. Garnier, Les tragédies. Von Förster 159. Goedeke, Karl, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 415. Gsell-Fels, Oberitalien 238. — Rom 238. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg 287. Hann, Allgemeine Erdkunde 175. v. Hardenberg, Friedrich 271. Hauck, Böcklins Gefilde der Seligen 207. Hausrath, Kleine Schriften 271. Hettner, Kleine Schriften 238. Hergenröther, Leonis P. m. Regesta 399. Hey'l, Rheinlande 383. Jonas, Christian Gottfried Körner 111. Kaden-Nestel, Die Riviera 175. v. Kobell, Franz von Kobell 255. Kohn-Abrest, Les coulisses d'un livre 157. Konimor, Lieder 95. Kürschner, Deutsche National-Literatur 174. — Literatur-Kalender 95. Leist, Friedrich, Die Urkunde 415. Lesimple, Richard Wagner 158. Lessing, Julius, Der Modeteufel 415. Lützows Freicorps 287. Mahrenholtz, Voltaire-Studien 207. Mauthner, Xantippe 223. Meißner, Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Oestreich 158. Melena, Garibaldi 223. Mevert, Die letzten Merowinger. Passarge, Aus dem heutigen Spanien und Portugal 303. Poe, Thales. Ed. by Ingram 237. van Praet, Essais 271. Rahn, Kunst- und Wanderstudien 255. v. Ranke, Weltgeschichte 15. Reißmann, Die Hausmusik 303. v. Reumont, Kleine historische Schriften 255. Riehl, Deutsche Arbeit 399. Riccius, Kleines Spiel für sinnige Leute 15. Rutari, Ernst Kossak 399. Salon-Bibliothek 142. Schlögl, Vom Wiener Volkstheater 367. Schubin, Mal occhio und andere Novellen 111. Simrock, Altdeutsches Lesebuch 399. Starke, Verbrechen und Verbrecher in Preußen 237. Stoerk, Handbuch der deutschen Verfassungen 335. Telmann, Götter und Götzen 302. — Lichter und Schatten 175. Theuriet-Rümelin, Prinzessin Immergrün 158. Thomas, George Sand 399. Trinius, Märkische Streifzüge 287. v. Troll-Borostyáni, Im freien Reich 238. Vogel, Das Mikroskop 158. Voß, Römische Dorfgeschichten 143. Wachenhusen, Monaco 175. Wagener, Erlebtes 271. Waldmüller-Duboc, Auf der Leiter des Glücks 335. v. Wildenbruch, Kinderthränen 334. Witte, Die sociale Krankheit 207. Wysard, Goethes Faust 303. Zeuschner, Internationaler Citatenschatz 143.

Offene Briefe und Antworten.

Ein orthographisches Curiosum 175. Ein unbekanntes Gedicht von Georg Herwegh 159. Friedmann, Zu Genée „Dramatische Wanderstoffe" 31. Latendorf, Die äußere Geltung des Doctorats jetzt und vor einem Menschenalter 143. Maurer, Ein Druckfehler oder Fehler Lessings? 223. Niemann, Ueber das Wort „Tramway" 79. Robert, Die Puttkamer'sche Orthographie und die Académie française 127. Ueber Mr. Cumberland in Dresden 238. Zu Geibels Trinklied 255.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 5. Januar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Romfahrt des deutschen Kronprinzen. Von Justus Ebhardt. — Die polnische Gefahr. Von Austriacus. — **Literatur und Kunst:** Der Teufel. Eine Biographie. Von Johannes Scherr. I. — Ein ungedruckter Brief Lessings. Mitgetheilt von Carl Meinert. — Erinnerungen eines deutschen Offiziers. Besprochen von Karl Braun-Wiesbaden. — Pariser Salonbilder. Von Alphonse Daudet. — Tommaso und Angela. Eine Neujahrslegende von Ludwig Hevesi. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Probepfeil. Lustspiel in vier Aufzügen von Oscar Blumenthal. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Zur Romfahrt des deutschen Kronprinzen.

Von Justus Ebhardt.

Rom, Ende December.

Wenn je eine plötzlich in die Welt gesetzte Nachricht Aufsehen zu erregen geeignet war, so war es die erste Kunde von der Romfahrt des Kronprinzen von Deutschland. Zuerst angekündigt von officiöser Seite, sprach man nur von einem Zwecke derselben, nämlich dem Besuche des Papstes. Die italienische Presse wurde stutzig; höflich aber mit Entschiedenheit mißbilligte sie diese Art der kaiserlichen Romfahrt; und faßte man auch die von den Officiösen geschleuderte Nachricht nicht geradezu als eine Beleidigung auf, so wußte man sich doch so auszudrücken, daß man in Berlin begriff, wie selbst die große Volksthümlichkeit des deutschen Kronprinzen in Italien nicht hingereicht haben würde, um nicht einen starken Mißton zwischen Italien und Deutschland hervorzurufen. In Folge dessen änderte sich plötzlich die Scene. Nicht mehr der Papstbesuch war es, welcher den Kronprinzen nach Rom führen sollte, sondern eine einfache Höflichkeitspflicht gegen den italienischen Souverain, durch dessen Land der deutsche Kaisersohn zwei Mal gekommen war. Die Papstvisite war dadurch in zweite Linie gerückt. Reine Höflichkeitsbesuche pflegen aber keine große Staatsaction zu sein oder darzustellen. Dennoch wurde eine solche unerwarteter Weise aus dem angekündigten Besuche des Kronprinzen gemacht. Die Initiative zu dieser zweiten Metamorphose gebührt vermuthlich der Geschicklichkeit der italienischen Diplomatie, welcher aus anderen Gründen als jenen, welche die deutsche Regierung zu der Romfahrt veranlaßt hatte, daran liegen mußte, den Vatican möglichst zu demüthigen, den Papst in jeder Beziehung als frei darzustellen, vor allen Dingen aber einen greifbaren Unterschied zwischen dem Besuche am königlichen und am päpstlichen Hofe herbeizuführen, welcher in den Augen des italienischen Volkes den ursprünglichen Zweck der Romreise, d. h. den Papstbesuch vollständig verschwinden ließ und den Königsbesuch im Quirinal als das einzige Reiseziel des deutschen Thronfolgers bezeichnete. Es ist unwesentlich, hier zu untersuchen, ob es nur die Ungeschicklichkeit der preußischen Officiösen war, welche beim ersten Auftauchen der Nachricht den Vatican als Zweck der Römerfahrt hinstellte, oder ob dieser Charakter derselben ursprünglich wirklich in der Absicht der Regie[illegible]lag. Das erstere ist wohl wahrscheinlicher, weil die deutsche Diplomatie eine zu bewährte ist, als daß man ihr den Fehlgriff vorwerfen möchte, den italienischen Bundesgenossen gröblich und absichtlich beleidigen zu wollen. Das aber ist nicht zu leugnen, daß die Reise des Kronprinzen von dem ersten Augenblicke an, als sie bekannt wurde, bis zur Stunde der Ankunft des königlichen Galazuges in Rom eine vollständige Verwandlung erduldet hatte. Diese Umwandlung erscheint um so räthselhafter, als gegenwärtig durchaus keine Veranlassung vorlag, Italien eine officielle Bethätigung der deutschen Freundschaft zu erweisen, weil nichts die intimsten Beziehungen zwischen den beiden Nationen gestört hatte.

Die geheime Geschichte dieser Verwandlung ganz zu durchschauen ist daher schwer; aber irren werden wir wohl nicht, wenn wir dieselbe zum Theil, vielleicht zum größten Theile den Unterhandlungen zuschreiben, welche gleichzeitig zwischen Preußen und dem Vatican wegen des Besuches bei Leo XIII. geführt wurden, obgleich dieselbe auf beiden Seiten abgeleugnet werden. Diese Unterhandlungen waren langwierige und von sehr zarter Natur. Erst am Tage der Ankunft des Kronprinzen in Rom kamen dieselben zum Abschlusse. Der Vatican, welcher nichts sehnlicher wünschte, als den Kronprinzen die Schwelle des apostolischen Palastes überschreiten zu sehen, hatte aber noch andere Rücksichten zu nehmen. Er wollte keinen Präcedenzfall schaffen für spätere Besuche, welche im Quirinal stattfinden können. Man wollte wohl den Triumph feiern, den Kronprinzen von Deutschland eine Audienz beim Papst nachsuchen zu sehen, aber gleichzeitig wollte man Italien kein Zugeständniß machen, welches als eine Anerkennung der gegenwärtigen Zustände ausgelegt werden konnte.

Es ist nutzlos sich den wahren Stand der Dinge zu verhehlen. Bringt der Besuch des Kronprinzen im Vatican wirklich dem deutschen Volke den allseitig gewünschten Religionsfrieden, ohne Demüthigung, so wird sich vielleicht durch den Erfolg die auffallende Nachgiebigkeit rechtfertigen lassen, welche die preußische Regierung bei dieser Gelegenheit zur Anwendung brachte. Aber bis man in Berlin hierfür den Beweis geführt hat, ist man berechtigt daran zu zweifeln, und einstweilen den Papstbesuch in der Form, wie er erfolgte, nicht als einen Triumph Deutschlands oder Italiens, sondern als einen solchen des Vaticans anzusehen. Daran wird auch die leere Ausrede nichts ändern, daß dieser Triumph des Vaticans lediglich in einer Formfrage gipfele, denn unter gewissen Umständen, wie bei dem Friedensbesuche des Kronprinzen im Vatican nach einem langjährigen Culturkampfe, steht die Formfrage so ziemlich genau in demselben Verhältnisse, wie dieses bei ähnlichen Anlässen zwischen dem Sieger und dem Besiegten obwaltet.

Es steht außer Zweifel, daß der Vatican den kronprinzlichen Besuch, wenngleich mit schwerem Herzen, abgelehnt hätte,

Digitized by Google

wenn man preußischerseits darauf bestanden hätte, die Auffahrt vom Quirinal zu unternehmen. Man wollte nicht den Gast des Königs Humbert empfangen, sondern lediglich den preußischen, nicht einmal den deutschen Kronprinzen. Nur sehr schwerwiegende politische Gründe, welche sich noch der Oeffentlichkeit entziehen, können den Sohn des deutschen Kaisers veranlaßt haben, dieses Opfer zu bringen. Das Interesse der preußischen Regierung an dem Papstbesuche muß daher ein größeres gewesen sein, als jenes, welches der Vatican daran hatte. Er war es, der bestimmte Bedingungen stellte, unter welchen Leo XIII. sich bereit erklärte, den künftigen Kaiser zu empfangen. Der großartige, herrliche und herzliche Empfang, welcher dem Kronprinzen seitens der italienischen Dynastie und der italienischen Bevölkerung in so reichem und verdientem Maße zu Theil wurde, kann jene Bedingungen zeitweilig wohl in den Schatten stellen; die rauschende Festlichkeit kann sie übertönen, aber aus der Geschichte kann man sie nicht mehr auslöschen.

Der Vatican hatte verlangt, man solle den Besuch nach dem Ceremoniale regeln, welcher vor 1870 am päpstlichen Hofe üblich war. Dies war seitens der Curie, auch dem Kronprinzen gegenüber, eine offenkundige absichtliche Ignorirung aller Ereignisse nach der Breschelegung in die Porte Pia am 20. September des genannten Jahres. Preußischerseits wurde dieses Zugeständniß gemacht. Man begehrte in Folge dessen im Vatican auch, daß der preußische Gesandte von Schlözer sich nach der Ankunft des Kronprinzen in den Vatican begebe, um dem Cardinalstaatssecretär nach dem Ritus der Jahre vor 1870 die Ankunft des Kronprinzen in Rom officiell anzuzeigen und gleichzeitig den Wunsch auszusprechen, der Papst möge ihm eine Audienz gewähren. Auch dieses Begehren der Curie wurde befriedigt. Am Montag den 17. December that Herr von Schlözer den erwähnten Schritt. Sofort darauf erschien der Cardinal Jacobini, nachdem er die Befehle des Papstes eingeholt hatte, im Palazzo Capranica, wo sich die preußische Gesandtschaft befindet, um Herrn von Schlözer zu ersuchen, dem Kronprinzen die Ehrerbietung des Papstes zu übermitteln und demselben mitzutheilen, daß Se. Heiligkeit sich glücklich schätze, dem lebhaften Wunsche Sr. Hoheit nach einer Audienz zu entsprechen. Die Audienz wurde in diesem Gespräche auf Dienstag den 18. December um ein Uhr Mittags festgesetzt. Aber gleichzeitig machte der Vatican zur Bedingung, daß der Kronprinz weder vom Quirinal in den Vatican fahre, noch daselbst in königlichen Equipagen erscheine. Ferner wurde abgemacht, daß der Papst den kronprinzlichen Besuch nicht erwidere, noch durch den Cardinal Jacobini entgegnen lasse, trotzdem der Kronprinz dem vaticanischen Ceremoniell entsprechend nach Beendigung der Papstaudienz auch dem Staatssekretär einen officiellen Besuch gemacht haben würde. Unter diesen Umständen fuhr der preußische Kronprinz in den Vatican. Königliche Wagen hatten ihn auf den extraterritorialen Boden der deutschen Botschaft auf dem Capitol gebracht; dort bestieg er mit Herrn von Schlözer ebenso wie sein Gefolge drei Miethswagen, welche ihn von dem deutschen neutralen Gebiet durch die italienische Stadt Rom nach dem ebenfalls extraterritorialen Boden des Vatican brachte. Das einzige Abzeichen der Equipagen waren die preußischen Cocarden an den Hüten der Kutscher.

Italienische Blätter mögen darin einen Triumph ihrer Politik erblicken. Uns will es vorkommen, als habe der auf diese Weise erfolgte Besuch des preußischen Kronprinzen, der sich plötzlich der officiellen Form als Vertreter Sr. Majestät des Kaisers Italien gegenüber bediente, an der bisherigen Sachlage gar nichts geändert. Im Gegentheil, der Vatican hat auf seinem Willen beharrt und hat ihn durchgesetzt; Italien ist der Curie keinen Schritt durch dieses Ereigniß nähergetreten und wenn die italienische Presse behauptet, der beste Beweis für den Triumph Deutschlands und Italiens in dieser Angelegenheit sei der Unterschied zwischen der Art, in welcher der Kronprinz bei dem Einen in glanzvoller officieller Form, bei dem Andern nur als höflicher Gentleman, der nur aus Artigkeit einen Besuch mache, aufgenommen sei, so ist das nur eine Selbsttäuschung. Dieser Unterschied hätte wesentlich sein können, wenn er freiwillig gewesen wäre. Aber das war er eben nicht. Nicht beim Kronprinzen — vorausgesetzt, daß er nicht auf den Besuch überhaupt verzichten wollte — stand es, diesen Unterschied zu beseitigen. Der Vatican war es, welcher diesen Unterschied wollte, und wahrscheinlich würde er auch von Italien gewollt worden sein, falls der Kronprinz beansprucht hätte, in derselben officiellen Form zum Papste zu fahren, wie er beim Könige eingetroffen war. Denn trotz aller Sympathien und Höflichkeit gegen den Kronprinzen hatten die Italiener darin eine Zurücksetzung ihres Primates in Rom erblickt, welche zu dulden sie so wenig geneigt waren, daß eine große Anzahl von Zeitungen, die officiösen obenan, erklärte, der Besuch des Kronprinzen könne nur einen Höflichkeitscharakter tragen, nur die innere preußische Politik betreffen, niemals aber die Stellung Italiens zum Papstthum präjudiziren, weil gerade diese Stellung keine internationale, sondern eine rein italienische innere Frage sei, in welche sich Niemand zu mischen habe. Die Unfreiwilligkeit des oben erwähnten Unterschiedes nimmt daher demselben Italien gegenüber jeden Werth, während er Deutschland gegenüber nur mit peinlichen Gefühlen betrachtet werden kann. Das ist um so bedenklicher, als trotz aller officiösen und officiellen Widersprüche der Gipfelpunkt der kronprinzlichen Reise nicht im Quirinal, sondern im Vatican lag. Die Eitelkeit unserer italienischen Freunde, welche in ihrem vollen Rechte waren, so geschickt zu operiren, als sie es thaten, ist mehr als befriedigt, auch wenn man ihnen nachsagen muß, daß sie Schlüsse aus dem Ereignisse zogen, welche weder Hand noch Fuß haben. Das deutsche Selbstgefühl jedoch kann sich nach diesen Vorgängen nur bedrückt fühlen. Der deutsche Kronprinz ist nicht als Sieger im Culturkampf in den Vatican gefahren; hoffen wir, daß er ihn als siegreicher Friedensstifter wieder verlassen hat.

Aber auch daran läßt die Haltung des Vaticans nach dem Besuche ernstlich zweifeln. Kaum hatte der Papst Zeit gefunden die wichtige einstündige kirchenpolitische Unterhaltung — denn eine solche war, wie wir verbürgen können, das Zwiegespräch in der That — mit dem deutschen Kronprinzen seinem Secretär Monsignor Boccali zu dictiren, als auch schon der Moniteur de Rome, das vornehmste unter den officiösen päpstlichen Blättern, mit triumphirenden Worten ankündigte, der Kronprinz sei der Träger eines Antrages, welcher das Papstthum als Bundesgenossen zu gewinnen suche im Kampfe aller conservativen Elemente Europas gegen die verwegene Demokratie. Und was der Moniteur wünscht, scheint die liberale italienische officiöse Presse zu fürchten. Der Diritto sucht sich und seine Leser einzulullen mit dem Liede der Beruhigung, welches stets den Refrain in dem erprobten Liberalismus des Kronprinzen findet. Aber wozu, fragen wir, Eulen nach Athen tragen, wenn euch nicht doch ein Gefühl der Ungewißheit beschlichen hat, welches von der Liga der conservativen Monarchie träumt und es für nothwendig hält, dieses vom Moniteur heraufbeschworene Gespenst zu zerzausen? Man fühlt aber, daß doch nicht Alles so klar liegt, wie man es wünschen konnte, man weiß, daß man nicht die volle Wahrheit sagt, wenn man behauptet, der doppelte Besuch des deutschen Kronprinzen in Rom habe die Möglichkeit eines gleichmäßigen correcten Verkehrs mit beiden daselbst weilenden Souverainen bewiesen; denn wäre dem so, wie wäre es dann dem Vertreter Preußens von Schlözer unmöglich gewesen, den deutschen Kronprinzen, den Sohn seines Souverains, auf dem Bahnhofe bei der Ankunft zu begrüßen und ihm bei der Abfahrt das Geleit zu geben? Wie wir nie zu den Culturkämpfern gehört haben, sondern dieselben stets vom liberalen Standpunkte aus befehdeten, so theilen wir heute auch den Pessimismus nicht, welcher in dem kronprinzlichen Besuche die volle Reaction wittert. Nichtsdestoweniger heißt es die Augen offen halten, denn wenn das, was im eigenen Lande auf dem Wege der Gesetzgebung zu erreichen ist, auswärts bei dem Papste in so auffallender und in der Form dem großen deutschen mächtigen Reiche nicht gerade voll entsprechenden Weise nachgesucht wird, so erscheint uns das vom liberalen Standpunkt nicht wenig bedenklich. Jedenfalls ist derjenige im Irrthum, welcher da glaubt, das Zwie-

Digitized by Google

gespräch zwischen Leo XIII. und dem künftigen deutschen Kaiser habe in einer einfachen Plauderei bestanden. Der Inhalt des Gespräches ist noch ein Geheimniß, aber fest steht es, daß sich dasselbe fast ausschließlich um die deutsche Kirchenfrage drehte, während von den Beziehungen Italiens zum Vatican, wie vielfach behauptet wurde, nicht die Rede war.

Die polnische Gefahr.

Einer Lemberger Nachricht zufolge sollen die galizischen Staatsanwaltschaften von Wien die Weisung erhalten haben, fortan der Verbreitung falscher Alarmnachrichten über die militärischen Vorkehrungen Rußlands entgegenzutreten und strenge darauf zu achten, daß die polnische Presse in ihren Ausführungen über russische Zustände sich nicht mehr eines Tones befleiße, durch welchen das freundnachbarliche Verhältniß zwischen Oestreich und Rußland getrübt werden könnte. So meldet, wohlgemerkt, die Gazeta Narodowa. Wir sehen daraus untrüglich, daß das Thema und der Ton, in welchem es jahraus und jahrein behandelt, von der polnischen Presse behandelt wird, nachgerade anfängt, in Wien unangenehm zu berühren; daß man von Wien, wo die stets eifrige Staatsanwaltschaft immer noch zu größerer Aufmersamkeit gegenüber der verfassungstreuen Presse ermuntert wird, auch der galizischen Staatsanwaltschaft einige Aufmerksamkeit gegenüber der polnischen Presse zuzuwenden empfiehlt. Aus dieser Meldung geht hervor, daß sich, was wir längst wissen, die polnische Presse mit größtem Eifer der Verhetzung und Verfeindung Oestreichs mit Rußland hingegeben, fortgesetzt über russische Rüstungen und Truppen-Dislocationen Nachrichten und Gerüchte mitgetheilt und die Eventualität eines Krieges Oestreichs mit Rußland, politisch und militärisch, unausgesetzt besprochen und dabei offenbar geglaubt hat, ein gutes nationalpolnisches Werk zu thun. Mag sein, daß dieses Handwerk in Galizien als ein edles angesehen wird; wir sind in diesen Dingen anderer Ansicht und können nunmehr, da von entscheidender, den polnischen Nationalbestrebungen so wohlgesinnter Stelle diese Russenhetze endlich, ja endlich, verurtheilt erscheint, darüber unverholen sprechen, da über das verbrecherische Unternehmen, den europäischen Frieden zu stören und Oestreich leichtsinnig in Feindschaft zu Rußland zu bringen, man sich in Berlin ja auch seine Gedanken machen wird.

Die inneren Verhältnisse in Oestreich haben eine derartige Entwicklung genommen, daß die nationalpolnische Hetzerei gegen Rußland, über die man sonst lächelnd zur Tagesordnung übergegangen wäre, jetzt denn doch ernster genommen werden muß. Die Resurrection des Polonismus ist in Oestreich nun einmal eine Thatsache, und ihre Consequenzen können nicht ausbleiben. Der „Pole" ist nicht mehr der Typus von ehedem, den man mit einer Mischung von Mitleid und Achtung in einem Winkel der politischen Bühne Statistendienste verrichten sah, dessen nationalem Klageliede, leise vorgetragen, man mit einem ästhetischen und historischen Interesse folgte. Der Pole ist durch das östreichische Bürger-Ministerium in alle Staatsbürgerrechte, in allen freiheitlichen Besitz gekommen, er hat diesen Besitz gemehrt und erweitert, die Landesverwaltung an sich gerissen, den Ruthenen, Deutschen, Juden überall verdrängt, unduldsam kämpferisch unter Führung des Adels und des Clerus auftretend; er hat sich aus dem sentimentalen, passiven in einen mit Zelotismus activen Helden verwandelt, der zu Zeiten sich an den Meistbietenden verdingt, um Vortheile für die eigene Nationalität herauszuschlagen, eine gar seltsame Charakterwandlung, die billig Jedermann in Erstaunen setzte, der den „freiheitsliebenden", stets revolutionären, auf Barrikaden heimischen Polen sich in einen diplomatisirenden und feilschenden politischen Kaufmann verkehren sah, der hinter dem Schlachzizen und Pfaffen gehorsam einherschreitet und an aller Art Reaction, Verdunklung und Verdummung lustig mitarbeitet. Ja, das Polenthum hat es gar herrlich weit gebracht, es hat, kaum glaublich, aber wahr, die führende Rolle in dem östreichischen unharmonischen Nationalitäten-Concert; es hat die Leitung der gesetzgebenden Körperschaften und Minister-Portefeuilles in seinen Händen, das Land Galizien erhält finanzielle Erleichterungen und Begünstigungen nach Millionen von Gulden; die Grundsteuern sind ihm gering bemessen, ältere Schulden an das Reich werden ihm erlassen; alle Investitionen kommen fast ausschließlich Galizien zu, Eisenbahnen und Festungen werden dort gebaut, die angebliche strategische Nothwendigkeit und die angeblich stets ernste politische Situation Oestreichs helfen dem Lande zum Besitze von großen Einnahmen und Verkehrsmitteln. Für Galizien werden selbst in Reichsgesetzen, mit welchen die anderen Länder oft wider den Willen ihrer Bevölkerung mit Hülfe der Stimmen der Polen beglückt werden, Exemptionen geschaffen, der galizische Landtag hat nachgerade eine Ausnahmsstellung unter allen Landtagen der Monarchie, die Autonomie der galizischen Verwaltung ist dort völlig uneingeschränkt, und sie macht von ihren Rechten bei Wahlen einen beispiellosen Gebrauch; die Agitation des Polenthums hat die Vertretung eines ganzen großen Volksstammes, der Ruthenen, völlig auf Null reducirt, dem Ruthenen, Deutschen und Juden wird kein Quartier gegeben. In Amt und Schule herrscht ausschließlich das Polenthum, der Deutsche, der Offizier der kaiserlichen Armee ist völlig zum Ausländer in Galizien geworden. Hingegen finden die Exulanten, die Flüchtlinge aus Großpolen, die Einwanderer aus Posen in Galizien überall ein warmes Nest, werden naturalisirt, in Aemter und Würden eingesetzt. Könnte beispielsweise Jemand den Antrag wagen, die Gründung der Universität Lemberg durch Kaiser Joseph im Jahre 1784 jetzt bei Herannahen des neuen Jahres durch eine Säcularfeier zu verherrlichen? Nein, er würde als ein Verräther an der polnischen Nation gesteinigt werden. Und doch hat dieser selbe Joseph das unglückliche Haliczer Land aus tiefstem Schlamme der physischen, geistigen und sittlichen Verkommenheit emporgehoben zu besserer Existenz und europäischer Gesittung!

Das Polenthum wird förmlich von Wien aus gehegt und gepflegt, man pflegt seine vorösterreichischen Erinnerungen, seine altpolnischen Traditionen, errichtet Lehrstühle für sie, restaurirt die alten polnischen Königsburgen und hat Nachsicht für die ausgesprochen nationalen, wie wir sie auffassen, anti-österreichischen Demonstrationen. Man muß in Wien den Undank sehen und vielleicht doch nicht als solchen sehen und erkennen? Die Veranstaltung des Sobieski-Festes neben der Wiener Türkenfeier, der Empfang der russischen Polen und der Posener in Krakau, die Ausstellung in der polnischen Königsstadt neben der Wiener historischen Ausstellung, die systematische Herabsetzung des Lothringers zu Gunsten Sobieskis in Wort, Schrift und Bild: wem hätte sie nicht zu denken gegeben? Vor wenigen Tagen erschien Matejko mit seinem Bilde „Sobieski vor Wien" vor dem Papste, um es diesem zum Geschenke darzubringen. — Es wird den Ruhm der vaticanischen Stanzen von Rafael und auch die Meisterwerke Michelangelos nicht gefährden. — Dabei hielt Stanislaus Graf Tarnowski, wohlbestallter Professor an der Krakauer Universität, eine Ansprache, in welcher „Polens Unglück" bejammert und das Kreuz als „einzige Hoffnung des Sieges" bezeichnet wurde! Und diese Krakauer Stanczyken, Oestreicher seit 1846, im Herzen „unglückliche Polen", wie uns Leo XIII. bezeugen mag, haben den Muth, uns, die wir kürzlich unseren sechshundertjährigen Bund mit der habsburgischen Dynastie gefeiert, Lectionen über die „östreichische Ehre", über östreichischen „Patriotismus" zu geben? Mit allen Zugeständnissen sind die polnischen Politiker nicht zufrieden; jetzt fordern sie die Decentralisation der Eisenbahnen, ja sogar die polnische Landwehr oder National-Armee. Das ist nun einmal so. Als kürzlich im preußischen Landtage ein Redner von den „preußischen Unterthanen polnischer Zunge" sprach, tönte ihm von den Polenbänken schallendes Gelächter entgegen. Und in Preußen, denken wir, wird der Staatsbegriff selbst den Polen genügend eingeprägt!

Die Taaffe'sche Politik mag den Polen noch weitere Zugeständnisse gewähren, das Polenthum mag noch mehr im In-

Digitized by Google

nern erstarken, aber Eines muß verhütet werden um jeden Preis, daß der polnische Gesichtspunkt, die polnische National-Idee, die polnische Leidenschaft, der Erbhaß gegen Rußland, ihre unauslöschliche Revanche-Politik den Kreis der auswärtigen Politik ergreife, ja auch nur berühre; daß der Haß Polens gegen Rußland sich aus der Provinz auf das Reich übertrage. In diesem Punkte, hoffen wir, werden Czechen, Slovenen, Dalmatiner, Ruthenen zu den Deutschen stehen, die da sagen, daß der Particularhaß der Polen gegen Rußland, dessen Ziele die Revanche gegen Rußland und die Wiederherstellung Polens, also in letzter Linie die Lostrennung Galiziens von Oestreich sind, sich nicht auf das Reich übertragen, mit dem Besitze von Galizien sich nicht auf Oestreich vererben dürfe. Wir kennen den immanenten Gegensatz zwischen Oestreich und Rußland, wir erörtern ihn oft genug und haben ein wachsames Auge auf Rußlands Wühlereien, auf die panslavistische Gefahr, die Oestreich umgibt. Aber wir sind gerecht genug anzuerkennen, daß sich Rußland in letzter Zeit vielfach Mäßigung auferlegt hat, um so größer sollte die Vorsicht auf östreichischer Seite sein. Das Friedensbedürfniß in Europa ist ein allgemeines, und wir scheuen uns nicht zu sagen, es ist Niemandem dringender, als dem verschuldeten, tief in der Culturarbeit und mit der Concurrenz ringenden Oestreich-Ungarn, das die vertausendfachten Schrecken eines Krieges mit einer Volksarmee noch nicht empfunden hat. Ganz Europa müßte sich gegen uns kehren, wenn wir leichten Herzens, wie etwa ein Ollivier, die Eventualität eines Krieges mit einer Macht auch nur discutiren würden, mit welcher Oestreich seit seinem Bestande niemals die Waffen gekreuzt; ein historischer Beweis dafür, daß ein solcher Krieg nicht nothwendig in dem östreichischen Interesse liegt. Das wäre auch fürwahr kein Krieg, der in sieben Tagen sein Ende finden würde, sondern ein langwieriger Kampf von furchtbarem Charakter. Wie sehr auch die Neuzeit Alles verändert hat, die Unnahbarkeit Rußlands durch die Natur, die Gewalt der Elemente, die Napoleon Schranken auferlegte, ist dieselbe geblieben. Wir sagen dies mit Absicht, ohne Mißtrauen in unsere Kraft, in den Patriotismus des östreichischen Volkes, in unsere Allianzen. Aber unsere Kraft, unsere Opfer an Gut und Blut sollen doch nur dem Falle der Noth gelten. „Wenn wir angegriffen werden, dann werden wir nicht allein stehen" — sagte Graf Kalnoky. Das möge uns ja nicht zu sicher oder tollkühn und provocatorisch machen. Wenn wir aber provociren, ist der Fall der Mithülfe nicht gegeben, Oestreich ist isolirt und dem Verderben preisgegeben. In dem Hinüber und Herüber von Hetzereien, Broschüren, Zeitungsartikeln ist die Frage, wer angefangen, leicht eine offene, die Antwort auf die Frage, ob wir die Angegriffenen, steht bei unserem Bundesgenossen, der nur Vertheidigungskriege führt und bei dem die Knochen des pommerschen Musketiers noch nichts von ihrem Werthe verloren haben. Das Kunststück, den Gegner als Angreifer hinzustellen, hat beispielsweise Cavour meisterhaft verstanden, trefflich hat er Oestreich im letzten Augenblick ins Unrecht zu setzen verstanden, Oestreich isolirt. Exempla trahunt!

Die Beziehungen zwischen Berlin und Petersburg sind seit Giers' Besuche in Friedrichsruhe völlig intime geworden; das Schreiben und der Toast des Czars Alexander an die Adresse des Kaisers Wilhelm, die Begrüßung des deutschen Kronprinzen durch eine russische Flottenabtheilung in Genua, des preußischen Kronprinzen Triumphzug durch Italien und dessen Empfang bei König und Volk in Rom — all diese Dinge scheinen in Wien sehr ins Auge gefallen zu sein. Graf Kalnoky wird stets als Freund und Anhänger der Taaffe'schen Politik verschrieen. Mag sein. Aber Eines ist Thatsache: er hat die polnischen Kriegshetzer satt bekommen, ihr Auftreten als Verlegenheit empfunden und die die Politik des Grafen Taaffe unterstützenden Organe, selbstverständlich nur in Bezug auf ihre Discussion der äußern Politik und des östreichisch-russischen Verhältnisses — der Aufmerksamkeit der Staatsanwaltschaften empfohlen.

Austriacus.

Literatur und Kunst.

Der Teufel.

Eine Biographie.

Von Johannes Scherr.

I.

Der dualistische Riß, welcher durch die physische und moralische Erscheinungswelt hindurchgeht — Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Entstehen und Vergehen, Lust und Leid, Liebe und Haß, Tugend und Laster, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht — dieser Riß schneidet auch das religiöse Bewußtsein entzwei.

Hier heißen die Gegensätze Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammniß.

In der Tiefe der Finsternisse des unlösbaren Räthsels vom Welt- und Menschendasein ahnte und suchte der erwachende menschliche Gedanke einen wirkenden Urgrund, eine Endursache. Den oder die gefunden geglaubte nannte er Gott, welchen er mit dem Licht, mit der schaffenden Kraft, mit der Tugend und dem Recht, mit der Wahrheit und der Liebe identificirte.

Woher aber, bei dieser Fülle des Göttlichen in der Welt, das Dunkel, der Haß, die Lüge, das Unrecht, das Weh, das Verderben und die Vernichtung? Aus dem Schatten, welchen das Licht hervorrief, hervorrufen mußte. Das Uebel war da, eine brutale Thatsache. Konnte man es dem Gott auf Rechnung setzen, zu einer Zeit, wo es theologische Tifteleien noch nicht gab? Nein. Gefühl und Phantasie suchten sich vielmehr in naiver Weise mit dem Walten der Naturmächte abzufinden und so gebar die Empfindung von physisch Wehvollem und von moralisch Widrigem die Vorstellung vom Gegengott, vom Teufel, als vom Urheber alles Bösen.

Der Gott stellte demnach den Avers, der Teufel den Revers der Medaille dar. Für beide hatte zum Modell der Mensch gedient, der zwar immer und überall über sich hinauswill, aber nirgends und nimmer über sich hinauskann. Der Gott war also der verbesserte, der Tenfel der verböserte Mensch: — Licht-Pol und Dunkel-Pol, Ideal des Guten und Ideal des Bösen.

Aus alledem folgt, daß Satan so alt ist wie Gott. Man könnte sie auch als feindliche Zwillingsbrüder bezeichnen. Ja, ursprünglichste Religionen von fetischistischer und schamanistischer Art in Betracht gezogen, möchte man sogar dem Teufel das höhere Alter zuschreiben, ihn geradezu den Erstgeborenen des religiösen Bewußtseins nennen. Urältesten Mythen zufolge war ja das Dunkel auch vor dem Licht und hat die Nacht den Tag geboren. Ist nicht die Furcht als ein primitiveres Gefühl zu bezeichnen denn die Hoffnung? Jedenfalls ging da und dort, auch bei sogenannten Kulturvölkern, auch in geschichtlichen Religionen, der Teufelskult dem Gottesdienste weit vor. Beweise hierfür der phönikisch-karthagische Molochsdienst und der aztekische Huitzilopotchlikult, in welchen das Princip des Verderblichen, des Grausamen, des Teuflischen eine so furchtbare Anerkennung und Huldigung erfuhr.

Wenn die Frage: Wie, wo und wann ist der Mensch geworden? jemals mit Bestimmtheit beantwortet werden könnte, würde sich auch das Alter des Teufels mit einiger Sicherheit bestimmen lassen. Bis jetzt tappen darüber selbst seine gelehrtesten Biographen im Dunkel.*) Jedenfalls kam er dort herum und dann zur Welt, wo und wann die Zweihänder, nach Ueberschreitung der Gränzlinie zwischen Thierheit und Menschheit, zuerst die Furcht vor dräuenden und schädlichen Naturgewalten

*) So die hochwürdigen Autoren des ehrwürdigen, im J. 1569 zu Frankfurt a. M. gedruckten Folianten „Theatrum diabolorum", dann J. G. Mayer, Historia diaboli, edit. II, 1780, und G. Roskoff, Geschichte des Teufels, 2 Bde. 1869. Zu vgl. Ewald, Hiob, 1843, und Hitzig, Buch Hiob, 1874.

Digitized by Google

empfanden und dieses Angstgefühl „religiös" sich zu vergegenständlichen suchten. In den Naturreligionen verlebte der Teufel, so zu sagen, seine Säuglingsschaft. Wir vernehmen da überall sein unartikulirtes Gegreine, welches sich aber mitunter in bengelhaftes Gebrülle verwandelt. Ihn zu geschweigen, hat der Fetischismus und Schamanismus allen seinen Witz in der Erfindung religiöser Bräuche und Praktiken aufgeboten.

In der Mehrzahl der alten Kulturreligionen vermochte sich der Teufel, nach vertretenen Kinderschuhen, keine Niederlassungsbewilligung zu erwerben, geschweige das Bürgerrecht. Im ägyptischen Glaubenssystem allerdings erscheint des guten Gottes Hesiri (Osiris) Bruder, Widersacher und Mörder, Seth (Typhon) — hieroglyphisch dargestellt als Schlange Apep, welche die Sonne verschlingen will — stark satanisch nicht nur angehaucht, sondern auch durchfeuchtet. Die dritte Person der indischen Dreieinigkeit sodann, der Zerstörer Siwa, hat im Dogma und Kult ebenfalls eine entschieden teufelische Färbung. Allein der Dualismus von Gott und Teufel kam in diesen Religionen doch lange nicht zu solcher Ausprägung wie im Glauben der syrisch-phönikischen Völker. Hier standen sich die Begriffe Leben und Tod, Schaffen und Vernichten, Liebe und Haß, Güte und Grausamkeit schroff gegenüber, vergöttert hüben in den Gestalten des Baal und der Aschera, drüben in den Figuren des Moloch und der Astarte. Da ist, scheint mir, die Vorstellung vom Gott und vom Gegengott doch schon deutlich genug herausgebildet.

Im Glauben der Griechen und Römer existirte kein Teufel. Weder in der Religion der Schönheit, noch in der Religion der Zweckmäßigkeit war Raum für ihn. Der hellenische Aides und der römische Pluto ist der unterirdische Zeus, die dritte Person der obersten griechisch-lateinischen Göttertrias, kein Teufel ungerechnet seiner unheimlichen Umgebung und Gefolgschaft, kein Gegengott, sondern ein gleichberechtigter Gott wie Jupiter und Neptun. Aber der Herrscher der Unterwelt hat etwas Schattenhaftes. „Das Wesen seiner Herrschaft ist das Dunkel und die Unsichtbarkeit."*) Darum ist weder beim Homer noch sogar beim Vergil ein deutliches Bild von ihm zu finden. Der letztgenannte, dessen Aeneis doch, wie bekannt, schon stark romantisch angesäuselt ist — das 6. Buch muthet uns ja geradezu wie eine Vorwegnahme von Dante's „Inferno" an — er hätte da, wo er auf die

„Di, quibus imperium est animarum, umbraeque silentes,
Et Chaos et Phlegethon, loca nocte tacentia latè" —

zu sprechen kommt, und zwar ausführlich und malerisch anschaulich, die beste Gelegenheit gehabt, den Gemahl Persephoneias in seiner düsteren Majestät zu schildern. Aber er that es nicht, wohl aus Scheu vor dem Gestaltlosen.**)

Mehr oder minder deutliche Spuren vom vergöttlichten Ideal des Bösen, Widrigen und Verderblichen finden sich auch im keltischen, slavischen und germanischen Heidenthum. Aber den Teufel hier zu „bestätigen", festzunageln, unwiderleglich nachzuweisen, dürfte doch wohl nie ganz gelingen. Denn wir vermögen uns ja bei Betrachtung der heidnisch-religiösen Lehrgebäude der Kelten, Germanen und Slaven gar häufig nicht des Bedenkens zu erwehren, daß an diesen Bauten jüdisch-christliche und vielleicht auch heidnisch-klassische Einflüsse substanziell mitgearbeitet haben könnten.***) Dieses Bedenken macht sich namentlich dann geltend, wann so etwas wie der Teufel in den Anschauungen der genannten Völker herumspukt. Unwillkürlich müssen wir da sofort an Entlehnungen aus der jüdisch-christlichen Mythologie denken. Dagegen ist freilich hinwiederum einzuwenden, daß nicht abzusehen, warum die religiöse Phantasie der Kelten, Slaven und Germanen nicht zeugungskräftig genug gewesen sein sollte, von sich aus und eigenartig das böse Element im Weltplan mythologisch zu fixiren. Gehörten diese Völker doch auch zur arisch-indogermanischen Familie und ein Schößling derselben, das Zendvolk (die Eranier, Perser) war es ja, welcher die Vorstellung vom Gegengott, vom Teufel, zuerst mit voller Bestimmtheit formulirte und dieselbe mit ganzer Schärfe der Vorstellung von Gott gegenüberstellte.

Die druidisch-keltische Religion hat augenscheinlich, wenigstens in späterer Zeit, christliche Einflüsse, also Trübungen ihrer Ursprünglichkeit erfahren. Indessen gibt es beim Julius Cäsar, also aus vorchristlicher Zeit, ein denkwürdiges Zeugniß für die Originalität der eigenartigsten religiösen Vorstellung der Kelten. Das war diese, daß, wie Cäsar sagt, der Lehre der Druiden zufolge die Gallier ihren Ursprung vom unterirdischen „Vater Dis" herleiteten und darum auch ihrer Zeiteintheilung nicht den Tag, sondern die Nacht zu Grunde legten.*) „Dis" ist selbstverständlich die Latinisirung des keltischen Namens oder vielmehr des keltischen Begriffes vom Gwarthawn, d. h. vom bösen Princip. Diesem schrieb der Druidismus die Entstehung der Welt und der Menschen zu. „Aus des Abgrunds Tiefe — so predigten die Druiden und sangen die Barden — aus der Stadt des Gwarthawn ist das Ungeheuer, die Welt, heraufgestiegen." Da hätten wir denn eine recht bündige Erklärung des Uebels, des Bösen im Weltplan, eine Vorwegnahme der mittelalterlich-christlichen Lehre von der Ver- und Durchteufelung der Welt. Denn wie der Schöpfer, so sein Werk. Weil nun durch das cäsarische Zeugniß die Naturwüchsigkeit der pessimistisch-druidischen Anschauung von der Herkunft der Welt und der Menschen festgestellt ist, so hat es wenig zu sagen, daß schon in den ältesten keltischen Bardenliedern — sie stammen aus dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung — dem Gwarthawn der jüdisch-christliche Name Satan gegeben wird. Denn wenn man erwägt, daß und wie der antike Aides-Pluto beim Uebergang des griechisch-römischen Heidenthums in den christlichen Höllenkönig sich verwandelte oder wenigstens diesem verschiedene Attribute lieh, so wird man es auch begreiflich finden, daß in der Phantasie der keltischen Barden ihr heidnischer Gwarthawn mit dem christlichen Teufel zusammenschmolz. Einer dieser Dichter, einer der ältesten und angesehensten, der Bardenkönig Taliesin, hat in einem von der „Myvyrian Archaiology", also der keltischen Edda, uns überlieferten Liede den Gwarthawn so gezeichnet: — „Klaffend wie das Gebirge von Mynnan ist sein Rachen. Nicht Tod vermag ihn zu überwinden, keines Mannes Stärke, keines Schwertes Schärfe. Zwischen seinen Tatzen gähnt ein Kluft von 900 Felsen und im Haupt hat er ein Auge, das funkelt wie blaues Eis." Weitaus die eigenthümlichste Hervorbringung des keltischen Teufelglaubens ist der Mythus vom Zauberer Merlin, welchen Satan in Nachäffung Gottes mit einer Jungfrau zeugt. Hier tritt jener Zug der Satanologie, welcher den Teufel als Affen Gottes kennzeichnet, mit voller Deutlichkeit hervor. Doch ist zu sagen, daß diese Gestaltung

*) Preller, Griechische Mythologie, 2. A. I, 655.

**) Erst unser Schalk Heine hat den unterirdischen Zeus keck und deutlich in die poetische Beleuchtung gestellt, freilich nur in der heine'sch-spaßhaften Manier, welche in seiner bekannten Romanze „Unterwelt" ergötzlich genug wirkt.

***) Insonderheit hat bekanntlich die Reinheit und Ursprünglichkeit der ältesten germanisch-heidnischen Religionsurkunde, die ältere (sämundische) Edda, in unseren Tagen scharfe Anzweiflung erfahren, und zwar vonseiten germanisch-skandinavischer Forscher. In schroffem Gegensatze zum Jakob Grimm, welcher die Edda ein „unvergleichliches Werk" nannte, weil darin „die Grundzüge des heidnischen Glaubens so frisch und unschuldig aufgezeichnet werden wie bei keinem andern Volke", haben die beiden Norweger S. Bugge und A. Bang die Vermuthung aufgestellt und zu erweisen versucht, daß die eddische Mythendichtung ihrem wesentlichen Inhalte nach keine eigenartige und ursprüngliche sei, sondern eine aus der heidnisch-klassischen einer- und der jüdisch-christlichen Mythologie anderseits abgeleitete. Höheren Werth als den einer Hypothese hat jedoch diese Behauptung noch nicht zu erlangen vermocht. Vgl. meine „Allgemeine Geschichte der Literatur", 6. Aufl. 1880–81, II, 351.

*) Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant, idque ab Druidibus proditum dicunt. Ob eam causam spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia observant, ut noctem dies subsequatur." De bell. gall. VI, 18.

Digitized by Google

der Merlinlegende aus verhältnißmäßig später Zeit stammt. Die ältere Sage weiß nur von Merlin (Merddin) als von einem gefeierten Barden, Druiden, Kämpfer und Propheten seines Volkes. Später verknüpft sich die Merlinsage mit der Artuslegende. Der Mythus vom zaubermächtigen Teufelssohn Merlin, welchen seine Liebe zur schönen Nynianne ins Verderben bringt, ist zuerst im 12. Jahrhundert durch einen ungenannten französischen Trouvère dichterisch formulirt worden und dieser älteste Merlin-Roman hat nachmals verschiedene Umarbeitungen und Erweiterungen erfahren.*) Zum großartigen Gedichte — wir werden später davon hören — hat ein Deutscher den keltischen Stoff umgeschaffen.

Ein ungedruckter Brief Lessings.

Mitgetheilt von Carl Meinert.

Lessing hatte sein dreißigstes Jahr erreicht, als er im November 1760 fluchtähnlich aus Berlin schied, wo er sich doch in glückliche Verhältnisse eingelebt und in Moses Mendelssohn, Nicolai, Ramler, de Gasc und in den Stammgästen der behaglichen „Baumannshöhle" treue und liebe Freunde gewonnen hatte. Warum entzog er sich plötzlich diesen Verhältnissen? War es, weil er, der alle Cliquen gesprengt hatte, nicht der ständige Führer einer neuen und im Sinne einer geschlossenen Schriftstellerpartei Berliner werden wollte? Auch die Kriegszeit mochte ihm das Dasein des Stubengelehrten verleidet haben. Er sehnte sich nach einer anderen, freieren Existenz, die ihm zugleich mehr Gelegenheit zur Sammlung bieten konnte, als der aufreibende Journalismus. Er selber schreibt: „Ich will mich eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht zu kommen" und bezeichnet den Breslauer Aufenthalt als eine große Krise. Am 5. August 1764 schreibt er an Ramler: „Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden." Hier erst fing er an zu leben. Seine Verhältnisse ordneten sich, so daß er leichten Herzens eine Berufung an die Universität Königsberg abgelehnt haben soll. Er fühlte sich nicht mehr abgespannt wie in Berlin, sondern so gesund und frisch wie nie zuvor. Das ihm unentbehrliche Theatervergnügen fehlte nicht, sein liebes Pharao wurde nur allzu leidenschaftlich betrieben, seine „treffliche Bibliothek" durch neue Einkäufe vergrößert, dabei studirte und schaffte er tüchtig. Jetzt entstand unser erstes Lustspiel. „Minna von Barnhelm", die im August 1763 spielt, wurde 1763 concipirt und im Jahre 1764 der Hauptsache nach vollendet. Seine pecuniäre Lage war keine ungünstige gewesen, wenn er nicht auch seine Familie zu unterstützen gehabt hätte. Aber von Kamenz wurde ihm wirklich zu viel zugemuthet: er sollte nicht nur fortwährend seinen Beutel öffnen, sondern auch den Bruder Gottlob, der die Hände in den Schoß legte und daheim mit den Geschwistern haderte, zu sich nach Breslau nehmen. Lessing weigerte sich dessen, beherbergte aber im folgenden Sommer 1764, wo eine Krankheit Tauentziens die endgültige Entscheidung hinausschob, Theophilus in Breslau und sprang dem bedrängten Vater mit allem erschwinglichen Gelde bei. Eben war dem Primarius zu allem Ueberfluß die Kränkung widerfahren, daß der Kamenzer Rath in die offene Stelle eines Vicars nicht den armen Theophilus, den man für zu kurz gewachsen erklärte, sondern einen betrügerischen Feldprediger einschob. Unter den Nachwehen des Krieges wurde die Lage der Familie immer verzweifelter. Gerade in dieser Zeit, wo Alles nach Geld schrie und Karl auf Kosten des Bruders in Breslau zu leben gedachte, was jedoch nicht geschah, erklärte Gotthold sich mehr als je entschlossen, „von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne ist zu abstrahiren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen." Schon im November 1763 hatte er dem Vater zögernd mitgetheilt, man möge ihn doch weder für sicher etablirt halten, noch seine pecuniäre Lage überschätzen; er werde vielleicht sehr bald zu seiner alten freien Lebensweise zurückkehren.

Der erhaltenen Briefe aus dieser denkwürdigen Epoche des Dichters sind nicht eben viele. Zumal über die Zeit nach dem Frieden sind wir sehr dürftig unterrichtet. Vom August 1763 bis in den October 1766 liegen nur Briefe des Vaters und eine griechisch abgefaßte Epistel von Bruder Theophilus an Lessing vor; vom Spätsommer 1764 bis ins Frühjahr 1766 von Lessing nur ein paar Briefe nach Kamenz, so daß wir z. B. nicht einmal wissen, wann und wie sein Verhältniß zu Tauentzien sich gelöst hat. Nur so viel erhellte bis jetzt, daß er noch im September 1764 als Gouvernementssecretär fungirte. Näheres erfahren wir erst aus einem bisher für verloren gehaltenen Briefe, dessen Original in meinen Besitz gelangt ist und dessen Inhalt hier mitgetheilt werden soll. Von seiner Existenz wußten wir bisher nur aus einem Briefe des alten Lessing — Nr. 86 in „Lessings Briefen II, 1. Hälfte, Briefe an Lessing, herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Carl Christ. Redlich", S. 186 (Berlin, Hempel) —, der mit den Worten anhebt: „Lieber Sohn, Da Du nach Deinem letzten Briefe vom 12. October a. c. wiederum in Breslau" u. s. w. und wozu Redlich bemerkt: Ist verloren. Wir ersehen daraus vor Allem, daß Lessing im October noch bei Tauentzien war und auf vier Wochen zu verreisen, dann nach Breslau zurückzukehren und seinen Abschied zu nehmen gedachte. Charakteristisch ist die Bemerkung über den einzukassirenden Wechsel. Lessing scheint keine große Meinung von des Vetters Vertrauen in seine Ehrlichkeit gehabt zu haben ... Sonst spricht auch aus diesem Briefe wieder überall der ehrerbietige dankbare Sohn, der liebevolle Bruder und der muthig auf sich selbst bauende junge Schriftsteller.

Hochzuverehrender Herr Vater,

Ich habe nach des Bruders Abreise von hier so viel zu thun gehabt, und bin so lange verreiset gewesen, daß ich es von einem Posttage zu dem andern verschieben mußte, meinen wertheſten Aeltern zu schreiben. Ich versparte es endlich bis Herr Meyer zur Messe gehen würde; allein er ist diesesmal nicht gegangen. Nun verreise ich morgen wiederum, und werde schwerlich unter 4 Wochen wieder zurückkommen. Daher mache ich mir den ersten müßigen Augenblick noch vorher zu Nutze, um Ihnen zu melden, daß ich noch ziemlich gesund bin, und nichts mehr wünsche, als daß Sie allerseits zu Hause vollkommen gesund und vergnügt leben mögen.

Mein Bruder Theophilus wird Ihnen von meinen Umständen mehr haben sagen können, als ich schreiben mag. Es ist nunmehr fest beschlossen, daß, sobald ich von dieser Reise wieder zurückkomme, ich sodann meinen Abschied nehme. Ich habe die dringendsten Ursachen dazu; und ob ich schon eben noch nicht weis, was ich sodann anfangen werde, so bin ich doch im geringsten nicht verlegen, auf eine oder die andere Weise mein Auskommen zu haben. Diese Veränderung ist die Ursache warum ich Carln nicht zu mir kommen laßen kann. Ich habe ihm 50 ℔ in Leipzig von den Winklerschen Geldern assigniret, von welchen ich hoffe, daß sie diese Messe bezahlt werden sollen. Es ist mir nicht wohl möglich gewesen, ihm von hier aus Geld zu übermachen. Meine Einkünfte sind itzt bey weitem die nicht mehr, die sie vor Jahr und Tag waren. Die Unkosten des Proceßes belauffen sich übrigens auch sehr hoch, so daß mir überhaupt nicht viel übrig bleiben wird. Widrigenfalls wollte ich ihm gerne mit mehrerem helffen; denn ich höre, daß er mehr schuldig ist. Sobald ich selbst nur weis woran ich bin, werde ich seiner nicht vergeßen und ihn auf die eine oder andere Weise unterstützen. Die Schwester braucht sich mit der Wäsche nicht zu übereilen; was sie indeß fertig hat, kann sie mir mit einem sichern Fuhrmanne schicken. Die Auslage werde ich erstatten und mich für ihre Mühe auch sonst dankbar erzeigen.

*) Vgl. San-Marte (Schultz), die Sagen vom Merlin (1853), besonders S. 340 fg.

Digitized by Google

Daß ich dem H. Vetter Feller seine Schuld noch nicht eintreiben können, thut mir herzlich leid. Der Wechsel ist längst verfallen, und also weiter nichts als eine bloße Obligation, die sich mit der Wechselschärfe nicht einklagen läßt. Der Schuldner nächst dem hat wenig oder nichts. Ich will noch das letzte versuchen und sehen ob ich Arrest auf sein Bißchen Tractament erhalten kann. Haben Sie die Gütigkeit, Hochzuverehrender Herr Vater, den H. Vetter dieses melden zu lassen. Zweifelt er aber, ob ich seine Forderung nicht schon eincassiret, so will ich ihm den Wechsel selbst wieder zurücksenden.

Dem Bruder Theophilus werde schreiben, und ihm verschiedene Bücher, die er sich bey mir ausgesucht hat, senden, sobald ich wieder zurück bin.

Indeß empfehle ich mich meinen wertheſten Aeltern, und verharre zeitlebens

Dero

gehorsamster Sohn
Gotthold.

Breslau, den 12. October 1764.

Erinnerungen eines deutschen Offiziers.

Besprochen von Karl Braun-Wiesbaden.

Von dem vortrefflichen alten Stüve behauptete einer seiner ergebensten und aufrichtigsten Freunde, er habe zwanzig Jahre gebraucht, um aus einem Osnabrücker ein Hannoveraner zu werden, und er werde wenigstens abermals zwanzig Jahre brauchen, um aus einem Hannoveraner ein Deutscher zu werden; und da er vor Ablauf der zweiten zwanzigjährigen Periode gestorben, so scheint er bis zum deutschen Standpunkt nicht durchgedrungen zu sein.

Der Verfasser des höchst interessanten Buches „Erinnerungen eines deutschen Offiziers"*) ist glücklicher gewesen. Er ist während der Periode von 1848 bis 1871 aus einem Hannoveraner ein Preuße (Anfangs allerdings mit einigen hannoverschen Vorbehalten) und als Preuße ein guter Deutscher geworden, soweit er letzteres nicht schon als Hannoveraner gewesen. Ihm sind allerdings die Ereignisse besser zu Hülfe gekommen, als dem alten Stüve. Als Letzterer einige Versuche machte, sich preußisch oder deutsch zu acclimatisiren, kam die platte und geistlose Reaction der fünfziger Jahre dazwischen; und man kann es ihm ebenso wenig, wie irgend einem Anderen, übel nehmen, daß es ihn nicht gelüstete, sich unter die Führung der Männer von Olmütz zu stellen, welche nichts verstanden, als „muthig einen Schritt zurück zu weichen" — manchmal aber war es auch etwas mehr als ein Schritt und etwas weniger als muthig —, und welche die Abneigung zu verantworten haben, welche in verschiedenen Gegenden Deutschlands gegen Preußen herrschte und noch herrscht, wenn auch die Reminiscenzen an den „Schimmel von Bronzell" und die schwarzgelbe Pacification von Schleswig-Holstein im Großen und Ganzen glücklich überwunden sind.

Der 1838 in Stade geborene Verfasser hatte als Sohn eines bürgerlichen Vaters und einer adeligen Mutter in Hannover, wie es noch vor vierzig Jahren war, eine eigenthümliche Stellung, die ihre Schwierigkeiten darbot. Zwar gehörte er zur privilegirten Klasse, nicht nur von mütterlicher, sondern auch von väterlicher Seite. Das Verhältniß war nämlich in Hannover, wo ich einen Theil meiner Jugend zugebracht hatte, folgendes: Da das Land vor Ernst August keinen König innerhalb seiner Grenzen hatte, sondern entweder direct von London aus oder durch einen Statthalter regiert wurde, so hatte sich in demselben eine herrschende Aristokratie ausgebildet, welche aus zwei Elementen bestand, nämlich erstens aus dem Adel, dem nur ein verhältnißmäßig geringer Theil des nutzbaren Grundeigenthums des Landes gehörte und der daher vorzugsweise auf den Hof- und Staatsdienst und auf Pachtungen königlicher Dominialgüter angewiesen war, wobei man ihm weitgehende Vergünstigungen gewährte; — zweitens aus den sogenannten „schönen Familien", deren Angehörige schon seit Generationen sich in dem Staatsdienst, den man hier den „königlichen" Dienst nannte, befestigt, eingelebt und ausgedehnt hatten. Die Hannoveraner hatten damals — sagen wir: in meiner Jugend, d. i. vor vierzig und mehr Jahren, ich glaube aber auch noch später — eine hohe Meinung von ihrer Stellung in Deutschland, die auch von Andern anerkannt wurde. Um es kurz auszudrücken will ich sagen: auf sie fiel ein Abglanz Englands, des einzigen constitutionell-parlamentarischen Staates in Europa, während in Deutschland die Großstaaten noch im Zustande eines veralteten und leistungsunfähigen Absolutismus verharrten und die Mittel- und Kleinstaaten sich in Verfassungsexperimenten ergingen, welche sich der unglücklichen französischen Schablone bedienten und zeitweise unangenehme Störungen erlitten, indem zuweilen jener Knecht Ruprecht, welchen man den Bundestag nannte, mit seiner Ruthe dazwischen fuhr, oder der damalige Herr dieses Knechtes, der Fürst Metternich, den als Befehl betrachteten Wunsch aussprach, daß im Interesse der schwarzgelben quietistischen Euthanasie „unter allen Wipfeln" Deutschlands und Italiens, auf welche er drückte wie ein Alp, „Ruhe herrschen möge".

In der That kann man nicht leugnen, daß die Hannoveraner von England mancherlei Gutes gelernt und überkommen hatten. Selbst in Preußen und in Norddeutschland zeigten sie sich 1867 den Andern in parlamentarischer Taktik und Technik überlegen. Ihr Militär war so gut, als es außerhalb eines größeren Verbandes sein konnte. Ihre Rechtspflege war vormals ein wenig zopfig, aber nicht ohne Geist und Kenntnisse; die Verwaltung war sorgfältig nnd hatte allerlei gute Seiten, welche an englisches Selfgovernment anklangen. Von der Verfassung will ich nicht reden, denn leider wurde seit Ernst August der Staatsstreich epidemisch oder richtiger endemisch.

Wie aber in Hannover die beiden regierenden Klassen (ich sage absichtlich nicht „Kasten") die adeligen und die „schönen" Familien sich zu einander verhielten, dafür gibt uns der Verfasser der „Erinnerungen", wenn auch nur ganz beiläufig, einen Beleg, wie er gar nicht besser zu beschaffen ist.

Es handelt sich um den Stammbaum der Mutter des Verfassers, eines Kehdinger Fräuleins von gutem hannoverschen Adel. Sie besaß eine Copie des Stammbaumes, welchen ein dienstfertiger Vetter von dem im Besitze des Hauptstammes befindlichen Original abgeschrieben. Zwei der „Ahnen" sind hannoversche Minister gewesen. Natürlich stand in dem Stammbaum bei dem betreffenden Namen auch der „Minister". Der der hannoverschen Geschichte und dienstpragmatischen Gepflogenheit kundige copirende Vetter aber hatte bei jedem der beiden Minister mit Bleistift die Notiz beigefügt: „Unter dem Geheimen Kabinetsrath Rehberg." Sonst dient der Rath unter dem Minister, in Hannover war es umgekehrt. Der adelige Minister repräsentirte und der bürgerliche Rath regierte und administrirte. Es war umgekehrt wie bei Mozart, wo Don Juan sang und Leporello machte die Gestus. Hier machte der Don die Gestus und der Diener sang. Der „Geheime Kanzlei-Secretär" (so war der Titel, der „Vetter" irrt mit seinem „Kabinets"-Secretär) August Wilhelm Rehberg, ein Mann von hoher Intelligenz — auch damals als Schriftsteller hochgeschätzt; seine Bücher: „Untersuchungen über die französische Revolution nebst kritischen Nachrichten von den merkwürdigsten Schriften, welche darüber in Frankreich erschienen sind" (zwei Theile, Hannover und Osnabrück 1793) und „Ueber den deutschen Adel" (Göttingen 1803) verdienen heute noch studirt zu werden —, dieser Rehberg also war die „pensée immuable", das dauerhafte ministerielle Ueberfutter, welches blieb, auch wenn die äußere Hülle, der Ueberzug, der Minister, wechselte. Er repräsentirte zwar nicht nach Außen, wohl aber nach Innen; denn er war der Vertreter der Intelligenz, der Geschäftskenntniß, der Continuität, der Tradition; und

*) Erinnerungen eines deutschen Offiziers. 1848 bis 1871. 2 Bände. Wiesbaden, 1884, J. F. Bergmann.

Digitized by Google

dabei befand sich der Staat, trotz aller Ministerwechsel, welche ja zuweilen auf seltsamen Veranlassungen beruhen — die Königin Anna z. B. entließ einen Minister, weil er vor ihr in der Stutzperrücke, statt in der Allongeperrücke zu erscheinen gewagt hatte — in der That im Großen und Ganzen nicht übel. Wenn also der, den Stammbaum copirende Vetter schrieb: „Er als Minister diente unter dem Geheimen Kanzleisecretär Rehberg", so schrieb er weder einen Unsinn noch einen Sarkasmus. Letzteres schon deshalb nicht, weil, wie der Verfasser der „Erinnerungen" versichert, der genealogische Vetter sich keineswegs durch Witz, sondern durch andere solidere Eigenschaften hervorthat.

Ich mußte dies Alles vorausschicken, um den Boden zu charakterisiren, auf welchem der Verfasser gewachsen, und die Stellung, welche er von Haus zu den zeitgenössischen Dingen einnahm. Als hannoverscher Lieutenant machte er die Schlacht von Langensalza mit, nach der Annexion entschloß er sich mit der Mehrzahl seiner Kameraden in preußische Kriegsdienste überzutreten, nur eine kleinere Zahl zog die sächsischen vor. Dann garnisonirte er als Lieutenant in Kassel, der Hauptstadt des vormaligen Kurfürstenthums Hessen, hierauf als Hauptmann in Magdeburg; 1870/71 machte er den französischen Krieg mit, um nach dessen Beendigung eine Dame aus Holstein zu heirathen, zu der ihn schon lange sein Herz hingezogen.

Dies sind die persönlichen Erlebnisse des Verfassers von 1848—1871 in nuce. Vielleicht wird Mancher sagen: „Das ist doch nicht viel und lohnt wohl in der That kaum, Memoiren zu schreiben," und vielleicht sind auch Viele, welche das Buch nicht gelesen haben, geneigt, diesem Urtheile zuzustimmen. Es gibt indessen ein unfehlbares Mittel, sie vom Gegentheil zu überzeugen. Es ist dazu nur nöthig, daß sie das vortreffliche Buch mit einiger Aufmerksamkeit lesen. Denn es gibt uns an der Hand der persönlichen Erlebnisse und Beziehungen des Verfassers ein vollständiges Bild der politischen, militärischen und gesellschaftlichen Zustände Deutschlands während jener Jahrzehnte, welche den Verlauf unseres nationalen Umschwungs in sich begreifen, — ein Bild von seltener Treue und von einer noch selteneren künstlerischen Vollendung.

Er wählt dazu eine ganz eigenthümliche Methode, welche verdient, genauer charakterisirt zu werden, weil sie es ist, die dem Buch seinen besonderen Reiz gibt und zugleich uns auf das hinweist, was bei der Darstellung der Personen und Zustände aus jener Periode, welche ja schon so oft mit größerem oder geringerem Erfolg — und ich kann hinzufügen: mit größerer oder geringerer Wahrheitsliebe — versucht worden ist, ihr Eigenthümliches bildet.

Der Verfasser befolgt den Rath des großen englischen Dichters:

„Eins über Alles: Sei dir selber treu!
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen;"

Was aber die Hauptsache ist: es wird ihm nicht schwer, diesen Rath zu befolgen, weil er das Glück genießt, von Haus aus jene „aequa mens" zu besitzen, welche eine ruhige, wohlwollende und doch zugleich auch scharfe Beobachtung und Beurtheilung ermöglicht, und weil er es versteht, diese liebenswürdige, ruhige, unbefangene, heitere Lebens- und Weltanschauung unter schweren Umständen zu bewahren (rebus in arduis servare).

Damit hängt denn auch die Art der Darstellung zusammen. Diese zeigt uns nämlich neben den öffentlichen Angelegenheiten, welche Alle interessiren, auch die privaten, welche vorzugsweise den Verfasser und die Seinen, sowie die den Kreisen, in welchen er gelebt und gewirkt hat, angehörigen Personen interessiren. Er führt uns ein in verschiedene Familieu und Kreise, aus welchen uns eine große, im Anfang dem Leser vielleicht allzu große, bunte Menge der verschiedensten, mehr oder weniger interessanten Damen und Herren entgegentritt, deren Charakter wir zu studiren, deren Lebensschicksale, Herzensneigungen, Geistesrichtungen u. s. w. wir zu verfolgen in den Stand gesetzt werden.

Und gerade dieser Theil des Buches, der sich scheinbar nur mit Familien- und Privatangelegenheiten beschäftigt, ist es, welcher bei denjenigen, welche in dem Buche vorzugsweise quellenmäßige Belehrung über zeitgenössische Personen, Zustände und Begebenheiten suchen, Anstoß erregt hat und noch erregen wird, wie ich aus mündlichen und gedruckten Aeußerungen schließe, die zu meiner Kenntniß gelangt sind. Man hat das Buch sogar einen Rattenkönig von Familienromanen genannt. Mit Unrecht. Ich kenne zwar nicht den Verfasser. Zwar glaube ich, es wäre mir bei sorgfältiger Nachforschung nicht schwer, ihn zu entdecken. Aber ich enthalte mich einer solchen aus Achtung der von ihm bewahrten Anonymität und in Befolgung des richtigen Rechtsgrundsatzes: „La recherche de la paternité est interdite." Aber was die von ihm geschilderten Personen anlangt, so sind dieselben mit einer so vollendeten Porträtähnlichkeit gezeichnet, daß ich, trotzdem sie Alle nicht ihren wirklichen, sondern „Fancy"-Namen tragen, in gar manchen derselben Bekannte erkannte und ohne Weiteres in meinem eigenen Exemplare des Buches dem Pseudonym den wirklichen legitimen Namen beifügte.

Vielleicht können das nicht Viele. Aber ich bin wohl im Stande, den Verfasser auf Schritt und Tritt zu controliren. Auch ich bin ein Annectirter und habe ebenfalls, und zwar in reiferen Jahren, den Uebergang aus einem Kleinstaat in den einzigen deutschen Großstaat erlebt und Gelegenheit gehabt, dabei meine Beobachtungen und Vergleichungen zu machen. Ich habe seit dem Jahre 1849, also seit fünfunddreißig Jahren, ununterbrochen verschiedenen Parlamenten und Parlamentchen, — dem nassauischen, dem preußischen und dem deutschen — angehört und in Folge dessen manchen großen Ereignissen und Personen so nahe, daß ich gut beobachten konnte, und doch so ferne, daß ich nie die Unabhängigkeit meiner Gesinnung und meiner Stellung einbüßte, gestanden. Ich habe in Kurhessen und Hannover studirt und gelebt und stets genaue und gute Beziehungen dort unterhalten, gewirkt in Preußen und anderen deutschen Ländern und gereist und observirt in allen übrigen, so daß ich, was nicht ein jeder deutsche Reichsbürger von sich zu behaupten im Stande ist, mit einigem Stolz sagen kann: Ich kenne Deutschland und die Deutschen. Doch an dieser Stelle kommt das Alles nur insoweit in Betracht, als es dazu dient, mich als einen sachkundigen Beurtheiler zu legitimiren; und da kann ich denn, wie ich glaube, mit gutem Fug und Recht behaupten, daß sich diese Memoiren von der Mehrzahl der vielen, die ich kenne, dadurch auszeichnen, daß mir an keiner Stelle derselben ein Zweifel an der Wahrheitsliebe, der Genauigkeit und der Aufrichtigkeit des Verfassers aufgestiegen ist, auch da nicht, wo seine Wahrnehmungen sich mit den meinigen nicht vollkommen decken, und selbst da nicht, wo er seiner satirischen Laune etwas die Zügel schließen läßt, wie z. B. wenn er den Empfangsabend einer Berliner Schriftstellerin schildert, welche jedes Mal „ihren" — niemals kommenden — Prinzen erwartet. (Siehe Band II, S. 225. 240. 262 und 297.)

Alles das ist also kein Roman, obgleich es diesem Theil der Erinnerungen nicht fehlt an einer wahrhaft künstlerischen Form, welche ein ästhetisches Behagen hervorruft. Aber selbst wenn es ganz oder theilweise auf Erfindung beruhte, so wäre es doch unentbehrlich, um die Hauptaction in das rechte Licht zu setzen und die nöthige Stimmung vorzubereiten. Jede dieser Figuren, die Damen mit inbegriffen — oder vielleicht sollte ich sogar sagen: und vorzugsweise die Damen — sind eine jede der Typus eines Standes oder eines Standpunktes, einer Klasse des Staats und der Gesellschaft, einer bestimmteu Auffassung oder einer politischen und socialen Staats- und Weltanschauung.

So viele dieser Figuren auch sind, aus dem angeführten Grunde möchte ich keine derselben vermissen, und zwar um so weniger, als der Verfasser es trefflich versteht, eine jede derselben beinahe plastisch zur Anschauung zu bringen und ihr ein lebhaft pulsirendes individuelles Leben einzuhauchen.

Er schildert uns das Leben in Hannover von dem König und der Königin durch alle Gesellschaftsschichten hindurch bis zu den Handwerkern — dem liberalen Buchbinder und dem conser-

Digitized by Google

vativen Hofschranzler, welche Anfangs in nachbarlicher Freundschaft lebten, dann aber der Politik halber sich mit einander entzweien — mit einer seltenen Anschaulichkeit und gibt uns den Schlüssel zu dem Räthsel an die Hand, wie es kam, daß ein an sich gesundes und lebensfähiges Gemeinwesen durch die Fehler eines Monarchen, der nichts sah und die Menschen nicht kannte, und einer Anzahl von Günstlingen und Rathgebern, die nur zu viel sahen und ihren unglücklichen Monarchen nur zu gut kannten, dem Untergang mit einer wahrhaft verhängnißvollen Schnelligkeit entgegeneilte.

Ich kann daher, obgleich ich kein Hehl daraus mache, daß ich wegen der politisch-militärischen Aufschlüsse, welche ich erwartet und gefunden habe, mich dem Studium des Buchs unterzogen, keineswegs der Ansicht derer beipflichten, welche die „Familiengeschichten" oder den „Roman" für ein überflüssiges oder gar störendes Beiwerk erklären, sondern halte Alles das für geradezu unentbehrlich, um die volle Wirkung zu erzielen. Wir verdanken dem Verfasser historisch-politische Belehrung, welche unsere Freude an der Wahrheit, und künstlerischen Genuß, welcher unsere Freude am Schönen befriedigt. Um es kurz zu sagen: Es ist ein ebenso schönes als gutes, ein ebenso unterhaltendes als belehrendes Buch, wie wir deren in der Memoiren-Literatur der Gegenwart nicht allzu viele besitzen.

Pariser Salonbilder.

Von Alphonse Daudet.*)

Wir haben in Paris alle Arten von Salons. Einmal die politischen, z. B. bei Madame Edmond Adam, der Herausgeberin einer Revue, und bei Madame d'Haussonville, legitimistisch weiße oder demokratisch rothe, wo man Präfecte ernennt und Minister stürzt, wo an großen Empfangsabenden die Prinzen von Orléans erscheinen und wo manchmal Gambetta erschien. Dann gibt es die Salons, in denen man sich amüsirt, — oder vielmehr: wo man sich zu amüsiren versucht. Man soupirt, spielt, ahmt die ehemaligen kaiserlichen Hoffeste von Compiègne so viel als möglich nach; es sind hübsche Wintergärten, unter deren Glasdach die duftlose Blume der rein weltlichen und äußerlichen Freude erblüht. Aber der wahre literarische Salon, wo um eine zuvorkommende und bejahrte Muse sich ein Kreis von wirklichen und eingebildeten Schriftstellern zweimal die Woche versammelt, um kleine Gedichte eigener Erzeugung vorzutragen, wobei kleine Biscuits in eine kleine Tasse Thee getaucht werden — dieser Salon hat in Paris entschieden zu leben aufgehört. Kein literarischer Salon ohne Literaten, und die Schriftgelehrten von heute — Alles handfeste Bursche mit strotzender Gesundheit und ganz modernem Appetit — lieben zu sehr das Materielle, als daß ihr Magen und ihr Gehirn sich mit der Speise eines Kanarienvogels begnügen würde. Dennoch, ich gestehe es, ohne just alt zu sein, habe ich einige dieser blaustrümpfigen Salons gekannt, die man heute höchstens noch in der Provinz findet, veraltet wie die Guitarre, die zerrissene Byron-Stimmung und die Stammbuchverse.

Hauchen wir einmal auf unsere zwanzigjährigen Erinnerungen. Pst! pst! pst! Der Staub wirbelt in leichten Wölkchen auf, und aus diesem Gewölk entwickelt sich deutlich, wie eine Feen-Erscheinung, die liebenswürdige Silhouette der guten Madame Ancelot. Sie wohnte damals in der Rue St. Guillaume, einem vergessenen provinzmäßigen Gäßchen mitten in Paris, wo das Gras zwischen den Pflastersteinen wächst, wo man nie das Rollen eines Wagens hört, wo die hohen Häuser, die für ihre drei Etagen viel zu hoch sind, nur ein gedämpftes, kaltes Tageslicht durchscheinen lassen. Das alte schweigsame Haus hatte stets geschlossene Balkonfenster, ein nie geöffnetes Hausthor und eine Miene, als wäre es seit Jahrhunderten unter dem Zauberstab eines Hexenmeisters eingeschlafen. Und das Innere paßte trefflich zu dem, was die Façade versprach: ein ganz weißer Corridor, eine dunkle unheimliche Treppe, hohe Plafonds, breite Fenster, Malereien auf dem Getäfel, und dies Alles vergilbt, dürr, nachgedunkelt, mit dem Ausdruck des Nichtmehrlebens. Und mitten in alledem, trefflich zum Rahmen stimmend, Madame Ancelot selbst in weißem Kleid, rundlich und faltenreich, so wie man sich die Feen im Märchen vorstellt, die niemals sterben können und tausend Jahre lang altern. Madame Ancelot liebte die Vögel, ebenfalls wie die guten Feen. Ringsum in ihrem Salon bedeckten vogelsängerfüllte Käfige die Wände und schichteten sich über einander wie im Schaufenster eines Vogelhändlers. Aber selbst die Vögel schienen alte Lieder zu singen.

Auf dem Ehrenplatz in voller Beleuchtung und sich sofortiger Aufmerksamkeit aufdrängend, hing ein großes Bild des Malers Gérard, das Madame Ancelot darstellte, à l'enfant frisirt, im Modekostüm der Zwanzigerjahre, immer lächelnd, in Dreiviertelstellung, um mit entschwebender Geste à la Galathée ein Paar wunderbar weiße und runde Schultern zu zeigen. Vierzig Jahre nach der Anfertigung dieses Porträts decolletirte sich Madame Ancelot noch immer, aber es waren freilich nicht mehr die weißen, runden Schultern, die einst Baron Gérard gemalt hatte. Aber die gute Frau kümmerte sich nicht darum. Sie bildete sich noch Anno 1858 ein, die schöne Madame Ancelot vom Jahre des Heils 1823 zu sein, als Paris ihrem Theaterstück: „Marie oder die drei Lebensalter" Beifall klatschte. Uebrigens war Niemand da, der sie darauf aufmerksam machte. Alles rings um sie her vergilbte und alterte zugleich mit ihr: die Rosen auf den Teppichmustern, die Bänder auf den Tapeten, die Wesen und die Erinnerungen; und während das Jahrhundert fortschritt, vertiefte sich diese zum Stillstande gebrachte Existenz, dieses Intérieur aus einer anderen Zeit, unbeweglich wie ein Schiff, das vor Anker liegt, schweigsam und glücklich in die Vergangenheit.

Ein einziges Wort hätte den Zauber brechen können. Aber wer mochte dies freche Wort aussprechen? wer hätte sagen wollen: Wir altern! Am wenigsten die Stammgäste dieses Salons, denn auch sie gehörten einer längstvergangenen Epoche an, und auch sie lebten im Wahn, nicht zu altern. Der Gott des Salons, ein umhuldigter, vielbewunderter, verwöhnter Gott, war der Dichter Alfred de Vigny, offenbar ein großer Poet, aber ebenfalls aus einer anderen Zeit, — seltsam und altfränkisch mit seiner Erzengelmiene und seinem weißen Trauerweidenhaar, das für seine kurze Statur viel zu lang war. Alfred de Vigny vermachte sterbend der geliebten Frau Ancelot seinen Papagei. Dieser erhielt seinen Platz in der Mitte des Salons auf einem gefirnißten Ring. Die Besucher des Salons fütterten ihn übervoll mit Leckereien — man denke sich nur: de Vignys Papagei! — Aber das war viel später. Zur Zeit, als ich bei Madame Ancelot eingeführt wurde, lebte der Poet noch, und der Papagei mischte noch nicht seinen grellen, greisenhaften Schrei in das gewaltige Gezwitscher, das, ich glaube: zum Protest, aus allen Käfigen ertönte, wenn irgend einer der Gäste seine Verse zum Besten gab.

Manchmal verjüngte sich der Salon ein wenig. An solchen Tagen erschienen blonde Lyriker mit langen Haaren — Eigengewächs, keine Perrücken! —, und auch sentimental blickende jüngere Schwestern in Apoll tauchten auf. Auch mich, wie die Anderen, bat man hier und da um Mittheilung einer poetischen Hervorbringung. Aber ich war sehr schüchtern, und meine Stimme muß darunter gelitten haben. „Lauter!" sagte alsdann Madame Ancelot zu mir, „lauter! denn der Marquis de la Rochejacquelein hört nicht gut!" In der That waren da etwa ein halbes Dutzend beisammen, die so taub waren wie etruskische Vasen, die niemals hörten, trotz ihrer aufhorchenden Miene und obwohl sie ihre linke Hand, zum Horn gerundet, ans Ohr legten. Der witzige Coupletdichter Gustav Nadaud ließ sich manchmal herbei, ein Lied zu singen. Untersetzt, die Nase hoch, das breite Gesicht strahlend, mit einer affectirt bäuerlichen Gemüthlichkeit, die an diesem Ort eines prickelnden Reizes nicht entbehrte, setzte er sich

*) Nachdruck verboten.

Digitized by Google

ans Klavier und hämmerte auf die Tasten und sang so laut, daß er Alles weckte. Aber auch welch ein Erfolg! Wir waren Alle eifersüchtig auf ihn. Manchmal declamirte irgend eine Schauspielerin, die sich bemerkbar machen wollte, einige Strophen. Und dabei konnte man eine gewisse Tradition beobachten: weil ehedem die Rachel in diesem Salon Stanzen declamirt, wovon ein Gemälde, das jetzt über dem Kamin hing, Zeugniß ablegte, so war es hergebracht, nur Stanzen aufzusagen. Aber ach, es war keine Rachel mehr da! Dieses Oelgemälde war übrigens nicht das einzige. Man entdeckte deren in allen Winkeln, sämmtlich von der Hand der Wirthin, welche in ihren freien Stunden den Pinsel führte und ausschließlich nur für ihren Salon malte, um eine Erinnerung an irgend ein großes Ereigniß in dieser kleinen Welt zu verewigen. In ihrer Autobiographie: „Mein Salon, von Madame Ancelot" findet man die Reproduction einiger dieser Bilder. Jeder Getreue ihres Salons ist dort verewigt, und ich glaube, Gott strafe mich, daß ich selbst dort zu finden bin — freilich etwas sehr im Hintergrunde ...

Dieses fremdartige Personal versammelte sich jeden Dienstag in der Rue St. Guillaume. Man stellte sich spät ein, und Folgendes ist der Grund dafür. Ganz in der Nachbarschaft, absichtlich, wie ein permanenter Protest, gab es einen rivalisirenden Salon: der von Madame Mélanie Waldor. Die beiden Musen waren früher befreundet gewesen; Madame Ancelot hatte sogar Mélanie eingeführt. Aber plötzlich blieb eines Tages Mélanie fort und richtete Altar gegen Altar auf, ganz wie es ehedem zwischen der du Deffand und Fräulein da Lespinasse geschehen war. Mélanie Waldor schriftstellerte. Man kennt von ihr Romane, Gedichte und ein Theaterstück. Alfred de Musset hat in einem Augenblick grausamer Laune auf sie schreckliche und zugleich herrliche Verse gedichtet, welche, von Aretin und Juvenal gewürzt, in Ermangelung eines Besseren den Namen der Muse auf den Flügeln der obscönen Literatur auf die Nachwelt bringen werden. Was hatte denn Madame Waldor dem großen Lyriker gethan? Wer weiß es! Ich sehe sie noch: ganz in Sammt, mit schwarzen Haaren — pechfarbig wie die Federn eines hundertjährigen Raben, der durchaus nicht grau werden will —, auf ihren Divan hingegossen, immer erschöpft und schmachtend und in der Haltung einer geknickten Lilie. Aber ihr Auge blitzte und ihr Mund zischte, wie der Rachen einer Viper, wenn von „Ihr" die Rede war. Von Ihr! d. h. der Anderen, der Feindin, der guten alten Madame Ancelot! Zwischen den Beiden wogte ein Krieg auf Leben und Tod. Madame Waldor hatte absichtlich denselben Tag für ihren Jourfix gewählt, und gegen elf Uhr, wenn man sich entfernen wollte, um das Gegenüber zu besuchen, hielten ihre eisigen Blicke den Durchgänger an der Thüre fest. Man mußte bleiben, die Zunge spitzen, den alten Ancelot durchhecheln, sich in scandalösen Anekdötchen üben. Gegenüber entschädigte man sich dann wieder, indem man über den politischen Einfluß und die Beziehungen von Madame Waldor tausend pikante Legenden erzählte.

Wie viel Zeit verlor, wie manche Stunde verschwendete man an diese giftigen Nichtigkeiten in dieser Atmosphäre von ranzigen kleinen Verschen und schimmelig riechenden Klatschereien, auf diesen Parnassen aus Pappe, wo gar keine Quelle sprudelte, wo kein Vogel sang, wo der poetische Lorbeer die Farbe des grünen Sitzkissens eines Staatshämorrhoidarius hatte! Und auch ich habe diesen Parnaß bestiegen! Gott, man muß dergleichen sich ansehen, wenn man jung ist!

Armer, lieber Frack! welch enge Corridore hast du nicht zu jener Zeit mit deinen Schößen gestreift, welche Treppengeländer hast du nicht mit deinen Aermeln glänzen machen! Ich erinnere mich, ihn auch in dem Salon der Gräfin B. spazieren geführt zu haben. Die Gräfin hatte zum Manne einen guten alten Gelehrten, den man selten sah und der kaum zählte. Sie mußte einst sehr schön gewesen sein; jetzt war es eine hohe, dürre Frau mit herrischem, beinahe bösem Ausdruck. Murger, der Verfasser der „Vie de Bohème", der arg in sie verliebt gewesen sein soll, hat sie in seiner „Madame Olympe" gezeichnet. Murger hatte nämlich einen Augenblick einen Ausflug in die Gesellschaft unternommen, und hier war es, wo er, naiv genug, die „höheren Stände" entdeckt zu haben glaubte. Eine saubere „Gesellschaft", die recht eng und ein wenig zu hoch wohnte: im dritten Stock in drei kalten und armseligen Stübchen, deren Fenster auf den Hof gingen! Aber man besuchte den Salon und fand keine ganz gewöhnliche Gesellschaft.

Hier traf ich auch ein sehr seltsames und dabei liebenswürdiges Ehepaar, das ich mir die Erlaubniß vorzuführen bitte. Wir sind im Salon. Setzen wir uns und sehen wir ... Die Thüre geht auf, und eintreten Philoxène Boyer und seine Frau. Auch er war einer jener wunderlichen Söhne, der Schrecken und die Strafe des Elternhauses, ein Erzeugniß des Zufalls, das kein Atavismus erklärt, ein Samenkorn, vom Winde über die Meere geführt, man weiß nicht woher, und das eines schönen Tages plötzlich als bizarr bunt gefärbte Blume mit exotisch geschnittenen Blättern mitten im Krautbeet des bürgerlichen Küchengartens aufwächst. Sohn eines der gelehrtesten Professoren der griechischen Sprache, geboren zwischen den zwei Blättern eines Lexikons, von Kindesbeinen auf in Bezug auf Promenaden und Gärten nur mit dem gelehrten Garten der griechischen Wurzeln bekannt, mit Griechisch genährt, mit Griechisch geölt, schien Philoxène mit seinem griechischen Namen entschieden bestimmt, auf Marmor im Pantheon der Helleniſten eingeschrieben zu werden. Aber Papa Boyer rechnete ohne Balzac. Philoxène hatte, wie alle Schüler von damals, die Romane Balzacs in seinem Pulte, und war so sehr von dessen Helden erfüllt, daß er, als er eines Tages von seiner Mutter hunderttausend Francs geerbt, nichts Eiligeres zu thun hatte, als nach Paris zu kommen, um die hunderttausend Francs durchzubringen, so wie dies Balzacs Helden thun würden. Der Plan wurde sogleich ausgeführt: Blumenspenden, Kußhände, Eroberungen von Frauenherzen, nichts fehlte, — und das Ganze krönte eine tolle Orgie, wie die in Balzacs Roman: „La Peau de chagrin". Die hunderttausend Francs hatten genau sechs Monate vorgehalten. Der Sohn des griechischen Gelehrten hatte sich herrlich amüsirt. Mit leeren Taschen und den Kopf voller Verse erklärte er, hinfüro sich dem Berufe des Dichters widmen zu wollen. — Aber es stand geschrieben, daß Philoxène bis an sein seliges Ende ein „Opfer des Buches" sein sollte. Nachdem er Balzac verlassen, begegnete er Shakespeare. Balzac hatte ihn nur seine Thaler gekostet, Shakespeare zehrte an seinem Leben. Und das ging so zu.

Eines Tages — vielleicht in Folge eines Traumes — stand Philoxène als Shakespearomane auf. Und wie dieses willenstarke und doch zarte Männchen von ziemlich heftigem Charakter war, nichts halb thun konnte, so ergab er sich an diesem Morgen dem großen Britten mit Leib und Seele, mit Haut und Haar. Shakespeare studiren, ihn auswendig kennen, von dem obscursten Sonnet bis zu den bestrittensten Stücken war für ihn eine Kleinigkeit und beschäftigte ihn blos einige Monate. Aber Philoxène strebte nach Höherem. Er wollte ein Buch über Shakespeare schreiben, ein vollständiges, ein abschließendes Buch, ein dem Göttlichen würdiges Denkmal, und zu diesem Zwecke faßte er den tollen Plan, vorher Alles zu lesen, was seit 200 Jahren bis auf unsere Tage über den großen Dramatiker geschrieben worden war, und die Quintessenz von Allem, aber Allem, zu excerptiren, ohne den geringsten Artikel, das schmächtigste Document zu übergehen. Die Folge war eine Anhäufung von staubigen Folianten, die zum Bau eines zweiten babylonischen Thurmes genügt hätten. Und diesem Thurme sah bald der arme Kopf von Philoxène zum Verwechseln ähnlich. Ich habe ihn in seinem Daheim gesehen, nicht mehr Herr seiner selbst, von allen Seiten umfluthet von Shakespeare. Es waren an die fünftausend Bände über den Dichter, von allen Formaten, in allen Sprachen, bis zur Decke sich erhebend, die Fenster verbarrikadirend, die Tische zermalmend, die Fauteuils an sich reißend, zu Pyramiden aufgebaut, über einander stürzend, die Luft und das Licht verschlingend, und inmitten dieser Sündfluth Philoxène, der Notizen machte, während seine Kinder um ihn heulten und schrieen. Denn er hatte sich verheirathet, ohne eigentlich recht zum Bewußtsein dieser Thatsache gelangt zu sein, und war zwischen zwei Excerpten

Digitized by Google

Vater geworden. Von seiner fixen Idee aufgeregt, laut mit sich selber sprechend, den Blick zum Horizont gerichtet, in Träumen verloren, ging er wie ein Blinder durch die Straßen von Paris. Seine Frau, ein sanftes, melancholisches Wesen, folgte ihm überall. Man sah sie oft im Café de la Régence, immer zusammen. Sie mischte ihm selbst den Absinth, langsam und liebevoll, einen hellen Absinth, kaum mit grün gefärbt, denn der begeisterte Schriftsteller bedurfte keiner Erregungsmittel. Man sah die Frau auch auf der ersten Bank bei den Vorträgen, die Philoxène manchmal hielt, natürlich immer über Shakespeare. Hie und da — peinliches Schauspiel! — fehlte ihm ein Wort. Der Redner blieb stecken, suchte — vergeblich. Jedermann hatte das Gefühl, daß in diesem Kopfe die Ideen, die Sätze sich drängten, ohne herauskommen zu können, wie eine aufgeregte Menge in einem brennenden Hause. Die Frau errieth das Wort, soufflirte es ihm, leise, mütterlich. Und Philoxène beendete den Satz, und in dieser grausamen Improvisation gab es oft Genieblitze und eine wahrhaft überzeugende Beredtsamkeit. Denn im Grunde steckte hinter diesem sanften Besessenen ein wahrer Poet.

Philoxène hat traurig geendet, indem er sich an obscuren Arbeiten betheiligte, um des täglichen Brodes willen und um sich Bücher kaufen zu können, immer von seinem großen Werke träumend, ohne es jemals schreiben zu können. Denn er wollte Alles lesen über Shakespeare, und jeden Tag erschienen in Deutschland, in England, in Amerika Arbeiten, die berücksichtigt werden mußten und ihn zwangen, seinen ersten Federzug auf den folgenden Tag zu verschieben. Seine Wittwe wurde später Postmeisterin in der Provinz. Nachdem sie lange ihren Dichter beweint, hat sich die gute und einfache Frau vor zwei Jahren verheirathet. Man errathe mit wem? Mit ihrem Briefträger.

Tommaso und Angela.

Eine Neujahrslegende von Ludwig Hevesi.

Wer jemals zu Siena gewesen, in der hochragenden Stadt Pandolfo Petruccis, der kennt auch das Krankenhaus Santa Maria della Scala, geradeüber vom Dome. Er hat wohl auch ein Stündchen auf einer der Bänke vor dem Hospital gesessen, zwischen einer unheilbaren Lunge, welche da ihr bischen Sonne athmete, und einem halbgeheilten Armspeichenbruch in gestreiftem Leinenschlafrock. Denn nirgends übersieht man besser den Wunderbau jener Tempelstirne, die sich emporthürmt gleich einem Scheiterhaufen aus weißen Marmorbalken und Bildsäulen statt hölzerner Scheiter und Klötze, und mit ihren drei Giebeln wie mit drei lichtlodernden Flammen aufzüngelt in die blaue Luft. Und dann klang vielleicht vom gewaltigen Glockenthurm her ein Glöcklein, wie Kinderstimme aus dem Halse eines Riesen, und die kranke Lunge rechts hüstelte: „Ja, Sie sollten den Brontolone hören, den Brummbär, aber der brummt nur zwölfmal im Jahre, und die Zwölf gelten Eins, wenn nämlich das alte Jahr aus- und das neue eingeht.“ Und die leidende Armspeiche links fragte alsbald weiter: „Haben Sie schon die Fresken im Pellegrinajo gesehen?“ und machte auch gleich den Führer durch den großen Pilgersaal im Erdgeschoß, wo vor vier Jahrhunderten und vier Jahrzehnten der brave Domenico di Bartolo Ghezzi aus Asciano seine großen düsteren Bilder an die Wand malte, von Krankheit, Almosen, Findlingen, Sündenablaß . . . und zuletzt die gnadenreiche Jungfrau selbst. Aber diese Göttliche ist längst wieder spurlos verschwunden aus dem Jammersaal mit seinen Bettenreihen zwischen Wandnischen aus weißem Marmor, welche statt der Nachtkästchen dienen, und kein Schmerz findet mehr ein Labsal im Anblick der Schmerzenreichen.

Im Winter des Jahres 1549 lag auf einem Bette in diesem Saale der junge Maler Tommaso Barba aus Grosseto. Ein hitziges Fieber trieb sein teuflisches Spiel mit ihm und warf den Jüngling bald gelähmt nieder, daß er für todt dalag, bald aber geißelte es ihn auf zu wüstem Toben, daß seine lästerlichen Reden noch weit in den Bogengang hinaus hallten. Nach der ersten Decemberwoche war sein Zustand sehr beängstigend. „Er ist mit einem Fuße schon drüben,“ sagte eines Morgens die Wärterin, eine alte Augustinernonne, zum Oberarzt Pater Damiano, der die Runde machte; „hat's heute Nacht wieder bunt getrieben. Die Bilder an den Wänden regen ihn so auf, besonders das eine, wo unsere Klosterfindlinge heirathen; er fluchte mörderlich — Gott verzeih' ihm die Sünde — daß man diese unschuldigen Christenjungfrauen in die Sklaverei verkaufe für den Weiberstall des Großtürken (sie bekreuzte sich), und wollte durchaus hin und die Seelenverkäufer auseinanderjagen; mit Mühe hielten wir ihn nieder, ich und Angela. Ein starkes Mädchen, unsere Angela, obgleich noch Novize; sie legt nur ihre Hand auf seinen Arm, das hält wie Eisen und er rührt sich nicht mehr; sie ist zur Krankenwärterin geboren.“ — „Wie lange dauert dein Noviziat noch, Angela?“ fragte der Pater freundlich. — „Genau zu Neujahr sind die drei Jahre voll,“ entgegnete Angela gesenkten Auges. Eben wieder fuhr der Kranke jäh aus seiner Betäubung auf; er saß verstört im Bette und ballte zähneknirschend die Fäuste. Aber Angela legte ihm ihre Hand auf die Stirne, da sank das heiße Haupt beschwichtigt aufs Kissen zurück. „Seht Ihr, Pater Damiano, sie drückt ihm den Kopf nieder, ohne daß man nur eine Aufregung sieht; ein starkes Mädchen, reif für den Schleier.“ — „Legt ihm die Salbe des heiligen Lazarus auf,“ sagte der Arzt, „einen Aderlaß wage ich nicht mehr, es wäre der vierte in acht Tagen.“

Aber die Salbe des heiligen Lazarus nützte nichts. Die Stunden des Fieberwahns wurden immer häufiger. Dann tobte Tommaso gegen Lebendiges und Todtes, und einmal warf er sogar einen Napf gegen den guten Papst Cölestinus, der dort an der Wand dargestellt ist, wie er dem Hospital die große Indulgenz ertheilt, und er schalt ihn dabei Antichrist und höllischen Seelenfischer. Selbst der kluge Pater Damiano war ganz betroffen und murmelte etwas vom Teufel, so daß die Schwestern sich bereits auf eine feierliche Austreibung des Bösen gefaßt machten. Da bezog Schwester Angela die Wache, sie kam jede Woche einmal an die Reihe. Sie legte die Hand auf Tommasos Schulter und er ließ die gewaltthätigen Arme sinken. „Ein starkes Mädchen,“ murmelte Schwester Prassede, „mit einem Finger zwingt sie seine Arme.“ Er beruhigte sich und lag da, mit offenen Augen still fortträumend, wie Einer, von dem ein Alp gewichen. Pater Damiano verordnete kreuzweis gelegtes Blasenpflaster und den Trank der heiligen Brigitta.

Aber als Angela nach acht Tagen wieder an sein Bett trat, fand sie ihn schlimmer als je zuvor. Von den bemalten Wänden war seine irre Künstlerphantasie zu jenen leeren hinübergeschweift, wo einst die Muttergottes in seligen Farben geleuchtet. Ein entsetzlicher Wahn hielt ihn umfangen; er beschuldigte sich mit tausend Schwüren, er sei es, der das heilige Bild vernichtet. In wüthender Reue zerfleischte er seine Brust und dann wieder glaubte er im Höllenpfuhl zu büßen, er fühlte den brennenden Schwefel und duckte sich scheu vor den Krallen der anspringenden Teufel. Man war gezwungen gewesen, ihn mit Stricken ans Bett zu fesseln für diese Nacht, denn es war die Neujahrsnacht und alles Hausgesinde, geistlich und weltlich, mußte später in die Kapelle des Hospitals zum mitternächtlichen Hochamt. Nur jene Novizen, welche eben den Nachtdienst in den Krankensälen hatten, waren dessen enthoben.

Es wurde spät, die Schwestern waren bereits in der Kapelle versammelt und in dem weiten, düstern Pellegrinajo saß Angela allein an Tommasos Lager. Sie war ernster als je und ihre Seele weinte, wenn auch ihre Augen trocken blieben. Denn diese Nacht war die furchtbarste ihres Lebens; noch ein paar Stunden und die Pforte des Todes schlug hinter ihr ins Schloß, um sich nie wieder zu öffnen, sie war lebendig begraben. Wenn der Brontolone auf dem Domthurme drüben Zwölf schlug, war sie kein freies Mädchen mehr, sondern eine Nonne, ein verfallenes Pfand in dem großen Seelenleihhaus des Augustinerklosters, wo man Elternglück borgte auf dargebrachtes Kindesunglück. Und dann schluchzte ihre Seele auf im Tiefinnersten,

Digitized by Google

während die Lippen ein Stoßgebet murmelten um Kraft, Kraft, Kraft.

Der Schmerzensmann auf dem Lager vor ihr rief sie zu ihrer nächsten Pflicht zurück. Furchtbar stöhnte der Gefesselte und rüttelte mit Verzweiflungskraft an seinen Banden. Er glaubte sich an die Folterbank geschnürt und Angelas Blick, ihr Wort, ihre Berührung vermehrten nur seine Pein, denn er hielt sie für den Bösen und schrie angstvoll auf, so oft sie ihm nahe kam. Rathlos, hülflos saß die Novize da; die krasse Teufelsfurcht des Kranken überrieselte sie selbst mit Grausen; so unheimlich flackerte heute das Nachtlämpchen und an den bemalten Wänden jagten sich gespenstische Schatten, als würden die alten steifbeinigen Figuren lebendig und machten sich alle zugleich auf zu einem gräulichen Hexensabbath. „Bindet mich los, ich habe ja Alles bekannt!“ jammerte Tommaso, „heilige Muttergottes, ich habe mich an Dir versündigt, an Deinem Bilde mich gottlos vergriffen, aber vergieb mir und rette mich aus den Klauen des Satans!“ In gräßlichem Krampf bäumte sich sein Körper und das Bettgestell unter ihm krachte in allen Fugen.

Entsetzt wich das Mädchen von seinem Lager. Die Augen, die ihre eigene Folterpein trocken gelassen, feuchteten sich ob der des Nebenmenschen. Was sollte sie nur thun, dem Aermsten zu helfen? Schwere Tropfen standen auf ihrer Stirne vor heißem Willensdrang, den Jüngling zu retten. Aber irdisches Können war hier zu Rande, der Strahl des Heils mußte von oben kommen. Da riß ein Stoß des kalten Winterwindes die Thüre auf und Angelas Auge fiel auf die Bildsäule der heiligsten Mutter, welche draußen im Bogengang der Thüre gegenüber stand, damit sie den Saal bequem überblicken könne, so oft die Thüre aufging. Mit ihrem blauseidenen Gewande und den Goldflittern ihrer Himmelskrone spielte der Wind, so daß sie zu leben und sich zu bewegen schien. Als hätte sie Angela zu sich herangewinkt, eilte diese hinaus und sank ihr zu Füßen. „Hülfe, du Gebenedeite! Rettung für Tommaso!“ schrie sie zu ihr empor. Da zuckte ein helles Licht über das Antlitz der Madonna, welche tröstlich lächelte, und es fiel in die Seele des Mädchens wie ein Strahl dieses Lächelns. An allen Nerven fiebernd sprang sie auf, der furchtbaren Offenbarung zu folgen, die ihr geworden. Sie griff nach dem Mantel von himmelblauer Seide und nahm ihn von den Schultern der Göttin, welche sie nicht zu Boden blitzte, sondern mild lächelte wie vorher. Sie warf das göttliche Gewand um ihren eigenen reinen Leib, der erschauderte unter der leisen Berührung. Mit bebender Hand griff sie dann nach der goldenen Krone auf Mariens Haupte. Und kein Donnerkeil schmetterte sie in den Grund, sondern Maria lächelte ihr freundlich zu: „Nimm, Angela; nimm.“ Und sie that das Ungeheure; die Krone des Himmels und der Erde setzte sie sich auf das sterbliche Haupt. Und wie die Götterkrone ihren Scheitel berührte, flammte ihr Hirn auf zu wahnwitziger Verwegenheit. Das Kind noch, das Jesuskind! Und mit frevler Hand griff sie nach dem Kinde, um es aus den Armen der Mutter zu nehmen. Aber die Mutter hielt ihr Kind fest und ein drohender Schatten verfinsterte ihr seliges Antlitz. Entsetzt ließ Angela ab und floh den Gang hinauf. Da kam sie an die Thüre der Wöchnerinnen. Hatte die Madonna so gewaltet? Ein Schritt über die Schwelle, ein Griff in die nächste Wiege, ... das Würmchen erwachte nicht einmal, sondern schlang die kleinen Arme um Angelas Hals und schlummerte sanft weiter.

So kehrte Angela zurück und beugte unter heißem Flehen nochmals das Knie vor der Mutter der Gnaden. Aber das Bewußtsein ihrer furchtbaren That lähmte ihre Glieder nicht, denn Maria hatte die Wucht des Frevels von ihr genommen. Sie fühlte sich erhoben und verklärt wie das Gefäß eines himmlischen Wunders und schwebte feierlichen Ganges über die Schwelle, zwischen den Betten hin, zu dem Lager Tommasos. Mit weitgeöffneten Augen sah der Gepeinigte die himmlische Erscheinung nahen, die er so verzweiflungsvoll herbeigefleht. Nicht anders jauchzten die Verdammten auf, als der Gekreuzigte in die Hölle hinabstieg, Satan zu demüthigen im eigenen Reiche. Alle häßlichen Larven wichen von Tommasos Lager, er seufzte freudig und öffnete die Arme. Und die Holdselige schwebte näher, auf ihrem Arme lächelte das schlummernde Kind, in fröhlicher Pracht schimmerte die Krone auf ihrem Haupte und leise rauschte der blaue Himmelsmantel um ihre herrliche Gestalt. Und jetzt stand sie bei Tommaso, der verklärt zu ihr aufblickte. „Habe Dank, Jungfrau, die Du nicht taub bist dem Flehen des Gepeinigten und gerne lösest die Bande des Gefesselten. O löse die meinen, Jungfrau, und sei gesegnet zu tausend Malen.“ Da neigte sich Angela über ihn und löste die Fesseln. Und er ergriff ihre Hand und küßte sie mit frommer Inbrunst.

Da scholl ein dumpfer Donnerschlag durch die Luft, lang nachbrausend, nachsummend, wie aus eherner Lunge. „Jesus Maria!“ schrie Angela auf und wollte Tommaso ihre Hand entziehen. Aber die Blutwärme der lebendigen Mädchenhand hatte Tommaso einen Theil seiner Jugendkraft wiedergegeben. Er hielt seine Befreierin gefangen und zog sie zärtlich an sich. Ein Wirbel faßte das Gehirn des Mädchens. Draußen, hoch oben in der mächtigen Luft brummte der gewaltige Baß des Brontolone langsam weiter, in wuchtigen Schlägen hämmerte er nieder auf ein zuckendes Mädchenherz, dem er zum Gewimmer des Zügenglöckleins ward. Wie betäubt horchte Angela und sträubte sich kaum gegen die Kraft der jungen Arme, die sie umschlungen. Drei ... vier ... fünf ... sechs, dröhnte der Brontolone weiter; jeder Schlag, ein Schlag auf den Nagel eines Sarges, in dem ein lebendes, athmendes Menschenkind lag mit angstvoll pochendem Herzen. Sieben ... acht ... neun ... zehn, dröhnte der Brontolone in langen, hallenden Pausen. Elf ... zwölf! Da verließ sie das Bewußtsein, das Kind glitt aus ihren Armen in die Tommasos, lautlos sank sie am Bette nieder.

So fand sie die zurückgekehrte Schwester Prassede. Sie schlug die Hände zusammen ob des entsetzlichen Räthsels: die Madonna ohne Mantel und Krone, ein Kind in den Armen des sanft entschlummerten Tommaso, dessen Fesseln gelöst waren und dessen Krankheit gebrochen schien, und auf dem Estrich neben seinem Bette hingestreckt ... entsetzlich, entsetzlich! Eilends holte sie den guten Pater Damiano, der beim Anblick des Unerhörten Mühe hatte, sich als Arzt und Naturforscher zu fassen. „Das starke Mädchen,“ brummte er und schüttelte bedenklich das Haupt. Sie hoben Angela auf und trugen sie in den Frauensaal, sie gaben den entführten Säugling seiner Wiege zurück und verwahrten sorgfältig Mantel und Krone der Madonna, die einer neuen Weihe bedurften, ehe sie der heiligen Statue wieder angelegt werden konnten. „So viel ist gewiß,“ sagte Pater Damiano, „daß Tommaso geheilt ist; der heutige Anfall war die Krisis.“

Zwei Wochen vergingen. Unter den Kranken der heiligen Maria della Scala war ein dumpfes Gerücht in Umlauf gerathen und hatte immer bestimmtere Gestalt angenommen. Die allerheiligste Madonna sei in der Neujahrsnacht von ihrem hohen Sockel herabgestiegen und habe sich, das Kindlein auf dem Arme, in himmelblauem Mantel und güldener Krone, in den Pellegrinajo hineinbegeben, um einen jungen Maler, der in schier hoffnungsloser Noth sie inbrünstig angerufen, zu heilen. Mehrere Kranke, die damals in jenem Saale lagen und vor Schmerzen nicht schlafen konnten, hätten mit eigenen Augen das Wunder gesehen und sich bereit erklärt, es zu beschwören. Ja, der so wundersam geheilte Maler selbst werde aus Dankbarkeit demnächst auf einer leeren Wand des Pellegrinajo das Bild der Muttergottes zu malen beginnen.

In der That wurde daselbst bereits das Gerüst aufgeschlagen für Tommaso Barba, den Maler, welchem Pater Damiano nunmehr erlaubt hatte an die Arbeit zu gehen. Tommaso war sehr ernst geworden, diese Krankheit hatte einen Mann aus ihm gemacht, wie eine schwere Lebenserfahrung. Seitdem war seine Seele von einem Mysterium erfüllt, ob von einem heiligen oder einem weltlichen, er wußte es nicht; er glaubte ein heiliges und ahnte ein weltliches. Das Wunder jener Neujahrsnacht, wie viel davon durfte er für Wahrheit halten und wie viel mochte den Sinnestäuschungen eines Fieberkranken angehören? Hatte

Digitized by Google

er jene kleine, warme Mädchenhand wirklich mit den Lippen berührt, jene herrliche Frauengestalt leibhaftig in den Armen gehalten? Er sann und träumte und brütete über dem unausgesprochenen Räthsel, gefühllos für alles Andere um ihn her, aber nichts konnte seinen Zweifel klären und so klammerte sich seine Seele ganz und gar an die fromme Aufgabe, die er seiner Kunst gestellt hatte.

Der Carton war fertig und jetzt stand er zum ersten Mal auf dem hohen Gerüst, um seine Vision in Farben zu übertragen. Es war ein heller sienesischer Wintertag mit blauem Himmel und kaltem Winde. Die Marmorstirne des Domes lachte blendendweiß durch das hohe Fenster, das erst in Mannshöhe über dem Boden begann. Er mußte hinausschauen. Vom Campo her kamen Leute herauf gerannt, einzeln und in Gruppen, aufgeregt durcheinander schwatzend, als hätte sich Ungewöhnliches ereignet. Einige blieben stehen und bald bildete sich eine Gasse von Menschen quer über den Domplatz. Das Getöse drang bis in den Saal herein, so daß etliche weniger Bresthafte aus den Betten stiegen und neugierig heran kamen: „Signor Pittore, laßt mich doch zu Euch hinaufsteigen, um auch die falsche Wunderthäterin zu sehen." Tommaso bot die Hand und machte Platz neben sich. „Was? Eine falsche Wunderthäterin?" fragte er. — „Freilich, freilich," bekräftigte ein alter Krüppel, „aber unser hochwürdigster Bischof ist nicht umsonst als gestrenger und heiliger Herr berühmt. Er hat den Betrug aufgedeckt und das Wunder nicht anerkannt. Ein Glück für die arme Dirne, daß die Heiligthumschändung geschah, bevor und nicht nachdem der Brontolone gebrummt hatte, sonst wäre sie verbrannt oder geköpft worden. In der Neujahrsstunde lief nämlich ihr Noviziat ab und von da an hätte sie schon als Nonne gestraft werden müssen. Acht Tage soll die Untersuchung gedauert haben wegen des Vorher oder Nachher, dann entschied man, sie habe den Frevel, sich als Gottesmutter zu verkleiden, noch im Novizenstande begangen; so kommt die Arme mit schwerer Kirchenbuße, Pranger und Eselsritt davon."

Tommaso hatte sich mit beiden Händen an den Kopf gegriffen und starrte verstört auf die Lippen des Sprechers. Die harten Worte fielen wie eisige Schloßen auf sein Haupt. Was ging da vor? Was hatte er Alles verträumt in dem Halbschlaf des Genesens und dem Schaffensrausch des Künstlers! Sollte er recht verstanden und so Fürchterliches sich wirklich ereignet haben? Ihm schwindelte und er hielt sich krampfhaft fest am Eisengitter des Fensters. „Sie kommen!" krächzte der Krüppel neben ihm und reckte den Hals übermenschlich.

Und sie kamen. Ein Heulen und Johlen, wie von losgelassenen Dämonen, ging ihnen vorauf. Der Janhagel der ganzen Provinz hatte sich um die Dulderin zusammengeballt, welche zwischen bewaffneten Stadtknechten den schmachvollen Eselsritt that; der Büttel führte das Thier am Zaume. Nur einen Blick warf Tommaso hinab auf die schlaffe, zusammengesunkene Gestalt im grauen Büßerhemde, auf das bleiche Todtenantlitz mit den geschlossenen Augen. Da that er einen fürchterlichen Schrei, sprang mit einem Satze vom Gerüste herab und schoß durch den weiten Saal, zur Thür hinaus. Mit dem Schrei „Angela!" stürzte er auf den Platz hinaus und bohrte sich in den dichten Menschenknäuel, der sie von ihm trennte. Vergebens, er war zu schwach mit Hunderten zu kämpfen, sie stießen den Rasenden zurück. Da raffte er sich plötzlich auf und war gefaßt und entschlossen. Er hatte das Fontebranda-Thor nennen gehört. Auf Umwegen, um das Gedränge zu vermeiden, eilte er dahin. Er kam zu spät, die steile Gasse zum Thor hinab hatte den Ritt beschleunigt und die schweren Flügel waren vor der nachdrängenden Menge bereits zugeschlagen. Die Verbannte irrte allein hinaus ins Land, der Willkür des elendesten Thieres überlassen. Verzweifelt stand Tommaso an der geschlossenen Pforte. Er rüttelte mit beiden Händen den schweren Riegel und seufzte laut auf. Der Hauptmann der Thorwache, ein alter Graukopf, kam heran und ermahnte ihn, abzulassen. „Oeffnet mir um Christi Liebe willen, Herr Hauptmann," bat Tommaso, „ich wäre schlechter als ein Hund, wollt' ich sie jetzt verlassen." — „Seid wohl ein Verwandter des Mädchens, he?" — „Sie hat mir das Leben gerettet in schwerem Siechthum." — „Ihr seid am Ende gar der Maler Tommaso?" rief der Hauptmann überrascht und fügte nach einer Weile ernst hinzu: „dann müßt Ihr freilich hinaus." Zuvor aber nahm ihn der alte Krieger bei Seite, auf ein Wort: „Wo soll's denn nun hin mit ihr? Ich sehe, Ihr habt keine Ahnung davon. Aber Ihr kennt ja den Weiler Tre Case, drei Viertelstunden außerhalb des Thores? Da fragt nach Mutter Maria Maddalena und grüßt sie von mir. Sie ist meine Schwester und wird das Mädchen bei sich aufnehmen. Sandro! Matteo! Oeffnet das Ausfallpförtlein."

— — — — — — — — — — — — — —

Tommaso und Angela verließen Italien und fanden eine andere Heimat in Frankreich. Der Hof beschäftigte den jungen sienesischen Maler gern und das jugendliche Pärchen hatte bald sein warmes Nest gebaut an der gelben Seine. Und wer es so froh und blühend nisten sah, konnte gar nicht ahnen, welch furchtbarer Sturm die beiden fremden Vögel so fernhin verschlagen hatte.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Probepfeil.

Lustspiel in vier Aufzügen von Oscar Blumenthal.

(Deutsches Theater.)

Das neue Stück Blumenthals hat eine hübsche Grundidee. Der kluge Lebemann Baron Leopold von der Egge, der in der Schule der Frauen sein Lehrgeld in Gestalt seiner drei Rittergüter bezahlt hat, versichert seinem Freunde dem Grafen Dohnegg, eine der gewöhnlichsten Bosheiten des kleinen Taugenichts Amor sei die mit dem Probepfeil. Um weitere Erklärung gebeten, gibt er diese ungefähr mit folgenden Worten: „Ehe der Racker auf ein junges Menschenherz den ersten Pfeil schießt, versucht er es regelmäßig erst mit einem Probepfeil, der durchaus nicht ernsthaft gemeint ist, keine Widerhaken hat und nach kurzen Schmerzen von selbst aus dem kaum verwundeten Herzen gleitet. Aber dieser Probepfeil ist in einen berauschenden Saft getaucht, der das junge Blut so aufrührt und erhitzt, daß es seine erste Liebe zu fühlen glaubt. Und darin liegt die Gefahr. In diesem Zustande hat schon manch' junges Herz eine Thorheit begangen, die es später lebenslang beweinen mußte."

Und dieser nicht ernst zu nehmende, aber doch manchmal sehr bedenkliche Probepfeil ist es, der zu gleicher Zeit zwei Herzen verwundet hat, die dem alten Junggesellen mit der großen Welterfahrung sehr nahe stehen. Für sich selbst hat er auf „Satan und seinen Pomp", wie die Franzosen sagen würden, verzichtet, und das Einzige, was sein gealtertes Herz noch in Wallung versetzt, sind zwei Menschen, in deren Vereinigung er sein letztes Glück sehen würde: sein Neffe Helmuth und Beate, die Tochter seines Freundes Dohnegg. Und nun muß der verwünschte Probepfeil gerade diese beiden geliebten Herzen treffen und die Wahrheit seines Dogmas bestätigen! Helmuth liegt in den Fesseln einer Balzac'schen femme de trente ans, die bekanntlich am allergefährlichsten sind, der raffinirten Kokette Hortense von Walnak; und in das Herz der reizenden Beate, die eine schwärmerische Verehrerin der Musik von Beethoven und Schumann ist, hat sich mit Hülfe des perfiden Probepfeils der polnische Componist, Virtuose und Klavierlehrer Bogumil Krasinski gedrängt. Der alte Baron constatirt den doppelten Probeschuß Amors nicht ohne Entsetzen und bereitet sich vor, die zwei Pfeile unschädlich zu machen und die beiden Getroffenen trotz alledem mit einander zu vereinigen. Freilich eine ziemlich schwierige Aufgabe. Das ersehen wir gleich aus der ersten Scene: Beate und Helmuth lächeln darüber, daß der gute Baron an ihre Vermählung denkt und noch heute bei seinem alten Freunde um die Hand der Tochter für seinen Neffen anhalten will. Sie gestehen sich gegenseitig, daß ihre Herzen schon anderweit engagirt sind und geben sich lachend die Hand darauf, daß sie sich die Hände nicht reichen wollen. Die beiden Liebenden erhalten einen werthvollen Bundes-

Digitized by Google

genossen in Hortense, welche, sobald sie Beates Liebe zu dem lyrischen Klavierlehrer entdeckt, diese Liebe zu begünstigen beschließt, um ihren Helmuth um so sicherer zu bewahren.

Der Kampf beginnt also auf das Rücksichtsloseste. Hortense will den Baron einschüchtern, indem sie ihm seine vor langen Jahren auf ihr Carnet geschriebene Liebeserklärung zeigt, und der Baron geräth unbegreiflicherweise darob ganz aus dem Häuschen. Sein Gegenschlag erfolgt alsbald und fällt noch unfeiner aus. Sein Freund, der ewig weinselige Rittmeister a. D. Dedenroth, begegnet zufällig Hortense und ist bei ihrem Anblick fast einer Ohnmacht nahe, denn er sieht wirklich, daß das Grab seine Beute herausgegeben hat. Vor einem Jahrzehnt war er nämlich mit Hortense verlobt, welche, seiner plötzlich überdrüssig, das sonst nur in Possen verwendbare Motiv ausführt, ihren Tod zu fingiren und sich auf ihrem leeren Grabhügel von dem Ueberlebenden beweinen zu lassen. Und nun sieht er die Todtgeglaubte, die authentisch Begrabene und herzlich Beweinte wieder, und es fällt ihm wie Schuppen von den Augen. „Meine Gnädige," sagt er stolz zu der gottvergessenen Komödiantin, „seit ich weiß, daß Sie leben, sind Sie für mich todt!" Natürlich ist Helmuth, Dank der Fürsorge des Barons, Zeuge dieses wunderbaren Wiedersehens und — verläßt sie zur selben Stunde. Allein Hortense gibt die Partie noch nicht verloren. Sie öffnet dem Polen die Augen über Beates Gefühle, und der Verbündete bestrebt sich augenblicklich, die Liebe des jungen Mädchens noch mehr zu entflammen. Dafür weiß er das beste Mittel: thun, als ob man ginge — um zu bleiben. Er läßt die Kleine in sein „klaglos" duldendes Herz blicken und eröffnet seinen großmüthigen Märtyrer-Entschluß, sie zu fliehen und ferne „einsam, wie ein verwundeter Hirsch" zu sterben. Nur Baron von der Egge hat für seine Reisepläne ein ungläubiges Lächeln und ist um so lebhafter bemüht, für sein wirkliches, wenn auch unfreiwilliges Verschwinden Sorge zu tragen. Ihm ist das Gesicht des pessimistischen Polen von Anfang an sehr bekannt vorgekommen. Jetzt besinnt er sich, und seine alten Briefschaften bestätigen seinen Verdacht. Er hat vor Jahren den edlen Musikus in Genua gesehen, wo dieser unter dem Namen Enrico Pasqua lebte und schließlich die Composition seines Freundes und Wohlthäters Bellini (!) stahl und dessen Tochter verführte. Die Aufdeckung dieser Niedertracht wäre wohl ein tödtlicher Schlag für den Klavierspieler, aber der Baron, um ihn ganz zu entlarven, bedarf noch einiger Documente und unwiderlegbarer Beweise. Freund Rittmeister wird sie ihm zur Stelle schaffen, indem er mit einer nur auf dem Theater vorkommenden Opferwilligkeit unverzüglich nach Genua reist.

Der dritte Act ist Krasinskis Entlarvung gewidmet. Der Rittmeister hat die Genueser Papiere herbeigebracht. Der Pole, der noch immer seine schlaue Komödie vom „Sche-iden und Me-iden" spielt, gibt sein Abschiedsconcert und wird von allen Damen auf den Händen getragen. Da erhebt sich der Baron, um der versammelten Gesellschaft die bekannte lange Geschichte zu erzählen, welche sich immer auf einen der Anwesenden bezieht und im französischen Lustspiel stets mit einer effectvollen Herausforderung schließt, was sich Blumenthal auch für sein Stück wohl gemerkt hat. Er erzählt der Corona die Geschichte von Bellini, seiner Tochter und dem „Componisten" Pasqua, macht jedoch aus der Pointe eine ziemlich plumpe Falle, in welche Krasinski sofort tappt, indem er sich seiner Identität mit Enrico Pasqua beinahe rühmt. Aber der Zufall oder vielmehr seine Helferin Hortense kommt ihm zu Hülfe. Sie spielt ihm ein Medaillon in die Hände, dessen eingravirte zärtliche Dedication beweist, daß Helmuth erst kürzlich noch ein Verhältniß mit einer Anderen hatte. Abermals Tableau! Die Eltern Beates, die schon halb geneigt waren, des Barons Lieblingswunsch zu erfüllen und Beate und Helmuth zu verloben, schrecken plötzlich vor dieser Verbindung zurück und bitten den edlen Polen aus der Polackei inständig, ihre Tochter zum Souper zu führen. Die herkömmliche Forderung beschließt auch hier den Act.

Dem letzten Aufzug ist es vorbehalten, das Duell und Krasinski und die letzten Schwierigkeiten zu beseitigen, die der Verbindung Beates mit Helmuth im Wege stehen. Das Duell war natürlich — ein Schreckschuß. Der Pianiste hütet sich wohl, sich mit Helmuth zu schlagen: er verschwindet von der Bildfläche, indem er die neue Geliebte des Rittmeisters, eine feurige Italienerin, als Begleitung mitnimmt. Beate verbrennt die Noten und Alles, was sie an den Polen erinnert, und noch nie sind die Götter von gestern herzloser gestürzt worden. Aber was liegt daran? Sie liebt jetzt nur Helmuth. Da erscheint Hortense noch einmal, um ihr über ihn die Augen zu öffnen. Doch der Baron ist da und parirt alle Pfeile. Allerdings habe Helmuth in den Fesseln einer Kokette geschmachtet, aber sein Herz sei rein geblieben und er sei ihrer nicht unwürdig. Beate weint ein bischen, ist sehr enttäuscht und verzeiht. Hortense räumt das Feld. Es ist uns nur unbegreiflich, wie der Baron noch im Ernste von ihrem guten Herzen reden und auf die Zukunft hinweisen kann, wo sie versöhnt und gebessert wieder zurückkehren wird. Ohne Zweifel geschah dies nur, um den unangenehmen Abgang zu erleichtern und nicht mit einem störenden Accord zu schließen.

In der Erzählung der novellistisch angekränkelten Handlung habe ich schon fast meine sämmtlichen Bedenken angedeutet. Das Stück ist blos in den zwei ersten Acten Lustspiel, nachher werden Handlung, Intrigue und Personen schwer, pathetisch. Und doch vertrug das Grundmotiv nur eine leichte Behandlung. Der Probepfeil, den man uns als nicht ernsthaft hingestellt hat, wird zu einer Haupt- und Staatsaction benutzt, die zu seiner factischen Geringfügigkeit in keinem Verhältniß steht. Blumenthal schleppt einen weitläufigen Apparat herbei, um den unschuldigen Pfeil herauszuziehen, der, wie er uns versicherte, „von selbst aus dem kaum verwundeten Herzen gleitet". Warum macht er Hortense, die doch für ihre aufrichtige Liebe kämpft, lächerlich und verächtlich durch das Abenteuer mit Dedenroth? Weshalb muß Krasinski, der mit seinen grotesken Manieren als Liebhaber nicht ernst genommen werden kann, sich noch obendrein als Schuft, Plagiar und Dieb entpuppen? Die märchenhafte Schnelligkeit, womit Beate von Krasinski und Helmuth von Hortense läßt und Beate und Helmuth sich in einander verlieben, ist der wundeste Punkt des Stückes. Es wird eben um ein Nichts, ein bloßes Wahngebilde, eine Backfisch- und Dummejungenliebelei so umständlich gestritten und gekämpft. Und mit welchen Mitteln! Gleich unritterliche, häßliche, gemeine Waffen sind selten in einem „Frauenkampf" geführt worden. Da wird in der Vergangenheit des Gegners gewühlt, da werden Tanzkarten, Liebesbriefe, Notenblätter, Medaillons zur Einschüchterung verwendet, da unternimmt man eine Reise von Berlin nach Genua, um Documente herbeizuschaffen, da ist jedes Mittel der Lüge, Verleumdung, Erpressung gut, wenn es nur zum Ziele führt. Unter Revolverjournalisten könnte es kaum schlimmer zugehen.

Alles Uebrige verdient Lob, uneingeschränktes Lob. Es ist eine wahre Freude zu sehen, wie sicher Blumenthal nach seinen ersten unglücklichen dramatischen — Probepfeilen geworden ist. Er hat gelernt, seinen Stoff zu disponiren, auszubreiten und zu steigern, seine Motive theatralisch auszumünzen, seine Figuren dramatisch sich ausleben zu lassen. Der ganze erste Act ist ein Meisterstück und kein kleines, und die übrigen Aufsätze bieten manche vortreffliche Scenen und Einfälle. Endlich haben wir eine Novität, die nicht aus ebenso vielen Einactern als Aufzügen besteht: mit geschlossener Handlung, einheitlicher Grundidee, consequenter Charakterschilderung. G. v. Moser kann wirklich bei Blumenthal in die Schule gehen und von ihm lernen, wie man bei der Stange bleiben muß. Unser Interesse wird immer wachgehalten, und jedesmal, wenn die Handlung zu ernst zu werden droht, wird eine Figur vorgeschoben oder ein Einfall inscenirt, der uns wieder in die Lustspielsphäre zurückbringt. Und welche wirksamen Actschlüsse Blumenthal zu schreiben weiß! Dabei wird er nie trivial, nie possenhaft, wie denn auch der Dialog in seinem geistvollen, lebendigen Plauderton niemals von Kalauern heimgesucht wird. Wir befinden uns immer im modernen Salon und werden, von den unerquicklichen Kampfmitteln der beiden Widersacher abgesehen, durch keine gesellschaftlichen Verstöße verletzt. Blumenthal hat die Franzosen mit Erfolg studirt, und Scribe, Sardou und Dumas können ihn ihren gelehrigen Schüler heißen. Wenn zu der gewandten Technik und der espritvollen Ausführung noch etwas Herzenswärme käme, so könnte das interessante Stück auch unser Gemüth fesseln.

Die Novität hatte einen großen, unbestrittenen Erfolg, obgleich sie durch die Darstellung wenig gefördert wurde. Den aristokratischen, rücksichtslosen Plänkler Baron v. d. Egge gab Herr Förster wieder als weinerlichen, langweiligen Biedermann, und seine unsympathische Gegnerin, von Fräulein Haverland dargestellt, ließ es an ungraziöser, pathetischer Schwerfälligkeit nicht fehlen. Es war wie ein Kampf zwischen einem melancholischen Don Quijote und einer pompösen Windmühle. Nur Herr Friedmann war an seinem Platz. Sein Krasinski mit dem lyrisch verzückten Augenaufschlag, den salbungsvollen Gesten, der heuch-

Digitized by Google

lerischen Haltung, der sarmatisch weichen Sprache, die sich selbst im Feuer des Vortrags keinen Augenblick vergaß, war ein herrlich carikirter Chopin und ganzer Crapülinski und Waschlapski in einer Person. Die übrigen Darsteller genügten zur Noth. Um so höher ist Blumenthals Erfolg zu schätzen. Halb von den Darstellern im Stiche gelassen, gegen sich im Zuschauerraume eine Clique, welche bisher noch jeden dichterischen Versuch des rücksichtslosen Kritikers niedergezischt hatte, siegte er doch durch die theatralische Lebenskraft seines geistvollen Werkes. Ein neuer und tröstlicher Beweis, daß das wahre, starke Talent nicht umzubringen ist. Z.

Notizen.

Wie alljährlich gegen Weihnachten hat uns auch dies Mal wieder der Altmeister der deutschen Historik Leopold von Ranke mit einem neuen zweibändigen Theil seiner 1880 begonnenen Weltgeschichte (Leipzig, Duncker & Humblot) erfreut. Es liegen uns jetzt vier Theile vor, ein jeder aus zwei Bänden bestehend, also im Ganzen acht Bände. Der erste Theil umfaßt: Die älteste historische Völkergruppe und die Griechen; der zweite: Die römische Republik und ihre Weltherrschaft; der dritte: Das altrömische Kaiserthum; der vierte (soeben erschienen): Das Kaiserthum in Konstantinopel und der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche. Während wir in den drei ersten Theilen die welthistorischen Städte Jerusalem, Athen und Rom und deren Geschichte an uns vorübergehen sahen, führt uns der vierte Theil nach Konstantinopel-Byzanz, — nach der vierten jener welthistorischen Städte: nach dem alten Byzanz, das, inmitten zweier Welttheile und zweier Welten gelegen, zugleich, wie uns dies Moltke schon vor fünfundvierzig Jahren dargethan, eine Art natürlicher Festung bildet und daher nicht nur zum Sitze des Handels, sondern auch zu dem der Herrschaft gleichsam von der Natur bestimmt ist: nach Konstantinopel, das heute wieder den Zankapfel zwischen Ost und West bildet und wahrscheinlich auch für die nächste Zukunft wieder dazu bestimmt ist, der Angelpunkt der politischen Ereignisse zu werden. Wie uns Ranke in dem dritten Theil die Blüthen des römischen Imperiums und die Entstehung und das allmähliche Wachsthum des Christenthums schildert und uns zeigt, wie sie beide von Haus aus Gegensätze gegen einander bilden, — auf der einen Seite das aus einer Freistadt von streng-nationalem und republikanischem Gepräge hervorgegangene Imperatorenthum, das für den Cäsar göttliche Ehren beansprucht — auf der anderen Seite das die nationalen Schranken niederreißende, internationale oder vielmehr supranationale Christenthum, das sich erhaben über den Staat dünkt, und dessen Gott der einheitliche Gott der ganzen Welt ist und keine „fremden Götter", also auch keine göttlichen Kaiser, keine „Divos Imperatores" neben sich duldet; so zeigt er uns in diesem vierten Theil die beiden weltbewegenden Mächte, das Imperium und das Christenthum, ausgesöhnt, ja (natürlich zeitweise Reibungen vorbehalten) versöhnt mit einander in der neuen, mehr griechischen als römischen Hauptstadt Byzanz, deren Wahl zugleich auch den Zeitpunkt bezeichnet, mit welchem die allmähliche Preisgebung der vormaligen Reichshauptstadt Rom und des abendländischen Gebietes an die Invasion der Germanen anhebt. Das orientale Staatswesen nannte sich noch römisch oder rhomäisch, aber die Zeit ist vorüber, wo man der vergötterten Roma Tempel erbaute und wo die Ueberlieferungen der alten freistädtischen Verfassung und die auf letzterer begründeten Ansprüche noch eine Bedeutung besaßen. An die Stelle des Römerthums war das Griechenthum der Verfallzeit, an die Stelle des Rechtes der kirchliche und staatliche Byzantinismus getreten, während zugleich das jugendfrisch-expansive Germanenthum schon heranzieht, um die alten in sich verschrumpfenden Formen über den Haufen zu werfen. Dieser neue vierte Theil ist der Darstellung des Kampfes und des Widerstreites aller dieser Elemente gewidmet, die zugleich auch Lebenskräfte sind und die Keime der Zukunft enthalten, — eine Darstellung, welche wie immer bei Ranke sich gleich sehr durch Großartigkeit der Conception, wie durch Feinheit der Ausführung, durch Gedankentiefe wie durch Anschaulichkeit auszeichnet. In den der geschichtlichen Darstellung beigefügten „Analekten" werden uns die wichtigsten Quellenschriftsteller dieser Periode vorgeführt. Unter diesen möchte ich namentlich aufmerksam machen auf die Charakteristik des Procopius von Caesarea, des in Nachahmung der griechischen Klassiker die Zeiten des Justinian, des Urhebers unseres Corpus juris, schildernden weiland Advocaten und Rechtsbeistandes des Feldherrn Belisar, und auf das nicht weniger interessante Kapitel über den aus senatorisch-bischöflicher Familie entsprossenen Georgius Florentinus, der uns unter dem Namen Gregor von Tours bekannt ist als Quelle der fränkischen Geschichte, die er in einem an das alte Testament anklingenden Latein und in streng hirarchischem Geist darstellt. Die bewundernswerthe Frische, welche auch diesen neuesten Theil auszeichnet und uns aufs Neue lehrt, daß wahre Wissenschaft und geschmackvolle Darstellung keineswegs, wie so Viele noch irrthümlich glauben, Gegensätze bilden, läßt uns hoffen, daß es unserem großen Geschichtschreiber vergönnt sein wird, das begonnene Werk zu vollenden. K. B.-W.

* * *

Percy Bysshe Shelly von H. Druskowitz. Berlin, Oppenheim.

Der stattliche Band lenkt die Aufmerksamkeit des deutschen Lesers auf einen englischen Dichter, der viel genannt, aber von Wenigen gelesen wird. In der That, Shelley wird nie populär werden, weil er für die Massen zu hoch schwebt, den realistischen Inhalt des Lebens zu wenig berührt. Aber auch Shelley kann dem Realisten zurufen: „Du wirst mich wahrhaft finden, wenn du je aus deiner Welt in meine schauen magst." Seitdem Byrons Romantik verblichen, hat Shelley in England eine Auferstehung gefeiert, welcher die materialistischen und die rationalistischen Tendenzen Jungenglands nur förderlich sein konnten. Auch in Deutschland scheint Shelley heute mehr Anklang zu finden, als früher. Da muß denn ein Buch willkommen sein, das, wie unser Vorwort sich ausdrückt, „die wichtigsten Vorgänge im Leben von Shelley darzustellen, seine Individualität zu begreifen, den philosophischen und ästhetischen Gehalt seiner poetischen Schöpfungen durch Analysen zu würdigen", sich zur Aufgabe macht. Es ist jedenfalls ein dankenswerthes Unternehmen, die bisher über Shelley in England publicirten Arbeiten, besonders die werthvollen von Rossetti, Symonds und Todhunter, in einem Bande von mäßigem Umfange zu verschmelzen. Wie umsichtig der Verfasser verfahren, zeigt das Quellenverzeichniß auf S. XI, welches demjenigen der Tauchnitz'schen Ausgabe vortheilhaft gegenübersteht. Seite 10 heißt es in einer Note: „Die Uebersetzungen, nach denen wir citiren, sind: Shelleys poetische Werke von Julius Seybt (Leipzig 1844) — von Strodtmann (1866) — von Graf Wickenburg (Prometheus, Wien 1876). Nur da, wo keine dieser Uebertragungen genügt, werden wir in der Ursprache citiren." Das Richtige wäre doch wohl gewesen, die Ursprache als Note der Uebersetzung im Texte beizufügen oder dann die Schwäche der Vorgänger durch eigene Kraftanstrengung zu ersetzen! Am Ende der Vorrede scheint es, es bliebe der Kritik zu entscheiden überlassen, inwiefern der Versuch des Verfassers selbstständigen Werth besitze. So weit wir im Stande sind, die Arbeit in dieser Richtung nachzuprüfen, dürfen wir sie als eine verständige, sorgfältige und elegante Zusammenfassung der englischen Arbeiten bezeichnen. Die Selbstständigkeit des Vermittlers zeigte sich besonders in der Wahl und Ausscheidung. Br.

* * *

Riccius „Kleines Spiel für sinnige Leute". Zwölf Klavierstücke mit beigedruckten Versen. Leipzig, Kistner.

Der Componist nennt diese liebenswürdigen Stückchen „eine Weihnachtsgabe fürs Haus"; wenn wir nun nach Weihnachten von ihnen sprechen und sie warm empfehlen, so mag dies als der beste Beweis dienen, daß wir sie nicht für bloße Gelegenheitsstücke halten und ihnen mehr Bedeutung zuerkennen. Sie sind leicht spielbar aber nicht leichtfertig: wir möchten den Titel umdrehen „Sinniges Spiel für kleine Leute"; diese werden Freude daran haben und zugleich etwas lernen.
H. Ehrlich.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

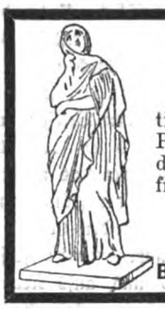
Verlag von Leopold Voss in Hamburg u Leipzig.

Über den
Ursprung des Todes
von
Dr. Alexander Goette,
Professor in Rostock.
Mit 18 Original-Holzschnitten.
gr. 8. Preis *M.* 2.—.

Im Verlage von **Philipp Cohen** in **Hannover** ist soeben erschienen:
Dr. Oehlkers,
Unsere schönsten Gartenblumen,
deren Verwendung, Pflege u. s. w.
21 Bog. Mit 128 prachtvollen Abbildungen.
Mk. 4.20.

Neuester Verlag
der
J. G. COTTA'SCHEN Buchhandlung in Stuttgart.
(Vorräthig resp. zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.)

Grimminger, Adolf, **Mei' Derholm.** Gedichte in schwäbischer Mundart. 4. vermehrte Auflage, mit dem Portrait des Dichters. Min.-Form. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—
Grüneisen, Dr. C., **Christliches Handbuch in Gebeten und Liedern.** 7. Auflage, mit einem Titelbild. Min.-Form. XIV u. 392 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—
Simrock, Karl, **Das kleine Heldenbuch:** Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. Hugdietrich und Wolfdietrich. 4. Auflage. 8. XIV u. 550 Seiten. *M.* 9.—
Redwitz, Oskar v., **Odilo.** Vierte Auflage. (Durch ein Einleitungsgedicht vermehrter Abdruck.) 8. 362 Seiten. Elegant cartonnirt *M.* 6.—
Riehl, W. H., **Land und Leute.** Achte, durch viele Zusätze vermehrte Auflage. 8. XIV u. 397 Seiten. *M.* 5.—
Schack, Graf Adolf Friedrich v., **Gaston.** Trauerspiel in fünf Acten und mit einem Vorspiel. 8. 148 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, gebunden *M.* 4.—
—— **Die Plejaden.** Ein Gedicht. Vierte Auflage. Mit einem Titelbilde von J. Naue. 8. 221 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—
Werner, Julie, **Jugenderinnerungen einer jungen Frau.** 2. Auflage. 8. 174 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—
Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel. Rittergedichte. Uebersetzt und erläutert von K. Simrock. 6. Auflage. Gross-8. 376 Seiten. *M.* 10.—


Tanagra-Figuren.
Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Internationaler
Citatenschatz.
(Ein neuer Buchmann.)
Mit über 10.000 Sentenzen und Lesefrüchten aus heimisch. u. fremd. Schriftstellern. Lexikalisch geordnet. 28 Bog. Eleg. geb. 5 M. Brosch. 4 M.
Passendes Weihnachtsgeschenk für Herren.
Leipzig, Verlag von Edwin Schloemp.

L. M. Glogau Sohn.
Buchhandlung u. Antiquariat.
Hamburg, 23. gr. Burstah 23. empfiehlt zur Festzeit sein vorzüglich assortirtes Lager von 250,000 Bänden
zu höchst rabattirten Preisen.
Verzeichnisse von neuen Büchern und Fachkataloge seines Antiquariats aus allen Wissenschaften für 20 ₰ frco.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:
Rau, Albrecht, Die Theorien der modernen Chemie. III. Heft. (Schluss.) Die Entwicklung der modernen Chemie. Neue Folge. gr. 8. geh. Preis 7 *M.*
Früher erschienen:
I. Heft. Die Grundlagen der modernen Chemie. Preis 2 *M.* 40 ₰.
II. Heft. Die Entwicklung der modernen Chemie. Preis 3 *M.* 60 ₰.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Erinnerungen eines deutschen Offiziers.
Erster Band: Aus zwei annectirten Ländern.
Zweiter Band: Per aspera ad astra.
Preis für beide Bände zusammen Mk. 10.60. — Elegant geb. Mk. 12.60.
Nach eignen Erlebnissen schildert der „Annectirte", nachmals als preußischer Offizier, in höchst anziehender novellistischer Form, in diesen seinen „Memoiren" Deutschlands jüngste Entwickelung, welche, mit 1848 beginnend, durch die Kriege 1864, 1866 und 1870/71 zur Aufrichtung des Deutschen Reichs geführt hat.
Sind auch die einzelnen Gestalten desjenigen, was als historischer Roman erscheint, erdichtet, so sind sie doch nach dem Leben gezeichnet, für Näherstehende oft gleichsam bis zu lebensvoller Porträt-Aehnlichkeit, so daß Mancher sich getroffen fühlen mag.
Der ächt chevalereske Sinn des jungen Erzählers und seine überaus liebenswürdige Persönlichkeit werden für seine und seiner Kameraden Schicksale bei jedem Leser die lebhafteste Sympathie erwecken.
J. F. Bergmann, Verlagsbuchhandlung, Wiesbaden.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:
Hettner, Hermann, Kleine Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben. gr. 8. geh. Preis 10 *M.*

Anerkannt die am besten illustrierte deutsche Zeitschrift. Jährl. Aufwand für die Bilder allein 60000 Mark.
SCHORERS FAMILIENBLATT
Bereits 75 000 Abonnenten erreicht!
Preis: In Wochen-Nummern 2 M. vierteljährl. Oder in Heften zu 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlg. u. Postämter. Probe-Nummern gratis u. franko. Verlag von J. H. Schorer in Berlin, S.W.
Neuer, überaus fesselnder Roman:
BRAVO RECHTS VON OSSIP SCHUBIN Sodann: EIN GOTTESURTEIL.
Neuestes Werk v. E. WERNER, dem Liebling d. deutsch. Lesewelt.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 12. Januar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein Gesetzentwurf zur Verwaltungsrechtspflege. Von K. J. Schmitt. — Die Wahrheit über die Seligmacher-Armee. Von Remember. — **Literatur und Kunst:** Zur Frage der Heine'schen „Memoiren". Von Karl Emil Franzos. — Elsässische Volkslieder. Von August Schricker. — Neue Versicherungsgesellschaften. Vorschläge von F. Groß. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten. Von Alfred Friedmann. — Inserate.

Ein Gesetzentwurf zur Verwaltungsrechtspflege.

Von K. J. Schmitt.

Mit der Controle wegen Verletzungen, die etwa das Staatsganze durch die Regierung erleidet, kann die Idee, welche in der constitutionell-monarchischen Verfassung zum Durchbruche gekommen, sich nicht begnügen. Sie verlangt absolute Verbürgung der Rechtsordnung, des Rechts auch in seinen täglichen Einzelerscheinungen. Gerade für Rechtsverletzungen, die der wirklichen Person, d. i. den einzelnen lebenden Gliedern, aus ihren verwaltungsrechtlichen Beziehungen erwachsen, muß ein wirksamer Rechtsschutz gegeben werden, soll es nicht bei einer nur gedachten Allgemeinheit des Rechtsschutzes verbleiben. Da demjenigen keine unbefangene Beurtheilung eines Rechtsstreites zugetraut werden kann, der ihn veranlaßt hat, so kann nur ein Organ zur Entscheidung eines Verwaltungs-Rechtsstreits als befähigt gelten, das nicht selbst an der Verwaltung unmittelbar Theil nimmt. Da ferner die Entscheidung eines jeden Rechtsstreits lediglich Sache des richtigen Denkens in Anwendung der bestehenden Rechtsnormen auf gegebene Thatsachen ist, so muß die Entscheidung unabhängig von jeder bestimmenden äußeren Einwirkung der Verwaltung gewonnen werden können. Hier war die Lücke, wo die badische Gesetzgebung unter dem Ministerium Lamey rühmlichen Andenkens in wahrhaft liberalem Geiste und bahnbrechend für ganz Deutschland eintrat. Sie schuf die Institution einer eigenen, von der Verwaltung selbst unabhängig urtheilenden Verwaltungsjustiz. Damit war ein Schritt gethan, wie er bedeutungsvoller auf der Bahn der Rechtsentwicklung kaum gedacht werden kann. Denn als ein wahrer Triumph des menschlichen Geistes muß es gelten, wenn es gelingt, der Idee des Rechts in all ihren Verzweigungen selbst gegenüber der höchsten Macht im Staate Geltung zu sichern, die so leicht vergessen kann, daß sie nur in den Schranken jener wirksam sein soll.

Für die Entscheidung von Verwaltungsrechtsstreitigkeiten aus minder wichtigen Verwaltungsverhältnissen, namentlich aus dem Kreise der Selbstverwaltung (Gemeinden), unterblieb die Errichtung eines besonderen, von der Verwaltung getrennten richterlichen Organes. Als Richter hierüber soll der aus bürgerlichen Elementen zusammengesetzte, vom Bezirksbeamten geleitete Bezirksrath zugleich neben der ihm obliegenden Verwaltung und zwar als erste Instanz functioniren. Nur für die obere Instanz, welche für die wichtigeren Rechtsstreitigkeiten, namentlich für jene mit der Staatsverwaltung, als erste und letzte gilt, ist der von der Verwaltung getrennte, mit fünf rechtsgelehrten Richtern besetzte Verwaltungsgerichtshof bestellt. Diese Einrichtung ist nun seit zwanzig Jahren in Wirksamkeit. Ein Wunsch der Kammern, das bisher nur durch Regierungsverordnung geregelte verwaltungsgerichtliche Verfahren durch ein Gesetz normirt zu sehen, veranlaßte die Regierung zu einer Revision des ganzen Instituts. Das Ergebniß derselben ist der den gegenwärtig versammelten Kammern des Landtags zur Berathung und Zustimmung vorgelegte Gesetzentwurf. Sein Inhalt, der in 11 Abschnitte mit 48 Paragraphen zerfällt, läßt sich im Wesentlichen und soweit es hier von Interesse ist, in wenigen Sätzen zusammenfassen. Er verwirft fortan eine allgemeine Geltung der Rechtspflege für das gesammte Gebiet der öffentlichen Verwaltung, erhöht jedoch das Specialregister derjenigen Rechtsverhältnisse, für welche eine Rechtspflege zulässig sein soll, auf 49 Ziffern; er behält die bisherige Gerichtsverfassung unverändert bei; er schreibt endlich für beide Instanzen ein Verfahren vor, das sich den Bestimmungen der Reichscivilproceßordnung, namentlich in Durchführung der Mündlichkeit möglichst anschließt. Da Baden bezüglich der Zeitdauer des Genusses einer besonderen Verwaltungsrechtspflege gegenüber den anderen deutschen Staaten einen beträchtlichen Vorsprung hat, so durfte man wohl von dem bekannten Freisinn seiner Regierung erwarten, daß sie die früher nur im Keime gesetzte Institution auf Grund der inzwischen zur Genüge gesammelten Erfahrungen nunmehr der Reife entgegenführen werde. Diese Erwartung scheint leider nicht in Erfüllung zu gehen.

Es ist nicht offenkundig geworden, wie die Regierung über die Wirksamkeit der bisherigen Gerichtseinrichtung, insbesondere des Verwaltungsgerichtshofes, der hier hauptsächlich in Betracht kommt, und zwar gerade in gewissenhafter, streng juristischer Beachtung der gesetzlich freien Stellung der Verwaltung denkt. Aber wer seit dem Bestehen dieser Institution ununterbrochen hierbei praktisch thätig und zugleich bemüht war, aus der Behandlung von Tausenden streitiger Verwaltungsrechtsfälle feste rechtswissenschaftliche Resultate zu gewinnen, dessen Stimme dürfte nicht als eine unberufene zurückgewiesen werden, wenn es gilt, damit nicht nur für den bisherigen heimatlichen Ruf, sondern zugleich für eine sachlich hochwichtige deutsche Angelegenheit einzutreten.

1. Nach der Statistik über die Thätigkeit des Verwaltungsgerichtshofes während seines zwanzigjährigen Bestehens wurde die gegen Erkenntnisse desselben erhobene Nichtigkeitsbeschwerde wegen Gewaltsüberschreitung in vier Fällen, den einzigen, in welchen überhaupt eine solche Beschwerde vorkam, von dem Competenzconflicts-Gerichtshofe gleichmäßig als unbegründet abgewiesen. Im Uebrigen kann aus den regelmäßig veröffent-

Digitized by Google

lichten Entscheidungen des Gerichtshofes entnommen werden, daß da, wo sich eine Verschiedenheit der Ansicht bezüglich der Competenz gegenüber der Verwaltung kund gab, solche immer nur in der richterlichen Ueberzeugung ihren Grund hatte, die streitige Angelegenheit sei lediglich zur Erledigung im Wege freien Verwaltungs-Ermessens vereigenschaftet. Ein umgekehrter Fall, worin ein Anspruch als Recht gegen die Verwaltung erkannt worden wäre, dessen freie Verbescheidung die letztere für sich reclamirte, dürfte nicht aufzuweisen sein. Die bisherige Praxis des Gerichts kann also schlechthin keinen Anhalt abgeben, in dessen principielle Haltung gegenüber der gesetzlich freien Stellung der Verwaltung irgendwie Besorgnisse zu setzen. Man wird sich daher kaum irren, den Grund der Ablehnung einer Generalisirung der Verwaltungsgerichtsbarkeit lediglich in der fortdauernden Unsicherheit zu suchen, in welcher sich die Verwaltung selbst noch über die Frage nach den generellen Voraussetzungen befindet, unter welchen überhaupt irgend ein Anspruch eines Einzelnen an die öffentliche Verwaltung als ein unverbrüchlicher Rechtsanspruch gelten soll. Mag die Regierung dermalen hierüber noch zweifelhaft sein: eine seit zwanzig Jahren berufsmäßig gepflegte Verwaltungsjurisprudenz sollte aber doch wohl eine klare Erkenntniß hierüber gewonnen haben. Ist doch die Antwort auf diese Frage überhaupt nicht eigentlich Sache der Rechtsgesetzgebung, sondern der Rechtswissenschaft, welche schon schwierigere Probleme als das vorliegende gelöst hat. Denn die allgemeinen Voraussetzungen zu finden, unter welchen überhaupt ein Anspruch, ganz abgesehen von dem wirklichen Inhalte eines bestimmten einzelnen Rechtsgesetzes, ein Rechtsanspruch ist, mithin die begriffliche Bestimmung eines solchen, kann nur durch freies vergleichendes Denken über die Gesetze, durch rechtswissenschaftliche Thätigkeit gelingen. Auf dem Gebiete des Civilrechts hat man über das Verhältniß der Rechtswissenschaft in diesem Punkte nie gezweifelt. Wünscht übrigens die Regiernng zum größeren Schutze ihrer gesetzlich freien Stellung, daß über die allgemeinen Voraussetzungen der Klagbarkeit eines Rechtsanspruches überhaupt im Gesetze selbst disponirt werde, so wird kein unübersteigliches Hinderniß entgegenstehen. Eine Verständigung hierüber unter den gesetzgegebenden Factoren wird zumal dann nicht so schwer fallen, wenn zu denselben, wie dies in den badischen Kammern der Fall ist, anerkannte wissenschaftliche Autoritäten zählen.

Es ist nicht am Platze, hier auf den Inhalt dieser Frage näher einzugehen. Die wesentlichen Punkte jedoch anzudeuten, auf welche es ankommt, wird wohl verstattet sein.

Daß die Verwaltungsgerichtsbarkeit sich auf streitige öffentliche *Verwaltungsrechtsverhältnisse* erstreckt, also auf Rechtsstreitigkeiten eines einzelnen Gliedes einer öffentlichen Verbindung als solchen mit deren Verwaltung — Staats- oder Communalverwaltung — darf wohl als feststehend angenommen werden. Soll aber der Anspruch des Einzelnen an die Verwaltung als ein gerichtlich klagbarer Rechtsanspruch gelten, so wird erforderlich sein:

a) Daß dafür eine *Rechtsnorm* angerufen wird, die gleichmäßig für die Verwaltung wie für den klagenden Einzelnen rechtsbindend ist. Es ist hierbei die für die freie und politisch verantwortliche Stellung der Verwaltung hochwichtige Frage zu beantworten, in wie weit nicht nur der Einzelne (worüber kein Zweifel), sondern auch die Verwaltung selbst der eigenen legalen *Verordnung* unterworfen ist, eine Frage, die natürlich hier nicht näher erörtert werden kann.

b) Daß diejenigen *thatsächlichen* Umstände dargelegt werden, mit welchen die angerufene Rechtsnorm den erhobenen Anspruch als *unmittelbare Rechtsfolge* verknüpft wissen will. Bedürfen daher die Thatsachen für den positiven oder negativen Zweck, welchen die Rechtsnorm erzielen will, vorerst noch einer besonderen freien Erwägung, Werthung und Würdigung, damit jene Rechtsfolge hiermit verknüpft werden könne (z. B. ob ein gewisser factischer Zustand feuergefährlich, ob die Zahl der bestehenden Wirthschaften dem öffentlichen Bedarf genüge, ob der Concessionsbewerber technisch befähigt u. s. w.), so kann diese Erwägung, Werthung und Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse nur Sache der Verwaltung und nicht des Gerichtes sein.

c) Daß dem Kläger ein bestimmtes *Interesse* zur Seite stehe, das in Folge des thatsächlichen Verhaltens der Verwaltung, jedoch im Widerspruch mit der angerufenen Rechtsnorm, in seiner Person begrenzt verletzt erscheint. Verletzungen, durch welche unbestimmt Alle berührt werden, können nicht Gegenstand einer gerichtlichen Klage eines Einzelnen für sich sein.

Wendet man sich nun zu den Competenzbestimmungen des neuen Gesetzentwurfes, so kann man sich kaum der Verwunderung enthalten, wie das reine Gold des wahrhaft großen Grundgedankens hier in eine kaum übersehbare Menge geringfügiger Scheidemünzen umgesetzt worden ist. Wer wird sie zählen und nachrechnen, der hierzu nicht genöthigt ist? Wer sich aber der mühevollen Arbeit unterziehen muß, wird wohl finden, daß das 49 Ziffern umfassende Competenzregister einer juristisch principiellen Einheit und Folgerichtigkeit entbehrt, daß dem Verwaltungsgerichte Streitigkeiten zur Entscheidung zugewiesen werden, die vielleicht wegen ihrer privaten Natur dem bürgerlichen Richter nicht entzogen werden dürfen, daß der Verwaltung mehrfach entzogen wird, was ihr nach ihrer verfassungsmäßigen Stellung allein gebührt, daß dem Verwaltungsgerichte zugemuthet wird, was nicht seines Amtes sein kann, und vorenthalten, wozu es nach seiner anerkannten Aufgabe berufen wäre, daß endlich gewisse allgemeine Positionen juristisch so vag determinirt sind, daß des Zweifels kein Ende sein wird. Wie sollen die Rechtsuchenden und die Richter aus einer solchen Anordnung sich zurecht finden? Vernünftiger Weise kann die principielle Generalisirung der Gerichtscompetenz doch nur darum abgelehnt werden, weil sonst zum Nachtheil des öffentlichen Interesses gerichtliche Eingriffe in die freie Rechtsstellung der Verwaltung zu besorgen wären. Allein abgesehen davon, daß in jedem einzelnen derartigen Falle — und immer nur um Einzelfälle kann es sich handeln — der Competenzconflicts-Gerichtshof um Abänderung angegangen werden kann, so wäre ja eine solche Besorgniß auch für jedes in dem jetzigen Register aufgeführte Specialrechtsverhältniß nicht ausgeschlossen. Denn da dem Richter ein bestimmtes Urtheil in keinem einzelnen Falle anbefohlen werden kann, so läge die Gefahr, daß der Richter ein Recht des Einzelnen gegenüber der Verwaltung da ausspricht, wo es nicht existirt, überall vor. Ueber die allgemeinen Voraussetzungen eines Rechtsanspruches überhaupt muß eben der Richter auch bei Festhaltung der Specialcompetenzbestimmung zu festbegründeter Gewißheit gelangen; denn ohne dieselbe wäre er schon bisher mit Sicherheit zu functioniren nicht im Stande gewesen. Bei dieser Sachlage wäre es doch weit zweckmäßiger und für die Stellung der Verwaltung sicherer, wenn die gesetzgebenden Factoren die von der Verwaltungsjurisprudenz anhanden gegebenen generellen Sätze prüfen, die Competenz resp. die Klagbarkeit eines Anspruches danach generell regeln und etwa nur die jedenfalls weit minder zahlreichen *Ausnahmen* specialisiren würden, die man zur Zeit noch vorbehalten zu müssen glaubt. Der Rechtsschutz der Staatsmitglieder kann doch wahrlich nicht für alle Zeit immer nur ein *vereinzelter* bleiben. Bildet sein Vollbestand doch den Kern der ganzen Rechtsgemeinschaft. Eine Berufung auf den Zustand anderer Staaten ist für Baden nicht angezeigt; denn abgesehen davon, daß diese zum Theil schon weiter gegangen sind (Württemberg, Oestreich), als jetzt der neue badische Entwurf, so sind diese selbst erst Baden *nachgefolgt*. Entschlage man sich doch der unbegründeten Furcht, als könne der Staat oder dessen Regierung durch die Entscheidung eines Rechtsstreits mit einem *Einzelnen* aus den Angeln gehoben werden. Als es sich früher darum handelte, die für die Regierung fast wichtigere Polizeistrafgewalt an die Gerichte zu übertragen, hatten sich die gleichen Befürchtungen ebenfalls geltend gemacht, und wer wollte den vergangenen Zustand jetzt wieder zurückwünschen?

Digitized by Google

Nur eine Generalisirung der Competenz auf Grund von Erfahrung und Wissenschaft wird einen zeitgemäßen, für ganz Deutschland nachahmungswerthen Fortschritt in der Entwicklung des jungen Institutes bekunden.

2. Zu nicht geringeren Ausstellungen gibt der Gesetzentwurf durch die Bestimmungen Anlaß, die er über die Verwaltungsgerichtseinrichtung (Gerichtsverfassung) enthält.

Der bisherige Zustand bietet die Eigenthümlichkeit dar, daß, wie schon oben bemerkt, für minderwichtige Streitigkeiten, namentlich für jene aus dem Leben der Selbstverwaltungskörper (politische Gemeinde, Kirchengemeinde, Schulgemeinde, Stiftungen u. s. w.) zwei Rechtsinstanzen bestehen, der aus bürgerlichen Elementen zusammengesetzte Bezirksrath und der ausschließlich mit rechtsgelehrten Richtern bestellte Verwaltungsgerichtshof, für wichtigere Streitigkeiten aber, insbesondere für jene mit der Staatsverwaltung, nur eine, der Verwaltungsgerichtshof als erste und letzte Instanz. Wenn man nun auch den Bezirksrath in dieser seiner Function mit dem Namen Gericht belegt, so ist und bleibt er eben doch eine mit Rechtsunkundigen besetzte Verwaltungsbehörde, eine Art Selbstverwaltungskörper, dem zu und neben seiner Verwaltungsaufgabe nur auch noch die Schlichtung gewisser Streitigkeiten mit übertragen ist. Eine eigentlich rechtliche, streng juristische Prüfung des streitigen Verwaltungsrechtsverhältnisses kann von dem Bezirksrathe seiner ganzen Beschaffenheit und Stellung nach nicht erwartet werden. Diese Verquickung von administrativer und richterlicher Function hat nach der bisherigen Erfahrung schon oft genug auch zu einer Verquickung der Streitigkeiten selbst geführt, die erst in der oberen Instanz wieder geklärt werden mußte. Nun ist es zwar ganz gleichgültig, welchen Namen man dem Bezirksrathe in seiner streitschlichtenden Stellung beilegt. Wenn man aber aus seiner Benennung als Gericht folgert, daß deswegen auch seine Procedur in die gleich strengen juristischen Formen eingeschnürt werden müsse, wie solche für ein rechtsgelehrtes Gericht zum Zwecke streng juristischer Prüfung einer rechtlichen Streitsache ganz am Platze ist, so entbehrt dieser Schluß nicht nur der entsprechenden Prämissen, sondern enthält auch eine für Nichtjuristen schwer erfüllbare, unbillige Zumuthung. Der Entwurf thut dies (in 26 Paragraphen) und complicirt damit das Gesetz in hohem Grade. Wie natürlich, klar und einfach läßt sich doch die ganze Einrichtung gestalten!

Im Interesse jeder öffentlichen Verwaltung und selbst des klagenden Einzelnen liegt es, daß keine Klage gegen jene vor Gericht anhängig gemacht werde, bevor das Begehren von der Verwaltung genau geprüft und vorbeschieden worden ist. Mit Recht würde daher die Gesetzgebung die Erwirkung eines solchen administrativen Vorbescheids als wesentliche Bedingung für die Zulässigkeit eines jeden förmlichen verwaltungsgerichtlichen Rechtsaustrags aufstellen. Diese Forderung ließe sich der bestehenden Verwaltungsorganisation ganz harmonisch anpassen. Der administrative Vorbescheid wäre zu ertheilen:

a) bei Rechtsansprüchen der Einzelnen an die Lokal- und Kreis-Selbstverwaltung: von dem betreffenden Bezirksrathe, der ja selbst eine Art Selbstverwaltungskörper ist;
b) bei solchen gegen die Staatsverwaltung von der nächst vorgesetzten Behörde jenes staatlichen Verwaltungsorganes, von welchem die behauptete Rechtsverletzung herrührt.

Glauben sich die Betheiligten bei der administrativen Vorbescheidung nicht beruhigen zu können, so ist die Streitsache mittelst förmlicher Klage zum strengen Rechtsaustrag vor dem Verwaltungsgerichtshof als einziger Rechtsinstanz anhängig zu machen und zwar binnen gesetzlicher Frist, bei deren Versäumung der Verlust des Rechtsaustrags eintritt. Daß für ein Land, wie Baden*), eine einzige Rechtsinstanz, gebildet durch ein Collegialgericht, dessen Mitglieder Berufsjuristen und der äußeren Garantien des Richtergesetzes theilhaftig sind, also unabhängig von der Verwaltung urtheilen, zu einem genügenden Rechtsschutz der Einzelnen vollkommen ausreicht, dürfte kaum zu bestreiten sein, wenn man erwägt, daß die Verwaltung stets durch Personen repräsentirt ist, die in der Regel geschäftskundig und dem Gesetze zu gehorchen Willens sind, und daß überdies die meisten Verwaltungsstreitigkeiten sich hauptsächlich um reine Rechtsfragen drehen.

Durch die Annahme einer solchen Einrichtung würde nicht nur die Aufgabe des Gesetzgebers, sondern auch die Arbeit derer, welche das Gesetz zu vollziehen haben, ungemein vereinfacht und erleichtert. Denn das administrative Vorverfahren zur Erlangung des Vorbescheids könnte füglich einer Regierungsverordnung überlassen werden, und nur die Regulirung des eigentlichen Rechtsverfahrens vor dem Verwaltungsgerichtshofe fiele dem Gesetze anheim, dessen Aufgabe aber alsdann sich in wenigen Sätzen erschöpfen ließe. Da diese Einrichtung schon jetzt für die wichtigeren Streitsachen, in welchen der Verwaltungsgerichtshof einzige Rechtsinstanz ist, gilt, so würde es sich nur um eine Generalisirung dessen handeln, was sich hier bereits bewährt hat. Der Einwand, daß dadurch die bisherige Stellung des Bezirksraths beeinträchtigt würde, bedarf als offenbar unrichtig keiner besonderen Widerlegung.

Nur ein Punkt der Gerichtseinrichtung sei hier noch besonders hervorgehoben: die für den Gerichtshof zu bestellende Staatsanwaltschaft. Dieselbe ist selbstverständlich durch diejenigen Staatsverwaltungsbeamten auszuüben, welche die einzelnen Ministerien hierfür berufen. Aber bezüglich ihrer Function sollte das Gesetz bestimmt anordnen, daß es ihre Aufgabe sei, bei Rechtsstreitigkeiten Einzelner mit der Staatsverwaltung diese als Streittheil vor Gericht zu vertreten, bei Rechtsstreitigkeiten der Einzelnen mit der Selbstverwaltung aber nur das etwa unterlaufende Staatsinteresse (als Intervenient) zu wahren. Der Entwurf hält beide Functionen nicht auseinander.

3. Die Bestimmungen desselben über das verwaltungsgerichtliche Verfahren sind in Folge davon, daß der Entwurf für die minderwichtigen Streitsachen zwei Rechtszüge beibehält, wobei, dem Principe der Mündlichkeit zulieb, in der oberen Instanz ganz von Neuem verhandelt werden soll, sehr vervielfacht und verwickelt. Ihre juristisch-technische Kritik würde hier zu weit führen. Nur bezüglich der Stellung des Gerichts gegenüber den beiden Streittheilen sei hervorgehoben, daß es doch wohl am sachgemäßesten wäre, wenn ebenso wie der klagende Einzelne sein Interesse, auch die öffentliche Verwaltung, und nur diese, das öffentliche Interesse zu wahren, dagegen der Richter lediglich Recht und nur Recht zu sprechen hätte; wenn ferner der klagende Einzelne als derjenige bezeichnet würde, der die Obliegenheit hat, dem Richter zu beweisen, daß und in wiefern er in seinem rechtlich unverletzbaren Interesse durch die Verwaltung gekränkt worden sei; wenn endlich dem Richter, der in jeder Lage des Rechtsstreits jede nöthige Aufklärung über die thatsächlichen Grundlagen desselben verlangen kann, anheim gegeben wird, die Frage der Wahrheit dieser Thatsachen lediglich nach der persönlichen Ueberzeugung zu beantworten, welche er aus der Erhebung der von den Streitenden erbrachten Beweise in Verbindung mit den administrativen Voracten gewonnen hat, ohne also in Bezug auf Thatsachen und Beweise inquisitorisch verfahren zu müssen. Die Verwaltung resp. die Staatsanwaltschaft wird doch hoffentlich Manns genug sein, das im Processe unterlaufende öffentliche Interesse, wie ihr Beruf ist, selbst und allein zu wahren.

Wollten doch endlich die kleineren deutschen Staaten ernstlich Hand anlegen, als jetzige Glieder eines großen, schützenden Ganzen, für die Gestaltung ihrer inneren Organisation diejenigen Vortheile zu ziehen, welche die Gunst ihrer räumlichen Ausdehnung zu ihrem eigenen Wohl und Behagen verstattet.

*) Für ganz Oestreich besteht nur eine einzige verwaltungsgerichtliche Instanz.

Digitized by Google

Die Wahrheit über die Seligmacher-Armee.

Die vielberufene „Heils-Armee" (richtiger „Heuls"-Armee), deren Besuch in Deutschland nahe bevorstehen soll, ist eine militärisch organisirte Missions-Anstalt, die nicht Heiden, Juden oder Türken, sondern Christen zum Christenthum bekehren will, aber nicht zu einer bestimmten Sekte, einem positiven, dogmatischen Glauben, sondern nur zu einem „christlichen, gottgefälligen Lebenswandel", zur Christusverehrung, zum Gottvertrauen, zur Sittlichkeit. Wie ihr Name sagt, will sie „Seelen retten", und zwar „aus den Klauen des Teufels".

In dem vom „General" der „Erlöser-Armee" herausgegebenen „Buch der Weisungen" heißt es: „Wir bezwecken, ein Evangelisirungssystem zu bieten, das besonders den verworfensten und gottlosesten Elementen der Bevölkerung angepaßt sein soll. Wir wollen die Sklaven der Sünde befreien, in Kinder Gottes verwandeln und „soweit als möglich zu Seelenrettern" machen." Das Büchlein „Katechismus der Salvation Army" gibt als Zweck der „Armee" an: „Sie ist eine Armee von bekehrten Männern und Weibern, welche beabsichtigen, alle Menschen zu veranlassen, den Ansprüchen Gottes an ihre Liebe und Verehrung gerecht zu werden oder doch wenigstens zu lauschen." Es ist nun allerdings recht fraglich und streitig, ob „Religiosität" und Glaubenseifer besser und werthvoller sind als Indifferentismus; allein dieser ist selbst in dem so frommen England reichlich vorhanden und bildet den Daseinsgrund der in Rede stehenden, von dem Methodisten-Geistlichen William Booth Ende 1878 ins Leben gerufenen geistlich-militärischen Institution.

Ja, auch militärisch; das besagt schon der Name. Alles, was mit der Bewegung im Zusammenhang steht, hat militärische Bezeichnungen und einen militärischen Anstrich. Es gibt da einen General, einen Generalstab, einen Krieg, ein Hauptquartier, ein „Kriegsgeschrei" („War Cry", das zweimal wöchentlich erscheinende Haupt-Organ des Verbandes), Uniformen, Militärmusik, Kasernen, Fahnen, Fähnriche, Festungen, Majore, Kapitäns, Lieutenants, Sergeanten, Kadetten, Soldaten, Kanonaden, „schweres Geschütz", Bombardements, Corps-Divisionen, Exercir-Uebungen u. s. w. Das französische Preßorgan der Bewegung heißt „Vorwärts!" und das Verbands-Motto, das auf den Fahnen, den Uniformen, dem Briefpapier u. s. w. prangt, lautet: „Blut und Feuer!", d. h. das Blut der Erlösung und das Feuer des heiligen Geistes im Kriege mit dem Teufel.

Natürlich kann keine Armee ohne strenge Disciplin bestehen; darum handelt es sich auch hier ausschließlich um Commando und Gehorsam; der „Soldat" gehorcht dem „Sergeanten", der „Lieutenant" dem „Hauptmann" ꝛc.; Alle aber sind dem „General" blinden Gehorsam schuldig. In der Person des Mr. Booth ist die ganze Bewegung verkörpert; er hält alle Fäden in der Hand. Er ist ein absoluter Monarch, der sich seine Monarchie selbst geschaffen; die Organisation und das ganze Drum und Dran der „Armee" sind seinem Hirn entsprungen. Er ist ein unbewußtes Plagiat des Jesuitengenerals, womit übrigens nicht gesagt sein soll, er sei ein „Jesuit", obzwar ihm vielfach vorgeworfen wird, er sei es. Jedenfalls erwies er sich als gewiegter Menschenkenner, indem er an die streitbaren Instincte appellirte, die — sei es offen oder latent — ein so starkes Element des menschlichen Wesens bilden.

Die höchsten wie die niedrigsten Grade in der Seligmacher-Armee stehen dem weiblichen Geschlechte ebenso offen wie dem männlichen. Die weibliche Uniform besteht aus Kleidern und Hüten der denkbar einfachsten und schmucklosesten Art, die männliche aus einem dunkelblauen ebenfalls höchst einfachen, mit rothen Schnüren eingefaßten Gewande, dessen Rock nur bis zur Hüfte reicht, der Rockkragen trägt auf jeder Seite ein messingenes S, welches „Salvation" (Erlösung) bedeutet, von den Gegnern der Bewegung aber als „Satan" ausgelegt wird. Unter der Jacke tragen die „Soldaten" ein hochrothes „Garibaldihemd". Nach der neuen Erlöser-Geographie ist das Vereinigte Königreich in dreizehn „Divisionen" getheilt, deren jede einem „Major" untersteht, dessen Aufgaben in der Leitung und Ueberwachung der Operationen aller zur Division gehörigen Corps, sowie in der Ausdehnung des Kriegs auf neue Orte und in der Abberufung von für ihre Stellung ungeeignet werdender Offiziere bestehen. Jedes „Corps" steht unter dem Commando eines „Hauptmanns", welchem (oder welcher) ein bis zwei „Lieutenants" an die Hand gehen. Die Kapitäns und Lieutenants sind verpflichtet, die Processionen, Gottesdienste und Versammlungen zu leiten, die Offizierscandidaten zu belehren und Pläne zu neuen und angemessenen Mitteln der Seelenrettung auszuhecken und durchzuführen. Jeder Kapitän oder Lieutenant wird ungefähr jedes halbe Jahr versetzt, damit nicht die Gefahr eintrete, daß sie in einen „alten Schlendrian", in eine Schablone verfallen oder „für Personen und Orte eine stärkere Zuneigung fassen als für Gott und den Erlösungskrieg".

„Soldat" ist, wer sich „bekehrt" hat und alle ihm von seinem Beruf gelassene freie Zeit der Erlöserthätigkeit widmet. Die Functionäre („Offiziere") gehen aus den Reihen der „Soldaten" hervor und stehen gänzlich in den Diensten des „Generals". Die Kapitäns empfehlen dem Hauptquartier die erprobtesten Soldaten, die dann von dem Major der betreffenden Division geprüft werden; berichtet dieser günstig, so müssen sie noch eine vom General selbst gestellte lange Reihe von Fragen beantworten. Gelingt ihnen dies zu Booths Zufriedenheit, so werden sie in der im Nordosten Londons gelegenen „Schulungskaserne" ausgebildet. Der „Dienst" nimmt die ganze Zeit und Kraft der Angestellten in Anspruch. Die Besoldung wird aus den Armeefonds bestritten und ist recht dürftig. Für 15—27 Shilling wöchentlich muß ein Booth'scher Offizier 19—25 gottesdienstliche Versammlungen in der Dauer von 30—40 Stunden leiten und 18 Stunden dem Hausbesuch Neubekehrter und zu Bekehrender widmen, abgesehen von vielen andern Obliegenheiten, unter denen namentlich das Abfassen von Berichten ans Hauptquartier hervorragt. Von Sinecuren ist also keine Rede; dieser Umstand läßt den General annehmen, daß egoistische, selbstsüchtige, geld- und bequemlichkeitsliebende Personen kaum unter seinen Offizieren zu finden sind. Wir glauben selbst, daß die Anzahl der Heuchler eine sehr geringe sein muß; es mag höchstens vorkommen, daß Mancher als Candidat auftritt, weil er arbeits- oder stellenlos ist, und der geringe pecuniäre Ertrag der Seligmacherei ihm diesfalls, bis sich etwas Passenderes findet, besser dünken mag als gar nichts; aber auch dessen sind wir nicht sicher, denn jedem Aspiranten wird im voraus mitgetheilt, daß er eine gewisse Probezeit durchmachen und, falls er sie nicht gut besteht keine Anstellung erhält.

Die Einnahmen der „Salvation Army" setzen sich aus drei Quellen zusammen: a) Lokale Beiträge der Soldaten und Offiziere, sowie Sammlungen bei den gottesdienstlichen Uebungen („Rekrutirungs"- oder „Erlösungs"-Meetings); b) Jahresbeiträge und Einzelspenden, die von Freunden der Bewegung im Publicum ans Hauptquartier eingesendet werden; c) der Erlös der Verbandsveröffentlichungen (Zeitungen, Bücher, Broschüren). Außer den zwei schon früher genannten Blättern giebt die „Armee" noch fünf andere heraus: „Die Hülfstruppen", „Das amerikanische Kriegsgeschrei", „Das indische Kriegsgeschrei", „Das australische" und „südafrikanische Kriegsgeschrei". Die vier letzteren Namen rühren daher, daß Booth — mit seiner ursprünglichen Absicht, London aus der geistlichen Verderbniß zu erretten, nicht mehr zufrieden — seinen Wirkungskreis auf alle Erdtheile ausgedehnt hat. Freilich haben seine Sendlinge nicht überall Glück; wie die schweizerischen Behörden mit ihnen verfahren, ist allgemein bekannt; auch in Paris ergeht es ihnen nicht am besten, und selbst in England werden sie gar oft von müßigen Volksmengen schlimm angegriffen. Die Schlägereien, welche das Auftreten der „Armee" in den Straßen der Städte und Dörfer des Inlandes veranlaßt, bilden eine ständige Abtheilung der Gerichtssaal-Rubrik unserer Blätter.

Da Mr. Booth glaubt, die Mehrzahl der Menschen eile blindlings einem Schicksale ewiger Höllenpein entgegen, und da es ihm infolge dessen auf eine möglichst große Quantität von Seelenmacherei ankommt, lehrt er, daß die Proselyten nichts

Digitized by Google

Besseres thun können, als möglichst viel Zeit an die Bekehrung Anderer zu wenden; jede Stunde, die mit andern Dingen ausgefüllt werde, sei daher verschwendet, der „guten Sache" entzogen. Darum dürfe man keine Geselligkeitsvereine bilden, nicht ins Theater gehen, keine Vergnügungslokale besuchen, sich keinem Club anschließen, keine weltlichen Studien treiben, keine amüsanten Bücher lesen, sich nicht geistig ausbilden. Diese Entmuthigungen sind durchaus als schädlich und beklagenswerth zu betrachten und der Ausfluß eines fanatischen Puritanismus; als ob man nicht fromm, ja orthodox-religiös sein könnte, ohne so weit zu gehen! Dagegen verdient lebhafte Anerkennung die Unterdrückung möglichst vieler materieller Bedürfnisse. Die Kleidung muß schmucklos sein; essen können die Soldaten und Offiziere der „Armee" schon vermöge ihrer niedrigen Löhne und Gehälter nicht allzu viel; das Tabakrauchen und der Genuß geistiger Getränke sind ihnen aufs Strengste untersagt, desgleichen das Spielen von Zufallsspielen, die Theilnahme an Jagden, Wettrennen ꝛc., das Lügen, das Fluchen, die Unehrlichkeit, jede Gemeinheit im Geschäfts- wie im Privatleben, jede Unreinheit im Handeln und Denken.

Um das von ihnen ins Auge gefaßte Publicum in ihre Erlösungsversammlungen zu locken, ist den Seligmachern kein Mittel zu grell, zu ungewöhnlich, zu stark. Je auffallender, desto besser, weil voraussichtlich und erfahrungsmäßig wirksamer. Kommen sie in eine Stadt, in der sie noch nicht gewesen, so kündigen sie sich schon einige Tage vorher durch die sonderbarsten excentrischen Placate an, auf denen Worte wie „Krieg", „Blut und Feuer", „Erstürmung" u. dgl. eine so große Rolle spielen, daß es thatsächlich schon vorgekommen ist, daß altmodische, unwissende Leute, in dem Glauben, es werden in der Stadt wirkliche Metzeleien vorkommen, zeitweilig in eine andere Stadt übersiedelten und daß man der „Armee" auf Grund solcher Befürchtungen den Einzug gewaltsam verwehren wollte, wodurch es dann wirklich zu blutigen Schlägereien kam. Instrumentalmusik und lärmender Gesang tragen zur Gewinnung neuer „Garnisons"-Orte ebenso viel bei wie zur fortdauernden Besetzung der bereits eingenommenen. Ist ein Ort einmal „gefallen", so siedelt sich ein Armeecorps daselbst endgiltig an, erwirbt ein Gebäude oder miethet einen Saal und setzt den „Feldzug gegen den Teufel" eifrig fort, wobei die schon so oft geschilderten komischen Processionen die Hauptrolle spielen. Diese Straßenumzüge, deren Theilnehmer sehr oft wahre Märtyrer sind — sie werden nämlich vom Pöbel mißhandelt —, bilden die Einleitung zu den mehrfach erwähnten „Rekrutirungen" oder „Erlösungsmeetings", welche in den zahlreichen Hallen und „Kasernen" des Verbandes jeden Abend um acht Uhr in einer Anzahl von 12,000 per Woche stattfinden und die ebenfalls schon so oft beschrieben worden sind, daß wir hier nicht weiter auf sie einzugehen brauchen, wir wollen nur bemerken, daß es da recht lebhaft und ernst-komisch, häufig auch ungemein aufregend hergeht und daß das angewandte Verfahren in den meisten Fällen auch wirklich den bezweckten Erfolg hat, „Sünder" zu „bekehren"; freilich darf man nicht zu genau untersuchen, wie es um die „Erlösung" jedes einzelnen Proselyten bestellt ist.

Abgesehen von dem geistlichen, ist auch an einem gewissen moralischen Erfolg der „Armee" nicht zu zweifeln. Beide Erfolge, sowie der finanzielle, sind zum Theil der hohen Befähigung des Generals und seiner Frau, zum Theil der militärischen Organisation, ferner dem ganzen burschikosen, spectakulösen Verfahren des Verbandes, der Strenge der gepredigten Grundsätze, dem Märtyrerthum, der ewigen Wiederholung desselben Vorgehens, sowie der Nothwendigkeit zuzuschreiben, für die „gute Sache" Opfer zu bringen. Aber alle Ergebnisse werden die Bewegung nicht vor dem Untergange retten, es sei denn, daß die puritanischen Anforderungen an die zu Erlösungsmaschinen herabsinkenden Verbandsmitglieder, sowie die auf die Dauer wohl nicht zu goutirende streng-despotische Organisation und mehrere andere schlimme Auswüchse gemildert, geändert und beseitigt werden.

Remember.

Literatur und Kunst.

Zur Frage der Heine'schen „Memoiren".

Von Karl Emil Franzos.

Wie merkwürdig auch der Inhalt jener Aufzeichnungen sein mag, welche Heinrich Heine über sein Leben hinterlassen, er kann kaum reicher an überraschenden Wendungen sein, als jene Debatte, welche seit mehr als siebenundzwanzig Jahren über das Manuscript geführt wird — seit jenem Februartage von 1856, der uns den großen Dichter geraubt — und kaum verblüffender als das äußere Schicksal des Manuscripts. Nach Aehnlichem wird man vielleicht in der gesammten Literatur vergeblich suchen, sowohl was das Mysterium als was seine endliche Lösung betrifft. Drei Stadien hat die Angelegenheit bisher durchlaufen, jedes ist abenteuerlicher als das andere und das — vorläufig — letzte schließt mit einem Knalleffect, wie er sich nicht drastischer und überraschender erdichten ließe.

Man urtheile selbst. Das erste Stadium ist das der völligen Ungewißheit, ob Heine überhaupt Memoiren geschrieben. Jahrelang geht die Discussion hierüber in den Zeitungen fort. Vergeblich weisen Freunde des Dichters einzelne Briefe desselben auf, in welchen er in klarsten Worten von diesem Werke spricht und Andeutungen über seinen Inhalt gibt, der Zweifel regt sich doch immer wieder. „Briefe beweisen wenig," heißt es, „vielleicht wollte der Dichter nur seine Feinde schrecken, vielleicht seinen Verleger durch die Mittheilung dieses Planes seinen Wünschen gefügiger machen. Denn wenn Heine wirklich Memoiren geschrieben, warum erscheinen sie nicht?" Da es auf diese Frage keine rechte Antwort gibt, so werden die Zweifel von Jahr zu Jahr lauter. Das Schweigen der Familie, der Verlagshandlung verstärkt sie noch; schließlich wagt Niemand mehr ernstlich an die Existenz des Manuscripts zu glauben. Da erscheinen in rascher Folge einige Publicationen, welche das Gegentheil beweisen: die Briefe Heines und die Biographie des Dichters von A. Strodtmann; Beide, der Dichter und sein Biograph, sprechen von den „Memoiren" als von einer Thatsache. Das Zeugniß eines unbedingt vertrauenswürdigen Mannes tritt hinzu und muß die letzten Zweifel beseitigen: Alfred Meißner hat die „Memoiren" in Heines Hand selbst gesehen, wiederholt über das Werk mit ihm gesprochen. Selbst der Ungläubigste muß sich nun zufrieden geben.

Die Sache tritt in ihr zweites Stadium, viel lichtvoller als das erste ist es nicht. Heine hat Memoiren geschrieben, aber wo sind sie? Die Familie schweigt noch immer; die Vermuthung, die Combination hat vollen Spielraum. Vielleicht entledigt sich der einstige Herausgeber der „Memoiren" der lohnenden Pflicht, auch der Geschichtsschreiber dieser Debatte zu werden; er wird eine schöne, den Dichter und sein Volk ehrende Thatsache zu verzeichnen haben, das pietätvolle, fast leidenschaftliche Interesse der gebildeten Deutschen für das letzte Vermächtniß des Poeten. Aber neben jenen Stimmen, welche das Manuscript da oder dort suchen, tauchen andere auf, die davon abmahnen, es überhaupt noch zu suchen. „Heine mag Memoiren geschrieben haben," heißt es nun, „aber wer bürgt uns, daß er sie nicht selbst vernichtet hat?" Auch hierfür gibt Meißner Bürgschaft, er hat nach Heines Tode im Landhause der Wittwe desselben, in Asnières, die „Memoiren" gesehen, Herr Henri Julia, der Rechtsfreund Mathildens, hat sie ihm gezeigt. Man ist wieder so klug wie zuvor. Da veröffentlicht endlich im Frühling 1880 Herr Baron Gustav Heine, der jüngste Bruder des Dichters, in seinem Journal, dem „Wiener Fremdenblatt", die kurze und bündige Erklärung: „Die Memoiren Heinrich Heines sind in meinen Händen, werden jedoch, auf ausdrücklichen Wunsch meiner verstorbenen Mutter, niemals in die Oeffentlichkeit gelangen."

Dies also ist das dritte Stadium, klarer als seine Vorgänger, aber nicht hoffnungsreicher. Auch verstummt nun die

Digitized by Google

Debatte: wir haben die volle Gewißheit von der Existenz des theuren Vermächtnisses nur gleichzeitig mit der Gewißheit erlangt, nie in seinen Besitz zu gelangen — was wäre nun weiter zu forschen! Da ergibt sich eine neue Wendung, die zuerst ganz unglaublich klingt. Mathilde Heine stirbt, kurz darauf erklärt Herr Julia oder läßt erklären, er besitze aus ihrem Nachlaß Heines Memoiren und werde sie nächstens veröffentlichen. Zwei Gegenerklärungen folgen auf dem Fuße, Baron Heine sagt, ich besitze das Manuscript und daher kann es kein Anderer besitzen, die Verlagshandlung von Hoffmann & Campe sagt, das Veröffentlichungsrecht der „Memoiren", wenn sie jemals erscheinen sollten, steht einzig mir zu. Worauf Herr Julia erklärt, er werde die Echtheit des Manuscripts und sein Recht auf Veröffentlichung desselben demnächst auf die einfachste Art erweisen: eben durch die Veröffentlichung! Und in der That steht dieselbe bevor, nur der Termin ist noch ungewiß.

Gewiß eine seltsame, ungeahnte, ja unerhörte Wendung! Nachdem wir alle Hoffnung aufgegeben, das Werk je zu erhalten, fällt es uns nun plötzlich in den Schoß. Nachdem jahrzehntelang darüber gestritten worden, ob *ein* derartiges Manuscript existirt habe und noch existire, erfahren wir nun, daß es deren *zwei* gibt. Ein Schlußeffect, wie ihn nur die Wirklichkeit bieten darf und kann; die Phantasie vermöchte es nicht.

War etwas geeignet, das natürliche Interesse für ein solches Werk von solcher Hand zu steigern, so sicherlich diese Wendung. Das ist nach langer Zeit wieder einmal eine literarische Angelegenheit, welche die ganze Nation interessirt. Eine ganze Reihe von Fragen schwirrt von Mund zu Mund und heischt nach Antwort.

Die beste, die einzig genügende Antwort wäre natürlich das Werk selbst. Aber dieses läßt ja noch auf sich warten und fast scheint es, als ob die Dinge nicht so glatt gingen, als es unsere Neugier, unser pietätvolles Interesse wünschen möchte. Man darf dabei sicherlich an nichts Böses denken; es klingt völlig glaubhaft, wenn Herr Julia äußert, „daß die Verlegerfrage nicht so rasch gelöst werden kann". Aus zwei Gründen: erstlich repräsentirt das Eigenthums- und Veröffentlichungsrecht dieses Manuscripts eine sehr stattliche Summe, und man kann nichts dagegen haben, wenn sich Herr Julia einerseits und die deutschen Verleger, mit denen er verhandelt, andrerseits das Geschäft recht gründlich überlegen. Zweitens droht dem künftigen Verleger ein Conflict mit der Verlagshandlung Hoffmann und Campe, und diese Klippe zu umschiffen dürfte vielleicht einige Schwierigkeiten machen. Zwei Male ist ein Abschluß gemeldet und beide Male sofort wieder dementirt worden. Möge der Schein trügen, aber es scheint, daß wir noch recht lange werden harren müssen.

Angesichts dieser Sachlage ist es vielleicht kein müßiges Spiel, vorläufig auf eigene Faust eine Antwort zu suchen. Ich habe dies zunächst, um mein eigenes Interesse zu befriedigen, für mich selbst gethan, und zu diesem Zwecke die Briefe Heines, wie sie in der Gesammt-Ausgabe seiner Schriften vorliegen, authentische Aeußerungen glaubwürdiger Freunde des Dichters über die Memoiren endlich die in dieser Angelegenheit publicirten officiellen Erklärungen aller Betheiligten durchmustert. Ich bin der Meinung, daß sich schon hieraus einiger Aufschluß gewinnen läßt und veröffentliche daher das Resultat. Es scheint mir mindestens zur Beantwortung der nächstliegenden Fragen genügend.

Vor Allem: gibt es wirklich *zwei* Manuscripte der „Memoiren"? Sind beide *echt*?

Ja! und zwar zweifellos!

Daß sich Herr Baron Heine im Besitze eines echten Manuscripts befindet, glaubt sicherlich Jedermann. Selbst wenn man, wozu doch wahrlich nicht der leiseste Grund vorliegt, die Richtigkeit seiner Erklärung in Zweifel ziehen wollte, so läßt sich diese doch noch aus anderen Thatsachen, ja aus den Briefen Heines an Julius Campe erweisen.

Weit geringeres Vertrauen müßte man naturgemäß den Behauptungen des Herrn Henri Julia entgegenbringen. Sie klangen von vornherein abenteuerlich, und die Historie mußte immer problematischer erscheinen, je ernstlicher man darüber nachdachte. Dem todtkranken Dichter machte das Arbeiten, das Schreiben unsägliche Pein und Mühe und er sollte ein so umfangreiches Werk zweimal geschrieben oder gar eigenhändig eine Abschrift angefertigt haben? Und dann: wie kam Herr Julia zu dem Manuscript: Aus dem Nachlasse von Mathilde Heine. Warum hatte das „dicke Kind", welches die Bedeutung eines Werkes von Henri mindestens nach der pecuniären Seite hin vollauf begriff und würdigte, die Veröffentlichung nicht selbst bewirkt und sich eine bedeutende Summe entgehen lassen? Hierzu kam, daß die Freunde der Literatur allen Grund hatten, gerade bezüglich angeblicher Werke Heinrich Heines so vorsichtig als möglich zu sein. Man erinnere sich der Pseudo-Heineana, welche Friedrich Steinmann, ein verkommener Jugendfreund des Dichters, vor langen Jahren in Amsterdam zu publiciren die Kühnheit hatte. Lag hier nicht ein ähnlicher Fall vor?

Diese Bedenken waren so stark, daß Herr Julia sie überhaupt nur durch einen Schritt hinwegräumen konnte. Er mußte sein Manuscript glaubwürdigen Gewährsmännern vorlegen. *Dies ist geschehen.* Herr Wilhelm *Singer*, der Correspondent der „Neuen Freien Presse" in Paris, ein unbedingt vertrauenswürdiger Mann, der außerdem Gelegenheit hatte, Heines Handschrift kennen zu lernen, hat das Manuscript des Herrn Julia so weit zu mustern Gelegenheit gehabt, um bestätigen zu können, daß hier wirklich ein bisher unveröffentlichtes Manuscript in Heines Handschrift vorliegt. Andere haben hinterdrein das Gleiche bezeugt.

Damit wäre die Hauptfrage klargestellt: es gibt thatsächlich zwei echte Manuscripte. Um so dunkler liegen zwei andere Fragen, welche sich zunächst daran knüpfen.

Erstens die formelle, die *Rechtsfrage*. Von drei Seiten wird das geistige Eigenthum an dem Manuscript beansprucht. Herr Henri Julia sagt: „Ich bin rechtmäßiger Besitzer des Manuscripts und kann damit thun, was mir beliebt; will ich es drucken lassen, so kann mir dies Niemand verwehren." Die Verlagshandlung Hoffmann und Campe sagt: „Wer immer die Veröffentlichung übernimmt, begeht dadurch einen Eingriff in meine Rechte, denn gelangen die „Memoiren" überhaupt zur Publication, so kommt dieselbe einzig mir zu." Endlich sagt Herr Baron Heine: „Ich besitze Heines „Memoiren", und ich will sie nicht veröffentlichen und daher darf es auch kein Anderer." Keiner der drei Factoren hat seinen Anspruch bisher juristisch näher nachgewiesen und so lange dies nicht geschehen, ist jede Discussion müßig. Jedenfalls wird man Herrn Julia, der selbst Jurist und offenbar ein sehr kluger Geschäftsmann ist, glauben dürfen, daß er sich gut vorgesehen. Wie immer er in den Besitz gelangte, ob durch Ankauf oder durch Erbschaft, er hat zweifellos Papiere, die ihn als legitimen Eigenthümer des Manuscripts und der daran haftenden Rechte ausweisen. Eine große Schwierigkeit liegt für ihn und den Käufer in der Kürze der Zeit, welche noch zur Ausnützung gesetzt ist. Nach § 12 des deutschen Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870: „Die erst nach dem Tode des Urhebers erschienenen Werke werden dreißig Jahre lang, vom Tode des Urhebers an gerechnet, gegen Nachdruck geschützt," und nach § 15 desselben Gesetzes: „In den Zeitraum des gesetzlichen Schutzes wird das Todesjahr des Verfassers ... *nicht* eingerechnet" — würden seine und seines Verlegers Rechte am 1. Januar 1887, also in drei Jahren, jedenfalls erlöschen. Hingegen klingt es nicht unglaubwürdig, wenn Herr Julia versichern läßt, daß ihn die beiden Proteste nicht bange machen. Jedenfalls ist er der Beatus possidens und die Beweislast, die den Klägern zufiele, wäre keine geringe. Insbesondere wäre der Proceßstandpunkt des Herrn Baron Heine ein überaus schwieriger. Er müßte nachweisen, daß er von seinem Bruder nicht blos das Eigenthums- und Veröffentlichungsrecht des einen Manuscripts erworben, sondern daß sich der Dichter auch ihm gegenüber verpflichtet, niemals ein ähnliches Werk zu schreiben und herauszugeben.

Und hier berühren wir die zweite Frage, die im Dunkel liegt und uns Alle weitaus mehr interessiren muß: in welchem Verhältnisse stehen die beiden Manuscripte zu einander?

Digitized by Google

Hier sind drei Eventualitäten möglich.

Entweder ist der Wortlaut der beiden Manuscripte derselbe oder doch nahezu derselbe und beide verhalten sich zu einander, wie die erste Aufzeichnung zur eigenhändigen Reinschrift, wobei es ziemlich gleichgültig wäre, wo das eine, wo das andere Manuscript sich befindet. Oder die Verschiedenheit ist eine relativ größere und es liegt ein erster Entwurf und eine Umarbeitung vor; hier wäre natürlich der Umstand, welches der beiden Manuscripte Herr Julia besitzt, schon weit relevanter. Von größtem Gewichte aber wäre dieser Umstand, wenn etwa die dritte Eventualität vorläge, wenn es sich hier um zwei verschiedene, zu verschiedener Zeit entstandene Werke des Dichters über denselben Gegenstand handelte.

Sicherlich ist diese dritte Eventualität von vornherein die unwahrscheinlichste. Ich gestehe auch ganz offen, daß ich gar nicht an sie dachte, als ich an die Durchsicht des oben erwähn- Materials ging. Aber je weiter ich kam, desto energischer drängte sie sich mir auf und jetzt will sie mir als die richtige erscheinen.

Ich bin also der Meinung, daß Heine nicht dasselbe Werk zwei Male geschrieben, sondern zwei verschiedene Werke über sein Leben hinterlassen hat, von denen sich das ältere im Besitze seines Bruders in Wien, das jüngere in jenem des Herrn Julia in Paris befindet. Mit apodiktischer Gewißheit vermag ich dies natürlich nicht auszusprechen, weil ein Indicienbeweis, selbst wenn er anscheinend noch so gut klappt, immerhin trügen kann. So viel aber läßt sich behaupten, daß die kritische Durchsichtung des Materials diesen Schluß aufdrängt und keinen anderen zuläßt. Da ich durchweg allgemein zugängliche Quellen benutze, so wird der Leser selbst an meiner Arbeit theilnehmen und sie controliren können.

Ich gruppire meine Argumente nach ihrer Wichtigkeit in aufsteigender Linie.

Gegen die Vermuthung, daß beide Manuscripte im Wortlaut identisch oder nahezu identisch sind, daß Heine selbst eine eigenhändige Reinschrift angefertigt, spricht schon die Zeit, da er notorisch an den „Memoiren" arbeitete. Die Arbeit währte bis in seine letzten Jahre fort, die Jahre seines furchtbarsten körperlichen Siechthums. Dies beweisen seine Briefe, so, um nur zwei hervorzuheben, der vom 7. März 1854 an Julius Campe, der vom 5. October 1854 an Josef Lehmann, dies beweist ferner die Aeußerung Alfred Meißners („Neue Freie Presse" vom 4. März 1880): „So war er rastlos thätig und es läßt sich wohl sagen, daß ein Dichter nie unter solchen Bedingungen geschrieben", endlich das Zeugniß der „Mouche", der unter dem Pseudonym Camille Selden schreibenden letzten Freundin des Dichters in ihrem kürzlich erschienenen Buche: „Les derniers jours de Henri Heine." Paris, Calmann Lévy 1884 (so zum Beispiel S. 65—67). Daß kein Dichter unter solchen Qualen — die linke Hand mußte zeitweilig das gelähmte Augenlied wieder emporziehen, die Rechte führte den Bleistift und der arme Kranke mußte die physische Anstrengung stets hinterdrein mit den schlimmsten Schmerzen büßen — ein umfangreiches Werk zwei Male von der ersten bis zur letzten Zeile selbst geschrieben, daß er sich gezwungen haben sollte, sein eigner Copist zu sein, klingt gewiß unglaublich. Wir könnten es nur dann glauben, wenn wir Gründe auffinden könnten, die ihn hierzu genöthigt. Aber solche Gründe wird man vergeblich suchen. Heine hatte damals einen verläßlichen Privatsecretär, Richard Reinhardt, und als ihn dieser verließ, trat ein Herr v. Zichlinsky an dessen Stelle; daneben lieh ihm die „Mouche" gerne ihre Hand. Man könnte einwenden, daß er Werth darauf gelegt, beide Manuscripte selbst zu schreiben, um jeden Zweifel an ihrer Echtheit auszuschließen; diesen Zweck hätte er aber auch dann erreicht, wenn er etwa auf jeden Bogen der Abschrift seinen Namen gesetzt hätte. Man könnte schließlich vermuthen, daß er den Inhalt geheim halten wollte, aber es handelte sich ja um ein zur Veröffentlichung bestimmtes Werk! Dies beweisen die oben citirten Briefe und die mündlichen Aeußerungen Heines gegen die „Mouche" auf das Klarste!

Vermag dieses Argument blos die Annahme, daß hier eine Copie vorliege, zu erschüttern, so ist das nächste weit gewichtiger, weil es sich auch gegen die Existenz einer mehr oder minder freien Bearbeitung kehrt.

Von wem hat Gustav Heine sein Manuscript erhalten?

Von Heinrich Heine selbst und nicht etwa von dessen Wittwe. Nur nebenbei bemerken wir, daß Frau Mathilde Heine blos zwei Versuche gemacht, hinterlassene Manuscripte ihres Gatten zu verwerthen. Der erste gelang: nach langen, vergeblichen Verhandlungen verkaufte sie endlich eine Reihe von Gedichten und Prosa-Fragmenten an die Verlagshandlung Hoffmann und Campe, welche dieselben als „Letzte Gedichte und Gedanken" 1869 publicirte. Ueber den Erfolg eines zweiten Versuchs läßt sich Bestimmtes nicht eruiren. Ritter von Friedland, der von Heine „Calmonius" genannte Financier, der mit dem Dichter befreundet gewesen, ließ sich von der Wittwe eine auf Napoleon III. bezügliche Schrift, sowie einige politische Gedichte übergeben, und versuchte es, dieselben durch Vermittlung des Herzogs von Grammont für die Wittwe durch Verkauf an Napoleon III. zu verwerthen. Dies ging nicht, und die offenbar entstellte Form, in welcher eine Notiz hierüber in das bekannte Werk: „L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870" gelangte, hat sogar Freunde des Dichters zu dem Argwohn verleitet, daß hier Falsificate vorgelegen. Dem ist nicht so, und wer sich näher hierfür interessirt, findet bei Strodtmann (Heines Leben und Werke, 2. verb. Aufl. 1873, Band II, Seite 432—33) den Sachverhalt klargestellt. Wohin diese Manuscripte dann gerathen, wissen wir freilich nicht; Strodtmann vermuthet, daß auch diese schließlich an Gustav Heine gekommen. Doch bemerken wir dies Alles nur in Parentheſe; von Wichtigkeit ist uns einzig die, gleichfalls bei Strodtmann, a. a. O. S. 433 verzeichnete Erklärung von Mathilde Heine, daß sie an Gustav Heine „niemals auch nur den geringsten Bruchtheil der literarischen Hinterlassenschaft ihres Gatten überliefert".

Die „Memoiren" also, betonen wir, hat Gustav Heine jedenfalls vom Dichter selbst erhalten und es wird dies auch durch seine eigene Angabe und eine Reihe anderer Umstände außer Zweifel gesetzt. Nur Eines wissen wir nicht genau, unter welchem Rechtstitel er in den Besitz des Manuscripts gelangt. Strodtmann hat sich bekanntlich dahin geäußert, daß es nur ein Pfandgeschäft gewesen; der jüngere Bruder habe das Manuscript zur Deckung für ein Darlehen erhalten. Baron Heine hat diesem Detail nicht widersprochen; natürlich ist durch dieses Schweigen die Wahrheit jener Behauptung noch nicht erwiesen; im Gegentheil läßt die Sachlage ein Kaufgeschäft viel plausibler erscheinen. Aber wie dem auch sein mag, uns genügt die Gewißheit, daß es ein Geschäft war, welches die beiden Brüder unter einander abschlossen; Gustav gab das Geld (wie viel, wissen wir auch nicht; es wurde, jedoch ohne jeden Nachweis, die Summe von 5000 Francs genannt) und erhielt hierfür von Heinrich das Manuscript.

Ebenso klar lassen sich die Motive des Geschäfts erkennen und nachweisen: Gustav brachte das Manuscript an sich, um dessen Veröffentlichung vorläufig oder für alle Zeit zu verhindern. Dies geht nicht etwa blos aus dem späteren Schicksal des Manuscripts hervor, sondern auch aus einer Briefstelle Heines vom 31. März 1852 und einer mündlichen Aeußerung des Dichters gegen Julius Campe, auf welche beiden Belegstellen ich weiter unten noch zurückkommen werde. Inwieweit das Motiv Gustav Heines berechtigt und begreiflich war — um dies beurtheilen zu können, müßten wir den Inhalt des Manuscripts kennen und wissen, wie weit der Dichter darin in seinen Angriffen gegen seine Familie gegangen, doch hat uns auch dies hier nicht weiter zu kümmern. Uns genügt die Gewißheit: Gustav Heine kaufte das Manuscript nicht etwa als Autographensammler oder Verleger, sondern um es der Oeffentlichkeit zu entziehen, und Heinrich ließ es sich zu diesem ihm bekannten Zwecke abkaufen.

Da aber dem so war, so hat sich der Käufer sicherlich vorher die Gewißheit verschafft, daß er bei dem Geschäfte nicht etwa getäuscht werde, sondern daß durch den Erhalt des Manu-

Digitized by Google

scripts sein Zweck erfüllt sei. Zweifellos hat er die kategorische Erklärung gefordert, daß das Werk nur eben in diesem einen Manuscript existire und hat dieselbe erhalten, sonst wäre eben das Geschäft nicht perfect geworden. Hätte aber Heinrich Heine eine solche Erklärung abgegeben und trotzdem eine gleichlautende oder ähnliche Schrift im Kasten behalten, so wäre dies nicht etwa ein schlauer, aber erlaubter Kniff, sondern eine unreelle, unerlaubte Handlungsweise gewesen, für welche wir den häßlichen juristischen Terminus unterdrücken wollen. Derlei dem Dichter zuzumuthen, wäre nicht blos ein pietätloser Frevel an seinem Andenken, sondern ein grobes Unrecht, für welches es auch nicht die geringste Entschuldigung gäbe. Denn Heine mag in Geldsachen recht leichtfertig gewesen sein — von einem schlechten, gewissenlosen Streich wissen wir nichts, und von mancher Verleumdung, der er zur Zeit seines Lebens verfallen, hat die Nachwelt sein Angedenken befreit. Wir kennen seinen Charakter besser, als seine Zeitgenossen, und wissen, daß er besser war, als sein Ruf.

Zwei Einwände ließen sich gegen die Stichhaltigkeit dieses Arguments erheben; wir wollen sie von vornherein hinwegräumen.

Man könnte sagen, daß Heines Handlungsweise, wenn er, wie ich annehme, seine Memoiren nach Abschluß des Geschäfts mit seinem Bruder und nach Ablieferung des Manuscripts an denselben von Neuem zu schreiben begonnen, auch keine bessere wäre, als in dem oben gesetzten Falle. Aber diese Behauptung wäre nur dann berechtigt, wenn erwiesen wäre, daß das jüngere Manuscript gleichfalls scharfe, und zwar ebenso scharfe Ausfälle gegen die Familie enthält, wie jenes, welches Gustav Heine ankaufte. Dies aber ist ja durch nichts erwiesen, wir kennen ja von dem Inhalt der im Besitze des Herrn Julia befindlichen „Memoiren" auch nicht eine Zeile. Bis dies erwiesen ist, wird man Heine keines Wortbruchs gegen seine Familie anklagen dürfen. Er verkaufte das Manuscript; aber nie wieder aus seinem kostbarsten Schatz, seinen Erinnerungen, zu schöpfen, dazu wird er sich gewiß nicht verpflichtet haben, höchstens dazu, künftig derartige Angriffe zu vermeiden.

Ein zweiter Einwand wäre mehr formeller Natur. Man könnte sagen, daß Gustav ja nur an der Unterdrückung einiger oder mehrerer Stellen ein Interesse hatte und sich daher wohl mit der Ausfolgung dieser Theile des Manuscripts begnügt haben mochte, so daß Herr Julia vielleicht die unverfänglichen Ueberreste besitzt. Dagegen aber spricht die kategorische, zuerst im Jahre 1861 mündlich gegen Strodtmann, dann mehrere Male schriftlich abgegebene Erklärung Gustav Heines, wonach er von seinem Bruder „drei Bände Memoiren" erhalten hat und noch besitzt. Die Wahrheit dieser Erklärung zu bezweifeln, liegt auch nicht der geringste Grund vor. (Vgl. Strodtmann, a. a. O. Band I, S. 385.)

Fraglich also ist weder das Geschäft unter den Brüdern, noch die Thatsache, daß Gustav vom Dichter selbst die „drei Bände" des Manuscripts erhielt. Wann aber erfolgte der Abschluß?

Hierüber liegt seitens des Ueberlebenden keine Aeußerung vor. Wohl aber hat sich Heinrich Heine zwei Male hierüber ausgesprochen, wenn auch nur, der Sachlage gemäß, in Andeutungen. Das an Gustav verkaufte oder, wie Strodtmann will, verpfändete Manuscript war nämlich vom Dichter wiederholt seinem Verleger zugesichert worden. Begreiflicher Weise genirte es ihn nun, die volle Wahrheit zu sagen. Im Frühling 1851 gestand er seinem Verleger, als ihn dieser in Paris besuchte, „er habe das Manuscript aus Geldnoth seinem Bruder Gustav verpfändet". (Strodtmann, a. a. O. I. S. 385.) Wahrscheinlich wählte er diese Form, um Herrn Campe nicht die Hoffnung zu benehmen, daß er das versprochene lucrative Verlagswerk denn doch erhalten werde. In der That ließ es Campe an Mahnungen nicht fehlen. Und hierauf mußte der Dichter endlich mit der Wahrheit herausrücken: „Rücksichten für Ueberlebende sacrificirte ich den größten Theil meiner Memoiren, und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf Letztere Anträge erhalte, die Sie in Erstaunen setzen würden." Die Stelle ist dem Briefe an Campe vom 31. März 1852 entnommen.

So viel ist also gewiß: das Geschäft wurde vor jenem Gespräch zwischen dem Dichter und seinem Verleger abgeschlossen. Spätestens im Beginn des Jahres 1851 nahm Gustav Heine seine „drei Bände Memoiren" nach Wien mit, um sie nie wieder aus der Hand zu geben. Und 1854 sieht Alfred Meißner bei Heine wieder ein großes Manuscript der „Memoiren"! Er schreibt hierüber („Neue Freie Presse" vom 4. März 1880):

„Er arbeitete angestrengt an seinen Memoiren. Ich habe das Manuscript dieses verloren gegangenen Buches, dessen Existenz jetzt sogar geleugnet wird, weil Niemand zu sagen weiß, wo es steckt, zu wiederholten Malen gesehen. Es wurde auf Foliobogen mit Bleistift geschrieben, denn Heine konnte in seinem Bette kein Tintenfaß brauchen. Er bediente sich dabei als Unterlage einer sehr primitiven Mappe, eines breiten Stückes Pappendeckel, dem der Buchbinder einen passenden schwarzen Ueberzug gegeben hatte. Heine zeigte mir öfter mit einer Art Triumph, wie viel von den Memoiren schon vorhanden sei; ich schätzte den Umfang schon damals auf drei Bände ... Der ganze Mensch schien dem Tode verfallen, aber in dem vollschönen, von Schmerz verklärten Haupte wohnten noch die Bilder und Gedankenblumen einer unerschöpflichen Phantasie, sprühten noch wie Leuchtkäfer die Funken der Ironie und des stets bereiten Witzes. Was er so sann und dachte, malte die müde Hand mit großen Zügen aufs Papier."

Das war 1854. Und aus dem Jahre 1855 erzählt uns Camilla Selden (a. a. O. S. 65 ff.) von des Dichters Zustand und seiner Arbeit:

„Il est mal, il ne se soutient plus que par l'énergie de la volonté et par l'impétueux désir d'achever la rédaction des Mémoires, qui devront à la fois fournir la justification de ses actes et le complément de son oeuvre.... Que de fois j'ai trouvé Heine couvrant les grandes feuilles de papier blanc, éparses devant lui, de ces vigoureux caractères, dont la forme seule trahissait l'audace et la netteté de sa pensée! Le crayon, qui courait avec une activité fébrile sur les blancheurs de la page, prenait, entre les doigts effilés du malade, l'inflexibilité d'une arme meurtrière ... u. s. w.

Und nun frage ich:

Lassen diese Zeugnisse noch einen Zweifel daran zu, daß es sich in diesen letzten Lebensjahren des Dichters thatsächlich um eine neue Arbeit handelte und nicht etwa um eine bloße Copie oder Bearbeitung? Und muß man nicht wirklich, wenn man die ganze Sachlage erwägt und alle einzelnen Thatsachen zusammenfaßt, zu dem Schlusse gelangen, daß Heine, nachdem er sein älteres Manuscript 1850 oder Anfang 1851 verkauft, bald darauf seine sinkenden Kräfte zusammenraffte, um das Werk zum zweiten Male zu schaffen?

Aber ich habe noch ein letztes Argument hierfür anzuführen, wohl das schlagendste: des Dichters eigene Briefe. An etwa zwanzig Stellen erwähnt Heine in den von Strodtmann gesammelten und der Gesammt-Ausgabe angefügten Briefen der „Memoiren". Nur auf Grund der in diesen verfochtenen Conclusion läßt sich in diese Stellen Sinn und Zusammenhang hereinbringen. Man urtheile selbst.

Ueber die ersten Erwähnungen können wir uns kurz fassen, sie sind für den Dichter charakteristisch, jedoch für unser Thema nicht von Gewicht. Bereits am 7. April 1823 schreibt Heine an Dr. Isidor Wohlwill: „Wenn Du einst meine Memoiren liest (über Hamburger Verhältnisse), so wirst Du mich besser verstehen." Ebenso lautet eine an Ludwig Robert gerichtete Briefstelle Heines aus demselben Jahre: „Vielleicht erleben Sie es noch, meine Bekenntnisse zu lesen und zu sehen, wie ich meine Zeit und meine Zeitgenossen beachtet und wie mein ganzes trübes drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee übergeht." Strodtmann (a. a. O. I. S. 385) schließt daraus, daß sich bereits der dreiundzwanzigjährige Jüngling ernsthaft an die Abfassung seiner „Memoiren" gemacht, daß die spätere Arbeit nur eben diese erste fortsetzte; ich glaube, daß es näher liegt, aus diesen Brief-

Digitized by Google

stellen nur auf eine, für einen so jungen Dichter allerdings sehr bezeichnende Absicht zu schließen, auf einige Anfänge, aber nicht auf eine ernsthafte Arbeit, die später blos fortgesetzt zu werden brauchte.

Durch dreizehn Jahre schweigen nun die Briefe von den „Memoiren", gewiß ein Beleg für meine eben geäußerte Ansicht. Erst 1836—37 erfahren wir wieder von dem Werke und daß es geschrieben wird, in einer einzelnen Partie bereits geschrieben ist. Da ich wohl voraussetzen darf, daß die Briefe dem Leser zur Hand sind, so begnüge ich mich, bei den meisten blos das Datum anzuführen und nur die wichtigsten Stellen zu citiren. Man vergleiche die Briefe an Julius Campe vom 20. December 1836, 1. März, 17. März, 3. Mai, 3. Juli und 15. September 1837. „Ich bin nicht geneigt," heißt es da u. A., „einen kurzen dürren Lebensabriß zu geben, sondern ein großes Buch, vielleicht mehrere Bände, welche den Schluß der Gesammt-Ausgabe bilden sollten und die ganze Zeitgeschichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfassen, sammt den markantesten Persönlichkeiten neuerer Zeit, ... das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet" ... „Tag und Nacht beschäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Roman meines Lebens" ... „An meinem Leben habe ich weiter geschrieben." Und endlich, 15. September 1837: „Begreifen Sie meinen Schrecken, als ich mich erblinden fühlte? Mitten in meiner großen Arbeit!"

Damit schließt vorläufig wieder die Erwähnung der „Memoiren" in Heines Briefen, so weit sie von Strodtmann gesammelt vorliegen. Daß sich der Dichter 1836—37 nicht blos in Gedanken mit dem Werke beschäftigte, sondern thatsächlich daran schrieb, unterliegt keinem Zweifel; es liegt absolut kein Grund vor, warum er etwa hätte heucheln und lügen sollen, und seine Angaben über seine Arbeiten sind immer verläßlich, oder doch fast immer; nur zuweilen, in seiner Jünglingszeit, hat er bald mit seiner Trägheit, bald mit seinem Fleiß ein wenig geflunkert. Auch erschien ein Theil des Manuscripts bereits 1840; es sind die aus Helgoland datirten Briefe über die Juli-Revolution, welche Heine auf Laubes Rath seinem Buche über Börne einfügte (vgl. Heines Brief an Campe vom 15. Februar 1840). Und im September 1840 schrieb der Dichter: „Ich weiß, die Zukunft gehört mir. Selbst wenn ich heute stürbe, so blieben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösen Uebergangskrise, auf die Nachwelt kommen."

Ob es just vier Bände waren, mag dahingestellt bleiben; ein stattliches Manuscript lag zweifellos vor. Warum zögerte Heine mit der Publication? Gewiß nicht deshalb, weil er von vornherein und principiell das Erscheinen bei seinen Lebzeiten perhorrescirte; im Gegentheil hatte er beabsichtigt, die „Memoiren" als Schlußbände der bereits um 1840 projectirten Gesammt-Ausgabe seiner Werke einzufügen. Was ihn die Publication aufschieben ließ, war hauptsächlich die Rücksicht auf seine Hamburger Verwandten, oder richtiger: die Furcht, durch die Publication ihre finanzielle Unterstützung zu verscherzen. Zeitweilige arge Mißhelligkeiten mit seinem Verleger, das Bedenken, sein „kostbarstes Manuscript" nicht ohne sorglichste Feile in die Welt gehen zu lassen, mögen hinzugetreten sein. Daß aber das ersterwähnte Motiv das ausschlaggebende war, wird man kaum bezweifeln können, wenn man in Strodtmanns Buche (a. a. O. II. S. 320 ff.) die übersichtliche Darstellung des Erbschaftsstreites mit Karl Heine nachliest. Der Ausgleich, der diesen Streit beendete, erfolgte nur unter der Bedingung, „daß weder bei Lebzeiten, noch nach dem Tode H. Heines irgend ein Schriftstück desselben publicirt würde, dessen Veröffentlichung im mindesten kränkend für die Familie Karl Heines oder für die Verwandten seiner Frau (Fould-Furtado) sei". (Strodtmann, a. a. O. II. S. 341.) So stand der Dichter von 1847 ab, wo er diese Erklärung unterschrieben, vor der Alternative, entweder sein Manuscript von Grund aus umzuarbeiten oder gänzlich auf dessen Veröffentlichung zu verzichten. Die Sachlage läßt es begreiflicher machen, daß er sich, 1850 oder Anfang 1851, zu dem Geschäft mit Gustav Heine bereit finden ließ. Seine oben bereits citirte Mittheilung an den Verleger, wonach er den größten Theil der ‚Memoiren" aus Rücksicht für Ueberlebende sacrificirt, war gewiß buchstäblich wahr, wenn es auch hauptsächlich aus Rücksicht für eine Ueberlebende geschah: seine Frau, der er die Wittwenpension sichern wollte.

Der Handel reute den Dichter dennoch, er schämte sich, die Wahrheit voll einzugestehen, und als Campe ihm bittere Vorwürfe über die „Sacrificirung" machte und ihm mittheilte, sein Bruder Gustav sage überall, daß er die „Memoiren" an sich gebracht, da ließ sich Heine sogar zu einer Nothlüge herbei: „Mein Bruder Gustav kann auch nichts wissen über die „Memoiren", wovon in der That ein großer Theil vernichtet ist, er hat nur Vermuthungen 2c." (Brief an Campe vom 12. September 1852.) Daß dies eine Nothlüge war, braucht nach unserer obigen Darlegung nicht erst nochmals bewiesen zu werden. Wohl aber fühlte sich der Dichter schon durch die Rücksicht auf Campe, aber noch weit mehr aus innerstem Drange bewogen, die Arbeit nochmals zu unternehmen und ein klassischer Beleg hierfür ist die folgende Briefstelle vom 7. März 1854 (an Campe gerichtet):

„Herr Trittau wird Ihnen gewiß die Mittheilung gemacht haben, daß ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Abfassung meiner Memoiren unterziehe und ich hoffe, daß dies die Krone meiner Schriften sein wird. Aber Heroismus war es, statt zu flicken, gleich wieder Neues zu geben, und ich hoffe, wenn ich ohne Störung bleibe, schon in diesem Jahre eine große Portion fertig zu machen und ohne Störung zu publiciren. Da ich jetzt weiß, was ich nicht sagen darf, so schreibe ich mit großer Sicherheit und nichts hindert mich mehr, das Geschriebene schon bei Lebzeiten vom Stapel laufen zu lassen."

Ist diese Stelle, ist der ganze Briefwechsel Heines von 1850 ab überhaupt nur verständlich, wenn man nicht jene Conclusion acceptirt, welche diese Zeilen verfechten?!

So viel als Beweisführung. Nur noch zwei Punkte, die zu beleuchten wichtig ist.

Ob jenes ältere, 1836—40 entstandene, in den Händen Baron Gustav Heines befindliche Manuscript der „Memoiren" druckfertig ist, hierüber kann es nur vage Vermuthungen geben. Das jüngere Manuscript jedoch, 1853—55 geschrieben, welches Herr Julia besitzt, ist jedenfalls ein Torso. Dies beweist der letzte Brief Heines an Josef Lehmann, den man in den Werken nachlesen mag, dies beweist die Krankengeschichte des unglücklichen Dichters. Es käme einem Wunder gleich, wenn das Manuscript vollendet wäre.

Was es enthält, in welcher Tonart es geschrieben ist, hierüber gewinnen wir aus dem vorhandenen Material nur wenig Licht. Nach jener Briefstelle Heines an Campe sollte man eine ruhige, fast unpolemische Selbstbiographie erwarten. In entgegengesetztem Sinne lauten die Andeutungen, welche die „Mouche" hierüber gibt. Sie erzählt unter Anderem über die Arbeit des todtkranken Mannes:

„Un jour, le bruit du crayon fut remplacé par celui d'un rire cruel, un rire de vengeance assouvie. Je regardai Henri Heine. „Je les tiens," fit-il. „Morts ou vifs, ils ne m'échapperont plus. Gare à qui lira ces lignes, s'il a osé s'attaquer à moi! Heine ne meurt pas comme le premier venu, et les griffes du tigre survivront au tigre lui-même."

Wie dem auch sein mag, wir haben ein Recht darauf, endlich dies letzte Vermächtniß des Dichters zu erhalten, und welche Hand es uns auch bietet, sie kann unseres Dankes gewiß sein.

Wien, 4. Januar 1884.

Digitized by Google

Elsässische Volkslieder.

Von August Schricker.

Ein junger Buchhändler aus Schlesien, der in einer Straßburger Buchhandlung arbeitet und sich als Hörer der germanistischen Vorlesungen an der Universität wissenschaftliche Methode angeeignet hat, sammelte die Lieder nicht blos so, wie man auf der Wanderung gelegentlich eine Blüthe auf den Hut steckt, sondern griff systematisch zu, erstreckte seine Forschungen über das ganze Land von der Doller bis zur Lauter, sammelte, ordnete, und heute liegt ein Buch*) vor uns, das sich neben den Volksliedersammlungen von Uhland, Ditfurth, Mittler, Simrock u. A. sehen lassen darf, und das eine besondere Bedeutung hat, weil es eben aus dem Elsaß stammt, das von uns politisch getrennt war, und von dem wir an dem Herzenston dieser Lieder erkennen, daß es uns innerlichst nie entfremdet gewesen ist.

Kurt Mündel, so heißt der Sammler, hat sich im Lande durch seine Bearbeitung des Schricker'schen Vogesenführers bekannt gemacht, kennt Land auf, Land ab jeden Weg und Steg, und hat auch den Weg zum Vertrauen der Leute aus dem Volke zu finden gewußt. Was er von den Wanderungen nach Hause brachte, hat er zum Theil in der genannten Bearbeitung verwerthet, theils in Birlingers „Alemannia" und in der „Literarischen Beilage" zur „Gemeindezeitung von Elsaß-Lothringen" niedergelegt. Jüngst sind von ihm die „Hausspräche und Inschriften im Elsaß" als Separatabdruck aus den Mittheilungen des Vogesenclubs erschienen.

Wer Lieder während des Singens nachzuschreiben versucht, wird schwer zu einem günstigen Ende gelangen; er versteht bald nur einige Strophen, bald nur einzelne Worte. Die Singenden selbst wollen es meist nicht haben, daß man ihrem Sang mit dem Stifte folge.

Deshalb gehört zum Singen immer das Sagen. Und noch besser ist es, wenn man Solche trifft, welche die Lieder, die in ihrer Umgebung lebendig sind, für sich schon gesammelt haben, so daß es möglich wird, dem gesungenen Liede, das mit dem Wechsel der Lokalität fast überall Zusätze oder Weglassungen erfährt, an der Hand dieser Aufschreibungen zu folgen. Solche Liederhefte sind aber hier zu Lande nicht selten, wie ich denn, der geistigen Anstelligkeit und dem literarischen Drange des Volkes entsprechend, schriftliche Aufzeichnungen über Dies und Jenes aus der Welt Lauf, außer in Württemberg, nirgends so häufig getroffen habe als im Elsaß.

So fand auch Mündel hier in der gesegnetsten Weingegend des Landes einen Rebmann, der sich mit Stolz „ancien chasseur d'Afrique" nennt und die schönsten deutschen Lieder „auswendig" weiß, dort im Ackerland bei Straßburg eine alte Frau, die ein reiches Liederbuch besitzt, in jenem Walddorf einen Tagelöhner, der ehedem bei den Straßburger Pontoniers gestanden, Kriegs- und andere Lieder gesammelt hat und zu singen versteht, dann wieder in den Vorbergen der Vogesen einen Schäfer, der niemals schreiben lernte, aber einen ganzen Codex von Liedern in seinem Kopfe bewahrt. Es würde den guten Leuten, welche das Ihrige zur Sammlung beigetragen haben, nicht angenehm sein, wollten wir sie Alle nennen. Dies wäre aber auch aus dem Grunde unmöglich, weil wir von Einigen nichts weiter wissen als den Vornamen und den Wohnort, von Einigen nicht einmal den ersteren, sondern nur, daß da oder dort ein Förster, ein Ackerer, eine Magd, eine Wirthin oder Wirthstochter sei, welche ein Liederbuch habe und zugleich singen könne, oder nur einer dieser Qualitäten sich rühmen dürfe.

Die 256 Lieder sind getheilt in Balladen, Liebeslieder, Soldatenlieder, geschichtliche Lieder, Standeslieder, Wander- und Auswandererlieder, Zechlieder, Hochzeits- und Ehestandslieder und einen Anhang, der Verschiedenes enthält.

*) Elsässische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von Kurt Mündel. Straßburg 1851, Trübner.

Der Grundstock der Balladen und Liebeslieder ist allen deutschen Volksliedersammlungen gemeinsam: das Schloß am Rhein, die Mühle im Thale, die zwei Königskinder, die zu einander nicht kommen können, der ungetreue Knabe, die höhnische Maid, die singende Nachtigall, die blühende Rose, der Drang in die Ferne, die Lust an der Heimat.

Durch die lange politische Trennung von Deutschland hat sich im Elsaß Manches in besonderer Unberührtheit und Echtheit erhalten, wie in dem verzauberten Schlosse Dornröschens, anderes ist in eigenartiger Weise verändert worden, neue Elemente sind hinzugetreten.

Die Sammlung wird eröffnet mit jener Ballade:

Es steht ein Schlösselein nicht weit vom Rhein,
Es gehört ein stolzer Jäger darein
Alleweil bei der Nacht,

welche auch Herder in Elsaß gehört und bewundert hat, und von welcher er in den „Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst" 1773 Kunde gegeben hat, ohne sie in die „Stimmen der Völker" aufzunehmen.

Die Verliebten, die in die Fremde reisen, dort getrennt werden, so daß der Heimkehrende seinen Schatz als das Weib eines Andern findet, gehen hier „nach Algier". — In den Liebesliedern kommt öfter als nöthig, und in den Liedern anderer Gegenden gebräuchlich, die Versicherung vor:

Und wer Du bist, der bin ich auch.

Das deutet einerseits auf die starken Unterschiede, die Geld und Gut hier zu Lande ziehen, andererseits auf das Bewußtsein der égalité, das in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Die bekannte Strophe:

Was hab ich denn mei'm Feinsliebchen gethan,
Sie geht an mir vorüber und schaut mich gar nicht an,
Sie schlägt ihre Aeuglein wohl unter sich
Und hat einen Anderen viel lieber noch als mich.

lautet in der elsässischen Sammlung:

Wo gehst Du hin, Du Stolze, was hab ich Dir Leids gethan,
Daß Du bei mir vorbeigehst und schaust mich gar nicht an,
Du schlägst Deine Aeuglein im Kopf weit hin und her,
Wie wenn ich Deines Gleichen noch nie gewesen wär.

Die Schäferin trinkt hier nach Landesgebrauch

Des Morgens den Kaffee,
Den Branntwein darauf.

Merkwürdig sind eine Anzahl von Liedern aus Ingolsheim, Kreis Weißenburg, welche in ihrer Gesprächigkeit an die Gesellschaftslieder des siebzehnten Jahrhunderts erinnern und wahrscheinlich sich aus jener Zeit her erhalten haben, wie z. B.:

Nachts, wenn ich die Ruhe erwähle
Und in's Bette schlafen geh,
Thu ich mir im Traum vorstellen
Dein liebreiches Konterfe,
Wie Du redest, wie Du lachest
Eine süße Miene machest.

Für die katholischen Gegenden charakteristisch ist das Lied „Morgens, wenn ich aufsteh", dessen zweite Strophe lautet:

Am Sonntag hab ich wollen beichten bei unserem Kaplan,
Als ich das Ding all's sag, fing er gleich an:
Gell', Du bist des Teufels, dem Henker sein Gesell,
Wenn Du das Mädel nicht laßt, kommst gleich in die Höll
Auf die Nacht.

In den Soldatenliedern begegnen uns zwei Redactionen, eine ältere, aus der französischen Zeit, und eine jüngere.

Das Rekrutenlied von der „Reise nach Frankreich" hat die zeitgemäße Umformung erhalten:

Digitized by Google

Die Reise nach Deutschland
Und die fällt mir so schwer,
O Du einziges Mädchen,
Wir sehen uns nimmermehr.

Bemerkenswerth ist, daß in der letzten Redaction neben dem Hauptmann, der „Sonntag früh Morgens" abreisen will, ein gutmüthiger Lieutenant auftritt:

Der Lieutenant sprach leise,
Ich habe keine Schuld,
Denn der Hauptmann, der uns führet,
Hat keine Geduld.

Im Lied vom kranken Soldaten heißt es:

Hier liegt ein junger Soldat
Von einundzwanzig Jahren,
Geboren in dem Land,
Im deutschen Vaterland.

Der letzte Vers des Liedes: „Muß i denn, muß i denn", mit welchem die Rekruten an die Eisenbahn begleitet werden, lautet hier zu Lande:

Adieu, adieu mein lieber Schatz,
In Schleswig muß ich sein,
Im Garten wächst ein Blümelein
Das heißt Vergißnichtmein.

Was früher von Napoleon gesungen wurde, ist jetzt auf unseren Kaiser übertragen:

Und unser Kaiser Wilhelm
Hat auch schon gesagt,
Daß alle jungen Bürschelein
Müssen werden Soldat.
Die Hübschen und die Feinen,
Die sucht er sich heraus,
Die Krummen und die Lahmen,
Die schicket er nach Haus.

In diesen Soldatenliedern wie in den geschichtlichen und den Auswandererliedern vermögen wir die Stimmungen zu unterscheiden, welche die geistigen Unterströme der Volksgesinnung bilden. Wir sehen die Sympathie für Frankreich, und das Widerstreben gegen die Anforderungen, welche das französische Staatswesen erhob, sehen die Parteinahme für Deutschland und hören die Meinung derjenigen, denen unter den bitteren Schicksalen des Grenzlandes das Eine wie das Andere verleidet ist.

Das Lied „Edle Freiheit, du mein Leben" stammt aus jener Zeit, da Elsässer in den benachbarten deutschen Territorien sich anwerben ließen und ans Desertiren denkend ausriefen:

Edles Frankreich, deine Grenze,
Dich seh ich von fern schon stehn,
Wann wird sich mein Schicksal ändern,
Daß ich Frankreich wiedersehʼ?

Auf die Jahre der Invasion von 1792 deutet nach sicheren Kennzeichen das Lied:

Lustig ist Soldatenleben,
Sich für Frankreich hinzugeben
Auf den letzten Tropfen Blut,
Ja wir Franzosen haben Muth.

Der „Krämersmichel aus dem Schwabenland" hört überall sagen, „Ach wie ist im deutschen Reich ja das Geld so rar" — wenn er aber über das Bächlein ins Frankenland fährt, so verkauft er Spitzen, Kattun und Bänder schnell an der Stadtmauer. — Afrika dagegen ist in allen Liedern das „große Jammerthal, bei dem nichts zu finden ist, als lauter Angst und Qual". Nach Amerika steht der Sinn Vieler.

Ein Lied, das den Zusammenbruch von 1812 schildert, hat die Stelle:

Was hat Deutschland nicht erfahren,
Frankreich war ja Schuld daran.

Ein anderes schließt:

Der Hochmuth wird von Gott bestraft,
Wie es steht geschrieben,
Kaiser Napoleon muß retiriren,

und mit furchtbarem Hohne heißt es in einem dritten:

Unsere Herren Franzosen laufen schon
Etwas zu erwarmen,
Aber die Kälte war zu groß
Da sie müssen sterben.

Ein Lied über „Napoleon auf Elba" hält eine grausame Abrechnung mit dem Lebenslauf des Corsen.

Ein Auswandererlied, welches beginnt:

Jetzt ist die Zeit und Stunde da,
Wo wir reisen nach Amerika.
Der Wagen steht schon vor der Thür,
Mit Weib und Kindern reisen wir,

schließt mit den Worten:

Und als wir kamen in Büffel an,
Da treffen wir unsere Freundschaft an,
Und singen nun Victoria,
Wir sind nun in Amerika.
Da trinken wir Champagnerwein,
Wir lassen Preußisch Preußisch sein
Und lassen Frankreich Frankreich sein.

Echte Perlen der Volkspoesie finden sich besonders in den Wander- und Handwerksliedern und im Anhang. Da sind zwei Bergmannslieder, welche an das sechszehnte Jahrhundert erinnern, da Elsaß mit seinen Markircher Bergwerken neben Sachsen, Ungarn und Kärnthen in der ersten Reihe der bergbauenden Länder stand; da ist das lustige Dörferlied: „Was braucht man auf dem Bauerndorf", da ist das schon angeführte „Schäferlied", und ein Weberlied voll schwermüthigen Humors „Schönstes Schifflein schnell vorüber". Im Anhang finden wir das übermüthig-derbe „Benfelderlied" und ein keckes Räuberlied, das sich wie ein Text zu einigen Zeichnungen des Lothringers Callot ausnimmt. Moscherosch schildert uns ja die Waldgebirge zu beiden Seiten des Rheins als das gelobte Land der Räuber, und das nördliche Saar- und Moselland blieb dies bis zu den Tagen des Schinderhannes.

Schon kommt eine Kutsche oder Wagen
Viele Worte dürfen sie nicht sagen,
Hauen, stechen, schießen todt,
Ist das nicht ein schönes Brod?
— — — — — — — — —
Steigen wir vom Weltgetümmel
Auf der Leiter gegen Himmel,
Blast der Wind uns aus und ein
Bis wir ganz verfaulet sein.

Vom sprachlichen Gesichtspunkte aus bietet das Buch mancherlei Interessantes. Neben urecht alamannischen Worten und Wendungen, neben dem häufigen Gebrauch des rheinischen Accusativs, z. B. „dort weiß ich der Platz", finden sich französische Worte und Constructionen. Der Liebste sagt zur Liebsten:

Wenn ich Dich quittiren müßte
Wär's die größte Pein für mich,

oder er bietet ihr den Schlaftrunk: „ein Täffel Thee, Wincho (vin chaud), Bier, Kaffee". Der Soldat muß haben „schneeweiße Hosen und sous-pieds daran." Hier und da erscheint die Anrede „Sie", die sonst dem Volksliede fremd ist und neben der übrigen volksmäßigen Rede komisch wirkt:

Erlauben Sie, o Schönste, in den Garten zu gehn,
Da seh ich von Ferne drei Röselein stehn ...

Einiges klingt auch wie unmittelbar aus einem chanson herübergenommen, wie etwa:

Ich habe etwas im Schlafe gehört,
's hat mich etwas im Traume bethört,
Es kommt mir vor in meinem Sinn
Die so charmante Gärtnerin.

Man meint den Refrain zu hören „charmante jardinière".

Digitized by Google

Um gewissenhaft zu sein müssen wir sagen, daß sich auch einige Sentimentalitäten modernen Ursprungs unter die Volkslieder verirrt haben, wie etwa die bekannten: „Wie wird mir so bang, wenn ich scheiden soll" und „Wie die Blümlein draußen zittern" — auch mehrere scherzhafte Couplets neuerer Kunstpoesie sind aufgenommen worden, und können nur die Entschuldigung beibringen, daß sie populär geworden seien, während zwischen populärer Dichtung und Volksdichtung ein himmelweiter Unterschied besteht. Doch sind diese Einsprengungen so geringfügig, daß sie dem überreichen Inhalt der Sammlung gegenüber nicht in Betracht kommen.

Deutsche Volksdichtung ist früher schon im Elsaß beachtet worden. Wir haben hier zunächst an Niemand Geringeren zu denken als an Goethe, der sich in der Straßburger Zeit ein Liederheft anlegte, das jüngst mit einem Notizbuch als „Ephemerides und Volkslieder" von Ernst Martin herausgegeben worden ist. Goethe schickte im Herbst 1771 an Herder zwölf Lieder, von denen er sagt, daß er sie „auf seinen Streifereien im Elsaß aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe." Mehrere dieser Lieder hat Herder den „Stimmen der Völker" eingefügt. Später haben die Gebrüder Stöber im „Elsässischen Volksbüchlein" von 1842 ihre Aufmerksamkeit dem Volksliede und Volksspruch zugewendet, und der wackere Gustav Mühl hat in der von den Stöbers herausgegebenen „Alsatia" von 1851 „Alte Volkslieder, die im Elsaß gesungen werden" veröffentlicht.

In so umfassender Weise, wie dies Kurt Mündel gethan hat, ist eine Sammlung noch nicht ins Werk gesetzt worden. In gewissem Betracht dürfen wir seine „elsässischen Volkslieder" den „Sagen des Elsaß" von August Stöber an die Seite stellen, und das ist wohl das Rühmlichste, was über das Buch Mündels gesagt werden kann. Wie dort der Schatz der Sage, so ist hier der Schatz des Volksliedes zusammengebracht. Die Sagen durch Elsässer und zu einer Zeit, da es Jedem scheinen mußte, als gehe es mit deutschem Volksthum zwischen Rhein und Wasichen zu Ende, als gelte es nur noch wie für ein Museum die Reste der alten Zeit zu sammeln; — die Volkslieder durch einen Deutschen, nachdem diese Befürchtungen aufgelöst sind wie schwere Nebel vor der Maiensonne, und nachdem der Sprache des Volkes ihre Rechtstitel, stammend aus der Zeit der alamannischen Besiedelung im fünften Jahrhundert, niemals aufgegeben in langer Fremdherrschaft, durch große Ereignisse aufs Neue bestätigt worden sind.

Neue Versicherungsgesellschaften.

Vorschläge von F. Groß.

Es hieße in der That nur alten Kohl aufwärmen, wenn man heute in der Absicht, das Publicum zu erheitern und die herrschenden Zustände zu kennzeichnen, den Versuch wagen wollte, über die gegenseitigen Lobes-Assecuranzen zu witzeln, die in Deutschland so gut wie auf anderen Territorien unserer Civilisation thatsächlich bestehen. Bis zum Ueberdrusse ist es schon dargelegt worden, daß einzelne Berühmtheiten nur auf dem Wege der Lobes-Gegenseitigkeit „gemacht" und erhalten werden, und daß manche Tagesgrößen in ihr nichts verschwänden, wenn für sie und ihre Freunde nicht der Grundsatz gälte: „Eine Hand wäscht die andere", oder „Lobst du meinen Juden, lob ich deinen Juden". Das Alles wissen wir zur Genüge und es bleibt uns nur noch zu bemerken, daß man ganz und gar Unrecht hat, die bezeichnete Art von Mutualität als ein Privilegium gerade der literarischen Kreise zu bezeichnen. Allüberall, wo Jemand Ursache sieht, sich dem Publicum — einem größeren oder einem kleineren — gegenüber eine Pose zu geben, weil er dadurch praktische Zwecke zu erreichen meint, entwickelt sich zwischen Gleichstehenden ein Verhältniß, das mehr oder minder auf eine gegenseitige Lobesversicherungsgesellschaft hinausläuft. Wenn die Concurrenten es nicht für vernünftiger errachten, einander in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, dann thun sie krampfhaft das Gegentheil: Der A. lobt den B., weil er sicher ist, daß der B. den A. lobt. Schade, daß es noch nicht — um die Sache auf die Spitze zu treiben — üblich geworden ist, mutuelle Anpreisungs-Annoncen in den Zeitungen zu veröffentlichen. Das Herz im Leibe müßte Einem vor Freude lachen, wenn der Inseratentheil eines Tages Ankündigungen brächte, in welchen zwei Hutmacher Einer den Anderen bestens empfehlen und Jeder von Beiden vor dem um so viel trefflicheren Rivalen und seinen unerreichten Erzeugnissen zurücktreten will. Mit der Zeit wird auch noch diese Blüthe des Assecuranzwesens sich einstellen. Man muß nur Geduld haben, um zu warten, bis die Hutmacher es so weit bringen in scheinbarer Selbstverleugnung. Wie gesagt, man erzählt Niemandem etwas Neues, wenn man immer wieder darauf zu sprechen kommt, daß nur mittelst gegenseitiger Erhöhung gar manche unserer Größen künstlich auf ihrem Piedestal erhalten werden, und daß nicht Alles unsterblich sei, was momentan von freundlicher, zu Gegendiensten verpflichteter Hand einen Lorbeerkranz bekommen hat.

Für mein bescheiden Theil möchte ich hier vorerst für die Gründung einer Versicherungsgesellschaft eintreten, welche allerdings auch auf dem Princip der Gegenseitigkeit beruht, jedoch etwas Neues bedeutet und mit den bisher bestehenden Instituten nichts gemein hat. Ihr Titel hat zu lauten:

„Gegenseitige Ruhmes-Assecuranz für den Ablebungsfall."

Während derzeit höchstens dafür gesorgt wird, daß die Lebenden einander preisen über alle Gebühr, wird die neue Gesellschaft — auf deren Zustandekommen ich sicher rechne — sich um die Lebenden nicht bekümmern. Wer da wandelt im rosigen Lichte, mag für sich selbst sorgen, mag trachten, sich Ellenbogenraum zu verschaffen, sich zur Geltung zu bringen, allen feindlichen Gewalten zum Trotze. Hat Jemand, so lange seine Brüder in Apoll (es soll hier nur von der literarischen Welt die Rede sein) gelobt, bis er endlich in eine der bestehenden Gesellschaften aufgenommen ward, so darf er sich nicht darüber täuschen, daß am Tage seines Todes die ganze Herrlichkeit zerfällt. Vielleicht noch ein kurzer Nekrolog und dann ist Alles vorbei. Gestorbene Freunde können Niemanden fördern — also in den Orcus der Vergessenheit mit ihnen! Mein Project dagegen schützt jeden Producirenden davor, daß mit seinem Hinscheiden sein Ruhm verlösche. Die nach meinem Plane Versicherten werden eigentlich erst im Tode lebendig. Sie haben nicht für den Augenblick gewirkt, sondern für die Zukunft, ja — wenn die betreffende Prämie ihnen nicht zu hoch ist — für die Ewigkeit. Leute, die vergeblich ringen und streben, kann man nicht wirksamer trösten, als indem man sie auf den Nachruhm verweist. Promessen auf das Los, das in der Zeiten Schoße schlummert, verleihen so manchem Menschen die Kraft, Mühsal und Entbehrung zu ertragen. Wer daran glaubt, daß er Anerkennung finden werde, sobald er in der Gruft liege, wird ohne Murren sich von der Mitwelt verkannt sehen — er vertraut den Geschlechtern, die da kommen werden... Es ist aber, offen gesagt, kein Verlaß auf die noch ungeborenen Geschlechter. Nestroy verlieh diesem Mißtrauen charakteristischen Ausdruck, als er das Dictum von sich gab: „Ich soll etwas für die Nachwelt thun? Was hat die Nachwelt für mich gethan?".. Meine neue Gesellschaft hätte selbst Nestroys Zweifel beruhigen müssen. Nach den von mir ins Detail ausgearbeiten Statuten hat jedes Mitglied die bedingungslose Sicherheit, nach seinem Ableben anerkannt und gefeiert zu werden. Zur Orientirung für Fachleute bemerke ich, daß meine Gesellschaft nach dem System der Tontine eingerichtet ist. Bei letzterer wird die Leibrente so lange fortbezogen, als noch einer der Darleiher am Leben ist. Die Renten der Verstorbenen fallen den Ueberlebenden zu, und wer zuletzt stirbt, genießt die größte Rente. In meine Gesellschaft — die sich allerdings nach Belieben in der Form von neuen Gesellschaften vervielfachen kann — tritt eine bestimmte Anzahl Assecurirter ein. Wer zunächst stirbt, hat nur auf Erwähnungen im Notizentheile der Zeitungen durch zehn Jahre vom Todestage an einen Anspruch; der Nächste, für den gewissermaßen der Vorige theilweise ein-

Digitized by Google

gezahlt hat, erfreut sich derselben Beneficien durch fünfzehn Jahre; so steigen die Vortheile von Mann zu Mann, bis die vom Zufalle Begünstigten es zu jährlich vier Feuilletons, zu einer öffentlichen Gedenkrede, die sich jährlich wiederholt, zu einer Erinnerungstafel am Geburtshause, und gar zu einem Monument bringen. Um letzteres zu erlangen, braucht man nur steinalt zu werden. Talent und der bei Lebzeiten errungene Erfolg spielen da keine Rolle. Mit solchen Zufälligkeiten kann ein geschäftliches Unternehmen nicht rechnen ... Uebrigens habe ich nicht die Absicht, die Tontine von der strengen Observanz einzurichten. Es wird gestattet sein, gewisse Vortheile durch Bezahlung einer Prämie auf alle Fälle zu erkaufen, gleichviel ob man früh oder spät aus diesem Thale des Jammers scheidet. So z. B. wird man sich ein Monument sichern können, und zwar nach Belieben aus Bronze oder Marmor; dazu möchte ich aber selbst nicht rathen, denn das Geldopfer, zu welchem man sich verpflichtete, wäre in der That ein enormes. Dagegen dürfte jene Abtheilung sehr viel Anklang finden, welche für etliche Menschenalter hinaus eine gute Nachrede sichert; der seinerzeitige Verwaltungsrath hat nämlich jungen Leuten Stipendien zu ertheilen, gegen die Verpflichtung, sich für einen Dichter öffentlich zu begeistern. Solche Begeisterung wird dann wirklich die Stellung eines längst Dahingegangenen in der Literaturgeschichte befestigen. Lobt man einen Zeitgenossen, so entsteht nur zu leicht der Verdacht, daß dabei Kameradie, Cliquenwesen, Gevatterschaft im Spiele seien. Aber wie sollte Jemand etwas Anderes als die reinste Ueberzeugung vermuthen, wenn die Jugend das Andenken eines Todten feiert, wenn ein Schwärmer ausruft: „Ein Dichter wie Jeremias Rosenstock kommt niemals wieder" — und Jeremias doch schon lange todt ist und nichts mehr leisten kann nach der Devise: „Manus manum lavat." Selbstverständlich gehört es zu den guten Rechten der nach meiner Idee Versicherten, daß sie für ihre Gräber einen Kranz oder deren mehrere fordern dürfen, natürlich mit der dazu gehörigen Zeitungsnachricht, daß das Andenken an den zu früh verstorbenen Poeten noch völlig frisch sei und daß abermals die Pietät einer unbekannten Persönlichkeit die letzte Ruhestätte des edlen Sängers mit den Kindern der Flora (besonders hübsche Wendung!) geschmückt habe. Auch Wallfahrten jugendlicher Verehrer zu dem Grabe stehen auf meinem Programm. Schwarz verschleierte, schluchzende Damen, die an dem kleinen Hügel Gebete verrichten, um dann so plötzlich zu verschwinden, wie sie gekommen, sind nicht leicht zu beschaffen und verursachen ziemlich bedeutende Herstellungskosten, aber meine Gesellschaft wird auch sie zu liefern im Stande sein ... Bei der Beurtheilung meines ganzen Projectes darf nicht übersehen werden, daß es für den Ruhm eines Dichters sehr vortheilhaft ist, wenn dieser bei Lebzeiten verkannt wurde. Die Nachwelt hält es dann für ihre Ehrenpflicht, gut zu machen, was die Mitwelt gesündigt hat — es handelt sich nur darum, ihr das Verschulden der letzteren darzulegen, und das wird eben Sache der neuen Versicherungsgesellschaft sein. Um den mannichfachen complicirten Anforderungen genügen zu können, welche voraussichtlich an sie herantreten werden, wird die Gesellschaft sich bedeutender Kapitalien versichern müssen. Nur wohlhabende Leute werden sich an ihr betheiligen können; aber an solchen fehlt es nicht in der Literatur, und momentan können sie sich kein anderes Vergnügen gönnen, als ihre Bücher in kostbarer Ausstattung zu veröffentlichen, um sie jedoch in erschreckend kurzer Zeit vergessen zu sehen. Kommt meine Gründung zu Stande, so werden dieselben Persönlichkeiten ihr ganzes Leben hindurch sich darüber beklagen verkannt zu sein, andererseits aber darauf rechnen dürfen, am Tage ihres Ablebens in den Tempel des assecurirten Ruhmes einzugehen — und je länger das Stadium der Verkanntheit gedauert hat, desto ausgiebiger gestaltet sich dann die Entschädigungsgloriole, denn der Langlebige profitirt an den Ruhmes-Leibrenten der ihm Vorausgegangenen. Die Vortheile, welche mein Project mit sich bringt, liegen so offenkundig auf der Hand, daß ich die bestimmte Erwartung hege, eine reichliche Anzahl von Beitretenden zu finden. Hier wollte ich nur einen Fühler ausstrecken, um zu sehen, wie die literarischen Kreise sich zu meinem Plane stellen. Da ich aber schon in der Auseinandersetzung von Projecten begriffen bin, erwähne ich auch dasjenige einer

„Dichterruhm-Versicherungsgesellschaft für Nichtdichter."

Wenn man sich die Sache reiflich überlegt, ist es eigentlich gar nicht merkwürdig, daß Leute, die etwas producirt haben — und sei es das Werthloseste — entweder nach dem jetzt herrschenden System der Reclame bei lebendigem Leibe oder auf Grund meiner Ruhmesversicherungsgesellschaft für den Ablebensfall gelobt werden können, ohne auf ein Sterbenswörtchen Lobes auch nur das geringste Anrecht zu besitzen. Aber erstaunlich mag es Vielen klingen, wenn ich sage, daß nach einem von mir ausgedachten Plane die Möglichkeit sich schaffen läßt, auch solchen Personen, die nie eine Zeile Dichtung von sich gegeben haben, zum Dichterruhm zu verhelfen. Nicht, als wollte ich ihnen rathen, die Werke eines armen Teufels, der Talent aber kein Brod hat, zu kaufen und für die ihren auszugeben — nein, solche veraltete Mittel passen nicht mehr in unsere Zeit. Die Ehrgeizigen, welche sich bei meiner eben genannten Gesellschaft versichern lassen, brauchen weder selbst etwas zu schreiben noch die Arbeiten Anderer als ihre eigenen zu bezeichnen. Sie werden je nach der Höhe der Versicherungsgebühr als Lyriker, Epiker, Dramatiker, Erzähler u. s. w. gefeiert, und innerhalb dieser Gattungen wieder als hübsche, unbestreitbare oder große Talente. Für Vergleiche mit schon verstorbenen berühmten Autoren ist eine besondere Taxe zu entrichten. Das Epitheton „der neue Scheffel" einmal monatlich in einer Zeitung angewendet, kostet fünfzig Mark pro Jahr. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß jeder Assecurirte ein Verzeichniß sammt Inhaltsangabe der angeblich von ihm verfaßten Werke erhält, damit er in der Conversation über dieselben nicht in Verlegenheit gerathe; ihren Inhalt ersieht er ohnehin aus den Assecuranzkritiken, die ihm pünktlich zugestellt werden sollen. Man wird vielleicht einwenden, daß das Publicum zu seiner Entrüstung eines Tages erfahren könne, die hochgepriesenen Arbeiten existiren gar nicht. Diese Befürchtung ist völlig unbegründet, denn das Publicum würde diese Bücher auch dann nicht kaufen, wenn sie wirklich vorhanden wären. Bleiben also nur die persönlichen Freunde der Gelobten. Nun darf man aber getrost behaupten, daß es ihnen eine große Erleichterung gewährt, wenn ein Poet sich außer Stande sieht, ihnen seine Produkte zu schenken. Ist es doch ein schrecklicher Gedanke für Jemanden, der bei einem Dichter zum Speisen eingeladen ist, daß dieser nach dem schwarzen Kaffee plötzlich einen Band aus der Tasche ziehen, daraus etwas vorlesen oder gar ihn einem nichts Arges Ahnenden als bescheidenes Erinnerungszeichen verehren kann. Indem ich solche Dichter auf Lob assecurire, die niemals dichten, ist der bezeichneten peinlichen Situation vorgebeugt. Die zum Speisen Gebetenen wird das Bewußtsein beruhigen, daß ihnen Speisen und Getränke nicht durch ein literarisches Dessert vergällt werden können, die Gelobten aber mögen sich dann mit ihrer Berühmtheit begnügen und hier und da von dem Enthusiasmus der Kritik für ihre Werke erzählen. Vielleicht wird man eine Zeit lang darüber staunen, daß mit einem Male, ganz unversehens, die Lyrik einen Maschinenfabrikanten überkommen oder daß ein reich gewordener Pferdehändler ein Epos in fünfzig Gesängen verfaßt hat. Aber nach und nach werden diese plötzlich eintretenden Fälle von Dichteritis als etwas Uebliches betrachtet werden — man wird nicht erstaunen, wenn Jemand, der am Sonntag noch frisch und gesund war, am Montag als Verfasser von vierhundert Sonetten gefeiert wird. In solchen Dingen kommt eben sehr viel auf Gewohnheit an. Functionirt die Gesellschaft einige Jahre, so werden gewiß alle jene Verbesserungen eingeführt sein, welche sich an der Hand der Erfahrung als nützlich erwiesen. Es würde mich zu weit führen, wollte ich mich hier in die Details der von mir entworfenen Organisation einlassen. Nur so viel will ich bemerken, daß so weit als möglich für alle Eventualitäten vorgesorgt ist. In dem provisorischen Tarife sind Gebühren für die verschiedensten Nüancen der Kritik

Digitized by Google

angeführt. Für die Besprechung nichtdichtender Lyriker z. B. habe ich achtundachtig Nüancen, darunter „feine Empfindung", „echte Herzenstöne", „reichbesaitete Lyra" u. s. w. Auf Wunsch wird auch, um mehr Sensation zu machen, angegriffen statt gelobt, jedoch ist das eine kostspielige Affaire, denn der Angriff muß so geschickt gemacht sein, daß er dem davon Betroffenen nützt und nicht schadet und nicht etwa Jemanden im Publicum auf den Gedanken bringt, aus Caprice das Buch kaufen zu wollen. In den Besprechungen werden Scheinverleger genannt sein. Damit thut sich ein neuer Erwerbszweig auf: jener des Verlags-Strohmannes. Dieser genießt wenigstens die Sicherheit, an seinen Verlagsartikeln nichts verlieren zu können, wie andererseits dem Publicum die Garantie geboten ist, nichts von dem Besprochenen lesen zu können. Jeder solchen Gefahr ist vorgebeugt.

Dient das erste meiner beiden Projecte nur den Dichtern, so entspricht das zweite den Interessen der verschiedensten Factoren. Es wäre mir deshalb lieb, wenn zunächst die „Dichterruhm-Versicherungsgesellschaft für Nichtdichter" zu Stande käme.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Dr. Piccolo, Komische Oper in 3 Acten von Charles Lecocq, Text von Henri Chirot und Alfr. Duru (Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater).

Es ist eine schlimme Sache, wenn man bei Beurtheilung einer Oper mehr vom Texte als von der Musik reden muß; und noch schlimmer, daß diese Bemüßigung immer mehr zunimmt, d. h., daß eben die Musik der meisten Opern und Operetten weniger Stoff der Betrachtung bietet, als der Text. Im gleichen Falle befinden wir uns gegenüber dem obbenannten Werke, das im Textbuche als komische Oper, auf dem Theaterzettel als Operette bezeichnet ist. Wir wollen jedoch gleich von vornherein bemerken, daß die Musik uns einen „anständigen" Eindruck hinterlassen hat und den Anspruch auf die Gattung „komische Oper" wohl erheben darf.

Der Stoff des Textbuches ist gar nicht übel und verspricht im Anfange recht Lustiges und Unterhaltendes; aber bei der Bearbeitung scheinen zwei Seelen in der Brust der Verfasser gewohnt zu haben; eine, die recht gerne Pikantes geboten hätte, und eine andere, die vor den schlüpfrigen Pfaden, auf welche die Weiterführung des Gedankens bringen mußte, tugendhafte Scheu verspürte; und so guckt denn das „Ich möchte gern, aber ich getrau mich nicht" aus jeder Hauptscene hervor. Ursprünglich sind die Persönlichkeiten alle in der Art angelegt, daß man von ihnen, wenn auch nicht Alles, doch ziemlich viel Lockeres erwarten darf. Da ist zuerst der „Held" des Stückes, ein blutjunger Dr. Piccolo (Frauenrolle), der (anno 1700) nach Palermo mit Empfehlungen an den Vicekönig kommt und sich gar zu gerne verlieben möchte, was er bisher in seiner unglaublichen Unschuld noch gar nicht versucht hat. Er macht auch gleich nach der Ankunft dem schönen Blumenmädchen Fioretta den Hof, diese aber ist ebenfalls ganz tugendhaft und bleibt es. Dann erscheinen zwei Damen, eine ältere, Cousine und Braut eines lockeren Polizei-(„Sbirren"-)Lieutenants, die jüngere ist Mündel des Polizeiministers, der sie durchaus heirathen will. Diese Damen verfolgen den frommen Zweck, verurtheilte Verbrecher zur Reue zu bekehren und dazwischen Chocolade und Eis zu genießen. Zur selben Zeit, als die Handlung beginnt, ist ganz Palermo in Bewegung; der berüchtigte Bandit Tivolini ist mit seiner Bande in der Stadt und stiehlt allenthalben nach Herzenslust. Der Polizeiminister (der Sündenbock aller Lecocq'schen Opern) ward vom Vicekönig heftig angefahren, daß er noch gar keine Spur von dem Verbrecher entdeckte; es ist ihm endlich gelungen zu erfahren, daß Tivolini einen besonders geformten grauen Hut mit einem Federbusche trägt; dieses Wahrzeichen theilt er dem Sbirrenlieutenant auf dem Marktplatze in so geheimnißvoller Weise mit, daß auch der Fernststehende jede Silbe vernehmen kann; es steht auch richtig im Hintergrunde ein Mann mit dem beschriebenen Hute, der, als er sich so gekennzeichnet hört, sofort die verhängnißvolle Kopfbedeckung abnimmt, eine andere, auf dem Tische vor dem Kaffeehause liegende, sich aneignet und ganz ruhig an den beiden hohen Wächtern der öffentlichen Sicherheit vorbeispaziert. Dr. Piccolo kommt aus dem Kaffeehause, findet anstatt seines schwarzen Hutes einen grauen, der ihm aber paßt, und fühlt sich durch die Verwechslung weiter nicht sehr betrübt. Während des nunmehr auf dem Markte beginnenden Carnevalsfestes, bei welchem die schöne Fioretta zur Maskenkönigin ernannt ist und der Dr. Piccolo eifrig zusieht, schleichen drei Kerle an ihn heran, denen sein Hut als Erkennungszeichen dient, und stecken ihm die Taschen voll. Selbstverständlich zieht der Hut auch die Blicke der hohen Polizei an, und der unschuldige, unglaublich naive Piccolo, in dessen Taschen sich Uhren, Ringe, selbst die Dose des Polizeiministers finden, wird als Tivolini verhaftet und soll gehängt werden. So endet der erste Act; und man könnte nun eine Masse komischer Verwicklungen erwarten. Denn der junge, ganz übernaive Doctor hat den beiden obbezeichneten Damen und auch der tugendhaften Fioretta sehr gut gefallen, und sie werden sich gewiß sehr bemühen, den jungen Banditen zu retten; hat man alle die Unwahrscheinlichkeiten hingenommen, so will man nun alle möglichen komischen Verwicklungen sehen, gleichviel ob sie aus dem Unmöglichen herbeigeholt sind oder nicht. Aber die beiden Autoren gehen zu Werke wie der alte Onkel in Bulwers „Devereux". Dieser, ein Zeitgenosse und manchmaliger Gefährte von Wicherley und Congreve, den witzigsten und sittenlosesten Lustspieldichtern zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, hat sich den leichtfertigen Ton der Periode angeeignet, ist aber dabei der denkbar solideste Mensch geblieben. Er will seiner Umgebung alle möglichen Abenteuer und Anekdoten erzählen, die er in seiner Jugend von Anderen hörte, beginnt auch immer mit der bedenklichsten Einleitung, wenn er aber zu der Hauptsache kommt, dann stockt er und meint: „Nein, es wäre doch zu boshaft, wenn ich fortführe" und bricht die Erzählung ab. So auch die beiden Autoren; sie führen die Handlung bis zu gewissen bedenklichen Punkten, dann — kehren sie um. Besser und praktischer war's, von vornherein ganz andere Wege einzuschlagen! Der zweite Act spielt im Palast des Vicekönigs. Dieser, ein echter Operetten-Potentat, kümmert sich nur um Vergnügen und seine Steuern, und läuft den hübschen Frauen nach. Er verhehlt seine Principien gar nicht: „Denn für die Geschichte leben, So was wäre mir zu dumm." Er soll zwar eine Herzogin heirathen, die als Gast im Palaste weilt, das hindert ihn jedoch gar nicht, der schönen Fioretta, die als Maskenkönigin bei seinem Carnevalsfeste Zutritt hat, sehr entschieden den Hof zu machen. Mit einem Male erscheint auch Dr. Piccolo im Palaste. Er ist den Sbirren entwischt und kommt, um dem Vicekönige seine Empfehlungsbriefe zu unterbreiten. Er benimmt sich zwar eher wie ein ganz dummer Gymnasiast, der nie gute Gesellschaft gesehen, denn wie ein junger Arzt, der von der Universität kommt, wird aber dennoch vom Vicekönig sehr gut aufgenommen, sofort zum Leibarzt ernannt und mit einem Orden beschenkt. Er sieht Fioretta wieder, und diese findet ihn „sehr interessant, wenn er auch ein Brigant". Inzwischen erfährt der Vicekönig durch den Polizeiminister und den Sbirrenlieutenant, daß dieser Piccolo der entsprungene Tivolini ist, lockt ihm Diplom und Orden wieder ab, läßt ihn dann verhaften, sitzt gleich zu Gericht, verurtheilt ihn zum Tode und läßt ihn in einem Zimmer des Palastes (!!) einsperren und bewachen. Nun kommt eine Verwicklung, die sehr unterhaltend und sogar in anständigster Weise durchgeführt werden konnte, aber wahrscheinlich vor lauter Bedenken der Verfasser weder nach einer noch nach der anderen Seite zur Entfaltung gelangt. Die beiden frommen Damen, die alte Braut des Sbirrenlieutenants und die Mündel des Ministers, dann auch Fioretta, bitten den Vicekönig um Erlaubniß, den armen Sünder vor dem Tode noch zur Tugend zu bekehren und er gewährt es, aber nur weil Fioretta ihn bat und weil er glaubt, eine Gunst durch die andere zu gewinnen. Der Dr. Piccolo wird herbeigeführt; als sie ihm zu predigen beginnen, meint er: „Wenn ich einmal schon sterben muß, So gebt mir vorher einen Kuß", weil er noch nie einen erhalten hat. Die drei Damen erklären das für unmöglich, laufen davon und überlassen ihn seinem Schicksale. Das ist nun die ungeschickteste Ausführung eines ursprünglich guten Gedankens. Denn die Operetten-Damen konnten dem armen Sünder, der ihnen so sehr gefällt, ganz gut den Kuß bewilligen, ohne daß die Zuschauer im mindesten schlechter von ihnen dachten; wenn aber die Autoren durchaus tugendhaft zu Werke gehen wollten, dann war eine noch viel bessere und komischere Wendung herbeizuführen: daß jede

Digitized by Google

der Damen sich alle Mühe gibt, den jungen Mann zu retten, ohne die Gesetze der strengsten Ehre zu verletzen und daß darauf eine jede in ungerechten aber leicht begreiflichen Verdacht kommt. Statt dessen, was geschieht? Piccolo bleibt allein und jammert; im Hintergrunde erscheint eine halbverschleierte Dame, die bisher noch nicht gesehen worden, wirft ihm einen Kuß zu und verschwindet, er wird wieder in das Gemach gesperrt, das große Fest entfaltet sich, der zweite Act ist zu Ende. Im Beginne des dritten theilen der Minister und der Lieutenant dem Vicekönig mit, daß der wahre Tivolini gefunden, mithin der zum Hängen verurtheilte Piccolo unschuldig sei; dieser wird vom hohen Herrn sofort befreit und als Leibarzt reintegrirt. Nun erzählt er, daß in der Nacht eine fremde Dame ihn geküßt habe und singt auf einmal Don-Juan-artige Couplets; ganz wie ein dumm-übermüthiger Schuljunge! Auch fügt er noch hinzu, er habe der Unbekannten seinen Ring an den Finger gesteckt, als Pfand der Treue und um sie wiederzufinden. Die drei Zuhörer rasen; der Vicekönig hält Fioretta, der Minister seine Mündel, der Lieutenant seine Braut für die Schuldige. Nun folgen wieder allerhand Verwicklungen. Jede der drei Damen, von Piccolo befragt, ob sie die ihn Beglückende gewesen, verneint es sehr entschieden, die Alte sogar mit bekräftigender Ohrfeige; gleich darauf kommt eine Jede wieder und bejaht die Frage, in der Hoffnung, in dieser Weise den lästigen Bewerber (Lieutenant, Minister, Vicekönig) los zu werden. Der Vicekönig verlangt, daß die Besitzerin von Piccolos Ring sich zeige und dessen Frau werde, sonst muß er sterben; keine kann dem Verlangen entsprechen; da erscheint an der Thüre des Gemaches, in welchem der „Held" eingesperrt gewesen, eine Frauengestalt und überreicht mit flehender Geberde Fioretta einen Ring; diese, die ja schon den Briganten interessant fand, ist um so mehr bereit, den Unschuldigen zu retten, sie tritt vor, meldet sich, und wird Piccolos Frau. Wer aber ist die fremde Frau? Sie ward von den der Thür Nächststehenden wohl erkannt, es ist — — — des Herzogs Braut, die er nun in den nächsten Tagen heirathen wird. — Und mit dieser nichts weniger als geschickten und schicklichen Wendung schließt das Stück.

Von der Musik können wir nur das zu Anfang Gesagte wiederholen, daß sie der anständigeren Gattung angehört; auch bietet sie ein paar melodische und auch einige wirksame Nummern. Im Ganzen jedoch ist sie weit entfernt von der „Mlle. Angot", die vor Jahren den damals fast unbekannten Componisten Lecocq zum berühmten Manne und Villenbesitzer erhob. Originell ist sehr Weniges im „Piccolo"; echt komisch nur die Gerichtsscene, in welcher die ernst tragischen Phrasen immer durch die aus dem Ballsaale herübertönende Tanzmusik unterbrochen werden, bei welcher die Richter auf ihren Stühlen zu hüpfen und die Sbirren mit den Füßen zu wackeln beginnen.

Vor zehn Jahren war Lecocq geldarm, aber melodienreicher; dennoch glauben wir bestimmt, daß „Piccolo" im Ganzen überall „eine angenehme Temperatur" finden wird, er verdient sie. Gespielt und gesungen wurde sehr gut. Die Trägerin der Hauptrolle Frl. Lori Stubel als Gast führte sich vortheilhaft ein; nur muß sie den überaus dämlich gezeichneten Piccolo nicht durch Weinerlichkeit und Grimassen noch jungenhafter gestalten. Frl. Collin als Fioretta war sehr gut, ebenso Frl. Heusner als Mündel, ganz vortrefflich Frl. Schmidt als alte Braut. Die Herren Swoboda (Lieutenant), Wellhof (Vicekönig) und die Träger der kleineren Rollen führten ihre Aufgabe in bester Weise durch.

Das Publicum nahm die Neuheit recht freundlich auf, rief die Darsteller sehr oft und verlangte mehrere Wiederholungen einzelner Stücke.

H. Ehrlich.

Offene Briefe und Antworten.

Hochverehrter Herr Redacteur!

In Nr. 50 der „Gegenwart" veröffentlicht Herr Rudolf Genée unter dem Titel „Dramatische Wanderstoffe" die ihm bekannten Daten, das Vorleben des Zell-Genée'schen „Bettelstudenten" betreffend. Ich möchte nun in Kürze eine Novellette anziehen, welche in einem vielbändigen Werke: „Agréments littéraires" (Amsterdam 1773) zu lesen ist. Dieses Sammelwerk wird sehr oft ohne Quellenangabe benützt und lieferte erst vor kurzem einem jungen Autor den Stoff zu einem Feuilleton für eine erste Wiener Zeitung. Es enthält u. A. eine kleine Erzählung, welche noch im Stile jener Zeit auf lauter Edelmuth basirt ist. Sie heißt dort: La noblesse des sentiments se trouve partout. Ein Pariser Kaufmann besitzt eine einzige Tochter, Marianne. Sie genießt die vorzüglichste Erziehung und es fehlt der reichen Erbin nicht an Anbetern. Ihr Vater, Dupuis, läßt ihr ganz freie Wahl. Mariannens Erzieherin hat ihr beigebracht, daß wahre Seelengröße nur bei ererbtem Adel zu finden sein könne, sei der Vertreter desselben auch arm. Disenteuil, dessen Vater von der Pike auf gedient und es bis zum Generalpächter gebracht, wirbt um Marianne. Sie schlägt ihn aus, wähnend, daß schneller Reichthum nur auf Kosten der Ehrbarkeit erworben sein könne. Disenteuil erfährt dies und sinnt auf Rache. Ein hübscher Kohlenträger zieht seine Aufmerksamkeit auf sich, er findet ihn auch klug, und verspricht, sein Glück zu machen, wenn er ihm unbedingten Gehorsam zuschwöre. Er equipirt ihn und läßt ihn sechs Monate lang in Rouen erziehen. Als Robillard, so heißt der Kohlenträger, allen Anforderungen Disenteuils entspricht, erklärt dieser ihm sein Vorhaben. Er wird bei Dupuis als Marquis eingeführt und — verliebt sich in Marianne. Diese will ihn erst kennen lernen; die Erkundigungen sind vorzüglich, da Disenteuil für Robillard große Summen bei einem Bankier hinterlegt hat. Auf dem Lande machen die neuen Liebenden ausgiebige Bekanntschaft, und während Marianne den Charakter Robillards studirt, enthüllt sie ihm die ganze Schönheit des ihrigen. Die Liebe wiederum lehrt Robillard den Ehrbegriff und die — Gewissensbisse. Enthüllt er sich, so, fürchtet er, bleibt ihm nichts als seine unglückliche Liebe. Inzwischen nimmt Marianne Robillards Bewerbungen an. Aber er wird nur um so trauriger. Anstatt ihr zu Füßen zu stürzen, reitet er davon und hinterläßt einen Brief. Er will lieber in seine Dunkelheit zurückkehren, als sie elend machen und ein Vermögen durch eine Infamie erringen. Er gesteht, daß 10,000 Livres der Preis seiner Schändlichkeit sein würden. Als er den Handel einging, kannte, liebte er sie noch nicht. Die Liebe, die sie entschuldigen, verzeihen möge, habe ihn gelehrt, was Ehre sei. Seine Tugend ist ihr Werk. Sein Blut, im Dienste des Vaterlandes vergossen, wird seine Schande in der Geliebten Augen auslöschen. Sie solle alle Werthsachen, Geschenke, an Herrn Disenteuil ausliefern. Marianne ist bestürzt. Das Verschwinden des Pseudo-Marquis wird ihr unendlich schaden. Aber sie fühlt, welches Opfer Robillard ihr bringt. Er gibt Liebe und Reichthum auf, also besitzt er Seelengröße. Kann ein Adeliger mehr haben? Also auch beim Volke wohnt Alles, was sie in anderen Kreisen vergeblich sucht. Vater und Tochter besprechen sich. Sie wetteifern an Edelmuth. Sie finden das Regiment aus, in dem Robillard Dienste genommen, und dessen Besitzer, der Graf von M., schickt Robillard mit dem Auftrag, Rekruten zu werben, nach Paris zurück. Aber dieser glaubt, Marianne habe ihn ausfindig gemacht, um sich nun ihrerseits zu rächen, und entdeckt sich seinem Colonel. Dieser bietet ihm Geld an, um ins Ausland zu fliehen, Robillard verweigert diese Lösung; wenn sein Tod Marianne und Mr. Dupuis, ihren Vater, glücklich machen könne, so wolle er ihn willig erleiden. Indessen stellen sich Marianne und Dupuis ein, und Niemand ist erstaunter, als der einstige arme Kohlenträger, als seine Geliebte sich ihm an den Hals wirft und ihn heirathet. Robillard zeichnete sich bei Fontenoy aus, und der König erhob ihn in den Adelsstand. — Dies geehrter Herr Redacteur, ist der Bettelstudent von 1773; vielleicht interessirt er Ihre Leser.

Alfred Friedmann.

Das Widerspiel des Motivs, die Bettelstudentin, wobei sich am Hochzeitstage die Unwürdigkeit der Frau herausstellt, ist ebenso oft behandelt worden. In den „Liaisons dangereuses" trifft die Marquise de Verteuil ein junges unschuldiges Mädchen, verdirbt dasselbe in Grund und Boden und wirft es so ruinirt ihrem Geliebten Valmont, an dem sie Rache nehmen will, in die Arme. Ferner ganz ähnlich in Sardous „Fernande", der Dramatisirung einer Erzählung von Diderot. Vielleicht ist auch Victor Hugos „Marion de Lorme" anzuziehen. Bei allen drei Frauen erfolgt die Rehabilition ebenfalls durch die Liebe.

Die Redaction.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Schumanniana

von

W. J. von Wasielewski.

„Un poco più di luce!"

Preis *M.* 2.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. — Gegen Einsendung des Betrages sendet Exemplare franco

Die Verlagsbuchhandlung von **Emil Strauß** in **Bonn.**

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Scherer, Wilhelm, Geschichte der deutschen Litteratur. geh. 9 *M.*, geb. 10 *M.*

Schmidt, Erich, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Erster Band. geh. 7 *M.*

Deutsche Reime, Inschriften des 15. Jahrhunderts und der folgenden gesammelt von **H. Draheim.** geb. 4 *M.*

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf von Gottschall.**

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs 1884 ist in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" sind die einzige Zeitschrift, welche die neuen Erscheinungen der gesammten nicht streng fachwissenschaftlichen deutschen Literatur mit möglichster Vollständigkeit, und zwar ebenso anregend als maßvoll bespricht. Seit langen Jahren hat sich ihre Lektüre jedem, welcher den Bewegungen der deutschen Literatur im Zusammenhange folgen will, zum Bedürfniß gemacht, sodaß namentlich kein Journalcirkel, kein Lesecabinet sie entbehren kann.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien:

FRANZOSKE

Der Präsident. Erzählung. Zweite Auflage. Ein starker Band. Preis *M.* 6.— broschirt, *M.* 7.20 gebunden.

Das erste größere Werk des Autors, welches auf deutschem Boden spielt. Die erste Auflage war innerhalb 8 Tagen vergriffen.

Junge Liebe. Novellen. Vierte vermehrte Aufl.

Inhalt: Die braune Rosa. — Die Hexe. — Die Vettern von Brandenegg. Miniaturausgabe. *M.* 3.— broschirt, *M.* 4.— gebunden.

Neue bereicherte Auflage dieses beliebten Geschenkwerks.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Vor Kurzem erschienen:

Dr. Conrad Rieger, Docent an der Universität Würzburg. **Der Hypnotismus.** Psychiatrische Beiträge zur Kenntniss der sogenannten hypnotischen Zustände. Mit einer Curventafel und 4 Tafeln in Lichtdruck. **Nebst einem physiognomischen Beitrag von Dr. Hans Virchow, Privatdocent der Anatomie in Würzburg.** Preis 4 *M.* 50 ₰.

Dr. Aug. Weismann, Professor in Freiburg i. Br. **Ueber die Vererbung.** Ein Vortrag. Preis 1 *M.* 50 ₰.

Dr. Aug. Weismann, Professor in Freiburg i. Br. **Ueber Leben und Tod.** Eine biologische Untersuchung. Mit zwei Holzschnitten. Preis 2 *M.*

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig:**

Catulls Buch der Lieder.

Deutsch von

Rudolf Westphal.

Eleg. cartonirt *M.* 2.40. In Prachtband *M.* 3.—

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

vier letzten Dichtungen

Iwan Turgenjew's

mit

Autorisation des Verfassers übersetzt von

Constantin Jürgens.

Eleg. brosch. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.—

Mitau. **Victor Felsko.** (Fr. Lucas'sche Buchhdlg.)

Anerkannt die am besten illustrierte deutsche Zeitschrift. Jährl. Aufwand für die Bilder allein 60000 Mark.

SCHORERS FAMILIENBLATT

Bereits 75 000 Abonnenten erreicht!

Preis: In Wochen-Nummern 2 M. vierteljährl. Oder in Heften zu 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlg. u. Postämter. Probe-Nummern gratis u. franko. Verlag von J. H. Schorer in Berlin, S.W.

Neuer, überaus fesselnder Roman:

BRAVO RECHTS von **OSSIP SCHUBIN** Sodann: **EIN GOTTESURTEIL.** Neuestes Werk v. **E. WERNER,** dem Liebling d. deutsch. Lesewelt.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXIV. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 19. Januar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Eduard Lasker und seine Zeit. Von Karl Theodor Reinhold. — Der Tod im Lichte der modernen Biologie. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Wilhelm Scherers Literaturgeschichte. Besprochen von Erich Schmidt. — Zur Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland. Von Eugen Zabel — Tennysons Erhebung in den Pairsstand. Von David Asher. — Der Teufel. Eine Biographie. Von Johannes Scherr. II. III. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Herr Minister. Schauspiel in fünf Acten von Jules Claretie und Alexander Dumas fils. Von Z. — Kunstausstellungen. Von A. L. — Inserate.

Eduard Lasker und seine Zeit.

Von Karl Theodor Reinhold.

Der tiefe Eindruck, welchen der Tod Eduard Laskers im deutschen Volke erregt hat, findet seine Erklärung und Berechtigung nur zum Theil in der Bedeutung der edlen menschlichen Persönlichkeit, die mit verschwindenden Ausnahmen von der gesammten Presse und der ganzen politisch denkenden Bevölkerung in anerkennender Weise gewürdigt worden ist. Mit der starken Empfindung für die eigenthümliche Tragik des unerwartet verloschenen Menschenlebens verbindet sich überall in der Nation das Bewußtsein, daß mit dem verstorbenen Parlamentarier Lasker eine typische Gestalt des politischen Lebens einer Gegenwart abgetreten ist, welche mit einer selbst für unser Zeitalter ungewöhnlichen Schnelligkeit vor unseren Augen den Stempel einer abgeschlossenen Vergangenheit angenommen hat. Alle Stimmen sind darüber einig, daß Lasker keine Zukunft mehr hatte. Bei der zeitweise fast beispiellosen Rolle, welche der Verstorbene bis vor wenigen Jahren gespielt hat, der glänzenden Begabung, der Gediegenheit des Wesens und der Bildung dieses Politikers, erscheint der rasche Sturz desselben nur durch den anomalen Gang der Geschichte erklärlich, dessen gewaltige Abmessungen eine Epoche bezeichnen. Lasker gehörte trotz seines verhältnißmäßig späten Eintretens in das politische Leben des neuen Deutschlands mit seiner geistigen und sittlichen Persönlichkeit durchaus der alten Generation an, welche in dem Ringen um einige wenige, aber in ihrer grundlegenden Bedeutung monumentale Ziele sich mit der vollen Gluth eines enthusiastischen Idealismus verzehrte. Das Programm dieses mehr hoffenden als thätigen Geschlechts war ebenso kurz als groß. Die deutsche Einheit und die bürgerliche Freiheit bezeichneten den erhabenen und deshalb nur in allgemeinen Formen vorschwebenden Inhalt des Dichtens und Trachtens des deutschen Liberalismus.

Diesem feurigen Geschlecht wurde wie über Nacht das eine und schwerste Ziel als plötzlich reife Frucht in den Schoß gelegt: die deutsche Einheit. Daher nach dem ersten, fast stummen Aufwallen der patriotischen Freude jenes oft gerügte Gefühl des selbstverständlichen Besitzes, der das Errungene vergißt und nur neue Wünsche gebiert. Die dort durch keinen unmittelbaren Kampf verbrauchte Energie warf sich naturgemäß jetzt auf das andere, der häuslichen Politik überwiesene und zugängliche Ziel, die politische Freiheit. Der deutsche Liberalismus war in der eigenthümlichen Lage, gegenüber politischen Machtfactoren Stellung nehmen zu müssen, welche als bisher schwer bekämpfte Gegner den einen und wichtigsten Theil des liberalen Programmes verwirklicht hatten und für ein parlamentarisches Vertrauen, daß sie auch für den anderen, jetzt allein noch fraglichen Theil eintreten würden, keinerlei Anhalt für den politischen Argwohn, aber zahlreiche Angriffspunkte boten.

So ließ die Lösung der geistigen Spannung, welche mit der Aufrichtung des norddeutschen Bundes und Wiederherstellung des nationalen Staates erreicht wurde, an einer Stelle ein unregulirtes Gebiet zurück, welches gefürchtete, von manchen Seiten gewünschte, vor Allem aber auch wirklich nothwendige Conflicte barg.

Weder die eine noch die andere Seite der kämpfenden Theile konnte durch einen freien Willensact Wesen und Gesinnung wechseln. Die Consequenz der geschichtlichen Entwickelung hat die Gegner genähert, aber nur schrittweise ihnen Zugeständnisse abnöthigen können. Es blieb das ungreifbare aber politisch mächtige Moment der von verschiedenen Culturanschauungen beherrschten Stimmung zurück. Diese war auf beiden Seiten eine Kampfstimmung. Die fortschreitende staatsrechtliche Transaction der nationalen Kräfte verengerte das wirkliche Streitgebiet, änderte aber in Folge des ungewohnten und mit starker Reibung arbeitenden politischen Apparats nur wenig an der psychischen Disposition beider Theile. Man transigirte, aber man kam sich innerlich nicht näher.

Der Mann dieser Zeit war Eduard Lasker. Bei seinem Erscheinen auf dem politischen Schauplatz fand er sein Volk noch ganz in der alten hochgehenden Stimmung, für welche die Parlamentstribüne politisches Ausdrucks- und Machtmittel ist. Solche Zeiten brauchen und erzeugen die nationalen „Redner". Der Schwerpunkt der parlamentarischen Thätigkeit liegt hier in der Generaldebatte. Nicht die Berathung in Commissionen und die Abstimmung im Parlament, welche den wirklichen Gang der Staatsgeschäfte bedingt, sind die Hauptsache, sondern die allgemeine Entwickelung großer Ideen, die Discussion über Principien. Hier war Lasker der stehende Redner der neugeeinten Nation. Die Idealität der nationalen Bewegung, welche nach Außen und Innen gegen die alte Zeit Front zu machen hatte, gab seinen Reden den pathetischen Charakter und den von ihm vorzugsweise betonten „ethischen" Inhalt. Die Allgemeinheit seiner Principien bot ihm den Rechtstitel, über jede beliebige Materie als erster eingeschriebener Redner in der ersten, zweiten und dritten Lesung stundenlang zu sprechen. Diesen glänzenden Reden jubelte damals die Nation zu. Es hat lange gedauert, bis ihr dieselben zu lang wurden und ihr die Thatsache auffiel, daß der unermüd-

Digitized by Google

liche und stets fertige Mann über jedes Thema, über große und kleine Vorlagen und immer als Erster sprach.

Aber die mit der natürlichen staatlichen Entwickelungsform allmählich gewonnene normale Richtung des politischen Lebens machte unvermerkt die alte Zeit neu auch in einem ganz anderen Sinne, als das junge Deutschland es ahnte. Mit dem Abdämmen jener idealen und kampffreudigen Stimmung in der Nation und unter dem Einfluß wirthschaftlicher Krisen trat jene geschäftsmäßige Nüchternheit in ihr Recht, welche die politische Thätigkeit reifer Nationen kennzeichnet. Die harte Kritik des Lebens, das drängende Einzelbedürfniß, der Kampf der jetzt mit parlamentarischen Machtmitteln operirenden nationalen Interessengruppen läßt für die Erörterung allgemeiner Ideale keinen Raum mehr. Das geduldige deutsche Volk wurde über seine Parlamentarier ungeduldig. Der Umschlag in der Volksstimmung, welcher plötzlich den idealen Liberalismus außer Besitz setzte, war in Wahrheit weniger ein „conservativer Hauch" als eine Abneigung des thätigen und bedrängten Volkes gegen die Parlamentstribüne, gegen die politische Rhetorik. Der Verlauf der Reaction der letzten Jahre hat gezeigt, daß die in Mehrheit rückschrittlichen Elemente dieser Bewegung die Nation nicht hinter sich hatten und nur durch Benutzung jener Volksstimmung eine kurze Scheinherrschaft erlangen konnten. Aber jener Hauch, jene gegen die damalige Richtung des öffentlichen Lebens rückstauende Stimmung war keine künstlich gemachte, weder von oben noch von unten.

Der vor unseren Augen sich schnell entwickelnde Proceß, welcher die Rolle der leitenden Parteien wechseln ließ, war ein nothwendiger und gesunder. Er ist, da die über ihr Ziel hinausschießende Energie in der deutschen Besonnenheit schnell ihre Dämme fand, eine der heilsamsten Wendungen der politischen Geschichte Deutschlands gewesen. Aber es war natürlich, daß die Männer des alten siegreichen Idealismus sich mit dieser Zeit nicht zurechtfinden konnten. Der edle, von dem reinsten Wohlwollen für das Volk durchdrungene Lasker sah sich plötzlich das Concept aus der Hand geschlagen. Jetzt begann in der That eine Komödie der Irrungen. Eine auf den ersten Blick fast unbegreifliche Verwirrung bemächtigte sich des ganzen politischen Lebens. Selten sind nach großen Bewegungen die Coulissen, die Regisseure, die Schieber so wunderbar durcheinander geworfen. Und doch entbehrt die ganze Zeit der Krisis nicht ihrer festen, mehr und mehr erkennbaren Tendenz. Natürliche Kräfte von unten und von oben strebten in ein Bett und fanden es in schneller Entwickelung.

Die deutsche Gegenwart ist in einer an das Wunder grenzenden Weise durchdrungen und beherrscht von einem einzigen Manne, welcher die chaotischen Mächte seiner Nation zu festen Gedanken und klaren Willensacten zwingt. Der politische Begründer des deutschen Staates, Fürst Bismarck, ist heute noch wie vor zwanzig Jahren der richtunggebende Führer der Nation. Revolutionär im eminentesten Sinne ist er zugleich politischer Reformator im Geist der englischen Revolution von 1688. Ein solcher Geist geht mit innerer Nothwendigkeit eine Strecke mit jeder Partei, welche ihrer Episode gemäß ist. So war Fürst Bismarck in der ersten Zeit seines politischen Wirkens, die bis in die Mitte der 1870er Jahre reicht, Vollstrecker des nationalen Liberalismus. Mit virtuoser Kunst entnahm er für das von ihm geleitete Spiel der Kräfte die geistigen und materiellen Elemente der großen auf Einheit und politische Selbstbethätigung gerichteten Bewegung seines Volkes. Für diese Zeit war auch das rhetorische und das national-demagogische Element ein Factor, den staatsmännische Einsicht in berechnender Oekonomie verwendet. Dem agitatorischen Kampfmittel gegen die Mittelstaaten, dem allgemeinen Wahlrecht, entsprach in dieser Politik die Freundschaft mit dem Parlamentarismus der Tribüne. Das geschichtlich und menschlich bedeutende persönliche Verhältniß, wie es während dieser Zeit zwischen dem Reichskanzler und Lasker bestand, war psychologisch und politisch nothwendig. Zeitweilig erschien es daher unzerreißbar. Lasker selbst hat früher schwerlich die Möglichkeit geahnt, daß es einmal zum völligen Bruch mit dem von ihm vergötterten Staatsmann kommen könne.

Allein der „revolutionäre" Geist des Fürsten Bismarck kennt keinen Stillstand in einer fortschreitenden Entwickelung. Früher oder später mußten die Wege der politischen Freunde auseinandergehen. Sobald der äußere Aufbau des deutschen Staates im Wesentlichen erreicht war, wendete sich der unablässig thätige Geist des Fürsten Bismarck mit der ganzen Mächtigkeit einer gestaltenden Kraft auf das Gebiet der inneren Politik, für deren Zusammenhang mit der äußeren Entwickelung er ein sehr scharfes Auge hat. Mit dieser Arbeit aber verläßt der Staatsmann die Höhen der nationalen Ideale, welche allen Parteien gemeinsam sind. Die Frontstellung der Staatsgewalt richtet sich nicht mehr im internationalen Kampfe gegen feindliche Interessen, nicht mehr gegen die von der Nation in ungeheurer Mehrheit verurtheilte Unnatur überkommener Schranken, sondern gegen die das organische Volksleben bedrohenden, im theoretischen und Interessenstreit schwankenden Einwirkungen, welche den Ausgleich der berechtigten Lebenskreise gefährden. Hier sind nicht nur vielfach die Ziele, sondern fast auf Schritt und Tritt die Wege verschieden und von wohlerworbenen oder usupirten Rechten verstellt, deren Beseitigung den Kampf im Innern des Volkslebens entzündet.

Dieser Kampf aber begibt sich auf das Gebiet der nüchternen Ziffern, der greifbaren Interessen und des mechanischen und organischen Kräftespiels. Er wird nicht ausgetragen mit Worten und allgemeinen Principien. Hier setzte der unheilbare Conflict ein, welcher die beiden in den edelsten Zielen einig gewesenen Patrioten für immer trennen mußte. Eine Würdigung der heute schon theilweise sichtbaren Ergebnisse der inneren Politik Bismarcks wird erst einer späteren Zeit möglich sein. Unzweifelhaft aber mußte die grundverschiedene Methode seiner politischen Thätigkeit den Parlamentarier Lasker von dem Staatsmann Bismarck trennen. Dieselben allgemeinen Ideale und abstracten Principien, welche bei den Verhandlungen einer constituirenden Versammlung oder bei der Beschlußfassung über große Culturfragen leitende Entscheidungsnormen an die Hand geben, werden unzulänglich, wenn sie die Feststellung von Erfahrungssätzen beanspruchen. In dem Verhalten zu den Fragen des wirthschaftlichen Lebens und der organisirten Thätigkeit der Staatsgewalt zeigt sich der Unterschied des allgemein gebildeten Mannes, des Parlamentariers und des echten Politikers. Daß Lasker letzteres nicht war, hat er in einem Falle mit einer Evidenz an den Tag gelegt, welche allein das feststehende allgemeine Urtheil über ihn begründen würde. In der Reichstags-Commission für die Berathung der Justizgesetze stellte er den Antrag, bei der Urtheilspublication auch der im Spruchcollegium überstimmten Minderheit die Verkündung ihres Votums zu gestatten. Eine Verkennung der Aufgabe der Rechtsprechung und der Justizpolitik, wie sie crasser kaum denkbar ist. Aber sie entsprach dem Idealismus dieser Natur, welche dem durch den richterlichen Machtspruch zurückgewiesenen, vielleicht auf Wahrheit beruhenden Anspruch wenigstens die moralische Genugthuung einer bedingten Anerkennung und dem nicht durchgedrungenen Votum die intellectuelle Genugthuung seiner Bekanntmachung, sowie eine Entlastung von formaler Verantwortung sichern sollte. Diese Weltanschauung vergißt, daß Ideal und Leben Gegensätze sind, welche kein menschlicher Wunsch vereinigt. Sie verkennt, daß Einsicht und Wille sich verwirren, wenn sie nicht in den Grenzen menschlichen Könnens bleiben.

Der nothwendige Bruch dieser Politik, welche eine ganze Entwickelung zu einem jähen Ende führte, kam in jener verhängnißvollen Weihnachtszeit von 1877, welche die beklagenswertheste Wendung der neuesten deutschen Geschichte herbeiführte. Der erste große Versuch auf deutschem Boden, die für ein freies und starkes Volksleben unerläßliche und unter den gegebenen Verhältnissen mögliche Form einer Antheilnahme der Nation an ihrer Regierung zu gewinnen, ist an dem idealistischen Widerstande gescheitert, dem leitenden Staatsmanne die freien Anfangswege einer reformatorischen Programmpolitik offen zu lassen, welche in jedem constitutionellen Staat Opfer von Ueberzeugungen verlangt. Um an die „Regierung" zu gelangen durfte dem deutschen Liberalismus kein Preis zu hoch sein, der die Grundlagen

Digitized by Google

seiner freisinnigen Weltanschauung unangetastet ließ. Es ist aber bis zum heutigen Tage der Beweis nicht erbracht, daß die verlangten Zugeständnisse den Kreis von Forderungen überschritten haben, welche der orthodoxeste Liberalismus oder Constitutionalismus anderer Länder in zahllosen Fällen bewilligt haben. Und da kein Staat ohne fortdauernde Opfer seiner Glieder lebt, so kann das Maß des hier Nothwendigen und Erlaubten nicht nach starren Formeln, sondern nur nach Lage der staatlichen Interessen regulirt werden. Der Sache der Freiheit und nationalen Würde wäre damals mehr gedient worden, wenn in einer für alle Folge präjudiciellen Weise die monarchische Regierung die dem Geist der Verfassung entsprechende Fühlung mit dem großen Zuge des Volkswillens erlangt hätte, als wenn man einige Punkte eines abstracten Principienschemas rettete, um die meisten in einer plötzlichen Wendung der Volksabstimmung zu verlieren. Das nicht zu ermessende Glück, eine freisinnige Regierungspartei zu gewinnen, welche die unvermeidlichen Mängel einer Nothgesetzgebung freiwillig beseitigen und die neu andrängenden Volksbedürfnisse mit festen Majoritäten besonnen befriedigen konnte, ist damit für absehbare Zeiten verscherzt.

Aber da Alles im Leben nothwendig ist, so war die Tragödie des Liberalismus wie die Laskers durch die Causalität des geistigen Lebens in Deutschland unabwendbar bedingt. Die Zeit der souverainen Principienherrschaft mußte sich erfüllen, ehe sie einer Epoche weichen konnte, welche den mühsamen und langsam tastenden Gang der Empyrie beschritt. Die deutsche Nation hat eine Revolution ihrer Methode durchgemacht, welche die Namen Lasker und Bismarck als Marksteine ihres fortschreitenden Processes bezeichnen. So überwiegend noch gegenwärtig die aprioriſche Behandlung der politischen, wirthschaftlichen und socialen Frage unsere Parlamente und die Presse beherrscht, so kann keinem aufmerksamen Beobachter die mächtige Umwälzung entgehen, welche allmählich die Art der öffentlichen Debatte und die Thätigkeit der Gesetzgebung verändert hat. Nach dem enthusiastischen Rausch, der die Jugend des deutschen Staates erfüllte, ist die nachfolgende Ernüchterung nur theilweise eine unerfreuliche Thatsache. Sie ist weit mehr noch die ruhig einsetzende Entwickelung zu gesunder politischer Arbeit. Die Gesetzgebung erbaut sich in vertrauenerfüllendster Weise nicht mehr auf den formalen Obersätzen großer aber abstracter Ideen, sondern auf lebendigen, von der Nothwendigkeit aufgezwungenen Gedanken und der ersten Grundlage des Staats, allgemein gefühlten concreten Bedürfnissen. Die Erfahrung hat ihren siegreichen methodischen Feldzug von dem Gebiet der Wissenschaften auf die Politik erstreckt. Die Gesetzgebung arbeitet mehr und mehr auf Materialien. Bei allem berechtigten Streit über die gegenwärtigen Tagesfragen, bei der zugegebenen Möglichkeit zahlreicher Irrthümer ist es doch für den Politiker eine wahrhafte Erquickung, auf dem weitgesteckten Felde des staatlichen Lebens in Deutschland die fortschreitende Arbeitstheilung und die zugleich begrenzte und tiefer bohrende Thätigkeit empyrischer Politik zu beobachten. Das Gerede über die Zunahme der Verbrechen, die Schrankenlosigkeit industrieller und kapitalistischer Ausbeutung, agrarische wirkliche und vermeinte Nothstände, die Gesetze des Verkehrs- und Transportlebens, Justiz- und Verwaltungsleben und zahllose andere Erscheinungen im nationalen Dasein sind mehr und mehr kräftig beleuchtet und angefaßt von der sprechenden und schonungslosen Controle zahlenmäßiger Untersuchung. Arbeiten wie die von Starke über die Bewegung der Verbrechen in Preußen, die Berichte der Fabrikinspectoren (unter anderen über die Richtern und Anwälten lange bekannte empörende Handhabung der Unfallversicherung gegenüber den Opfern der Industrie), die Statistiken über den Personenverkehr und die beförderten Transportmengen, die amtlichen Geschäftsübersichten der Behörden ergeben Grundlagen der gesetzgebenden und parlamentarischen Thätigkeit, welche in sicher fortschreitender Weise Umfang, Art und Befriedigungsmittel der Volks- und Staatsbedürfnisse bestimmen.

Um die epochemachende Bedeutung dieser Bewegung zu würdigen, muß man die Glanzperiode aus dem Leben Laskers sich in das Gedächtniß zurückrufen. Vieles, was die Nation vor zehn Jahren laut bewunderte, wird dann anders beurtheilt werden. Aber wenn die gewissenhafte Kritik der Geschichte ihren Fall rücksichtslos ermittelt, so wird sie in dem Bilde der Schwäche zugleich die idealen Züge desselben erkennen. Und sobald sie den Werdegang dieser Entwickelung im Ganzen anschaut, wird und muß sie wie die Nothwendigkeit so die Berechtigung und Bedeutung der geistigen Anschauung würdigen, welche das politische Leben in dem ersten Jahrzehnt der geeinten Nation bestimmt hat. Beim Anblick des jetzt dahingegangenen beredten Parlamentariers erinnern wir uns auch des hinreißenden Enthusiasmus, mit welchem der edle Mann die Auferstehung des Reiches begrüßt und in schweren politischen Kämpfen vertheidigt hat. Das schöne Wort Byrons „The best in life is but intoxication“ ist wahr für den Einzelnen wie das Völkerleben. Der sich selbst vergessende Rausch, der den Menschen und die Nationen zeitweise über sich selbst erhebt, ist die Wiege großer Gedanken und großer Staaten. Das deutsche Volk wird daher bei aller Klarheit über seine eigene Entwickelungsgeschichte den Mann im warmen Andenken behalten, der mit dem ganzen Idealismus einer reinen Seele die ersten Schritte des nationalen Gemeinwesens begleitet hat.

Der Tod im Lichte der modernen Biologie.

Von Otto Zacharias.

Unter „Biologie“ verstehen wir die Lehre von den Lebenserscheinungen, wie sie unter strenger Anwendung der causalen Erklärungsweise auf Grund der gesammten neueren Naturwissenschaft möglich geworden ist. Von einer modernen Biologie im Gegensatz zu einer antiquirten zu reden, ist eigentlich überflüssig, weil eine Lehre von den Lebenserscheinungen in dem Sinne, wie wir sie gegenwärtig zum Theil besitzen, der Wissenschaft der Vergangenheit selbst in der Form eines zu erstrebenden Zieles unbekannt war. Lediglich um anzudeuten, daß Betrachtungen von der Art der nachstehenden nur innerhalb des Gedankenkreises der actuellen Forschung möglich sind, habe ich von einer „modernen“ Biologie gesprochen.

Nach Ansicht derselben ist das Leben auf der Erde nicht plötzlich und wie durch ein Zauberwort entstanden, sondern es hat sich im Laufe ungezählter Jahrtausende aus niederen Formen entwickelt, und ist auf der Bahn der Vervollkommnung bis zu Wesen fortgeschritten, die im Stande sind, den grandiosen Vorgang einer solchen Entwickelung zu erfassen und seine einzelnen Etappen festzustellen.

Nur unter der Voraussetzung ihres allmählichen Gewordenseins sind die Einrichtungen, die wir im Bau und in der Lebensweise der organischen Wesen vorfinden, begreiflich. Die Thatsache z. B., daß das Pferd nicht mit dem ganzen Fuße, sondern nur mit dem Endgliede der dreigliedrigen Mittelzehe desselben den Boden betritt — diese merkwürdige Thatsache würde uns von dem Standpunkte der mosaischen Schöpfungstheorie vollständig unerklärbar sein. Warum — so könnten wir mit Recht sagen — ist dieses Thier mit einem so verzwickt gebauten Fuße „geschaffen“ worden. Durch denselben Schöpfungsact konnte ihm sicherlich eine ebenso brauchbare, aber weniger bizarr eingerichtete Vorderextremität mit auf den Lebensweg gegeben werden. Daß es nicht geschehen ist, muß also seine besonderen Gründe haben.

Diese auszukundschaften ist nun, wie schon oben angedeutet, Sache der Biologie — nicht der Theologie. Letztere hat es mit dem mosaischen Bericht über die erste Entstehung des Pferdes und anderer Organismen zu thun; erstere wendet sich an die Natur selbst und wirft die Frage auf, ob das, was in den geologischen Archiven über den Ursprung des Pferdes geschrieben steht, mit dem Berichte des Moses übereinstimmt.

Die Natur antwortet auf die ihr vorgelegte Frage im Lapidarstil, d. h. mit einem kurzen Hinweis auf die versteinerten

Digitized by Google

Reste des Hipparions, des Anchitheriums und des Orohippus. Man braucht die Extremitäten dieser fossilen Pferdegattungen nur neben einander zu stellen, um in einer für Jedermann verständlichen Hieroglyphenschrift zu sagen: „So ist der Fuß des heutigen Pferdes allmählich entstanden." Daß sich der vierzehige Fuß des Orohippus im Laufe der Jahrtausende in den einzehigen des recenten Equus caballus verwandelt hat, geschah jedenfalls — wie immer im Naturhaushalt — aus Nützlichkeitsrücksichten. Höchst wahrscheinlich konnten die nur mit der Vorderfläche des Fußes auftretenden Exemplare ihren Feinden besser entgehen, als die plumpen Gänger, die nach Art der Tapire bei jedem Schritt in den Boden der morastigen Ebenen einsanken.

Nach dem Princip, wonach das den jeweiligen Verhältnissen besser angepaßte Individuum überlebt und sich fortpflanzt, werden auch diejenigen Orohippusexemplare, welche leichter auftraten und rascher entrinnen konnten, bald an Zahl zugenommen und eine Art für sich gebildet haben, die den Uebergang zu dem nur mit drei Zehen auftretenden, also noch vortheilhafter organisirten Anchitherium vermittelte. Durch denselben Proceß konnte sich letzteres — wenn es nützlich war — nach Passirung des Hipparionstadiums in das einzehige diluviale Pferd, dessen Nachkommen jetzt unsere Karren ziehen, umändern. Man nennt das Resultat einer solchen durch die Naturverhältnisse geübten Auslese (Selection) Anpassung, und sagt in der Sprache der Wissenschaft, daß das bizarre Fußskelett des Pferdes eine Anpassungserscheinung sei.

Es gibt jedoch nicht blos Anpassungen, welche sich auf die Gestalt der einzelnen Theile eines organischen Wesens beziehen, sondern auch solche, die sich auf die Functionen der verschiedenen Organe und Organelemente erstrecken. Man nennt Anpassungen der letzteren Art physiologische im Gegensatz zu den morphologischen, deren Charakter ich an dem Beispiele des Pferdefußes zu erläutern gesucht habe.

Der Tod — das Aufhören aller Lebenserscheinungen überhaupt — ist nun — wie aus dem Folgenden ersichtlich werden wird — ebenfalls eine Anpassungserscheinung, und zwar eine solche der zuletzt geschilderten Art. Selbstverständlich haben wir es bei unserer Betrachtung nicht nur mit dem Tode von unseres Gleichen, sondern auch mit derselben Erscheinung bei Thieren und Pflanzen zu thun. Das Abwelken und Hinsterben ist im ganzen Organismenreiche an der Tagesordnung, und nach mephistopheliſcher Weltanschauung ist ja ohne Ausnahme

> Alles, was entsteht —
> Werth, daß es zu Grunde geht . . .

Wäre dieser Ausspruch wahr, so wäre es allerdings besser, „daß nichts entstünde". Aber an der Hand der Biologie gewinnen wir eine weniger pessimistische Ansicht. Auffallend ist es, daß auch der sanfte und empfindsame Novalis in der Natur nichts weiter als „eine furchtbare Mühle des Todes" zu erblicken vermag. Für die Millionen von Keimen und Knospen, die der Strahl der Frühlingssonne ins Leben ruft, hat er gar kein Auge. Ebenso wenig wie der unglückliche Werther, der das Naturgetriebe mit „einem ewig verschlingenden und ewig wiederkäuenden Ungeheuer" vergleicht.

Einige Nahrung konnte ein solcher Pessimismus allerdings aus der Wahrnehmung ziehen, daß die Natur mit verschwenderischster Hand Lebenskeime ausstreut und einen sehr großen Theil davon der sicheren Vernichtung preisgibt.

Ich habe zahlreiche Belege hierfür in dem ersten Kapitel einer kürzlich in vierter Auflage erschienenen Schrift zusammengestellt*); als besonders interessant erwähne ich hier nur die kolossale Keimverschwendung bei manchen Würmern von parasitärer Lebensweise. So producirt beispielsweise der aus der Schweinsfinne entstehende Bandwurm (Taenia solium) im Laufe eines Jahres etwa 40 Millionen Eier, von denen natürlich der allergrößte Theil dem Untergange geweiht ist. Das Weibchen des Spulwurms ist noch viel fruchtbarer. Es bringt in derselben Zeit 64 Millionen Eier hervor. Reducirt man diese enorme Masse von Eisubstanz auf das Körpergewicht des Wurmes, so müssen auf ein Gramm des letzteren im Laufe eines Jahres 1740 Gramm Keimmasse producirt werden. Das ist eine Fruchtbarkeit, die nach Leuckarts Berechnung etwa dadurch anschaulich zu machen wäre, daß man sich vorstellt: eine menschliche Familie wachse täglich um 70 Köpfe. Wir haben hier ein exorbitantes Verhältniß der Zunahme, und massenhafte Zerstörung muß eintreten, wenn nicht in kurzer Zeit alle höheren Organismen von dergleichen Parasiten vollgestopft sein sollen. Der Tod dient in diesem Falle offenbar als wohlthätiger Regulator einer über alle Maßen großen Fortpflanzungsfähigkeit und es ist nicht im geringsten zu beklagen, daß 99 Procent der erzeugten Keime wieder zu Grunde gehen, ohne daß sie sich entfaltet haben. Der Tod erfolgt jedoch hier nicht aus inneren Ursachen, sondern ist eine nothwendige Consequenz der ungünstigen Lebensbedingungen, denen die aus dem Mutterkörper entlassenen Keime zufällig anheim fallen.

Es gibt innerhalb der organischen Natur jedoch noch eine andere Art von Tod, die ihrem Wesen nach räthselhafter ist, und von der man nicht sagen kann, daß sie von der Ungunst der äußeren Verhältnisse abhänge. Es ist dies derjenige Tod, welcher eintritt, wenn die natürliche Lebensdauer an ihrer Grenze angelangt ist. Diese Art von Tod, der in manchen Fällen eine Zeit des Alterns und der Kräfteabnahme voraufgeht, ist eine unabstellbare Natureinrichtung. Sie erstreckt sich auf alle organischen Wesen, deren Leib aus einer Vielheit von Elementarorganismen (Zellen) zusammengesetzt ist. Diese vielzelligen Wesen (Polyplastiden), zu denen auch der Mensch gehört, tragen den Keim des Todes von dem Momente der Geburt an in sich, während die einzelligen Geschöpfe (Monoplastiden) im wahren Sinne des Wortes unsterblich sind. Wir werden hierauf näher eingehen.

In feuchtem Erdreich und im Schlamm unserer stehenden Gewässer leben kleine mikroskopische Wesen, die den Formwerth einer einzigen Zelle besitzen. Es sind das die sogenannten Amöben oder Wechselthierchen. Dem äußeren Ansehen nach könnte man sie für Schleimklümpchen halten, aber es sind unzweifelhafte Organismen, die sich bewegen, ernähren und fortpflanzen können. Das letztere geschieht auf eine sehr einfache Weise; so nämlich: daß sich das Mutterthier in der Mitte einschnürt, theilt und sans façon einer zweiten Generation das Leben gibt. Man kann nun eigentlich nicht sagen, daß die Tochteramöben jünger sind als die Mutter. Auch von der tausendsten Generation ist es nicht angänglich, das zu behaupten. Man muß vielmehr constatiren, daß jedes neugeborene Individuum genau so alt ist wie die ganze Art. Einen Tod gibt es bei diesen (und ähnlichen) Monoplastiden nicht. Sie sind thatsächlich unsterblich; führen aber trotz dieses ambrosischen Zustandes ein recht wenig beneidenswerthes Dasein. Sie sind Ueberbleibsel aus der Urzeit des organischen Werdens und ihr Körper hat sich noch nicht in verschieden functionirende Theile differenzirt. An jedem Punkte des Amöbenkörpers kann Nahrung aufgenommen werden, jede Stelle der Körperoberfläche ist zur Aufnahme von Sauerstoff geschickt — vermag also zu athmen; die Ortsbewegung kann nach jeder Richtung hin erfolgen, weil der Amöbenleib keine fixirte Längs- oder Querachse besitzt. Das, was wir physiologische Arbeitstheilung nennen, ist bei diesen niedersten einzelligen Wesen noch nicht eingetreten; sie verharren Zeit ihres Lebens auf der Rangstufe eines Eies — eines Schleimtröpfchens, das im Ruhezustande eine kugelige Gestalt annimmt.

Im Gegensatz zu diesen einzelligen Wesen (oder Protozoen) stehen nun die vielzelligen (oder Metazoen). Bei letzteren werden die verschiedenen physiologischen Leistungen (also Athmung, Verdauung, Secretion u. s. w.) von eigens dazu ausgebildeten Zellengruppen, resp. Organen besorgt, und wir pflegen die Vollkommenheit eines Metazoenkörpers nach dem Grade dieser sogenannten Organdifferenzirung abzuschätzen. Von diesem Gesichts-

*) Die Bevölkerungsfrage, 4. Aufl. Jena 1883, Friedr. Mauke.

Digitized by Google

punkte aus ist der Schmetterling höher organisirt als die Raupe und das reife Thier im Allgemeinen höher als der Embryo, aus dem es sich entwickelt.

Der Proceß der organischen Arbeitstheilung ist als ein sehr langsam und allmählich verlaufender zu betrachten. Seine Dauer kann nur nach der Uhr des Geologen gemessen werden, vor der tausend Jahre nur ein einziger Tag sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Proceß noch jetzt fortdauert, und dem Zootomen treten bei seinen Untersuchungen oft genug Gebilde entgegen, die er als „werdende Organe" ansprechen darf.

Abgesehen von der specifischen Organdifferenzirung haben sich bei den vielzelligen Wesen (Metazoen) die Zellen des Gesammtorganismus schon zu einer sehr frühen Periode in zwei verschiedene Gruppen gesondert: in die propagatorischen oder Fortpflanzungszellen, und in die Zellen des Körpers im engeren Sinne, die somatischen Zellen.

Nur auf die ersteren ist die Unsterblichkeit der einzelligen (amöbenartigen) Organismen übergegangen; die letzteren müssen sterben und da sie den eigentlichen Leib des Individuums ausmachen, so stirbt natürlich auch dieses.

Es ist nicht zu leugnen, daß im Lichte dieser Auffassung der individuelle Körper, die Person, als ein blos nebensächliches Anhängsel der eigentlichen Lebensträger, der Fortpflanzungszellen, erscheint. Und in gewissem Sinne ist dieses auch vollkommen wahr.

Es ist ein hochinteressantes Ergebniß der modernen Naturforschung, daß sie uns zeigt, wie auch der höchstentwickelte Metazoenkörper, der Mensch, in seinen Propagationszellen den Beweis dafür mit sich herumträgt, daß er seinen Ursprung von einer Form abzuleiten hat, die nicht höher organisirt war, als die oben geschilderte Amöbe unserer Tümpel und Teiche. Auch die höheren Organismen pflanzen sich im Grunde durch den Proceß der Zelltheilung fort, nur geschieht diese Theilung nicht am individuellen Körper (als Ganzes), sondern lediglich an den für die Erhaltung der Art speciell angepaßten Keimzellen.

Mit dieser Anpassung war nun auch die Möglichkeit eines gelegentlichen Absterbens der somatischen Zellen gegeben, und im Laufe der organischen Entwickelung ist jene Möglichkeit zur Thatsache geworden. Bei den einzelligen Organismen war ein natürlicher Tod schon deshalb unmöglich, weil dort Fortpflanzungszelle und Individuum noch ein und dasselbe waren. Das Sterben des letzteren hätte demnach das Erlöschen der ganzen Art zur Folge gehabt.

Die Natur ist immer sparsam und sie sucht ihre Zwecke stets mit den einfachsten Mitteln zu erreichen. Eine unbegrenzte Fortdauer des vielzelligen Metazoenkörpers wäre nun aber ein ganz unnöthiger Luxus gewesen. Offenbar würden auch Thiere und Menschen, wenn ihre Lebensdauer erheblich verlängert würde, vielfache Beschädigungen, respective Verstümmelungen an ihrem Körper erleiden, und könnten dann auf keinen Fall die Fortexistenz der Art so sicher garantiren, als der mit neuen Kräften ins Leben tretende Nachwuchs. Hierauf hat schon Rudolf Leuckart in seiner 1852 erschienenen physiologisch-anatomischen Uebersicht des Thierreiches mit gewohntem Scharfsinn hingewiesen, und den natürlichen Tod „eine zweckmäßige und wohlthätige Einrichtung" genannt.

Daß die Natur auf den Fortbestand des somatischen Zellencomplexes (d. h. des Individuums) keinen Werth mehr legt — wenn die Fortpflanzungszellen innerhalb desselben zur Reife gediehen und zur selbstständigen Entwickelung fähig geworden sind — geht daraus hervor, daß Insecten und andere Thiere, bei denen keine Brutpflege stattfindet, sterben, wenn sie durch Ablegung der Eier für die Erhaltung der Gattung gesorgt haben. Ihr Körper ist — durch Anpassung — auf eine ganz bestimmte Lebensdauer normirt und stirbt, wenn der betreffende Zeitpunkt da ist. Aus diesem Umstande auf eine causale Verknüpfung des Fortpflanzungsgeschäfts mit dem Hinsterben zu schließen, ist nicht angänglich: weil wir bei anderen Thieren einen Anhalt zur Annahme eines ursächlichen Verhältnisses dieser Art nicht besitzen.

Der Tod des Menschen und der Thiere ist, vom Standpunkte der Biologie aus, lediglich als eine Anpassungserscheinung (nach dem Princip der Nützlichkeit) zu betrachten. Er tritt ein und läßt sich durch kein Lebenselixir aufhalten, wenn das Aufkommen der neuen Generation hinlänglich gesichert ist. Für verschiedene Gattungen ist die mittlere Lebensdauer allerdings verschieden. Bei vielen Geschöpfen (auch beim Menschen) geht dem Eintritte des Todes eine mehr oder weniger lange Zeit des Abwelkens und Alterns vorauf, deren Nützlichkeit ganz gewiß darin zu erblicken ist, daß den älteren Individuen Zeit gegönnt wird, ihre während der Lebenszeit erworbenen Erfahrungen den Jungen zu überliefern. Daß das für den Bestand der Art auch von Nutzen sein muß, leuchtet ein.*)

Literatur und Kunst.

Wilhelm Scherers Literaturgeschichte.

Besprochen von Erich Schmidt.

Im Laufe von mehr als drei Jahren hat Scherer den Ertrag seines so intensiven wie extensiven Studiums der gesammten deutschen Literatur dem gebildeten Publicum heftweise vorgelegt.**) Ein stattliches Schlußheft mit einer erstaunlich reichen Uebersicht der Quellen und Forschungen, mit sehr willkommenen, oft ganz frappanten Annalen, mit einem Namen- und Sachregister ist kurz vor Weihnachten erschienen. Zu Beginn der Anmerkungen erstattet Scherer in verschiedener Weise drei Männern den Zoll der Dankbarkeit: seinem Lehrer Müllenhoff, dem Anreger und Förderer des Buches, sodann einem großen Todten, Gervinus, endlich einem Berliner Nachbar, Julian Schmidt. Diese Trias mag auf den ersten Blick überraschen; aber wir begreifen die Anreihung. Es war Müllenhoff, bei dem Scherer philologische Methode gelernt hat, an dessen Hand er zu den Anfängen arischer Poesie, germanischen Volksthums und Götterglaubens zurückgedrungen und über Heldensage und Epenkritik unterrichtet worden ist. Es war Gervinus, der ihm den historischen Sinn für das sechzehnte, siebzehnte, achtzehnte Jahrhundert schärfte, ihm Analogien der Entwickelung und den Einfluß der Staatengebilde auf das geistige Leben predigte. Julian Schmidt wollte Literaturgeschichte als Geschichte des ganzen geistigen Lebens gefaßt wissen. Sein Werk über das neunzehnte Jahrhundert mag in Scherer früh den Wunsch genährt haben, als Darsteller der Vergangenheit mitbestimmend auf die Schaffenden und die Genießenden der Gegenwart zu wirken.

Scherer sagt klar genug über die Ziele des Buches: „Es will durch historisch-ästhetische Betrachtungen zum Genusse literarischer Kunstwerke anleiten. Es will das Maß der Darstellung nach dem Werthe der Gegenstände einrichten. Es bekennt sich nur zu der berechtigten Parteilichkeit des Literarhistorikers, welcher Alles mit Freude begrüßt, was zur literarischen Blüthe hinführt, und alles mit Trauer beobachtet, was von derselben ableitet. Und insofern will es allerdings nicht blos belehren, sondern auch

*) Neuerdings sind die im Vorstehenden berührten Fragen in recht gründlicher und umsichtiger Weise von Prof. August Weismann, einem unserer namhaftesten Naturforscher, der Discussion unterzogen worden. Aus der betreffenden Schrift (Ueber Leben und Tod; Jena, Fischer), die meinen Ausführungen nach jeder Richtung hin zur Ergänzung dienen kann, wird klar ersichtlich, wie weit die Entwickelungslehre auch auf das philosophische Gebiet hinübergreift, und wie es kaum ein Gebiet menschlichen Denkens und Forschens gibt, für das die Erfahrungen der modernen Naturforschung nicht nutzbringend zu verwerthen wären. Eine unlängst erschienene andere Broschüre Weismanns über „Die Vererbung" (Jena, Fischer) verdient nicht minder, wie die oben empfohlene, von jedem Gebildeten gelesen und ihrem hochinteressanten Inhalt nach gewürdigt zu werden.

**) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Digitized by Google

überzeugen — die Ueberzeugung wecken, daß das Heil der deutschen Cultur nur dort zu finden ist, wo es unsere großen Klassiker zu finden glaubten."

So bewegt sich das Buch in schnellen, energischen Sätzen bergauf, bergab, wenn es nicht gar wie der homerische Poseidon vom Berge zu Bergen hinüber schreitet und was in den Niederungen fleucht und kreucht nur eines eiligen Blickes aus der Vogelperspective würdigt. Es erklimmt mit Goethes Faust seinen Gipfel; der Leser steht zuletzt auf der höchsten Warte der deutschen Poesie. Der Verfasser geht also nicht darauf aus wie ein ehrlicher Geometer Flur auf Flur zu vermessen und jedes Feld, mag es groß oder klein, fett oder steinig sein, in das Grundbuch einzutragen. Dabei mögen Perioden, die dichterisch arm sind wie das siebzehnte Jahrhundert, oder welche bei großer Begabung keine Kunstwerke zu Stande brachten wie die Geniezeit, in ihren Vertretern und Zuständen nicht anschaulich genug werden, aber es ergeben sich die größten Vortheile, für die das Publicum seinem Führer zu lebhaftem Danke verpflichtet ist. Man wird nirgends mit unwichtigen Details bedrängt und hat nie das Bleibende aus dem Vergänglichen herauszuklauben, sondern wird geraden Wegs zu dem Schönen hinangeleitet. Das Geringere soll sich in Beispielen charakterisiren. „Götz von Berlichingen" wird als formlos eilig abgethan. „Kabale und Liebe", Schillers bestes Theaterstück, muß sich mit ein paar Worten begnügen, weil es ungegohrene Satire bietet. Grillparzer wird an Schillers reifen Schöpfungen gemessen, und Scherer hält es selbst für nöthig seine Strenge in einer Anmerkung zu begründen. Den Grabbe findet er schlechthin lächerlich. Aber Uhland scheint uns größerer Wärme werth. Kann man, wie natürlich, die Meinung des Darstellers nicht überall theilen, so fühlt man sich allenthalben gefesselt und gefördert durch die Bedeutung der ohne jede Neusüchtigkeit gefundenen Gesichtspunkte, die Rundheit der Periodisirung und Gruppirung, die Schmiegsamkeit und Tiefe der Charakteristik. Scherer hat überall mitgearbeitet, sich vorgearbeitet und Alles so verarbeitet, daß Jeder mühelos folgt. Der Leser braucht nicht zu wissen, daß sein Führer unter Anderem ein Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache", eine Broschüre über Karl des Großen Bedeutung für die Literatur, Anmerkungen über kleine althochdeutsche Denkmäler, eine Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert, Untersuchungen über lateinische und deutsche Dramen des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben hat. Dabei ist rühmend hervorzuheben, wie weise Scherer seine eigenen Specialstudien, z. B. gerade über die zuletzt erwähnte Dramatik, den Gesetzen des groß zusammenfassenden Buches gemäß verwerthet. Aber, wie Gervinus in Deutschland zwei aristophanische Jahrhunderte und keinen Aristophanes fand, so sieht Scherer um 1600 Shakespearesche Elemente in Deutschland und keinen Shakespeare. Hübsche Fünde für Lessing konnte er hier nicht anbringen; schöne Aufsätze über Goethe'sche Entwürfe werden kaum angedeutet, doch für die Achilleis bricht er eine Lanze. Hie und da regt sich eine kleine Liebhaberei ohne strenge Rücksicht auf die Oekonomie des Kapitels — aber wer spielte nicht lieber den Bewunderer des edlen „Schelmuffsky" als von Brentano zu den Philistern geworfen zu werden? Nicht recht im Einklang mit dem Hauptprinzip scheint die breite Vorführung des Passionserzählers Pater Cochem zu stehen, aber Scherer benutzt das offenbar zur indirecten Charakteristik Klopstocks. Wenn jedoch Paul Gerhardt so liebevoll und glücklich herausgearbeitet wird, dann hätte auch dem mystischen Tiefsinn des „Cherubinischen Wandersmannes", in den sich die Romantik und der „Grüne Heinrich" versenken, etwas mehr Raum vergönnt werden müssen. Es ist die größte poetische Leistung aus dem damaligen Katholicismus heraus.

Scherer, der mit der Entdeckung der Germanen durch Pytheas anhebt und zunächst das geistige Leben unserer fernsten Altvordern ohne jede phantastische Teutschthümelei schildert, geht immer auf dominirende Größen los. Er verweilt bei Ulfilas. Er entwirft eine hinreißende Analyse des Hildebrandsliedes, um an diesem ehrwürdigen Rest die Größe des alten Heldensangs, d. h. der ersten Blütheepoche zu erweisen. Er verweilt bei Karl dem Großen, bei den Ottonen. Er faßt die Rolle des Klerus scharf ins Auge. Er charakterisirt die Spielleute und gestattet sich die moderne Bezeichnung „wandernde Journalisten", die wir uns gern gefallen lassen, während in der merovingischen Geschichte die Frage „Wo ist die Frau?" stark aus dem Ton fällt. Ein Gipfel ist das Nibelungenlied, und man vergleiche einmal — man möge Einheitshirte oder Liederjäger sein — Scherers Beschreibung, die in die stilistischen Unterschiede der einzelnen Theile eintaucht, mit Vilmars blumiger Inhaltsangabe, die nur dem Trägen frommt. Wie rund tritt Wolfram oder Walther, tritt Luther, tritt Lessing hervor. Hier sei bemerkt, daß „Minna von Barnhelm" flüchtig, „Nathan" aber, ein loseres Kunstwerk in der dramatischen Gattung, sehr verweilend behandelt wird. Denn Scherer schlägt gewisse Grundaccorde gern und stark an, vor Allem die Toleranz als die helle Botschaft aller Blütheepochen. Auch Schiller, abgesehen von der Jugend, wird in einem Gusse geformt, der Mensch mit ehrlicher Bewunderung, der Dramatiker bisweilen mit etwas gepreßter Freundlichkeit besprochen. Vortrefflich, wie Friedrich der Große in den verschiedenen Acten als eine Figur ersten Ranges immer wieder auftritt. Herder kommt nicht recht zur ruhigen Anschauung, so trefflich und billig auch die letzte Vergleichung mit Kant geräth. Das große Zusammenfassen bringt eben nothwendig kleine Uebelstände der Disposition mit sich. Der schlimmste scheint uns die Behandlung Hallers und Hagedorns, die nicht ohne mühsame Construction aus der Satire entwickelt werden, vor dem meisterhaft gezeichneten „Simplicius Simplicissimus" und anderer Epik. Und in dem gewaltigen Abschnitt „Romantik" verlieren sich die eigentlichen Vertreter der „romantischen Schule" im Gewühl, während die Humboldt, die historische Schule, die Grimm u. s. w. sehr klar hervortreten.

Schon die Ueberschriften lehren, daß Scherer Stätten, Persönlichkeiten oder Gattungen sucht, denen er Massen unterordnet oder einordnet. Man kann mit ihm manchmal über eine Auffassung und Einreihung streiten, aber entschiedene Lücken oder Versehen wird man kaum finden. Und wer in den glänzenden Abschnitten über Goethe Wilhelm Meisters Lehrjahre, den Triumph der deutschen Erzählungskunst, für die Romantik Roman der Romane und Evangelium der Lebenskunst, nicht blos gegen die schlechthin klassische Dichtung „Hermann und Dorothea", sondern auch gegen das „Kunstwerk" Werther geflissentlich vernachlässigt sieht, ohne sich in dieses Verfahren sogleich zu finden, der wird bei reichster Ausbeute im Einzelnen die historische Entwickelung festhalten, wie Goethe vom Individuellen zum Allgemeinen und dann zum Typischen fortgeht.

Scherer, der bereitwillig zu wiederholten Malen die Romanen als Lehrer der guten Form grüßt, erklärt zum Schlusse seines Faustkapitels und der ganzen Betrachtung mit patriotischer Wärme Poesie für eine heilige Angelegenheit unseres Volkes. Am Schlusse des ersten Kapitels „Die alten Germanen" spricht er von dem reichen Schatze der Schönheit, „der, wie die Schätze der Sage, zuweilen allerdings in die Tiefe sinkt, zur bestimmten Zeit aber aus eigener Kraft still nach oben rückt und eine kurze Stunde wartet, ob ihn unschuldige Hände schweigend heben. Das Volk sagt dann von ihm, wie von dem Glück: er blühe."

Zur Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland.

Von Eugen Zabel.

Von den verschiedenartigen Strömungen in dem öffentlichen Leben Rußlands hat keine ein so allgemeines und wohlverdientes Interesse erweckt wie die sociale Bewegung, die sich in den letzten Jahren aus einem Kampf der Meinungen in ein System directer Angriffe auf das Leben einzelner hervorragender Persönlichkeiten verwandelt und ihr Werk mit der Ermordung des

Digitized by Google

Kaisers Alexander des Zweiten in schauerlicher Weise gekrönt hat. Diese Bewegung hat so schnell um sich gegriffen und in ganz kurzer Zeit so sehr ihren ursprünglichen Charakter verändert, daß schon die nackten Thatsachen die vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Es ist daher ein dankenswerthes Unternehmen diese Strömung, so weit sie sich übersehen läßt, für das größere Publicum in einem abgerundeten Bilde zu schildern. Daß dasselbe vollständig und in allen Einzelheiten unanfechtbar sein soll, wird Niemand erwarten, der es weiß, daß wichtige Documente in den russischen Polizeiarchiven verschlossen und vor der Hand noch Niemandem zugänglich sind. Bei einer so geheimnißvollen, sich noch immer neue Wege bahnenden Entwicklung darf man nicht daranf rechnen, ohne Weiteres die letzten Quellen zu entdecken. Daß aber die Wanderung in dieser Richtung an überraschenden Eindrücken reich ist und die Mühen des Weges mehr als man erwarten kann belohnt, zeigt das jüngst erschienene Buch von Professor Alphons Thun in Freiburg i. B. „Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland" (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot). In diesem trefflich geschriebenen Werke unternimmt es der Verfasser, ein geborener Kurländer, der bereits über „Landwirthschaft und Gewerbe in Mittelrußland" eine dankenswerthe Arbeit veröffentlicht hat, dem Leser einen Ueberblick über die Entstehung, die Geschichte und die einzelnen Kundgebungen der Umsturzbewegung zu verschaffen und ihn namentlich mit dem Wesen und Ziel der terroristischen Bestrebungen vertraut zu machen, die während der letzten Jahre in Attentaten verschiedenster Art gegipfelt haben. Thun hat aus den besten bisher erschlossenen Quellen geschöpft und ein reiches Material zusammengestellt. Er hat aber auch das Thatsächliche geistvoll zu verarbeiten und in der Beobachtung dieser Verhältnisse, in der Analyse der einzelnen Charaktere, dem Zergliedern des von ihnen befolgten Systems Anziehendes geleistet, so daß wir diesen Menschen psychologisch näher treten. Was er Biographisches und über die innere Organisation zu berichten weiß, dürfte den meisten Lesern ebenso neu wie willkommen sein. Endlich hat der Autor auch die Literatur der Partei allseitig kennen gelernt, gesichtet und darüber in einem Anhange Rechenschaft abgelegt. Er hat sich in seinen Stoff gründlich versenkt und sich doch wieder im Verstehen des organischen Zusammenhanges darüber erhoben, so daß man zu seiner Führung das vollste Vertrauen gewinnt.

In der Beobachtung der einzelnen Phasen dieses Kampfes entwickelt Thun eine große Schärfe und Bestimmtheit. Er weiß die wesentlichen Momente klar herauszuheben und, so weit es nach den bis jetzt erschlossenen Quellen möglich ist, sorgfältig zu begründen. Bei uns faßt man oft unter dem Namen Nihilismus die ganze Revolutionsbewegung zusammen. Der Autor setzt dagegen das Irrige dieser Anschauung auseinander, die den Theil für das Ganze nimmt und die fein ausgebildeten Unterschiede der verschiedenen Parteiströmungen verwischt. Der Nihilist der sechziger Jahre ist ein ganz unschuldiger und anders gearteter Vorläufer der Revolutionsmänner der siebziger und achtziger Jahre. Er geht nicht wie diese mit verbrecherischen Absichten um, sondern bleibt ein ehrsamer Bürger, der seiner geistigen und moralischen Ausbildung lebt. Seine Ziele liegen ganz wo anders als in dem zu erwartenden allgemeinen Umsturz, er ist und bleibt Theoretiker, der nur an sich und seine Familie denkt, das Volk aber als unorganische Masse verachtet. Wenn die männlichen Jünger dieser Jahre sich die Haare lang wachsen, die weiblichen sich die ihrigen verkürzen ließen und blaue Brillen trugen, so wollten sie mit diesen Aeußerlichkeiten zu erkennen geben, daß sie sich absondern von den Gewohnheiten und Ansichten der Menge. Die Kluft zwischen ihnen und der Gesellschaft wurde aber in den meisten Fällen wieder überbrückt, wenn der Eifer mit den Jahren nachgelassen hatte und ein Amt oder ein einträglicher bürgerlicher Beruf ihnen winkte. Es war nur ein Bruchtheil der Nihilisten, aus dem sich die Socialisten und Terroristen der letzten Jahre entwickelten.

Die socialistischen und terroristischen Bestrebungen sind nun der eigentliche Gegenstand des Thun'schen Buches. Alles Vorausgehende, die Verschwörungen vom Jahre 1825 und von 1849, die Periode unmittelbar vor der Aufhebung der Leibeigenschaft, als Herzen mit seiner „Glocke" Sturm läutete und Tschernyschewski seinen Roman „Was thun?" schrieb, endlich der Nihilismus in des Wortes eigentlichem Sinne werden darin summarisch aber immerhin so klar und lichtvoll behandelt, daß man den Umschwung der Geister von der Theorie zur Praxis, vom Aufbau philosophischer Systeme zur Begründung eines Executivcomités, vom literarischen Angriff einzelner Autoritäten zum Kaisermord vollständig erklärlich findet. Der Liberalismus vor dem Manifest, das die Aufhebung der Leibeigenschaft aussprach, wollte nur die Beseitigung der Mißbräuche in den einzelnen Verwaltungszweigen, constitutionelle Reformen und die Befreiung der Polen von der russischen Herrschaft. Im Allgemeinen hatte man das beste Zutrauen zu den Absichten der Regierung, nur einzelne schnell verhallende Stimmen machten sich bemerkbar, um das Volk unmittelbar gegen das Herrscherhaus aufzureizen. Während des polnischen Aufstandes gelang es Katkow und seiner Partei den Patriotismus der Russen zu entzünden und denselben gegen den Einfluß der Liberalen, der dadurch lahm gelegt wurde, ins Treffen zu führen. Der Moskauer Professor, dessen Einfluß auf die Entwicklung Rußlands ein unermeßlicher genannt werden muß, lehrte seine Landsleute, wie sie aus den kosmopolitischen Träumen erwachen und sich als Nation empfinden könnten. Er flößte ihnen Selbstgefühl ein und forderte, daß sie sich zuerst des slavischen Vaterlandes und der Bedingungen seiner Größe und Macht erinnern müßten, bevor sie Reformen vornehmen wollten.

Es folgt nun eine Periode des ehrlichen Zusammengehens des Liberalismus mit der Regierung. Reformen wurden auf allen Gebieten angebahnt, es schien Frühling im Lande geworden zu sein. Unterbrochen wurde diese Periode nur durch das Attentat Karakasows im Jahre 1866 und die Ermordung des Studenten Iwanow, den man bei einer Verschwörung als Verräther fürchtete, durch Netschajew im Jahre 1869. Jenes Attentat wurde für die Regierung zum Stichwort mit dem liberalen Reformwerke einzuhalten und langsam den Weg der Reaction zu beschreiten. So blieb die Umgestaltung des Reiches im Sinne der erwachenden Freiheitsbewußtseins eine Halbheit. Die Alleinherrschaft des Czaren suchte mit der linken Hand wieder zu nehmen, was sie mit der rechten gegeben hatte. Wohl war die Aufhebung der Leibeigenschaft eine Wohlthat, aber die Bauern klagten allgemein, daß ihnen zu wenig Land zugetheilt sei und daß sie zu hohe Abgaben zahlen müßten, wohl war die neue Gerichtsordnung eine vortreffliche Leistung im Verhältniß zu der früheren Einrichtung, aber noch immer herrschte eine große Unsicherheit in der Anerkennung persönlicher Freiheit und auf dem Verwaltungswege wurde den Aussprüchen des Gesetzes fortwährend zuwidergehandelt, wohl waren die Anfänge der Selbstverwaltung in den einzelnen Provinzen und Kreisen erfreulich, aber der Wille des Gouverneurs machte die Thätigkeit selbstloser vom besten Willen beseelter Männer immer wieder illusorisch. So zog sich ein Theil der besseren Elemente einfach in die Resignation zurück und überließ das Feld dem Stellenjäger und dem Beamtenthum. Aber die Jugend, wie sie in Rußland auf den Hoch- und Fachschulen vertheilt ist, dachte anders, sie wollte die ins Stocken gerathene Reformmaschine wieder in Gang bringen, indem sie in Versammlungen und Vereinen ihre liberalen Ideen austauschten. Ueberschwänglich und oberflächlich, wie der russische Student ist, liebte er es sich gleich an die höchsten Probleme heranzuwagen. Er fühlte den Wunsch, für sein Vaterland zu wirken, in sich erwachen, und in diesem Augenblicke schien ihm seine Aufgabe darin zu liegen für das Volk zu arbeiten und als sein Anwalt und Sprecher aufzutreten.

Damit vollzog sich der Uebergang vom Nihilisten zum Socialisten. Man fing an des Wortaufwandes überdrüssig zu werden und an praktische Erfolge zu denken. Vorbild und Muster waren dabei besonders Michael Bakunin und Peter Lawrow, die von Zürich aus der kampfgerüsteten Schaar die Parole ertheilten und als Ziel einen internationalen Anarchis-

Digitized by Google

mus bezeichneten. Doch so einig die beiden Matadore der Revolution in den letzten Absichten ihrer Bestrebungen waren, gingen sie doch in der Wahl der Mittel wesentlich auseinander. Bakunin verlangte, daß man das Volk durch kleinere Aufstände, sogenannte „Putsche", zu einer allgemeinen Empörung vorbereite, während Lawrow eine längere geistige und sittliche Bildung des Volkes durch hervorragende Demagogen für nothwendig erachtete. Das Aufgehen dieser von dem Auslande nach Rußland gestreuten Saat hat Professor Thun in allen Einzelheiten genau und glücklich beobachtet.

Es ist von höchstem Interesse zu sehen, wie jenes nicht klar erkannte Etwas, was die Socialisten „Volk" nannten, von ihnen bearbeitet wurde. Auf der einen Seite war es für sie ein Gegenstand idealer Verehrung als eine Vereinigung von Millionen Menschen, denen das Bedürfniß der Freiheit, das Gefühl persönlicher Würde beigebracht werden sollte, auf der anderen Seite konnten sie es sich wieder nicht verhehlen, daß die große Masse vorläufig ohne politische, überhaupt geistige Instincte war. Um sie zu erwecken wurde ein Schlagwort von Bakunin „Ins Volk gehen" (idti w narod) zum Princip erhoben. Man mußte diese den meisten Revolutionärern noch ganz unbekannte Welt erst studiren, bevor man sie zu erobern versuchen konnte. Aus den einzelnen Vereinen heraus, die sich überall bildeten, senkten sich nun massenhafte Schößlinge in das Volk herab, um es mit Ideen und einem zielbewußten Willen zu erfüllen. Die einzelnen Sendboten dieser Propaganda sind aus dem Verein des ehemaligen Studenten Nicolai Tschaikowski hervorgegangen, der von den vier während dieser Epoche in Frage kommenden Gruppen die größte Bedeutung erlangt hat und welcher auch der bekannte Fürst Krapotkin angehört. Beruf und Familie wurden aufgegeben, Alles, was an höhere Bildung und feinere Lebensgewohnheiten erinnern konnte, wurde beseitigt, der Socialist suchte in Gewohnheit und Neigung, in Aussehen und Kleidung zu vermeiden, was ihn von einem gewöhnlichen Bauern unterscheiden konnte. Es ist dabei eine fliegende und eine seßhafte Propaganda zu unterscheiden, von denen jedoch nur die letztere von Wichtigkeit wurde, da die nur gelegentlichen Beziehungen zum Volk sehr bald wie Spreu im Winde zerflatterten. Die wirklich erfolgreichen Agitatoren nahmen an einzelnen Ortschaften ihren bleibenden Wohnsitz, trieben ein Handwerk und suchten ihre Bekannten allmählich in ihre Pläne einzuweihen oder wurden Lehrer, um die Jugend von vornherein in ihrem Sinne zu bestimmen. Reden und Flugschriften spielten dabei eine große Rolle, das weibliche Geschlecht nahm in bedeutender Anzahl an den socialistischen Plänen Theil und verstärkte aus den vornehmsten wie aus geringsten Klassen die Agitation, so daß wir die meisten Mädchen und Frauen, die später bei den Attentaten betheiligt waren, in der Maske von Fabrik- oder Feldarbeiterinnen schon jetzt ihre Thätigkeit ausüben sehen. In der Idee lag dieser Bewegung wohl eine Einheit zu Grunde, aber eine straff dem Mittelpunkte zustrebende Organisation nahm sie erst an, als sie ihre feindlichen Absichten mit Angriffen auf das Leben Einzelner vertauschten. Vorläufig wurde dem ganzen Treiben durch die massenhaften Verhaftungen in Folge einer Denunciation in Saratow im Mai 1874 die Lebensader unterbunden. Vor der Hand erwies sich die Regierung noch stärker als die Revolutionspartei, die ohne Plan und Leitung war und im guten Vertrauen auf ihre Sache die Gebote der Klugheit und Vorsicht außer Acht gelassen hatte.

Während in Folge der Gefangennahme vieler Revolutionäre und der Richtung, welche die Gedanken der Jugend während des russisch-türkischen Krieges einschlugen, in der revolutionären Bewegung ein gewisser Stillstand eintrat, festigte sich mehr und mehr die innere Organisation der Partei. In einzelnen Städten und Dörfern wurden wohl Verschwörungen und Aufstände versucht, aber sie erscheinen belanglos gegenüber der strengen Disciplin, welcher sich die Revolutionäre um so unbedingter unterwerfen, je mehr sie sich dem Terrorismus, der Anwendung von Revolver und Dynamit nähern. Es ist dabei interessant zu beobachten, daß sich der Norden, um Petersburg herum, mehr durch organisatorische Thätigkeit, die Schöpfung eines Mittelpunktes, die Verfeinerung der Methode auszeichnete, während der Süden in Kiew, Charkow und Odessa die praktischen Köpfe besaß, die jeden Augenblick bereit sind das Aeußerste zu unternehmen. Die Monstreprocesse der in den letzten Jahren gefangen genommenen Revolutionäre, die Corruption der Staatsverwaltung, die während des Krieges deutlich zu Tage trat, mußten den Eifer, die Leidenschaft der Jugend auf das Höchste anspornen. Es folgte nun der Mordanschlag auf den Polizeimeister von Petersburg, General Trepow, mit dem unglaublichen Proceß, bei welchem die Verbrecherin Wera Sassulitsch als Charlotte Corday gefeiert und freigesprochen wurde, während Trepow als Vertreter der Beamtenwillkür wie ein Angeklagter auf der Armensünderbank erschien, es folgten die Attentate auf den Chef der dritten Abtheilung General Mesenzew und seinen Nachfolger General Drentelen, bis im April 1879 Solowiew fünf Schüsse auf den lustwandelnden Kaiser abfeuerte, der diesem Attentat nur durch einen geschickt ausgeführten Zickzacklauf entging. Das Executivcomité wies damals die Verantwortlichkeit für diese That ab, doch schon im August desselben Jahres wurde der Czar von der Revolutionspartei zum Tode verurtheilt und es folgten in etwa anderthalb Jahren vier weitere Anschläge auf sein Leben, die Versuche in Alexandrowsk und Moskau, den Eisenbahnzug in die Luft zu sprengen, die Attentate im Winterpalais und am Katharinenkanal, von denen das letztere einen so fürchterlichen Erfolg gehabt hat.

Während der Verfasser die gesammte Bewegung in ihrem raschen Umschwung vom Nihilismus zum Socialismus und von diesem zum Terrorismus schildert, fällt er nie aus der Rolle eines philosophischen und unbefangenen Kritikers heraus. Er weiß, daß bei einer so wild gährenden Erregung der Leidenschaften das Unrecht auf beiden Seiten zu suchen ist. Weit entfernt mit den Revolutionsmännern zu sympathisiren, erblickt er in ihren Unternehmungen doch die Auswüchse jener Ideen, die einen großen Theil der gebildeten Gesellschaft Rußlands erfüllen. Aber wenn auch der Nihilismus eine Verzerrung des Liberalismus, der Anarchismus eine schlechte Copie des Socialismus und der Terrorismus eine Caricatur der praktischen Revolution ist, wenn weder die jugendliche Unerfahrenheit, noch die sittliche und geistige Beschaffenheit der Revolutionäre uns irgend welche Sympathie abgewinnen, müssen wir doch einen Factor anerkennen: die Unzufriedenheit der Gesellschaft mit einer Rechtspflege, welche die individuelle Freiheit nach wie vor als etwas Illusorisches erscheinen läßt, der Widerspruch der Gebildeten gegen das herrschende, von Willkür und Corruption befleckte Verwaltungssystem. Dieser Geist der gebildeten und besitzenden Klassen verurtheilt somit den Kaisermord wie den Despotismus, er will weiter nichts als die Sicherstellung der Person vor dem willkürlichen Eingreifen der Polizei und der Gerichte, die Möglichkeit, die Anschauungen einer liberalen Bildungsschicht in einer nicht fortwährend geknebelten Presse zum Ausdruck zu bringen, und die Säuberung des Beamtenthums von niederer Bestechlichkeit und Unfähigkeit. Das Zeugniß, welches Thun der augenblicklichen Lage Rußlands ausstellt, ist auf der einen Seite viel günstiger, auf der andern viel ungünstiger als mancher Leser erwarten dürfte. Der Autor hält die Bahn des krassen Absolutismus, welche Alexander III. einzuschlagen scheint, für eine überaus gefährliche. Er bestreitet die Möglichkeit einer normalen Entwicklung auf solcher Grundlage und befürchtet eine Steigerung der Leidenschaften, bei der die Gesellschaft thatsächlich nur noch zwischen Despotismus und Kaisermord die Wahl hat. Andrerseits erblickt er in den oben bezeichneten Reformen eine Garantie dafür, daß die Revolution nicht erfolgreich an den Stufen des kaiserlichen Thrones rütteln werde. Rußland brauche keine Constitution in unserm Sinne, sondern nur eine umfassende, mit weitblickendem Auge und kraftvoller Hand vorgenommene Verwaltungsreform.

Digitized by Google

Tennysons Erhebung in den Pairsstand.

Von David Asher.

Unbegreiflicher Weise haben sich deutsche Blätter bei Gelegenheit der Erhebung des englischen Poeta Laureatus Tennyson in dem Sinne ausgesprochen, als ob das in Deutschland nicht vorkommen könne, etwas Unerhörtes sei. Ein Witzblatt meinte sogar, drüben versetze man den Dichter ins Oberhaus, bei uns gebe man ihm ein Dachstübchen. Haben denn solche Journalisten unsere geadelten Dichter und Schriftsteller, von Goethe bis auf Victor von Scheffel und von Herder bis Leopold von Ranke, gänzlich vergessen? Oder wußten sie nicht, daß Erhebung in den Pairsstand in England eben gleichbedeutend mit der Verleihung des Adelsdiploms in Deutschland ist? Der einzige Unterschied freilich zwischen beiden Ländern ist, daß eine solche Standeserhöhung für hohes dichterisches oder schriftstellerisches Verdienst bei uns stets erblich ist, drüben nicht*), welches letztere man gewiß nur billigen kann, ja als dem common sense der Engländer entsprechend anerkennen muß. Denn was nützt dem Sohne oder der Familie der Adelstitel, mit dem kein Besitzthum verbunden ist? Es scheint fast, als hätten jene Journalisten geglaubt, als sie den für Deutschland ungünstigen Vergleich stellten, es wäre dem so, sonst würden sie nicht das Dachstübchen dem Oberhause entgegengestellt haben. Hätte Tennyson sich nicht Vermögen und eine glänzende Einnahme von seinen Dichtungen erworben, so würde die Standeserhöhung ihm wahrscheinlich sehr unbequem, wenn nicht gänzlich unannehmbar gewesen sein, da sie jedenfalls kostspielig für ihn sein muß. Einen weit höheren Werth allerdings hat eine Adelsverleihung in Ländern wie England und allen anderen außer Deutschland insofern, als sie hier immer nur von einem einzelnen kleineren oder größeren regierenden Fürsten ausgeht, dort aber von dem Herrscher des ganzen Reiches, also gewissermaßen der Ausdruck der gesammten Nation, nicht blos eines Bruchtheiles derselben ist. Für England aber kommt noch besonders die schwer wiegende Thatsache hinzu, daß es dort keinen sogenannten Papieradel giebt, sondern abgesehen von den aus politischen Rücksichten seitens eines Ministeriums oder des Premiers in den Pairsstand Erhobenen, diese Würde nur wirklichem Verdienste verliehen wird, nie aber erkauft oder durch Gunst erworben werden kann. Aus diesem, wohl am meisten ins Gewicht fallenden Grunde, kann es auch keine Frage sein, ob die Verleihung des Adelstitels oder, was drüben gleichbedeutend ist, die Erhebung in den Pairsstand, für einen Mann wie Tennyson wirklich eine Ehre ist. Man kann über die Frage nach dem Werthe des Adels, seiner Berechtigung und Nothwendigkeit, denken wie man will — der freidenkende Mann wird natürlich einen Pitt für um so größer halten, daß er es vorgezogen, the great commoner zu bleiben und wird Mr. Gladstone für nicht geringer schätzen, weil er es bis jetzt geblieben, als wenn er als Peer im Oberhause säße; allein so lange eben ein Adel besteht und ihm, mit Recht oder Unrecht, die höchste Rangstufe in der Gesellschaft zuerkannt wird, kann man nichts dagegen einwenden, wenn dem Manne von echtem Verdienste, auf welchem Gebiete es auch sei, die Auszeichnung zu Theil wird, die ihn auf jene, in den Augen der großen Masse wenigstens für die höchste Stufe angesehene stellt.

Fragen wir aber nun, ob die Standeserhöhung Tennysons auch wirklich die allgemeine Zustimmung der ganzen englischen Nation hat, so dürfte sich eine solche Frage schwer beantworten lassen. Die Saturday Review vom 15. Dec. fängt zwar ihren diesen Gegenstand besprechenden Artikel mit den Worten an: „Es würde schwierig sein, sich einen Fall zu denken, in welchem die Verleihung der höchsten Ehre, die man einem Engländer verleihen kann, mit allgemeinerer Zustimmung aufgenommen werden sollte, als Tennysons Erhebung in den Pairsstand.“ Also doch nur sollte. Es bezieht sich aber diese Einschränkung nicht etwa auf abfällige Urtheile über seinen Werth als Dichter, sondern lediglich auf solche über seine Annahme der Erhebung. Die gedachte Wochenschrift ist nämlich der Ansicht, daß so sehr er ihrer auch würdig sei und dem Oberhause zur Zierde gereichen werde, er doch von diesem ebenso viel Ehre empfange, wie er ihm ertheile. Seine Größe als Dichter nimmt sie für unbestritten an.

Gerade dieser letztere Punkt aber scheint mir etwas bedenklich. Es hat erst kürzlich Jemand in der Times vorgeschlagen, man solle künftig ein Jahrhundert warten, ehe man einen Verstorbenen mit einem Begräbniß in der Westminsterabtei beehrte, um sich erst des Urtheils der Nachwelt über seine Verdienste zu vergewissern. Tennysons sind bereits, wenn auch nur sehr vereinzelt angefochten worden und trotz seiner unleugbar großen Vorzüge als Lyriker und Epiker dürften noch immer Meinungsverschiedenheiten über ihn als Dichter herrschen, und zwar nicht allein im Vergleich mit einem Dramatiker wie Shakespeare — ein solcher Vergleich dürfte nach der Probe, die er von seiner Kunst in dieser Richtung gegeben, ganz unzulässig sein — sondern auch mit einem Dichter wie Shelley und, nach dem Geschmacke Mancher sogar wie Byron und Wordsworth, um noch nicht den zu neuen, aber gewaltigen Dichter Swinburne oder den freilich zu dunklen und räthselhaften Browning zu nennen, und es fragt sich, ob es ihm nicht so wie Macaulay ergehen könne, der ja auch, größtentheils seiner Verdienste als Historiker wegen, in den Pairsstand erhoben wurde, seitdem aber, oder doch seit seinem Ableben, immer mehr in der Werthschätzung der Nachwelt, ob mit Recht oder Unrecht bleibe hier dahingestellt, gesunken ist. Freilich kann man mit einer solchen Auszeichnung, die nur dem Lebenden zu Theil werden kann, nicht hundert Jahre warten; es war meine Absicht nur, hier darauf hinzuweisen, daß, wie man keinen Menschen vor dem Tode glücklich preisen soll, so auch den nun zum Pair erhobenen oder geadelten Dichter Tennyson nicht vor jeder Anfechtung seiner Größe und Bedeutung für gefeit halten darf. Gerade Macaulay, der seiner Zeit so allgemein hochgeschätzte und gefeierte Schriftsteller und Historiker, ist ein zu warnendes Beispiel, sei es von dem Wankelmuth des menschlichen Urtheils oder von der Unsicherheit desselben, so lange es unter dem Zauber eines noch lebenden und schaffenden Mannes steht.

*) Wenigstens scheint es bei Macaulay, dem ersten, dem diese Auszeichnung zu Theil wurde, nicht der Fall gewesen zu sein, da der Titel nicht auf seinen nächsten Verwandten, seinen Neffen Mr. Trevelyan übergegangen ist. Ob Tennysons eine sogenannte Life peerage (lebenslängliche Pairschaft) oder eine erbliche ist, haben die englischen Zeitungen nicht angegeben. Man sagt mir, das letztere wäre möglich, da er Kinder habe. Jedenfalls aber geht der Titel nicht, wie bei uns, bei seinen Lebzeiten zugleich mit auf diese über.

Der Teufel.

Eine Biographie.

Von Johannes Scherr.

II.

Im slavisch-heidnischen Glauben hatte der Lichtgott oder Weißgott, Bjelbog — vom russischen bjeluj, polnisch bjaly, czechisch belo, weiß, und bog, Gott — zwar den Vortritt vor dem Dunkelgott oder Schwarzgott, Czernibog — vom czechischen czerny, polnisch czarny, russisch tschornüy, schwarz — aber der Dualismus war doch in seiner ganzen Schärfe vorhanden und faltete sich polytheistisch auseinander zu einer ganzen Reihe von Bjelbogi, Weißgöttern, und Czernibogi, Schwarzgöttern. Die letzteren flossen dann den Slaven bei der Bekehrung zum Christenthum in die Vorstellung vom jüdisch-christlichen Teufel zusammen, welcher, in deutlicher Erinnerung an den heidnischen Czernibog, bei den Russen kurzweg „der Schwarze“ (tschort) heißt. Die Finnen haben ihren heidnischen Unterweltgott Hiisi einfach in den christlichen Teufel umgekleidet.

Digitized by Google

Kein Land ist an Teufelssagen reicher als die germanischen Länder. Soweit die deutsche Zunge klingt, stößt man Land auf Land ab überall auf Spuren des „schwarzen Höllenwirthes", des „grimmen Unholds", des „bösen Feindes", des „schlimmen Faland oder Volland" und wie der Teufel sonst noch heißen mag. Das Sagenbuch der Brüder Grimm enthält eine erkleckliche Anzahl von Teufelslegenden, allein doch nur eine kleine im Vergleich zu der Fülle der vorhandenen, von denen etliche auf den großen Widersacher der germanischen Götter, auf den Loko oder Lohho, wenigstens mittelbar zurückweisen. Merkwürdig ist, daß in diesen deutschen Sagen der „große Betrüger" der Menschen nicht selten, wie bekannt, als der Betrogene erscheint, wie denn in unserem Lande ja auch von einem „dummen" Teufel und von einem „armen" Teufel die halb verächtliche, halb mitleidige Rede geht. Das Wort Teufel ist, wie jeder weiß, nur die germanische Umlautung des griechischen διάβολος, d. i. des Verwerfers, Verleumders, Verlästerers, nämlich Gottes und seiner Werke. In der Entwickelung unserer Sprache vom Gothischen bis zum Neuhochdeutschen hat der Name des „Bösen", wie er auch kurz und gut heißt, diese Wandelungen durchgemacht: Diabaulus, Tiubil, Diufal, Tiuvel, Tivel, Tievel, Teufel. Altskandinavisch hieß der Höllenwirth Djöfull, schwedisch heißt er Djefvul, dänisch Djävel, niederländisch Duivel, angelsächsisch Derfol, englisch Devil. Eine unmittelbare Herleitung des Teufels von Anschauungen und Gestalten der deutsch-heidnischen und skandinavisch-heidnischen Religion ist kaum statthaft. Allerdings war auch diesen Glaubenskreisen der Dualismus nicht fremd, wie ja schon die kosmogonische Gegenüberstellung von Muspelheim und Nifleheim, Feuerland und Nebelland, darthut und weiterhin der Gegensatz von Lichtelfen und Schwarzelfen, von Drusen (Riesen) und Asen (Götter). Allein erst in der jüngern Edda (Snorra-Edda) kommt das dualistische Bewußtsein zu schärferer Herausbildung, und zwar in der räthselhaften Figur des Loki (Lodhur, Lodhr) mit seiner ungeheuerlichen Nachkommenschaft, dem Fenriswolf, der Mitgardschlange und der Todesgöttin Hel, welche Kinder er in Riesenheim mit dem Drusenweib Angurboda gezeugt hat. Am Loki kann man so recht deutlich sehen, was für bedeutsame Wandelungen im Verlaufe der Zeit mit den religiösen Vorstellungen unserer Altvorderen vor sich gegangen sein müssen, insonderheit in der Uebergangsepoche vom Heidenthum zum Christenthum. In zwei Stücken der Sämunds-Edda erscheint Loki oder Lodhur als hochangesehenes, schöpferisch und hilfreich wirkendes Mitglied der Asenschaft.*) Der in seiner Gestalt mythologisirte Grundbegriff war wohl fraglos das Feuer und zwar in seiner zweiseitigen Bedeutung als schaffende und vernichtende Macht. Später dann ist in ihm der ursprünglich bloß physische Gegensatz von Drusen und Asen zum moralischen von gut und bös zur völligen Entwickelung gelangt. Die Snorra-Edda (§ 33) sagt von ihm: „Noch zählt man Einen zu den Asen, welchen einige den Verlästerer der Götter, den Anstifter alles Betrugs und die Schande der Götter und Menschen nennen. Sein Name ist Loki und sein Vater der Riese Farbauti, seine Mutter heißt Laufey. Loki ist schmuck und schön von Gestalt, aber böse von Gemüth und sehr unbeständig. Er übertrifft alle andern an Schlauheit und jeder Art von Betrug. Er brachte die Asen in manche Verlegenheit, doch half er ihnen oft auch durch seine Klugheit wieder heraus." So man nun annehmen will, daß im Loki das böse Princip der germanischen Religion zu erkennen sei, wird man nicht übersehen können, daß diesem heidnisch-germanischen Gegengott ein starker humoristischer Zug anhaftet. Dieser Zug, etwas Mephistophelisches, kommt nachmals auch an dem jüdisch-christlichen Teufel des deutschen Mittelalters mitunter zum Vorschein und so weis't dieser deutlich genug auf seinen heidnischen Vorgänger zurück. Es kann ja überhaupt nicht bestritten werden, daß zu der Kompilation des jüdisch-christlich-islamischen Teufels die verschiedenen heidnischen Religionen Beiträge geliefert haben.

*) Völuspa, 17—18. Thrymskvidha, 2 fg.

III.

Unser guter alter Bekannter vom Katechismus her, der konventionelle und ordonnanzmäßige Teufel, wie ihn die katholische Kirche dogmatisirt und die lutherische patentirt hat, ist von Geburt Perser, durch Adoption Jude, von Erziehung und Bildung Christ oder, wenn man will, Widerchrist.

Allbekannt ist, daß in dem altpersischen Religionssystem, für dessen Abschlußgeber und Propheten der Sage zufolge Zarathustra (griechisch Zoraster) gilt, der Dualismus von Licht und Dunkel im physischen und im moralischen Sinn, der Gegensatz von Optimismus und Pessimismus, von Gott und Gegengott, zuerst zur vollen Erscheinung gekommen ist. Da, im alten Eran, trat dem guten Lichtgott Ahuramazda (Ormuzd) der böse Gegengott Angramainyus (Ahriman) mit ganzer Bestimmtheit und Schneidigkeit gegenüber. Hier also war die Geburtsstätte unseres gäng und gäben Teufels. Dem Schöpfer Ormuzd und seinen guten Genien (Amschaspands) stellt sich vom Anfang an der Zerstörer Ahriman mit seinen bösen Dämonen (Dews) feindlich entgegen. „Die Urwohnung Ahrimans, d. i. des „Arggesinnten", war mitten in der Urfinsterniß," heißt es in der Bibel der Parsen, im „Avesta". An einer andern Stelle desselben, da, wo davon gehandelt wird, wie der „Böse" den Weltschöpfer Ormuzd in seinem Schöpferwerke zu stören versucht, ruft Ahriman seinen Dews zu: „Auf und mir nach! Ich will diesen Ormuzd und die Amschaspands bestürmen, ich will sie zu Paaren treiben." Weiterhin: „Danach stellte sich Ahriman mit allen seinen Dews vor das Licht. Er sah den Himmel. Die nur auf Zerstörung sinnenden Dews erwogen, wie sie den Himmel vernichten könnten. Aber Ahriman allein gelang es, das Himmelsgewölbe zu durchbrechen, und dann sprang er in Schlangengestalt durch den Riß hinab zur Erde." Die Vernichtung der ormuzd'schen Lichtwelt gelang nicht, wohl aber ihre Gefährdung, Störung und Verunreinigung, indem der „Arggesinnte" alle physischen und moralischen Uebel, Schäden und Leiden der neuen Schöpfung anheftete und einimpfte. Der jetzt anhebende Weltkampf zwischen Ormuzd und Ahriman endigt im hochidealisch-optimistischen Sinne nicht nur mit der Besiegung des Bösen und der Bösen, sondern auch mit seiner und ihrer Läuterung und Versöhnung, mit dem Aufgehen der Hölle im Himmel. Es ist der Ormuzdglaube fraglos das großartigste Religionsgedicht, welches jemals ersonnen worden. Deutliche Nachklänge desselben tönen uns noch aus dem herrlichen „Königsbuch" des persischen Mohammedaners Firdusi entgegen, welches Friedrich von Schack uns Deutschen in so prächtiger Weise angeeignet hat.

Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß der Hebräismus in seiner älteren Gestalt den Teufels- und Dämonenglauben so wenig kannte wie den Glauben an ein sogenanntes Jenseits. In der Anschauung des alten Judenthums entsprang das Uebel in der physischen Welt gerade so dem Willen Jahve's wie das Gute. Das Böse in der moralischen Welt war dem Hebräismus ein Willensakt des Menschen. Engel wohl kannten die alten Hebräer, aber keine Dämonen. Die ursprüngliche Vorstellung von den „Bene Elohim", d. i. Söhnen oder Dienern Gottes, war einfach. Diese Engel waren Geschöpfe Gottes, Boten Jahve's, Herolde seines Willens, Geleiter seiner Schützlinge, Vollstrecker seiner Strafgerichte. Erst in der nachexilischen Zeit, also höchst wahrscheinlich unter Einwirkung der persischen Lehre von den Amschaspands, wurde die jüdische Angelologie mannigfaltiger und gefiel sich in so phantastischen Bildungen, wie z. B. in der grotesken der Cherubim. Während ihres babylonischen Exils wurden die Juden mit der zoroastrischen Dämonologie bekannt und die persischen Dews mögen ihnen Vorbilder zu solchen Dämonen-Gespenstern geworden sein, wie im Buche Tobiä der wollüstige Asmodi eins ist. Ob sie aber auch den Fürsten der Dämonen, den Teufel — hebräisch Satan, arabisch Scheithan — aus Babylon mit in die Heimat gebracht, ist doch nicht so ganz ausgemacht, obzwar höchst wahrscheinlich. Jedenfalls sind sie mit dieser religiösen Errungenschaft ihres

Digitized by Google

babylonischen Exils zunächst sehr vorsichtig umgegangen. Denn der jüdische Satan ist anfänglich nur ein sehr verblaßtes Abbild des persischen Ahriman. Nicht als Gegengott tritt er auf, sondern als ein Dienstmann, so zu sagen als ein Polizist Gottes, wenn auch allerdings mit dem ahriman'schen Zug der Bosheit und der Schadenfreude ausgestattet. So ist es ihm eine Lust, den frommen Hiob mit grausamen Proben zu plagen, freilich mit „Zulassung" Gottes. Da, im Buche Hiob (Kap. 1) erscheint der Verkehr Jahve's mit Satan noch ganz so, wie ein großer Herr mit einem vornehmen Diener, allfällig wie ein König mit seinem Polizeiminister verkehrt. Goethe hat bekanntlich die Scene im Hiob in seinem „Prolog im Himmel" nachgeahmt: auch hier verkehren Gott und Teufel ganz kordial mitsammen. Selbstständiger schon erscheint Satan im 21. Kapitel vom 1. Buch der Chronik, allwo er „aufsteht wider Israel und dem David eingibt, daß er Israel zählen ließe." Jahve scheint nämlich einen bösen Zahn auf die Statistik gehabt zu haben, denn er nimmt dem David diese Volkszählung sehr übel. Noch gestörter erscheint das Verhältniß zwischen Gott und Satan beim Propheten Zacharia (Kap. 3), wo das Band der Unterordnung, welches den Satan an Jahve knüpft, bereits gelockert ist. Im apokryphischen Buche der Weisheit endlich (Kap. 2, 24) wird der Sündenfall des ersten Menschenpaars und demzufolge der Tod ausdrücklich dem Teufel zugeschrieben, während zwar im Buche Genesis (Kap. 3) die Verlockung der Eva zum Genusse der verbotenen Frucht wohl auch schon der „Schlange" auf Rechnung gesetzt, diese aber noch einfach nur „das listigste Thier des Feldes" genannt ist. Von einer förmlichen Gegengottschaft Satans ist im ganzen Umfange des Alten Testaments keine Rede und erst das spätere Judenthum hat, nach dem Abschluß des alttestamentlichen Kodex, seinen Satan vollständig im ahriman'schen Sinne zum Widersacher Gottes, zum Gegengott gemacht. Der strenge Monotheismus des echten Judenthums sträubte sich eben so lange als möglich gegen die Aufnahme der dualistischen Weltanschauung. Noch der i. J. 37 n. Chr. geborene Flavius Josephus wollte als rechter Jude nichts von dem Teufel wissen.

Dagegen geht dieser im Neuen Testament überall mehr oder minder laut brüllend um. Da ist der Dualismus bereits ganz obenauf und erscheinen Welt und Menschheit schon tüchtig verteufelt. Sehr oft tritt der Teufel auf bei den Synoptikern (Matthäus, Markus und Lukas). Der vierte Evangelist, welcher ja überhaupt viel geistvoller und gebildeter ist als seine drei Kollegen, hat weniger mit dem Teufel zu thun und nennt ihn fast diplomatisch-höflich den „Fürsten der Welt". In der Apostelgeschichte erscheint er ebenfalls, aber noch häufiger in der sogenannten Offenbarung Johannis („Apokalypse", zur Zeit des Kaisers Nero gedichtet). Viel macht sich unter den Aposteln mit dem Teufel namentlich Paulus zu schaffen, was ihm bekanntlich Luther nachgethan hat. Der Namen und Bezeichnungen, unter welchen der Teufel in den neutestamentlichen Schriften auftritt, sind viele. Er heißt da Satan, Satanas, Diabolos, Beelzebul oder Beelzebub, einmal auch Belial, dann Fürst der Dämonen, Fürst dieser Welt, Fürst der Luft, der Feind schlechtweg, der große Drache, die alte Schlange. Die große Stelle, welche die Apokalypse über ihn bringt (Kap. 12), lautet im Wesentlichen: „Und es erschien ein anderes Zeichen im Himmel, und siehe, ein großer rother Drache, der hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Häuptern sieben Kronen. Und sein Schweif schleifte hintendrein ein Drittel der Sterne und schleuderte sie auf die Erde. . . . Und es erhub sich im Himmel ein Streit und Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen und der Drache und seine Engel stritten auch. Und siegten nicht, also daß ihre Stätte nicht mehr gefunden ward im Himmel. Und es ward aus dem Himmel geworfen der große Drache, die alte Schlange, so da heißt Diabolos und Satanas, welcher verführt die ganze Welt, und ward geworfen herab auf die Erde und wurden dahin geworfen seine Engel mit ihm."

Da haben wir also die Besiegung des Rebellen Satan und seiner Dämonen durch die himmlischen Heerscharen unter der Führung des Erzengels Michael, eine Scene, die später Milton zu einem großen Schlachtgemälde ausgedichtet hat.*) Mit diesem apokalyptischen Sturz Satans aus dem Himmel zur Erde wurde zur Zeit der späteren Kirchenväter die Stelle beim Propheten Jesaia (Kap. 14): „Wie bist du gefallen vom Himmel, du schöner Morgenstern!" kombinirt, und weil römisch der Morgenstern Lucifer hieß, wurde den bisherigen Namen des Teufels dieser neue hinzugefügt, obzwar es wunderlich, ja geradezu sinnlos, den Dunkelgott einen „Lichtbringer" zu nennen. Auf eine Sinnlosigkeit mehr oder weniger kommt es eben in diesen phantastischen Regionen nicht an. Den Synoptikern zufolge hatte Jesus häufige Begegnungen mit dem Teufel, bei welchen dieser übelfuhr. Am übelsten dazumal in der Umgegend von Gadara, als der Sohn Gottes die Dämonen zwang, aus den von ihnen Besessenen in die nahebei weidenden Säue zu fahren.**) Aber die kulturgeschichtlich wichtigste neutestamentliche Kunde vom „bösen Feind" ist jene, welche die Versuchung Jesu durch den Satan in der Wüste erzählt.***) Denn hier liegt zweifelsohne die Wurzel vom ungeheuerlichen Upasbaum des mittelalterlichen Glaubens an ein Bündniß, an einen Vertrag von Menschen mit dem Teufel, kraft welchen Vertrags der Mensch dem Teufel Huldigung leistet und eine natürlich mit der Verleugnung Gottes gleichbedeutende Anbetung weiht, der Teufel hinwiederum seinen Vasallen und Anbeter mit den Gütern dieser Welt belehnt. „Und Satan führte Jesum mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest" — steht geschrieben beim Matthäus. „Hierin liegt schon das Pactum, sofern die Leistungen beiderseitig sind, und das Homagium, sofern die Hoheit des Teufels anerkannt werden soll," hat Soldan richtig bemerkt.†) Wie jedermann weiß, ist die Scene, welche sich zwischen Jesus und dem Satan abspielte, in der christlichen Heiligenlegende zu gar häufiger Wiederaufführung gelangt. Vom Teufel versucht zu werden und den Versucher mit Glanz abfahren zu lassen, das gehörte ja zu den obligaten Abenteuern eines richtigen Heiligen.

Im neutestamentlichen Kanon findet sich auch ein Hinweis auf den Ursprung Satans und seiner Dämonen. „Denn so Gott der Engel, die gesündigt haben, nicht geschont, sondern selbige mit Ketten der Finsterniß gebunden und in die Hölle verstoßen hat" — heißt es in der 2. Epistel Petri (Kap. 2, 4). Demzufolge waren die Dämonen von Gott abgefallene Engel, und es scheint, daß dieser Sündenfall schon im Buche der Genesis angedeutet ist, da, im 6. Kapitel, wo die Rede ist von den „Gottessöhnen, welche nach den Töchtern der Menschen sahen, wie sie schön waren", und selbige heirateten. Der Fortgang der Erzählung thut deutlich genug dar, daß das ein Gräuel war vor dem Herrn. Jüdische Rabbiner und christliche Kirchenväter haben von dieser Verbindung himmlischer Genien mit Erdentöchtern das große Schisma im Himmel datirt und folglich die Entstehung der Dämonenwelt, deren Fürst Satan. Fassen wir aber zusammen, was uns alles im Neuen Testament vom Wesen und Wirken Beelzebubs und seiner Sippschaft gemeldet wird, so gewinnen wir das Facit: Dem Reiche Gottes, durch Christus gestiftet, steht gegenüber das Reich des Teufels. Dieser ist der grimmige Feind Christi, der Widersacher, Versucher und Verderber der Christgläubigen, welche er mittels tausenderlei List zu verleiten sucht, vom Gottesreich abzufallen und das Teufelsreich zu mehren.††)

Die weisen, frommen, mehr oder weniger heiligen Kirchenlehrer der ersten christlichen Jahrhunderte, die „Kirchenväter", gaben sich redliche und anschlägige Mühe, den Teufel, wie ihnen

*) Paradise lost, book 6.

**) Matth. 8, 28 fg. Mark. 5, 2 fg. Luk. 8, 27 fg.

***) Matth. 4, Mark. 1, 12 fg. Luk. 4.

†) Geschichte der Hexenprocesse, 1843, S. 138.

††) Vgl. Roskoff, Gesch. d. Teufels, I, 200 fg., wo die zahlreichen neutestamentlichen Belegstellen zu dem von mir gezogenen „Facit" verzeichnet sind.

Digitized by Google

selbiger aus dem Alten und Neuen Testament überkommen war, großzufüttern, zu erziehen und allseitig auszubilden. Justinus, Klemens der Alexandriner, Methodius, Irenäus, Origines, weiterhin Cyprian, Tertullian, Chrysostomus, Lactantius und Augustinus schulmeisterten und dokterten an ihm herum. Auf diese Erziehung und Ausbildung hat früher der Gnosticismus, später der Manichäismus bedeutsam eingewirkt. Irenäus war es, welcher den Demiurg der Gnosis geradezu durch den Teufel ersetzte. Beim Justinus Martyr und beim Tertullian findet die Vorstellung, daß der Teufel der Affe Gottes, der Teufelskult eine Karikatur des Gottesdienstes sei, zuerst ihre bestimmtere Fassung und Begründung. Im großen und ganzen geht die Ansicht der Kirchenväter dahin, daß durch den Teufel, als durch den bösen Gegengott, die Sünde und der Tod in die Welt gekommen, daß diese sichtbare Welt eigentlich ganz des Teufels sei, daß das Satansreich dem Gottesreiche selbständig gegenüberstehe, daß, wie namentlich Augustinus behauptet, dem Teufel, seit er die Menscheneltern im Paradiese zum Sündenfall verführt, ein volles Recht auf die Menschen zukomme, daß aber schließlich das Teufelsreich dem Gottesreiche doch unterliegen werde und zwar infolge der Erlösung der Menschen durch den Opfertod Christi. Diese Besiegung Satans wurde mitunter und in absonderlichen Bildern ausgemalt. So, wenn Papst Gregor der Erste (st. 604) den Teufel mit dem Leviathan des Buches Hiob vergleicht und selbigen durch Christus mittels einer Angelruthe fangen läßt. Noch Groteskeres weiß der griechische Mönch Johannes aus Damaskus (st. 754) vom Untergange Satans zu melden. Ihm zufolge stirbt nämlich der Teufel an einem furchtbaren Erbrechen, indem er alles, was er verschlungen hat, wieder von sich geben muß, nachdem er „den unsündlichen, lebendigmachenden Leib", welchen Gott als Köder an seine Angel gesteckt, von dieser weggeschnappt hatte. Mittelalterliche Scholastiker haben sich dann in weiteren Phantastereien von gleich gutem Geschmack ergangen.

In den Grübeleien der Kirchenväter, wie der Scholastiker, mußte sich nothwendig immer die Frage regen: Woher und warum das Böse? Wie verträgt sich das Vorhandensein desselben mit der Allweisheit, Allmacht und Allgüte Gottes? Warum hat Gott mit den übrigen Engeln auch *den* geschaffen, dessen Abfall und Empörung er doch vorher wissen mußte? Oder warum hat er den Rebellen nicht vernichtet? Warum ließ er seinem Gottesreiche gegenüber die Aufrichtung und den Bestand eines Teufelsreiches zu? Da mußte denn die theologische Erfindung der „Zulassung" Gottes aushelfen. Gott ließ das Böse und den Bösen zu, vernichtete den Rebellen Satan nicht, damit die Menschen im Kampfe mit dem Teufel und seinem Reiche zu jener Reinheit und Tugendlichkeit sich hinaufläutern, welche sie zum Eintritt in das Gottesreich befähigt. Die Versuchungen des heiligen Einsiedlers Antonius in der Wüste durch eine ganze Schar von Höllengeistern — Athanasius hat in seiner „Vita S. Antonii" diese Versuchungen sehr drastisch beschrieben und der Franzos Flaubert hat in unseren Tagen diese Drastik in seiner weitschichtigen „Tentation de St. Antoine" nachgeahmt — sie widerspiegeln recht deutlich die Vorstellungen, welche im 4. Jahrhundert über die Wirksamkeit des bösen Feindes umgingen, wie über die Pflicht des Christen, gegen diese Wirksamkeit anzukämpfen. Eine originelle Ansicht über den Grund der göttlichen „Zulassung" des Bösen findet sich beim Gottfried von Viterbo (st. 1186), welcher in seiner in Versen und Prosa geschriebenen Weltchronik „Pantheon" (I, 23) auch die Frage aufwirft, warum wohl Gott den Teufel geschaffen, und darauf die Antwort gibt, das sei geschehen, weil Gott nach Malerart in seinem Weltgemälde der dunklen Farben bedurfte, um die Wirkung der hellen zu verstärken.

Ungefähr gleichzeitig mit den christlichen Kirchenvätern machten sich die jüdischen Rabbiner, welche mit der Sammlung, Sichtung und Ordnung der zum „Talmud" vereinigten „Mischna" und „Gemara" beschäftigt waren, ebenfalls viel mit dem Teufel zu schaffen. Die eigenthümlichste Gestalt, um welche die Talmudisten und Kabbalisten die Dämonologie bereicherten, ist meines Erachtens die Teufelin Lilith, Adams erste Frau, mit welcher Vorgängerin der Eva er unzählige böse Geister zeugte. Und aber der gute Adam sei der, übrigens gleich ihm von Gott erschaffenen, zanksüchtigen Lilith überdrüssig geworden und habe sich von ihr geschieden. Darauf habe sie sich mit dem Samael, wie hier der Satan heißt, verheirathet und habe selbigem die Hölle auch heißer gemacht, als ihm lieb war.

Der arabische Scheithan oder Schaitan ist niemals ein so großer Herr gewesen, wie der persisch-jüdische Satan und der christliche Teufel. In der vorislamischen Zeit etwa vorgestellt als der Häuptling der gespenstigen Genien und Dämonen, der Dschinnen, hat er offenbar auch dem Stifter des Islam keinen allzu großen Respekt eingeflößt. In dem Fünfsatz der großen Dogmen des Mohammedanismus figurirt der Teufel nicht. Der große arabische Prophet hat, wenn ich mich richtig ausdrücke, den Iblis, als blassen Abklatsch des persisch-jüdisch-christlichen Satans, mehr nur achselzuckend zugelassen als eindringlich statuirt. Der Koran bemüht sich ja fast ängstlich, zu verhüten, daß man den Widersacher Gottes diesem als gleichberechtigt zur Seite oder gegenüber stelle. Die dualistische Lehre vom Gott und vom Teufel wird nicht nur verworfen, sondern geradezu als die unverzeihlichste Sünde bezeichnet. In der 4. Sure vom Koran steht geschrieben: „Wer Gott ein anderes Wesen zur Seite stellt, dem verzeiht er nicht; alle anderen Sünden außer dieser verzeiht er. Sie (die Giaurs, die Ungläubigen) rufen neben ihm weibliche Gottheiten an' — (ein Stich auf den christlichen Marienkultus) — „und den rebellischen Satan. Ihn hatte Gott verflucht, worauf der Satan sagte: Nun will ich einen bestimmten Theil deiner Verehrer nehmen und verführen, ihnen verbotene böse Begierden einhauchen und ihnen befehlen, Gottes Geschöpfe zu mißbrauchen. Wer nun neben Gott den Satan sich zum Beschützer wählt, der wird augenscheinlich in sein Verderben rennen. Der Satan verheißt den Menschen wohl allerlei und regt ihre Begierden auf; aber was er verheißt, ist nur Lug und Trug. Ihre Wohnung wird die Hölle sein und sie werden keine Ausflucht finden." Auch in den berühmten Stellen der 2., 7., 15. und 18. Sure, wo Allah Zwiesprache mit dem „Dschinn" Iblis hält, ist jener weit entfernt, diesen als einen Gleichberechtigten sich gegenüberzustellen. Gott behandelt vielmehr den Teufel, der deutlich als ein vom Dschinnenstamm Entsprossener bezeichnet wird, sehr von oben herab, wie ein großer Herr einen verdrossenen, ungehorsamen, eingebildeten und auflüpfischen Diener behandelt. Dann sondert er ihn von den Engeln, jagt ihn aus dem Paradies und verbannt ihn zur Hölle, wogegen Iblis die Drohung ausstößt, er werde alles aufbieten, die Menschen zu verführen. Natürlich hinderte die nebensächliche Behandlung Satans durch Mohammed die Mohammedaner nicht, nachmals einen bergehohen Haufen von Teufelsmythen zusammenzufabuliren.

In der Christenheit stieg vom 4. Jahrhundert an das Ansehen Satans als des Gegengottes immer höher und stellte sich auch die Vorstellung von ihm als dem „Schwarzen" mehr und mehr fest. Bei uns in Deutschland hieß der „übel Valant", wie er im Nibelungenliede genannt wird, schon ziemlich früh im Mittelalter „der schwarze Höllenwirth". Allmälig kamen zur Schwärze seiner Farbe die bekannten leiblichen Attribute, welche die vollständig ausgewachsene Teufelsgestalt zu einer ungeheuerlichen, halb menschlichen, halb thierischen machten: Pferdefuß, Bocksohren, Hörner, Kuhschwanz. Vorbilder zu solcher Ungestalt mögen die Satyrn und Faune der antiken Mythologie abgegeben haben. Früher noch trat der Teufel als „Hinkebein" auf, was *daher* kam, daß er beim Sturz vom Himmel zur Hölle ein Bein gebrochen hatte. Auch als „rother" oder „feuriger" Drache liebte er sich sehen zu lassen, wie er denn nach Bedarf der Umstände seine Gestalt vielfach wechselte. In deutschen Landen begegnet uns der völlig ausgereifte und ausgebildete Teufel bald in seiner höllenmajestätischen Gala, bald im einfachen Civilanzug als schwarzer Mann mit bleichem Gesicht, auch als schwarz geharnischter Ritter, als flotter Junker, als grüner Jägersmann, als lustiger Tänzer, als üppig-schönes Weib, als weißbärtiger Gelehrter — kurz, seiner Verwandlungen sind zahllose. Denn zu den erwähnten kamen in Deutschland und anderswo noch die

Digitized by Google

Erscheinungen des Teufels als Bock, als Hund, als Kater, als Frosch und als Kröte.

Ob sich ein weiter zurückreichendes Beispiel von dem Bündniß eines Menschen mit dem Satan als das von Basilius dem Großen in seinen „Dialogen" aus dem 4. Jahrhundert von seinem eigenen Diener Proterius erzählte nachweisen lasse, weiß ich nicht anzugeben. Basilius wußte das „Pactum" bei Zeiten rückgängig zu machen und den reuigen Teufelsbündler den Krallen des bösen Feindes zu entreißen. Für das früheste Beispiel eines Bündnisses mit dem Höllenkönig mittels förmlicher Verschreibung (der Seele) gilt das des Theophilus von Adana aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Der Fall ist auch deßhalb charakteristisch, weil der dem Teufel Verschriebene durch die Dazwischenkunft der Jungfrau Maria gerettet wurde und seine gefährliche Unterschrift zurückbekam. Von da an war die Mutter Gottes überhaupt so liebenswürdig, in ähnlichen Fällen häufig hilfreich zu interveniren. Zur Weiterbildung und kanonischen Fixirung der kirchlichen Lehre vom Teufelsbündniß trug sehr viel bei das Auftreten der mittelalterlichen Ketzersekten, der Katharer, der Apostelbrüder, der Waldenser, der Stedinger. Denn die römische Kurie fand es bequem und zweckdientlich, die Ketzer als Teufelsgläubige und Teufelsbündler zu verschreien, um sie desto nachdrucksamer verfolgen zu können. Papst Gregor der Neunte hat bei dieser Gelegenheit, mittels seiner i. J. 1233 gegen die Stedinger geschleuderten Bulle, die Christenheit mit den Mysterien des Teufelskultus bekannt gemacht. Diese päpstliche Orakelung ist darum doppelt denkwürdig, weil sie zweifelohne die Grundlinien zu dem ungeheuerlichen Phantasiestück enthielt, welches nach seiner Fertigzeichnung und Kolorirung unter dem Namen „Synagoga diabolica" oder „Hexensabbath" in der endlosen Gemäldegalerie der menschlichen Narrheit prangt, ein kolossaler Höllenbreughel.

Zur Zeit, wo Gregor der Neunte seine Bulle von jenseits der Alpen herüberschickte, also in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts war der fanatische Glaube an die Ver- und Durchteufelung der Welt in der Christenheit schon eine vollendete Thatsache. Will man erfahren, wie naiv dieser Glaube sich äußerte, muß man den „Dialogus miraculorum" des zwischen 1240—50 gestorbenen Cistercienserm önchs Cäsarius von Heisterbach lesen, diesen wichtigen Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte von dazumal.*) Die Erzählungen des guten Priors bezeugen uns, daß die Menschen jener Zeit überall und allzeit den Teufel sahen, hörten, fühlten, rochen und schmeckten. Und Cäsarius ist nur einer der vielen, vielen Zeugen hierfür. In der ganzen Literatur jener Zeiten, vorzugsweise natürlich in der kirchlichen, wimmelt und wuselt es von Teufeln jeder Art und jeden Grades, lauter Absplitterlinge vom Stamme Beelzebub, Heerscharen Lucifers. Die „Pforten der Hölle" schienen nicht nur den Himmel, sondern auch den „Fels Petri" zu überwältigen, das Reich Satans schien zur Universalmonarchie vorschreiten zu wollen.

*) Der „Dialogus" wurde zum erstenmal 1591 in Köln gedruckt. Ebendort erschien 1850 eine gute Ausgabe des Textes, besorgt von J. Strange, in 2 Bänden. Wem das lateinische Original unzugänglich, mag verwiesen sein auf die auszügliche deutsche Bearbeitung desselben durch A. Kaufmann: — „Cäsarius von Heisterbach", 2. Aufl. Köln 1862.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Herr Minister.

Schauspiel in fünf Acten von Jules Claretie und Alexander Dumas fils.

(Residenz-Theater.)

„Um einen Roman zu dramatisiren," erklärte mir einst der jüngere Dumas, „muß man den Roman vergessen." Die meisten französischen Romanciers, die ihren epischen Musenkindern eine zweite Auferstehung auf den weltbedeutenden Brettern bereiten wollen, sündigen sehr zu ihrem Nachtheil wider diese probate Vorschrift. Sie halten sich zu streng an die gegebene Vorlage, sie haben ihre Figuren zu lieb gewonnen, um sich von ihnen zu emancipiren, und sie vergessen, daß das Drama ganz andere Motive braucht, als der Roman. Das hat von jeher Keiner besser verstanden, als Dumas fils. Seine „Cameliendame" ist das Muster eines dramatisirten Romans, eines fest auf sich beruhenden Gefüges, das nirgends den novellistischen Ursprung, den Weg durch das Buch verräth. Und sein bewährtes Recept hat der berühmte Autor auch bestmöglich befolgt, als sein College Jules Claretie ihm ein Drama brachte, das er aus seinem mit großem Erfolg publicirten Romane „Monsieur le Ministre" *) gezogen hatte. Claretie ist ohne Zweifel der fruchtbarste französische Schriftsteller der Gegenwart. Allwöchentlicher Chroniqueur im „Temps" und in der „Indépendance belge", Theaterkritiker der „Presse", findet er noch die Zeit, in alle möglichen Revuen zu schreiben, nebenbei Novellen und Romane zu veröffentlichen, sich auch auf den Brettern zu versuchen und ab und zu wohl auch eine deutschfeindliche Schrift (z. B. „Dix ans après") zu begehen, — kurz, wir glauben Zola aufs Wort, wenn er uns versichert, Claretie würde krank werden, wenn er nicht täglich vor dem Frühstück seine 500 Zeilen in die Druckerei schicken könnte. Auf der Bühne hat er nicht Fuß fassen können, obwohl er in seinen stets maßvollen und interessanten Theaterreferaten die Schwächen Anderer trefflich ins Licht zu setzen versteht. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie sein dramatisirter „Herr Minister" aussah, als er ihn zu seinem Freunde Dumas auf die dramaturgische Klinik brachte. Da war gewiß jeder Act ein Tableau, jede Scene ein Romankapitel, jede Figur ein Hinweis auf das Buch und das Ganze eine undramatische Dialogisirung, die blos den Kennern des Romans interessant oder auch nur verständlich sein konnte.

Das Buch erzählt uns, wie der talentvolle vierzigjährige Provinziale Sulpice Baudrey — der ehemalige Minister und nunmehrige Senator Bardoux soll das Modell sein — nicht allein Conseilpräsident, sondern auch Pariser wird. Er ist von den besten Absichten beseelt und wird obendrein von seiner ausgezeichneten jungen Frau angefeuert, ein großer Minister zu sein. Aber ach, Baudrey wird gar bald vom Pariser Wirbel erfaßt. Er verliebt sich in eine abgefeimte Abenteurerin Marianne Kayser und stürzt sich ihretwegen in eine Fluth von Schulden, die sein ganzes eigenes Vermögen verschlingt. Marianne ist eine Cocotte mit Heirathsgedanken, also, wie wir aus Dumas' „Demi monde" wissen, von der gefährlichsten Sorte. Eine Notiz in einem Skandalblatte öffnet unterdessen der armen Frau Baudrey die Augen. Es erfolgt eine heftige Auseinandersetzung zwischen den beiden Ehegatten. Die Betrogene bezahlt zwar noch mit ihrem eigenen Vermögen die Schulden ihres Mannes, „um die Ehre des Hauses zu retten", kehrt aber sogleich in die Provinz zurück, wo sie den Scheidungsproceß einleiten wird. Gleichzeitig wird Baudrey gestürzt. Marianne Kayser aber heirathet einen spanischen Herzog. Das Ganze hat noch ein Nachspiel. Der Herzog erfährt durch einen Wucherer, daß seine Frau die Maitresse Baudreys gewesen ist. Sie tödten, sich von ihr trennen, würde ihn in den Augen der Welt lächerlich machen. Er will sie und seine Schande lebendig vergraben, indem er sich mit ihr in das weltverlorene Schloß seiner Väter zurückzieht und zu freudlosem Dasein verurtheilt.

Dumas erkannte gleich, daß die novellistische Vorlage aus zwei Theilen besteht, die wenig Gemeinsames haben: aus einer politischen Satire und einer sentimentalen Ehebruchsgeschichte. Für die Aus- und Umarbeitung beider Aufgaben war jedenfalls der Dichter der „Cameliendame", der „Fremden", der Dramatiker der These der rechte Mann. Schon Claretie will in seinem Buche beweisen, daß die Politik den Charakter verdirbt, und daß die wahre Weisheit darin besteht, sich der Theilnahme am öffentlichen Leben ganz zu entschlagen und einsam und friedlich, wie Voltaires Candide, seinen Kohl zu bauen. Das entspricht so recht der oft verkündeten Lehre des Imperialisten und Reactionärs

*) Eine gute deutsche Ausgabe dieses interessanten Romans, nach der 50. Auflage des Originals, ist bei H. Minden in Dresden erschienen. Es ist wohl nur ein drolliger Druckfehler, wenn es S. 225 heißt: „Ich werde mich in die Baulinie begraben und dort meine Rheumatismen pflegen." Natürlich steht im Original: la banlieue = die Bannmeile, die Vorstädte, besonders von Paris.

Digitized by Google

Dumas. Indem er also die politische Satire in Scene setzte, war er vor Allem darauf bedacht, die Abwirthschaftung sämmtlicher Parteien, zumal die der Republikaner, zu zeigen und alle Politiker als Narren hinzustellen. Es ist eine wahre Lust zu hören, welch fein geschliffene, giftige, lustige Epigramme Dumas seinen Figuren in den Mund legt. Die Lächerlichkeiten der Bureaukratie, die Wahlagitation, das Börsenspiel, der Egoismus der Parteien, das Streberthum, die Stellenjagd, der ewige Ministerwechsel — ein Thema, für dessen Satire auch uns das Verständniß nachgerade aufgegangen ist —, alle Unerquicklichkeiten der politischen Zustände werden mit einem mörderischen Humor gegeißelt, der gerade diese an sich kaum theatralischen Zustandsbilder zu einem wahren Genuß für nachdenkliche Zuschauer macht. Minder gelungen ist neben dieser brillanten Satire die eigentliche Handlung, obwohl auch hier Dumas' umgestaltende Hand ausgiebig waltete. Der Herr Minister ist uns auf der Bühne sympathischer, weil er seinen Ministerberuf ernster nimmt. Er will die Wohlfahrt des Vaterlandes; er ist keine Creatur seiner Partei; Nepotismus und Coterien stehen ihm fern. Seine Liebschaft mit Marianne Kayser bleibt auch nur in den Anfängen stecken; er läßt sich mit ihr blos so weit ein, daß ihm seine Frau am Ende zur Noth verzeihen kann. Auch der äußere Gang der Handlung ist mehrfach verändert. Der erste Act schildert uns, wie der Abgeordnete Vaudrey in der Provinz die Kunde von seinem Avancement ins Ministerium erhält, und wie sich nun Freunde und Parteigenossen in eigennütziger Absicht an ihn herandrängen. Dumas führt hier dramatisch aus, was Vaudrey im Roman nur gelegentlich einmal aus der Erinnerung erwähnt. Dann wird Marianne Kayser eingeführt. Sie ist nicht die herzlose Abenteurerin, wie sie mit großer Consequenz und Logik im Roman auftritt, sondern eine sentimentale, nach Liebe, Ehe und Reichthum schmachtende Dame, welche den Herzog wirklich liebt, womit freilich ihre Koketterie mit Vaudrey im Widerspruch steht. Dramatisch zugespitzt ist der dritte Act. Während im Roman Frau Vaudrey nach ihrer schmerzlichen Entdeckung jeden Eclat, wenn auch nur mit dem ganzen Aufgebot ihrer Energie, vermeidet, stürmt sie im Stück mit dem Zeitungsblatt in der Hand in den Saal, schmäht öffentlich ihren Mann und weist seiner Maitresse die Thür, worauf der Herzog Vaudrey herausfordert. Im folgenden Act lösen sich alle Conflicte in eitel Wonne auf. Vaudrey hat von dem Spanier einen kleinen Denkzettel in Form eines Degenstichs erhalten, ist übrigens ganz gesund und munter. Seine Frau, welche nicht vergißt, daß sie Ministerin ist, empfängt in ihrem Salon die nunmehrige Herzogin, welche mit den besten Vorsätzen und strahlend vor Glück Abschied nimmt. Auch die Schulden Vaudreys sind aus der Welt geschafft. Ein guter Freund hat statt seiner alle Wechsel bezahlt. Und schließlich gibt Vaudrey seine Demission. Von allem politischen Ehrgeiz geheilt, wird er in die Provinz zurückkehren und nur noch seiner trefflichen Frau und seinem bewährten Freunde leben. Wie man sieht, ein weichherziger, verlogener Schluß, ein sogenannter „guter Ausgang", der mit dem satirischen und pessimistischen Grundton des Ganzen in argen Widerspruch geräth. Andererseits sind aber die Neuerungen, z B. die Conversationsscenen, der effectvolle dritte Actschluß u. A. von so blendendem Witz und dramatischer Schlagkraft, daß wir den Anklang, den das Stück auch in Berlin fand, wohl begreifen und Claretie vollständig Recht geben müssen, wenn er nach der Pariser Première zu seinem Mitarbeiter sagte: „Das Stück ist von mir, aber der Erfolg ist von Ihnen."

Der verdienstvolle Director des Residenztheaters, Herr Neumann, hatte die Novität nicht nur in Scene gesetzt, sondern ebenso geschmackvoll ins Deutsche übertragen. Sein Dialog ist ein correctes, flüssiges Theaterdeutsch, das namentlich Herr Haak, der Darsteller des Raisonneurs im Stück, und die Gastin Frau Franziska Ellmenreich, eine höchst elegante und graziöse Marianne, zu voller Wirkung zu bringen wußten. Ein ganz kleines Mißverständniß lief dabei mit unter. Ein Abgeordneter behauptet, das von ihm vertretene Departement nur aus „Joannes Leitfaden" zu kennen. Ohne Frage ist der „Guide Joanne", ein sehr dickleibiges Reisebuch, der französische Bädeker gemeint.

Z.

Kunstausstellungen.

Aus dem Künstlerverein. Schraders Anbetung der Könige. — Die Berliner Landschafter. — Verschiedenes.

Im Jahre 1815 geboren, steht Julius Schrader an der Schwelle seines siebzigsten Lebensjahres. Er hat als Historienmaler und Porträtist eine an Ehren reiche Laufbahn hinter sich. Seine Hauptwerke, wie Karls I. Abschied von seinen Kindern, Friedrich nach der Schlacht bei Collin und andre mehr schmücken in Reproductionen seit Jahren die Wände unserer Bürgerwohnungen. Wenn in den letzten Jahren die Woge der Zeit über ihn hinwegzuspülen schien, so theilte er nur das Schicksal der Wenigen, die mit ihm jung gewesen, und von denen nur dem einen, ebenfalls 1815 geborenen Adolf Menzel, beschieden war, sein lebenslanges Mühen auf einsamer Höhe im Alter vom Gang der allgemeinen Entwickelung eingeholt zu sehen. In weiteren Kreisen hatte man Schraders als eines schaffenden Künstlers schon fast vergessen. Da tritt er nun aufs Neue vor uns hin mit einem Werke, das an äußerm Umfang und an innerem Gehalte den Bildern seiner Blüthezeit gleichkommt.

Seine Anbetung der Könige wurzelt in der Kunst der vergangenen Periode. Von den Jüngeren würde kaum einer sich aus freien Stücken eine derartige Aufgabe stellen und sie in diesem Sinne lösen. Schon an die Größe des Gemäldes, das eine halbe Wand einnimmt, würde sich so leicht keiner mehr wagen. Inmitten all der geringen Formate, die heutzutage gang und gäbe sind, ruft uns Schraders Kolossalbild doppelt lebhaft ins Gedächtniß, welch ein Umschwung sich in Bezug auf die Größe der Bilder in der Phantasie unserer Künstler vollzogen. Es ist, als sammle man sich, um in engem Rahmen alle malerischen Probleme zu bewältigen, ehe man wieder in der Bewältigung großer Flächen das Ideal sieht.

Schrader ist in der Gestaltung seines Stoffes von der gebräuchlichen Form abgewichen. Seine Madonna nimmt nicht, wie dies fast ausschließlich der Brauch, sitzend die Huldigung der Fürsten entgegen. Bei ihrer Ankunft ist sie, als wäre die Hütte zu klein, den Zug zu fassen, in die Thür getreten, das Jesuskind auf dem Arm. Hier begrüßen sie die Weisen in ihren prunkenden, modern-orientalischen Kostümen. Das Licht, welches von dem Kinde ausgeht und von dem lieblichen Antlitz der Mutter zurückgeworfen wird, hebt nur die Köpfe der ehrerbietig sich Neigenden aus dem Dunkel der Nacht hervor und spiegelt sich in dem Golde der Geschenke. Weiterhin erhebt sich die Silhouette eines Mannes aus dem Gefolge, der dem Troß zuruft, das Ziel sei erreicht. Joseph steht mit staunender Miene dabei. In die Thür drängen sich Neugierige, im Hintergrund sind andere auf ein Gemäuer geklettert, den wunderbaren Vorgang mit anzusehen. Es ist der ganze Apparat, den seit Jahrhunderten die Maler in Scene setzen, um dies seltsame und für die malerische Phantasie so verführerische Schauspiel vor die Anschauung zu bringen. Und er verfehlt auch hier seine Wirkung nicht, beruhend auf dem malerischen Gegensatz zwischen dem glänzenden Huldigungszuge und der einfachen Madonna in der schlichten Umgebung. — Die Geschichte hat uns zwar daran gewöhnt, daß die Maler bis in ein höheres Alter schöpferisch thätig bleiben als andre Sterbliche, aber es überrascht ein neuer Beweis der alten Wahrheit, wie ihn Schrader mit seinem jüngsten Werk bringt, darum nicht minder.

Ist es ein Zufall, daß sich zur Zeit in Berlin eine Schaar junger Landschafter zusammenfindet, die, von den verschiedensten Schulen ausgehend, doch in Richtung und Absicht wie eine geschlossene Gemeinde erscheinen? Was sie im Verein mit den hiesigen Meistern der älteren Generation wie Gude, Ludwig, Scherres ans Licht bringen, drückt gegenwärtig der Berliner Production den Stempel auf. Weder im Genre noch in der Historienmalerei lassen sich die Leistungen unserer heimischen Kunst an Mannichfaltigkeit, Originalität und Gesundheit mit denen des Landschafterkreises vergleichen. Und dabei, wie wenig drängen sie sich vor; still und kaum bemerkt bieten sie oft ihr Bestes so nebenher und beiläufig, daß man es suchen muß.

Ihre Tendenz geht auf die objective, aber von einer innigen Empfindung getragene Wiedergabe einfacher landschaftlicher Zustände. Fast ausnahmslos entnehmen sie ihre Motive der Heimat. Bei aller Sorgfalt, die sie auf ihre Composition verwenden, liegt ihnen eine Stilisirung nach der klassischen oder romantischen Idealität gleich fern. Hingebung an die Natur und ernste Arbeit sprechen aus jedem Werk.

Digitized by Google

Im Kreise einer großen Schülerzahl steht Hans Gude noch schaffensfrisch wie einer der Jüngsten da. Seine neueste Gabe ist eine Landschaft in silberner Morgenstimmung. Vor dem Laufe eines Baches, der unter schlanken Erlen sein Bett gewühlt hat, ist ein junges Mädchen stehen geblieben und scheint eine Stelle zu suchen, die ihm den Uebergang ermöglicht. Jenseits schimmert durch die Stämme eine helle, idyllische Landschaft, das Ganze ein ungemein freundlicher, zu sinniger Betrachtung einladender Anblick. — Dem Meister in der Auffassung verwandt ist ein junger Künstler, der mit ihm auch die Vorliebe für unsere Ostseeküsten theilt, Müller-Kurzwelly. Er läßt uns in der Regel über ein weithin gezogenes Strandfeld einen Blick auf das ruhige Meer thun und belebt seine Vordergründe durch tüchtige Staffage. Konrad Lessing und C. Rahtjen gehören zu dem Kreise junger Künstler, die nach dem Tode K. F. Lessings von Karlsruhe nach Berlin übersiedelten. Ersterer stellt eine schlichte Landschaft aus, die an Geschlossenheit und Intensität der Wirkung noch seine Gebirgsscene von der letzten Ausstellung übertrifft. Das Motiv stammt vom Lahnufer. Ein kahler Kalkfelsen zieht sich in einfacher Linie quer durch den Ausblick nach dem Hintergrund. Um ihn windet sich der Fluß, dessen Ufer die Landstraße begleitet. Schiffe auf dem Wasser und Fußgänger auf der Straße beleben die Scene. Die Stimmung ist etwas schwermüthig, wie wir es bei Konrad Lessing gewohnt sind. Dabei ist das Bild jedoch ganz hell gemalt und von einer so soliden Durchbildung, daß mir einer der hervorragendsten unter unsern älteren Landschaftern sagte, er möchte es wohl copiren. Ein Wunsch, den man begreiflich findet, sowie man sich in die reichen und in ihrer Selbstverständlichkeit gar nicht aufdringlichen Einzelheiten vertieft.

Carl Rahtjen wendet sich mehr und mehr der Schilderung einer einzigen Tageszeit und ihren reichen, aber nur der liebevollsten Beobachtung erfaßbaren Effecte zu, der Dämmerung. Auf seiner Harzlandschaft baut sich hinter einer Schilfmauer, die den Wasserspiegel im Vordergrund begrenzt, ein vom Abendnebel umwallter Höhenzug auf. Auch auf einem zweiten Bilde des Künstlers, „Am Weiher," spielen die herbstlichen Nebelgebilde eine Rolle. Beide sind gleich poetisch in der Empfindung und exact in der Ausführung. Aehnliche Stoffe behandelt Kubierschky, aber meist noch einen Ton schwermüthiger. Seine Ostseeküste und seine Landschaft am Teich gehören zu den feinsinnigsten Erzeugnissen unserer jüngeren Künstler. Er gehörte dem Kreise an, der sich um den zu früh dahingerafften Dreßler schaarte. Müller-Breslau, der ebenfalls Anregungen von ihm empfangen, stellt eine mächtige Gebirgsscenerie aus. Ein dünner Bach eilt über felsige Halden hinab und windet sich durch Steingewirre, als triebe es ihn, die Oede hinter sich zu lassen, über die der Sturm die schweren Wolkenmassen jagt. Er biegt die schlanken jungen Birken zur Erde und fährt durch das Laub der wenigen vollwüchsigen, als wolle er es mit einem Zuge losreißen und über die Gipfel treiben. Die Durchbildung der Einzelheiten hält der großartigen Intention die Wage. Der junge Künstler wächst mit jedem Werke. — Bennewitz von Loesen hat sich mit der märkischen Flußlandschaft in ihren lieblichsten Partien seit lange eine Specialität gemacht. Er begegnet sich in den Stoffen mit Carl Scherres, nur daß dieser auf noch größere Einfachheit ausgeht. Beide sind mit charakteristischen Werken vertreten. H. Herrmans Herbstlandschaft mit einem nassen Wege, über den ein Hirt seine Heerde leitet, ist für den tristen Vorwurf vielleicht etwas groß, sonst aber ein tüchtiges Werk. Die Landschaft, welche Herman Prell diesmal zur Ausstellung gebracht, hat in ihrer schlichten Poesie nur diejenigen überrascht, welche auf seinen früheren Compositionen das Landschaftliche nicht genügend beachtet. Ueber den Kamm eines Hügels, auf dem zwischen mächtigen Findlingsblöcken eine Gruppe schlanker Birken in goldbraunem Herbstlaube aufsteigt, liegt der Blick auf schwarzgrüne Föhrenwälder und eine braune Niederung offen. Hie und da blinkt in derselben ein blauer Wasserlauf. Ueber den fernen Hügeln steigt ein dickes Gewölk auf, und vorn schreitet den noch sommerlich grünen Abhang ein Bauernmädchen herab. Alles das ist etwa mit der packenden Einfachheit vorgetragen, die wir an den landschaftlichen Schilderungen der Japaner bewundern. — Der Weimarer Schule gehört der sinnige Hoffmann von Fallersleben an, dessen Winterbilder ein so frisches Naturstudium verrathen. Henseler, einst ebenfalls Weimaraner, glänzt diesmal mit einem kleinen aber ausgezeichneten Bilde, auf dem sich Landschaft und Genre begegnen. „Im Vorübergehen" bleibt am frühen Morgen ein Jägersmann auf einem thaufrischen Felde stehen, dessen Furchen breite Schatten werfen, und tauscht einen Gruß mit zwei lachenden Mädchen, die von ihrer Feldarbeit aufblicken. Dem Hunde dauert die Zwiesprache zu lange, er drängt mit ungeduldiger Geberde zum Weitergehen. Wie die Figuren von der hellen, kühlen Morgenluft umflossen sind! An frischer Lebensfülle steht diesem Kabinetstücke ein kleines Bild von Paul Klette nahe. In pfingstgrüner Laube sitzt der Soldat „auf Urlaub" zu Hause und hält die Hand eines Mädchens in der seinen; durch die grünen Zweige läßt sich die Frühlingslandschaft errathen. Ein freundliches Bild, das durch die Abwesenheit der Sentimentalität, die bei dem Stoff so nahe lag, doppelt wohlthuend berührt. Erstaunlich ist desselben Künstlers Scene aus dem Thiergarten, ein Momentbild von packender Wahrheit. Ganz von vorn gesehen tritt ein Flaneur uns entgegen, die Hände in den Taschen des offnen Ueberrockes, das Monocle im Auge. Seine Gestalt füllt fast die ganze Bildfläche, nur daß über seinen Schultern die Köpfe andrer Spaziergänger erscheinen, Damen im Promenadenhut, Offiziere, und in nebligem Dunst kahles Gezweig. Ein durch und durch modernes Bild von scharfer Charakteristik ohne Spur von Uebertreibung. Hier sind wir schon von der Landschaft abgekommen, die uns vorzugsweise fesseln sollte. Auf das Porträt und das Genre kommen wir im nächsten Berichte zurück, denn der Künstlerverein hat die Eintheilung in drei Monatsserien aufgegeben und wechselt wieder allwöchentlich, wie früher. Da dürfte es sich lohnen, das Verwandte aus mehreren Wochen zusammenzustellen.

Nachträglich seien hier noch einige Werke von andern Ausstellungen erwähnt.

Bei Philipp Meyer lernten wir ein älteres zur Lutherfeier neu ausgestelltes Bild des Weimaraner Professors Marbersteig kennen. Es behandelt Luthers Einzug in Worms. Wir stehen dieser Art von Historienbildern doch schon recht fern. Bei aller Anerkennung des Meisters und der Gewissenhaftigkeit, mit welcher im Kostüm und Porträt die historische Wahrheit verfolgt wurde, kommen wir über die Unzulänglichkeit des Colorits nicht hinweg, die schon zur Zeit der Entstehung des Bildes — vor zwanzig Jahren — empfunden wurde. Die Gruppirung ist recht geschickt. Der Wagen, welcher den Helden der Handlung in die Stadt gebracht, hält gerade an vor dem Hause, in welchem die Fürstlichkeiten ihren Aufenthalt genommen, die Luther am nächsten stehen. Dieser richtet sich im Wagen auf, um den Kurfürsten von Sachsen zu grüßen, der im Kreise seiner Freunde aus einem Fenster des ersten Stocks herabblickt. Luthers Gestalt ist ganz ins Profil gestellt, damit zu dem Kopf das bekannte Hopfer'sche Porträt verwendet werden konnte. In den Volksmassen, die den Wagen umdrängen und jede Bewegung zur Erscheinung bringen, welche von dem Ereigniß erregt wurden, die Freunde und die Widersacher der neuen Lehre anzubringen, lag nahe genug. — Das Bild ist in Deutschland wenig bekannt geworden, da es bald nach seiner Entstehung ins Museum zu Weimar gelangte.

Von Gustav Süs, dem originellen Thiermaler, der mit besonderer Vorliebe das Studium der Hühnerwelt betrieben, wurden uns zwei sehr charakteristische Schöpfungen vorgeführt, die alle seine liebenswürdigen und gemüthlichen Eigenschaften vereinigen. Eine Ecke in einem Stall, in der sich eine Glucke mit ihren Küchlein unter Haselreisig duckt, dessen stäubende Kätzchen den nahen Frühling andeuten, — und dann die bekannte „Tragödie im Hühnerstall", die dramatische Schilderung des Ueberfalls durch einen Fuchs. In solchen harmlosen Schöpfungen wird die alte Düsseldorfer Schule am längsten leben, sie hat mit ihnen und speciell mit den Bildern von Süs auf die weitesten Kreise gewirkt und eine unbegrenzte Reproduction angeregt. Es gibt kaum einen Stoff, in dem die Küchlein von Gustav Süs nicht nachgebildet sind. Sie sind sogar bis in die Tage des cuivre poli populär geblieben. Seine Bilderbücher, die mir einmal unendlich viel Freude bereitet haben, scheinen von der jüngsten Generation vergessen zu sein. A. L.

Berichtigung.

In dem Artikel: Zur Frage der Heine'schen Memoiren von Karl Emil Franzos in voriger Nr. muß es u. A. heißen: S. 23, Sp. 1, Z. 22 v. u. ein statt: kein; S. 24, Sp. 2, Z. 20 v. o. edelschönen statt: vollschönen; S. 24, Sp. 2, Z. 17 v. u.: der in diesen Zeilen verfochtenen u. s. w.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Bei **Th. Ackermann** in **München** ist 1880 erschienen und bei dem jetzt erwachten Interesse für die Burschenschaft zu empfehlen:

Das Wesen der Burschenschaft auf geschichtlichem Grunde und mit Hilfe vieler Originalbeiträge für alle Gebildete insonderheit Eltern, Erzieher und Studenten dargestellt von **Ulrich Rudolf Schmid** p. em. (Schüler, Verwandter und Freund von Vorläufern, Gründern und sehr vielen bedeutenden Mitgliedern der Burschenschaft vor und nach seiner Studienzeit), einem der eifrigsten Jenaischer Burschenschafter 1827—1832, Comité-Mitglied und Festredner beim burschenschaftlichen Wartburgfeste 1867 und bei der Feier des 60jährigen Jubiläums der Burschenschaft 1875.

Zweite stark vermehrte Ausgabe. 17 Bogen gr. 8. Preis 2 Mark. Zu beziehen durch alle soliden Buchhandlungen.

Diese Monographie von einem seit seiner Kindheit mit der Burschenschaft eng verwachsenen Verfasser wird wohl bei der großen Verschiedenheit der Meinungen über die Burschenschaft für die richtige Auffassung derselben in- und außerhalb der Studenten-Welt am geeignetsten sein. Siehe S. XIV—XIX, XXX, 124—25, 140—57, 180—81, 226—27 — nebst den Anmerkungen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Vor Kurzem erschienen:

Dr. Conrad Rieger, Docent an der Universität Würzburg. **Der Hypnotismus.** Psychiatrische Beiträge zur Kenntniss der sogenannten hypnotischen Zustände. Mit einer Curventafel und 4 Tafeln in Lichtdruck. **Nebst einem physiognomischen Beitrag von Dr. Hans Virchow, Privatdocent der Anatomie in Würzburg.** Preis 4 *M.* 50 ₰.

Dr. Aug. Weismann, Professor in Freiburg i. Br. **Ueber die Vererbung.** Ein Vortrag. Preis 1 *M.* 50 ₰.

Dr. Aug. Weismann, Professor in Freiburg i. Br. **Ueber Leben und Tod.** Eine biologische Untersuchung. Mit zwei Holzschnitten. Preis 2 *M.*

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren ꝛc.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig:**

Catulls Buch der Lieder.

Deutsch von

Rudolf Westphal.

Eleg. cartonirt *M.* 2.40. In Prachtband *M.* 3.—

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig,** erschien:

Silentium

pro Paul v. Portheim!

Elzevierausgabe geh. *M.* 2.—, geb. *M.* 3.—

Herausgegeben

von der „Deutschen Hochschule" in Prag.

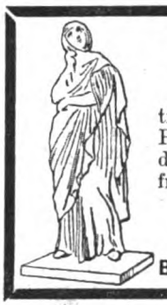
Bunter Wechsel heiterer und ernster Weisen. Scholastenlieder von Trunk und Liebe, gedankenreiche und empfindungsreiche Rhythmen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Antiquar. Catalog III.,

enthaltend **schöne Litteratur, Geographie** und **Geschichte** (1006 Nummern) versendet gratis und franco.

Heinr. Stephanus, Antiquariat, **Trier.**



Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrensstrasse.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Wilkie Collins neuester Roman Herz und Wissen

wird **allen neu hinzutretenden Abonnenten** des

„Berliner Tageblatt"

gegen Einsendung der Post-Quittung **gratis** und **franco** nachgeliefert.

„Berliner Tageblatt."
Gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Abonnements
für die Monate
Februar und **März**
nehmen alle
Reichs-Postanstalten
zum Preise von
3 Mark 50 Pf.
für alle 5 Blätter
zusammen, entgegen.

Obiger im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** erscheinende Roman hat in England ein ungewöhnliches Aufsehen erregt. Er übertrifft an Spannungsreiz u. dichterischem Werth fast alle früheren Romane, die der erfindungsreiche Verfasser der „Frau in Weiß" bis jetzt veröffentlicht hat. Die Fäden der Handlung sind so künstlerisch verschlungen, daß das Interesse bis zum letzten Augenblick in Athem gehalten wird.

„Berliner Tageblatt."
Gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Separat-Beiblätter:
„Deutsche Lesehalle."
„ULK"
illustr. Witzblatt.
„Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft."**
Industriell. Wegweiser.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Allen gebildeten Familien wird zum Abonnement empfohlen:

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde

unter Mitwirkung von

Professor Dr. **Friedrich Ratzel** und anderen Fachmännern.

57. Jahrgang. 1884.

Wöchentlich 1 Nummer à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal *M.* 7.—

Das Ausland eröffnet mit der soeben erschienenen Nummer 1 seinen 57. Jahrgang. Es genügt ein Blick auf Text und Illustrationen dieser Nummer, um in derselben eine der gediegensten geographischen Zeitschriften repräsentirt zu sehen. Im vorigen Jahrgang hat das „Ausland" 12 Karten und Pläne und 80 Illustrationen gebracht, im neuen wird es noch reicher illustrirt sein. Daß aber diese illustrirten Bände des „Ausland" hinter den früheren nicht illustrirten an Gediegenheit des Inhaltes nicht zurückstehen, lehrt das in diesen Tagen ausgegebene Inhalts- und Mitarbeiterverzeichniß für den 56. Jahrgang, welches vielmehr erkennen läßt, daß das „Ausland" durch seine Fülle von Originalmittheilungen, Auszügen und Notizen eine der reichsten Quellen für geographische und besonders auch völkerkundliche Belehrung geblieben ist.

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 26. Januar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Reform der Schank-Gesetzgebung. Von A. Lammers. — Das Indigenat in Ungarn. Von Felix Stoerk. — Zu den jüngsten Dämmerungserscheinungen. Von A. Ch. Bauer. — **Literatur und Kunst:** Emanuel Geibel und Adolf Friedrich von Schack. Von Ernst Ziel. — Ein Schmerzensschrei aus Venedig. Von Wilhelm Lauser. — Der Teufel. Eine Biographie. Von Johannes Scherr. (Schluß.) IV—VI. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Das Recht des Stärkeren. Schauspiel in drei Acten von Paul Heyse. Von Z. — Eine Ausstellung im Kupferstichkabinet. Von A. L. — Inserate.

Die Reform der Schank-Gesetzgebung.

Von A. Lammers.

Bei der eben wieder angeregten Reform der Schank-Gesetzgebung wird für alle volkswirthschaftlich denkenden Köpfe die Frage in Betracht kommen, inwiefern das Schankgewerbe sich von andern Gewerben hinlänglich unterscheidet, um einer besonderen Regelung zu bedürfen. Seine Eigenthümlichkeit fließt aus der Beschaffenheit des Verbrauchs, welchem der Kleinhandel mit Trinkschnaps dient, besonders wenn dieser auf der Stelle genossen wird, also in den sogenannten Schenken. Dieser Verbrauch ist von außergewöhnlicher Dehnbarkeit, wie der der alkoholischen Getränke überhaupt. Verglichen mit fast jeder anderen Waare, sei sie trinkbar oder eßbar oder wozu sonst sie dienen mag, zeichnen die Spirituosen sich dadurch aus, daß zwischen dem was für vernünftige Zwecke genügt, und dem was erregte Lust hinunterschüttet, die denkbar weiteste Spannung besteht. Bei einer neulich angestellten Ermittelung in dem Stadtkrankenhause zu Danzig stellte sich bei drei Säufern, unter denen eine Frau war, ein täglicher Schnapsgenuß von vier bis fünf Litern heraus; blos zur augenblicklichen Steigerung der Kraft oder des Wärmegefühls würden vielleicht ebenso viele Gläschen hinreichen. Wenn man in Chroniken oder culturgeschichtlichen Werken liest, was Fürsten, Ritter und städtische Patricier ehedem an Wein oder Gerstensaft vertilgten, möchte man es nicht für möglich halten. Aber als Student wird auch noch Mancher unter uns sich erinnern, Mengen Bier auf einmal zu sich genommen zu haben, mit denen er jetzt die ganze Woche reicht; und wenn die schwedische Universitätsjugend nicht viel weniger Punsch auf ihren Kneipen und Commersen trinkt, als die deutsche Bier, so ist die norwegische in Christiania dagegen schon ganz vergnügt bei einem oder zwei Gläsern Grog (oder wie sie da sagen: Toddy) am Abend.

Diese Elasticität des Alkoholgenusses, der höchstens das Tabakrauchen annähernd gleichkommt, entspringt aus seinem stimmenden Einfluß auf die Nerven, welcher allmählich zunehmender Mengen bedarf, um wieder zu entstehen. Man nennt das: mit der Zeit mehr vertragen lernen. Damit verbindet sich denn die vor allen Völkern dem Deutschen eigene Neigung — die so stark auch im skandinavischen Norden lange nicht gefunden wird —, beim Zechen stundenlang zu sitzen in gemüthlichem Gespräch. Der Aufenthalt in der Schenke wird also ein Theil seines täglichen Daseins. Ist er einmal drin, so kann er auch wohl länger, als ursprünglich seine Absicht war, in derselben festgehalten werden; und mit der Dauer des Dasitzens wächst die Zahl der ausgetrunkenen Schoppen oder Gläschen. So entsteht die Möglichkeit, den Spielraum des Absatzes zu erweitern über das natürliche, selbstständige Bedürfniß der Kunden hinaus durch eine künstliche Behandlung ihrer Triebe und leidenschaftlichen Hänge. Von dieser Möglichkeit aber durch Gründung neuer Schenken Gebrauch zu machen ist sehr bequem.

Der Schenkwirth kommt gleich nach dem Dienstmann, was die Leichtigkeit seiner Besetzung angeht. Fachmäßige Vorbildung bedarf er nicht; das Lokal kann er miethen, und die Miethe wird der Regel nach nicht im voraus, sondern nachträglich bezahlt; ein paar Fäßchen Branntwein bekommt er allenfalls auch auf Credit, oder im schlimmeren Falle kosten sie nicht viel; ganz umsonst hat er das Wasser, mit welchem er die Originalstärke auf den üblichen Alkoholgehalt heruntersetzt, und auf Flaschen und Gläser, Tische, Bänke und Stühle lassen die Verkäufer ihn im Nothfall von den laufenden Einnahmen abbezahlen. Auch das Anlagekapital der Unternehmung ist also nicht viel größer, als was dem Dienstmann Rock und Schildmütze kosten.

Leicht hinsichtlich der Erfordernisse, lockend durch die Ausdehnbarkeit des Absatzes, ist so das Schankgewerbe die Zuflucht zahlreicher anderswo verunglückter oder unanbringlicher Leute geworden. Es stellt gewissermaßen das Kielwasser in dem Schiffe der Erwerbsgesellschaft vor, in welches herabsinkt, was sich höher aufwärts nicht zu halten vermag. Wie aber im ganzen Schiffe nichts schwerer reinzuhalten ist, als dieser unterste Raum, so leidet auch der Charakter des Schankgewerbes unter seiner Stellung zu den übrigen Erwerbsberufen. Als letzte Chance zieht es nicht allein die zufällig gebrochenen wirthschaftlichen Existenzen an sich, sondern befördert sogar ein gewisses leichtsinniges Haushalten unter denen, die in Gefahr sind ihm anheimzufallen; und je mehr Leute sich ihm widmen, desto heftiger wird ihre Concurrenz um die Kundschaft, — je verzweifelter schon ohnehin die Lage Vieler unter ihnen ist, desto unbedenklicher wird die Wahl der Mittel zur Anziehung und Fesselung der Kunden, deren elastische Consumfähigkeit ihre einzige Aussicht auf Erfolg darbietet.

Alle neuern Verwaltungsberichte über die Entwickelung des Schankgewerbes in Deutschland klagen über die vielfachen schlechten Künste zur Anlockung von Schenkensitzern, sowie darüber daß weder Mangel an Geld, noch Trunkenheit, noch minderjährige Jugend in den Augen der meisten Schenkwirthe ein Grund ist, das geforderte Gläschen Schnaps nicht zu gewähren.

Nun hat ja freilich neuerdings auch in Deutschland die Gesetzgebung eine engere Schranke aufzurichten gesucht, als in

Digitized by Google

der Ausbedingung leidlich gesunder Lokalitäten und einer allgemeinen Unbescholtenheit des Inhabers liegt. Der Bedürfnißnachweis ist in größerem Umfange wieder eingeführt. Aber nach Allem, was bisher vorliegt, ist seine Wirksamkeit im Ganzen schwach, im Einzelnen äußerst verschieden. In einer bedeutenden rheinischen Stadt hat der Oberbürgermeister in den fünf Jahren, welche er im Amte ist, keine einzige neue Schenken-Concession verliehen, weil er das Bedürfniß niemals als nachgewiesen anzuerkennen vermochte. Dort so undurchdringlich, ist diese Mauer anderswo porös genug, um kaum einen einzigen Bewerber von dem bereits übersetzten Geschäftszweig fernzuhalten. Es kommt auch vor, daß, wer von dem Bürgermeister einen Korb erhalten hat, nur auf dessen Urlaubsreise zu warten braucht, um bei seinem Stellvertreter glücklicher zu sein. Eine endlose Willkür herrscht auf diesem Felde, entsprechend der Vagheit des Begriffes Bedürfniß. Gerade heute, wo die Mäßigkeitsfrage seit Jahrzehnten zum ersten Mal wieder ernstlicher und allgemeiner erörtert wird, durchläuft auch unter den Handhabern der Gewerbeordnung die Auffassung der Nothwendigkeit und Unschädlichkeit des Schnapstrinkens alle Stufen von einem herzhaften Ja bis zu dem überzeugtesten unbedingten Nein, von blinder Gleichgültigkeit bis zu der radicalen Forderung vollkommener Enthaltsamkeit, und weniger als je genügt daher der Bedürfnißnachweis den Ansprüchen gesetzgeberischer Weisheit.

Die Schenken-Commission des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, aus Vertretern der verschiedensten politischen Standpunkte gemischt, empfiehlt statt der wechselnden willkürlichen Schranke des subjectiv anzuerkennenden Bedürfnisses nach Hollands Vorgang die feste Bemessung der Zahl der Schenken nach der örtlichen Einwohnerzahl. Principiell geht sie damit nicht über die Auffassung des Reichstags bei der Gewerbeordnungs-Novelle von 1879 hinaus. Sie entzieht die Concessionsfrage vielmehr in weiterem Umfang der Willkür, mit welcher sie gegenwärtig gehandhabt wird. Die Art wie dies geschieht, sowie die übrigen Einzelheiten des aufgestellten Reform-Programms bedürfen in dem Stadium der Discussion, in welchem wir uns für jetzt befinden, nicht sowohl der Vertheidigung wie der Kritik, daher ich hier verzichte weiter darauf einzugehen.

Das Indigenat in Ungarn.

Von Felix Stoerk.

Von Karl II. von England erzählt man, er hätte das Parlament mit der himmlischen Mannaspeise verglichen, die den Juden in der Wüste zu Theil geworden: „Im Anfange schmeckt sie süß wie Honigseim, bald bitter wie dumpfes Brod — und endlich kommen die Würmer drein." Die Könige Englands haben wenig Antheil daran, daß dies Wort eines Stuarts nicht auf das Haus der Lords paßt; aber auch den König von Ungarn trifft nicht die Schuld, daß dieser harte Vergleich genau auf jenen gesetzgebenden Körper paßt, der mit Englands Parlament auf die längste Lebensdauer zurückblickt — auf die Magnatentafel des ungarischen Reichstages. Sie hat schöne prächtige Tage erlebt; in ihren geschriebenen und gedruckten, lateinischen und magyarischen Diarien liegt eine Fülle geistiger Kraft und patriotischer Energie aufgestapelt, die schwer auf dem Selbstgefühl der Epigonen lasten müßte, — wenn diese sich überhaupt um die Geschicke dieser alten staatlichen Institution und um ihre Geschichte sonderlich bekümmerten. Das ist aber eben das Merkwürdige, was die Ereignisse der letzten Bewegung im ungarischen Oberhaus ins hellste Licht rückt, daß in Ungarn eigentlich keine Partei sich ernstlich jener zerfallenen Ruine annimmt, weil auf allen Seiten das Gefühl allzu lebendig ist, daß die einst ersehnte Himmelsfrucht hier bereits unrettbar dem — dritten Stadium anheimgefallen ist. Wie aber Sterbende sich oft der kleinsten Vorgänge aus entfernten Jugendtagen erinnern und mit letzter Lebenskraft Längstentschwundenes auf Augenblicke zu erwecken suchen, — so hat auch das ungarische Oberhaus in den letzten Wochen aus der Galvanisirung einer veralteten Einrichtung, durch die Heranziehung der „Indigenen" noch einmal die Thatkraft der Jugend zu erringen gehofft.

Die Frage des Mischehengesetzes berührt uns hier nur ganz von ferne, wir greifen eben nur die bei diesem legislativen Anlasse aufgetauchte eigenartige Erscheinung des Indigenats auf, um dieses dem Sprachgebrauch fast fremd gewordene Wort auf den Gehalt seiner Bedeutung und seiner praktischen Berechtigung zu prüfen. Zu dem Zweck müssen wir zunächst vorausschicken, daß der Begriffsinhalt, welchen die Verfassung des deutschen Reiches im Art. 3 dem „gemeinsamen Indigenat" beilegt, wesentlich von dem differirt, was unter dem Indigenat der ungarischen Magnatentafel zu verstehen ist. Dort bedeutet es die staatsbürgerliche Zugehörigkeit eines Individuums zum Gebiet des deutschen Reiches; — hier tritt uns der Indigena als eine Person entgegen, welche durchaus fremdländischen Ursprungs durch die Gnade der Krone und des Reichstages den Adel und damit die Reichsstandschaft in Ungarn erlangt hat. Wir ersehen schon daraus, daß die ganze Institution mit ihrem feudalen Schwergewicht jenseits der Periode liegt, welche den Gedanken der Staatsbürgerschaft völlig gezeitigt und die Erkenntniß zur Reife gebracht hat, daß man mit seiner vollen Persönlichkeit nur einem Staate als vollpflichtiger und vollberechtigter Bürger anzugehören vermag. So erscheint uns denn das Indigenat Ungarns als eine typische Folge der ständischen Staatsordnung aus der vormärzlichen Zeit. Durch die dem Adel zukommende Steuerfreiheit bildete es eine materiell werthvolle Ergänzung größerer Güterankäufe innerhalb des Territoriums der heiligen Stephanskrone und wurde daher namentlich auch seitens jener begüterten Personen vielfach begehrt, welchen sich in den östreichischen Erbländern unter kräftigem Steuerdruck eine gleich günstige Kapitalsanlage nicht darbot. Die Erwerbung des Indigenats wurde daher bald durch die Auflage empfindlicher Taxen erschwert. Nach gutständischer Art scheint jedoch diese Prohibitivmaßregel nie recht zur Durchführung gelangt zu sein. Wir sehen wenigstens, daß der im Jahre 1830 zu Preßburg versammelte Reichstag in seinen Verhandlungen wiederholt auf diesen Punkt zurückkommt, ohne ihn jedoch im Verlaufe endgültig zu erledigen. Besonders in der unter dem Präsidium v. Majthényis und des Grafen Andrássy abgehaltenen Circularsitzung vom 22. November 1830 wird die Frage der Indigenen so eingehend erörtert, daß wir aus den Vorträgen der einzelnen Redner ein ziemlich klares Bild der damaligen Sachlage gewinnen können. Anläßlich der Rückstände der Taxen für das Indigenat erheben sich nämlich in dieser Sitzung zahlreiche Stimmen. Der erste Redner v. Borsiczky, Deputirter des Domkapitels von Waitzen, fordert, daß Alle, die bis jetzt die Indigenatstaxen nicht gezahlt haben und bereits inartikulirt sind, gestrichen werden sollen. „Allerlei Deutsche trachten nur in den Artikel (Landtagsabschied) zu kommen, und zahlen dann nicht." Der nächste Redner geht nach der uns vorliegenden Quelle (Drosz, Ungarns gesetzgebender Körper Th. I. S. 118 ff.) der Sache historisch auf den Grund und bemerkt, daß über diesen Gegenstand schon auf dem vorigen Reichstage vielfach Beschwerde geführt worden sei. „Die Ertheilung des Indigenats gehört einzig und allein auf den Reichstag und kann nur mit Bewilligung beider Gewalten erfolgen. Die Ernennung des Monarchen ist nur ein Vorschlag, wie auch allenfalls wir ein Gleiches proponiren. Aber der König anticipirt hierin seine Hälfte schon dergestalt, daß er vorweg Diplome ertheilt, Juramente ablegen läßt ꝛc. — So kommen die Aufzunehmenden in den Besitz, kaufen sich an und wenn dann Contribution von ihnen verlangt wird, sagen sie, sie seien ungarische Edelleute. Hier greift der Monarch in die Rechte des Landes, denn auch hierin gebührt uns die Initiative. Sind derlei Fremde auf diese Art im Besitz, so fängt dann die schamlose Bettelei um Nachlaß an. Vorerst um Nachlaß der halben Taxe; ist diese bewilligt, dann um die zweite Hälfte: daher muß das Gesetz gebracht werden, daß Niemand artikulirt werde, bevor er die Taxe erlegt hat. Der 37. Artikel des vorigen Reichstages bestimme es ja aus-

Digitized by Google

drücklich, daß alle Jene, welche die Taxen bis zum jetzigen Reichstage nicht bezahlten, ausgestrichen werden sollten.... Wir sind ohnehin im Verluste, weil wir keine Reciprocität haben. Es kommt Niemandem von uns in den Sinn, böhmischer oder östreichischer Indigena zu werden. Denn es wird Keinen die Lust anwandeln, dort Contribution zu zahlen. Dagegen erhalten die Deutschen durch das Indigenat bei uns namhafte Vortheile. Jeder Offizier, welcher nur einige Feldzüge mitgemacht, glaubt Rechte auf unser Indigenat zu haben. Jene, welche sich wirkliche Verdienste um das Vaterland erworben, erhalten ohnehin den Nachlaß der Taxen; die Anderen sollen zahlen ꝛc." Unter anderen Rednern meint Kerkápolyi, die Erwerbung des Indigenats sei möglichst zu erschweren; ginge es nach seinem Willen, blieben alle Deutsche davon fern.... Blos der ganz Arme, welcher wirkliche Verdienste um Ungarn hat, kann um einen Nachlaß der Taxen ansprechen, jeder Andere, selbst wenn er Verdienste hat, muß es sich zur Gnade rechnen, wenn er mit Erlegung der Taxen Indigena werden kann. — In der Circularsitzung vom 5. December, noch mehr aber in der Reichstagssitzung vom 1. December wurde sodann die Rechtsfrage der Indigenen nochmals einer eingehenden Erörterung unterzogen, deren Tenor durchgehends darauf hinauslief, „dem Indigenatsunwesen muß ein Ziel gesetzt werden; denn hieraus folgt zum Theil, daß Leute, die weder Verdienste noch Kenntnisse, noch Grundbesitz haben, in die Magnatentafel kommen und sich Rechte anmaßen, gleich jenen eines Vertreters der Nation".

Ungelöst nach Form und Wesen wurde diese Frage in die neue Aera des öffentlichen Rechts Ungarns getragen. Im 30. Gesetzartikel vom Jahre 1868 heißt es: Die Magnaten und jene weltlichen Würdenträger, die vor 1848 im Oberhause des ungarischen Reichstages Sitz- und Stimmrecht hatten, werden auch fernerhin mit gleichem Rechte Mitglieder des Oberhauses des Reichstages sein, so lange bis das Haus nicht nach anderen Grundsätzen constituirt wird. — Letztere Eventualität ist nun bisher nicht eingetreten. Die Folge davon ist aber die merkwürdige Erscheinung, daß zahlreiche Personen, welche zweifellos dem östreichischen Staatsbürgerverbande angehören, sich nun plötzlich ihres ungarischen Indigenats erinnerten und den Anspruch auf ihre Mitgliedschaft im ungarischen Oberhause erhoben.

Nach allgemein anerkannten Grundsätzen des Staatsrechts und des Völkerrechts kann jedes Individuum nur einem Staate als Staatsbürger angehören. Die Nothwendigkeit dieses Satzes hat im öffentlichen Recht Oestreich-Ungarns eine so scharfe Durchführung gefunden, daß es hier trotz der dualistischen Staatsorganisation nicht etwa ein gemeinsames Staatsbürgerrecht gibt, sondern nur ein ausschließlich östreichisches neben einem ausschließlichen ungarischen Heimatsrecht. Daraus folgt aber auch weiters, daß die Ereignisse des Jahres 1867 den tiefen Einschnitt bilden, über welchen hinüber die alterthümlichen Erscheinungen des Vormärz nicht wirken können. So lange die Exclusivität des Staatsbürgerrechts die bedeutendste Grundlage des 1867er Ausgleichs bildet, so lange erscheint es auch widerspruchsvoll, daß Angehörige eines fremden Staates — Oestreichs — Mitglieder des gesetzgebenden Körpers in Ungarn sein können. Das Indigenat tritt uns somit in Ursache und Wirkung als ein Rechtsinstitut entgegen, welches mit dem Untergrunde des bestehenden Rechtssystems nicht mehr verbunden werden kann, ein letztes Ueberbleibsel einer verschwundenen Epoche, das mit den verwitterten Resten der ungarischen Magnatentafel bald nur noch einen Platz in der Rechtsgeschichte einnehmen wird.

Zu den jüngsten Dämmerungserscheinungen.

Von A. Ch. Bauer.

Von Zeit und Zeit ereignet es sich im Erdenleben, daß ein außergewöhnliches Geschehniß irgend welcher Art weit über die Kreise der zunächst Betheiligten durch seine Großartigkeit oder Eigenartigkeit das Interesse aller empfindenden und denkenden Menschen wachruft. Ueberall treten gegen diesen einen Gesprächsstoff alle anderen mehr oder weniger in den Hintergrund, die Zeitungen vermögen kaum die Fülle des sich ihnen darbietenden, auf jenes Ereigniß bezüglichen Stoffes zu bewältigen, und die verschiedensten, oftmals einander geradezu entgegengesetzten Ansichten werden laut, um die Bedeutung des vermeintlich noch nie Dagewesenen aufzuklären. Wenn dann allmählich mit dem Andauern oder Verschwinden der Erscheinung eine gewisse Beruhigung eintritt und in den Archiven der Geschichte nachgeforscht wird, so pflegt es sich herauszustellen, daß schon einmal, oder gar schon zu wiederholten Malen etwas Aehnliches oder Gleiches sich ereignet hat, und die Vergleichung der Umstände führt alsdann meist zweifellos zur richtigen Erkenntniß. Das, was für die gegenwärtige Generation neu und unerhört war, ist nichts als die nach langer Pause erfolgte Wiederholung dessen, was sich unter anderen Umständen schon vor den Augen früherer Genetationen abgespielt hat; und auch hier heißt es schließlich: „Alles schon dagewesen."

Auch von den glänzenden Lichterscheinungen, welche der Himmel in den letzten Monaten aufwies, gilt das Gesagte. So steht es fest, daß im vorigen Jahrhundert öfters ähnlich großartige Abendröthen beobachtet worden sind, und im Jahre 1831 trug der Morgen- und Abendhimmel während der Monate August und September dasselbe purpurne Festkleid zur Schau. Beide Male hat er schließlich wieder sein Alltagsansehen gewonnen und auch gegenwärtig scheint es, daß das seltene Phänomen dem Erlöschen nahe ist. Wenn sich nun zeigt, daß alle diese Fälle mit einer andern, ebenfalls nur selten auftretenden Erscheinung, verknüpft waren, so wird man sich der Ueberzeugung kaum verschließen dürfen, daß man es hier mit Ursache und Wirkung zu thun hat. So verhält es sich nun aber in der That. Das erste Mal war es der Hekla auf Island, welcher den Lichterscheinungen am Himmel durch besonders heftige Thätigkeit voranging. Im Jahre 1831 fand im Mittelländischen Meere eine vulkanische Eruption statt, welche eine später wieder verschwundene Insel südlich von Sicilien zu Tage förderte; und das jüngst vergangene Jahr wird in den Annalen der Erdgeschichte sich stets eine traurige Berühmtheit bewahren durch die Katastrophe, welche am 26. bis 28. August in der Sundastraße eintrat und viele tausend Menschenleben zum Opfer forderte.

Der englische Astronom Lockyer, der sich um die Fortschritte der Optik des Himmels in neuester Zeit die hervorragendsten Verdienste erworben hat, war der Erste, welcher für die vulkanische Theorie des Himmelsglühens öffentlich eintrat; aber Anfangs begegnete er wegen seiner Idee fast allgemeinem Kopfschütteln. Man fragte sich, wie es denn möglich sein sollte, daß der durch die javanische Revolution in die Lüfte geschleuderte Staub einmal überhaupt bis nach Europa gelangen konnte, und sodann, wie dies mit so ungeheurer Geschwindigkeit geschehen mochte. Beobachtete man doch in Japan schon am 2. September, also nach kaum einer Woche, die Wirkung jener Massen auf die Sonne, welche blutroth am Himmel stand; und die Massen müssen demnach, wenn sie wirklich aus der Sundastraße stammten, täglich mehr als hundert Meilen zurückgelegt haben. Indessen kommt hier in Betracht, daß, wenn schon kleine Ursachen oft große Wirkungen hervorrufen, es sich in dem vorliegenden Falle um eine gewaltige Ursache handelt, bei welchen fast unvorstellbare Naturkräfte ins Spiel traten. Drei Tage lang dauerten die Umwälzungen, bei welcher alle vier Elemente: Feuer und Wasser, Luft und Erde, in gleich hervorragendem Maße betheiligt waren; und in ungeheurem Umkreise, bis nach Indien und Australien hin, füllte sich die Luft mit Staub und Asche dermaßen, daß in Batavia und andern Orten undurchdringliche Finsterniß herrschte, und alle Gegenstände, insbesondere Häuser und Bäume sich mit einer weißen Aschenschicht bedeckten, den holländischen Ansiedlern das ungewohnte Bild einer heimatlichen Winterlandschaft hervorzaubernd. Die größeren Steinmassen, welche die Eruption aus dem Innern der Erde zu Tage gefördert hatte, bedeckten die Meeresfläche mit einer fast undurchdringlichen Schicht; und

Digitized by Google

wie hoch selbst mittelgroße Stücke massenhaft geflogen sein müssen, ergibt sich daraus, daß Schiffe, welche 2—300 Meilen entfernt sich befanden, von einem Stein- und Aschenregen überschüttet wurden. Nun herrschen in jenen hohen Schichten der Atmosphäre, wie die Erlebnisse zahlreicher Luftschiffer beweisen, unvergleichlich stärkere und geschwindere Luftströmungen, als hier unten, und die Geschwindigkeit, mit welcher die Staubmassen sich über die Erde verbreitet haben, ist demgemäß durchaus keine abnorme, zumal die Sundastraße gerade in derjenigen Entfernung vom Aequator liegt, in welcher bekanntermaßen die Wirksamkeit jener oberen Luftströme am lebhaftesten ist. Man kann sogar aus den verschiedenen, inzwischen eingegangenen Berichten den Weg, welchen die Massen genommen haben, verfolgen. Schon am 28. August traten die Dämmerungserscheinungen auf Mauritius in den Seychellen ein; am 1. September wurden sie in Cape Coast Castle, einem englischen Orte an der Westküste Afrikas, beobachtet; am 2. und 3. September bereits in Trinidad und Panama und am 5. September, also nach neun Tagen, erglühte der Himmel, wie zwei Quellen übereinstimmend melden, über Honolulu, der Hauptstadt der Sandwichsinseln. Von verschiedenen Punkten dieser Bahn aus mögen dann, in Folge der Aequatorial-Strömungen, die nach Norden und Süden gerichtet sind, Theile jener Staubwolken sich abgezweigt haben, und so einerseits nach Europa und Nord-Amerika und andrerseits nach Süd-Afrika gelangt sein. Diese Aequatorial-Ströme reichen zwar auch bis in sehr beträchtliche Höhen hinauf, stehen jenen ersterwähnten, von Ost nach West gerichteten Winden an Geschwindigkeit jedoch bei weitem nach; und hiermit stimmt es überein, daß in den genannten Ländern der gemäßigten Zone das Phänomen erst in der Mitte oder gegen Ende September seinen Anfang nahm, um dann in Folge der, in unseren Breiten regelmäßigen Stauung der Winde, desto längere Zeit anzudauern.

Nun aber kommt das experimentum crucis: In Wageningen, einem holländischen Städtchen, erhob sich am 13. December früh Morgens ein heftiger Sturm, begleitet von Regenschauern und Hagel. Das Eigenthümliche des Regens war, daß jeder Tropfen nach der Verdunstung einen festen Niederschlag von grauer Farbe zurückließ; insbesondere die nach Westen gerichteten Fenster waren mit derartigen Flecken förmlich bedeckt. Nun ist dergleichen schmutzhaltiger Regen gewiß nichts ganz Seltenes; als man aber die Niederschläge mikroskopisch untersuchte und mit von Java übersandten Aschenproben von der Eruption verglich, fand man genau dieselben Bestandtheile, nämlich Glaskörnchen, bräunliche, fasrige, halb durchscheinende Stäbchen und schwarze, scharfeckige, augitähnliche Körnchen. Der einzige Unterschied bestand darin, daß die Theilchen des Niederschlages viel feiner waren, als die entsprechenden Aschentheilchen. Und in Madrid wurde in analoger Weise frisch gefallener Schnee mit demselben positiven Erfolge untersucht. Namentlich waren es, wie der betreffende Forscher, Macpherson, angibt, zahllose Theilchen von Pyroxen und Hypersthen, welche fraglos auf den vulkanischen Ursprung der Staubmassen hinwiesen.

Hiernach kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die glänzenden Lichterscheinungen der letzten Monate ihre Entstehung ungeheuern aber höchst fein vertheilten Wolken vulkanischen Staubes aus der Sundastraße verdanken, welche das Licht der Sonne in Folge der großen Höhe, bis zu welcher sie sich erstrecken, noch lange nach deren Untergang empfanden und theils, soweit sie aus undurchsichtigen Theilchen bestehen, nach der Erdoberfläche reflectiren, theils, soweit sie das Licht durchzulassen im Stande sind, dasselbe brechen, so von seiner Bahn ablenken und es ebenfalls in unser Auge gelangen lassen. Daß dieses Licht roth ist, hat wahrscheinlich keinen andern Grund als denjenigen, aus welchem auch jede gewöhnliche Morgen- und Abendröthe diese Färbung aufweist, nämlich den Durchgang der Sonnenstrahlen durch die Schichten der Atmosphäre, welche unmittelbar über der Erdoberfläche lagern, und von denen es bekannt ist, daß sie für rothes Licht durchlässiger sind, als für andre Lichtsorten; möglich auch, daß eine andere Erscheinung, die sogenannte Beugung des Lichtes, dabei mitwirkt; jedoch würde es hier zu weit führen, die Art dieser Mitwirkung zu erläutern.

Der wesentliche Unterschied zwischen der gewöhnlichen Morgen- und Abendröthe und dem Himmelsglühen ist die Zeit des Auftretens und Andauerns des letzteren. Während nämlich die Abendröthe unmittelbar nach Sonnenuntergang beginnt und namentlich im Winter nie länger als eine halbe Stunde andauert, beginnt das Himmelsglühen erst einige Zeit, oft mehr als eine halbe Stunde nach dem Verschwinden des directen Sonnenlichtes, und seine Dauer betrug in einzelnen Fällen über eine Stunde. Als es erlosch, hatte demnach die Sonne schon einen beträchtlichen Theil ihres nächtlichen Weges zurückgelegt, einen so großen, daß die Wolken, welche ihr Licht noch empfangen und uns übermitteln, sich mehr als zwei Meilen in den Weltraum hinauf erstrecken mußten. In solche Höhe können nach allen bisherigen Erfahrungen erdische Stofftheile nur durch eine plötzliche, außergewöhnliche Kraftwirkung gelangen. Wollte man also, nach der Ansicht einiger Gelehrten, die Lichterscheinungen durch Wassertheilchen oder Eiskrystalle erklären, so hätte man nur zwischen zwei Annahmen zu wählen: entweder man nimmt an, daß die Eruption in der Sundastraße außer festen Körpern auch große Massen Wasserdampfes emporgeschleudert habe, eben desjenigen Wasserdampfes, dessen Spannung dem Ausbruch eine so ungeheure Vehemenz verliehen habe, und es ist in der That nicht unmöglich, daß auf diese Weise Wasser zu Eis krystallisirt in jene Höhen gelangt sei und im Verein mit den Staubwolken die Reise um die Erde angetreten habe. Oder aber: man gibt den irdischen Ursprung der Eiswolken überhaupt auf und legt ihnen einen kosmischen Charakter bei. Im Weltraume vagabundiren ja, wie die moderne Astronomie gezeigt hat, so zahllose Körper jeglicher Art und Größe, feste und gasförmige, große und kleine; warum soll es nicht auch Wolken aus Eisnadeln geben, welche früher vielleicht einmal als Dämpfe die Hülle von Kometen bildeten, von diesen aber gelegentlich einer zu großen Annäherung an die Sonne abgestoßen wurden und nun ein selbstständiges Dasein führen? Eine solche Eiswolke hätte dann in den letzten Monaten eine Begegnung mit unsrer Erde gehabt. Diese Hypothese verdient als interessantes Phantasiegebilde auch jetzt noch Erwähnung, nachdem durch die Untersuchungen von Wageningen und Madrid die vulkanische Theorie sicher gestellt worden ist.

Das Himmelsglühen ist übrigens keineswegs die einzige Fernwirkung, durch welche sich die Katastrophe von Krakatau in den verschiedensten Erdgegenden bemerklich gemacht hat; es gibt deren mehrere, und in einem Berichte an die brittische Gesellschaft der Wissenschaften hat General Strachey dieselben übersichtlich zusammengestellt. Erstens hat dieser Forscher sich aus allen Ländern Beobachtungen des Barometerstandes mittheilen lassen, wie derselbe in den letzten Monaten von Stunde zu Stunde aufnotirt worden ist; er hat diese Zahlen nach der graphischen Methode in Curven dargestellt und in der That gefunden, daß diese Curven an mehreren, meist vier bis sechs Stellen plötzliche Unregelmäßigkeiten zeigen, welche man sich nur erklären kann, indem man annimmt, daß von der Sundastraße her eine Luftwelle sich nach Westen verbreitet hat, welche, aus abwechselnden Luftverdichtungen und Luftverdünnungen zusammengesetzt, das Quecksilber im Barometer an den Orten, über welche sie hinzog, ungewöhnlich gehoben, beziehungsweise herabgedrückt hat. Man kann aus jenen Beobachtungen die Geschwindigkeit berechnen, mit welcher die Welle fortgeschritten ist; sie ging nämlich in 36 Stunden einmal und dann in ungefähr derselben Zeit noch mehrmals um die Erde herum, legte also in der Stunde 150 Meilen, oder in der Secunde mehr als 300 Meter zurück; eine ungeheure Geschwindigkeit, nur wenig derjenigen nachstehend, mit welcher sich die unser Gehörorgan afficirenden Schallwellen fortpflanzen. Es ist dies ein auch wissenschaftlich hochinteressantes Ergebniß, insofern es zeigt, daß für diese langsamen Luftwellen im Grunde dieselben Gesetze gelten, wie für die aus ungleich rascheren Schwingungen bestehenden Schallwellen, mit dem einzigen Unterschiede, daß diese rascheren

Digitized by Google

Schwingungen sich ein klein wenig schneller fortpflanzen, wie man denn auch kürzlich gefunden hat, daß innerhalb des Bereichs der Töne die höheren, d. h. die durch raschere Schwingungen erzeugten, um eine Spur schneller unser Ohr erreichen, als die tieferen.

Außer der beschriebenen Luftwelle ist in jenen Augusttagen auch eine Wasserwelle von der Sundastraße ausgegangen und hat sich, einem Briefe des am Isthmus von Panama weilenden Herrn von Lesseps zufolge, an der Ostseite desselben in der Stadt Colon am 27. August um vier Uhr Nachmittags durch Niveauschwankungen bemerklich gemacht. Mit Hülfe des Maregraphs — eines modernen Apparates zum Messen und graphischen Aufzeichnen der Veränderungen des Meeresspiegels in Folge von Fluth und Ebbe sowie andern Einflüssen — konnte diese Niveauschwankung genau verfolgt und constatirt werden, daß sie bis fast zu einem halben Meter anstieg, sich mehrfach wiederholte und durch ihre größere Geschwindigkeit sich von Fluth und Ebbe deutlich unterschied, indem bei dieser zwölf, bei ihr aber nur ein bis zwei Stunden auf eine Periode kamen. In der Stadt Panama selbst, gegenüber an der Westküste, zeigte sich die Erscheinung nicht, ein Beweis, daß die Welle von Osten hergekommen war; und berechnet man demgemäß ihre Geschwindigkeit, so findet man eine nur wenig geringere, als diejenige der Luftwelle, nämlich ungefähr 250 Meter in der Secunde.

Diesen beiden großartigen Fernwirkungen der Sunda-Katastrophe steht die dritte, der Flug der vulkanischen Staubmassen um die Erde, würdig zur Seite. Ihm verdanken wir eine Naturerscheinung von seltener Schönheit, das hier eingehend besprochene Himmelsglühen; vielleicht aber — wenn eine Vermuthung gestattet ist — noch etwas Anderes. Die ungewöhnliche Wärme, welche in vielen Gegenden mittlerer Breite seit Monaten herrscht, und an welcher das Himmelsglühen, das uns außer Licht auch Wärme herabsendet, möglicher Weise nicht unbetheiligt ist.

Literatur und Kunst.

Emanuel Geibel und Adolf Friedrich von Schack.

Von Ernst Ziel.

Wenn wir uns anschicken, die soeben erschienenen „Gesammelten Werke" zweier Hauptvertreter der modernen deutschen Dichtung im Nachfolgenden gemeinsam zu beleuchten, die Werke Emanuel Geibels und Adolf Friedrich von Schacks, so ist es die sich unabweislich aufdrängende Evidenz äußerer und innerer Vergleichspunkte zwischen Beiden, welche uns dabei leitet. Beide Dichter — um zunächst auf das äußere Band hinzuweisen — sind Söhne des obotritischen Ostseestrandes, Geibel ein Lübecker, Schack ein Mecklenburger; Beide waren Stimmführer an der dichterischen Tafelrunde, welche vor mehr als zwanzig Jahren König Max II. von Bayern um sich versammelte, und heute, nachdem Beiden die Locke unter dem Lorbeer gebleicht, fügt es das Geschick, daß des Einen wie des Andern „Gesammelte Werke" gleichzeitig in derselben Wiege, gewissermaßen als literarische Zwillingskinder, das Licht der Welt erblicken — in der Wiege der J. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart. Aber auch die innere Analogie zwischen unsern Poeten ist eine in die Augen springende: Zunächst sind Beide durchaus vornehme Naturen; der Adel einer sublimen Gesinnung, die aristokratischen Schönheitslinien eines fein geschulten Formgefühls sind ihren Werken aufgeprägt, sodann aber — was eng damit zusammenhängt — fehlt der literarischen Production Beider das eigentlich Elementare und Ursprüngliche, das Kraftgeniale; ihnen Beiden geht eine markant ausgemeißelte individuelle Physiognomie ab. Je höher die geistige Schulung, desto mehr verwischen sich die Schattirungen des Persönlichen; der Patricier ist viel seltener ein Original als der Plebejer. So weisen denn auch Geibel und Schack, vielleicht gerade in Folge ihrer geistig vornehmen Haltung, in der Totalwirkung ihrer dichterischen Erscheinung viel weniger Eigenart und Individualität auf, als manch anderer Poet, der an Geist und Talent tief unter ihnen steht. Beide — Geibel namentlich in seiner ersten Periode — sind eben vorwiegend Eklektiker, wenn auch solche von feinstem Schliff. Und endlich ein dritter Vergleichspunkt: das geistige Schaffen Beider hat seine Quellpunkte, wie verdeckt sie auch mitunter liegen, durchaus im Bewußtsein unserer Tage; zwar: sie Beide fühlen nicht in jeder ihrer Schöpfungen der Zeit den Puls; akademischen Dichtungen, die mit dem Geiste unserer Tage wenig zu thun haben, begegnen wir hüben wie drüben, aber „wägen wir", wie Geibel es mit Recht fordert, „den ganzen Dichter", so finden wir doch, daß Beide, der Sohn des Lübecker Pfarrhauses nicht minder als der Sprosse des mecklenburgischen Grafenschlosses, echte Kinder ihrer Zeit und ihrer Nation sind; Beide bieten uns, wo ihr tiefstes persönliches Empfinden in ihren Werken zum Durchbruch kommt, einen oft überraschend feinen und empfindlichen Gradmesser für die geistige Temperatur und die geistigen Strömungen der Zeit im Allgemeinen wie unseres Vaterlandes im Besonderen.

Nach anderen Richtungen hin freilich sind Geibel und Schack ihrem Wesen wie ihrer Entwickelung nach sehr verschieden geartete Poeten: Geibels schöpferisches Naturell wurzelt mehr in der inneren Welt des Gefühls, Schacks mehr in der äußeren der Beobachtung; Geibel ist mehr Lyriker, Schack mehr Epiker; Geibel mit seinem wunderbar feinfühligen Instinct für die Schönheit der Form liebt mehr den melodischen Lakonismus des Liedes und den großen Stil des klassisch geschliffenen Reflexionsgedichtes; seine Harfe hat einen durchweg ernsten Klang; Schack dagegen, ein feiner Welt- und Menschenkenner, verleugnet nirgens seine Vorliebe für den breiteren Wurf des Zeit- und Situationsbildes oder für das kosmisch-philosophisch beleuchtete Natur- und Landschaftsgemälde; seine Palette weist eine reiche Farbenskala auf, und Humor und Ironie nehmen auf derselben eine breite Fläche ein. Eines aber ist es, was Geibel und Schack, wenn wir die Entwickelungslinien Beider verfolgen, am frappantesten unterscheidet: der klassische Eklekticismus Geibels, der den Dichter mit dem edelsten Geiste des Hellenismus nährte, ließ ihn weit über das Maß hinauswachsen, das seine Jugendpoesien anzulegen gestatteten; der romantische Eklekticismus Schacks dagegen, der auf morgenländische und spanische Elemente zurückzuführen ist, hat unseren Poeten, dessen Subjectivismus nicht immer stark genug war, um sich das Fremde zu assimiliren, sicherlich nicht gehoben, sondern ihn eher unter das Niveau hinabgedrückt, auf das ihn sein Talent ursprünglich gestellt. Die Geibel'sche Entwicklungslinie bietet das erfreuliche Bild des ununterbrochenen, stätigen Aufsteigens, einem klar bewußten Ziele entgegen; die Schack'sche Geistesbahn zeigt uns dagegen trotz des vielen Bedeutenden, das sie bietet, die schwankende Figur eines unruhigen Zickzacks.

Emanuel Geibels Werke umfassen in der vorliegenden Gesammtausgabe acht Bände. Welch eine großartige Stufenleiter künstlerischen Werdens und Wachsens findet in diesen acht Bänden ihre imposante Beurkundung! Vom sentimental angehauchten Liede und den Offenbarungen einer im überlieferten Kirchenglauben beschlossenen Gemüthswelt ausgehend, erfüllte sich die Geibel'sche Dichtung mit immer reiferem und tieferem Gehalte und prägte diesen Gehalt in immer vollendeteren Formen aus. Die anakreontischen Elemente, die in der frühesten Lyrik unseres Poeten den eigentlichen Grundton bildeten, verdichteten sich mehr und mehr zu den gedankenvollen Manifestationen einer vorwiegend gnomischen Dichtweise; an die Lyrik schloß sich in immer häufigeren Kundgebungen die in Ode und Geschichtsbild krystallisirte grandiose Reflexionsdichtung, wie sie unter den heutigen Deutschen eben nur Geibel aufzuweisen hat; daneben aber schritt eine auf klassische Ziele gerichtete Dramatik einher und endlich in den Jahren nationaler Größe, 1870 und 1871, in Verfolgung bereits früher eingeschlagener Bahnen, jene patriotische Kraft- und Kern-Lyrik, in welcher die Geibel'sche Poesie eine ihrer schönsten und zugleich männlichsten Blüthen trieb.

Digitized by Google

Wo bleibt, fragen wir, gegenüber der wahrhaft bedeutenden dichterischen Entwicklungsreihe, wie sie die vorliegenden acht Bände aufweisen, der ihrem Verfasser so oft gemachte Vorwurf der Schwächlichkeit, der Empfindsamkeit, der Backfischthümelei und wie die Mängel in der dichterischen Organisation Geibels sonst alle heißen sollen?! Geibel ist ein Dichter, der „im Lernen wachsend" durch das Leben schritt und der uns wahrlich nicht schwächer erscheinen darf, weil in dem Concerte seiner Dichtung neben der Orgel der Kraft auch die sanftere Aeolsharfenmusik zarten Empfindens ertönt.

Geibel ist von der Tageskritik niemals überschätzt worden, am wenigsten in seinen Erstlingsgedichten. Die Tendenzliteratur der vierziger Jahre warf aller Lyrik, wofern sie sich nicht in den Dienst der Politik stellte, den Fehdehandschuh hin, und der junge Lübecker Poet hat das fühlen müssen, wie nur Einer. Man kann von Geibel sagen: er hat sich sein Publicum errungen — trotz der Kritik.

Gleich die erste Sammlung seiner Gedichte machte ihn zum Liebling der Jugend, namentlich der weiblichen, und seine „Zeitstimmen" und „Juniuslieder" befestigten ihn in dieser Gunst, ob auch die Kritik aus ihrer lauen Haltung nur wenig heraustrat. Das stätige Wachsen des Dichters von Sammlung zu Sammlung ist nicht zu verkennen. Es ist in der That interessant, in den „Gesammelten Werken", deren beide erste Bände diese Jugenddichtungen enthalten, den Garten Geibel'scher Poesie von Sommer zu Sommer in immer köstlicherer Blumenpracht aufsprießen, ihn immer edlere Früchte zeitigen zu sehen. Beschränkt sich der Werth der ersten „Gedichte", die noch vielfach in den Bahnen Goethes und Heines, Uhlands und Platens wandeln, im Wesentlichen auf den musikalischen Wohllaut der dort gebotenen Strophen und Rhythmen, kommt der Dichter in derselben nur selten mit Schöpfungen eigenartiger geistiger Signatur zu Wort, so durchbricht er in den „Zeitstimmen" und den „Juniusliedern" schon energisch den Kreis subjectiven Empfindens und schüchternen Nachahmens fremder Muster oder leiht seinen poetischen Erzeugnissen, wo er den alten Boden nicht verläßt, doch eine größere Vertiefung, eine eigenthümlichere Incarnation. In den „Juniusliedern" hebt auch jene Reihe von Gedichten an, welche für die Geibel'sche Muse so charakteristisch sind, jene Reihe formenschöner Poesien, in denen er einen tieferen Gedankengehalt, eine ethische, moralische oder religiöse Idee, so völlig in das Element der Stimmung aufzulösen versteht, daß das Abstracte ein greifbares Concretes und zwar ein schönes Concretes, d. h. eben Poesie wird. Aber trotz des wohlthuenden Gefühls: hier sind wachsende Pegasusschwingen, die von Flug zu Fluge mehr und mehr erstarken, legt man doch die beiden ersten Bände der Geibel'schen Dichtungen mit der Empfindung aus der Hand: Der Genius, der hier waltet, hat den höchsten Gipfel seiner Entwickelung noch nicht erklommen.

Diesen höchsten Gipfel seiner dichterischen Entfaltung erreicht Geibel erst in den „Neuen Gedichten" und in den „Gedichten und Gedenkblättern", die den dritten Band der „Gesammelten Werke" bilden. Hier gibt er in fast überraschender Steigerung seines Talents sein Höchstes und Tiefstes; hier schreibt er sich selbst den Meisterbrief, der ihn in eine Reihe stellt mit den am feinsten organisirten Dichterseelen unserer Tage; hier legt er alles das nieder, was von seiner Lyrik auf dauernden Bestand Anspruch erheben darf. Der Liedercyklus „Ada", in dem alle Wehmuth, die ein Menschenherz zu empfinden vermag, sich ausweint, in dem aber auch alle Resignation, der ein Menschenherz fähig ist, erhebend zum Ausdruck kommt, ferner die tiefbedeutsamen Dichtungen „Babel", „Mythus vom Dampf", „Der Tod des Tiberius", „Der Bildhauer des Hadrian", die hochpathetischen Zeitgedichte: „Geschichte und Gegenwart" und „Mein Friedensschluß" — all diese und viele andere poetische Erzeugnisse Geibels aus jener Periode sind echte Blüthen vom Baume jener reinen und edelsten Schönheit, die ihre Wurzeln in einem edlen Menschenherzen hat, das sich eins fühlt mit dem Herzen der Menschheit und die Dinge sub specie aeterni sieht.

Auf derselben Höhe wie die „Neuen Gedichte" und die „Gedichte und Gedenkblätter" stehen die „Spätherbstblätter", die gemeinsam mit den „Heroldsrufen" den vierten Band der „Gesammelten Werke" bilden. Die „Spätherbstblätter" gemahnen, wie ein abendlicher Blick von einer hohen Warte aus auf den tagsüber zurückgelegten Weg; sie haben eben eine große Höhe des Standpunktes aber auch die ganze Wehmuth der abendlichen Beleuchtung — das Tagewerk ist vollbracht; man blickt nur noch resignirt zurück: an die Stelle der freudigen That tritt die beschauliche Erinnerung, und die Erinnerung ist auch die eigentliche Muse dieser „Gedenkblätter", die ihrer großen Mehrzahl nach mit dem ganzen Zauber einer aus der Seele geborenen Poesie Momente und Gestalten der Vergangenheit in ein elegisches Licht rücken. Etwas Seniles haben sie nirgends, wohl aber liegt hier und da eine gewisse Müdigkeit über ihnen ausgebreitet, die nur dazu angethan ist, den eigenartigen Reiz gedämpfter Stimmung zu erhöhen, den sie athmen.

Einen glücklichen Gegensatz von großer Wirkung gegenüber den resignirten „Gedenkblättern" bilden im Arrangement der „Gesammelten Werke" die jenen unmittelbar folgenden, meistens resolut einherschreitenden „Heroldsrufe", die zu den glänzendsten Blättern nicht nur der Geibel'schen sondern der modernen deutschen Lyrik überhaupt gehören. Geibel ist der poetische Herold unserer großen nationalen Errungenschaften par excellence. Stellte die vormärzliche politische Lyrik — Herwegh, Prutz, Dingelstedt u. A. — ein verschwommenes Programm auf, so strebte die patriotische Dichtung Geibels von vornherein einem festen concreten Ziele zu; in der Beleuchtung der Ahnung funkelt die deutsche Kaiserkrone, die verlorene, wiederzugewinnende, überall aus den Tiefen der Geibel'schen vaterländischen Lyrik vor 1870 herauf; mit prophetischem Gemüthe hat diese Lyrik die deutschen Schicksale der jüngsten Jahrzehnte fast Schritt für Schritt voraus verkündet, und daß sie dies gethan, leiht unserm Geibel neben dem Lorbeer des Dichters noch den des patriotischen Weisen und Sehers, und dieser Lorbeer gehört zu den schönsten Ehrenzieren, die ihn schmücken.

Ueber die Brücke des fünften Bandes, der den psychologisch so fein gedachten Monolog „Ischarioth", die „Dichtungen in antiker Form" und das „Klassische Liederbuch" enthält, gelangen wir zu den Dramen, die den sechsten und siebenten Band umfassen. „Geibel ist kein Dramatiker" — dieses schnellfertige Wort hat, dank einer saloppen und gedankenlosen Kritik, heute nahezu die Bedeutung eines literarhistorischen Dogmas erhalten. Und doch schießt es weit übers Ziel hinaus. Geibel ist kein Dramatiker, wie unsere Zeit ihn haben will, aber eine spätere wird ihn zu würdigen wissen. Wenn die Fähigkeit, in die Abgründe der Menschenbrust hinabzutauchen und dort gewaltige Leidenschaften und Conflicte zu erwecken, wenn die andere Fähigkeit, plastisch herausgebildete Gestalten in eine wechselvolle Handlung zu stellen und diese Handlung durch jene Gestalten fortschreitend zu bewegen und consequent zu entwickeln, wenn diese Fähigkeiten, vereinigt mit einem hinreißenden Pathos der dichterischen Sprache, Eigenschaften des echten Dramatikers sind, so zählt der Verfasser der „Brunhild" und der „Sophonisbe" gewiß nicht zu den Letzten unter den Bühnendichtern des heutigen Deutschland. Wir gehören nicht zu denen, die blind sind gegenüber den mannichfachen Schwächen der Geibel'schen Dramatik; wir verkennen keinen Augenblick, daß die lyrische Kraft in unserm Dichter weit größer ist als die dramatische und daß seine dramatischen Schönheiten meistens nur secundäre Erscheinungen auf der primären Basis seiner Lyrik sind; wir verschließen uns nicht dagegen, daß er in der Wahl seiner dramatischen Stoffe vielfach gegen einen der vornehmsten Paragraphen der modernen Poetik verstößt, welcher fordert: die Voraussetzungen unserer Poesie sollen sich decken mit den Voraussetzungen unserer Cultur und Bildung; auch im Einzelnen wollen wir die Mängel seiner Dramatik durchaus nicht bemänteln: voll und ganz geben wir beispielsweise zu, daß in „Brunhild" die Abschwächung des Walkürenzorns der Heldin und das Fehlen der zauberkräftigen Tarnkappe die innere Glaubwürdigkeit der Dichtung stark beeinträchtigen, daß ferner der tragischen Katastrophe in der „So-

Digitized by Google

phonisbe" die psychologische Motivirung fehlt und daß die Lustspielprätensionen des „Meister Andrea" in einem formellen Widerspruche stehen zu seinem possen- und schwankartigen Inhalte. Aber belasten wir immerhin das Conto der dramatischen Leistungsfähigkeit Geibels mit all diesen Mängeln, so bleibt trotzdem noch ein imposanter Ueberschuß zu Gunsten des Dichters, und dieser Saldo lautet: geistige Tiefe neben echt dramatischem Leben, Größe der Conception neben stricter Consequenz der Durchführung, Plastik der Charakterzeichnung neben edler Klassicität des Stils. Die heutige praktisch-industrielle Bühnenära bringt diesen leuchtenden Vorzügen der dramatischen Muse Geibels freilich keine Sympathien entgegen, der verständnißvolle Leser aber wird sich dem Zauber derselben nicht zu verschließen vermögen.

Die „Gesammelten Werke" bieten uns die Geibel'schen Dramendichtungen in nachstehender Reihenfolge: „Brunhild", „Loreley", „Aechtes Gold wird klar im Feuer", „Sophonisbe", „Meister Andrea" und „Die Jagd von Beziers", wobei wir die vom Dichter beliebte Weglassung seines vielfach unreifen Jugenddramas „König Roderich" nicht beklagen.

Es ist ein Geschenk von hohem und bleibendem Werthe, welches der Nation mit diesem vollen Kranze der Werke Emanuel Geibels, die im achten Bande mit den Gelegenheitsgedichten und den Uebersetzungen abschließen, in die Hand gelegt wird. Einer weiten Verbreitung darf diese Geibel-Edition von vorn herein sicher sein; denn neben dem literarischen ist es ein persönliches, ein psychologisches Interesse, das sie einflößt: der Lyriker — und das ist Geibel doch in erster Linie — gibt immer sich selbst, und seine gesammelten Werke sind die Geschichte seiner Seele. Alldeutschland wird warmen Herzens nach dieser Seelengeschichte seines mit Recht gefeiertsten und populärsten Lyrikers greifen.

Was Geibel in so vollem Maße bereits besitzt, die Popularität, das gehört für Adolf Friedrich von Schack, zu dessen „Gesammelten Werken" wir uns jetzt wenden, noch zu den Gütern der Zukunft. Die mangelnde Theilnahme des Publicums kann einem so ganz und gar auf rein künstlerische Zwecke gerichteten Dichter gegenüber, wie Schack einer ist, nicht Wunder nehmen, und wie die Welt heute nun einmal ist und auf lange Zeit hinaus auch wohl noch bleiben wird, hat die Schack'sche Muse fürs Erste auch wohl wenig Chance, den Markt zu erobern. Die Popularität eines Dichters kann niemals einen Gradmesser abgeben für den Werth seiner Erzeugnisse; denn viel mehr als der geistige und dichterische Gehalt ist es ja die poetische Einkleidung desselben, welche einen Dichter volksbeliebt macht. Schack gebietet nicht über die einschmeichelnde Form der Geibel'schen Lyrik. Seine Dichtung schreitet meistens auf dem Kothurn der Reflexion; ihr ist das os magna sonaturum in vollem Maße eigen; ebenso häufig jedoch schwingt sie die Geißel einer überlegenen Satire; die Positur des Kampfes ist ihre natürliche Positur, und das Lächeln der Ironie steht ihr ebenso gut zu Gesicht wie die Falte des Denkens, aber den schmelzenden Ton weicher Empfindung trifft sie nur selten. Die in sechs Bände geordneten „Gesammelten Werke" bezeugen das. Schacks menschliche Seite, seine pantheistische Weltanschauung und seine vorwiegend pathetische Gefühlsrichtung, kommt natürlich am meisten in seinen Dichtungen von subjectivem Gepräge zum Austrag. Das sind seine lyrischen Gedichte und „Die Nächte des Orients". Die ersteren, welche der Dichter in die Abtheilungen „Gedichte", „Lotosblätter" und „Weihgesänge" gruppirt und die wir im ersten und im vierten Bande der „Werke" finden, athmen fast durchgängig jenen Geist einer schönen Idealität, welcher in unserer Literaturgeschichte durch die Namen Schiller, Hölderlin, Platen bezeichnet wird; sie haben den Weitblick in Geschichte und Welt und den Tiefblick in das Herz des Menschen und der Natur; in den marmorschönen „Weihgesängen" erheben sie sich in begeisterter Propaganda für die modernen Naturwissenschaften und die Lehren Darwins zu einem die Menschheit und ihren Fortschritt feiernden Hymnenschwunge, der einen entschieden großen Zug hat. Auch in den „Nächten des Orients" pulsirt das Blut einer subjectivsten Lyrik, obwohl sie sich in eine Art episch-didaktisches Gewand kleiden. Wir haben hier ein geschichtsphilosophisches Gedicht von glänzendem Colorit vor uns, das nach den höchsten Gedankenzielen strebt. Der Dichter wendet sich in dieser großartig angelegten und tiefsinnig durchgeführten Psalmodie anfänglich mißmuthig von seiner Zeit ab; er glaubt mit den vergangenen Geschichtsperioden das Heil der Menschheit versunken, findet aber nach langen pessimistischen Gedankenirrgängen seinem Räthsel endlich doch die optimistische Lösung: „nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft liegt das goldene Zeitalter", und mit einer farbenprächtigen Vision, welche uns das Bild dieser Zukunft vor Augen stellt, sowie einer Apostrophe an Deutschland schließt er seine Dichtung grandios ab.

Einen breiten Raum nehmen in den „Gesammelten Werken" die Dichtungen epischen Genres ein. Streng genommen begegnen wir bei Schack nur einem einzigen Epos reiner Form: den „Plejaden". Es ist wenigstens das einzige Schack'sche Epos großen Styls. Das Griechenland der Perserkriege wird uns hier al fresco mit der ganzen Gluth südlicher Farbengebung zur Anschauung gebracht. Groß und frei wogen in gewaltiger Bewegung die Massen; plastisch und scharf umrissen treten die einzelnen Gestalten aus dem Rahmen des Ganzen hervor, und mitten aus dem wüsten Kriegsgemälde heraus, von dessen Hintergrunde sich die Schlacht bei Salamis schrecklich schön abhebt, grüßt uns das zart untermalte Bild der Liebe des Heldenjünglings Kallias zu der schönen Arete. „Die Plejaden" werden immer zu den edelsten Hervorbringungen unserer modernen epischen Kunst zählen.

Auf einem niedrigeren Kunstniveau stehen — schon ihrer Gattung nach — ohne Frage die Romane in Versen „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig", welche in ihren mit barocken Reimen bunt geschmückten Octaven zwar einen romanhaften Vorgang schildern, in die leicht hingeworfene Erzählung aber à la Wistlecraft und Byron ein vielfarbig schillerndes Mosaik behend und zwanglos hineinflechten, ein Mosaik von eigenen Erlebnissen und Lebensanschauungen des Dichters, von Reflexionen und Excursen ernsthafter und schalkhafter, satyrischer und phantastischer Art.

Klingen die Schack'schen erzählenden Dichtungen vielfach an den behaglichen, breiten Plauderton der morgenländischen Epik an, so verleugnen auch seine Dramen keineswegs diesen eklektischen Zug, indem sie sich an die Vorbilder theils der spanischen Dramatiker, theils des Aristophanes anlehnen. Nichtsdestoweniger sind sie Werke von selbstständiger geistiger Prägung, und mit Recht darf man sagen: In seinen dramatischen Dichtungen steht unser Poet voll und ganz im Zenith seiner Kunst; sie bilden eine imposante Kette, diese Dramen: „Die Pisaner", „Gaston", „Timendra", „Atlantis", „Heliodor" und „Kaiser Balduin", woran sich die politischen Komödien „Der Kaiserbote" und „Cancan" schließen, welche sämmtlichen Dichtungen die beiden Schlußbände der „Werke" ausmachen.

Eine liebevolle Vertiefung in die „Gesammelten Werke" des Grafen Adolf Friedrich von Schack wird jedem für poetische Schönheiten empfänglichen Leser den Wunsch nahe legen, diese dankenswerthe Gesammtausgabe möge dazu beitragen, daß der Dichter der „Nächte des Orients" und „Heliodors" im Herzen der gebildeten deutschen Leserwelt mehr und mehr einen gleichen Ehrenplatz sich gewinne, wie ihn der Uebersetzer des Firdusi und der Geschichtschreiber des spanischen Dramas in exclusiveren Kreisen längst gefunden hat.

Ein Schmerzensschrei aus Venedig.

Von Wilhelm Lauser.

Der arme Alesandri! Da hatte er, fleißig wie immer, und wie immer voll heiliger Begeisterung für die Reliquien aus der ruhmvollen Vergangenheit seiner Vaterstadt, Tag für Tag auf dem Ponte dei Baretteri in der Merceria gesessen, um das vom

Digitized by Google

Dogen Ziani gestiftete Hochrelief des Drachentödters Georg am Kloster S. Giorgio maggiore, eines der beliebtesten Wahrzeichen Venedigs, zu malen. Doch siehe, als er eines schönen Morgens wieder kam, war die Skulptur verschwunden, in heimlicher Nachtstunde entfernt, um ein Spottgeld nach England verkauft, wo sie ohne Zweifel im Park eines reichen Kunstnarren bald unter dem Einflusse des nordischen Himmels verwittern wird. Alesandri schwieg nicht, wie seine landsmännischen Kunstgenossen, zu dem neuen Frevel, der an Venedig und an seiner eigentlichen künstlerischen Domäne begangen worden. Er protestirte öffentlich dagegen, daß der Staat und die Stadt sich in solcher Weise von einheimischer und fremder Habgier ausplündern lasse. Und alle Localblätter stimmten in seine Klage ein, daß der „Ausschuß für Ueberwachung der Denkmäler", eine sonst ganz achtbare Gesellschaft bejahrter Künstler, zu schlafen scheine. Allein während der paar Wochen wenigstens, die ich diesen Herbst in der Lagunenstadt zubrachte, kam mir nichts von einer Wirkung dieser Beschwerden zu Ohren. Jener Ausschuß beklagte sich seinerseits nur bitter, daß Alesandri in seinem Schmerze die erste Künstler- und Bürgerpflicht, die Höflichkeit, außer Acht gelassen habe. Andere wunderten sich, daß man gerade wegen des verschwundenen heiligen Georg so großen Lärm mache. War doch erst vor kurzem ganz geräuschlos die große Reliefstafel der Madonna vom Campo Sta Margherita abhanden gekommen! Hatte doch kein Hahn darnach gekräht, als die Reliefstafel des heiligen Joseph mit der Madonna vom Balkone des Bruderschaftsgebäudes der Bauhandwerker verschwand, und, gleichfalls während der letzten Wochen, derselben das Madonnenrelief des Fondaco dei Tedeschi (am Canal grande!), sowie der reizende Barock-Balkon bei S. Giorgio degli Schiavoni nachfolgte! Noch andere Kunstwerke werden wohl bald den Weg dieser Skulpturen wandeln; und der Pessimismus, das venetianische Uebel auf alle Italiener ausdehnend, erfand den Witz, eine englische Gesellschaft habe jetzt sogar die Insel Caprera nebst Haus und Grab Garibaldis käuflich erstanden und wolle das Ganze nach England überführen.

In einer Gesellschaft deutscher Künstler, die sich allabendlich auf der Terrasse des Hotel Bauer und Grünwald beim Wiener Bier vereinigte, wurde dieser Unfug des Verschacherns öffentlicher Denkmäler oft und eifrig besprochen. Wir kamen überein, daß der geheimen Entfernung von Bildern, Stein- und Holz-Skulpturen aus dem Innern der Palazzi zwar schwerlich ein Riegel vorgeschoben werden könne, daß aber Behörden und Künstlervereine und Commissionen Venedigs vielleicht für einen Schmerzensschrei nicht ganz unempfindlich bleiben dürften, wenn derselbe im befreundeten deutschen Lager erhoben würde. Zugleich gedachten wir noch anderer Arten Vandalismus, die heutzutage in Venedig blühen und den Schönheiten der Lagunenstadt Untergang drohen. Daß der Canal grande durch plumpe Eisenbrücken bereits „verschandelt" ist, wie ein anwesender Oestreicher fortwährend jammerte, und daß pustende, rauchende und pfeifende Dampfer die stillen, poetischen Gondeln auf demselben mehr und mehr verdrängen, daran läßt sich nun leider nichts mehr ändern und das Bedürfniß der Gegenwart mag hier in seinem Rechte bleiben. Aber warum ersetzt man immer mehr die malerischen, meist so schön geschwungenen Steinbrückchen im Innern der Stadt durch häßliche, steife Eisenstege, wie sie wohl in einem englischen Square am Platze sein mögen? Was ist für eine Vernunft dabei, daß man die alten, lieben Calli, in deren Halbdunkel sich das venetianische Volksleben so gemüthlich entfalten konnte, zu langweiligen, breiten Straßen erweitert, in die sich Sommers die Sonne mit unerträglicher Hitze hineinlegt, und in denen sich Winters der frostige Wind ungehindert tummelt? Und warum sucht man den freilich, wie es scheint, nicht für immer zu verhindernden Proceß der Versandung und Verschlammung, der Venedig mit dem Lose Aquilejas droht, eher zu beschleunigen als aufzuhalten, indem man Canäle zuschüttet und damit, so lange wenigstens Fuhrwerke nicht verkehren können, die Fortschaffung schwerer Lasten unmöglich macht? — Ja freilich, hier liegt es; es gibt in Venedig seltsame Schwärmer, die von einer Zukunft träumen, da lange Boulevards die Stadt durchschneiden und Einheimische und Fremde im Fiaker zum Marcusplatz fahren können!

Eine andere municipale Krankheit richtet nicht minder große Verheerungen in dem alten Venedig an. Das ist die Anstreichwuth. Allenthalben sieht man gegenwärtig die alten Häuser mit Gerüsten umhüllt. Hinter den an denselben aufgespannten Strohmatten arbeiten Maurer mit dem Spitzhammer darauf los, um die Flächen für den Anstreicher herzurichten. Der wohlweise Rath der Stadt hat nämlich befunden, daß die im Lauf der Jahrhunderte angesetzte Patina der Backsteinbauten das Auge beleidige, sowie daß Häusermauern mit Löchern der Gesundheit abträglich seien. So wurde denn ein Delegato straordinario aufgestellt, der alle Gebäude aufzuschreiben hatte, die einen funkelneuen Anstrich erhalten sollten. Dem Geschmack der Hausherren sollte hierbei nicht vorgegriffen werden. Dieselben scheinen im Uebrigen vorzugsweise ihren Geldbeutel zu Rathe zu ziehen. So strahlt z. B. die glühende Mittagssonne heute erbarmungslos von einer weißen Kalkdecke wider, mit der sämmtliche Häuser des einst so malerischen Campo S. Bartolomeo überzogen worden sind. Am Fondaco dei Tedeschi verschwinden unter dem weißen Kalkanstriche die letzten Spuren der Tizianischen Fresken. Dafür sieht man an manchen Häusern, die mehrere Eigenthümer haben, eine merkwürdige Polychromie zur Geltung kommen: in einem Stockwerke Grün, im andern Weiß, im dritten Roth, je die Lieblingsfarbe des betreffenden Besitzers.

Der Ausschuß für Ueberwachung der Denkmäler schläft ruhig auch bei diesem Farbengräuel, unter dem Gesimse, Säulen, Kapitäle, Fresken begraben werden. Und die einzige Hoffnung derjenigen, die für den Lokalton der Gebäude Venedigs Sinn haben, ist die Salzluft, die mit der Zeit von den Steinen die Tünche wieder wegfressen wird, und die Erfahrung, daß in Venedig Polizeivorschriften, auch die unsinnigen, nur eine kurze Frist in Kraft zu bleiben pflegen.

Inzwischen haben wir uns damals im engeren Kreise, dem übrigens auch mehrere Eingeborene sich anschlossen, gelobt, unsere Stimmen gegen den in Venedig grassirenden Vandalismus, wo wir nur können, zu erheben. Als unser Reigenführer ist denn auch der seit langen Jahren in Venedig ansässige Maler August Wolf aufgetreten, dem wir die herrlichen Copien venetianischer Meister in der Galerie Schack und, in neuerer Zeit, nicht minder herrliche Originalbilder verdanken. Derselbe berührte einen besonders wunden Punkt, indem er sich also vernehmen ließ: Ein Gefühl des Bedauerns kann nicht unterdrückt werden, daß industrielle Unternehmungen aller Art, deren Nutzen für Venedig nicht in Abrede gestellt werden soll, die ganze äußere Physiognomie der Stadt von der Lagune her verändert haben. Wer sollte nicht die der gänzlichen Vernichtung gleichkommende Veränderung der poesievollen Insel Sta Elena, welche mit ihrer Klosterruine und ihren Pinien und Rosen, ihrem schattigen Park, einem Märchen gleich aus den Lagunen aufstieg, tief beklagen? Sie ist ums Dreifache vergrößert und in eine große Maschinenfabrik umgewandelt worden. — Eines der ältesten Stadtviertel Venedigs, S. Niccolo, mit seiner malerischen Straße, die rechts und links die malerischsten Fischerhütten interessant machten, in deren Mitte sich die Säule mit dem Löwen von S. Marco erhob, bei welcher auch die Wohnung des sogenannten Dogen der „Niccolotti" gezeigt wurde: Alles das ist seit einigen Wochen spurlos verschwunden. Ueber Alles weg lagerte sich eine kolossale Baumwollspinnerei mit ihren großen Kaminen, in welcher Hunderte lieblicher, schwarzäugiger Töchter der Lagune im Getöse der Maschine und im Staube verkümmern werden, statt daß sie sorglos und friedlich auf der großen Wiese am Strande jeden Montag Abend sich bei Tanz und Lustbarkeit ergötzen. Denn auch die nahe beiliegende Wiese bei der aufgehobenen Kirche Sta Martha existirt nicht mehr. Dieser Tummelplatz des harmlosen Volkes von S. Niccolo, welchen Passini so oft mit Vorliebe behandelte, ist ein Lagerplatz für Baumaterial aller Art geworden. Statt des Blickes auf die Lagune und die fernen Euganeen, sowie auf die gegenüber-

Digitized by Google

liegende Giudecca erhebt sich bis zu S. Andrea ein hoher Eisenbahndamm, welcher auch die einst so schöne Aussicht nach den Alpen vom Campo di Marte uns verdeckt.

Die Stimme des deutschen Künstlers ist nicht wirkungslos verhallt, und manche landsmännischen Kunstgenossen Alesandris mußten sich jetzt eingestehen, daß sie nur ihre eigene Sache vertheidigen, wenn sie zum Schutze Venedigs gegen die Vandalen des Tages ausrücken. Der erste unter den Antiquaren Venedigs, gegen welche als geschäftsmäßige Förderer des Vandalismus zunächst der Groll von Künstlern und Kunstfreunden sich wandte, Guggenheim, hat zwar die Aufregung zu beschwichtigen gesucht, indem er dieser Tage aus seinem Besitze Mehreres dem Museo Civico von Venedig schenkte, u. A. ein von ihm gekauftes Relief San Martinos zu Pferd von der Kirche gleichen Namens. Dies konnte jedoch den Secretär des städtischen Museums, Grafen A. P. Zorzi, nicht mehr abhalten, gegen den Vandalismus eine Lanze zu brechen. Er that dies zunächst, im Anschluß an A. Wolfs Klagen, in dem vorletzten Hefte der Pariser Zeitschrift L'Art, wo er sich vorzüglich mit dem von Wolf betrauerten Schicksale Sta Elenas und Sta Marthas beschäftigt. Der Venetianer führt hier aus, daß nichts leichter wäre, als die industrielle, commercielle und moralische Entwicklung Venedigs mit der Erhaltung seines künstlerischen und geschichtlichen Charakters zu versöhnen. „Wenn man wenigstens den gesunden Menschenverstand hätte, die für rein industrielle Bauten geeigneten Orte auszusuchen, und das Anstandsgefühl, bei den neuen Bauten den Eingebungen eines Geschmacks, der die Einfachheit nicht ausschließt, zu folgen! Aber nein, man möchte sagen, die Leute strengen sich an, jeden künstlerischen Schein zu unterdrücken, man wolle absichtlich auf die Vorschriften des Geschmacks keine Rücksicht nehmen. Die Häuser, die man baut, gleichen Kasernen, und die Ateliers Ställen. Man möchte aus Venedig, diesem wunderbaren Kunstwerk, eine große Industriestadt machen, wie Liverpool, Lille, Manchester, Lüttich u. s. w. und man begreift nicht, daß die künstlerische Physiognomie Venedigs zerstören einfach es zu Grunde richten heißt". An den beiden Beispielen von Sta Elena und Sta Martha sucht Zorzi nun die Gefahren dieser Manie nachzuweisen. Er erzählt die denkwürdige Geschichte der Kirche von Sta Elena, schildert die Kunstschätze und geschichtlichen Denkmäler, welche dieselbe schmückten, und die reizende, poetische Umgebung derselben von ehedem. Aber beredter noch als seine Feder ist der Stift Ettore Titos, welcher in den Text Zorzis hinein die Abbildungen Sta Elenas aus dem Anfang des Jahrhunderts (nach einem alten Bilde) und aus der Zeit vor dem Verkauf an die venetianische Baugesellschaft und sodann in dem abstoßenden Zustande gezeichnet hat, in welchem es sich heute als Fabrikstätte befindet. Und in reizenden Bildern schildert der Schriftsteller und der Zeichner sodann die fröhlichen und glänzenden Feste von Sta Martha, deren Schauplatz heute der modernen Industriewuth geopfert ist. Ich wollte, sagt Zorzi, an alle diese Dinge erinnern, weil es heute Mode ist, zu sagen, daß alle diese Veränderungen, indem sie die Vergangenheit zerstören, Venedig ein neues Blut einflößen; was mich betrifft, so bin ich kein Freund der Baumwollspinnereien und Industriegebäude; ich beschränke mich darauf zu wiederholen, daß man neue Behausungen bauen könnte, ohne die alten Bauten zu zerstören ... Zorzi will später noch andere Beschreibungen jener venetianischen Stadtviertel geben, die ihren Lokalcharakter verlieren sollen, damit wenigstens, nach ihrem Verschwinden aus der Kunstwelt, eine Erinnerung und ein Protest von Zeitgenossen übrig bleibe. „Das wird eine Urkunde für diejenigen sein, welche einst wissen möchten, was Venedig war, bevor es durch Nachäffung der großen festländischen Industriestädte dahin gelangt war, nur noch eine lächerliche, anspruchsvolle Stadt, eine Ansammlung von Bauten zu sein ohne Kunst, ohne Geschichte und ohne Namen!"

Der Teufel.

Eine Biographie.

Von Johannes Scherr.

(Schluß.)

IV.

So brachen denn die „Hochgeziten", nibelungisch zu reden, die Jubeljahre, Festtage und Lustnächte des Teufels an. Er war jetzt in Wahrheit der „Fürst dieser Welt". Für mehrere Jahrhunderte. Ihn zu glauben, war eine strenge religiöse Pflicht, ihn zu leugnen, ein todeswürdiges Verbrechen. Er war fraglos die erste Lebensmacht, denn er beherrschte die Gedanken der Menschen und hielt ihre Seelen im Banne des Schreckens, ihre Sinne unter dem Joche der Furcht.

Unter sothanen Umständen mußte das Reich Gottes, dem der Untergang zu drohen schien, in schwere Angst und große Sorge gerathen. Aber seine Streiter verzagten nicht, rüsteten eifrig zum Kampfe, pflanzten die Kreuzstandarte auf und begannen „in hoc signo" den großen Krieg gegen den Fürsten der Finsterniß und alle seine Dämonen, sowie gegen seinen Anhang in der Menschheit, gegen Ketzer und Ketzerinnen, gegen Zauberer und Hexen. Das heilige Offiz („sanctum officium"), gemeiniglich Inquisition benamset, war das große Arsenal, in welchem die Waffen gegen alle Teufelei, Ketzerei, Zauberei, Hexerei geschmiedet und zum Gebrauche fertiggestellt, auch schon mit brennendem Eifer für das Reich Gottes geschwungen und gezückt wurden. Aber es fehlte, wenigstens bei uns in Deutschland, noch der rechte Drang und Trieb zum Kampfe gegen den Satan und alle Satansgenossen. Das beschwerte dem heiligen Vater und Statthalter Christi, Innocenz dem Achten, nicht wenig das Gemüth. Um sich dieser Beschwerniß zu ledigen, beschloß er in seiner Unfehlbarkeit einen großen Schlag zu thun. Am 5. December von 1484 schleuderte er sein großes Kriegsmanifest, die Bulle „Summis desiderantes", kraft welcher das ganze knieende und das gesammte sitzende Heer, d. i. Klerisei und Juristerei, im deutschen Reiche gegen den schwarzen Höllenwirth und dessen Armada mobilisirt wurde. Bevor aber der Krieg losgehen konnte, mußte auch ein tüchtiger Feldzugsplan beschafft werden. Diesen beschafften mitsammen die beiden klerikalen Generalstäbler Jakob Sprenger und Heinrich Krämer (Institor), Inquisitoren für Rheinland und Oberdeutschlaud, nämlich den „Malleus maleficarum", den Hexenhammer, welcher zuerst in Köln 1489 (?) und dann wiederholt gedruckt, die Hexen, die Zauberer, die Ketzer und deren Herrn und Meister selbst, den Teufel, zerhämmern und zermalmen sollte. Nach Anleitung dieses Plans konnten die Streiter vom knieenden und vom sitzenden Heer, die Schwarzflaggen und die Rothflaggen, zu „Malefizgerichten" organisirt, den Krieg gegen das „ausgelassene wüthige Teufelsheer", wie der große Zauberer- und Hexenkenner Bodinus („De magorum daemonomania") es beschrieben hat, anheben und fortführen, den längsten und fürchterlichsten Krieg, so jemals unser Land mit Qualen und Tod, mit Brand und Mord heimgesucht und deutschen Boden mit Blut und Thränen befeuchtet hat. Ich darf mich enthalten, diesen Krieg, sonst gewöhnlich der Hexenproceßgräuel geheißen, hier zu schildern, da ich auf die anderwärts, wiederholt und nach den zuverlässigsten Quellen und Hilfemitteln von mir gegebenen Darstellungen desselben verweisen kann.*)

Das Scheußlichste im Hexenwahn war die teuflische Buhlschaft. Der böse Feind machte sich als „Incubus" oder „Succubus" zum Buhlen der Mitglieder seiner Gemeinde. Die Verleugnung Gottes (und Marias) war die unumgängliche Bedingung eines Pactums mit dem Teufel, die Buhlerei mit ihm die Besiegelung des Vertrags. Zu kolossaler Wüstheit schlug sie aus in den Orgien des Hexensabbaths. Da, in der Walpurgis-

*) Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, 8. Aufl. (1882), S. 365 fg. Geschichte der deutschen Frauenwelt, 4. Aufl. (1879), Bd. II, S. 136 fg. Germania, 4. Aufl. (1884), S. 220 fg.

Digitized by Google

nacht, sitzt der Fürst der Finsterniß der Festversammlung der Zauberer und Hexen vor auf einem Throne von Ebenholz, düster majestätischer Haltung, halb ein schwarzer Mann, halb ein schwarzhaariger Bock. Seine Füße gleichen Gänsefüßen, seine Finger laufen in Geierkrallen aus, am Kinn hat er einen Bocksbart, am Rücken einen langen Kuhwedel. Er trägt eine aus Hörnern gebildete Krone, außerdem noch zwei Hörner am Hinterkopf und ein großes Horn mitten auf der Stirne. Von diesem Stirnhorn geht ein Schein aus, der heller ist als der Mond, und auch die großen runden Eulenaugen strahlen in schreckhaftem Glanz. Ein netter Herr, das muß man sagen, vollends als Galan gedacht.

Die Reformation hat den wilden Brand der Teufels-, Zauber- und Hexenfrage nicht gelöscht. Im Gegentheil, sie hat denselben noch mehr angefacht, weil die Protestanten mit den Katholiken wüthend wetteiferten, das Reich Gottes gegen das Reich Satans zu vertheidigen und zu stärken, d. h. Zauberer und Hexen zu verbrennen. Es hat bekanntlich nie einen Menschen gegeben, der standhafter an die Macht und Pracht des Teufels geglaubt hätte als der Doctor Luther. Sein ganzes Leben lang hat er sich mit dem bösen Feind herumgehauen. Mitunter nahm dieser Kampf absonderliche Formen an. Mit verblüffender Ernsthaftigkeit erzählt uns Luther*), wie eines Nachts auf der Wartburg ihm der Teufel über seinen Vorrath an Haselnüssen gekommen und deren „eine nach der andern mächtig hart an die Balken der Schlafkammer quitzte". In Erwiderung einer ähnlichen Freundlichkeit warf dann der Doctor dem Satan das bekannte Tintenfaß an den Kopf. Was sich liebt, neckt sich. Der Höllenkönig machte ihm häufig und in verschiedenen Gestalten seine Aufwartung. In Koburg einmal in Gestalt eines Sterns, in seinem Garten zu Wittenberg ein andermal als schwarze Wildsau. Das Papstthum war dem weiland Augustinermönch bekanntlich eine satanische Gründung. Noch unlange vor seinem Tode ließ er die „fromme und nützliche" Brandschrift „Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestift" ausgehen. Nächst dem Teufel und dem Papst, item auch allen, welche nicht an *seine* Unfehlbarkeit glauben wollten, hatte er insonderheit die Juden auf dem Rohr und — die Vernunft. Diese war ihm, welcher dem abgeschmackten Aberglauben bornirter Lutheraner zufolge „der Begründer der Denkfreiheit in Deutschland" gewesen, wie Gift und Galle zuwider. Noch in seiner letzten, am 17. Januar von 1546 zu Wittenberg gehaltenen Predigt fuhr er mit den unflätigsten Schimpfworten gegen die Vernunft los und schalt sie „des Teufels Braut", „die schöne Metze", „die höchste Buhle, die der Teufel hat".**) Das scheint Beelzebub übelgenommen zu haben. Wenigstens sieht es fast so aus, als hätte er seine beschimpfte „Braut" rächen wollen, wenn er bald darauf, als Luther in Eisleben auf dem Sterbebette lag, vor dem offenen Fenster der Kammer auf dem Rohrbrunnen hockte und seinem großen Bekämpfer, nach dessen eigener Aussage, zum Spott und Tort seinen Unaussprechlichen wies.***)

*) Luthers Tischreden (1576), Fol. 205 b.

**) Luthers Sämmtl. Werke, Ausgabe von Plochmann und Irmischer, 1826 fg. XVI, 142 fg.

***) Neudeckers Ausgabe von M. Ratzebergers handschriftl. Geschichte Luthers, S. 133, citirt von Janssen, Geschichte d. deutschen Volkes, III, 538. Dieses Buch liefert, nebenbei bemerkt, wieder einmal den Beweis, daß es aus dem Walde herausschallt, wie man hineinschreit. Auf die so lange betriebene einseitig-lutherische Darstellung der Reformationsgeschichte ist jetzt eine einseitig-katholische gefolgt, der lutherischen Verhimmelung Luthers die katholische Verhöllung. Für Geschichtekenner, welche ja wissen, was sie hier davon und dort dazu thun müssen, hat übrigens Janssens kenntnißreiches, fleißiges und gutgeschriebenes Buch viel Anziehendes und Anregendes. Traurig genug freilich, daß noch an des 19. Jahrhunderts Neige die alte Stänkerei und Zänkerei vonwegen Roms und Wittenbergs noch immer fortwährt auf deutschen Boden. Noch trauriger, daß mit Bestimmtheit vorauszusehen und vorauszusagen, der Stank und Zank werde noch lange, lange rumoren, alldieweilen die Dummheit währet ewiglich.

Zur Zeit, wo also „die Welt voll Teufel war", hat auch der Großmeister der „schwarzen Magie" gelebt, der vielberufene Doctor Faust, der in Wahrheit und Wirklichkeit ein Zeitgenosse der Reformatoren und ein Landsmann Melanchthons gewesen ist, weitum berühmt als „Wunderarzt", von der urtheilslosen Menge als Zauberer angestaunt und als Teufelsbündler verabscheut, von den wenigen Denkenden für einen Schwindler gehalten. Die fabulirende Volksphantasie machte diesen Mann zum Mittelpunkte der gesammten deutschen Zaubersage und Goethe hat ihn dann zum Helden einer poetischen Schöpfung gemacht, welche mit Fug und Recht das Universalgedicht des modernen Weltalters zu heißen verdient. Der wirkliche Doctor Faust scheint häufig in der Gegend von Wittenberg sein Wesen getrieben zu haben. Schon das älteste, in Frankfurt a. M. 1587 gedruckte Faustbuch, welches, zusammengehalten mit den angeblich vom Faust herrührenden Zauberschriften einen deutlichen Einblick in den Teufels- und Zauberglauben unseres Volkes gewährt, verlegt den Abschluß von des Doctors Bündniß mit dem bösen Feind in einen „dicken (dichten) Wald, der bei Wittenberg gelegen ist", und in dem Dorfe Rimlich bei dieser Stadt spielt auch die letzte Scene von Faust's gräulichem Lebenslauf, d. h. er wird dort, nachdem sein Pactum abgelaufen, in erschrecklicher Weise vom Teufel geholt. Das ist ihm dann bei den Aufführungen des alten Puppenspiels von Doctor Fausti Leben, Thaten und Höllenfahrt nochmals noch unzählige Male widerfahren.*) Da, wo das älteste Faustbuch erzählt, wie sich der Doctor dem Teufel zuschwor und verpfändete, erhaschen wir ein Bild von der Erscheinung des Fürsten der Finsterniß. Nachdem Faust in dem erwähnten Walde seinen Zauberkreis gezogen und die Beschwörung begonnen hatte, machte der Teufel zunächst ein „groß Geplerr". Hierauf, als der Doctor mit seinen Beschwörungsformeln fortfuhr, „ließ es sich sehen, als wann ob dem Cirkel ein Greiff oder Drach schwebete vnd flatterte. Wann dann Dr. Faustus seine Beschwerung brauchte, da kirrete das Thier jämmerlich. Bald darauf fiel drey oder vier klaffter hoch ein feuwriger Stern herab, verwandelte sich zu einer feuwrigen Kugel, daß dann Faust gar hoch erschracke, jedoch liebete im sein fürnemmen. Beschwur also diesen Stern zum ersten, andern und dritten mal, darauff gieng ein Fewerstrom eines Mannes hoch auff, ließ sich wider herunder, vnd wurden sechs Liechtlein darauff gesehen. Einmal sprang ein Liechtlein in die Höhe, dann das ander hernider, biß sich's enderte und formierte ein Gestalt eines feuwrigen Manns. Dieser gieng um den Cirkel herumb ein viertheil stund lang. Bald darauf endert sich der Teuffel vnd Geist in Gestalt eines grawen Mönchs, kam mit Fausto zu sprach vnd fragte, was er begerte."

Die deutsche Volksphantasie hat demnach den Teufel gestaltet als das halbmenschliche und halbthierische Ungethüm, als welches wir ihn beim Hexensabbath den Vorsitz führen sahen, dann in der Faustsage als Greifen oder Drachen, als feurigen Stern, als feurige Kugel, als steigenden und fallenden Feuerstrom, als feurigen Mann und als grauen Mönch. Vielleicht ist es darum hier angezeigt, von unseren biographischen Wanderweg etwas abzuschwenken, um uns umzusehen, in welchen Weisen und Wandelungen Satan bei den Dichtern verschiedener Völker und Zeiten seine Epiphanie bewerkstelligte. Dazu ist jedoch anzumerken, daß die vorzunehmende Musterung keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht.

V.

Auf der mittelalterlichen Mysterienbühne verführte der Teufel bekanntlich einen großen Rumor. Die Teufelsmasken waren da von abschreckender Häßlichkeit und mit Pferdefüßen, feuerspeienden Rachen, fletschenden Wolfszähnen, Hörnern und Schwänzen wurde ein großer Aufwand getrieben. Trotz alles dieses theatralischen Spuks und Trödels geben uns die Texte

*) Ueber die alte Faustliteratur s. Gödeke, Grundr. zur Gesch. d. deutschen Dichtung, I, 421 fg.

Digitized by Google

der Mysterien, deutsche, französische, italische und englische, nur ein unbestimmtes Bild vom Satan. Anschaulicher lassen die spanischen Autos den bösen Feind in die sinnliche Erscheinung treten; aber auch diese geistlichen Spiele bieten nichts des Neuen, Eigenartigen, was über die Vorstellungen hinausginge, welche sich die mittelalterliche Volkspoesie so ziemlich übereinstimmend von der Figur und dem Auftreten Lucifers gebildet hatte. Das spätere Volksschauspiel, wie es bei uns namentlich der treffliche Hans Sachs literarisch fixirte und kultivirte, kennt einen so zu sagen harmlosen und lustigen Teufel. Denn da tritt selbiger nicht selten als Spaßmacher auf und gebärdet sich ganz hanswurstig. Offenbar regte sich gerade zur Zeit, wo Luther die Menschen mit seiner ewigen Teufelei ängstigte, das Bedürfniß, diese Teufelsangst sich von der Brust wegzulachen, und diesem Bedürfniß kamen die Poeten entgegen, indem sie den Teufel in komischer statt in tragischer Beleuchtung zeigten.

Im Bereiche der Kunstdichtung hat zuerst Dante ein bestimmt umrissenes und anschaulich gemaltes Bild vom Höllenkönig geliefert, und zwar im 34. Canto des „Inferno", welcher anhebt mit den Worten „Vexilla regis prodeunt inferni." Da zeigt Vergil dem Geliebten der Beatrice den Dis:

„Lo 'mperador del doloroso regno
Da mezzo 'l petto uscia fuor della ghiaccia,
E più con un gigante i' mi convegno,
Che i giganti non fan con le sue braccia" —

welcher mit dieser gigantesken Ungeheuerlichkeit des Wuchses die einer entsprechenden Häßlichkeit verbindet: —

„Oh, was ein großes Wunder er mir däuchte,
Als drei Gesichter ich an seinem Haupt sah;
Das eine vorn, und es war dieses glutroth.
Zwei andre aber schlossen sich an jenes
Ueber der Mitte von jedweder Schulter
Und einten dann sich in der Scheitelgegend.
Das rechte schillert zwischen weiß und gelblich,
Das linke war zu schauen wie Gesichter,
Die dort herkommen, wo der Nil zu Thal geht.
Und unter jedem hub zwei große Flügel
Er, wie sie ziemten solchem Vogel:
Meerschiffesegel sah ich nie so große.
Nicht waren sie befiedert, sondern der Art
Wie die der Fledermäuse; damit flattert'
Er so, daß von ihm gingen drei der Stürme,
Die den Kokytus machten ganz gefrieren.
Aus den drei Paaren seiner Augen weint' er,
Daß Thränen ihm und blutiger Geifer über
Die Dreizahl seiner Kinne niedertropften.
In jedem seiner Mäuler mit den Zähnen
Malmt' einen Sünder er wie in der Stampfe" —

und zwar waren diese drei Gepeinigten Judas Iskariot, Brutus und Cassius, gewiß eine absonderliche Zusammenkoppelung. Ueberhaupt ist der Dante'sche Satan weit mehr nur eine groteske als furchtbare Bildung. Das Riesige seiner Erscheinung mag verblüffen, aber die bunte Detailmalerei, welche der Dichter auf ihn verwandt hat, läßt kein Grauen aufkommen. Er erinnert an die Schaustücke eines Wachsfigurenkabinetts. Auch Tasso hat es nicht verstanden einen Höllenkönig zu dichten. Im 4. Canto seines Befreiten Jerusalems will er uns die „Orrida maestà" vorführen: —

„Den stolzen Geist erhebt dem Schreckenvollen
Der Ungestalt furchtbare Majestät.
Der rothen Augen Paar, von Gift gequollen,
Flammt wie ein unheilbringender Komet.
Sein Kinn umhüllt ein Bart, der, dick geschwollen,
Bis auf die borstige Brust herniederweht.
Es öffnen ihm gleich ungeheuren Tiefen
Die Kiefern sich, die schwarz von Blute triefen."

Der reine Popanz! Eine fürchterliche — Vogelscheuche, weiter nichts. Englische Dichter wußten mit der Nachschaffung des Teufels besser umzugehen. Sie verfuhren dabei spiritualistischer als die italischen. Sie ließen, wenn ich so sagen soll, durch die Schwärze des höllischen Phantoms einen Strahl der ursprünglich erzengelhaften Natur des Rebellen gegen Gott brechen. Dies bemerken wir schon an dem Mephistopheles des Christover Marlowe, welcher seine im September 1594 zum erstenmal aufgeführte „Tragical history of D. Faustus" unzweifelhaft nach dem ältesten deutschen Faustbuch gearbeitet hat. Miltons Satan sodann ist eine gigantische Gestalt, nicht allein materiell, sondern auch geistig genommen. Sehr weislich hat der Dichter des „Paradise lost" sich gehütet, die Umrisse seiner Satansfigur scharf zu zeichnen. Auch läßt er sie stets in einem Halbdunkel. Durch beides erhöht er den Eindruck der Riesenhaftigkeit, welchen wir von der Erscheinung des Höllenkönigs gewinnen, der von dem schaurigen Hauch des Dämonischen voll umwittert ist, gerade wie die Eva des Dichters von dem ganzen Zauber des Holdseligen überglänzt erscheint. Diese zwei Gestalten, Eva und der Satan, sind die einzigen in dem großen Gedicht, welche uns wirkliche Theilnahme einflößen. Schade übrigens, daß Milton, wie nirgends, so auch in der Schilderung seines Satans — die berühmtesten Stellen sind bekanntlich Buch 1, V. 193 fg. V. 284 fg. und V. 2, V. 629 fg. — die Einbrockung gelehrter und theologischer Reminiscenzen in den Strom seiner Phantasie nicht lassen kann. An allen drei Stellen wird aber dieser störenden Zuthaten ungeachtet das Gefühl des Ungeheuren in uns erregt, sei es, daß wir den „superior fiend" an dem Flammensee riesig hingestreckt betrachten oder mitansehen, wie er von dort sich erhebt und aufbricht: „His ponderous shield hung on his shoulders like the moon" — oder daß wir ihn auf seinem Flug durch das Chaos zur Hölle begleiten. Einen dichterisch sehr achtungswerthen „Lucifer" hatte schon vierzehn Jahre vor der Geburt des Milton'schen der Holländer Jost van der Vondel geschaffen. Dagegen ist, mit dem Satan des Engländers verglichen, der unseres Klopstock doch ein trauriger Geselle, all dem rasselnden Wortschwall zum Trotz, den er von sich gibt. Vollends einen sentimentalen Teufel zu kneten, wie der klopstock'sche Abbadonna einer ist, darauf konnte doch nur ein deutscher Magister verfallen.

Weitaus der bedeutendste Satansdichter der Neuzeit ist Byron, sofern nämlich vom Teufel als einer pathetischen Erscheinung die Rede. Byrons Lucifer in dem Mysterium „Cain" und sein Satan in der „Vision of judgment" müssen dem Geistvollsten und Erhabensten beigezählt werden, was überhaupt in der Sphäre des Geisterweltlichen gedichtet ist. Lucifers Auftreten im Kain athmet die ganze Macht des Geheimnißvollen: —

„Wer naht dort? Die Gestalt gleicht der von Engeln,
Nur düstrer, strenger ist dies Geisterwesen
Zu schau'n. Warum denn beb' ich und warum
Sollt' ich ihn mehr als andre Geister fürchten,
Die ich die Flammenschwerter täglich vor
Den Thoren Edens schwingen seh'?
Was zittre ich vor ihm, der hier sich naht?
Doch mächt'ger scheint er und nicht minder schön
Als sie, und dennoch lange nicht so schön,
Wie er wohl war und noch sein könnte. Gram ist
Hier mit Unsterblichkeit gepaart" —

wogegen in der Gerichtsvision mit unvergleichlicher, so kondensirt in keiner Uebersetzung wiederzugebender Markigkeit in der Erscheinung Satans die volle Wucht des Materiell-Furchtbaren zum Ausdruck kommt:

„But bringing up the rear of this bright host
A spirit of a different aspect waved
His wings, like thunder-clouds above some coast
Whese barren beach with frequent wrecks is paved;
His brow was like the deep when, tempest-toss'd;
Fierce and unfathomable thoughts engraved
Eternal wrath on his immortal face,
And where he gazed a gloom pervaded space."

Digitized by Google

Ein Landsmann und Zeitgenosse Byrons, George Croly, hat ebenfalls ein Satansbild ausgestellt, eins der gelungensten aller vorhandenen, wie mir scheint. Groß sind darin besonders diese Züge:

„Aus der gekrümmten Lippe spricht
Die Rachgier, doch die Klage nicht.
Die mächt'ge Wang' ist fest, obgleich
Vom Feuerhagel wund und bleich;
Auch lassen drauf sich, wild und schön,
Die Trümmer eines Cherubs seh'n.
Es schmückt dein Haupt kein Kronenglanz,
Im Aug' doch lebt der Herrscher ganz;
Die Größe bleibt dir für und für,
Der Hölle Volk gehorchet dir;
Gestürzt, verbannt, der Himmel Spott,
Zwingst du doch alles, nur nicht Gott."

In der spanischen Literatur hat, wie bekannt, die Teufelsidee ihre vollendetste poetische Verwirklichung gefunden in Calderons „Magico prodigioso". Sehen wir von dem spanisch-katholischen Kolorit und Kostüm ab, so muß uns vieles in dieser Märtyrer-Tragödie wie ein antecipirter Faust vorkommen. Auch Calderon macht ja seinen Teufel nicht zum Sieger, sondern zum Besiegten, welcher, nachdem er sich als reichgekleideten Caballero eingeführt hat, zuletzt, um für Cyprian und Justina Zeugniß abzulegen, gezwungen wird, über dem Blutgerüst, worauf jene den Märtyrertod erlitten, in seiner höllischen Mißgestalt zu erscheinen:

„Kaum sieht man am Hochgerichte
Bluten unterm Henkerschwert
Cyprianus und Justina,
Als ein Sturmwind niederfährt
Auf die Erd' und eine Wolke,
Deren Gluthenschoß beschwert
Ist mit Donnern und mit Blitzen,
Prasselt nieder, und ein gräßlich
Mißgestaltet Scheusal gährt
Aus der Wolke, das auf schupp'ger
Schlange grimmig niederfährt."

Goethe's Mephisto, bekanntlich zuerst als Hund, dann als fahrender Scholast, hierauf als modischer Junker und weiterhin in allerhand Masken erscheinend, ist, obzwar ursprünglich („Prolog im Himmel") dem Satan im Buche Hiob nachgebildet, ein ganz und gar moderner Teufel, welcher die finster-majestätische Ahrimansmiene abgelegt hat. Er repräsentirt nicht die erhabene Seite der Satansidee, sondern die skeptisch-humoristische. Er ist vor allem Ironiker und das gerade macht seine Originalität aus. Wenn aber dieser humanisirte Teufel, dieser geistreiche Skeptiker, kaustische Kritiker und geriebene Weltmann sich schließlich in nicht eben feiner Weise nasführen und prellen läßt, so muß das, die Lobpreiser des zweiten Theils vom Faust mögen sagen, was sie wollen, auf Unbefangene den Eindruck machen, der Dichter habe seinem Geschöpf entschiedenes Unrecht angethan. Der Mephisto des ersten Theils hätte sich sicherlich nicht so schmählich abführen lassen. In dem Faustroman von Goethe's Jugendgenossen Klinger „schlägt der Teufel den Mantel zurück und steht in erhabener, stattlicher, kühner und kraftvoller Gestalt vor dem Zauberkreise. Feurige, gebietrische Augen leuchten unter zwei schwarzen Brauen hervor, zwischen welchen Bitterkeit, Haß, Groll, Schmerz und Hohn dicke Falten zusammengerollt haben. Diese Furchen verlieren sich in einer glatten, hellen, hochgewölbten Stirne, die von dem Merkzeichen der Hölle zwischen den Augen sehr absticht. Eine feingebildete Adlernase zieht sich gegen einen Mund, der nur zu dem Genusse der Unsterblichen gebildet scheint. Er hat die Miene der gefallenen Engel, deren Angesichte einst von der Gottheit beleuchtet wurden und die nun ein düsterer Schleier deckt." Da haben wir eine jener Schildereien, die mit vielen Worten nichts sagen. Dieser Klinger'sche Teufel ist nur ein Schemen. Wie anders der Goethe'sche! — ich meine natürlich immer den Mephisto des ersten Theils der Faustdichtung. Der steht in unverwischbarer Drastik vor unsern Augen, obzwar sein Schöpfer nur dann und wann ein rasches Streiflicht auf sein Aeußeres fallen läßt. Die Sache ist, Goethe hatte seinen Mephisto geschaut, bevor er ihn schuf, während Klinger mittels einer Verstandesoperation einen Teufel konstruirte, wie er allenfalls sein könnte. Jener ist also ein Werk der Intuition, dieser eine Machenschaft der Reflexion.

Die nachgoethe'schen in Deutschland gedichteten Teufel wollen nicht viel bedeuten, einen ausgenommen, den von Immermann im Vorspiel zum „Merlin" vorgeführten Satan. Dieser „Fürst im finstern Land" glüht vom echten Höllenfeuer und es thut seiner Gewaltigkeit keinen Eintrag, wenn er als Affe Gottes handelt. Das „Vorspiel" ist überhaupt ein genialer Wurf. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß in dieser Sphäre seit der Schlußscene vom ersten Theil des Faust nichts so Großartiges geschaffen worden. Der Teufel in Klingemanns verschollenem Faust ist nicht einmal ein ordinärer Theaterteufel, sondern nur die schwarze Marionette des alten Puppenspiels, durch ein Vergrößerungsglas angesehen. Hauff ließ bekanntlich den Satan als Memoirenschreiber auftreten und es sind etliche Züge frischen Humors in diesen Memoiren; allein die Trivialität überwiegt. Von dem Mephistopheles in Lenaus Faust gilt, was der stramme Görg, die beste Figur der ganzen Dichtung, in der Matrosenschänke zu ihm sagt:

„Ihr seid mir der fatalste Wicht,
Der mir vorkam in meinen Tagen" —

und gerade so unzulänglich wie der Teufel ist auch der von ihm verführte Faust. Es war eben ein Fehlgriff des großen Lyrikers, dieser Lenau'sche Faust. Genieblitze zwar zucken viele darin auf, aber das Ganze ist epigonenhaft schwächlich und zerfahren. Ebenso wenig imponirt uns der Teufel Grabbe's, weder der in „Don Juan und Faust", noch der in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". Jener ist nur ein trauriger, aber kein tragischer, dieser blos ein dummer, aber kein komischer Teufel. Da hat es der Pole Mickiewicz ganz anders und viel geistvoller angegriffen, in seiner prächtigen Ballade von der „Frau Twardowska", den komischen Momenten, welche in den vielen Sagen vom geprellten Teufel liegen, zur poetischen Wirkung zu verhelfen. Anzuerkennen dagegen ist, daß Grabbe in seiner großen Beschwörungsscene im Don und Faust (A. 1, Sc. 2) die uralte Vorstellung von Satans Schlangengestalt gut zu verwerthen wußte: —

„Schau, da kommt es, kommt es! Eine Schlange
Mit gelbem Auge, schuppig, mit dem Schweif
Die Sterne peitschend und den Tartarus,
Bewegt sich her — die Luft wird mir zu enge —
Ich kann nicht athmen — schon umklammert
Das Ungeheu'r mein Haus, mich von der Welt
Absondernd, wie der Meeresarm das fern
Entlegne Eiland."

VI.

Noch das ganze 17. Jahrhundert hindurch währte des Teufels Herrlichkeit. Sie stand und fiel mit dem Hexenprocesse. Hier also setzten die Feinde Satans, die Zweifler und Aufklärer, die Philosophen und Philanthropen, ihre Hebel an, um das Teufelsreich aus den Angeln und Fugen zu heben, während dessen Bestand von den früher erwähnten Schwarzflaggen und Rothflaggen, d. h. von katholischen und protestantischen Theologen und Juristen, mit eifervoller Standhaftigkeit und großem Kraftaufwand vertheidigt und geschirmt wurde.

Recht kennzeichnend ist es, daß der erste wuchtige Stoß auf den Hexenproceßgräuel nicht aus lutherischer, sondern aus katholischer Gegend kam. Wie jeder weiß oder wissen könnte, führte der deutsche Jesuit und Poet Friedrich von Spee diesen Stoß mittels seines 1631 gedruckten Buches „Cautio criminalis seu de processibus contra sagas". Allein der Stoß saß nicht. Er prallte ab am „Hexenhammer", dessen Autorität namentlich

Digitized by Google

der hochangesehene lutherische Professor der Jurisprudenz Benedikt Karpzov mit dem Schilde seiner blödsinnigen Gelehrsamkeit deckte. Charakteristisch ist ja auch, daß nicht ein katholisches Malefizgericht, sondern ein protestantisches die letzte „Hexe" auf deutschem Boden justizgemordet hat.*) Erst nach dem Erscheinen von Spees Streitschrift gegen den Hexenproceß wüthete dieser am umfangreichsten und grausamsten. Der tapfere Jesuit fand auch lange keinen Nachfolger und der Teufel schien fester als jemals im Sattel zu sitzen. Die Katholiken mochten den theuren Satan nicht missen und die Lutheraner wollten von ihrem Lucifer nicht lassen.**)

Erst i. J. 1691 erfolgte wieder ein großer Schlag auf den Teufel und sein Reich. Diesmal gethan von einem protestantischen Pastor, dem Holländer Balthasar Bekker, in Form seines Streitbuches „De betoverde weereld". Der Schlag war epochemachend, und wie hart der Teufel und die Teufelsgläubigen selbigen empfanden, zeigte die Thatsache, daß die ehrwürdigen Herren Amtsbrüder des Austheilers nicht ruhten, bis dieser von seiner amsterdamer Pastorei vertrieben war. Sein Buch hatte aber doch ein Licht aufgesteckt, welches nicht wieder ausgelöscht werden konnte. Für Deutschland blies dieses Licht zu einer weitleuchtenden Fackel an Christian Thomasius, einer der hellstdenkenden und wackersten Männer von allen, die jemals vom Katheder herab gesprochen. Dieser charakterfeste Leipziger Professor hat nach verschiedenen Richtungen hin aus dem heiligen mittelalterlichen Dunkel heraus und in die profane neuzeitliche Kulturhelle hinein der Zukunft freie Bahn geschaffen. Neben dem Unhold Pedantismus und der Unholdin Pietisterei bekamen namentlich der Teufel und die ganze Teufelei die Gegnerschaft dieses Vaters der deutschen Aufklärung schwer zu fühlen. Von 1701 bis 1712 ließ der rüstige Streiter verschiedene Traktate wider den Zauberglauben im allgemeinen und wider den Hexenproceß im besonderen ausgehen, in welchen Teufelsgläubige und Hexenverfolger wie der große Theologe Spizelius und der größere Jurist Karpzov schlecht wegkamen. Thomasius ist für den eigentlichen Vernichter der Malifizgerichte anzusehen, obzwar dieselben ihre Thätigkeit noch eine Weile fortsetzten.

Es kamen jetzt überhaupt schlechte Zeiten für Se. Höllische Majestät. Die englischen Freidenker, die französischen Skeptiker, die deutschen Rationalisten griffen im „Jahrhundert der Aufklärung" das Reich des Teufels von allen Seiten energisch an. Aber Satan hielt tapfer stand, erwies sich als ungeheuer zähelebig und fand ausdauernde Vertheidiger in den rechtgläubigen Theologen aller Kirchen und Konfessionen. Sogar das Hohnlachen Voltaires, welches doch so viele und so vieles umgelacht hat, vermochte ihn nicht umzubringen. Vergebens rannte ihn unser großer Kant mit dem aus bestem Gedankenstahl geschmiedeten Stoßdegen der kritischen Philosophie durch und durch. Er lebte immerfort. Auch den Absetzungsdekreten der Tübinger Theologenschule, auch den Unmöglichkeitserklärungen vonseiten der Naturwissenschaft, auch den höhnischen Vernichtungssprüchen vonseiten des Materialismus und Nihilismus zum Trotz. Nur fand er es „aus strategischen Gründen" rathsam, sich etwas „rückwärts zu koncentriren". Nämlich aus den Regionen der Skepsis und des Unglaubens in die gelobten Länder des Denknichts und Weißnichts. Er besitzt also noch unermeßliche Domänen und alle die Hengstenberge und Krummacher des 19. Jahrhunderts sind emsig bemüht, den alten Herrn in seinem Besitz und in allen seinen „wohlerworbenen Rechten" zu erhalten. Er hat also vorderhand sein genügendes Auskommen und braucht sich auch für die Zukunft nicht allzu große Sorgen zu machen.

Denn, alles zusammengehalten, wird der Teufel wohl erst mit dem letzten Menschen aus dem zerfallenden Erdenhause wegziehen, weil der Dualismus, auf jeder Seite des Buches der Geschichte in schärfsten Zügen bezeugt, erst mit dem Menschheitsräthsel gelöst werden, d. h. verschwinden wird. Die Teufelsidee ist daher ganz unentbehrlich im Weltplan. Sie ist der eigentliche Sauerteig im weltgeschichtlichen Proceß, die „mens qui agitat molem", die „Kraft, so stets das Böse will und stets das Gute schafft". Die Krummacher und Hengstenberge aller Kirchen und Konfessionen haben keine Ahnung, was sie für Unheil anrichten mit ihrer zärtlichen Fürsorge für die Existenzberechtigung des Ur- und Erzrebellen gegen den göttlichen Absolutismus. Da wußte der italische Poet Giosuè Carducci besser Bescheid, als er in seinem berühmten „Inno" ausrief:

„Salute, o Satana!
O ribellione!
O forza vindice
Della ragione!"

*) Zu Glarus in der Schweiz i. J. 1782. Ich habe diesen anachronistischen Hexenproceß, dessen Opfer eine arme Dienstmagd war, Anna Göldi, aktentreu erzählt unter dem Titel „Die Hexe von Glarus" in meiner „Menschl. Tragikomödie", 2. Aufl. 1882, Bd. 6, S. 49 fg.

**) Beweise in Hülle und Fülle hierfür enthalten die Kirchengesangbücher des 17., des 18., ja und auch noch des 19. Jahrhunderts.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Recht des Stärkeren.

Schauspiel in drei Acten von Paul Heyse.

(Königl. Schauspielhaus.)

Wer mag es dem gefeierten Novellendichter verdenken, wenn er die starke Wirkung auf die Massen, welche das Theater viel mehr gewährt, als das Buch, wieder einmal erproben will? Der Erfolg von „Hans Lange" und „Colberg", zwei Schöpfungen, die bei allen Schwächen wie Markſteine aus der seichten Fluth unserer modernen dramatischen Dichtung emporragen, ließ Heyse, ließ das Publicum hoffen, daß der neueste Versuch, der sich zu Aller Freude als ein unserem heutigen Gesellschaftsleben entnommenes Drama ankündigte, ein Schuß ins Schwarze sein würde. Diese Erwartung wurde leider getäuscht. „Das Recht des Stärkeren", das vielleicht eine herrliche Novelle geworden wäre, ist ein schwaches Theaterstück.*)

Der Schwerpunkt des Dramas liegt in dem Liebesverhältniß eines jungen Arztes, Dr. Lornsen, zu einem allein stehenden Mädchen, Candida Lenz, einem Verhältniß, das nicht ohne psychologische Spitzfindigkeiten ist, die der Tod jeder Liebe zu sein pflegen. Lornsen ist eitel und eifersüchtig. Die Eitelkeit setzt ihn in den Augen seines Mädchens herunter, die Eifersucht vergällt ihm seine Liebe. „Ich hatte Sie zu gut kennen gelernt," sagt später Candida zu ihm, „und das ist gefährlich für Liebende." Und nicht minder wunderlich ausgetüftelt ist Lornsens Motiv der Entfremdung. Candida vergöttert ihren verstorbenen Vater, spricht noch immer mehr als nöthig und stets mit Rührung und Begeisterung von ihm und vergleicht ihn gern mit ihrem Liebhaber, sehr zu dessen Nachtheil. Lornsen wird also eifersüchtig auf den Todten. Er selbst gesteht es bei einer späteren Gelegenheit mit voller Offenheit ein. „Ich war eifersüchtig bis zur Tollheit auf keinen Lebenden, sondern auf einen Todten, auf Ihren Vater, dem, so sehr Sie mich zu lieben vorgaben, die größere Hälfte Ihres Herzens gehörte, den Sie so hoch über alle Menschen stellten, daß auch ich Ihnen recht klein und gering dagegen erschien. Können Sie es mir verdenken, daß ich mich zurückzog, weil die Rivalität mit einem Schatten auf die Länge nicht zu ertragen war? weil ich an einem endlichen Sieg über diesen Nebenbuhler verzweifelte?" Und sie gehen auseinander. Während Candida sich in ihren Schmerz einspinnt und im Andenken an den Urheber ihrer Tage Trost zu finden sucht, setzt die Liebe nur allzu rasch wieder das leicht entzündliche Herz Lornsens in Flammen. Er rettet in Hamburg die Tochter eines reichen englischen Consuls aus Calcutta, Liddy Koop-

*) Das Drama ist bereits bei W. Hertz in Berlin erschienen.

Digitized by Google

mans, aus schwerer Krankheit. Die schöne Patientin verliebt sich in den geschickten Arzt. Lornsen hält um ihre Hand an, die ihm vom Vater mit bösen Worten verweigert wird, denn er beabsichtigt sein Kind aus Geschäftsrücksichten mit einem seiner reichen Freunde — Wilberforce & Cie. — zu verheirathen. Liddy ist anders geartet als Candida. Mit der ganzen Zähigkeit eines verhätschelten Kind des Glückes hält sie an ihrer Liebe fest und hofft noch immer auf eine günstige Lösung. Doch Lornsen ist stolz. Er meidet ihr Haus und — seltsamer Rückschlag! — folgt wieder den Spuren Candidas. Auf Sylt treffen sich die ehemals Verlobten. Aber ein sonderbarer Zufall will, daß auch Consul Koopmans mit seiner Familie das Seebad besucht. Das alte und stets unangenehme Schauspiel, wie ein Mann zwischen zwei Frauen schwankt, muß sich jetzt auch hier erneuern, und damit beginnt das dreiactige Drama, das uns das Schauspielhaus vorgeführt hat.

Die ersten Begegnungen Lornsens mit Liddy und mit Candida, die mit märchenhafter Schnelligkeit Freundinnen geworden sind, folgen rasch aufeinander. Lornsen ist jetzt überzeugt, daß er nur Candida liebt, aber diese weist ihn mit ihrem selbstquälerischen „Zu spät!" ab. Hat sie doch entdeckt, daß Liddy, ihre Freundin, ihren Lebensretter liebt, daß er in ein anderes Dasein eingegriffen und Ehre und Gewissen verpfändet hat und also nicht wieder zurück kann. Sie selbst verspricht ihm, seine Werbung zu unterstützen, und dies um so eher, als sie der Freundin sich erbarmt und obendrein von dem indischen Nabob herausgefordert wird. Er sei der Stärkere, das väterliche Veto könne Alles verhindern, und Kraft dieses Rechtes werde Liddy doch auf die Stimme der Vernunft hören und freiwillig verzichten. Aber Candida erhebt nicht weniger drohend ihre Stimme: „Das Stärkste, das Unbezwinglichste, gegen das alle Mächte vergeblich ankämpfen, ist das Herz, der Muth eines warmen und treuen Herzens, das weiß, was es will, und Ihre Tochter hat ein solches Herz!" Mit dieser Kriegserklärung endet der zweite Aufzug.

Liddys Vater will nun die Tochter schnell verheirathen. Wenn sie Wilberforce & Cie. nicht mag, so kann sie den jungen Badegast Baron v. Brettenberg nehmen, der die reiche Erbin umschwärmt. Liddy bleibt unerschütterlich, aber zu ihrem Unglück erfährt sie jetzt durch ihren Vater, daß Lornsen ein Verhältniß mit Candida hatte und offenbar noch immer unterhält, und bald darauf aus Lornsens Munde selbst, daß er zwar Candidas Liebe für immer verloren habe, aber dennoch nie aufhören werde, dieselbe zu lieben. „Ich glaubte es zu verwinden, als ich Sie kennen lernte, als Ihre Anmuth, Ihr Zutrauen zu mir auch mir das Herz bewegten. Ich habe erkannt, daß es unmöglich ist, und wenn ich auch eine zweite Schuld auf mich lade, indem ich Ihnen entsage!" Und o Wunder! Liddy bleibt bei dem Zusammenbruch ihres schönsten Jugendtraumes ruhig und gefaßt. Keine Thräne, keine Verwünschung. Sie reicht sogar dem Abtrünnigen die Hand — auf gute Freundschaft. Was ist mit ihr vorgefallen? Welch Ungeheures hat ihr Herz verkehrt? Ganz einfach, Paul Heyse hatte schnell einen Komödien-Effect zur Lösung benutzt: er hat ihr Herz mit einem neuen Inhalt erfüllt, die Kindesliebe über die Geschlechtsliebe siegen lassen, der Mutterlosen eine Mutter gegeben.

Ja, Liddy bekommt plötzlich eine Mama. Es ist wahr, was die Madame Toutlemonde geb. Müller aus Berlin und die ganze übrige klatschsüchtige Badegesellschaft munkelten: Maja, das braune Hinduweib, das seit zwanzig Jahren in Koopmans Hause als unterwürfige leibeigene Dienerin lebt und das verzogene Kind auch nach Sylt begleitet, ist deren Mutter. Sie gibt es uns selbst zu verstehen, indem sie im dritten Act eine larmoyante Geschichte von einer neuen Sakuntala erzählt, die nicht Vater noch Mutter hatte, dafür aber die Gnade erfuhr, von einem reisenden Herrn — bemerkt zu werden. Es war Koopmans, der sie zu sich nahm, dem sie ein Kind gebar, der sie aber doch nicht heirathete. Sie verlangte es auch gar nicht. Und sie wurde alt und häßlich, und er schämt sich jetzt beinahe, daß er sie einmal geliebt hat. Liddy erfährt also in ihrem größten Schmerz ein neues Glück. Nicht Maja öffnete ihr die Augen, o nein! die verlangt nichts Besseres, als die treue, obscure Dienerin ihres Kindes zu sein und zu bleiben. Candida ist es, die es ihr sagt, und ihre Enthüllung muthet uns fast wie eine unzarte Einmischung an. Als Liddy in höchster Rathlosigkeit in die Klage ausbricht: „Wenn ich jetzt eine Mutter hätte, in deren Arm ich mich flüchten, die ich um Wahrheit bitten könnte! Alle Menschen können uns täuschen, vielleicht in guter Absicht! Eine Mutter kann es gar nicht — eine Mutter erbarmt sich ihres Kindes und sagt ihm die Wahrheit — und ich — ich habe keine!" da ruft die Freundin triumphirend: „Sie haben eine Mutter," und bald liegt Liddy in den Armen der sich heftig sträubenden Maja. Was kümmert sie jetzt noch Lornsen und sein schöner Bart! Die Mutterliebe ersetzt ihr Alles. „Ich bin so voll von Glück, weil mir eine Mutter geschenkt worden ist — wenn mir jetzt alles Andere genommen würde, woran ich mich bisher gefreut habe, ich käme mir arm vor, ich vergösse keine Thräne." Die rührende Gruppe von Mutter und Kind bleibt nicht ohne ernste Folgen. Koopmans wird weich und entschließt sich zu einem verspäteten Gang nach dem Standesamt; Baron v. Brettenberg sucht sammt seiner Mutter und Madame Toutlemonde skandalisirt das Weite, und Candida, die Lornsens Geständniß belauscht hatte, stürzt sich in die Arme des einstigen Verlobten.

Die beiden unzusammenhängenden Fabeln des Stückes, die abenteuerlich exotische, aber verständliche und dramatische Entdeckung einer Mutter und die psychologisch gewundene, unerfreuliche Geschichte von Lornsens und Candidas Liebe sind ziemlich geschickt in einander verschlungen und mit den nicht immer gewählten episodischen Scherzen aus dem Badeleben verquickt. Der erste Act ist munter, lebendig und liebenswürdig, der zweite krankt an der Gequältheit der Motive, und der dritte rettet durch die Rührseligkeit der Hauptscene, wo Liddy eine Mutter findet, die sehr bedrohliche Situation. Der letzte Eindruck ist durchaus unbefriedigend. Es ist gut, daß Maja plötzlich „fast ohnmächtig" und daß das heikle, unerquickliche Familiendrama hinter die Coulisse ins Nebenzimmer verlegt und schnell abgeschlossen wird, denn der Zuschauer darf über diese Lösung, die nichts löst, beileibe nicht nachdenken. Denn sonst würde er zweifelnd fragen, ob sich Liddy ihrer Mutter, dieser Mutter wirklich freuen darf, die zwanzig Jahre lang Sklavin war, um plötzlich „Frau Consulin" — wie Frau Toutlemonde mit Recht sehr spitz bemerkt — zu spielen; ob diese braunhäutige Mutter, die gewiß auch ferner Sklavin bleibt, wirklich ihre erste Liebe und das Anathem der Gesellschaft, die sich um dieses „Scandals" von ihr zurückzieht, aufwiegen kann; ferner ob ein Mann wie Koopmans, sobald der Gefühlssturm vorüber ist, factisch noch zu einer nachträglichen Trauung bewogen werden kann, und ob überhaupt ein Stück ernsthaft zu nehmen ist, wo sich am Schluß die Eltern kriegen und die Tochter dazu ihr Ja gibt . . .

Und wie die Handlung, so sind auch die Charaktere unsympathisch und zu verzwickt angelegt für die Bühne. Wir sollen uns in gleicher Weise für zwei Heldinnen, obendrein höchst seltsamer Art, interessiren. Candida erscheint als eine zudringliche Person, die sich von Allen Grobheiten sagen läßt, weil sie sich in Dinge mischt, die sie im Grunde in der That gar nichts angehen. Daß sie für Liddys Liebe eintritt, während sie Lornsen noch liebt, ist sehr edelmüthig, aber auf der Bühne herzlich unglaubwürdig. Ja, wenn Heyse aus seinem Vorwurf eine seiner meisterhaften Novellen gemacht hätte! Da würde uns der feine Seelenmaler die „Rivalität mit einem Schatten" und alle anderen Unmöglichkeiten wahrscheinlich gemacht haben. Aber in dem unerbittlichen Rampenfeuer gilt kein psychologisches Raffinement, kein ausgeklügeltes ethisches Problem, kein problematischer Charakter, da müssen die Verhältnisse klar und einfach, die Menschen aus Einem Gusse, die Handlung logisch sein. Am ehesten ist noch Liddy zu acceptiren, die krank gehätschelte leibhaftige Caprice, der wir es am Ende glauben, daß sie der Abwechslung halber die Sklavin als eine mögliche und geliebte Mutter betrachtet. Freilich wie lange wird das dauern?! Und auch in der Figur Candidas ist ein Sprung. Sie ist die herbe, energische Jungfräulichkeit, wie sie Heyse so gern und so meisterhaft in seinen Novellen zu schildern versteht. Aber mit ihrer willensstolzen, sicheren, charakterstarren Art steht hier das unverständige, überspannte Behaben in ihrem Verhältniß zu Lornsen, steht ihr sentimentales Eingreifen in Koopmans Familienmysterien doch gar sehr in Widerspruch.

Wunderbar ist, daß unser formgewandtester Dichter hier lauter Figuren schuf, die alle an einem bedenklichen Mangel an Lebensart laboriren. Liddy sagt gleich bei der ersten Begegnung Candida ins Gesicht, daß man sie für unmoralisch halte; die Baronin v. Brettenberg meidet ihre Nähe, wie die einer Aussätzigen, und Frau Toutlemonde nimmt noch viel weniger ein Blatt vor den Mund. Sie klatscht etwas von „unpassender Gesellschaft für junge Mädchen" und hat eine so niederträchtige Art: „dieses Fräulein!" zu sagen. Derselben Candida werden auch noch andere Flegeleien gemacht. Der Consul, der stets mit seiner Redensart kommt: „Ich pflege die Dinge beim Namen zu nennen", benimmt sich

Digitized by Google

ihr gegenüber ganz rüpelhaft, und der höhnische Ausdruck: „Sie haben Haare auf den Zähnen" ist noch der feinste. Und Fernow und Lornsen, die beide Candida lieben, lassen es ruhig geschehen, daß diese in ihrer Gegenwart von Koopmans und Frau Toutlemonde beschimpft wird! Kein Wunder, daß sich Candida revanchirt. Was sie Lornsen sagt, ist auch nicht aus Knigges höflichem Buch, und sie bemerkt selbst: „Ich wähle nicht die schonendsten Worte in meinen Selbstgesprächen." Auch Maja wird ziemlich schlecht behandelt. Der Consul braust gelegentlich auf und droht ihr sie nach Hause zu schicken; und Liddy, die ihre Dienerin einmal übers Andere: „Alte" zu nennen pflegt, wird gewiß auch später diese Gewohnheit fortsetzen: freilich im studentischen Sinne — für Mutter. Namentlich geläufig ist den sämmtlichen Personen der Vorwurf eines Mangels an Intelligenz. Als Fernow Candida Herz und Hand anbietet, ist er gegenüber ihrer erstaunten Miene gleich zu der Annahme bereit: „Ich merke, daß Sie mich für einen Wahnsinnigen halten". Als derselbe Fernow plötzlich dem Doctor Lornsen einige Grobheiten — „moralisches Ungeheuer" u. s. w. — ins Gesicht sagt, entschuldigt es dieser mit einem Beiseite: „Er ist gewiß krank! Er ist nicht zurechnungsfähig." Wie man sieht, eine angenehme Gesellschaft. Das Unleidlichste ist jedenfalls das englisch-deutsche Kauderwälsch, das mit unerbittlicher Consequenz durch das ganze Stück geht und von den Darstellern ganz besonders aufdringlich accentuirt wird. Riccaut de la Marlinière tritt wenigstens nur episodisch auf, Graf Thorane radebrecht blos ein Solo, macht aber schon den ganzen „Königslieutenant" unausstehlich; in Heyses Stück capriciren sich jedoch nicht weniger als drei Personen darauf, die „arm Sprak, die plump Sprak" mit englischen Brocken zu versetzen.

Daß wieder vieles Andere die ganze unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, den sieghaften Dichtergeist Heyses athmet, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Der Dialog ist natürlich und reich an hübschen Pointen. „Es greift doch an, das ewige Erholen!" seufzt ein Badegast. „Ich hatte eine schlaflose Nacht — bis elf Uhr", klagt Liddy, das verwöhnte Kind. Ein entzückender Kerl, der reine Heyse, ist Professor Fernow, leider blos Episode. Ich habe den Verfasser im Verdacht, daß diese Figur ursprünglich breiter angelegt und vielleicht gar bestimmt war, Candida zu heirathen. Schade, daß sie jetzt bloßer Nothbehelf, blos Füllsel ist. Ich hätte der edlen Candida den braven Burschen gegönnt, denn gewiß würde sie glücklicher mit ihm, als mit dem eingebildeten Schwächling Lornsen. Jedenfalls rathe ich diesem, in der Ehe lieber dem Professor etwas aufzupassen, statt auf den seligen Herrn Schwiegerpapa eifersüchtig zu sein.

Die Darstellung blieb um ein Beträchtliches hinter dem Dichter zurück, der doch schon so weit hinter sich selbst zurückgeblieben war. Nur Frln. Abich, in der Rolle Liddys, überragte thurmhoch ihre Partner. Das Publicum folgt dem Spiel mit gemischten Gefühlen, meist wunderlich berührt, manchmal gelangweilt. Erst als der Vorhang zum letztenmale fiel, erinnerte es sich, daß der verunglückte Dramatiker zugleich der größte Novellendichter unserer Nationalliteratur ist. Und nun durch sein Theaterstück nicht mehr gehindert, rief es ihn mit donnerndem Beifall zwei-, dreimal vor die Rampe, um ihm für seine köstlichen Gaben auf einem anderen Gebiete, wo man ihm das Recht des Stärkeren freudig zuerkennt, in rückhaltloser, stürmischer Begeisterung zu danken und zu huldigen. Z.

Eine Ausstellung im Kupferstichkabinet.

Wo sich schon die Entwürfe und Skizzen zu den Bildern der größten Meister nur lückenhaft bis auf unsere Zeit erhalten haben, darf es nicht Wunder nehmen, daß die zeichnerischen Vorarbeiten von Architekten und Gewerbetreibenden der vergangenen Jahrhunderte jetzt zu den größten Seltenheiten gehören. Namentlich selten sind natürlich Zeichnungen zu Geräthen und Möbeln, denn sie waren dem Untergang durch Achtlosigkeit noch in höherem Grade ausgesetzt als die Entwürfe der Architekten. Dabei darf man ihre Wichtigkeit gerade für unsere Zeit sehr hoch anschlagen, denn abgesehen von dem Schatz an origineller Technik der Darstellung, den sie bergen, lehren sie nach einigen Richtungen mehr, als die meisten der auf uns gekommenen ausgeführten Arbeiten in ihrem heutigen Zustand vermögen.

Die Berliner Kunstsammlungen sind so glücklich, eine große Anzahl derartiger Zeichnungen und Farbenskizzen in Besitz zu haben. Theils gehören sie zum älteren Bestande, theils kamen sie durch den Ankauf der Sammlung Destailleur hinzu. Seit einigen Wochen ist eine Anzahl der interessantesten auf dem Kupferstichkabinet ausgestellt. Sie füllen den verfügbaren Raum zweier Säle. Einer davon ist fast ausschließlich polychromen Entwürfen gewidmet.

Diese sind für unsere Techniker von besonderer Wichtigkeit. Freilich lehren die farbigen Entwürfe für Saaldecorationen im Wesen nichts Neues. Anders steht es mit einer Gruppe von Goldschmiedsentwürfen aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts, deren Ausführung den Wappen und Beischriften nach für dänische Könige und schleswig-holsteinische Große bestimmt war. Es sind silberne Humpen und Pokale, Trinkschiffe, Tafelzierden in Gestalt von Elephanten mit Thürmen voll Krieger, Kühlbecken, Schnallen u. s. w. — Das Silber hat man in seiner eigenen kalten Farbe nur da stehen lassen, wo es einen Gegensatz zu vergoldeten Flächen bot. Sonst verschwindet es völlig unter einer Decke des edleren Materials. Damit nicht genug, haben wir an einer Reihe dieser Skizzen die Beweise für ein technisches Vorgehen, das uns zuerst fast unbegreiflich erscheint. Es sind Pokale für getriebenes Silber mit reicher Ornamentation, die über und über mit Farbe bedeckt ist. In der Ausführung hat man sich hier jedoch nicht etwa Email zu denken, sondern ganz einfach bunte Lackfarben. Es finden sich sogar auf erhaltenen Gefäßen der Gattung, z. B. an manchen aus dem Lüneburger Silberschatz im Gewerbemuseum zu Berlin, unverkennbare Reste einer solchen Polychromie. Freilich nur Spuren, denn was im vergangenen Jahrhundert nicht eingeschmolzen wurde, mußte wenigstens sein Farbenkleid lassen. Ein Silbergefäß von nur annähernd der Farbigkeit einiger dieser Entwürfe ist mir nicht bekannt. Die Moral aus der Bemalung selbst edler Metalle liegt für unsre Zeit, die mit dem Material an sich einen Cultus treibt, auf der Hand. — Es wäre interessant, wenn sich herausbringen ließe, welche der norddeutschen Städte am Ende des sechzehnten Jahrhunderts so zahlreiche und großangelegte Goldschmiedsarbeiten für den dänischen Hof auszuführen hatte. Lübeck scheint mir noch am meisten Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. — Von den übrigen Objecten der Ausstellung müssen wir hier absehen. Nur eine Gruppe möchte ich noch hervorheben, die der Theaterdecorationen aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Architekturen bilden fast ausschließlich ihren Vorwurf. Aber hier zeigen sie sich so originell und großartig, daß ihr Studium unserer modernen Production unmittelbar von Nutzen sein könnte. Im Princip unterscheiden sie sich allerdings wesentlich von dem, was wir zu sehen gewohnt sind. Man suchte damals auf dem Theater nicht eine beliebige Lokalität in realistischer Möglichkeit darzustellen, sondern schuf sich auf den Brettern eine phantastische Architekturwelt, die in ihrer Wucht und Ausdehnung von den Fesseln der Materie befreit war. Hier konnte die Bauphantasie uneingeschränkt ihre Flügel regen. Denn so wenig materielle Bedenken sie hinderten, konnte das Verhältniß zum Inhalt des dramatischen Kunstwerks sie einengen. Die Oper, für die alle großartigen Decorationen bestimmt, geht ja selber über die einfache Realität hinaus.

Auch der ganze Aufbau unterscheidet sich von dem heute gewohnten. Coulissen in unserm Sinne kommen nur dann vor, wenn eine Galerie in Längsperspective aufgebaut wird. Sonst bleibt die Anlage im Schema durchweg dieselbe. Vorn beiderseits ein dunkles Säulenpaar, dahinter im Mittelgrunde nach beiden Seiten ein freier Ausblick auf Hallen, Höfe oder Treppenfluchten, im Hintergrund plastische Architektur reich durchbrochen. Wie an der Seite die Coulissen, so fehlen oben die Wolken. Auch hier baut sich die Architektur so hoch empor, daß sie nur durch den Rahmen des Proscениums abgeschnitten wird.

Mit diesen Mitteln erreicht die Decoration eine Größe und heitere Pracht, die uns mit den modernen Mitteln nur selten geboten wird. Schinkel war der Letzte, der noch in diesem Sinne für das Theater arbeitete. A. L.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg** und **Leipzig:**

Immanuel Kant's sämmtliche Werke, in chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. 8 Bände. gr. 8. brosch. *M.* 36.—, geb. *M.* 48.—

Die einzige wirklich vollständige Ausgabe von Kant's Werken.

— — **Kritik der Urtheilskraft,** herausg. von Benno Erdmann. 2. Stereotypausgabe. gr. 8. brosch. *M.* 2.—, geb. *M.* 2.80.

— — **Kritik der reinen Vernunft,** herausgegeben von Benno Erdmann. 3. mehrfach verbesserte Stereotypausgabe. Mit Kant's Bildniss. gr. 8. brosch. *M.* 2.—, geb. *M.* 2.80.

Diese ausserordentlich wohlfeilen Ausgaben empfehlen sich besonders durch ihre Korrektheit und gediegene Ausstattung.

Benno Erdmann, Kant's Kriticismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft. Eine historische Untersuchung. gr. 8. *M.* 7.20.

— — **Martin Knutzen und seine Zeit.** Ein Beitrag zur Geschichte der Wolfischen Schule und insbesondere zur Entwicklungsgeschichte Kant's. gr. 8. *M.* 4.—

Johannes Volkelt, Immanuel Kant's Erkenntnisstheorie nach ihren Grundprincipien analysirt. Ein Beitrag zur Grundlegung der Erkenntnisstheorie. gr. 8. *M.* 10.—

— — **Ueber die Möglichkeit der Metaphysik.** Antrittsrede gehalten zu Basel am 23. Oktober 1883. gr. 8. *M.* 1.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **Wilhelm Engelmann** in **Leipzig.**

Georg Weber's

Allgemeine Weltgeschichte.

Zweite Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet.

15 Bände in ca. 110 Lieferungen (à *M.* 1.—) und 4 Registerbänden:

Bisher ist erschienen:

1. Band:	**Geschichte des Morgenlandes.** 1882.	*M.* 7.—
2. =	**Geschichte des hellenischen Volkes.** 1882.	*M.* 7.50
3. =	**Römische Geschichte bis zu Ende der Republik und Geschichte der alexandrinisch-hellenischen Welt.** 1883.	*M.* 7.50
4. =	**Geschichte des römischen Kaiserreichs, der Völkerwanderung und der neuen Staatenbildungen.** 1883.	*M.* 7.—
5. =	**Geschichte des Mittelalters.** I. Theil. 1883.	*M.* 6 —
Registerband für Band 1—4:	I. **Geschichte des Alterthums.** 1883.	*M.* 1.50

Einband für jeden Band: einfach geb. *M.* 1.25, elegant geb. *M.* 2.—

Prospecte und **Urtheile** der Presse durch alle Buchhandlungen **gratis.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

So eben wurden vollständig und sind in broschirten und elegant gebundenen Exemplaren durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich v. Schack.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Sechs Bände von je ca. 30 Bogen in Klein-Octav. Broschirt *M.* 15.—

In sechs sehr eleganten Leinwand-Einbänden *M.* 20.—

Graf Schack hat sich durch seine Dichtungen, welche theils hochpoetische Stoffe in edelster Form behandeln, theils das moderne Leben mit glänzendem Humor darstellen, so sehr die allgemeine Gunst erworben, daß diese Gesammtausgabe seiner Werke, welche zugleich mehreres völlig Neue bringt, einem Bedürfnisse entgegenkommt.

Inhalt: Nächte des Orients. — Gedichte. — **Durch alle Wetter.** — **Lothar.** — **Episoden.** — **Ebenbürtig.** — **Lotosblätter.** (Neu!) — **Plejaden.** — **Weihgesänge.** — **Die Pisaner.** — **Gaston.** (Neu!) — **Timandra.** — **Atlantis.** — **Heliodor.** — **Kaiser Balduin.** (Neu!) — **Politische Lustspiele.**

Geibels Gesammelte Werke

sind nunmehr, nachdem Lieferung 37—40 erschienen, vollständig. Bei einem Preise von 50 Pf. pro Lieferung kosten sie broschirt *M.* 20.—, und die 4 Einbanddecken (je eine für 2 Bände) sind gleichfalls für *M.* 1.60 zu haben, worauf die Abonnenten der Lieferungs-Ausgabe ergebenst aufmerksam gemacht werden.

Geibels Gesammelte Werke

sind jetzt auch in 4 eleganten Leinwand-Einbänden zum Preise von *M.* 25.— zu beziehen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Die Symbiose

oder das

Genossenschaftsleben im Thierreich

von

Oscar Hertwig,

Professor der Anatomie u. Director des vergleichend anatomischen Museums an der Universität Jena.

Mit einer Tafel in Farbendruck.

Preis: 2 Mark.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Raphael.

Sein Leben und seine Werke

von

J. A. Crowe und **G. B. Cavalcaselle.**

Aus dem Englischen übersetzt

von

C. Aldenhoven.

Erster Band.

Mit 19 Tafeln in Lichtdruck.

gr. 8. Preis: *M.* 10.—. In Halb-Maroquin geb. *M.* 13.50.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz & Gossmann) in **Berlin** SW. 12.

Ueber die Reize des Spiels

von

Professor Dr. **M. Lazarus.**

XVI, 177 S. Eleg. geh. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

— **Wichtig für jeden Spielenden.** —

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Mein Wanderfrühling.

Lieder und Gedichte von **Max Brauer.**

XII, 208 S. 8. geh. *M.* 4.—, eleg. geb. *M.* 5.—

Eine originelle Liedergabe von außerordentlicher Frische des Inhalts und Feinheit der Form. Die vom Autor in absichtlicher Beschränkung (bei Zusammenstellung der Sammlung) beobachtete einheitliche Stimmung verleiht diesen Dichtungen von deutscher Art und südlicher Wärme einen eigenen und wohlthuenden Zauber.

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin.**

Scherer, Wilhelm, Geschichte der deutschen Litteratur. geh. 9 *M.*, geb. 10 *M.*

Schmidt, Erich, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Erster Band. geh. 7 *M.*

Deutsche Reime, Inschriften des 15. Jahrhunderts und der folgenden gesammelt von **H. Draheim.** geb. 4 *M.*

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung J. H. Schorer in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 2. Februar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die politische Lage Spaniens. Von Geo. C. Bartz. — Die internationalen Polarstationen. Von Friedrich von Hellwald. — **Literatur und Kunst:** Erinnerung. Von Martin Greif. — Knobelsdorff. Von Lector. — Ein Schandbuch über Sarah Bernhardt. Von Theophil Zolling. — Die englische Gesellschaft und der „Punch". Von H. Zimmern. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ueber das Wort „Tramway". Von Niemann, Baurath. — Inserate.

Die politische Lage Spaniens.

Von Geo. C. Bartz.

Die Reise des Kronprinzen nach Madrid, welcher ich mich anschließen durfte, gab mir willkommenen Anlaß zu einem eingehenderen Studium der politischen Verhältnisse Spaniens. Es wurde mir der Vorzug einer persönlichen Bekanntschaft mit den leitenden Staatsmännern, so daß ich mir aus ihren Mittheilungen ein Urtheil über ihr Verhalten und ihre Absichten bilden konnte. Die politischen Parteien in Spanien haben keine festen Grundsätze. Sie bequemen sich leicht den Anforderungen oder den Vortheilen des Augenblicks und folgen willig der Leitung ihrer Führer, selbst wenn dieselben den eigenen Nutzen dem allgemeinen Wohle voranstellen. Die neueste Geschichte Spaniens ist ein fortwährender Kampf der Parteien und ihrer Häupter um die Regierungsgewalt. Da das unglückliche Land, welches durch die Trostlosigkeit seiner politischen Zustände hart am Rande fortwährender Bürgerkriege steht, keinen festen Beamtenstand hat, sieht es bei jeder Kabinetsänderung, daß Aemter und Würden den Besiegten genommen und unter die Anhänger der siegreichen Partei vertheilt werden. Der Wechsel der Beamten erstreckt sich von den höchsten bis auf die niedrigsten Stellen. Nur die wenigen routinirten Leute, welche man nicht ganz entbehren kann, bleiben in ihren Aemtern. Die Folge ist, daß die Beschäftigung mit der Politik zu einem Handwerke sich erniedrigt, von welchem man die Befriedigung nicht selbstloser Bestrebungen, sondern rein materieller Interessen erhofft. Man schließt sich einem Staatsmanne oder einer Partei nicht aus principieller Uebereinstimmung der Ideen, sondern aus selbstsüchtigen Motiven an. Erscheint ihr baldiges Aufkommen zweifelhaft oder ihr Sturz bevorstehend, so sucht man bei den Gegnern den erträumten Nutzen. Diese absolute Principienlosigkeit führt zu einem ganz auffälligen freundschaftlichen Verkehre, welchen die Mitglieder der sich öffentlich auf das Heftigste befehdenden Parteien privatim unterhalten und den ich sonst nur in England in gleichem Maße gesehen habe. Während aber jenseits des Kanals die politischen Gegensätze so klar und bestimmt ausgeprägt sind, daß sie in den persönlichen Beziehungen nicht besonderen Ausdruck zu finden brauchen, herrscht auf der iberischen Halbinsel eine derartige Gleichgültigkeit in Principienfragen, daß man froh ist, sie öffentlich berührt zu haben. Obwohl ich kein Freund von weitsehenden politischen Programmen bin, hat mich der Mangel derselben in Spanien befremdet. Selbst die Conservativen, welche soeben wieder zur Macht gelangt sind, haben verschwommene Ziele. Schon ihr officieller Name „Liberal-Conservative" deutet auf ihre Geneigtheit zu Compromissen. Dieselbe hat sich in der jüngsten Krisis nur zu sehr bewahrheitet. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die von der „dynastischen Linken" geforderte Revision der Verfassung und die Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Die Liberalen waren gespalten. Sagasta, unter welchem die jetzigen Cortes gewählt worden waren und der infolge großartiger Wahlbeeinflussungen über eine Mehrheit von 280 Stimmen in der etwa 410 Mitglieder zählenden Deputirtenkammer gebot, weigerte sich, dem gedachten Verlangen der „dynastischen Linken" nachzugeben, obwohl er während seiner ministeriellen Thätigkeit so weit gegangen war, die Munizipal- und Provinzialbehörden aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgehen zu lassen. Seine Abneigung gegen die Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts auf die Wahl der Cortes entsprang dem Wunsche, die Volksthümlichkeit des bisherigen Kabinets nicht zu steigern. Die „dynastische Linke", welche ihn ersetzt hatte, war von Serrano aus denjenigen gemäßigten Republikanern gebildet, welche unter den gegebenen Verhältnissen das einzige Heil ihres Landes in dem Anschlusse an ein wahrhaft constitutionelles Königthum nach brittischem Muster erblickten. Ihnen hatten sich Posada Herera und einige seiner Freunde angeschlossen, welche mit Sagastas Thatenlosigkeit auf administrativen und gesetzgeberischen Gebieten, die seinen früheren Verheißungen so wenig entsprach, unzufrieden waren. Der Sturz Sagastas erfolgte im vergangenen Spätsommer, nachdem er seit dem Februar 1881 an der Spitze der Regierung gewesen war. Der Aufstand in Badajoz, woselbst ein Unteroffizier die Republik erklärte, seine Vorgesetzten verhaftete, sich der Kriegskasse bemächtigte und nur zufällig in dem Erfolge seines waghalsigen Unternehmens scheiterte, hatte Sagasta, der dem Könige bei seiner Reise nach Deutschland die vollständigste Ruhe des Landes versicherte, derartig überrascht, daß er den Kopf verlor und unter dem Vorgeben, das Vertrauen der mit seiner Energielosigkeit unzufriedenen Mitbürger anscheinend verloren zu haben, demissionirte. Da die Conservativen bei der Neuwahl unter Sagasta auf 48 Mitglieder in der Deputirtenkammer zusammengeschmolzen waren und damals um so weniger an den Eintritt in die Regierung denken konnten, als sie ihre Gegner sich erst abwirthschaften lassen wollten, so sah sich der König veranlaßt, Posada Herera mit der Neubildung des Kabinets zu betrauen. Die Portefeuilles wurden unter seinen Anhängern und den Führern der „dynastischen Linken", welche ihren Collegen jedoch in jeder Hinsicht überlegen waren, gleichmäßig getheilt. Die einzige Bedingung des Königs war, daß der ihm persönlich verhaßte Serrano nicht in das Kabinet gelange. Der Herzog della Torre erhielt als Entschädigung den Botschafterposten in Paris, woselbst er in eigenmächtiger Weise die Wirkung des

Digitized by Google

Besuches unseres Kronprinzen durch überschwängliche Lobhudelei Frankreichs zu beeinträchtigen suchte. Ein eigener Zufall fügte es, daß der Aufenthalt unseres Kronprinzen gerade in die Amtszeit der „dynastischen Linken" fiel, welche als alte Republikaner, deren Sympathien nach Frankreich neigten, unwillig zusehen mußten, wie der Besuch des deutschen Kaisersohnes zur Stärkung des Königthums und ihrer conservativen Gegner beitrug. An ihnen lag es wahrlich nicht, daß dem Kronprinzen ein so herzlicher Empfang entgegengebracht wurde. Hatten sie doch jede officielle Betheiligung abgelehnt. Zur Belohnung empfingen sie in ihrer Eigenschaft als Vertreter der Regierung die höchsten preußischen Ordensauszeichnungen, welche sich auf ihrer catonischen Brust seltsam ausnehmen müssen. Abgesehen von ihrer mehr als reservirten Haltung gegenüber dem Kronprinzen muß man der „dynastischen Linken" die Anerkennung nicht versagen, daß sie mit großem Eifer an einschneidende Reformen in allen Zweigen der Verwaltung ging. In den Ministerien herrschte eine ganz ungewohnte, fast fieberhafte Thätigkeit. Namentlich Moret y Prendergast, der Minister des Innern, ein junger Professor der Volkswirthschaft an der Universität von Madrid, welcher als Diplomat und auch Verwaltungsbeamter einen geachteten Ruf genießt, und der General Lopez Dominguez, ein Neffe Serranos, welcher unter Napoleon in der Krim und Italien, sowie mit O'Donnell siegreich in Marokko gefochten hatte, ließen sich in ihren Reorganisationsplänen nicht stören, trotzdem sie die Aussichtslosigkeit derselben erkennen mußten, da Sagasta, der thatsächliche Gebieter der Cortez, sein Versprechen ihrer parlamentarischen Unterstützung bald zurückzog. Der schlaue Sagasta, der wie kein Anderer den niedrigen Leidenschaften seiner Anhänger fröhnt und in der politischen „Mache" von keinem seiner Gegner übertroffen wird, hatte zu seinem Leidwesen seine Uebereilung schnell genug erkannt. Da er wußte, daß der König der unzuverlässigen „dynastischen Linken", welche noch kürzlich im republikanischen Lager stand, das Decret zur Auflösung der Kammer nicht ertheilen und ihr bei den Neuwahlen die zu Beeinflussungen so wichtige Staatsmaschinerie nicht anvertrauen werde, pochte er auf seine Macht und verwarf jeden Gedanken einer Coalition. Das Unerwartete geschah. Anstatt einer Zurückberufung Sagastas erfolgte der Auftrag des Königs zur Bildung eines Kabinets an die Conservativen, welche den liberalen Ansprüchen weit mehr entgegengekommen waren.

Zum vierten Male während der nunmehr neunjährigen Regierung des Königs tritt Canovas del Castillo an die Spitze derselben. Schwierige Aufgaben harren seiner. Vor Allem gilt es, die Rechte der Krone und die Executivgewalt des Staates gegen anarchische und socialistische Bestrebungen zu wahren und der Zuchtlosigkeit des Heeres, welches aus Rand und Band ist, zu steuern. Das Pronunciamento von Sagunt, durch welches Martinez Campos den jungen Alfonso zum Könige proclamirte, trägt seine blutigen Früchte. Jener Unteroffizier, welcher den Putsch von Badajoz unternahm, gehörte auch zu den Verschwörern von Sagunt. Er war enttäuscht über den ihm zu Theil gewordenen geringen Lohn und versuchte auf eigene Hand die Erlangung neuer Ehren. Sehr bedenklich für den Zustand der Armee und die Gährung in derselben ist die weite Verzweigung der Conspiration, welche in Badajoz zu Tage trat und in nicht weniger als 34 Bataillonen heimliche Genossen zählte. Das Material des Heeres ist vorzüglich. Der gemeine Soldat sucht seines Gleichen. Nur die Führer taugen nichts. Bei einer Effectivstärke von 80,000 Mann zählt die spanische Armee 20,000 Offiziere, welche in ihre bevorzugten Stellungen nicht aus eigenem Verdienste, sondern zunächst infolge ihrer Betheiligung an den zweifelhaftesten Unternehmungen gerückt sind. Die Politik zersetzt alle Klassen des Heeres. Das Gefühl der Ehre und der Pflicht hat seinen Werth verloren, und gewissenlose Verschwörer finden immer nach neuer Beförderung lüsterne Anhänger, mit denen sie die Armee zu den gefährlichsten Aufständen fortreißen können. Nirgends gibt es so viele Generale wie in Spanien. Man zählt 35 auf jede Million Einwohner, während wir nur 6, Frankreich 8, Italien 5 bei gleicher Volkszahl haben. Da ein ordnungsmäßiges Avancement und die Uebernahme gedienter Militärs in den Civildienst, der für die politischen Beutejäger reservirt bleibt, ausgeschlossen sind, muß ein Wandel geschafft werden, wenn die nicht allmählich zu Prätorianern sich erniedrigende Armee das Gemeinwohl zerstören soll. Der König, welcher von den besten Absichten beseelt ist und das unumschränkteste Lob verdient, hat keinen directen Einfluß auf die Leitung des Heeres, welches nur allein dem Kriegsministerium unterstellt ist. Alle Beförderungen geschehen durch den Kriegsminister, ohne daß dieselben der Genehmigung des Königs, der nur bei der Besetzung seines eigenen militärischen Hofhaltes gehört wird, unterliegen. Lopez Dominguez, welchem der König wegen seiner nahen Verwandtschaft zu dem unzuverlässigen Serrano mißtraute, beabsichtigte radicale Aenderungen in der Organisation des Heeres, welches unter der Verwaltung des von ihm in der Kammer unter maßloser Heftigkeit angegriffenen Martinez Campos, des Kriegsministers unter Sagasta, noch mehr zurückgekommen war. Es ist anzunehmen, daß Quesada in die Fußtapfen seines Vorgängers treten und das von ihm begonnene Werk unter Beseitigung der republikanischen Auswüchse zu einem erfolgreichen Ende führen werde. Der neue Kriegsminister ist ein Freund des Königs, dessen Generalstabschef er im Carlistenkriege war. Er hatte an der Niederwerfung des von dem Prätendenten angezettelten gefährlichen Aufstandes den hervorragendsten Antheil und erwies sich in der späteren Verwaltung der stets in Gährung befindlichen baskischen Provinzen, auch im Civildienst, als ein tüchtiger Beamter. Mit Leib und Seele Soldat, wird er jede Ausschreitung gegen die Disciplin rücksichtslos ahnden und vor Allem den Geist der Empörung unter den Offizieren bannen. Unter Canovas ist nicht zu erwarten, daß Verschwörer, wie die von Badajoz, über die Grenze complimentirt, sodann begnadigt und wieder in das Heer eingestellt werden. Der jetzige Premierminister warf dem Sagasta außerdem vor, daß er revolutionäre Processionen in den Straßen der Hauptstadt geduldet, dem Erzverschwörer Ruiz Zorilla die Heimkehr gestattet, die Polizei auf die seinem Einflusse entrückten Provinzial- und Munizipalbehörden übertragen und sich die Executivgewalt unter den Händen habe zerbröckeln lassen. Im Gegensatze zu der schwächlichen Bevorzugung des auch von dem unpraktischen Castelar empfohlenen Föderativsystems wird das jetzige Kabinet die Centralisation des Staates möglichst zu stärken suchen. Von allen spanischen Staatsmännern hat Canovas trotz seiner Vorliebe für gelehrte Studien die meiste Erfahrung in der Ausübung der Staatsgewalt. Ihm verdankt nicht nur die von ihm aus den alten „Moderados" gebildete „liberal-conservative" Partei ihre in Spanien einzig dastehende ausgezeichnete Organisation, welche sich auf die kleinsten Ortschaften erstreckt und überall ihre Fühler hat, sondern auch der Staat die Hauptergebnisse der in den letzten Jahrzehnten geschaffenen positiven Reformen. Unter seiner Administration wurden die Carlisten geschlagen und der Norden von ihnen gesäubert, das bereits aufgegebene Cuba zurückerobert, die von ihm ausgearbeitete Verfassung durchberathen und genehmigt und die zerrütteten Finanzen auf geordneter Grundlage geregelt. Als die damals im Exil weilende Königin Isabella, welche vor der Bürgerrevolution von 1869 geflüchtet war, zu Gunsten ihres einzigen Sohnes dem Throne entsagte, ertheilte Don Alfonso dem Canovas die weitgehendsten Vollmachten. Der Führer der Conservativen wußte zu warten. Er wünschte keinen Staatsstreich, sondern eine ruhige Entwicklung der Dinge. Das Pronunciamento von Sagunt geschah wider seinen Willen. Er benutzte es jedoch, um dem Militärdictator Serrano, der, anstatt gegen die Carlisten zu ziehen, in Madrid der Muße pflegte, die Staatsgewalt zu entreißen. Canovas übernahm die Regierung an der Spitze eines von ihm gebildeten Regentschaftsrathes, welcher von dem Könige sofort bestätigt wurde. Mit zweimaligen kurzen Unterbrechungen, welche durch Zerwürfnisse theils mit der Curie, theils mit dem nimmersatten General Martinez Campos hervorgerufen waren, blieb Canovas an der Seite des Königs, bis Sagasta und andere Gegner, die über ihren langen Ausschluß von Amt und Würden mißgestimmt waren, dem Monarchen beizubringen

Digitized by Google

wußten, daß sein herrschsüchtiger Minister, der in Folge der Reinheit seiner Absichten schwer Widerspruch duldete und sich mehr mit Untergebenen als Gleichgestellten zu umgeben liebte, die „Monarchie sowie die Dynastie bloßstelle und die Rechte der Krone zu Gunsten einer Oligarchie einzuschränken drohte". Die von Canovas beabsichtigte Conversion der amortisablen Schuld, deren Ausführung die Amtsbefugnisse des damaligen Kabinets auf Monate gesichert und selbst dem Einflusse des Königs entrückt hätte, führte zum Sturze der conservativen Partei. Es folgte Sagasta, der sich mit Martinez Campos verbündet hatte. Der Marschall, welcher sich gern den „Monk Spaniens" nennen hört, grollte dem Canovas, weil er seinem Verfahren auf Cuba, woselbst er den Aufstand nicht mit Gewalt der Waffen, sondern durch massenhafte Bestechungen unterdrückte, die ministerielle Billigung versagte. Eine directe Berufung des Marschalls an die Kammer behufs Gewährung des von ihm für die Pacification der Antillen geforderten außerordentlichen Credits von 200 Millionen Pesetas war gründlich fehlgeschlagen und die Episode des von ihm geleiteten Kabinets hatte die staatsmännische Begabung des säbelrasselnden Königsmachers so auffällig erwiesen, daß man sich über Sagastas Bündniß mit ihm nicht verwunderte.

Das neue Kabinet ist in sich einig und blickt ebenso wie die ganze conservative Partei zu Canovas als ihrem Herrn und Meister. Die Minister sind mit wenigen Ausnahmen seine bewährtesten Freunde. Der hervorragendste unter ihnen ist Romero Robledo, dem wie vordem die schwierige Leitung der innern Angelegenheiten übertragen worden ist. Romero, der Heißsporn seiner Partei, welchem der bedachtsame Canovas oft zu langsam handelt und der zuweilen sogar mit der Fraction der unter dem Spottnamen die „Husaren" bekannten Jungconservativen sich gegen die Autorität ihres Führers aufbäumte, weiß mit allen Schleichwegen der Politik vortrefflich Bescheid und wird schon für die Wahl einer gefügigen Cortes sorgen. Sagt man doch, daß in Spanien eine starke Regierung stets bei der Neuwahl eine absolute Mehrheit in der Kammer erlange. Narvaez trieb es sogar einst so weit, daß er seine Gegner mundtodt machte, indem er ihre Wiederwahl in sämmtlichen Bezirken zu vereiteln wußte.

Nicht geringe Besorgniß hegt man vor einer ausgesprochen klerikalen Richtung der conservativen Regierung. Diese Befürchtungen erscheinen uns übertrieben zu sein. Als Canovas bei der Thronbesteigung des Königs die Anerkennung der Curie, welche entschieden carlistisch gesinnt war, zu erlangen suchte, hatte er große Zugeständnisse zu machen. Er soll sogar die Wiedereinführung des Concordats gewährt haben. Nachdem der Papst den König Alfons gesegnet und sich officiell gegen Don Carlos erklärt hatte, fand sich, daß Canovas in seinen Versprechungen zu weit gegangen war. Die Kammer, in welcher Canovas allerdings mit großer Lauheit seine Rechtfertigung führte, verweigerte ihre Genehmigung des Compromisses. Canovas trat zurück und gab dem Marschall Jovellar Gelegenheit, mit freien Händen die Verhandlungen mit dem Vatican in befriedigender Weise zu beendigen. Sobald dies geschehen, kehrte Canovas an die Spitze des sonst unverändert gebliebenen Kabinets zurück.

In der auswärtigen Politik hat Canovas sich stets sehr energisch in der Wahrung spanischer Interessen vor den Angriffen der französischen Nachbarn gezeigt. Zeitweilig schien es, daß er Angesichts der ganz ungehörigen Begünstigung der Carlisten in Frankreich selbst nicht vor einem vollständigen Bruche zurückschrecken werde. Die Remonstrationen der spanischen Gesandten in Paris, der Marquis de Molins und Vega di Armijo hatten zu jenen Zeiten einen sehr drohenden Ton. Schon im Januar 1881 hörte man in den Cortes die Anschuldigung, daß Canovas, der ein Bewunderer Deutschlands ist, es wiederholt bereiste und gern den von ihm verehrten Kaiser persönlich seine Aufwartung machen möchte, die verlorene Großmachtstellung Spaniens durch ein Bündniß mit Deutschland wiederzuerlangen trachte. Die Beschimpfungen, denen der König im vorigen Herbste in Paris ausgesetzt war, hat die Abneigung der Conservativen gegen das „republikanische" Frankreich, welches seine Regierungsform gern den andern lateinischen Völkern aufzwingen möchte, nicht zu mindern vermocht. Mit Ausnahme der dynastischen Linken und der vorgeschrittenen Republikaner, welche in Frankreich einen Hort ihrer zersetzenden Pläne sehen, sind alle Parteien einig in ihrer Wachsamkeit vor französischen Beeinflussungen. Nicht nur an den Pyrenäen, sondern auch in Nordafrika haben Spanien und Frankreich feindliche Berührungspunkte. Eine Wiederaufrichtung der Großmachtstellung Spaniens würde zweifellos Nordafrika zum Versuchsfelde derartiger Bestrebungen machen und in Italien einen Bundesgenossen finden, welcher seine Zurücksetzung in Tunis ebenso wie Spanien das französische Verbot einer Machterweiterung in Marokko schwer empfindet. Canovas widmet den afrikanischen Angelegenheiten seine gespannteste Aufmerksamkeit und hat mit der ihm eigenen Vielseitigkeit des Wissens bei dem Schlusse des jüngsten Geographischen Congresses in Madrid interessante Lichtblicke in seine Ideen der Zukunft Spaniens in Nordafrika gewährt.

In Deutschland wird man dem neuen Ministerium die allgemeinsten Sympathien entgegentragen können. Obwohl conservativ ist dasselbe keineswegs reactionär. In einem Lande, welches von so gewaltigen Stürmen wie Spanien verwüstet ist, kann eine aus Revolutionen hervorgegangene Partei nicht zum Absolutismus zurückkehren, sondern wird in liberalen Bahnen nur dem Sturze des Bestehenden durch neue gewaltsame Angriffe vorzubeugen suchen. Der Unterschied zwischen den gemäßigt Liberalen und den Conservativen in Spanien ist so gering, daß man das Wohlwollen für die Einen um so mehr auf die Andern übertragen kann, als der König ein wahrhaft constitutioneller Monarch ist, der die beschworenen Rechte des Volkes nicht beeinträchtigen lassen wird.

Die internationalen Polarstationen.

Von Friedrich von Hellwald.

Bis vor Kurzem waren es vorwiegend geographische Zwecke, welchen die Erforschung der Polarregionen unserer Erde galt; ihr hauptsächliches Ziel war die Entdeckung neuer Landmassen im arktischen Eismeere, die Feststellung ihrer Configuration und des Verhältnisses von Land- und Wasserfläche. Soweit es dann thunlich war, namentlich während der Ueberwinterungen in den Winterhäfen, wurden geophysikalische Untersuchungen und Beobachtungen gepflegt und angestellt. Und dieser Gang der Polarforschung war ein durchaus correcter und naturgemäßer. Denn in diesem Falle wie in den meisten übrigen ist die geographische Erforschung der Pionier der Naturwissenschaften, und es scheint ganz undenkbar, daß ein Feldherr mit Erfolg auf einem Terrain operire, wenn er dasselbe zuvor nicht hat tüchtig recognosciren lassen. Will ich über die physikalischen Verhältnisse eines Gebirges mich unterrichten, so kann ich dies wohl nur, wenn ich Barometer, Thermometer, Hygrometer u. s. w. in Thäler wie auf Gipfel trage, d. h. wenn ich in das Gebirge einsteige; um dies aber zu thun, muß ich dasselbe zuerst kennen gelernt haben. Am Fuße des Gebirges stehen zu bleiben, ist völlig nutzlos. Da fand sich bekanntlich auf der im September 1875 zu Graz abgehaltenen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte der Führer des „Tegethoff", der verstorbene Schiffslieutenant Carl Weyprecht veranlaßt, seine Ansichten über die „Grundprincipien der arktischen Forschung" auszusprechen in einer sensationellen Rede, worin er sich gegen den Wettlauf der Nationen nach dem Nordpol erklärte, den bisherigen Polarreisen vorwarf, die „Wissenschaft" vernachlässigt zu haben, weil sie stets geographische Zwecke im Auge gehabt hätten und einen sehr bedenklichen und wohl auch sehr anfechtbaren Gegensatz zwischen „wissenschaftlich" und „geographisch" aufstellte. Mit bestechender Bescheidenheit schloß der wackere Führer des „Tegethoff" seinen Vortrag mit der Erklärung „er klage sich selbst an und breche den Stab über den größten Theil seiner eigenen mit harter Arbeit erkauften Resultate". Ich

Digitized by Google

war mit Carl Weyprecht seit lange befreundet und habe gleich nach Bekanntwerden seiner Grazer Rede Stellung zu derselben genommen, wobei ich dem Muthe und dem Eifer, mit dem er seine Ueberzeugung zum vollen Ausdruck brachte, volle Bewunderung zollte. Doch konnte ich so wenig als irgend ein anderer Eingeweihter mir verhehlen, wie meinem berühmten Freunde die Selbstanklage leichter fallen mußte, da er, was er verdammte, ja selbst niemals zu begehen Gelegenheit hatte. Weyprecht war ja selbst weder Geograph noch geographischer Forscher. Es ist wichtig, sich vor Augen zu halten, daß bei der Fahrt des „Tegethoff" weder die Erreichung des Poles noch selbst das Vordringen in besondere hohe Breiten von vorn herein beabsichtigt war. Von der „Hetzjagd" nach dem Pole ist die Expedition des „Tegethoff" völlig freizusprechen. Wenn dennoch die Entdeckung des in hohen Breiten gelegenen Franz Josephlandes erfolgte, so war dies, wie Julius Payer sinnig und treffend sagte, „die Laune einer Scholle", welche das willenlose Schiff dahingeführt, während die harte Arbeit der Erforschung des Landes nicht dem Schiffscommandanten zufiel. Ob dieser also das Recht hatte, über die bisherige Methode der Polarforschung, d. h. über die Leistungen Anderer abzuurtheilen und endgültig den Stab zu brechen, schien mir damals wie noch heute etwas fraglich.

Glücklicherweise beschränkte sich Weyprecht nicht allein auf die Kritik des Geschehenen, sondern er stellte auch Grundlinien für die fernere Polarforschung auf und befürwortete die Errichtung von internationalen Stationen in den Polarzonen zu dem Zwecke, ein Jahr hindurch gleichzeitig und nach gleichen Instructionen sowie mit gleichen Instrumenten Beobachtungen anzustellen. In erster Linie hätten die verschiedenen Zweige der Physik und Meteorologie, ferner Botanik, Zoologie und Geologie und erst in zweiter Linie die geographische Detailforschung berücksichtigt zu werden. Ein solches Unternehmen allein und selbstständig durchzuführen, dazu besitzt natürlich kein einzelner Privatmann, ja kein einziger Staat die nöthigen Mittel; es konnte also blos durch das einmüthige Zusammenwirken mehrerer Nationen bewirkt werden, und diese Uebereinstimmung zu bewirken, das war eben die Schwierigkeit. Durch die Begeisterung Weyprechts, durch die zähe Ausdauer einiger seiner Freunde wurde es nun in der That dennoch möglich, freilich erst nach jahrelangen Bemühungen, die Regierungen für den Plan insoweit zu gewinnen, daß sie wenigstens zum Theil die erforderlichen Summen bewilligten. Nach dreimaligen Conferenzen, zu Hamburg im October 1879, zu Bern im August 1880 und zu Petersburg im August 1881, hat die Internationale Polarcommission unter dem Präsidium des Dr. H. Wild in Petersburg ein vollständiges Programm für die anzustellenden Beobachtungen vereinbart, und zwölf Staaten ließen sich zur Ausführung des gemeinsamen Planes bereit finden. Da jetzt, nach Ablauf des mit dem 1. August 1883 zu Ende gegangenen Jahres, welches für die Dauer der internationalen Circumpolarstationen in Aussicht genommen war, die stattliche Schaar der ausgezogenen Beobachter wieder fast vollzählig in die Heimat zurückgekehrt ist, so dürfte es vielleicht von allgemeinem Interesse sein, das bisher Geleistete in Kürze übersichtlich zusammenzustellen.

Weyprechts treuer Gönner und Freund, Graf Hans Wilczek in Wien, ein Aristokrat des Geistes ebenso wie der Geburt, welcher wieder das Meiste gethan, das ganze Unternehmen der internationalen Circumpolarstationen zu Stande zu bringen, bestritt speciell die Kosten der **österreichischen Expedition**, über welche uns nach den Aufzeichnungen des Linienschiffslieutenants E. von Wohlgemuth schon ein recht ausführlicher Bericht aus der Feder des tüchtigen Geographen Dr. Josef Chavanne vorliegt.*) Graf Wilczek selbst begleitete die Expedition nach der gewählten Station, der Insel Jan Mayen in 70° 58′ n. Br. und 8° 34′ w. L. v. Gr. Am 2. April 1882 ging der Transportdampfer „Pola" von Pola aus in See und nahm in Gravesend den Commandanten Emil von Wohlgemuth, dann in Bergen den Grafen Wilczek und die übrigen vier Offiziere nebst einem Arzte der k. k. östreichischen Kriegsmarine an Bord, welchen die Theilnahme an der Expedition bewilligt worden war. Auf der Ueberfahrt nach Jan Mayen stieß das Schiff in 69° 15′ n. Br. auf Treibeis, drang sechs Stunden in dasselbe ein, wurde aber durch geschlossenes Flächeneis zur Umkehr gezwungen und ging Anfang Juni nach Tromsö, um dort günstigere Umstände abzuwarten. Graf Wilczek erhielt dort ein Telegramm, welches ihn bewog, nach Wien zurückzukehren; die „Pola" aber segelte schon am 21. Juni wieder von Tromsö ab und bekam am 27. den Beerenberg in Sicht; noch sechzehn Tage sollte es jedoch währen, bis die Eismassen sich so weit verschoben, daß das Schiff die Insel im Norden umfahren und in ziemlich freiem Landwasser bis zur Englischen Bai, dem beabsichtigten Landungsplatze, gelangen und dort am 13. Juli Anker werfen konnte. Doch zeigte sich die Stelle zur Errichtung einer Station nicht geeignet, weshalb man sich nach der nördlicher gelegenen Mary-Muß-Bai wandte, wo sogleich mit der Ausschiffung des Materials begonnen und am Südabhange des Vogelberges die Stationsgebäude errichtet wurden. Die Expedition hat ihre Aufgabe vollkommen dem ursprünglichen Plane gemäß erfüllen können, ohne daß Unfälle, Krankheiten oder besonders schlechte Witterungsverhältnisse einen störenden Einfluß geübt hätten. Wenn auch die äußerst heftigen Nordstürme sehr häufig die Beobachtungen erschwerten, so war doch die verhältnißmäßig milde Temperatur des Winters günstig, die zeitweiligen Bewohner der einsamen Insel bei guter Gesundheit zu erhalten. Noch im Laufe des August 1882 brachten Nordstürme erheblichen Schneefall, aber erst seit November hatten sie stärkere Kälte im Gefolge, die erst im Februar 1883 die Höhe von 20° C. erreichte. Für das Studium der meteorologischen Vorgänge erwies sich die Wahl Jan Mayens als Station besonders glücklich, da das Landmassiv zu unbedeutend ist, um den Luftdruck, die atmosphärische Temperatur und Strömungen wesentlich zu beeinflussen. Die Insel, welche noch im Gebiete des Polarstromes liegt, aber in einem Bereiche, wo auch der Golfstrom noch wirksam ist, war daher vorzüglich geeignet zur Beobachtung des Witterungsganges und der Stürme, welche während des Winters in dem weiten Meeresbecken zwischen Grönland, Spitzbergen und dem nördlichen Europa herrschen.

Wie die östreichische so ward auch die **schwedische** Station aus Privatmitteln bestritten, und zwar vorzugsweise von dem Kaufmann L. O. Smith. Sie ward geplant auf Spitzbergen in der Mosselbai (79° 53′ n. Br. und 16° 0′ ö. L. v. Gr.). Die Regierung bewilligte zum Transporte derselben die Kanonenboote „Urd" und „Verdande", welche Ende Juni 1882 das aus dreizehn Personen bestehende Personal unter N. G. Ekholm als Chef dahin bringen sollten. Wegen Eishindernissen konnte aber die Mosselbai nicht erreicht werden und die Expedition landete daher bei Cap Thordsen am Is-Fjord. Die Ueberwinterung verlief glücklich und die wissenschaftlichen Arbeiten wurden während der ganzen Zeit in ziemlicher Uebereinstimmung mit den Vorschriften der internationalen Polarcommission ausgeführt; außerdem unternahmen die Schweden hydrographische und magnetische Recognoscirungen auf dem Eise des Is-Fjords und Temperaturmessungen. Das Wetter war meist mild, die stärkste Kälte war am 2. Januar 1883, an welchem Tage das Thermometer — 35,5° C. zeigte. Stürme gab es wenig. Bei stetiger Arbeit und reichlicher Nahrung war der Gesundheitszustand während der ganzen Zeit ein vorzüglicher.

Norwegen errichtete eine Station zu Bossekop am Alten-Fjord in Lappland (69° 56′ n. Br. und 23° 0′ ö. L. v. Gr.) unter Leitung des Assistenten A. Steen vom Meteorologischen Institut zu Christiania. Sie trat am 1. August 1882 in Thätigkeit und für die Monate September bis April ward eine secundäre Station zu Kautokeino in Finmark (69° 1′ n. Br.), etwa 100 Km. südlich von Bossekop unter Sophus Tromholt

*) Jan Mayen und die östreichische arktische Beobachtungsstation. Geschichte und vorläufige Ergebnisse derselben. Nach den Aufzeichnungen und Berichten des Leiters, Linienschiffslieutenants E. von Wohlgemuth. Bearbeitet von Dr. Josef Chavanne. Mit 6 Illustrationen und einer Karte. Wien, Pest, Leipzig, 1884. A. Hartleben.

Digitized by Google

aus Bergen eingerichtet, zu dem Zwecke, durch Beobachtungen und Höhenmessungen, welche gleichzeitig und nach einem bestimmten Plane auch in Bossekop sowie auf der finländischen Station Sodankylä angestellt wurden, das erforderliche Material zu erlangen, welches eine Bestimmung der Parallaxe des Nordlichtes ermöglichen soll. Die Versuche, ein photographisches Bild des Nordlichtes zu bekommen, sind selbst mit den empfindlichsten Trockenplatten, welche 5—7 Minuten exponirt wurden, völlig erfolglos geblieben; auch nicht eine Spur von einem Negativ wurde erzielt. Ebenso erfolglos erwiesen sich die nämlichen Versuche in Bossekop und Sodankylä.

Das Großfürstenthum Finland legte auf seine Kosten im finnischen Lappland die eben genannte Station zu Sodankylä (67° 24′ n. Br. und 26° 36′ ö. L. v. Gr.) an, welche von dem Assistenten E. Biese geleitet wurde. Die Expedition verließ Helsingfors Mitte Juli 1882 und konnte erst am 15. August ihre Thätigkeit beginnen.

In Rußland übernahm die Kaiserliche Geographische Gesellschaft die Organisirung der Polarstationen, jedoch mit Unterstützung aus Staatsmitteln. Als Hauptstation wurde von Anfang an die Lenamündung betrachtet; aber bald hielt man es auch für wünschenswerth, eine zweite Station auf Nowaja Semlja anzulegen. Als Beobachtungsort wurde die kleine Karmakulibai (72° 30′ n. Br. und 53° ö. L. v. Gr.) an der Westküste der Südinsel ausersehen. Marinelieutenant Andrejew ging dahin im Juni 1882 ab. Die Hauptstation an der Lenamündung (73° 22′ 30″ n. Br und 126° 34′ 55″ ö. L. v. Gr.) ward vom Navigationslieutenant N. Jürgens geleitet, der schon am 28. December 1881 von Petersburg die lange Reise dahin antrat. Bei Tas-Ary unterhalb Bulun erlitt er aber beinahe Schiffbruch und die magnetischen Instrumente litten dabei durch Feuchtigkeit, so daß die magnetischen Beobachtungen erst am 1. November 1882 beginnen konnten, während die meteorologischen am 31. August ihren Anfang nahmen. Die Einrichtung der Gebäude veranlaßte großen Aufenthalt, da es an Arbeitern fehlte, indem die jakutischen Bewohner sich als zu schwach und ungewohnt zur Arbeit erwiesen und die Bootsleute aus Jakutzk sich sofort auf den Rückweg machen mußten, um nicht noch vor Bulun einzufrieren. Der Strom bei der Station bedeckte sich mit Eis am 30. September. Wegen dieser Verspätungen suchte der Ausschuß der Geographischen Gesellschaft um Bewilligung von Mitteln nach, um die Beobachtungen noch ein weiteres Jahr fortsetzen zu können. In Obdorsk und Mesen wurden ferner zwei meteorologische Stationen eröffnet, um die Beobachtungen auf Nowaja Semlja mit denen in Centralrußland in Verbindung zu setzen. Die Mitglieder der Station in Karmakuli trafen am 29. August 1883 wieder wohlbehalten in Archangel ein.

Die holländische Expedition ward zur Hälfte aus Staatsmitteln, zur Hälfte aus Sammlungen gedeckt und wählte als Ziel den von der Vegafahrt her bekannten Dicksonhafen (73° 30′ n. Br. und 82° ö. L. v. Gr.) an der Mündung des Jenissei. Chef ward Dr. Snellen. Am 22. September 1882 lag aber das Expeditionsschiff „Varna" circa 130 Km. östlich von der Waigatschinsel eingefroren zwischen großen Eisschollen und mußte also einen unfreiwilligen Aufenthalt im südlichen Theile des Karischen Meeres nehmen. Am 5. Mai 1883 lief unter Lieutenant Dalen von Amsterdam der „Willem Barents" aus, um seine Landsleute auf der „Varna" aufzusuchen, hat aber von Solombola aus Nachrichten nach Amsterdam gesandt, nach denen er über die „Varna" und ihre Mannschaft nichts hat entdecken können.

Die dänische Regierung richtete gleichfalls eine Station ein und zwar zu Godthaab in Grönland, wohin die Mitglieder am 17. Mai 1882 von Kopenhagen absegelten. An ihrer Spitze stand Adjunkt A. Paulsen.

Die Vereinigten Staaten legten zwei Stationen an, und zwar in Ooglamie bei Point Barrow an der Nordküste des amerikanischen Festlandes (71° 18′ n. Br. und 156° 24′ ö. L. v. Gr.), und in der Lady Franklin Bai an der Ostküste des Grinnell-Landes, welche beide schon seit dem Sommer 1881 fungirten, also ein Jahr früher als die übrigen in Thätigkeit traten. Aus Staatsmitteln vom Signal Office ausgerüstet, ging die Expedition nach Point Barrow am 18. Juli 1881 auf dem Schuner „Golden Fleece" von San Francisco aus, befehligt vom Lieutenant P. H. Ray vom Signalcorps und erreichte ihr Ziel am 8. September. Im März 1882 unternahm Ray eine Schlittenreise südwärts von der Station ins Land hinein, um frisches Fleisch zu beschaffen und kam dabei unerwartet an einen bisher noch nicht entdeckten Fluß von 200 m Breite, der unter vielen Krümmungen im Allgemeinen gegen Nordwest gerichtet war. Seine Ufer besäumten verkrüppelte, etwa 1,25 m hohe Weiden, die ersten baumartigen Gewächse, welche Ray von Norden her antraf. Etwas weiter aufwärts verbreiterte sich der Fluß bis auf 250 m, um sich jedoch bald darauf in mehrere Quellarme zu spalten. Um die Mündung des von Ray Meade River genannten Flusses aufzusuchen, machte der Entdecker Ende April 1882 eine zweite kürzere Excursion gegen Südosten, deren Ergebniß war, daß sich der Fluß unter 70° 59′ n. Br. und 154° 32′ w. L. v. Gr., mithin etwas südöstlich von Point Barrow, mit fünf Armen ins Meer ergießt. Am 24. Juni 1882 brach dann eine zur Ergänzung der Ray'schen Station bestimmte Expedition unter Lieutenant Powell von San Francisco auf, und im Jahre 1883 ging, wenn auch mit Schwierigkeiten verknüpft, die Auflösung der Station ohne Unfall vor sich. Der Schuner „Leo", welcher den Befehl zur Rückkehr überbrachte, verließ am 18. Juli 1883 S. Francisco und traf am 22. August bei Point Barrow ein. Zweimal wurde die Einschiffung des Materials unterbrochen, da das Schiff durch Stürme und Eisgang gezwungen wurde, den Ankerplatz zu wechseln und auf hohe See zu flüchten. Erst am 29. August konnte die Rückkehr angetreten werden und, nachdem das Fahrzeug in Unalaschka die erlittenen Beschädigungen ausgebessert hatte, erreichte es am 6. October v. J. glücklich die californische Metropole. Sämmtliche von der internationalen Polarcommission vorgeschriebenen Beobachtungen sind programmgemäß zur Ausführung gelangt, nur die in Aussicht genommenen Pendelversuche mußten unterbleiben. Die nach der Lady Franklin Bai oder Fort Conger, wie das Observatorium getauft ward, bestimmte Expedition unter Lieutenant Greeley verließ am 7. Juli 1881 St. John in Neufundland und kam nach außerordentlich rascher Fahrt am 12. August an ihr Ziel, welches unter allen Stationen die nördlichste ist. Sie liegt in 81° 45′ n. Br. unweit der Stelle, wo Capitän Nares überwinterte, an der Küste des Smithsundes. Seither sind keine Nachrichten von dieser Expedition eingetroffen. Ihr sollte 1882 der Dampfer „Neptune" eine aus neun Leuten bestehende Ablösungsmannschaft zuführen, doch wurde dieser durch Eis an der Erreichung seines Zieles verhindert und mußte am 24. September 1882 nach St. Johns zurückkehren. Unter 79° 20′ n. Br. machte im Smithsund eine feste Eisbarriere jede Weiterfahrt unmöglich. Im Jahre 1883 ward der Versuch, die Lady Franklin Bai zu erreichen, mit Nachdruck wiederholt, und zwar durch den Dampfer „Proteus", aber auch dieser ward am 23. Juli am Eingange zum Smithsunde vom Eise zerdrückt. Der Dampfer „Yantic", welcher nebst dem „Proteus" der Greleyschen Expedition zur Hülfe gesandt war, nahm die Bemannung des „Proteus" auf und kehrte nach St. Johns zurück, natürlich ohne Nachrichten von Greeley. Ernstliche Besorgnisse über das Schicksal der nunmehr seit 2½ Jahren auf ihrer Station zurückgelassenen Forscher braucht man noch nicht zu hegen, da dieselben auf reichlich drei Jahre verproviantirt sind. Nach seinen Instructionen muß Lieutenant Greeley im Frühjahr 1884 seinen Rückzug per Schlitten nach dem Smithsunde antreten; auf diesem Wege findet er an verschiedenen Punkten Vorräthe, welche für ihn dort deponirt wurden, und auf der Littleton-Insel im Smithkanal, wo ein größeres Magazin errichtet wurde, kann er im Sommer d. J. ohne große Schwierigkeiten aufgenommen werden. Jedenfalls muß aber die amerikanische Regierung heuer sehr große Anstrengungen machen, daß die Erlösung der Forscher stattfinden könne.

Digitized by Google

Auf gemeinschaftliche Kosten von England und Kanada war eine Beobachtungsstation zu Fort Rae am nördlichen Arm des Großen Sklavensees, ziemlich tief im Binnenlande von Britisch Amerika unter Capitän H. P. Dawson als Chef eingerichtet. Sie lag unter 62° 38′ n. Br. und 115° 25′ w. L. v. Gr. Dawson entdeckte etwa 30 Km. weiter nach Norden bedeutende Ruinen, welche von den Indianern als Steinpyramiden oder Altäre geschildert werden.

Nachdem die Reichsregierung 300,000 M. für Betheiligung Deutschlands an dem internationalen Unternehmen bewilligt hatte, wählte die von ihr eingesetzte Commission den Cumberland- oder Hogarthsund (66° 30′ n. Br. und 66° w. L. v. Gr.) im Westen der Davisstraße sowie die Insel Südgeorgien im Südatlantischen Ocean zu Stationen und kaufte den Dampfer „Germania" an, um die unter Dr. W. Giese stehende Expedition nach Cumberland zu bringen, wohin dieselbe in der zweiten Hälfte des Juni 1882 die Fahrt antrat. Außerdem beschloß die Commission, Dr. K. R. Koch aus Freiburg mit Instrumenten nach Labrador zu schicken, um dort an fünf Orten durch die Herrnhuter Missionäre meteorologische Beobachtungen anstellen zu lassen. Im Herbste 1882 richtete er in der That sechs Stationen ein, gab die nöthigen Anweisungen für die Anstellung der erforderlichen Beobachtungen, den Winter brachte er in Nain zu, wo er sich neben seinen eigentlichen Aufgaben mit Sammlung naturhistorischer Gegenstände und ethnographischen Notizen über die Labradoreskimos beschäftigte. Im Frühjahr und Sommer 1883 inspicirte er nochmals die verschiedenen Stationen und trat am 16. September mit dem gesammelten Material auf dem Missionsschiffe „Harmony" die Rückreise nach Hamburg an, wo er am 12. October landete. Kurz darauf, am 17. October lief dort auch die „Germania" mit den deutschen Forschern aus dem Cumberlandfjord ein; 42 Tage hatte sie vor der Mündung des Sundes kreuzen müssen, ohne daß es ihr gelang, durch die Eismassen sich einen Weg zu bahnen. Die Mitglieder der Expedition schifften sich endlich auf dem amerikanischen Waler „L. P. Simmons" ein, welcher im Cumberlandsund überwintert hatte und konnten so die „Germania" erreichen, welche am 16. September die Rückfahrt antrat. Die Expedition auf Südgeorgien wurde Anfang September 1883 von der Corvette „Marie" abgeholt und traf nach längerem Aufenthalte in Montevideo am 16. November v. J. in Hamburg ein.

So waren denn auf der nördlichen Hemisphäre zehn Stationen vertheilt, von welchen freilich nicht alle in der Lage waren, zu functioniren. Dazu kamen noch zwei in der Südhemisphäre. Denn nebst Deutschland auf Südgeorgien, wandte sich auch Frankreich nach dem Süden und entsandte Expeditionen nach einem günstig gelegenen Punkte an der Orange Bai bei Cap Hoorn. Wie groß oder wie gering nun auch der auf die Geographie fallende Antheil dieser Arbeiten sein möge, immer ist es eine ermuthigende Thatsache, daß ein einzelner macht- und mittelloser Mann wie Carl Weyprecht es gewesen, der durch die Begeisterung für seine specielle Wissenschaft so viele Kräfte und Mittel in Bewegung setzte und daß der schwere Schlag seines frühzeitigen Hinscheidens die Bewegung nicht zum Stehen brachte, sondern die Anregung stark genug in Andern fortwirkte, um die Idee zur endlichen Ausführung zu bringen. Ich halte zwar die einmal einjährigen Beobachtungen für durchaus unzureichend für den angestrebten Zweck, jedenfalls werden wir ihnen immerhin werthvolle Daten verdanken. Hoffentlich aber darf man auch der Zeit wieder entgegensehen, welche in den Circumpolarstationen nicht den Schlußstein der arktischen Probleme erblickt und sich wieder mit Eifer den eigentlichen Aufgaben der geographischen Polarforschung zuwendet.

Literatur und Kunst.

Erinnerung.

Blumen gibt es mannichfalt,
Deren Hauch uns rühret,
Manche liebliche Gestalt
Ward mir schon entführet.

Hatte sie, wenn auch im Traum,
Liebend nur gefunden,
Da, und eh' ich's ahnte kaum,
War sie mir entschwunden.

Wohl noch suchte sie der Blick
Sehnlich eine Weile,
Doch es wollte mein Geschick,
Daß ich weiter eile.

Einen Seufzer schickt' ich ihr
Nach und schied entschlossen
Und ihr Bild es schien in mir
Mit ihr selbst zerflossen.

Aber schwand auch ihre Spur,
Doch mir blieb ein Ahnen,
Und ein Blümlein auf der Flur
Kann an sie mich mahnen.

Martin Greif.

Knobelsdorff.

Es ist immer von Interesse, das Urtheil des Auslandes über unsere Zustände zu kennen. Wie wir selbst unsere Augen auf Reisen weiter öffnen als in unserer Alltagsumgebung, so sieht auch ein Fremder in unserem Lande Dinge, die wir zu beobachten verlernt oder vergessen haben, und unternimmt er es gar, sich mit Bezug darauf über eine ganze Zeitperiode gewissenhaft zu orientiren, so haben wir Ursache aufzuhorchen, ob er nicht etwa manche unserer vorgefaßten Meinungen zu berichtigen im Stande ist.

Solchen verdienstlichen Untersuchungen ist mit Recht Carlyles Werk über Friedrich den Großen zugezählt worden, aber auch das von seinem Schüler und Verehrer Andrew Hamilton verfaßte Buch über „Rheinsberg, Friedrich den Großen und Prinz Heinrich von Preußen"*) ist voll von beachtenswerthen Partien und bekundet dabei einen so ernsten Willen, nur gründlich Ermitteltes zu Tage zu fördern, daß die Arbeit als verdienstlich bezeichnet werden darf.

Damit ist natürlich nicht Alles, was das Buch enthält, als abschließend richtig anzusprechen. Unlängst waren aber in dieser Zeitschrift in Bezug auf Friedrich und die Kunst in Preußen die Worte zu lesen: „Was würde dieser kunstsinnige Fürst bei günstigerem Geschick vollbracht haben!" und darauf gibt das Hamilton'sche Buch eine so ganz anders lautende Antwort, als sie offenbar den Ansichten sehr Vieler entsprechen wird, daß es sich wohl empfehlen dürfte, unter Anknüpfung an die bedeutendste Persönlichkeit, welche bei der monumentalen Seite der Friedrich'schen Kunst- und Regierungsperiode betheiligt gewesen ist, jene Antwort zu etwa thunlicher Berichtigung hier weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Nach der Thronbesteigung Friedrichs begann, wie man weiß, Berlin der Mittelpunkt großer Kunstprojecte zu werden.

*) Uebersetzt von Rudolf Dielitz, 2 Bände, R. v. Deckers Verlag, Berlin.

Digitized by Google

Der junge König, sagt Hamilton, hatte den Kopf voller Pläne, wie er die Musen verlocken sollte, nach Berlin zu kommen und sich dort niederzulassen — ja, für alle Zeiten ihr Standquartier daselbst zu nehmen; da galt es denn vor Allem, ihnen eine würdige Stätte zu bereiten; mit Anfang Juli begannen in der Stadt allerlei Gerüchte über die Bauten laut zu werden, die Se. Majestät auszuführen gedenke — ein neues Palais, ein Opernhaus, ein Schauspielhaus, eine Akademie der Künste, eine solche der Wissenschaften und was weiß ich sonst noch Alles! Wem man nur immer Urtheil und Geschmack genug zutraute, der erhielt den Auftrag, irgend einen Jünger der Kunst oder Wissenschaft zu engagiren. Voltaire wurde ersucht, sich einiger französischer Schauspieler zu versichern, und an Suhm wurde geschrieben, um Euler aus Petersburg kommen zu lassen; der Gesandte in Paris erhielt Auftrag, sich nach Tänzerinnen umzusehen, und Graun wurde nach Italien geschickt, um Musiker aufzutreiben. Georg von Knobelsdorff — 1699 geboren, mit 30 Jahren Kapitän a. D. und Schüler des Malers Pesne und der Baumeister Kemmeter und Wangenheim — ging nach Frankreich, um mit eigenen Augen sich die französischen Theater anzusehen und Bildhauer zu engagiren, und wurde, als er im November zurückkehrte, zum Surintendant aller königlichen Paläste und Gartenanlagen, sowie zum Director der Theater und der Hofmusik ernannt.

Die ersten baukünstlerischen Werke, die er in die Hand nahm, waren das Opernhaus und das Charlottenburger Schloß, dessen Bau, schon von König Friedrich I. begonnen, während der ganzen Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. als Fragment liegen geblieben war. Der junge König hatte sich noch nicht schlüssig darüber gemacht, wo er seinen Wohnsitz aufschlagen wollte. Er sehnte sich nach Rheinsberg, dann richteten sich seine Gedanken, noch zweifelnd freilich und ungewiß, auf Potsdam, und schließlich fand er, daß doch wohl Charlottenburg, welches in so bequemer Nähe bei Berlin lag, der geeignetste Ort sein möchte; freilich mußte es zuerst fertig gebaut werden. Für eine Zeit lang hatte das übrigens so viel nicht zu bedeuten, denn Friedrich brachte zunächst seine Frühsommer mehr in den Feldlagern als in Palästen zu; allein es lag gar nicht in seiner Absicht, daß diese Lebensweise noch lange so fortgehen sollte, und er wünschte, wenn er heimkehrte, ein eigenes Wohnhaus bereit zu finden. Warum es nun so viel mehr Zeit erfordern sollte, an ein altes Schloß einen neuen Flügel anzubauen, als eine Provinz zu erobern, das wollte ihm nicht in den Kopf. In jedem Briefe drängte und bat er den Surintendanten, ja befahl ihm, sich zu beeilen und zu gleicher Zeit ihm auf das Detaillirteste über den Fortgang der Arbeiten zu berichten. Knobelsdorff, der weder sehr schreiblustig war, noch, in welchem „metier“ es immer sein mochte, viel Geduld und Nachsicht mit dem Dilettantismus hatte, war gar nicht der Mann, um Sr. Majestät in letzterer Beziehung zu willfahren. Er beeilte sich nach Kräften, sein Werk zu fördern, wurde er aber zu Weiterem angetrieben, so berichtete er über den Fortgang des Baues kurz und geschäftsmäßig.

Nun, was Se. Majestät auch immer über das von Knobelsdorff eingehaltene Tempo denken mochte, Charlottenburg wurde rasch und gut zu Ende gebaut. Noch heutigen Tages ist dieser spätere Theil des Schlosses bemerkenswerth durch das edle Maß seiner Verhältnisse und durch die Einfachheit, die in seinen Details herrscht, und es ist in gewissem Sinne rührend zu sehen, mit welcher Freudigkeit und Treue diejenigen, welche einst hier gearbeitet haben, an ihr Werk gegangen sind. Kurz zuvor, am 5. September 1741, während der König in Reichenbach bei der Armee stand, hatte Prinz Heinrich, der damals fünfzehn Jahre alt war, den Grundstein zu dem neuen Opernhause legen dürfen und, Dank einer diesmal sicherlich unerhört raschen Förderung des Baubetriebes, war es zum 7. December 1742 in der That nothdürftig so weit fertig gestellt worden, daß an diesem Tage die erste Vorstellung — es war Grauns „Cesare e Cleopatra“ — darin stattfinden konnte. Nicht nur das Aeußere auch selbst das Innere war übrigens noch so weit zurück, daß noch alle Vergoldung fehlte, die Decke mit Segelleinwand drapirt werden mußte und in den Logen statt der Stühle einfache hölzerne Bänke standen. Aber das Staunen und Entzücken war trotz alledem nicht weniger groß.

Es war in der That ein ausgezeichnetes und für die Zeit seiner Entstehung, in Bezug auf die edle Einfachheit wie klassische Schönheit seines Stiles, einzig dastehendes Bauwerk. Um es nur einigermaßen nach seinem wirklichen Werthe zu schätzen, muß man sich den manierirten Geschmack jener Tage recht deutlich vor Augen stellen. Es zeigte, wie kaum ein anderes, was Knobelsdorff zu leisten im Stande war. Hätte er so weiter fortfahren können, sagt Hamilton, er würde sicherlich große Dinge geschaffen haben; allein das sollte ihm nicht vergönnt sein.

Es dauerte nicht lange, so wollte der König (und jeder Zoll in ihm war König!) auch im Reiche von Stein und Mörtel unumschränkt herrschen. War er in früherer Zeit Knobelsdorffs bewundernder „Lehrling“ gewesen, so wollte er von nun ab selbst der „Maurermeister“ sein. Die in seiner Lehrzeit ihm gewordenen Lehren waren indessen nicht gar tief eingedrungen. Im Allgemeinen, sagt Hamilton, hatte er für die Künste nur insoweit Interesse, als sie heitere Künste waren. Die Worte „ernst“ und „streng“ auf die Kunst anzuwenden, das erschien ihm wie eine „contradictio in adjecto“. So liebte er, wie in seinen Zimmern heitere, zarte Farben, auf der Bühne eine lebhafte Musik, und es konnte ihn beispielsweise eine Arie in Moll völlig verstimmen. In der Architektur war ihm das, was wir „Rococo“ nennen, das Liebste, weil es ihm das Amusement gewährte, grillenhafte Einfälle in Stein und Marmor zu verewigen. Das widerstritt nun durchaus den Ideen des „Surintendant“; dieser nahm es selbst sehr streng und ernst mit seiner Kunst und war nicht der Mann, der es sich hätte gefallen lassen, daß das Streben und Endziel seines Lebens von Jemand anderem als Spielzeug behandelt wurde. Unglücklicherweise war es seinem Redetalente nicht gegeben, das Beste, was in ihm lag, in einer angenehmen Weise und mit der sorglosen Nonchalance des wohlerzogenen Mannes vorzubringen und dadurch sich williges Gehör zu schaffen. Vielmehr war er hartnäckig und unduldsam, und verdarb es mit den Leuten durch seinen bis aufs Aeußerste getriebenen herben Ernst, wie dies ja auch zu oft die Art von Männern ist, die von einer großen Idee erfüllt sind und dabei unter dem Einflusse einer gründlich erschütterten Gesundheit stehen. Schließlich, da ihm nichts Anderes übrig blieb, gab er denn doch dem Könige nach, aber immer mit verdrossener Miene und nur schrittweise zurückweichend.

Die Ideen des Königs, so wird uns berichtet, waren stets „voller Poesie“, ließen sich aber, da ihm die rechte Kenntniß von den Gesetzen der Baukunst abging, nicht immer in Stein und Mörtel verkörpern. So hatte der Surintendant, welcher sich der Grenzen seiner Kunst recht wohl bewußt war, selbst wo er den guten Willen zeigte, den König bei guter Laune zu erhalten und ihm in Fragen des Stils Opfer zu bringen, lange Kämpfe mit ihm durchzufechten. Die Folgen davon waren endlose Mißhelligkeiten, und da zuweilen Wünsche des Königs auf hartnäckigen Widerspruch, ja, unter Umständen auf eine Weigerung stießen, worauf dann wohl auf einmal geradezu Befehle folgten, so kam bald genug die Zeit heran, wo der König überhaupt von Niemand mehr den leisesten Widerspruch vertrug. Man hat, sagt Hamilton, das Ende des zweiten schlesischen Krieges als den Zeitpunkt bezeichnet, da der König inne wurde, wie er den Männern, welche ihn einst gebildet und erzogen hatten, himmelweit über den Kopf gewachsen war, und nun, nicht allein in Staatsangelegenheiten und als Stratege, sondern auch auf allen übrigen Gebieten des Lebens allein herrschen wollte. In späterer Zeit gesellte sich bei ihm zu der Neigung für das Befehlen noch die: zu belehren, und kaum ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, die Leute in Bezug auf ihren eigenen Beruf nach seiner Weise zu schulmeistern. So war er in den letzten Jahren seines Lebens mit demselben Eifer bemüht, Reichardt die Gesetze der musikalischen Composition beizubringen, wie Rüschel Unterricht in der Strategie zu ertheilen. In dem Maße, wie er mehr und mehr für Alles, was in Preußen bis in die äußersten

Digitized by Google

Ecken und Enden hin geschah, die einzige Triebfeder wurde, vermochte er es immer weniger und weniger zu ertragen, daß seine Befehle nicht buchstäblich ausgeführt wurden. Da mußten ihm denn die alten Lehrer, die nicht plötzlich vergaßen, daß sie doch auch einmal in ihrem Fache etwas verstanden hatten, und sich nicht ohne Weiteres in gefügige Werkzeuge verwandelten, sehr unbequem sein.

Mit Knobelsdorff war dies eine Zeit lang mehr, als mit irgend einem Anderen der Fall. Er hatte mit schwerem Herzen lernen müssen, seinen Träumen von griechischer Kunst zu entsagen und hatte die Hoffnung aufgegeben, irgend etwas ihr Aehnliches in Berlin ins Leben zu rufen; allein, wenn er auch dem Könige nachgab, suchte er doch, als redlicher Mann und seinen Ueberzeugungen treu, aus den königlichen Entwürfen das Bestmöglichste zu machen und gerieth dann häufig, höchst wahrscheinlich in den meisten Fällen, mit ihm in Streit über die richtige Art und Weise, wie dieselben zur Ausführung zu bringen seien, da sein höheres Wissen ihm dazu Wege zeigte, die dem Auge des Dilettanten verborgen blieben. Der König, welcher nicht Lust hatte, mit einem Feinde zu kämpfen, der ihm überlegen war, andererseits aber auch den alten Freund nicht zu sehr verletzen mochte, indem er ihm immer wieder ein gebieterisches „fiat!“ entgegenstellte, suchte beides dadurch zu vermeiden, daß er ihn häufig ganz aus dem Spiele ließ. Friedrich hatte irgendwo in Potsdam einen gewissen Boumann aufgetrieben, einen Holländer, oder Sohn eines Holländers, der, wie man sagte, halb Maurer, halb Gärtner, und ganz der Mann war, zu thun, was ihm befohlen wurde. Es dauerte denn auch nicht lange, so machte ihn der König, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, zu seinem Hof-Architekten.

Sanssouci, mit dem noch heute die Erinnerung an den Namen Knobelsdorff verknüpft ist, wurde die unmittelbare Veranlassung zu dem schlimmsten Streite, der jemals zwischen dem Könige und ihm stattgehabt hat. Friedrich, der sich endlich entschlossen hatte, auf seinem Lieblingshügel, wo er einst begraben zu werden wünschte, eine Sommerresidenz zu bauen, hatte hierzu selbst den ersten, rohen Entwurf gemacht; nach dieser Skizze führte Knobelsdorff eine Zeichnung aus, die, was er auch sonst von den Ideen des Königs denken mochte, im völligen Einklang mit diesen gehalten war. So weit ging nun Alles gut. Vielleicht hatte er gehofft, den Plan, wenn es einmal zur Ausführung desselben kommen würde, noch modificiren zu können. Allein hierin täuschte er sich. Als der Bau im Jahre 1745 begonnen werden sollte, und er diese und jene Aenderungen vorschlug, wollte der König nichts davon hören. Knobelsdorff bestand auf seiner Ansicht und der König, der nicht mehr vertragen konnte, daß man ihm widersprach, blieb ebenfalls bei der seinigen. So kam es schließlich einmal zu einem ziemlich lauten Wortwechsel. Am nächsten Morgen ließ der Surintendant sagen, er sei krank und habe einen Anfall von Blutspeien gehabt, der ihm jede Art von Anstrengung unmöglich mache.

Knobelsdorff erhielt die Erlaubniß, Potsdam zu verlassen und nach Berlin zu gehen, Sanssouci aber wurde nach den von ihm entworfenen Plänen, d. h. so weit diese nach des Königs Sinn waren, von Boumann gebaut, der nun, sagt Hamilton, für lange Zeit Sr. Majestät recht wie ein Gottgesandter erschien, da er jeden Befehl, ohne ihn zu kritisiren oder daran zu deuteln, geschweige denn darüber zu murren, buchstäblich ausführte.

Mehrere Jahre hindurch wurde kein Werk von irgend welcher Wichtigkeit in die Hände des Surintendanten gelegt, ja, öffentliche Gebäude wurden in Berlin ausgeführt, ohne daß man dazu nur seinen Rath eingeholt hätte. Dabei erlitten indeß die persönlichen Beziehungen zwischen ihm und dem Könige wenig Aenderung; Friedrich blieb seinerseits bei dem alten, rücksichtsvollen Verhalten ihm gegenüber, und Knobelsdorff, wie tief er sich auch verletzt und gekränkt fühlen mochte, hatte wenig Gelegenheit, dies zu zeigen.

Ueberdies machte ihm der König das werthvolle Geschenk zweier Häuser in Berlin (eines in der Kronen- das andere in der Leipzigerstraße und mit ihren Rückseiten aneinander grenzend). Obwohl Knobelsdorff jetzt wenig oder gar nichts mehr mit dem Bau von Sanssouci zu thun hatte, fuhr er doch fort, an der Anlage des Parkes und der Gärten daselbst zu arbeiten. Der König wünschte bei derselben an Rheinsberg erinnert zu werden oder, richtiger gesagt, einige der dortigen Entwürfe, deren Ausführung zwar begonnen, aber nicht vollendet worden war, nunmehr zu verwirklichen. In der Skizze, die er selbst von der Südfront des Schlosses Sanssouci entworfen, hat er, mehr oder weniger bewußt, die Orangerie und den Bacchus-Tempel, deren Ausführung man für Rheinsberg im Plane gehabt hatte, in eines verschmolzen. Im weiteren Verfolg dieser Intention des Königs baute Knobelsdorff, um der Aussicht, vom Portale des Freundschafts-Tempels aus, einen Mittelpunkt und Abschluß zu geben, ein dem Rheinsberger ähnliches Einfahrtsthor mit einem Obelisk dahinter.

Das letzte große Werk, wozu er nicht nur den Plan entworfen, sondern dessen Ausführung er auch selbst überwacht hat, war das Palais des Fürsten von Anhalt-Dessau. Im Laufe der Zeit hat er dann wieder angefangen, Pläne für öffentliche Gebäude in Preußen zu zeichnen, Pläne, welche später, bisweilen erst, nachdem sie bedeutende Abänderungen erlitten hatten, von Boumann oder Anderen ausgeführt worden sind. Knobelsdorff betrachtete Boumann stets nur als „Maurer“ und bespöttelte seine „Handwerkerarbeit“, obwohl er recht gut wußte, daß Se. Majestät gewöhnlich einen sehr activen Antheil an jedem von ihm genehmigten Detail hatte.

Knobelsdorff, dessen Gesundheit schon seit langer Zeit erschüttert war, kränkelte und starb bald darauf im Herbste 1753.

An Rauchs Monument Friedrichs des Großen figurirt Knobelsdorff in einem Basrelief mit Sanssouci im Hintergrunde. Er überreicht Friedrich die Bronzestatue des „betenden Knaben“, die er für den König aus der Sammlung des Prinzen Eugen angekauft hatte.

„Knobelsdorffs Antheil an der Kunstentwickelung seines Vaterlandes“, sagt Hamilton, „ist anerkannter Maßen ein weit größerer, als dies Angesichts der mißlungenen Ausführung so vieler seiner Entwürfe auf den ersten Blick erscheinen mag; — ein größerer, als er ihn selbst, wenn er auf seine vereitelte und verfehlte Carrière zurückblickte, erhoffen durfte. Das Wenige, was ihm erlaubt war zu schaffen, und das Viele, was er wenigstens angestrebt hat, haben gleichsam die Grundlagen gebildet, auf welcher die wieder auferstandene Kunst in Berlin später Fuß fassen konnte, eine Wiederauferstehung, die um die Mitte unseres Jahrhunderts zu großen Dingen geführt hat. Faßt man das Wort im zeitlichen Sinne auf, so mag er als einer der ersten Reformatoren der Kunst in Norddeutschland genannt und es mag bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, wie viele unter diesen — z. B. Knobelsdorff, Winckelmann, Schadow und Schinkel — Kinder der Mark Brandenburg gewesen sind.

„Nach Knobelsdorffs Tode scheinen die Ideen, die er zu verkörpern versucht hatte, wieder für eine Zeit lang geschlummert zu haben; der Same, den er ausgestreut hatte, hat lange Zeit gebraucht, ehe er aufging; wurde ihm doch seitens der höchsten Autorität keine freundliche Pflege zu Theil. Trotzdem aber lassen sich selbst damals Spuren seiner Keim- und Lebenskraft nachweisen. In den Zustand roher Barbarei, wie unter der Regierung Friedrich Wilhelms I., ist der allgemeine Kunstgeschmack nicht wieder zurückgesunken. Ohne Zweifel hat sich durch Knobelsdorffs Einfluß bei vielen der jüngeren Architekten, wohl auch in weiteren Kreisen des intelligenten und gebildeten Publicums, ein Umschwung in Bezug auf den Schönheitssinn vollzogen. Und so haben seine Werke den allgemeinen Geschmack, gleichsam par force majeure, auf einem höheren Niveau, als dem natürlich gegebenen, erhalten. Nur in Friedrichs eigenen architektonischen Entwürfen finden wir keine Spur dieses Einflusses. Als der Surintendant todt war, fühlte Friedrich sich endlich frei und ungehindert, seinen eigenen Weg zu gehen, ohne damit entweder Widerspruch hervorzurufen, oder irgend Jemand zu verletzen, und während dreißig oder mehr als dreißig Jahren

Digitized by Google

wurden des Königs Ideen von der Hand seines getreuen Boumann gewissenhaft und nach dem Buchstaben in Ausführung gebracht. Von Geist oder Poesie freilich vermögen wir Späteren wenig darin zu entdecken. Was wir finden sind vielfache und oft seltsame Excentricitäten; plötzliche Einfälle, Grillen, oder Seitenhiebe autokratischen Humors und Witzes, wie sie eine flüchtige, scherzhafte Anwandlung seiner despotischen Natur gerade eingab; in dem dauerhaftesten aller Materialien verewigt, müssen sie bei der Nachwelt eher einen bedauerlichen, als sonst irgend einen Eindruck hervorrufen."

Soweit das Wesentlichste dessen, was Andrew Hamilton über diesen Gegenstand zusammengetragen hat. — In Sheridans Lustspiel the Critic verbittet sich ein Ueberempfindlicher jede Aeußerung, welche an Königin Elisabeth das Recht freier Kritik übt: „no Scandal about Queen Elizabeth", ruft er aus. In Deutschland hat das Recht, Kritik zu üben, sich schon zu Friedrichs Lebzeiten ihm gegenüber auf festem Boden gefühlt, und so mag es uns denn auch anstehen, das Hamilton'sche Pamphlet — wenn es eins sein sollte — nach dem Beispiele des großen Königs „etwas niedriger zu hängen". Vermuthlich ist es aber keins, und wir haben nur Sorge zu tragen, daß unsere Liebe und Verehrung für den großen Staatsmann, Feldherrn, Regenten und Patrioten unser Urtheil über andere Seiten seiner ewig bewundernswürdigen Erscheinung nicht verwirren.

Lector.

Ein Schandbuch über Sarah Bernhardt.

Vindicta nemo magis gaudet quam femina.
Juvenal XIII, 191.

Es ist nicht lange her, daß an dieser Stelle erzählt wurde, wie der eigentliche Vater des französischen Naturalismus Edmond de Goncourt in der Vorrede zu seinem Roman: „La Faustin" die Frauen aufforderte, seine Mitarbeiter zu werden. Er verlangte von ihnen: „des souvenirs vivants, des études psychologiques et physiologiques sur la femme, la femme décrit par la femme". Wohlan, jetzt ist sein Wunsch erfüllt. Was Marie Colombier in ihrem entsetzlichen Buche: „Les Mémoires de Sarah Barnum"*) bietet, sind in der That höchst lebendige Erinnerungen, psychologische und namentlich physiologische Studien über die Frau, daß einem Hören und Sehen vergeht, die cynische Beschreibung einer Schauspielerin durch eine Schauspielerin. Und wenn die Verfasserin selbst versichert, es sei ihr nur darum zu thun, ein amüsantes Buch zu schreiben, so ist dafür Paul Bonnetain, der die Vorrede geschrieben hat, umsomehr bemüht, die jüngste Pornographin an die Rockschöße des Naturalismus zu hängen. „Sie haben nach der Natur gearbeitet," erklärt er gravitätisch, „ohne das Geringste der Phantasie zu überlassen. Ob Sie nun Ihre Erinnerungen niedergeschrieben, ob Sie in Ihren an Briefen so reichen Schubfächern gewühlt oder ob Sie Augenzeugen befragt haben: sie haben wahr geschildert." Jedenfalls hat die Verfasserin auch in anderer Beziehung den Naturalisten äußerlich nachgeeifert. Sie hat ihre Modelle fast bei Namen genannt, so daß es nicht schwer ist, sie zu erkennen. Der Wissende heißt die Prinzen Muray und Roubleskoy richtiger Murat und Troubetzkoi; statt Sébastien Koll und Narsey nennt er die Schriftsteller Aurélien Scholl und Sarcey; bei Savart, Delannix, Croiset, Money und Mathilde Rohan erinnert er sich der Pariser Theatergrößen Favart, Delaunay, Croizette, Mounet-Sully, Madeleine Brohan, und liest er von Arthur Simon, dem Director des „Chante clair", so weiß er, daß Arthur Meyer vom „Gaulois" gemeint ist. Und ganz wie Zola schwor, daß sein Eugène Rougon nicht der Vicekaiser Eugène Rouher sei; wie Daudet versicherte, Numa Roumestan sei weder Gambetta noch Numa Baragnon; wie Goncourt mit seiner Faustin beileibe nicht die Rachel gezeichnet hatte, so betheuert auch Marie Colombier folgerichtig, ihre Sarah Barnum habe mit Sarah Bernhardt nicht das Mindeste zu schaffen. Bonnetain selbst schreibt in seiner Vorrede: „Ihre Sarah ist eine, zwei, drei, fünf und zehn Sarahs, die wir gekannt, allzu sehr gekannt haben. Sie gemahnt zugleich an zehn Theaterprinzessinen und nicht an eine einzige, denn indem Sie einen Zug oder eine Geste einer jeden der gegenwärtigen Berühmtheiten entnahmen, porträtirten Sie nicht Fräulein X. oder Madame Y., sondern den star im Allgemeinen, psychisch und physiologisch, so wie ihn unsere Sitten, unser Geschmack, unsere Reclame geschaffen haben. . . . Trotz alledem warne ich Sie vor den gewiß lächerlichen Angriffen der verschiedenen Modelle, die Ihnen gedient haben." Wie man aus den Zeitungen weiß, war diese Warnung nicht unnöthig. Eines schönen Tages versah sich Sarah Bernhardt mit einer Reitpeitsche und besuchte ihre Biographin, die sich nur hinter den „intelligenten Falten" einer Gardine einer brutalen, aber nicht unverdienten Züchtigung entziehen konnte. Die Colombier erzählt dies Abenteuer selbst in ihrer Vorrede zur — 97. Auflage!

Auf alle Fälle gehört ein hoher Grad von Unverfrorenheit dazu, um das Hauptmodell zu leugnen. Schon das witzig gewählte Pseudonym der großen Schauspielerin Sarah Barnum weist mit jedem Buchstaben auf die berühmte Künstlerin, die noch obendrein auf den Caricaturen des Umschlags unverkennbar abgebildet ist. Sodann ist ihre ganze Laufbahn vom Conservatorium an bis zu ihrer Directionsübernahme des Théâtre de la Porte Saint-Martin genau verfolgt. Da finden wir in leichter Verhüllung alle Glanzrollen der Bernhardt wieder, womit sie stufenweise zur Berühmtheit heranwuchs. Nach ihren unglücklichen Débuts im Théâtre de Corneille (d. h. de Molière, wie man die Comédie française nennt) und im Lycée (Gymnase) dramatique glänzte sie als wenig bekleidete Prinzessin Soucy in einem Feenstück der Porte Saint-Martin und trat dann ins Parthénon (Odéon) ein, wo ihr unter der Direction von Rilly und de Chesnel (Chilly und Duquesnel) der Erfolg endlich lächelte. Die Stücke, in denen sich ihr Talent zuerst offenbarte, werden hier Feuillantins „L'Oracle", der Einacter „Le voyageur", de Mauroudes „Enfant naturel" genannt, und der Leser übersetzt dies verständnißinnig: Feuillets „Sphinx", Coppées „Passant", Touroudes „Bâtard". Auch ihre späteren Etappen werden richtig aufgezählt; ihr Buch: „Les Impressions d'un Perchoir" (d'une chaise) findet spöttische Erwähnung, und ihr Bruch mit der ersten Bühne Frankreichs, ihre Gastspiele in England, ihre Kunstreisen nach Amerika ziemlich genau geschildert; ihre Gastspiele in Wien, ihr chauvinistisches Auftreten in Kopenhagen dem deutschen Gesandten gegenüber sind aber übergangen. Darein verflochten sind unzählige Skandälchen aus der Welt des Theaters und des Alkovens, meist so cynischer Art, daß sie Alles, was die kranke Phantasie eines Marquis de Sade erfunden hat, weit hinter sich lassen. Die Gemeinheit macht sich namentlich in der ersten Hälfte des Buches breit. Wie Mutter Barnum ihre Töchter der Reihe nach verkauft, wie die Heldin und ihre Schwestern immer tiefer sinken, sogar die Abstammung von Loris (Maurice), Sarahs Sohn, Alles wird in obscönster Weise verhandelt. Die Autorin tritt im Buche selbst auf und spielt natürlich eine beneidenswerthe Rolle. Sie nennt sich Marthe Pigeonnier, ist anfangs Sarahs beste, aufopferndste Kameradin, wird aber von ihr schlecht behandelt, ausgebeutet und auf ganz ordinäre Weise betrogen. Die Colombier erzählt sehr ausführlich, wieso es kam, daß das par nobile, das jahrzehntelang so harmonisch lebte, sich plötzlich in die Haare gerieth. Aber der Bruch drohte schon früher, wie wir dem folgenden Genrebild aus der Belagerung von Paris entnehmen.

Unsere Tragödin steht an der Spitze der Lazarethe, welche die belagerte Stadt in allen verfügbaren öffentlichen Gebäuden eingerichtet hat. Das Parthénon ist in ein Spital umgewandelt, wo das Röcheln der Sterbenden die sanfte Musik der Verse ersetzt. Wie immer hat die Barnum ihre Rolle mehr als ernst genommen und ist ganz darin aufgegangen. Man muß sie sehen, wie sie ins Foyer stürmt, wo die Betten der Kranken sind, wie sie sich müht, sich rührt! Nur Eines verdirbt ihr die Freude an der Ausübung ihrer neuen Functionen und an der Schau-

*) Paris, chez tous les libraires. Der Verleger schämte sich offenbar, seine Firma unter den Titel zu setzen.

Digitized by Google

stellung ihrer Autorität. Ja oder nein, sind die Lazarethe für die Verwundeten da? Ja, nicht wahr? Warum macht man alsdann aus ihr eine gewöhnliche Kränkenwärterin? Das Parthenon sollte verwundete Soldaten, die man von den Schlachtfeldern bringt, und nicht Fieberkranke oder Reconvalescenten oder einfache Mobilgardisten aufnehmen, die an Erschöpfung oder Dysenterie leiden. Daß aus dem Theater ein Ambulanz werde, ist groß, ist erhaben; aber daß es sich in ein Krankenhaus verwandle, ist abscheulich.

Uebrigens war die Barnum nicht die einzige Theaterdame in der Ambulanz. Ihre Freundin Pigeonnier unterstützte sie eifrig, machte jedoch weniger Lärm. Aber unsere Heldin, die sogar in diesem Werke der Aufopferung sich noch auf der Bühne glaubte, verfolgte mit ihrer kindischen Eifersucht Alle, die sich an ihrer Seite bemerkbar machten. Eines Tages brachte man in Sarahs Abwesenheit einen sehr schwer Erkrankten. Pigeonnier nimmt ihn auf und erfährt durch den Arzt, daß der Soldat vielleicht am Typhus oder noch wahrscheinlicher an den Blattern laborire, daß in beiden Fällen sein Leiden ansteckend ist, aber daß er, der Arzt, auf eigene Verantwortung seinen Transport in das Spital von Bicêtre nicht anzuordnen wagt, da diese Uebersiedelung bei der schrecklichen Kälte, die just regierte, leicht den Tod des Patienten herbeiführen könnte. Die Schauspielerin antwortet, daß sie für sich selbst nicht das Geringste fürchtet, da sie schon Verwandte gepflegt habe, die an beiden Krankheiten darniederlagen, und daß übrigens einige Logen speciell für ansteckende Kranke eingerichtet seien. Hierauf läßt sie den Soldaten in eine der betreffenden Logen unterbringen und erklärt sich seiner annehmen zu wollen. Sarah kommt hinzu und geräth außer sich. „Man wird das ganze Lazareth anstecken! das Foyer verpesten! alle Welt umbringen! die Epidemie verbreiten! — Nimmermehr!" Sie sagte dies nicht aus Unmenschlichkeit. Aber sie liebt es, ihre Autorität geltend zu machen; sie will ihrer Rivalin widersprechen, sie ärgern; und sie bedenkt nicht, daß ihre Unbesonnenheit den Tod eines armen Teufels herbeiführen kann. Auf ihren Befehl wird der Soldat nach Bicêtre geschafft: er stirbt unterwegs.

Das machte ein wenig Lärm. Pigeonnier warf natürlich diesen Mord ihrer Freundin vor. Daraus entstand ein heftiger Auftritt. Die Barnum zeigte sich so, wie sie war: neidisch, gehässig und rachsüchtig. Sie tobte so schrecklich gemein, daß ein anwesender Journalist meinte, er würde der Barnum nie verzeihen. Aber die Pigeonnier verzieh. Doch für den Augenblick ging sie von dannen, da sie den Rapport über Sarahs Mord, wie die Polizei ihn verlangte, nicht machen wollte. Sie bot ihre Dienste einem ganz obscuren Lazareth in der Chaussée Clignancourt an. Der Tod des armen Blatternkranken war bald vergessen, und die Barnum, hinfort von ihrer Rivalin befreit, lebte im Parthénon, wie es ihr behagte und keinesfalls sehr melancholisch.

Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was die rachsüchtige Colombier über sich selbst und ihre Freundin vorbringt, welch ein Engel muß die Pigeonnier, welch ein Ungeheuer aber die große Sarah Bernhardt sein! Falsch, neidisch, roh, herzlos, bricht die Barnum alle Schwüre und alle Contracte, betrügt ihre Manichäer wie ihre Freunde, ergibt sich dem Trunk, setzt Selbstmordversuche in Scene, zündet ihre Wohnung an, fingirt Ohnmachten und Blutstürze, läßt sich ihre Statuen und Bilder von ihrern Lehrern anfertigen, führt die Schande einer Schwester und den Tod einer anderen herbei und macht sich eine Reclame daraus, wird in London und anderwärts in guter Gesellschaft unmöglich, verheirathet sich auf pikanteste Weise, bricht und versöhnt sich wieder mit ihrem sauberen Früchtchen von Sohn... Ihre Gastspielreisen sind wahre Fallen für das dumme Publicum, wenn wir das folgende charakteristische Stückchen glauben dürfen. Es spielt in Genovi (Genua) in Illyrien (Italien), nach einer heftigen Scene, die Sarah Barnum mit ihren beiden Liebhabern hatte.

Wüthend, heiser vom vielen Schreien, weigerte sie sich aufzutreten. Chevillett und Chicmann, ihre Impresarii, stürzen sich zu ihren Füßen und beschwören sie zu spielen. Der Saal ist zum Bersten voll. Es wäre ein Jammer, eine solche Einnahme wieder zurückzahlen zu müssen! Und dann würde sie auch ihren Erfolg in ganz Illyrien in Frage stellen. Endlich läßt sich die große Tragödin erweichen. Das Zeichen zum Anfang wird gegeben. Der Vorhang geht auf. Ueblicher Erfolg, gewohnter Beifall. Aber mitten im dritten Act stürzt die Künstlerin auf offener Scene hin und bleibt wie todt liegen. Entsetzen ergreift die Zuschauer, denn man sieht, daß die Unglückliche in Strömen dunkles Blut spuckt. Der Vorhang fällt, der Regisseur erscheint. „Die Zuschauer sind gebeten, sich zurückzuziehen. Das Geld wird an der Kasse wieder ausbezahlt." Die Menge verläßt traurig und enttäuscht den Saal. Aber Jemand ist noch viel trauriger und enttäuschter: Chicmann, dessen Procente von der Bruttoeinnahme mit dem Publicum verschwinden. Plötzlich schlägt er sich auf die Stirn: er hat einen genialen Einfall.

Sofort eilt er zur Kasse, vor welcher die Menge bereits Posto faßt. Er springt auf einen Stuhl, bittet um Ruhe und hält folgende Rede, indem er dabei mit den Armen fuchtelt. „Meine Damen und Herren, Sie sind gekommen, um die große Sarah Barnum zu sehen, nicht wahr? Nun, Sie haben sie gesehen. Die arme Frau ist todtkrank. Das fortwährende Komödiespiel richtet sie zu Grunde". (Gemurmel der Rührung.) „Und jetzt, was wollen Sie? Daß man Ihnen Ihr Geld zurückgebe, nicht wahr? Gut, das wird geschehen. Nur gestatten Sie mir vorher eine kurze Bemerkung. Das illyrische Volk ist ein edles Volk . . ." (Zustimmung.) „Es liebt die Kunst . . . ." (Ja, ja!) „Es liebt die Künstler . . ." (Ja, ja! Bravo!) „Es gleicht nicht den Franzosen, die das Glück haben, die größte Tragödin zu besitzen, und sie doch vor Hunger sterben lassen und zwingen, ihre Gesundheit zu untergraben, indem sie durch die Welt reisen muß, um ihr Brod zu verdienen. Wohlan, meine Damen und Herrn, weil die arme Frau diesen Abend von ihren Kräften im Stiche gelassen wurde, werden Sie, die Liebhaber der Kunst, unmöglich sie wie eine Elende behandeln wollen, die contractbrüchig geworden ist." (Stimmen: Nein! Nein! Niemals!) „O gewiß nicht! Sie haben das Recht, Ihr Geld zurückzuverlangen, und ich bin bereit, es Ihnen auszuzahlen. Aber Sie mögen selbst entscheiden, edle Illyrier, ob Sie der sterbenden Barnum den letzten Gewinn entziehen wollen."

Ein allgemeines Geschrei erhob sich: „Nein! Nein! Niemals! Evviva Sarah Barnum!" Wohl mischten sich ein paar schüchterne Proteste ein, aber sie wurden vom allgemeinen Hurrah übertönt. Chicmann strahlte und rief: „Diejenigen, welche ihr Geld zurückfordern, mögen näher treten!"

Niemand rührte sich. „Nein, das edle illyrische Volk wollte nicht die große Sarah berauben. Das mag gut sein für die Helden von Magenta, diese mit ihrem Blut und Gelde geizenden Franzosen!" Und die Zuschauer entfernten sich unter Hochrufen und ohne einen Sou zu reclamiren. Was hätten die paar Unzufriedenen ausrichten können? Sie wollten nicht als Geizhälse dastehen, nicht in den Ruf kommen, keine Liebhaber der Kunst zu sein, sich nicht vor dem ganzen Highlife von Genovi bloßstellen. Lieber sterben!

Als die Thüren zufielen, wälzte sich Chicmann in einem Lachkrampfe. Sein Socius Chevillett eilte herbei, und in seiner Freude über die Rettung der Einnahme gab er ihm eine Belohnung von tausend Francs. Doch dieser Edelmuth war nicht nach Sarahs Geschmack. Erbost über diese Knickerei, blieb er ihr die Antwort nicht schuldig. „Wie?" schloß er, „dieser Bursche rettet uns 15,000 Francs, und Sie sind ihm nicht erkenntlich dafür? Nun, und wenn ich sie aus meiner Tasche bezahlen müßte: er hat die Prämie verdient, und wird sie behalten." Wie man sieht, verhinderten die Blutstürze und Ohnmachten Sarah keineswegs, recht interessirt zu sein.

Genovi ahnte natürlich nicht, daß die Künstlerin unterdessen mit jüdischer Hartnäckigkeit eine Geldfrage debattirte. Man glaubte sie dem Tode nahe, von Aerzten umgeben. Als sie folgenden Tages verreiste, nahm man an, sie würde nach Frankreich zurückkehren, um in der Heimatluft, in den Bädern der Riviera, eine vorübergehende Befreiung von ihrem unheilbaren Leiden zu suchen. Armes Genovi! Achtundvierzig Stunden später erfuhr die Stadt, daß ihr Idol im Theater von Triest einen unerhörten Triumph davongetragen hatte.

Suchen wir nach einer Erklärung für die Thatsache, daß Sarah Barnum trotz alledem einen so dämonischen Zauber ausübt, so belehrt uns die Verfasserin, Sarah als Weib vermöge unmöglich zu fesseln. Sie ist zum Anzünden dürr, ihre Waden sind gestopft — einmal sogar verkehrt, wie hier erzählt wird — ihre Wangen mit Crème d' Oriza vergipst, ihre Mieder wattirt, und nichts ist echt und natürlich an ihr, nicht einmal ihr Talent. Es ist recht lustig zu beobachten, wie die neidische Colombier, vor die Nothwendigkeit gestellt, die kolossalen künstlerischen Erfolge ihrer Todfeindin zu erklären, sich windet und dreht. Du lieber Gott, sie ist sicher die Letzte, die das Talent der Bar-

Digitized by Google

num leugnen will; gewiß ist diese in einigen Rollen bewundernswerth, aber die Hauptsache besorgt doch die Reclame, auf die sie sich so meisterhaft versteht.

Die Kunst unserer Heldin ist ein ungesunder Nervosismus. Aber Sarah, indem sie sich ihres Temperaments bediente, wie ein ekstatischer Fakir, behielt doch ihre Kälte bei und brachte niemals die tolle Leidenschaft ihrer Nerven auf die Bühne. Mit anderen Worten: nur ihr Gehirn ließ sich hinreißen, ihr Herz behielt seinen langsamen rhythmischen Schlag. Musset sagte von der todten Malibran:

. . . Quelques bouquets de fleurs te rendaient-ils si vaine,
Pour venir nous verser de vrais pleurs sur la scène,
Lorsque tant d'histrions et d'artistes fameux,
Couronnés mille fois, n'en ont pas dans les yeux? . . .
. . . Au lieu de ce délire,
Que ne t'occupais-tu de bien porter ta lyre?
La Pasta fait ainsi: que ne l'imitais-tu?

Von der Barnum kann man nicht das Gleiche behaupten. Ihr Puls, wie derjenige der Pasta, hatte nie einen Schlag mehr als gewöhnlich, ob sie nun Phädra oder die Kameliendame spielte. Ihre Rollen warfen sie nie zu Boden. Niemals röchelte sie, wenn der Vorhang gesunken war. Eine Komödiantin, durch die Zufälle des Theaterlebens, durch die Verhätschelung des Publicums, durch ihre Excentricität Tragödin geworden, hatte sie nur Talent, aber keine Begeisterung. Sie lernte auf der Scene sterben, allein es war stets nur die Wiedergabe einer Scene aus dem Krankenhause, und wenn ein Schauder durch die Menge lief, so war es der Schauder, den jedes physiologische Experiment erweckt. Sie packte die Menge bei den Nerven, und das war ihre Originalität, denn die Anderen vor ihr hatten auf den Kopf oder das Herz oder die Sinne des Publicums gewirkt.

Ja, wer zu viel beweisen will! . . . In dieser wuthschnaubenden Auseinandersetzung müssen wir nothwendig für die Angegriffene, die immerhin eine Künstlerin ersten Ranges ist und bleibt, und gegen die Verfasserin Partei ergreifen und können den Ekel und die Entrüstung nicht verwinden, daß eine Frau, die noch überdies auf das Prädicat einer Künstlerin Anspruch erhebt, ein solches unsläthiges Buch schreiben konnte. Im Uebrigen läßt uns der Waschweiberstreit Bernhardt-Colombier ziemlich gleichgültig. Die Eine hat sich die Rache vom Herzen geschrieben und sich dabei selbst an den Pranger gestellt. Die Andere hat ihr ganzes Dasein so auf den Lärm angelegt, daß dieser neueste Skandal ihr nichts Ungewohntes sein muß. Die Colombier spielt selbst ein wenig Vorsehung, wenn sie pathetisch ausruft:

Sarah begann unter dieser übertriebenen Reclame zu leiden, die sie selbst ins Leben gerufen und so trefflich organisirt hatte. Sie hatte die Thür ihres Boudoirs selbst geöffnet, die Reporter ließen die Menge eintreten. Sie hatte ihr Privatleben der Straße preisgegeben; die Straße mischte sich in ihre intimsten Angelegenheiten. Sie wollte, daß man von ihr sprechen sollte; man sprach zu viel von ihr. Paris, ungestraft durch viele Jahre gereizt, fing an, sich zu rächen. Und seine Rache war der Spott. Sarah hatte sich der Oeffentlichkeit hingegeben: die Weltstadt nahm sie und behielt sie, indem sie sie lachend secirte. Sie wurde die Puppe von Paris, und sie mußte es sich gefallen lassen, daß man ihr gelegentlich den Leib aufschnitt, um zu sehen, mit was für Hobelspänen sie gestopft sei. Und als sie dagegen protestirte, antwortete ihr die Volksstimme, die Gottesstimme ist: Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Du stehst außerhalb des Gesetzes, und weder als Frau, noch als Mutter, noch als Künstlerin darfst Du Dich auflehnen, denn Du selbst, Du arme Nervenkranke, hast das Dach Deines Hauses abgehoben, um uns die Ziegelsteine an den Kopf zu werfen!

Der Kritik bleibt nichts Anderes zu thun, als sich zu freuen, daß das lärmende Virtuosenthum hier so schmählich Bankerott macht, und zu constatiren, daß der Naturalismus mit seiner Ungenirtheit und seinen persönlichen Anspielungen, wie Figura zeigt, im Sumpfe der pornographischen Literatur versinken muß. Und schließlich empfiehlt sie das ganze Machwerk, das zwar im Leipziger Buchhandel nicht mehr ausgeliefert werden darf, aber doch bei uns fleißig von Hand zu Hand geht und sogar demnächst in deutscher Uebersetzung erscheinen soll, der liebevollen Aufmerksamkeit der Staatsanwaltschaft. Theophil Zolling.

Die englische Gesellschaft und der „Punch".

Von H. Zimmern.

„Um Dreierlei beneide ich die Engländer," äußerte ein Deutscher einst gegen mich, „um Shakespeare, Darwin und Punch — und vielleicht am meisten um den Punch. Wenn ich in England gelandet bin, kaufe ich vor allen Dingen die neueste Nummer des Punch, und sofort bin ich au fait über Alles, was vorgeht." Und was mein Freund gesagt hat, war ganz richtig. Shakespeare und Darwin gehören allen Nationen, während der Punch speciell für England da ist und nur von denen voll gewürdigt und verstanden werden kann, welche lange Zeit in England gelebt haben. Selbst unsere amerikanischen Vettern — in wie hohem Ansehen das Blatt auch bei ihnen steht — vermögen nicht immer dem Sinn desselben zu folgen, so vollständig, so blitzschnell erfaßt und reflectirt es jede Phase des socialen und politischen Lebens.

Die englische Presse ist, selbst dort, wo sie am wenigsten rein ist, anständiger in Ton und Stil, als die amerikanische und französische Presse. Selten, sehr selten opfert sie den Anstand, um pikant zu sein; und diese Bemerkung gilt auch unbedingt in Bezug auf das Gebiet des Komischen. Es gibt keine satirische Zeitschrift in Europa, die auch nur im Entferntesten mit dem „Punch" in eine Reihe zu stellen wäre. Er ist in einem solchen Grade frisch, frei und anzüglich, daß Ausländer, welche von ihren heimischen Ideen hinsichtlich des schuldigen Respects vor der Obrigkeit durchdrungen sind, oft aufs Höchste davon frappirt werden. Vergleichen wir den Punch mit irgend welchen Witzblättern in Paris, Berlin, Wien oder Rom. Es mag in den continentalen Publicationen — namentlich in den Münchener „Fliegenden Blättern" — ein reicheres humoristisches Material zu finden sein, aber von dem Humor des Punch kann man wie von dem Sheridans sagen, daß er „ne'er carries a heart-stain away on its blade". Dies ist etwas, worauf die Engländer mit Recht stolz sein dürfen, weil die humoristische Presse überall das beste Merkmal für den Geschmack und die Sinnesart des Publicums bildet. Der Punch ist ein durchweg englisches Erzeugniß. Er hat z. B. wenig oder nichts gemein mit den humoristischen Zeitschriften von Paris. Er ignorirt absichtlich jene ganze Richtung, welcher die französischen Satiriker ein Drittel ihres Materials verdanken. Geschichten von durchgebrannten Gatten und treulosen Gattinnen sind widerwärtige Themata, von denen sich der Punch völlig fern hält. Kurz, der Punch ist ein Blatt für die Familie, das selbst die jüngsten Familienglieder lesen dürfen, und wie viele junge Engländer mögen ihre ersten politischen Ideen aus seinen Spalten geschöpft haben! Denn der Punch genießt einen Vortheil, der den continentalen Zeitungen gewöhnlich versagt ist. Er hat unbeschränkte Freiheit der politischen Satire in Wort und Bild. In der Politik hat der Punch schon oft einen stärkeren Einfluß ausgeübt, als man im Allgemeinen annimmt. Doch hier soll jetzt mehr von seiner socialen als politischen Bedeutung gesprochen werden.

Ein Jeder, dem es darum zu thun ist, die englische und vor Allem die Londoner Gesellschaft zu studiren, kann nichts Besseres thun, als einige der letzten Bände dieser Zeitschrift zu durchblättern. Er wird darin eine vollkommene Offenbarung der englischen Sitten finden, und es dürfte schwerlich eine reichhaltigere Quelle der Belehrung anzutreffen sein. Die gesammelten Bände enthalten die genauesten Informationen über Punkte, welche in den Werken ernsten Charakters und selbst in der Romanliteratur nicht einmal erwähnt werden. Bis ins kleinste Detail gibt der Punch ein Bild des socialen Lebens mit all den Sonderbarkeiten einer Nation, bei welcher das Sonderbare in seltsamer Art mit dem Conventionellen verquickt ist.

Lange Jahre hindurch war John Leech der Wortführer des Punch hinsichtlich der Gesellschaft. Der Humor war bei ihm, wie es bei dem seines Nachfolgers der Fall ist, durch einen ge-

Digitized by Google

mäßigten Stil ausgezeichnet, und in seinen Zeichnungen war der Caricatur nirgends Raum gegeben. Diesen begabten Künstler haben wir vor nunmehr zwanzig Jahren verloren, und seit jener Zeit ist George du Maurier an seine Stelle getreten, ein talentvoller Künstler, bei welchem das vom Vater geerbte Blut und die in ihm vorhandenen englischen Elemente einen so scharfsinnigen Humor erzeugt haben, wie man ihn überhaupt selten antrifft, und der bei Jemand von rein englischer Herkunft fast unmöglich ist.

Du Maurier hat sich einen wohlbegründeten und dauernden Ruf erworben. Er hat mit seinem Stift Gestalten geschaffen, die allbekannt sind, und von denen in der englischen Gesellschaft gesprochen wird, wie von wirklichen Persönlichkeiten. Wer kennt nicht Mrs. Ponsonby de Tomkins, die hübsche intriguirende Gattin eines reichen, doch rohen Mannes, welcher es durch Gewandtheit und Takt gelungen ist, sich bei der höchsten Gesellschaft Eintritt zu verschaffen; und die artistisch-ästhetische Familie Cimabue-Brown, welche die Menschen von gewöhnlichem Schlage für zu grob und ungebildet hält, um mit denselben zu verkehren; da ist ferner Sir Gorgius Midas, der aufgeblasene Parvenu mit seiner zu ihm passenden Frau, welche wegen ihres Einflusses in der City in der Gesellschaft geduldet werden müssen, wohin sie nicht gehören, und die beständig faux pas mit einer Ahnungslosigkeit begehen, welche den Gipfel des Komischen erreicht.

Es ist interessant, wie die beiden Nationalitäten in George du Maurier zu erkennen sind. Seine Schnelligkeit im Erfassen, seine Zartheit, das Leichte, Brillirende in seiner Kunst — dies Alles ist französisch; die Klarheit seines Blicks und die ernsteren Züge bei ihm sind englisch. Diese Mischung war ihm ungemein förderlich auf dem Gebiet seines Schaffens, bei der satirischen Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände, und es liegt nichts Uebertriebenes in dem Ausspruch, daß er „der englischen Gesellschaft einen fein geschliffenen, merkwürdig klaren Spiegel vorhält." Es ist dies diejenige englische Gesellschaft, welche sich während der „Season" im Hyde-Park zeigt, die in Londoner Salons und Speisesälen, in wohlgepflegten, eleganten englischen Gärten zur Zeit der Gartenfeste und Lawn-tennis-Partien zu finden ist. Den weit größeren Theil der bürgerlichen Gesellschaft, die arbeitenden Klassen, das ganze Panorama des Lebens in den niederen Ständen läßt er fast unberührt; er würde deren Witze nicht zu schätzen wissen, sie sind zu derb für einen so feinen Zeichner. Sein Humor ist mehr dem Thackerays, als dem Dickens' gleich zu stellen. Wenn Du Maurier den Salon verläßt, so begibt er sich in das Domestikenzimmer hinab und nicht auf die Straße; er sucht die Nachäffer der „upper ten thousand" auf und nicht diejenigen Klassen, welche grundverschieden von letzteren sind. In dieser Hinsicht, wie in mancher anderen, kann er füglich der Thackeray der Kunst genannt werden. In dem Lakaien Du Mauriers finden wir genau den Geist verkörpert, der die gleiche Gestalt bei dem genannten Autor beseelt. Die Figur zeigt denselben trägen Hang zum Wohlleben, das unverschämte Kritisiren, das anmaßende Interesse an den Angelegenheiten der „Familie", die maßlose Eitelkeit des gepuderten Hauptes, welche den von Thackeray unsterblich gemachten Helden charakterisiren. Vortrefflich sind auch Du Mauriers Skizzen des eleganten Hausmädchens und der lebhaften französischen Bonne. Sie bilden jedoch nicht den Gipfel seiner Leistungen. Wie der berühmte Schriftsteller, mit welchem wir ihn verglichen haben, wählt er als Hauptschauplatz den Club oder den Salon; seine Kraft entfaltet sich am höchsten in ironischer Verspottung der feinen Welt. Seine „Snobs" rivalisiren mit denen Thackerays; wir finden bei ihm jeden Typus des Snobthums vertreten, jener speciell englischen Untugend; seine Skizzen dieses Genres könnten als Illustrationen zu dem „Book of Snobs" genommen werden. Wie oft hat uns nicht schon der Punch Lady Susan Skraper vorgeführt mit ihren Diamanten, Spitzen und Federn, welche über „her ladyships sandfarbenem Haar und Dero majestätischer Habichtsnase wallen". Ist sie es doch, die wir ein Mal sahen, wie sie die gelehrte Brown patronisirt; und ein anderes Mal, wie sie in das Theater stolzirt und den zudringlichen Verkäufer des französischen Textes mit der (wie Du Maurier boshaft andeutet) zum Besten der Umstehenden geäußerten Erklärung abweist, daß sie nicht gekommen sei, um die Worte des Stücks zu verstehen, sondern nur die Aufführung sehen wolle. Auf dem Büchlein, welches der Händler ihr entgegenstreckt, lesen wir den Titel: „Dame aux Camélias", und im Hintergrunde steht ein kichernder Ausländer. Betitelt ist das Bild: „Brittischer Anstand." Letzterer ist oft nur äußerer Firniß, und Du Maurier übt hierin keine Schonung. Wir sehen dieselbe Dame intriguiren und manövriren, um ihre fünf Töchter mit Grafen und ihren Sohn mit einer Comtesse zu verheirathen; stets respectabel, durch nichts außer Fassung zu bringen, ist sie der Inbegriff einer Chaperonin.

Sodann haben wir den schon erwähnten Sir Gorgius Midas, den „großen City-Snob", eine unerträgliche Erscheinung in der englischen Gesellschaft, der Gemälde nach dem Rahmen schätzt, Künstler herablassend protegirt, und der goldbetreßten Dienerschaft im eigenen Hause ebenso widerwärtig erscheint, wie er es auf Kunstauctionen, in Gemäldegalerien und bei Ausstellungen ist, die er mit dem wandelnden Aushängeschild für Brillanten — seiner Frau besucht. Neben Sir Gorgius ist eine Gattung von Snobs vertreten, welche seit Thackerays Zeit entstanden ist, die Familie Lyon Hunter. Diese Leute streuen jeder berühmten Persönlichkeit Weihrauch und würden im Staube kriechen, um einen „Star" in ihr Haus einzuführen, möge dies glänzende Gestirn innerlich auch noch so werthlos sein. Mrs. Lyon Hunter affectirt Kunstliebe; doch mit unnachahmlichem Genie zeigt uns Du Maurier, wie solche hohlköpfige Personen in jedweder Verkleidung zu erkennen sind; und so offenbart sich in Mrs. Hunters zerzaustem Haar, in ihrem schlecht sitzenden, schlottrigen Kleide und ihrer schmachtenden Haltung die falsche Priesterin der Aesthetik, welche gewisse Sätze aufgelesen hat, ohne dieselben zu verstehen, und diese ohne Unterlaß nnd ganz urtheilslos anwendet.

Ein anderer charakteristischer Typus unserer heutigen Gesellschaft, welcher dem Spott des Punch zur Zielscheibe dient, ist die für die Bühne wirkende Mama, die vorgibt, dem Theater zu einer höheren Stellung zu verhelfen, es jedoch in Wirklichkeit erniedrigt, indem sie ihm eine Menge total untauglicher Personen zuführt. So sehen wir junge aristokratische Debütanten als Romeo und Julie gezeichnet, für welche Rollen ihnen jedwede Qualification fehlt, während die Bühne so dargestellt ist, daß uns die Herabwürdigung der dramatischen Kunst zu einer Modesache daraus erhellt.

Von sämmtlichen Schöpfungen unseres Künstlers erinnert vielleicht keine lebhafter an Thackeray, als die Figur der Mrs. Ponsonby de Tomkyns. Zug für Zug haben wir hier Becky Sharp vor uns. Wie weiß sie mit wahrhaft genialem Takt die „liebe Herzogin" zu bewegen, die Gesellschaften der „klugen Mrs. Ponsonby de Tomkyns" zu besuchen, und den berühmten Sänger zu hören, und wiederum den Sänger zu veranlassen, die Einladung gratis anzunehmen, um die „liebe Herzogin" zu treffen. Auch in dem unfehlbaren Anpassungstalent, welchem Mrs. Ponsonby de Tomkyns es verdankt, daß sie Aufnahme in die ersten Kreise gefunden, ist die Heldin von „Vanity Fair" unverkennbar. Es ist dieselbe wunderbare Gabe, welche Becky an den Hof und in die aristokratische Gesellschaft geführt hat, durch die ihre moderne Rivalin geleitet wird, von dem Augenblick an, da sie die Herzogin dazu bringt, ihr auf den Fuß zu treten, und so die Bekanntschaft einleitet, bis auf den heutigen Tag, wo sie mit ihrer stets sanften Stimme und tadellosen Kleidung die Herzogin und alle Löwen der Saison beständig in ihrem Salon empfängt.

Von den Kleidernarren, den „dressy snobs", sind deren Vertreter „Jimmy und Jacky" alte Bekannte für die Leser des Punch, obwohl ihre Garderobe die von der jeweiligen Mode vorgeschriebenen Abänderungen aufweist. Snobs haben indessen existirt, seit Reichthümer angesammelt werden, und Du Maurier beschränkt sich keineswegs darauf, uns diese Typen allein vorzuführen, er ist auch ein feiner Beobachter bestimmter Erschei-

Digitized by Google

nungen der Zeit. Dies haben wir schon in seiner Satire auf die moderne Theatermanie bemerkt, und noch deutlicher zeigt sich diese Gabe vielleicht in seiner parodistischen Behandlung der ästhetischen Kreise. Es bedarf wohl keines größeren Lobes, als daß seine Mrs. Cimabue Brown, Maudle und Postlethwaite sprichwörtlich geworden sind. Vortrefflich weiß er das Geplapper und den Jargon der Pseudo-Kunstjünger zu geißeln. Er hat uns gezeigt, wie wahrhaft häßlich und geschmacklos so viele der Narrheiten sind, welche in gewissen Cirkeln für künstlerisch gelten, und wir verdanken ihm einen gesunden Abscheu vor wirrem Haar, hohlen Wangen und schlotternden Anzügen, so wie vor dem gedankenlosen Gebrauch psychologischer Ausdrücke und dem krankhaften Ablehnen aller Lebensfreude. Doch ebenso wenig hat er die Künstler außerhalb der ästhetischen Regionen verschont. Sein Stift hat uns die hypergeniale Figur des deutschen Musikers mit dem wallenden Haar vorgeführt und auf den Unterschied zwischen natürlichem Gefühl und Sentimentalität hingewiesen. Hundert Beispiele könnten wir hier erwähnen, wie jene Scene, da Herr Pumpernickel über seine eigene Composition Thränen vergießt, weil er immer weinen muß, wenn er gute Musik hört.

Zeigt er uns in dieser Art die Schwächen der einen Seite, so vergißt er trotzdem nicht diejenigen der anderen. Mit unerbittlicher Strenge enthüllt er uns die Schrecken der Philister in ihrer ganzen Häßlichkeit. Seiner Künstlernatur zufolge kann er nicht umhin, die Spuren wirklicher Schönheit zu bemerken, welche immerhin dem ganzen heuchlerischen Treiben der ästhetischen Narren zu Grunde liegt; und daher sind seine Illustrationen auf diesem Gebiet oft anziehender, als er es selbst beabsichtigen mag. Seine Philister sind jedoch wahrhaft abschreckend. Er hat uns alle Arten derselben vorgeführt. Die Snobs dieser Gattung haben wir schon besprochen. Es gibt aber noch eine Klasse von Leuten, welche gleichgültig in Bezug auf Rang sind — die Vertreter des Dogmas; voll starrer Vorurtheile sind sie unfähig jeglicher Sympathie für irgend welche Dinge, die über das Concrete hinausliegen. Da ist ein gewisser „Smith", der durch sein solides, dickköpfiges Aussehen den unverwischbaren Eindruck hervorbringt, daß sein ganzes Interesse auf Rind- und Hammelfleisch beschränkt ist. Es liegt nichts Possenhaftes in der Erscheinung, nur das abstoßende Gepräge des hoffnungslos Alltäglichen.

Wenden wir uns indessen wieder ansprechenderen Gegenständen zu. Du Maurier ist unvergleichlich in seinen Frauen- und Kinderstudien. Niemand versteht so wie er die Eigenart der englischen Jungfrau zu treffen. Die Ruhe und Würde und vor Allem die gesunde Rührigkeit des brittischen Mädchens ist aus jeder Linie der Gestalt, jeder Wendung des Kopfes und jeder Handbewegung ersichtlich. Seine Frauen sind ebenso lieblich wie seine jungen Mädchen, und wir werden nimmer müde, sie anzuschauen — sei es beim Ballspiel auf dem Rasen in hellen Kleidern und großen Hüten, sei es in eleganten Zimmern, wie sie in graziöse Gewänder gehüllt am Kaminfeuer sitzen, oder wie sie in luftigen Tüllroben walzend durch den Saal schweben. Solche anziehenden Bilder gibt er nicht von der männlichen Jugend Englands. Hier und da sehen wir wohl einen angelsächsischen Apoll — besonders im weißen Flanellkostüm beim Ballspiel — aber Du Mauriers Männergestalten sind gewöhnlich der Ausdruck seiner Verspottung des Geckenthums und der Modethorheiten unserer Zeit. Seine Kinderbilder sind jedoch entzückend vom enfant terrible bis zum frühreifen kleinen Engländer von Kensington und Chelsea. Es sind sämmtlich hübsch, doch einfach gekleidete, gesunde Kinder, die an Allem Vergnügen finden, von einem Wettlauf bis zu einer indiscreten Bemerkung. Bewundernswürdig ist vornehmlich die Art, wie er die unbewußte Koketterie der kleinen Mädchen zum Ausdruck bringt, und die Treue, mit welcher er den bei Kindern so stark ausgeprägten Hang zur Nachahmung der von Erwachsenen beobachteten Etikette wiedergibt, bis auf jene Exclusivität, der zufolge die kleinen Cimabue Browns nur mit ästhetischen Kindern verkehren wollen.

Es mag auf den ersten Blick als eine unbedeutende Aufgabe erscheinen, das affectirte Treiben unserer Gesellschaft in Benehmen und Kleidung zu geißeln. Und doch sind die Resultate bedeutend. Es gibt kein besseres Mittel, der Gesellschaft einen Fehler abzugewöhnen, als diesen Fehler lächerlich zu machen. Sowohl Männer wie Frauen mögen ihr Ohr noch so sehr allem Predigen verschließen — ausgelacht zu werden, ist Niemand gleichgültig. Leichte Mittel erzeugen nicht immer leichte Wirkungen, und die Welt vom Unwahren, selbst im Geringsten, zu säubern, das Snobthum und eine Verehrung des Ranges nur um des Ranges willen zu bekämpfen — dies ist ein Werk, welches uns mit wärmstem Dank erfüllen sollte.

Du Maurier besitzt noch eine lobenswerthe Gabe. Er liebt die Schönheit, wie es bei ihm ja als Künstler selbstverständlich ist, aber er hat die seltene Fähigkeit, sie nicht an fernliegenden Stellen aufzusuchen, sondern sie den alltäglichsten Dingen abzulauschen. Die Erscheinungen, welche uns Du Maurier vorführt, gehören sämmtlich dem Alltagsleben an; wir haben diese Personen, Gegenstände und Vorgänge in jeder Stunde um uns, und die Erkenntniß, daß dieselben eine Anmuth aufweisen können, wie wir sie allwöchentlich in unserm Punch dargestellt sehen, muß natürlich das Streben nach solcher Anmuth erwecken. Hierin unterscheidet sich der Punch wiederum von den continentalen Witzblättern, welche eine Fülle von Häßlichem, Groteskem und Fratzenhaftem mit Ausschluß des Schönen aufweisen. Mit einem Wort — der Punch und Du Maurier als Vertreter des Punch ist nirgends outrirt, die Farce ist ihm etwas Unbekanntes.

Du Maurier hat kürzlich einige seiner Zeichnungen in einem Bande gesammelt und unter dem Titel „English Society at Home" herausgegeben. Und in der That gibt er eine umfassende Darstellung dieser Gesellschaft, so weit er sie schildern will. Ungleich seinem Vorgänger Leech läßt er das Element des Sport unberührt. Vielleicht ist es ihm nicht congenial, vielleicht hält er es auch für keinen Bestandtheil der Komödie, welche den Hauptgegenstand seines Studiums bildet. Ebenso wenig führt er uns die Höhen und Tiefen der Leidenschaft vor. Die erhabenen und die tragischen Seiten der menschlichen Natur zeigen sich nicht im Salon, und daher finden sie in Du Mauriers Skizzen keinen Platz. Aber die gesellschaftlichen Bosheiten, Eifersüchteleien und Triumphe schildert er treu nach dem Leben und — wie wir schon sagten — wer immer die englische Gesellschaft in ihren starken und schwachen Seiten zu studiren wünscht, der thue es im Punch, geleitet von der Hand George du Mauriers. Er könnte keinen besseren Führer finden.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Virtuosen: d'Albert, Miß Senkrah, Frl. Cezona Lwowna, Frl. Spies. Neue Compositionen: Symphonie „Aus Rittерszeiten" von E. Hartmann; Brahms' dritte Symphonie; Rubinsteins Verlornes Paradies. Eine neue Operette im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater.

Unter allen Virtuosen-Concerten dieses Winters war das von Herrn d'Albert am 19. in der Singakademie gegebene entschieden das glänzendste und in mancher Hinsicht das anregendste. Während unserer ganzen Thätigkeit als ausübender wie als beurtheilender Künstler haben wir eine solche Leistung eines kaum Zwanzigjährigen nicht erlebt. Daß d'Albert eine großartige, bei seinem kleinen Körper- und Handbau geradezu unbegreifliche Technik und Ausdauer besitzt, daß er großes Feuer und auch schönen Vortrag entwickelt, haben wir von seinem ersten Auftreten an immer anerkannt, sowie anderseits das oftmalige Vorwalten des rein Virtuosenhaften, selbst bei Wiedergabe solcher Compositionen, deren Schwerpunkt unbedingt im einheitlichen gediegenen Vortrage liegt, uns immer mit Unmuth und dem Bedauern erfüllte, daß ein so großes Talent sich von der allermodernsten Effecthascherei nicht frei machen könne. In dem Vortrage der 32 Variationen, besonders aber der As-Sonate, op. 110 von Beethoven, hat d'Albert gezeigt, daß er nur zu wollen

Digitized by Google

brauche, um Alles zu können. Diese Sonate gehört zu den Werken des hehren Meisters, bei denen die oben angeführten großen Vorzüge nicht genügen, wenn eine vollkommene Wiedergabe geboten werden soll; die vielmehr neben vollkommener Beherrschung des Technischen die größte Reife der Auffassung, Mannigfaltigkeit der Tonfärbung und künstlerische Ruhe, und bei großer Wärme, ja Leidenschaftlichkeit des Vortrages selbstbeherrschendes Einhalten der Schönheitsgrenze verlangen. Das Alles gehört aber nicht mehr zu jenen Eigenschaften, die man Naturanlagen nennt, sondern zu den Errungenschaften des vollkommen gereiften Künstlers. Und mit Ausnahme zweier ganz kurzer Momente in dem Zwischen-Allegro und in den letzten Takten der Fuge, Momente, die wir nur anführen, um nicht überschwänglich zu erscheinen, war die Wiedergabe der Sonate eine vollendete, den höchsten Ansprüchen entsprechende. Selbst Bülow, der Meister der „fünf letzten", hat nicht diese Schönheit des Tones und diese Innigkeit des Vortrages geboten, die d'Albert in der wunderbaren As-moll-Cantilene vernehmen ließ. Wird er auf diesem Wege bleiben? Wird er dem Sirenengesang der glänzenden Salons widerstehen, die doch eigentlich nur verblüfft und stimulirt werden wollen, und der reinen Muse folgen? Wir wissen es nicht und fürchten sogar, daß es nicht geschehen wird. Aber das wissen wir: wenn er sich zu dem nur momentanen Opfer entschließt, das Virtuosenthum nicht etwa aufzugeben, sondern nur in zweite Reihe zu stellen, so wird er neben Joachim der größte ausführende Künstler der Zeit werden.

Eine neue Geigerin, Frl. Senkrah, hat zwei Concerte gegeben und allgemeine Anerkennung errungen. Sie steht ganz entschieden unter allen geigenden Damen obenan, ist bedeutend musikalischer und im Tone viel kräftiger als die Teresina Tua, allerdings nicht so graziös in ihrer Erscheinung, obwohl die Natur auch gegen sie durchaus nicht ungnädig verfuhr, und ihr ein sehr einnehmendes Aeußere verliehen hat. Wir wollen also hoffen, daß sie überall die ihr gebührende Anerkennung finden wird, die ihr in Berlin in reichem Maße zu Theil geworden.

Eine russische Pianistin, Frl. Cezona Lwowna, hat ein Concert gegeben, viel Untugenden, namentlich ganz regellosen Vortrag, aber auch viel Talent, schönen Anschlag, öfters feine Nüancirung und auch gut gebildete Technik gezeigt; sie kann also bei guten Studien und wenn sie etwas mehr Ruhe gewinnen will, Bedeutendes leisten.

Von neuen Compositionen sind hervorzuheben: Eine Symphonie von Hartmann aus Dänemark mit dem Titel „Aus Ritterszeiten" und den Ueberschriften „Die Barden", „Liebeslied", „Rittertanz", „Turnier", ausgeführt vom Philharmonischen Orchester unter des Componisten Leitung; Brahms' dritte Symphonie, zuerst in einem Akademischen Concerte von Joachim, dann im Philharmonischen (Wüllner'schen) Concerte vom Componisten vorgeführt; dann Rubinsteins geistliche Oper: „Das verlorene Paradies", die der Cäcilienverein unter Hrn. Alex. Holländer zu Gehör brachte; endlich die neue Operette des Hrn. Suppé: „Die Afrikareise", im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater.

Die Hartmann'sche Symphonie bietet nicht viel Originelles und konnte auch im Finale etwas belebter sein, aber sie ist sehr gut gearbeitet und vortrefflich wohlklingend instrumentirt, wird also überall freundliche Aufnahme finden. Die Brahms'sche dritte ist entschieden die bedeutendste unter den bisherigen, ja vielleicht neben dem deutschen Requiem und dem Schicksalslied das bedeutendste Werk des Meisters. Sie vereinigt Originalität und Frische der Gedanken mit großer Meisterschaft in Handhabung der Form; namentlich in der Instrumentation, in der Schönheit der Klangwirkungen beurkundet der Meister einen Riesenfortschritt nach den ersten zweien. Schon bei der ersten Aufführung gewann dieses überaus schöne Werk die allgemeinen Sympathien der Kenner und Musikfreunde; sie steigerte sich zum Enthusiasmus bei der zweiten Aufführung, in der durch die Leitung und Anregung des Componisten alle seine Intentionen zur vollkommen vernehmbaren Geltung gelangten. Der melodische Fluß und die prachtvolle Durcharbeitung des Andante wurde nunmehr auch vom größeren Publicum ganz verstanden, und nach dem so eigenthümlichen lieblich schwermüthigen, menuett-artigen dritten Satze nahm der Beifall kein Ende, bis die verlangte Wiederholung erfolgte. Der letzte Satz, unstreitig der bedeutendste, wird in seinen vollkommen neuen Entwicklungsformen und großartigen Steigerungen erst nach öfterem Hören von den nicht ganz Eingeweihten ganz erfaßt werden. Aber auch diese fühlen schon beim ersten Hören, daß sie vor Großartigem stehen. Stürmischer Zuruf des Publicums und Tusche des Orchesters gaben dem Meister Zeugniß von der Freude, die sein Werk erzeugte. Bevor er den Tactstock ergriffen hatte, war er als Clavierspieler thätig; er führte sein D-moll-Concert vor, dessen erstes Motiv entschieden unter dem Einflusse des ersten der 9. Symphonie entstanden ist, das Adagio dagegen und besonders der letzte energische Satz sind ganz originell. Im selben Philharmonischen Concert wirkte noch Herr Götze aus Köln, dessen herrliche Stimme und frischer gemüthvoller Vortrag in dem Provencalischen Liede von Schumann und dem „Am stillen Herd" aus den „Meistersingern" zur schönsten Entfaltung kam. Außerdem führte das Orchester unter Müllner die Egmont-Ouverture prachtvoll auf.

Rubinsteins „Verlorenes Paradies" ist die erste größere Chorarbeit des genialen Componisten, im Jahre 1855 in Biebrich entstanden. Der Gattung „geistliche Oper" haben wir in diesen Blättern schon erschöpfende Betrachtungen gewidmet in dem Berichte über die Hamburger Aufführung der „Sulamith", können also hier uns ausschließlich mit dem musikalischen Kunstwerthe dieses Jugendwerkes beschäftigen. Es zeigt überall die Klaue des Löwen und enthält viele interessante, geniale Momente. Manche Chöre, besonders im zweiten und dritten Theile, sind sehr lieblich erfunden und ebenso fein als wirksam ausgearbeitet. Wenn der Gesammteindruck kein eigentlich nachhaltiger bleibt, so ist das theilweise aus der Sprödigkeit des Textes zu erklären, der zu Monotonie der Musik führen mußte. Er ist von weiland Arnold Schloenbach nach Miltons Epos eingerichtet. Im ersten Theile tritt Satan mit den empörten Engeln und den von ihm aus der Hölle gerufenen Sündern der Allmacht Gottes entgegen; die Verwünschungen und bösen Anschläge nehmen kein Ende. Im zweiten Theile, der auch musikalisch der bestgelungene, ersteht die Schöpfung unter Gottes Wort (der nur als „Eine Stimme" bezeichnet ist). Im dritten triumphirt die Hölle über den Menschen, der durch den Sündenfall das Paradies verloren hat und, mit Ausnahme eines kleinen Duetts des ersten Menschenpaares, waltet wieder das dissonirende Element vor, wie es die höllischen Geister eben charakterisiren soll. Wie gesagt, viele sehr schöne Momente kann der unparteiische Beurtheiler verzeichnen; ob jedoch dies Werk eine bleibende Stätte im Concertsaal erringen wird, wie der „Thurm von Babel" (der allerdings 15 Jahre später componirt ward), das wagen wir nicht zu entscheiden. Die Aufführung verdient ungetheiltes Lob. Der Cäcilienverein sang unter Hrn. Holländers umsichtiger und energischer Leitung mit großer Sicherheit und Reinheit. Die Stimmen klangen immer schön. Die Soli wurden von dem rühmlich bekannten Fräulein Aßmann, Frau Holländer, Frau Bindhoff und Fräulein v. Collas ausgeführt. Die Damenpartien sind jedoch bei weitem weniger hervortretend als die der Männer. „Die Stimme" — Tenor — ertönt fast in jeder Nummer und Satan steht im ersten Theile im Vordergrunde. Die erstgenannte Partie führte Herr Kammersänger Stolzenberg vortrefflich durch; er und Frau Holländer hatten zwar auf vertheilten Zetteln angekündigt, daß sie, von plötzlicher Indisposition befallen, nur „um die Aufführung zu ermöglichen" singen; aber man kann ihm das Lob spenden, daß er die Indisposition siegreich überwand und die sehr anstrengende Partie sehr gut zu Ende führte. Den Satan sang der Hofopernsänger Herr v. Reichenberg aus Hannover, der Bayreuther Fafner im Rheingold, ein vortrefflicher Bassist mit vorzüglicher Aussprache; er erinnert vielfach an Scaria in dessen bester Zeit. Als Adam erschien Hr. Küster, der sich dem Publicum zum ersten Male vorstellte und durch sehr angenehme Barytonstimme und richtigen Vortrag einen recht guten Anfang nahm. Die Zuhörerschaft erwies sich dem Werke und der Ausführung sehr freundlich gestimmt und ehrte den Dirigenten durch oftmaligen Hervorruf.

(Schluß folgt.) H. Ehrlich.

Notizen.

Durch ihre Leistungen auf dem Gebiete des Lichtdruckes hat sich die Anstalt für Lichtdruck und Photo-Lithographie: Albert Frisch in Berlin seit einer Reihe von Jahren hervorgethan. Den Auftrag, Facsimile-Copien von mittelalterlichen Kaiserurkunden herzustellen, erfüllte sie in solcher Weise, daß Herr Geheimrath Sybel in einer parlamentarischen Rede gelegentlich einmal das anerkennendste Urtheil darüber aussprach. Die Nachbildungen von Handzeichnungen und Stichen, die

Digitized by Google

Frisch anfertigt, werden von allen Freunden und Kennern der Kunst geschätzt; aber mit den Arbeiten für Lippmann, „Zeichnungen von Albrecht Dürer", hat er ihre Erwartungen vor kurzem noch übertroffen. Und nun tritt er mit einem ganz neuen eigenartigen Werke vor das Publicum.

Seitdem die Erfindung gemacht wurde, daß die Sonne für die Menschen zeichnete, entstand auch das Verlangen, daß sie für sie malend alle Harmonien der Farben wiedergäbe. Sie entzog sich jedoch hartnäckig diesem Dienste, und ein bescheidener Sinn begnügte sich damit, die Photographie, so gut es ging, für den Farbendruck zu verwerthen. Bei diesem Bestreben entdeckte Albert Frisch nach mehrjährigen Studien und Versuchen ein Verfahren, womit er wahrhaft überraschende Resultate erzielte. Jetzt veröffentlicht er fünf Blätter in Farbenlichtdruck, die Niemand ohne Wohlgefallen, ja ohne ein gewisses Staunen in die Hand nehmen wird. Zwei derselben sind nach Pastellen, zwei nach Aquarellen und eins nach farbigem Kupferdruck gemacht. Die Originale befinden sich sämmtlich im Kupferstichkabinette des Berliner Museums. Wer die Nachbildungen damit vergleicht, wird fast versucht zu glauben, daß wir fortan Facsimile-Copien colorirter Bilder haben können, wie wir solche bereits von Zeichnungen und Stichen haben. Frisch selber wäre der Allerletzte, solche täuschende Hoffnungen zu nähren; aber desto entschiedener hebt er die Vorzüge hervor, welche das von ihm angewendete Verfahren der Nachbildung vor jedem anderen bis heute besitzt. Begreiflicher Weise gipfeln sie sich eben darin, daß seine Farbenlichtdrucke den Originalen so nahe kommen, wie das bisher keiner mechanischen Copie möglich gewesen ist. Bei ihnen allein erkennt der Beschauer auf der Stelle die Technik des Urbildes, d. h. er sieht sofort, ob er es mit einem Aquarell, einem Pastell, einem colorirten Stiche u. s. w. zu thun hat. Aber noch mehr: selbst die eigenthümliche Manier jedes einzelnen Künstlers wird bei der in Rede stehenden Reproduction, man möchte sagen, vollständig aus dem Originale in die Copie hinübergenommen.

Man bewundert die Sicherheit, womit je nach Bedürfniß deckende oder durchsichtige Farben zur Verfügung stehen, wie leicht und harmonisch sich ihre Verschmelzung vollzieht, wie rasch und sicher in jedem einzelnen Falle jede Nüance nach dem Urbilde gestimmt und verbessert werden kann. Daß hierbei nicht blos die Maschine thätig ist, sondern daß derjenige, der sie gebraucht, auch künstlerische Bildung und Geschmack besitzen muß, wird Jeder bemerken, welcher die veröffentlichten Blätter aufmerksam betrachtet. Um noch einen besonderen Vorzug der Mechanik des neuen Farbenlichtdruckes hervorzuheben, sei zu bemerken, daß dieselbe die Anwendung des Büttenpapieres zuläßt, welche dem durch die Lithographie hergestellten Farbendrucke unmöglich ist.

Die Kunsthistoriker würden es mir mit Recht sehr übel auslegen, wenn ich auch nur ein Wort über die Bedeutung sagen wollte, welche die neuen Arbeiten Frischs für ihre Wissenschaft haben. Dagegen gestatte ich mir, dieselben dem Publicum als einen neuen und schönen Zimmerschmuck zu empfehlen. Die farblosen Holzschnitte und Stiche, Lithographien und Photographien können an und für sich von hohem künstlerischen Werthe sein, ein künstlerischer Schmuck auf den bunten Tapeten unserer Zimmerwände sind sie nie und nirgends. Man wird sie gern als Erinnerungen an originale Meisterwerke gelten lassen, und sie werden jedem Herzen theuer sein, dem sie anmuthige Orte oder gar liebe Personen vergegenwärtigen. Aber einen ästhetischen Reiz, um mich so auszudrücken, der nur einigermaßen den Räumen und der Umgebung angepaßt ist, werden sie niemals gewähren; unsere stilsüchtige Zeit glaubt Wunder was gethan zu haben, wenn sie wenigstens die Einrahmung der farblosen Blätter dem übrigen Hausrathe anbequemt hat. Das Auge sehnt sich immerfort nach den „Thaten und Leiden des Lichtes", wie Goethe die Farben nennt. Wohnräume nach den Mustern Pompejis herzustellen, verbietet uns, und vor Allen uns Nordländern, der schwerfällige und übervolle Apparat unseres Lebens. Gute Oelgemälde kosten viel Geld, und die anerkannten klassischen Meisterwerke sind zur Verzweiflung mancher Museumsverwaltung um alle Schätze der Erde nicht mehr feil. Da werden nun die Nachbildungen für Jedermann so werthvoll wie erwünscht. Ich verachte selbst die sogenannten Oeldrucke nicht, womit die Märkte überschwemmt werden und an denen manch einer mit vornehmem Achselzucken vorbeigeht; ich wünschte nur, daß die Architekten dieselben mit Kenntniß aussuchten und mit Geschmack zur Verzierung einfacher Säle und Hallen benutzen könnten. Inzwischen sind Drucke ähnlicher Art, ich erinnere allein an die Copien der Hildebrandt'schen Aquarelle, bereits salonfähig geworden. Gerade im Vergleich mit diesen nun bezeichnen die Farbenlichtdrucke von Albert Frisch einen ganz außerordentlichen Fortschritt. Man fühlt sich mit einem Male aus der Werkstätte des bloßen Mechanikers in das Atelier des echten Künstlers versetzt. Dort werden wir gezwungen, immer an die Maschine zu denken, welche die zahllosen Copien hervorbrachte; hier meinen wir, daß wir jedes Mal eine Schöpfung eines der Meister wirklich vor uns erblicken, einen Hauch seines Geistes verspüren. In diesen Lichtfarbendrucken lebt wirklich etwas von Witt, van der Velde, Boucher. Man vergißt darüber das technische Verfahren, durch welches die Reproduction zu Stande kommt, und das wird das höchste Lob sein, nach welchem der Entdecker desselben trachtet.

Albert Jansen.

Offene Briefe und Antworten.

Ueber das Wort „Tramway".

In einem von dem Ingenieur Luke Hebert im Jahre 1837 in London herausgegebenen Werke, welches den Eisenbahnbau nach seinem damaligen Standpunkte ausführlich behandelt, wird auch das Wort Tramway eingehend besprochen. Der augenscheinlich in seinem Fache vortrefflich unterrichtete Verfasser erzählt uns, daß man um das Jahr 1670 zu Newcastle upon Tyne hölzerne Längsbalken in den Boden bettete und unmittelbar auf denselben die zu jener Zeit noch hölzernen Räder der Kohlenwagen laufen ließ. Bald darauf streckte man auf den Längsbalken hölzerne Schienen, welche man, ohne die Unterlage zu berühren, leichter zu unterhalten und nach der Abnutzung zu erneuern vermochte. Als man dann im Jahre 1767 zu Shropshire die Balken mit gußeisernen Flachschienen belegte und diese im Jahre 1776 zu Sheffield mit einem erhöhten Rande versah, verloren sich allmählich alle anderen Bezeichnungen und wurden schließlich durch den Namen Tramplatten gänzlich in Vergessenheit gebracht. — Das Wesentliche für die hier zu gebende Erklärung ist in Vorstehendem die Angabe Luke Heberts, daß die Benennung Tramplatten erst nach Einführung des erhöhten Randes entstanden ist. Denn wir haben im Altdeutschen das Wort träme, welches Balken bedeutet und noch heute in der abgekürzten Form Tram im Brückenbau angewendet wird. Manche Brücken der einfachsten Art werden nämlich mit Seitenträgern gebaut, die man aus starken Balken verbindet und an denen man Querträger zur Unterstützung der Straßenbalken, also der Fahrbahn, aufhängt. Solche Seitenträger stehen über dem Brückenbelage vor, bilden demnach einen den letzteren einfassenden erhöhten Rand und heißen Trame oder Hängetrame. (Singular: Tram.) In Verbindung mit der vorhin erwähnten Entstehung des Wortes Tramplatten kann man hieraus schließen, daß das englische Wort Tramway unser deutsches Wort Tram zum Vorschein bringt und ursprünglich einen Weg bezeichnet, dessen Fahrgeleise auf Balken oder Tramen liegen.

Es ist aber noch zu erwähnen, daß Luke Hebert sein Werk mit den Worten beginnt: Railway or railroad and tramway are narrow tracks of rails etc., so daß man auch bei dieser Einleitung unwillkürlich zu der Auffassung gelangt, daß die Worte tram und rail denselben Gegenstand: die Schiene bedeuten müßten. Aber einige Seiten weiter sagt der Verfasser, daß man die anfängliche Bezeichnung Flachschienen deshalb durch die Bezeichnung Tramplatten ersetzt hätte, weil auf diesen Schienen Trams oder Wagen gelaufen wären. Hiergegen läßt sich einwenden, daß man die Straßen wohl nach der Art der Benutzung (Reitweg) oder nach der Zugkraft (Pferdebahn) oder nach dem Benutzer (Viehtrift, Philosophenweg), nicht aber nach den Fahrmitteln, welche auf den Wegen bewegt werden, zu benennen pflegt. Eher kann man annehmen, daß die schottischen oder englischen Industriellen die Bedeutung des deutschen Wortes Tram nicht kannten und dasselbe als den Namen für die kleinen Wagen der schmalspurigen Bahnen auslegten. Es wäre doch zu seltsam, wenn bei zwei in der Form verwandten Einrichtungen, den englischen Tramplatten und den deutschen Brücken mit erhöhten Rändern, und bei der Verwandtschaft beider Sprachen dieselbe Stammform in der Benennung vorkäme und doch etwas ganz Verschiedenes bedeuten sollte. Ist es nur Curiosum, daß das lateinische Wort trames, Genitiv tramitis, einen Fußsteig, Richtsteig, mithin einen Weg bezeichnet, welcher in Bezug auf Schmalheit sich zu den größeren Wegen ebenso verhält, wie die Tramway-Bahnen zu den Locomotiv-Bahnen?

Bromberg, den 30. November 1883.

Niemann, Baurath.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kriegsbilder aus der Zeit der Landsknechte.
Von
H. von Zwiedineck-Südenhorst.
Mit 7 Illustrationen nach zeitgenössischen Originalen.
8. (V und) 302 Seiten.
Elegant cartonnirt. *M.* 6.—

Gedichte
von
J. Herzfelder.
kl. 8. 354 S. *M.* 3.— Eleg. geb. *M.* 4.—
Diese ausgereifte, mit strenger Selbstkritik gesichtete Sammlung wird von allen kunstliebenden Kreisen freudig begrüßt werden und sich hoffentlich bald dauernd eingebürgert haben. Warme, mit frischer Unmittelbarkeit strömende Empfindung, künstlerische Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt, Freimuth der Gesinnung, bald mit anmuthendem Humor, bald in ätzender Schärfe sich aussprechend, dazu die Fülle stimmungsreicher Naturbilder und vor Allem der formale Glanz und Reiz der Darstellung machen Herzfelder's Gedichte zu einem wahren Weihegeschenke an die deutsche Nation.

Soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:
August Reißmann, Dr. phil. **Die Hausmusik**, in ihrer Organisation u. kulturgeschichtlichen Bedeutung. 8. *M.* 6.—.

Georg Treu, Prof. Dr., Direktor der K. S. Antiken- u. Abguß-Sammlungen: Dresden, **Sollen wir unsere Statuen bemalen?** gr. 8. *M.* 1.—.

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Paedag. Ostrau (Ostrowo)
b. Filehne. Pensionat, gegr. 1850. Septima bis Prima (Gymn. u. Real). Berechtigung z. einj. Dienst. Betheiligung von nah u. fern. Gute Aufsicht. Sichere Erfolge. Prosp. u. Ref. gratis.

Gratis und franco versenden:
Antiquarischer Anzeiger No. XII.
☞ Neueste Ankäufe. ☜
Katalog No. 185: **Linguistik.** 1392 Nummern.
☞ Allgem. u. vergleich. Sprachwissenschaft, Grammatik u. Literatur von 48 Sprachen, ausgenommen der germanischen.
Breslau, Schweidnitzer Strasse 16—18.
Schletter'sche Buchhandlung
Franck & Weigert.

Für Schriftsteller.
Eine Verlagsbuchhandlung mit Buchdruckerei in Leipzig erbietet sich zur Uebernahme von Commissionsverlag. Näheres sub **R. 2077** durch **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Georg Weiss, Verlag in **Heidelberg.**

Soeben wurde fertig:
Die Positive Philosophie
von
Aug. Comte
im Auszuge von Jules Rig.
Uebersetzt von **J. H. von Kirchmann.**
Zwei Bände. — Preis 17 Mark.

Preisausschreiben für Feuilletons.

Fortwährend bemüht, die **„Neue Musik-Zeitung"** zu einem Blatte ersten Ranges zu gestalten und ihren Lesern gediegensten Unterhaltungsstoff zu bieten, erlassen wir hiermit ein Preisausschreiben für Feuilletons unter nachstehenden Bedingungen:

§ 1. Den für die Preisbewerbung bestimmten Arbeiten müssen Motive aus dem Künstlerleben (Componisten, Virtuosen, Sänger, Sängerinnen 2c. 2c.) zu Grunde liegen, dabei sind Gestalten der eigenen Phantasie entsprungen nicht ausgeschlossen. Sie sollen in erzählender Form abgefaßt sein, gleichviel ob im Gewande der Novelle, der biographischen Erzählung, des Märchens oder der Humoreske.

§ 2. Der Umfang eines Feuilletons darf nicht weniger als fünf und nicht mehr als fünfzehn Spalten der „Neuen Musik-Zeitung" umfassen.*)

§ 3. Für die besten Arbeiten werden folgende Preise ausgesetzt:

Ein I. Preis von 600 Mark
Ein II. Preis von 300 „
Ein III. Preis von 150 „

§ 4. Undeutlich geschriebene und also schwer leserliche Manuscripte werden von der Concurrenz ausgeschlossen.

§ 5. Die Arbeiten müssen mit einem Motto versehen und spätestens bis 1. Juni 1884 im Besitze des Verlegers der „Neuen Musik-Zeitung" (P. J. Tonger in Köln) sein; dem Manuscript ist ein verschlossenes Couvert beizufügen, welches ganz dasselbe Motto nebst genauer Adresse des Einsenders **enthalten** muß. Außerdem ist das Motto und der Titel des Manuscriptes auf dem Couvert anzugeben.

§ 6. Die preisgekrönten Werke werden Eigentum des Unterzeichneten.

§ 7. Es bleibt vorbehalten, nicht preisgekrönte, aber dennoch gute, zur Preisbewerbung eingesandte Arbeiten, für die „Neue Musik-Zeitung" auszuwählen; diese werden mit 10 Mark pro Druckspalte honoriert und gehen ebenfalls in das Eigentum des Ausschreibers über.

§ 8. Die unberücksichtigt gebliebenen Einsendungen können während dreier Monate von Bekanntmachung des Resultates an gerechnet, zurück verlangt werden; bis zu dieser Frist nicht reclamierte Manuscripte fallen der Vernichtung anheim.

§ 9. Als Preisrichter fungieren die Herren:

Felix Dahn, Professor in Königsberg.
Ernst Pasqué, Schriftsteller in Darmstadt,
August Reiser, Redacteur der „Neuen Musik-Zeitung" in Köln.

§ 10. Das Resultat wird voraussichtlich bis 15. August 1884 bekannt gegeben werden.

Verlag der Neuen Musik-Zeitung
(P. J. Tonger) in Köln a/Rh.

*) Solchen Bewerbern, welchen die Neue Musik-Zeitung nicht bekannt ist, stehen Probeblätter in jeder Buch- und Musikalienhandlung oder vom Verleger gratis zur Verfügung.

Wilh. Langhans' Geschichte der Musik
des 17., 18. und 19. Jahrhunderts
in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von A. W. Ambros.
Das Werk erscheint im Formate der Ambros'schen Musikgeschichte in zwei starken Bänden in circa 20 Lieferungen à M. 1.— netto.
Bisher erschien: Erster Band (in 8 Lieferungen à *M.* 1).
Geheftet *M.* 8.— n., Einbanddecke dazu *M.* 1.10 n. Elegant gebunden *M.* 9.50 n.
Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

Für ein hochinteressantes kleines Originalwerk von ca. 60 Octavdruckseiten, einzig dastehend in seiner Art, populär gehalten und der denkbar größten Verbreitung fähig, wird ein wohlrenommirter
Verleger gesucht.
Schöne, des Gegenstands würdige Herstellung und fachkundiger ausgedehntester Vertrieb werden als Hauptsache betrachtet, nicht das Honorar, da der Verfasser vermögend ist. Auf Wunsch wird auch jedes pekuniäre Risiko des Verlegers gänzlich ausgeschlossen. Fr. Off. unter **U. T. 918** an **Haasenstein & Vogler** in **Berlin, S.W.,** zur Weiterbeförderung erbeten.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Liederbuch des deutschen Volkes.
Herausgegeben von
Carl Hase, Felix Dahn und **Carl Reinecke.**
Neue Auflage.
1000 Lieder. XII, 646 S. 8. geh. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—
Drei, dem deutschen Volke wohlvertraute, klangvolle Namen haben sich zur Herausgabe des „Liederbuches des deutschen Volkes" vereint. Carl Hase, der Nestor der deutschen Kirchenhistoriker, hat in jungen Jahren zu seinem und seiner Freunde Frommen den Liederstrauß gepflückt, welchen er am Abend seines reich gesegneten Lebens dem deutschen Volke noch einmal bietet. Felix Dahn, der edle vaterländische Dichter, übernahm auf seinen Wunsch die Umgestaltung für die Gegenwart, während Carl Reinecke, der Dirigent der Leipziger Gewandhausconcerte, als Componist inniger volksthümlicher Kinderlieder in jedem kinderfrohen Hause bekannt, die musikalischen Weisen aus dem reichen Schatze des Volksgesanges geschöpft hat.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 9. Februar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Eine deutsche Weltausstellung. Von Karl Theodor Reinhold. — Zum Zollvereins-Jubiläum. Von Karl Braun-Wiesbaden, M. d. R. — Literatur und Kunst: Der Maler Alexander Calame. Von Heinrich Breitinger. — Rodbertus' „Kapital". Von Georg Adler. — Ein nihilistischer Roman. Besprochen von J. Rosenstein. — Bergnamen. Von Rudolf Kleinpaul. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Die Mitbürger. Lustspiel in vier Acten von Hugo Lubliner. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Eine deutsche Weltausstellung.

Von Karl Theodor Reinhold.

Die außerordentliche Schwerfälligkeit des deutschen Volkes bei der Aufnahme neuer Ideen ist eine oft beobachtete und beklagte Thatsache, welche unseren nationalen Anspruch, als Volk der Denker an der Spitze der geistigen Bewegung zu schreiten, stark erschüttert. Hat ein großer und kühner Gedanke das erste Stadium der Hindernisse, als „Phantasie" oder „Romantik" vornehm ignorirt zu werden, überwunden und „Beachtung" gefunden, so setzt zunächst die kalte, skeptische Kritik ein, um im Bunde mit der deutschen Pedanterie den aufstrebenden Zug der Geister niederzuhalten.

Der Gedanke einer deutschen internationalen oder auch nur einer deutschnationalen Ausstellung bestätigt mit seiner bisher ebenso kurzen als ergebnißlosen Geschichte den vorstehenden Satz in einem besonders charakteristischen Beispiel. Von einer auch nur vorübergehenden lebhaften Bewegung, wie sie gleichartige Pläne bei andern Nationen erregt und in zahlreichen Fällen zu bald ausgeführten Entschlüssen geführt haben, ist in Deutschland nichts zu merken gewesen. Kaum hatte ein Theil der Presse und der zunächst betheiligten Kreise die Frage ernsthaft zu erörtern begonnen, so war die überlegene Regierungsintelligenz und die „besonnene" öffentliche Meinung bei der Hand, jenen Gedanken als inopportun und unpraktisch, thöricht und kostspielig, centralistisch und nationalüberspannt zu den Todten zu werfen.

Allein die Sache ist zu bedeutungsvoll, um mit diesem schnellen Anlauf und vielfach verspotteten Ablauf als abgethan zu gelten. Die Kreise, welche von der Berechtigung und Wichtigkeit des Gedankens überzeugt sind, müssen sich die englische Zähigkeit zum Muster nehmen, um in fortgesetzter und unermüdlicher Discussion Regierung wie Volk allmählich zu gewinnen und durch eindringende Erörterung im Ganzen und Einzelnen auf den Weg zu muthigem Entschluß zu drängen. Die Allgemeinheit und Höhe der Gesichtspunkte muß die Bedeutung des Unternehmens, seine detaillirte Besprechung die Ausführbarkeit desselben zur öffentlichen Ueberzeugung bringen.

Eine deutsche Weltausstellung ist von kaum zu überschätzender nationaler, politischer und wirthschaftlicher Bedeutung. Noch immer besitzt unser Volk von den Tugenden großer Nationen nichts in so verderblich geringem Maße als einen echten nationalen Stolz, ein lebendiges Gefühl von dem Werth und der Würde seines eigenen Volksthums. Die glückliche Entwickelung unserer vaterländischen Verhältnisse zeigt zwar ihre bessernde Einwirkung auch hier. Aber die nationale Selbstentäußerung die niederträchtige deutsche Demuth, die verächtliche Vergötterung alles Fremden steckt uns noch so im Blut, daß man bei den täglichen beleidigenden Erfahrungen oft verzweifeln möchte.

Nichts erhebt nun erfahrungsmäßig den Einzelnen wie die Völker so sehr wie große Kraftäußerungen, wie wirkliche Leistungen. Die Lebensluft des persönlichen wie des nationalen Selbstbewußtseins ist die Selbstbethätigung und die Anerkennung. Nationaler Stolz erwächst mit nationaler Ehre. Fast scheint es, als ob nur die Deutschen hierfür kein Gefühl und Verständniß besäßen. Der Franzose, der selbst das deutsche nachdenkliche „Spazierengehen" als se promener, „sich vorführen" auffaßt und beglückt ist, wenn „die Augen des Universums" auf ihn gerichtet sind, der Engländer, für den die Eigenschaft seiner Nation als „erste der Welt" ein selbstverständliches Dogma ist, geräth in patriotische Wallung, wenn seine Hauptstadt die Völker der Erde einladet. Der Gedanke Girardins, der eines Tages nach dem Kriege von 1870 den Parisern in ihren Morgenzeitungen wie aus blauem Himmel vorgelegt wurde, erregte sofort allgemeinen Enthusiasmus. Engländer, Franzosen, Oestreicher, Nordamerikaner haben mit patriotischer Freude nach einander für das nationale Fest einer Weltausstellung das Risico großer Opfer übernommen.

Solche Stimmungen sind Elemente des Culturfortschrittes, vor Allem aber Hebel einer gesunden nationalen Entwicklung. Wer das Glück gehabt, die erhebendste Feier der deutschen Geschichte, das Niederwaldfest am Rhein, mit dem überwältigenden Anblick deutscher Fürsten- und Völkereintracht, dem aufwallenden Patriotismus, den aus allen Ländern mit deutscher Bevölkerung an den Stufen des Denkmals niedergelegten Kränzen, beizuwohnen, wer sich der Begeisterung der Nation erinnert, welche kürzlich selbst in verbissenen klerikalen und particularistischen Kreisen der nationale Triumphzug unseres Kronprinzen wachrief — der wird die tiefe und nachhaltige Wirkung jener großen Momente würdigen, welche ein Volk in einem greifbaren Bilde erkennen und fühlen lassen, daß es eine Nation geworden ist.

Es gibt nun kaum ein zugleich so einfaches und mächtiges Mittel, einen plastischen, farbenprächtigen und inhaltreichen Ausdruck der nationalen Existenz unseres Volkes zu finden, wie eine allgemeine, in der Reichshauptstadt veranstaltete Ausstellung, in welcher wir unser eigenes Haus schmücken und durch die festlich geöffneten Pforten fremde Völker zu Gaste einziehen lassen. Dies nationale Eitelkeit zu nennen, ist ein wahrhaft kläglicher Schulmeistergedanke. Sich selbst anzuschauen, sich in einem herausgesetzten Bilde ruhig zu betrachten, ist ein unvergleichliches Mittel der Selbsterziehung. Es ist dem Men-

Digitized by Google

schen nöthig, sich in seinen Schwächen zu erkennen, aber auch in seiner Kraft. Neben der Kritik bedarf jede menschliche Persönlichkeit der Ermuthigung und Erhebung. Um mit Ehren vor uns selbst und fremden Nationen zu bestehen, würde eine deutsche Weltausstellung eine Kraftentwickelung, eine gesammelte Anstrengung erfordern, welche der Kritik wie der Anerkennung ein gleich großes und praktisches Gebiet eröffnete. Es ist mit unbedingter Gewißheit anzunehmen, daß der Erfolg solcher Arbeit für Deutschland ein ruhmvoller sein würde. Die Erfahrung anderer Länder, die Schulung durch zahlreiche Provinzial-, Lokal- und Fachausstellungen, die bisher unerhörte vereinigte Thätigkeit unseres ganzen Volkes würde eine Glanzleistung auf deutschem Boden verbürgen, welche ein edles Selbstgefühl, einen berechtigten nationalen Stolz erzeugen müßte.

Die wechselwirkend fruchtbare Entwickelung eines staatlichen und nationalen Centrums, welches jedem Volke nach einer vieltausendjährigen Erfahrung nothwendig ist, würde durch eine Weltausstellung in Berlin geradezu in neue Bahnen gelenkt werden. Der unberechtigte Sondergeist, die particularistische und stammhafte Abneigung der Deutschen gegen einander sind noch immer nicht todt. Der offene und stille Haß gegen Berlin spielt noch eine traurige Rolle in Deutschland. So weit er begründet, können ihm die Wurzeln nicht besser abgegraben werden, als durch die wirkliche Erhebung der märkischen Germanisirungscolonie zum nationalen Centrum. Die im Osten, Norden und namentlich im Süden und Westen grollend abseits stehenden deutschen Stämme müssen als Pioniere hier zusammenströmen und Berlin „nationalisiren", es entberlinern. Die Stadt muß deutscher werden; mehr von der quellenden Lebensfreude, der naiven Heiterkeit, wohlwollenden Freundlichkeit und harmlosen Daseinslust der weicheren und poesieerfüllteren west- und süddeutschen Volkselemente in sich aufnehmen. Dies braucht keine Phantasie zu bleiben. Wir dürfen nur auf die wirthschaftliche Anregung kommen, welche die Folge einer Berliner Weltausstellung und einer fortschreitenden Concentration des nationalen Güterlebens sein wird. Es ist schon jetzt für Jeden, der solche Entwickelungen verfolgt, eine bekannte Thatsache, daß Handel und Verkehr, industrielle und gewerbliche Production mehr und mehr von den preußischen Provinzen und den deutschen Ländern im Westen und Süden ihre Fühler nach der Reichshauptstadt erstrecken und steigende Beziehungen zum Wirthschaftsleben Berlins entwickeln. Der spröde Westen, der gleichgültige und vielfach feindselige Süden beginnen aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten nnd festen Fuß im politischen Centrum des neu gegründeten deutschen Staates zu fassen. Düsseldorf, Aachen, Köln, Elberfeld, Barmen, Hannover im Westen, Frankfurt, Nürnberg, Stuttgart, Augsburg, München errichten Filialen für Production und Absatz in Berlin. Die Logik der nationalen Entwickelung bedingt die Nothwendigkeit eines nationalen *Marktes*, eines allgemeinen Stapelplatzes für die gewerbliche Betriebsamkeit. Es ist auch im Ausland bekannt, wie vorzüglich in den genannten und zahllosen andern Städten Deutschlands gearbeitet wird. Aber der ausländische Käufer kann nicht 10 oder 20 Städte aufsuchen, um seinen Bedarf dort, wo es am besten für die verschiedenen Zwecke geschieht, zu decken. Nur ein großes Centrum, ein nationaldeutscher Muster- und Waarenmarkt wird seine Wünsche befriedigen. Die Provinzen, die außerpreußischen Productionsstätten verfolgen nur ihren eigenen Vortheil, wenn sie mit ihren Leistungen auf der permanenten Messe erscheinen, wie sie eine nationale Handelsstadt darstellt. Die zahlreichen geschäftlichen Prachtbauten, die Filialen, die Commissionslager und Agenturen außerberliner deutscher Häuser zeigen von Tag zu Tag mehr diese innerlich nothwendige Entwickelung.

Eine Weltausstellung würde derselben mächtigen Vorschub leisten und rationelle, planvolle Schritte veranlassen wie weiter bedingen. Hiermit wäre von selbst eine intensive und extensive Steigerung der Production, der Arbeitsqualität und wirthschaftlichen Methode gegeben. Die größere Reibung, die Concurrenz, die Vereinigung der Mittel, die Ersparnisse an Generalunkosten würde die Erweiterung des Absatzes als Ursache und Wirkung ergeben. Mehr als je würden *alle* Theile des gewerbetreibenden Reiches zur Geltung kommen, welche ihre jetzt schon vielfach fühlbare Isolirung beklagen mögen, aber nur überwinden können, wenn sie, aus der Noth eine Tugend machend, den nationalen Markt aufsuchen und seine Vortheile ausnutzen. Die umsichtigen Industriellen West- und Süddeutschlands haben dies schon geahnt. Berlin ist schon heute der großartigste Abnehmer und Vertreiber der meisten deutschen Industriezweige.

Daß mit dieser Entwickelung Berlin selbst unendlich gewinnt und seine abstoßenden Züge mehr und mehr verliert, ist schon gegenwärtig sichtbar und gerade von Süddeutschen wiederholt bemerkt worden. Das alte Vorurtheil ist im Abnehmen. Wer früher aus Unkenntniß tadelte, beginnt eines Besseren bekehrt zu rühmen. Eigene Anschauung ist stets im Leben der beste Lehrmeister. Daß Berlin eine mit Stolz und Theilnahme betrachtete deutsche Hauptstadt werde, ist von politischer Bedeutung. Der Reichs- und Staatsgedanke hängt hiermit innig zusammen. Der Besuch Berlins ist daher eine von politischer Einsicht zu fördernde Sache fortschreitender nationaler Assimilirung. Welche Rolle spielen London und Paris in den nationalen Vorstellungen, in der Phantasie der Engländer und Franzosen! Ihre Literatur gibt darüber Aufschluß. Nichts wäre geeigneter, Berlin zum Anziehungspunkte der Deutschen, nicht nur für vereinzelte Fälle, für Tage und Wochen, sondern für die weitere Zukunft zu machen, als eine glanzvolle Ausstellung, an welcher *alle Glieder der Nation mitgearbeitet haben*. Hier würde die Nation sich in einem Spiegelbilde anschauen, wie es bisher nie geschehen und in gleicher Weise sonst nicht möglich ist.

Die Ausstellnng müßte und könnte eine deutsche sein in mehr als einem Sinne. Sie könnte international, aber zugleich volksthümlich und eigenthümlich, national und völlig neu sein. Die deutschen Provinzial- und Fachausstellungen, insbesondere die Düsseldorfer vom Jahre 1880 und die Berliner Ausstellung für Gesundheitspflege vom Jahre 1883 haben durch die vollendete Methode ihrer Einrichtung die Bewunderung aller unterrichteten Besucher, namentlich auch des Auslandes erregt. Die hervorragende Beanlagung des deutschen Geistes für Systematik und methodische Arbeit auch bei der materiellen Stoffbeherrschung würde eine universale Ausstellung zu einem großartigen Lehrgebäude und Demonstrationsobject der Industrie machen können. Die schon bisher auf den deutschen Ausstellungen in fesselndster und belehrendster Weise offengelegten technischen Arbeits- und Untersuchungsmethoden, die Möglichkeit historischer, vergleichender und systematischer Veranschaulichung könnten Mittel wie Gegenstände ebenso eigenartiger als bedeutender Darstellung sein. Hier liegen noch Fundgruben neuer und fruchtbarer Ideen. Daneben müßte die Ausstellung in möglichst umfassender Weise einen Einblick in das geistige und wirthschaftliche Leben der Nation gewähren. Gleichzeitig mit zahlreichen, besondere Sectionen bildenden Fachausstellungen (unter anderen für Eisenbahn-, Bergbau- und Hüttenwesen, für gewisse Hausindustrien, Technologie, allgemeines und technisches Unterrichts- und Erziehungswesen, für Gesundheitpflege, Balneologie u. s. w.) könnte das künstlerische und wissenschaftliche Deutschland eine Art von Generalcongreß in der Ausstellungsstadt abhalten. Theater, Musik, bildende Kunst fänden in „Musteraufführungen", „Meisterabenden", allgemeinen und Spezialausstellungen Gelegenheit, ihr Können zu zeigen. Allein mit entsprechender Darstellung unserer deutschen Musik könnten wir unserer Ausstellung eine Tiefe, Schönheit und Eigenart geben, wie sie keine Nation vor uns hat zeigen können Man denke an einen Mozart-Cyklus, Weber-Cyklus, Wagner-Cyklus, an das deutsche Oratorium, an die Symphonie- und Kammermusik von Haydn bis Brahms, an den Kunst- und Volksgesang. Ferner an Goethe-, Schiller- und Shakespeare-Abende, an die Meininger, das Deutsche Theater u. s. w., und man wird einsehen, wie viel Besonderes gerade hier geboten werden könnte. Das wäre in der That „nie dagewesen". Die zahllosen alljährlich in Deutschland event. auch in anderen Ländern stattfindenden Gelehrtencongresse, Forscher-

Digitized by Google

versammlungen könnten in zweckmäßige Verbindung mit der Ausstellung und ihren Demonstrationsobjecten gebracht werden.

Das Unternehmen müßte allerdings in einem großen Stil ausgeführt werden. Dann würde der nationale, wirthschaftliche und geistige Erfolg für Deutschland ein epochemachender sein können. Unter jener Voraussetzung aber steht sein Gelingen auch finanziell außer Zweifel. Zunächst muß hier der engherzige Gedanke, welchen deutsche Pedanterie und Kleinlichkeit eingeflüstert hat, daß der Aufwand von 10 oder 15 Millionen Mark durch das Reich sich nicht „rentire", überwunden werden. Das bekannte französische Wort, daß Frankreich „reich genug sei, um seinen Ruhm zu bezahlen" hat, richtig verstanden, einen tiefen Sinn. Deutschland darf einige Millionen ruhig opfern, wenn es auf einem so einfachen und erfolgreichen Wege das nationale Bewußtsein seiner Bevölkerung stärken kann und zugleich für energische Selbstbeschauung und Selbstkritik in einer Arbeitsausstellung die beste Lehrmethode findet. Jenes nüchterne und vermeintlich praktische Abwägen des ziffermäßigen Erfolges solcher nationaler Unternehmungen erhebt sich nicht zur Höhe des Gegenstandes und ist blind gegen die tieferen Mächte menschlicher und politischer Entwickelung. Den Ruhm einer deutschen Ausstellung können wir mit gutem Gewissen bezahlen. Er wird uns Früchte tragen, die in Geld nicht anzuschlagen sind. Hier muß namentlich dem preußischen und deutschen hohen Beamtenthum, sowie dem Philistersinn in dem Reichstage zu Leibe gegangen werden. Jenes steckt noch immer zu tief in der Schablone der Fiscalität und in den Scheuklappen büreaukratischer Kurzsichtigkeit. Unsere Volksvertreter aber haben durch ihr Geldbewilligungsrecht sich nur zu sehr in einen unheilvollen Geist des Knauserns eingelebt, welcher für die höheren Productivmächte einer wohlverstandenen Nationalwirthschaft keinen Blick hat.

Aber eine umsichtige Finanzirung der Ausstellung würde wahrscheinlich auch eine ziffermäßig-günstige Schlußbilanz ergeben. Der Reichszuschuß à fonds perdu brauchte kaum sehr bedeutend zu sein. Die Stadt Berlin und zahlreiche unmittelbar interessirte Gewerbskreise, Verbände und Gesellschaften (Industrielle, Hoteliers, Pferdebahnen u. s. w.) würden Beiträge oder Garantiefonds zeichnen. Die Staatsbahnverwaltung würde aus dem voraussichtlich enorm gesteigerten Verkehr einen Theil des öffentlichen Zuschusses wieder einbringen. Der Fremdenverkehr, namentlich der ausländische, würde zugleich das übrige Deutschland besuchen und dem Rhein, Süddeutschland, dem Harz, Thüringen, der sächsischen Schweiz auch zu Gunsten der öffentlichen Einnahmen erhöhten Verdienst zuführen. Rechnet man dazu eine planvolle Einrichtung der Arbeiten, eine entweder auf künftige Verwerthung durch Verkauf oder dauernde Erhaltung der Ausstellungsgebäude, resp. Objecte, zielende praktische Herstellung des gesammten Apparats, so dürfte der Ausfall im Ganzen unerheblich sein. Vielleicht ließe sich auch der Gedanke einer Art von Decentralisation der Ausstellungsarbeiten durchführen, insofern als die besonderen Industrien und gewerblichen Kreise, Berufsgenossenschaften, Innungen u. s. w., jede für sich, Fachausstellungen nach zahlreichen practisch gewordenen Mustern veranstalteten, welche nach einem Generalplan in den allgemeinen Rahmen des Gesammtunternehmens gebracht würden und in neuer Weise die Idee der Arbeitstheilung durchführen könnten. Hier wären Ersparnisse und praktische Einrichtungen denkbar, welche die Gemeinkosten vermindern würden.

Vor Allem aber wäre ein etwaiger Verlust in der reichen Compensation zu erblicken, welche unser nationales Leben auf zahllosen Gebieten und in nicht absehbarer Weise durch die materiellen und idealen Wirkungen eines solchen Unternehmens finden wird. Eine internationale Ausstellung in Deutschland würde die Arbeitsgelegenheit in vielen Industrien, den deutschen Verkehr, das städtische Leben Berlins vermehren. Die Anknüpfung neuer Geschäftsverbindungen mit dem Ausland ist sicher zu erwarten. Die fremden Völker müssen uns mehr als bisher kennen und aufsuchen lernen. Dann werden sie ihre altgewurzelten Vorurtheile abthun und uns, wie geistig, so geschäftlich näher treten. Der schon gegenwärtig zu Tage tretende fruchtbare Erfolg der Concentration auf wirthschaftlichem Gebiet, die Erhebung Berlins zum nationalen Stapelplatz (welche bekanntlich schon in nächster Zeit in einem Reichshandelsmuseum einen bestimmten Ausdruck finden wird) werden unserer Geschäftswelt in den fernsten Theilen des Reichs die lebendige Einwirkung nationaler Kraftvereinigung fühlbar machen.

Die Sorge vor einer ungesunden Centralisirung, einer Aufsaugung der „Provinz" durch Berlin, ist für Deutschland ohne jeden Grund. Die Bevölkerung West-, Mittel- und Süddeutschlands wird niemals daran denken, ihre herrlichen Gebiete zu verlassen und in die Streusandbüchse zu ziehen, die Berlin bis an das Ende der Tage bleiben wird. Das deutsche Leben wird den Hang zur Sonderung behalten. Die Gefahr liegt für unser Volk mehr in letzterer als ersterer Richtung. Nur gewisse nationale Lebens- und Thätigkeitskreise erfordern nach inneren Zweckmäßigkeitsgründen eine Concentration. Kein Land ist weniger centralistisch wie England und doch ist London auf zahllosen Gebieten, vor Allem dem materiellen, der beherrschende Mittelpunkt des Handels. Auch gewisse, für die Herausbildung nationaler Persönlichkeit, einer typischen Individualität unentbehrliche Einheitsformen des geistigen und geselligen Lebens erfordern eine Hauptstadt, welche die zerstreuten und unruhigen, in ihrer Zersplitterung ohnmächtigen Regungen nationaler Selbstbethätigung in feste und einheitliche Formen zwängt, die nicht „Uniformen und Schablonen", sondern einen nationalen Charakter entwickeln sollen. Wer die deutsche Entwickelung überblickt, wird jeden Ansatz zu engerem nationalen Zusammenschluß freudig begrüßen und nicht beargwöhnen. Letzteres gehört in das Gebiet blasser Pedantenfurcht oder versteckter Feindseligkeit gegen den nationalen Staat.

Die gegenwärtigen politischen Verhältnisse Europas sind für eine deutsche Weltausstellung die denkbar günstigsten. Niemals hat Deutschland so geachtet und gefürchtet dagestanden, aber niemals ist es auch auf so gutem Wege gewesen, die Sympathie der fremden Völker zu erwerben. Letzteres aber ist für unsern Zweck die Hauptsache. Einer Einladung Deutschlands, welcher vertrauliche Anfragen vorhergehen könnten, würde Oestreich, Italien, Spanien, Schweden, Belgien, jetzt auch Rußland und viele Kleinstaaten gern folgen. Die anderen Länder könnten nicht zurückbleiben. Man muß nur einmal den Entschluß fassen, muthig zu sein. Wenn wir uns nicht rühren, wird über kurz oder lang eine unliebsame Ueberraschung uns vor eine ähnliche Situation stellen, wie aus anderen Gründen uns in Paris 1878 bereitet war. Frankreich plant dem Vernehmen nach zur Säcularfeier der Revolution für 1889 eine internationale Ausstellung. Greifen wir nicht bald zu, so werden wir wieder als unmuthige Zuschauer abseits stehen oder als in Nachtheil gesetzte Clienten den Triumphwagen Frankreichs begleiten müssen. Wir stehen vor der Wahl, dieselben Kosten und Lasten aufzuwenden und damit unser eigenes nationales Leben zu fördern oder ein feindseliges Volk mit unseren Erfolgen zu stärken. Sache aller Patrioten ist es, in dieser wichtigen Angelegenheit die abgerissenen Fäden wieder anzuspinnen. Namentlich muß die thatkräftige Berliner Bevölkerung, welche an erster Stelle interessirt ist, die zahlreichen Elemente von Intelligenz und Streben in ihrer Mitte anregen und nicht ablassen, bis die Pedanterie der Behörden, die Engherzigkeit der Parlamente und die Trägheit der Nation überwunden ist. Schon vor einigen Jahren hat die Mehrzahl der deutschen Handelskammern in ihrem vom Ausschuß des deutschen Handelstages eingeholten Gutachten sich für eine nach längerer Pause in Berlin zu veranstaltende Weltausstellung ausgesprochen. Wird durch eine kräftige Propaganda und die zum Bewußtsein zu bringende Nothlage, in die wir durch fremdes Vorgehen jederzeit versetzt werden können, die Einsicht verbreitet, daß wir uns beeilen und zugreifen müssen, so werden die widerstrebenden Kreise in Regierung, Parlament und Volk mit Sicherheit gewonnen werden. Man kann behaupten, daß eine internationale, unter dem als europäischer Friedenswächter erprobten deutschen Volke unternommene Ausstellung geradezu die Bedeutung einer weitereren Friedens-

Digitized by Google

bürgschaft haben würde. Die Ablenkung von der hohen Politik auf die thätige Arbeit, der edle Wettstreit der gesitteten Völker um den unblutigen Lorbeer würde ein heilsames Gegengewicht gegen den Ehrgeiz unserer westlichen Nachbarn sein. Wenn von seiner Seite der Versuch gemacht werden sollte, dies friedliche Werk zu bedrohen, so würde mehr als je klar werden, von wem die wahre Cultur fortwährend gefährdet wird. Die Solidarität der internationalen Interessen würde ihren gemeinsamen Protest gegen solche Frivolität zu einem Gewicht verstärken, welches auch den politischen Uebermuth in seinen Schranken halten müßte. Von welcher Seite auch man unsere Frage betrachtet, Alles spricht für eine kühne Initiative des deutschen Volkes. Ihm müssen wir daher unablässig zurufen: Muthig voran!

Zum Zollvereins-Jubiläum.

Von Karl Braun-Wiesbaden, M. d. R.

Man hat kürzlich den Gedenktag des halbhundertjährigen Bestehens des Zollvereins gefeiert; und man hat Recht daran gethan. Denn der Zollverein hat Deutschland aus seinem, den handels- und zollpolitischen Mißgriffen seiner früheren Regierungen entsprungenen tiefsten, wirthschaftlichen Verfall zu beginnendem Wohlstand wieder emporgehoben; er hat zugleich die politische Einigung auf einem Gebiet, für welches der Fürst Metternich, das damals angebetete Genie der auswärtigen Politik und der europäischen Reaction, absolut kein Verständniß hatte (denn sonst hätte er den Zollverein hintertrieben und dessen Ausdehnung verhindert) vorbereitet und den Uebergang zum norddeutschen Bund und zum deutschen Reiche gebildet.

Ob man aber auch daran Recht gethan hat, bei Gelegenheit jener Feier der Männer, welchen wir den Gedanken, die Entstehung und die Ausbreitung des Zollvereins verdanken, nicht zu gedenken? Sonst erwähnt man doch bei solchen Gelegenheiten die Stifter in ehrender Weise. Warum hat man es bei dieser Gelegenheit für gut befunden, Männer wie Gottlob Kunth, Friedrich Christian Adolf von Motz, Karl Georg Maaßen, Ludwig Kühne und Rudolf Delbrück mit Stillschweigen zu übergehen, da sie doch die Träger der Ideen sind, auf welchen die preußische Handelspolitik beruht, und da sie den Zollverein aufgerichtet und großgezogen und ihn wider seine zahlreichen Feinde vertheidigt und beschützt haben, bis er nach wiederholten gefährlichen Krisen in den sicheren Hafen des deutschen Reichs einlief?

Ich weiß es nicht. Aber gewohnt, jedem Ding eine möglichst gute Seite abzugewinnen, und in Befolgung des Grundsatzes „Alles begreifen, heißt Alles entschuldigen", habe ich mich bemüht, Gründe für jenes, an und für sich etwas auffallende Verhalten aufzufinden.

Daß die gegenwärtigen Leiter unserer Handelspolitik sich den oben genannten Männern an volkswirthschaftlicher Einsicht so überlegen glauben sollten, daß sie dieselben meinen ignoriren zu dürfen, ist nicht anzunehmen. Sie sind zu verständig, als daß man bei ihnen einen solchen Irrthum annehmen dürfte. Auch würden dadurch ja doch die Verdienste der „Väter des Zollvereins", welche der Geschichte angehören und ein für die preußische Monarchie ehrenvolles Blatt in derselben bilden, nicht ausgelöscht werden können. Wohl aber darf man vielleicht voraussetzen, daß sie sich eines gewissen Gegensatzes zu jenen, im Wesentlichen auf gemäßigt freihändlerischem Standpunkt stehenden Männern bewußt sind. Dieser Gegensatz hat sich ja oft genug in officiellen Kundgebungen gegen das „verderbliche System Delbrück" ausgesprochen. Das System Delbrück aber ist das System Zollverein, das System Motz, das System Maaßen, das System Kühne.

Maaßen aber war der Rathgeber und die rechte Hand von Motz, der genial veranlagt, aber ohne Talent für das geschäftliche Detail war und daher eines Mannes wie Maaßen bedurfte, welcher, mit ihm in den volkswirthschaftlichen und politischen Principien einverstanden, die Geschäftskenntniß, die Ruhe, die Mäßigung, die Zuverlässigkeit, die Geduld, die Ausdauer und die Continuität der Entwickelung repräsentirte. Motz hat bis zu seinem Tode die Verdienste Maaßens neidlos und aufrichtig anerkannt, und ehe er starb (2. November 1834) Maaßen, seinen bisherigen Rathgeber und Stellvertreter, den geistesverwandten Mitarbeiter und Vollstrecker seiner hochfliegenden Pläne, zu seinem Nachfolger empfohlen.

Kühne hat seine eigentlich staatsmännische Laufbahn unter Motz begonnen. Es war am 16. März 1816, da Kühne der Regierung in Erfurt zugetheilt wurde, an welcher Herr von Motz damals Director war. Später arbeitete Kühne unter Motz, als dem damaligen Finanzminister, gemeinschaftlich mit Maaßen. Man könnte diese Männer, welche einander die Hand reichten, bei der Cooperation zur wirthschaftlichen Befreiung Preußens und Deutschlands und welche einander nachfolgten und sich ablösten, die freihändlerische Dynastie des Zollvereins nennen, wenn es erlaubt wäre, den Ausdruck „Dynastie" auf eine Reihe öffentlicher Charaktere anzuwenden, welche nicht durch Bande leiblicher Verwandtschaft mit einander verbunden und nicht fürstlichen Bluts sind.

Desto fester aber sind sie mit einander durch geistige Bande verbunden, durch die gemeinsamen Bande einer hohen wirthschaftlichen Einsicht, durch welche sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts der in den Lehren von Adam Smith, Immanuel Kant und Christian Kraus (in Königsberg) gebildete preußische Beamtenstand auszeichnete und sich fähig machte, die Ideen Friedrich Wilhelms III. zu verwirklichen, welcher König, der in den traurigen Zeiten der Fremdherrschaft mitten in seinem Volk lebte, auch mit dessen mittleren und ärmeren Klasse persönlich verkehrte und so die verheerenden Wirkungen der Continentalsperre und anderen Acte der Handelsfeindseligkeit kennen gelernt hatte.

Von jenen „Männern des Zollvereins" kann man sagen, daß sie praktisch das verwirklichten, was Schiller zu poetischem Ausdruck gebracht hat in den Versen:

„Nur aus der Kräfte schön vereinten Streben
Erhebt sich wirkend erst das wahre Leben."

Ohne Agitationen, ohne Geräusch, ohne irgenwie die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, vielmehr ihre Person und ihre Leistungen unter dem Namen und in dem Schatten der Behörden versteckend, und ihrem Souverain die alleinige Ehre der großen Erfolge überlassend, während sie stets bereit waren, mit ihrer Person für jeden Mißerfolg einzutreten, arbeiteten sie beharrlich, ausdauernd, unermüdlich mit Geduld, Klugheit und Schweigen ihr großes Werk weiter und weiter führend und fördernd, ihre Person opfernd und nur die Sache im Auge.

Ihr Werk entwickelte sich nicht mit Ueberraschungen, Katastrophen oder Sprüngen. In ruhiger ununterbrochener Continuität wurde, ohne an dem nach langer gründlicher und reiflicher Ueberlegung festgestellten ursprünglichen Plane jemals etwas Wesentliches zu ändern, ruhig Stein an Stein gefügt, bis das Bauwerk groß, hoch und stark genug geworden, um den Feinden, welche anfänglich kaum etwas von demselben gemerkt hatten, Widerstand leisten zu können.

Bewundernswerth ist die ruhige Entwickelung, das stätige Vorschreiten, die Besonnenheit und die Ausdauer bei einer Idee von jenen Krisen, welche unvermeidlich waren bei einer Institution, die mit dem freien Veto eines jeden einzelnen Theilnehmers behaftet war und auf periodisch ablaufenden und kündbaren Verträgen beruhte.

Der erste, der tonangebende und der wichtigste von allen jenen Verträgen, aus welchen der Zollverein schließlich hervorging, war der mit Hessen-Darmstadt. Er ist datirt vom 25. August 1831. Dies Datum ist jedoch, wenngleich officiell, doch nicht richtig. In Wirklichkeit ist dieser Vertrag erst am 29. August 1831 abgeschlossen worden, man hat ihn aber vordatirt auf den 25. August, auf den Sanct-Ludwigs-Tag, weil der Anschluß

Digitized by Google

des Königreichs Bayern schon in Aussicht stand, und man mit dieser Datirung dem König Ludwig von Bayern, welcher für dergleichen nicht unempfänglich war, ein kleines Vergnügen machen wollte. Die Verhandlungen mit dem Bevollmächtigten des Großherzogthums Hessen (sowie auch mit denjenigen der anderen Staaten) führte damals Ludwig Kühne. Man sagte in dem anderen Lager von ihm, wie ich aus einer mir vorliegenden Correspondenz ersehe, er sei nicht so „zugeknöpft- und abstoßend-preußisch", sondern ein offenherziger und liebenswürdiger Herr, mit dem sich gut unterhandeln lasse. Mit dem großherzoglich hessischen Bevollmächtigten wurde Kühne einig bei einer Tasse Kaffee im „türkischen Zelt" in Charlottenburg. Außer seiner Liebenswürdigkeit hatte Kühne noch einen mächtigen Beistand: es war die Cholera, die in der Umgebung von Berlin aufzutreten begann und damals, 1831, als sie noch neu war, einen allgemeinen Schrecken verbreitete, welcher uns heute, da die Krankheit nicht mehr so arg wüthet und auch wir vertrauter mit derselben geworden sind, beinahe etwas lächerlich vorkommt. Der hessische Bevollmächtigte fühlte, nachdem er mit Kühne in der Sache einig geworden, gar keinen Beruf mehr, um der Formalien willen noch länger in Berlin zu verweilen und dort den Ausbruch der Cholera abzuwarten. Es wurde sonach Tag und Nacht an der Fassung des Vertrages gearbeitet. Auch der Sonntag unterbrach nicht die Arbeit. Ueber Nacht wurden die Reinschriften der Vertragsdocumente gefertigt, und endlich am folgenden Tage, am 29. August, zum Unterzeichnen geschritten. Am 28. war der erste unzweifelhafte Cholerafall in Charlottenburg vorgekommen.

Wer heute seine Angriffe gegen die Institution und die Tendenz des Zollvereins richten wollte, würde ausgelacht werden; und obgleich derselbe zu den Depossedirten gehört, oder vielmehr zu Gunsten des deutschen Reichs freiwillig abgedankt hat, so suchen doch selbst diejenigen, welche den Traditionen der „Zollvereins-Väter" zuwiderhandeln, ihre schutzzöllnerischen Velleitäten dadurch zu rechtfertigen, daß sie behaupten, ihre sogen. „Reformen" seien nur die „Rückkehr zum Zeichen" — eine Behauptung, die Niemand treffender widerlegt hat, als der Reichstags-Abg. Oechelhäuser in seiner Schrift: „Die Tarifreform von 1879".

Auch während seiner Existenz hat der Zollverein die vielfachsten Anfechtungen erlitten, und es war vorzugsweise Ludwig Kühne, welcher dessen Feinde widerlegte und bekämpfte.

Schon der unmittelbare Nachfolger des Finanzministers Maaßen und der mittelbare Nachfolger des Herrn von Motz, der hochconservative Graf von Alvensleben, begann sofort eine die Fortexistenz des Zollvereins in Frage stellende Richtung einzuschlagen, welcher er zunächst in seinem persönlichen Verhalten gegen Kühne Ausdruck gab. Während Kühne unter den Ministern von Motz und Maaßen, neben dem Finanzminister, die maßgebende Person in Zollvereinsangelegenheiten war, Alles durch seine Hände ging und namentlich die Berichte an den König ihm vor der Ausfertigung zur Genehmigung vorgelegt werden mußten, trat durch den Grafen Alvensleben hierin eine wesentliche Aenderung ein. Die Vorlagen gelangten nicht mehr an Kühne; in den wichtigsten Zollvereinsfragen wurde er nicht mehr gehört, er wurde kalt gestellt, oder bei Seite geschoben, gerade so, wie dies vierzig Jahre später ein anderer Staatsmann erfahren. Kühne bat auf Grund dessen selbst den Grafen von Alvensleben, ihn aus dem Finanzministerium ganz zu entfernen. Allein man ging nicht darauf ein; denn Keiner konnte so geschickt mit den andern Staaten unterhandeln; und deshalb konnte man ihn zur Zeit im Finanzministerium noch nicht entbehren.

Während aber Kühne in Wien weilte, um über einen Vertrag zu unterhandeln, gewann sein Antipode im Finanzministerium, Kühlmeyer, Oberwasser; und auf sein Betreiben erstattete der Finanzminister Graf Alvensleben über den Final-Kassenabschluß für das Jahr 1835 einen Bericht an den König, worin er die Einnahmen von 1831 — 1833 mit denjenigen von 1834—1835 verglich und die Behauptung aufstellte, der Mindererertrag der Zolleinkünfte sei den finanziell nachtheiligen Einwirkungen des Zollvereins beizumessen, ohne welche mit Sicherheit höhere Einnahmen zu gewärtigen gewesen wären. Damit war für die politische und wirthschaftliche Rückschrittspartei die Parole ausgegeben. Dieselbe drang darauf, der Zollverein sei zu kündigen, Preußen müsse sich „wieder auf sich selbst zurückziehen" u. s. w.; und die junge Institution wäre ohne Zweifel schon in ihrer Wiege erdrosselt (und damit u. A. auch das officielle Jubiläums-Essen vom 1. Januar 1884 hinfällig geworden), wenn nicht Ludwig Kühne für dieselbe seine scharfen geistigen Waffen zu Schutz und Trutz erhoben hätte.

Er betonte die politische Tragweite des Zollvereins und daß ein Aufgeben desselben eine schwere Niederlage Preußens in sich schließen würde.

Vor Allem aber die volkswirthschaftliche Seite der Frage hob er hervor. Er verglich die Veränderung von 1834, die Aufrichtung des Zollvereins, mit der von 1819, der Einführung des neuen einheitlichen Zoll- und Steuersystems vermittels des Tarifs von 1818; beide große freihändlerische Reformen seien gemacht worden mit der Voraussicht, daß durch die veränderte Gesetzgebung zwar das augenblickliche Einkommen vorübergehend vermindert, aber die nachhaltige Steuerkraft der Nation bedeutend erhöht und damit demnächst auch das Staatseinkommen aus Steuern und Zöllen, ohne Erhöhung der einzelnen Sätze, gesteigert werden würde. Diese Voraussicht habe sich nach 1819 bewährt und werde sich auch noch 1834 bewähren. Wie durch die Gesetzgebung von 1818—1820 zuerst ein freier Verkehr und eine ungehemmte Bewegung und Entwickelung des wirthschaftlichen Lebens zwischen Stadt und Land und zwischen den einzelnen Provinzen der Monarchie hergestellt worden, so habe sich durch den Zollverein das Gebiet, in welchem die wirthschaftliche Thätigkeit sich frei bewegen könne, von dem Njemen bis zum Bodensee und den Tiroler Alpen erweitert; und „es müsse Vieles und Wohlerwogenes täuschen, wenn in den finanziellen Erfolgen des Vereins ein Grund zu dessen Wiederauflösung gefunden werden sollte".

Gleichzeitig veröffentlichte Kühne in der damals 1834 von dem jetzigen großen Altmeister deutscher Geschichtsforschung und -Schreibung Leopold von Ranke herausgegebenen Historisch-politischen Zeitschrift einen Aufsatz „Ueber den deutschen Zollverein", welcher dann etwas später als Druckschrift (bei Duncker und Humblot) erschien in einer neuen Bearbeitung, in welcher dann auch die Ergebnisse der Zollverwaltung aus den Jahren 1834 und 1835 berücksichtigt und gegenüber den schwarzen Prophezeiungen der Rückschrittsmänner, welche die freihändlerische Zollpolitik damals bekämpften, verwerthet wurden. Die schwarzen Weissagungen der rückschrittslustigen Fiscalität von 1835 haben sich ebenso wie die rosenfarbenen der schutzzöllnerischen Heils-Armada von 1879 als falsche erwiesen. Kühne hat Recht behalten und sein damaliger Essay ist das Beste, was jemals über die Aufrichtung, den Charakter und die Segnungen des auf liberaler Grundlage beruhenden Zollvereins geschrieben wurde. Zu bedauern ist nur, daß Kühne, weil es damals nicht gerne gesehen wurde, daß hochstehende Staatsbeamte unter ihrem eigenen Namen schrieben, sich der Anonymität bediente und daher sein Aufsatz vielen sonst wohl unterrichteten Männern unbekannt geblieben. Er ertheilt zugleich anticipando die schneidendste Widerlegung der seit 1879 gepredigten Zolltheorien und der neuerdings auch von dem Abgeordneten Oechelhäuser mit Erfolg angegriffenen Behauptung, der Tarif von 1879 sei eine Rückkehr zu den großen Principien von 1819 und 1834, während er doch das diametrale Gegentheil bildet.

Indessen würde Kühne, trotz all seiner Erfahrung und der von ihm vorgebrachten Gründe, der rückwärts strebenden Politik Alvensleben-Kühlmeyer unterlegen sein, wenn er nicht an dem damaligen Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV., eine kräftige Stütze gefunden hätte. Diesem gelang es, seinen königlichen Vater von der Wichtigkeit der bisherigen Zollvereinspolitik so zu überzeugen, daß derselbe allen jenen wüsten Agitationen die Spitze abbrach durch den end-

Digitized by Google

gültigen Ausspruch, „daß von einer Kündigung oder Auflösung des Zollvereins nicht die Rede sein könne".

Zu Ende der dreißiger Jahre entspann sich abermals ein ähnlicher Kampf, diesmal um die Concessionirung der Eisenbahnen. Der Geheime Staatsminister von Rother, der geadelte Sohn eines schlesischen Bauern, war, wie er denn in der preußischen Finanz- und Verfassungsgeschichte keine glänzende Rolle spielt, auch ein passionirter Gegner aller Eisenbahnen. Ihm secundirte Herr v. Nagler, der im Interesse des Postregals eine Eisenbahn entweder überhaupt nicht, oder wenigstens nur gegen Zahlung einer hohen Entschädigung an den Postfiscus concessionirt haben wollte. Kühne bekämpfte auch hier die Rückschrittsmänner Rother und Nagler erfolgreich; und auch hier erfreute er sich des Beistandes des Kronprinzen. Zwischen dem Letzteren und Rother fand eine heftige Scene statt. Der Kronprinz sagte dem „Staatsmann, der keine Privatbahnen haben wollte", so deutlich seine Meinung, daß Rother seine Entlassung einreichte und dann das treffliche preußische Eisenbahngesetz von 1839 zu Stande kam.

Kühne, der unter allen den wechselnden Finanzministern der eigentliche und wirkliche Leiter der Wirthschafts- und Finanzpolitik, der zeitweise Stellvertreter des Finanzministers, und im Staatsrath der Referent für Steuer-, Zoll- und Finanzsachen blieb, mußte wiederholt zur Feder greifen, um dem Kronprinzen, und später dem König „ein so schönes und ersprießliches Werk wie der Zollverein, zu Schutz und Schirm" an das Herz zu legen. Um 1834 klagte man, die Zolleinnahmen seien zu wenig, um 1844, sie seien zu sehr ergiebig, d. h. es würden zu viel zollpflichtige Waaren importirt, man solle dieselben durch Schutzzölle zurückschrecken.

Hiergegen vertheidigt Kühne den immer wieder von den Protectionisten und von den Fiscalischen auf die Anklagebank verwiesenen Zollverein in einer im August 1846 (Berlin, Decker) erschienenen Druckschrift, betitelt: „Der deutsche Zollverein während der Jahre 1834 bis 1845". In der Vorrede kann sich Kühne nicht enthalten seine alten Gegner, die nur neue Masken vorgenommen hatten, zu verspotten mit den Worten, die oben angeführten, von ihm vor zehn Jahren ausgesprochenen Hoffnungen hätten sich zwar alle erfüllt, „aber allerdings habe er (Kühne) das nicht voraussehen können, daß jetzt der Zollverein angefochten und in Frage gestellt werde, nicht weil er zu wenig, sondern weil er zu viel eintrage".

Vergessen wir nicht die Wohlthaten der Zollvereinspolitik, aber auch das Andenken der Männer, welchen wir solche verdanken, und insbesondere das Andenken an Ludwig Kühne sei gesegnet.

Literatur und Kunst.

Der Maler Alexander Calame.

Von Heinrich Breitinger.

Vor kurzem erschien in Paris das Leben des Landschaftsmalers Alexander Calame, verfaßt von Eugen Rambert. Den Verfasser des an die sechshundert Seiten starken Bandes habe ich in der „Rundschau" als einen hervorragenden Schriftsteller der französischen Schweiz nach den verschiedenen Seiten seines literarischen Wirkens geschildert. Wem nun Ramberts Schilderungstalent und seine Alpenkenntnisse bekannt sind, der muß wohl die Ansicht theilen, daß Calame keinen passenderen Biographen finden konnte. Die Aufgabe war insofern eine verdrießliche, als Calames Bilder nirgends in ansehnlicher Zahl und richtiger Auswahl beisammen stehen, sondern über alle Länder des Continentes zerstreut sind. Durch seine Calame-Reisen hat Rambert weitschichtige Vorstudien so gründlich erledigt, daß sein Buch als eine abschließende Arbeit zu betrachten ist. Die leichte Hand des gewiegten Autors macht deren Lesung obendrein zum Genusse, und die fast derbe Unparteilichkeit des Urtheils leistet die besten Garantien für die Ehrlichkeit des Biographen. Calames Bilder sind hier in einer Weise geschildert, die uns nicht nur mit dem Kunstwerke, sondern mit den Grundzügen der Alpennatur: dem Berge, dem Strome, der Gebirgstanne vertraut macht.

Calames Leben erzählen zu wollen, kann uns um so weniger beikommen, als dieses Leben ein recht einförmiges war und jeder Romantik entbehrte. Es läßt sich in einem Satze zusamfassen. Sohn eines Steinhauers aus dem Canton Neuchatel, geboren zu Vevey 1810, verlebte Calame nach dem frühen Tode seines Vaters seine harte Jugend in Genf, nährte sich und seine Mutter erst kümmerlich mit dem Pinsel eines Anstreichers von Schweizeransichten, und trat dann bei dem Landschafter Diday in die Lehre, mit dem er seit 1835 als schaffender Künstler rivalisirt, den er bald auch überflügelt in der poetischen Darstellung der heimatlichen Alpen und ihrer Seegelände. Er machte Studienreisen nach Holland, Paris und Italien, erwarb sich durch zähe Arbeit und geschickte Mache ein hübsches Vermögen, malte, zeichnete, lithographirte und radirte bis zum letzten Athemzuge, und starb 1864, ein Opfer seiner schwachen Constitution und seiner rastlosen Arbeit, im Alter von vierundfünfzig Jahren. Weit wichtiger als diese Daten wird die Beantwortung der Frage sein: Welche Stellung eroberte sich Calame in dem großen Entwickelungsprocesse der modernen Landschaftsmalerei und welche Stelle wird ihm die Geschichte lassen?

In Italien und in Holland hatte das siebzehnte Jahrhundert fast gleichzeitig die moderne Landschaft erzeugt. Während aber der Süden auf die Pflege eines Ideals, des klassischen Typus hinlenkte, so ging man im Norden realistisch vor. Der klassische Süden schien die Welt erobern zu sollen. Hinter dem Meister kam die Schule, dann die Manier und ihr engherziges Credo. Poussin hatte nach der Natur gemalt, Poussins Schüler malten nach Poussin. Bald stand die Theorie „der vornehmen Landschaft" fertig da, und aus dem „paysage noble" entwickelte sich „le paysage académique". Damit war nun die Convention an die Stelle der Natur gerückt. Genf konnte sich natürlich diesem Rococogeschmacke nicht entziehen, aber wir stoßen frühe schon auf die Ansätze zur Befreiung. Im Jahre 1772 gründete der Naturforscher De Saussure in seiner Vaterstadt Genf eine Kunstschule, welche das Zeichnen nach der Natur zu ihrer Hauptaufgabe machte. Saussures treuer Genosse auf Alpenreisen, Marc Bourrit, versuchte es zuerst, den Montblanc und die Chamouniz-Gletscher (man nannte die Gletscher damals glacières) in Email zu malen. Ein Miniatur-Montblanc steht also am Anfange einer Entwicklungsstufe, welche schließlich mit der oft wiederholten Maxime: „Les Alpes écrasent l'artiste" (Die Alpen erdrücken ihren Maler!) um ihr Anrecht aufs Dasein zu ringen hat.

So weit waren die Dinge nun allerdings noch nicht gediehen, als der Genfer Maler De la Rive im Jahre 1802 die erste große Montblanc-Ansicht ausstellte. Es war dies eine gewissenhaft aufgenommene Vedute, deren Porträtähnlichkeit vom kunstliebenden Genferbürger mit großem Beifall aufgenommen wurde. Die Alpenkenner belehrten dabei die Laien und Philister, daß der tiefblaue Himmel des Bildes keine Uebertreibung, sondern eine richtig aufgefaßte Erscheinung der Gebirgswelt sei. Nach diesem Vorgange versuchte sich Töpffer, der Vater des Humoristen, in Montblanc-Studien; indessen leistete er weit mehr in lokalen Genrebildern. Ein Neuchateller, Max von Meuron, dem die römische Campagna so heimisch geworden, daß er seine Schweiz anfänglich wie ein Land der Verbannung betrachtete, durchstreifte im Anfange der zwanziger Jahre das Berner Oberland, fand auf der Wengernalp im Studium der Jungfrau die Offenbarung eines neuen, ungeahnten landschaftlichen Typus und machte 1825 mit seinem Bilde „Der große Eiger" nicht geringes Aufsehen. Mit diesem Gemälde, sagt Rambert, war die bisher hart angefochtene Sache der Alpenlandschaft moralisch gewonnen. Das Museum von Neuchatel besitzt zwei Bilder von De Meuron: einen Glärnisch im Gewittersturm und eine sonnige Ansicht des Sees

Digitized by Google

von Wallenstadt; dieselben vertreten die doppelte Physiognomie der Alpenwelt: das finstere Dräuen und das liebliche Lächeln.

Während De Meuron mit der Alpennatur Fühlung suchte, wanderte der zweiundzwanzigjährige Diday nach Italien, ein lustiger Geselle, eine fröhliche, expansive Künstlernatur, eine urkräftige Erscheinung, die vom Kapitale ihrer Lebenskraft manchen Wechsel auf die Zukunft escontiren konnte, ohne diese gefährden zu müssen. Als der junge Künstler aus Italien zurückkehrte, hatten die Genfer Kunstbestrebungen eben einen gewaltigen Aufschwung genommen. Das Musée Rath, eine städtische durch hochherzige Schenkungen reicher Bürger gebildete Galerie, war 1826 eingeweiht worden; man suchte eine eigene Malerschule zu gründen, und Talente wie Chaix, Lugardon und Hornung machten sich keck an Gegenstände der Lokalgeschichte. „Bonnivards Befreiung" war die erste Preisaufgabe, welche Davids Schüler Chaix und Guérins Schüler Lugardon im Wettstreite lösten. Die Leistungen waren ansehnlich, und die Genfer begannen von einer nationalen Malerei zu reden. Diday nun faßte den Gedanken, der nationalen Historienmalerei eine nationale Landschafterei an die Seite zu setzen. Der alte Töpffer meinte zwar, der Berg an sich tauge nicht als künstlerischer Vorwurf, man könne ihn nur als Hintergrund und als Decoration der Genrestudie verwerthen, aber sein Sohn war um so entschiedener auf Didays Seite, und ein Montblanc im rosigen Morgenlichte nebst verschiedenen Berneralpen tauchten aus diesen ästhetischen Debatten auf, ohne daß es ihrem Schöpfer gelingen wollte, De Meurons Leistungen zu erreichen.

So standen die Sachen 1835, als Didays schüchterner und schwächlicher Schüler Calame seine erste Campagne nach dem Berner Oberland unternahm. Ein „Staubbach" und eine „Handeck" waren seine ersten Alpengemälde. Sie sind noch sehr conventionell gehalten, aber sie beweisen, daß der Schüler seinem Meister bereits alle Geheimnisse der Mache abgelauscht hat. Es folgten einige Wiederholungen derselben ausgenutzten Motive, als ein sensationeller Artikel Rudolph Töpffers die Alpenmaler seiner Heimat aufforderte, ihre traditionellen rosagelben Beleuchtungen aufzugeben, höher zu klettern und tiefer hinein zu dringen in die Welt, deren wirksame Darstellung sie so eifrig suchten. Die Wiederholungen, meinte eine andere Kritik, gehörten der Industrie und nicht der Kunst an, und ein Dritter zählte gar die neun Ausstellungsbilder Calames mit dem ominösen Wortwitze: „Première calamité — deuxième calamité — troisième calamité." ...

Der junge, bereits verheirathete Maler Calame legte seine Palette für eine Zeit bei Seite und gönnte sich eine Kunstreise nach Paris, Düsseldorf und Holland. Als Reisebegleiter folgte ihm der Porträt- und Historienmaler Hornung. Die Düsseldorfer Schule fesselte ihn mächtig mit ihren eigenartigen Leistungen, und er gesteht sich, seine Zeichnung der Vordergründe sei noch schwach und verlange „des études plus serrées". In Holland vertiefte sich Calame namentlich in die Betrachtung der Werke von Ruysdael und Potter. Erst jetzt, nach Anschauung der niederländischen Natur, begriff er das eigenthümliche Grün dieser Landschafter. Kaum in Genf zurück, holte Calame sich an der Handeck ein neues Motiv, dem er seinen ersten durchschlagenden Erfolg danken sollte. „L'orage à la Handeck" war schon Anfangs 1839 ein fertiges Bild. Diday verließ es mit der ehrlichen aber melancholischen Reflexion: „Mit diesem Bilde sind wir Alle überholt!" (Ce tableau nous enfoncera tous!). Kein Wunder, wenn eine Spannung zwischen dem Schüler und dem einstigen Lehrer sich mehr und mehr bemerklich machte. Sie waren Concurrenten geworden; übrigens so grundverschiedene Naturen, daß sie schlechterdings sich nie verstehen konnten. — Calames erstes Meisterwerk wurde von der Bürgerschaft Genfs für das Musée Rath gekauft. Jetzt hatte sich der Meister in der That gefunden. Gebirgstanne und Felsblock bekunden eine originelle, imposante Virtuosität, und die Düsseldorfer Lection hat ihre schönen Früchte getragen. In der Beleuchtung ist das Rosagelb der alten Schule abgethan und für immer verschwunden. Von nun an verlassen Calames Bilder die Grenzen seiner Heimat: er stellt in Lyon und Paris, in Leipzig und Berlin aus, und das fünfte und sechste Decennium des Jahrhunderts bringt ihm seine europäischen Triumphe ein.

Der leichtlebige Diday hatte sich aus dem Ertrage seiner Arbeit eine reizende kleine Villa gebaut, in welcher er behaglich ausruhen zu wollen schien, als Calames Erfolge seinem schlummernden Ehrgeize den Schlaf zu rauben kamen. Während Calame am Wetterhorne und am Rosenlaui studirte, reiste Diday nach der Handeck. Calame erfuhr das und arbeitete mit verdoppelter Furia. Auf der nächsten Pariser Ausstellung erschienen sie nebeneinander, und erlangten 1842 beide das ersehnte Kreuz der Ehrenlegion. Louis Philipp kaufte einen Diday und einen Calame. Beide Bilder hingen in seinen Sälen von Neuilly und beide wurden am 25. Februar 1848 bei der Plünderung des Schlosses vernichtet!

Man forderte Calame auf, sich in Paris niederzulassen. Er schlug es aus und mußte dafür bald erleben, wie sein Name von der französischen Kritik verkleinert und schließlich gar verkannt wurde. Was der Pariser Schablone sich nicht fügen will, das hat das Vorurtheil der Pariser Kritik in Kunst und Literatur von jeher erbarmungslos und hochmüthig abgewiesen. Wären Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer französische Schweizer, so hätte die Welt wohl heute von ihren Leistungen noch keine Notiz genommen. So handgreiflich sind die Segnungen einer starken Centralisation!

Calame warf sich nun auf den Monte Rosa, malte das Zermatter Panorama bis zur Ermüdung und dachte sodann an Italien. Im Begleite von acht Schülern reiste er im September 1845 nach Marseille und Genua, wo der Genuß einer einzigen verhängnißvollen Traube seiner schwachen Gesundheit eine ernstliche Krankheit einbrachte. Ein längerer Aufenthalt in Rom und Neapel wurde fleißig ausgebeutet, machte ihn mit einer neuen Landschaft, wärmeren Farben, ungeahnten Luft- und Lichtwirkungen bekannt, eröffnete ihm mit einem Worte neue Horizonte, ohne ihn deshalb für Italien warm zu begeistern. Die kalte Großartigkeit seiner Schweizeralpen blieb ihm nach wie vor sein Theuerstes. Sein „Pästum" malte er erst für den englischen Botschafter in Turin, dann für Herrn Schletter in Leipzig, in dessen Besitz sich schon ein „Monte Rosa" befand. Calames Pästum, bemerkt Rambert, sei ganz in der Stimmung der Lamartine'schen Lyrik gehalten; schwärmte doch der Maler für den Dichter, gerade wie dieser für den Künstler. So innig durchdringen sich Dichtung und Malerei derselben Periode! Rambert fügt bei, daß für Calames europäischen Ruf die Leipziger Station von großer Bedeutung war. Denn das Schletter-Kabinet wurde für ihn ungefähr ebendas, was die Schack'sche Galerie für Böcklin werden sollte, d. h. eine seltene Gelegenheit, Umfang und Tragweite seiner künstlerischen Individualität an einer Reihe von Bildern zu studiren. Heute vereint die Leipziger Kunsthalle in einem einzigen Raume die vier großen Calame'schen Landschaften, auf welche sich, da sie der einzige Schmuck jenes Saales sind, die ganze Aufmerksamkeit des Betrachters ohne alle seitliche Zerstreuung zu concentriren im Stande ist. Es sind: die Eichen — Monte Rosa — Pästum — und der Bergsturz.

Calames Studienreisen in die Berner Alpen hatten seine schwache Gesundheit jedesmal auf eine harte Probe gestellt. Es hat etwas Tragisches, daß die leidenschaftliche Liebe des Künstlers zu den Bergen damit vergolten wird, daß Bergluft und Unwetter ihn tödten wollen. So mußten denn seit 1849 endlose Sommerkuren an die Stelle der Malerexpeditionen treten, und Calame sah sich gezwungen, in der Ebene eine neue Station für seine Studien zu suchen. Er fand diese in Brunnen am Vierwaldstätter See. Seine „Lacs des quatre cantons" wurden nun ebenso gesucht, als seine Berner und Walliser Bilder. Die Pariser Ausstellung von 1855 bot einen Waldstätter See, den die französische Kritik zwar als „das blaue Bild" verhöhnte, der aber vom Kaiser selbst mit 15,000 Frcs. erstanden wurde. Eine Medaille erster Klasse ehrte dazu noch die Verdienste des Meisters. Calames letzte zehn Jahre verstrichen mit dem Schaffen neuer Bilder, meist nach alten Studien. Die neidischen Gegner warfen ihm Verrath an seiner Kunst vor und Genf, das ihn

Digitized by Google

einst so hoch gefeiert, blickte jetzt nicht ohne Nasenrümpfen auf die zur Industrie neigende Thätigkeit jenes Ateliers der Rue du Rhône, das die Gehässigen „die Fabrik des Vierwaldstätter Sees" zu nennen pflegten. Ja der verdiente Mann mußte es in seinen alten Tagen noch erleben, daß von Paris und auch von Genf aus eine Art von „Calamehetze" in Scene gesetzt wurde. Indessen die Bestellungen blieben auf ihrer Höhe, und Calames Studien sind nach seinem Tode in Paris für 200,000 Frcs., eines seiner Bilder in Wien für 60,000 Frcs. verkauft worden!

Bald nach Calames Hinscheiden erschien in der Revue des deux Mondes ein Artikel aus der Feder Delabordes, welcher der Bedeutung des Genfer Malers die Leichenrede hielt, ohne seine Originalität im Geringsten studirt zu haben. Ein Genfer Kritiker äußerte sich gegen Rambert in folgender Weise: „Calame war nicht der erste Beste, er war kein gewöhnlicher Landschafter. Er besaß noch mehr als nur die geschickte Mache; er war von einem lebendigen, verständnißvollen, poetischen Naturgefühle geleitet. In dieser Poesie lag seine Stärke. Unglücklicherweise — und hier liegt seine Schwäche — besaß er nicht in eben demselben Grade den Sinn für das künstlerisch Schöne. Sein Name, daran ist nicht zu zweifeln, wird unvergessen bleiben. Für den Künstler braucht es nun freilich noch mehr. Der Künstler lebt nur in seinen Bildern fort, und Calames Bilder werden weniger und weniger gelten." Und doch sind heute überall, mit Ausnahme des einzigen Frankreichs, Calames Bilder um mehr als das Vierfache gestiegen! Wie erklärt sich das? Die Antwort lautet: In Calames Bildern liegt eine poetische Kraft, welche die schlimmen Zeiten des poesielosen Realismus überdauern wird.

So lange seine physischen Kräfte ihm gestatten wollten, hat Calame mit Feuereifer, ohne Ruh noch Rast, im regsten Umgange mit der Natur und mit Ausbeutung einer feinen Beobachtungsgabe und einer erstaunlichen Routine den Grundgedanken seines künstlerischen Schaffens, die poetische Verklärung seiner Schweizeralpen, zu verwirklichen gesucht. Er war Realist im Sinne eines zähen Studiums lebendiger Vorbilder, Idealist insofern er mit künstlerischer Freiheit seine Motive combinirte, sie mit dem Auge des Künstlers und dem Sinne des Dichters in den Dienst seiner Idee zog, in diesem Dienste sie gelegentlich auch umschuf. Weder sein Monte Rosa noch sein Urirothstock sind immer naturgetreue Veduten, aber Linien und Töne seiner Landschaften athmen alle den Geist der Urbilder, mag sie die Berechnung des Künstlers mitunter auch verändert haben.

Calame selbst hat dafür gesorgt, die Gesammtheit seiner Leistungen in einer Bildergalerie zu vereinigen: ich meine die hundertundacht Blätter seiner „Oeuvres lithographiées". Das weit Zerstreute ist hier gesammelt, und die leicht zugängliche Sammlung gestattet Jedem, von dem gewaltigen Umfange seiner Lebensarbeit sich einen Begriff zu machen. Es muß zwar beigefügt werden, daß nicht Calame selbst, sondern sein Schüler Terry, allerdings unter den Augen des Meisters, diese Lithographien entworfen hat. Aber Calame, der von der Wichtigkeit seiner Unternehmung von vornherein durchdrungen war, unterwarf jedes neue Blatt einer strengen Nachprüfung, bevor er es mit seinem Namen unterzeichnete. So entstand zwischen 1851 und 1855 diese weitverbreitete Sammlung. Sie faßte Calames Werk in Eins zusammen, aber sie erleichterte auch die Industrie der unechten Calames, von welchen vor nicht gar langer Zeit in Deutschland einer zum Preise von 10,000 Mark verkauft worden ist. Calames von Rambert abgedrucktes Bestellungsbuch (livre de commandes) sollte, so scheint mir, die Sichtung erleichtern und den Betrug in Zukunft erschweren.

Nicht nur war Calame ein fertiger Lithograph, er radirte noch besser, und mit Kohle, Wischer und Aquarellpinsel hat er eine Welt von kleinen Blättern geschaffen, die heute sehr gesucht sind. An trüben Tagen und Abends beim Lampenlichte, wenn er im trauten Familienkreise, seiner einzigen und liebsten Welt, den Tag beschloß, arbeitete er an jenen kleineren Meisterwerken, und so zuverlässig war Auge und Hand, so sicher seine Routine, daß dieser Mann, der als Knabe ein Auge eingebüßt, beim Lampenlichte weder in der Zeichnung noch in der Farbengebung jemals irre ging.

Als Lehrer wirkte Calame vorwiegend durch sein Beispiel. „Er wußte stets den glücklichsten Standpunkt für sein Bild oder seine Studie zu wählen, aber er verlor uns Schülern gegenüber selten ein Wort, um seine Wahl zu begründen. Die Disciplin, die er im Felde und im Atelier verlangte, war eine nüchterne und strenge: die ernste Arbeit war ihm Alles, Tändelei in jeder Form ein Gräuel. Widerspänstige wurden ohne Ansehen ihrer künstlerischen Begabung rücksichtslos entlassen."

In diesem ernsten und nächternen Wesen lag denn mit ein Grund zu der böswilligen Hartnäckigkeit seiner Neider und Verkleinerer. Obgleich kein Genfer von Geburt, war Calame ein Genfer nach seinem strengen, kalten und soliden Wesen. Sein neues Haus (Rue du Rhône Nr. 61), woselbst man heute sein Atelier besuchen kann, wurde nie zum Sammelplatz der Genfer Künstlerwelt. Calame verkehrte mit Wenigen, verschloß, wenn er an einem Himmel malte, sein Atelier sogar den Freunden; er besuchte kein Café, seine Familie war ihm Alles, fern von ihr fühlte er sich wie der Fisch außer Wasser, er war kalt und höflich, nur mit Wenigen warm und innig, ein Holländer von frostigem Aeußern, dem das Herz nur für die Auserwählten schlug. Man klagte ihn der Habsucht an. Er mache, so hieß es, aus der Kunst eine Milchkuh, er sei ein Knicker und eine gemeine Geldseele. Allerdings hat er Geld gemacht und mit seinem Gelde hausgehalten. Er konnte das um so leichter, da er keinerlei Bedürfnisse und Leidenschaften nährte. Er kannte eben nur ein Bedürfniß und nur eine Leidenschaft: die Arbeit. Für alles Andere besaß er keinen Sinn. Er verstand weder die Leichtlebigkeit seiner Collegen, noch den Muthwillen seiner Schüler, noch die Weinlaune einer fröhlichen Gesellschaft. Geld war ihm aber nicht das Erste, er suchte es nicht um des Geldes willen. Er war im Gegentheil freigebig am rechten Orte; er war auch im Stande, den ausbedungenen Preis eines Bildes von sich aus herabzusetzen, weil es ihm weniger Zeit gekostet, als er anfänglich geglaubt hatte. Seine heute im Genfer Museum befindlichen vier Bilder „Die vier Jahreszeiten" hatte er für einen Speculanten zum Preise von 20,000 Fcs. gemalt. Als dieser, ohne sie los zu werden, dem Ruin entgegenging, kaufte sie Calame zurück, und schenkte dem Manne obendrein die Summe von 2000 Frcs. Endlich war Calame ein aufrichtiger Christ, der seine Sonntagspredigt nie versäumte und in seiner selbstverfaßten Grabschrift die Worte schrieb: „Christus ist der Herr der Herrn. Schwöret zu seinen Fahnen, Ihr die Ihr Ehre, Ruhm und Unsterblichkeit liebet." Fürwahr, ein wunderlicher Gegensatz zum Credo der meisten Ateliers.

Calame war wie der Reformator seiner Calvinistenstadt ein gebrechliches Männchen. Aber wie dort so hier beherrschte diese schwache Hülle ein gewaltiger Wille. Bei Beiden hat die scharfe Klinge die schlechte Scheide in demselben Altersjahre durchsägt und vernichtet.

Rodbertus' „Kapital".

Von Georg Adler.

Rodbertus' Bedeutung für die Volkswirthschaftslehre ist erst nach seinem Tode (1875) genügend gewürdigt worden. Zwar hat es ihm bei Lebzeiten nicht ganz an Anerkennung gefehlt. Lassalle hat ihn öffentlich als einen der größten, socialistischen Theoretiker bezeichnet; die philosophische Facultät der Universität Jena hat ihn auf Veranlassung des verdienten Professors Hildebrand zum Ehrendoctor ernannt. Indessen blieben diese Auszeichnungen vereinzelt. Und das ist sehr erklärlich. Denn zu jener Zeit herrschte fast unbeschränkt in der Gelehrtenwelt

Digitized by Google

die individualistische (von den Gegnern sog. „Manchester"-) Schule. Aber seitdem ist die wissenschaftliche Opposition immer stärker und stärker geworden. Das damals so spärliche „kathedersocialistische" Häuflein ist lawinenartig angewachsen. Seiner Fahne folgen die jüngeren Gelehrten fast ausnahmslos. Und mußten diesen nicht die Werke jenes tiefen Denkers in ganz besonderem Maße zusagen, der schon lange, bevor es Mode geworden, zur Umkehr von der bisherigen Bahn gemahnt und, unbeirrt von allem Parteihader und allen Parteizwecken, seine Theorien zur Erkenntniß der heutigen staatswirthschaftlichen Zustände und seine Pläne zur Heilung der socialen Leiden ersonnen hatte? Es ist also nicht zu verwundern, daß in der letzten Zeit das Studium der Rodbertus'schen Lehre blüht. Seit anderthalb Jahren sind über ihn nicht weniger als fünf Monographien erschienen (von Adickes, Kozak, Wirth, Zuns und Adler). Es muß daher als ein ganz besonders glücklicher Griff bezeichnet werden, wenn grade jetzt die Herausgabe seines literarischen Nachlasses in Angriff genommen wird (von Adolf Wagner und Theophil Kozak). Zunächst ist das „Kapital" der Oeffentlichkeit übergeben worden*), ein Werk, welches von dem sich überhaupt für Derartiges interessirenden Publicum schon lange ersehnt wurde.

Das „Kapital" ist auf dem Titel als „vierter socialer Brief an von Kirchmann" bezeichnet. Die drei ersten Briefe — die hervorragendste Leistung unseres Autors — sind bekanntlich schon vor mehr als dreißig Jahren, aus Anlaß mehrerer Aufsätze Kirchmanns in den „Demokratischen Blättern", erschienen. Die socialen Briefe enthielten einen Abriß von Rodbertus' staatswissenschaftlichem System und die specielle Ausführung einer neuen Bodenrenten-Theorie. Im vorliegenden Werke will Rodbertus zunächst die von Kirchmann aufgestellte Behauptung, daß die Handelskrisen durch ein „Sparen" der Kapitalisten hervorgerufen würden, widerlegen. Die Erwägung der Kirchmann'schen These gibt aber nur den äußeren Rahmen ab für die Darlegung positiver, grundlegender Theorien zur Erklärung der Handelskrisen sowie der Rolle, die das Kapital in den verschiedenen Wirthschaftsepochen der Menschheit spielt.

Rodbertus' Theorie der Handelskrisen ist auf seinem ökonomischen System basirt. Danach wird das Volks-Einkommen allein durch die Arbeiter hergestellt. An der Theilung desselben participiren jedoch außer den eigentlichen Producenten noch die Inhaber der Productionsmittel, d. h. die Kapitalisten und Grundbesitzer. Da nämlich die Production nur stattfinden kann, wenn diese die in ihrer Gewalt befindlichen Naturkräfte, Rohstoffe, Maschinen, Baulichkeiten u. s. w. hergeben, so vermögen sie die Arbeiter zu zwingen, ihnen hierfür einen Tribut zu zahlen. Dieser Tribut ist die „Rente", welche somit dasjenige Einkommen ist, welches ohne ein Aequivalent von Arbeit bezogen wird. Alles Einkommen der Gesellschaft zerfällt daher in Arbeitslohn und in Rente. Diese letztere theilt sich dann wieder in Kapitalrente und Grundrente, je nachdem sie eine Folge des Besitzes von Kapital oder von Grund und Boden ist. Diesen Einkommensquellen entsprechend zerfällt die Gesellschaft in die Klassen der Arbeiter, der Kapitalisten und der Grundherren. Der Antheil einer jeden Klasse am Volks-Einkommen ist nun heute nicht gesetzlich auf eine bestimmte Quote fixirt, sondern er wird seiner Größe nach durch den „freien Verkehr" bestimmt. Es ist aber nach Rodbertus ein Gesetz desselben, daß, bei steigender Productivität der Arbeit, der Arbeitslohn, betrachtet als Quote des National-Einkommens, sinkt. Man verstehe unsern Denker recht. In der modernen Volkswirthschaft — meint derselbe — wo, in Folge der rapiden Entwicklung der Technik, die Productivität der Arbeit fortwährend steigt, wo also durchschnittlich jede Arbeitsstunde in jedem Jahre mehr Produkte herstellt als im vorhergehenden, wird dieser jährliche Mehrertrag nicht in demselben Verhältnisse unter die drei Gesellschaftsklassen vertheilt wie das National-Einkommen des Vorjahres, sondern er kommt in dem verhältnißmäßig größten Theile den besitzenden Klassen zu Gute und nur in dem verhältnißmäßig kleinsten Theile den Arbeitern. Der Arbeitslohn mag also immerhin der Quantität Produkte nach, die er enthält, wachsen — als Quote des National-Einkommens fällt er von Jahr zu Jahr. Mit einem Worte: der Arbeitslohn nimmt nicht in demselben Verhältnisse zu wie die Rente. Und dieser Umstand ist nach Rodbertus die Ursache der Handelskrisen. Denn — sagt er — die Unternehmer richten den Umfang der einzelnen Productionen nach der Größe der Antheile ein, welche die Gesellschaftsklassen am National-Einkommen haben. Während sich aber die Unternehmer immerfort in den Grenzen jener Antheile zu halten suchen, verkleinern sich diese selbst bei der großen Mehrzahl der Gesellschaft, bei den Arbeitern, nach und nach „mit unvermerkter, aber unwiderstehlicher Gewalt". Während die Productivität unter den Händen der Unternehmer immer leise und mächtig fortschreitet, geht die Abfindung der Majorität der Gesellschaft gleichmäßig immer leise und mächtig zurück. Und auf diese Weise schwindet den Unternehmern ohne ihr Verschulden fortwährend und unvermerkt der Boden unter den Füßen. Sie produciren in dem Glauben, daß die Arbeiter in ihrem Lohne die Anweisung auf den so und sovielten Theil des National-Einkommens haben. Factisch aber verringert sich dieser Antheil fortwährend. Hat sich so das Uebel in leiser, schleichender Weise etliche Jahre hingeschleppt, so brechen die Krisen aus, so steht plötzlich die Productivität der bisherigen Gewerbe in einem so übertriebenen Mißverhältniß zu den individuellen Antheilen, daß es bei den Arbeitern der Entbehrung und des Hungers von Monaten und bei den Kapitalisten der Vernichtung eines großen Theils ihrer Kapitalien bedarf, um nur die Heftigkeit eines solchen Anfalls zu dämpfen und den Verkehr in das alte, schleppende Siechthum zurückfallen zu lassen.

Der wunde Punkt dieser Argumentation liegt, wie wir glauben, in der Annahme, daß die Production für die Bedürfnisse der Arbeiter sich Jahre lang vergrößern könne, bis dann mit einem Male gemerkt würde, daß diese nicht im Besitze der entsprechenden Zahlungsmittel seien. Wenn der Lohn herabgedrückt wird, so macht sich dies doch sofort in der verringerten Kaufkraft des Arbeiters bemerklich. Wenn mit demselben Aufwande, mit dem früher 1000 Produkte hergestellt wurden, jetzt 1050 producirt werden, so wird der Arbeiter, dessen Geldlohn inzwischen um $^1/_{21}$ gesunken ist, doch nur 1000 kaufen können, und 50 Produkte werden zum normalen (d. h. die Auslagen des Unternehmers incl. Kapitalgewinn enthaltenden) Preise gewiß unverkäuflich sein. Aber es ist auf keine Weise einleuchtend, weshalb dieses nicht sofort nach Ablauf der Productionsperiode gesehen werden sollte; weshalb hierzu eine Reihe von Jahren nöthig sein soll, innerhalb derer Produkte auf Produkte gehäuft werden. Es ist allerdings richtig, daß der Unternehmer stets dahin streben wird, die Production gemäß der wachsenden Productivität zu steigern; daß, wenn der Arbeitslohn fällt, die für den Verbrauch der Masse berechneten Produkte im Preise sinken werden. Aber ich behaupte, daß sich dies sofort zeigt, daß auf diese Weise daher im Allgemeinen nur kleinere Preisschwankungen entstehen, nicht aber die gewaltigen, wie zu den Zeiten der Handelskrisen. Diese müssen somit auch aus einem andern Principe heraus erklärt werden. Und dieses ist die in unserer Production herrschende Planlosigkeit. Da hier indeß Positives unsrerseits nicht ausgeführt werden soll, so mag es mit diesem Hinweis auf das Richtige sein Bewenden haben.

Die Widerlegung der Kirchmann'schen Erklärung der Handelskrisen — der zufolge das „Sparen" der Kapitalisten die Ursache sein soll — gibt Rodbertus Veranlassung, das angebliche „Sparen" des Kapitals und damit überhaupt das Wesen des Kapitals zu untersuchen. Hier zeigt sich unser Autor unbestreitbar als einer der tiefsten Denker der ökonomischen Wissenschaft, hier rechtfertigt er nach jeder Richtung die Bezeichnung als „Ricardo des ökonomischen Systems".

*) „Das Kapital. Vierter socialer Brief an von Kirchmann" von Dr. Carl Rodbertus-Jagetzow. Herausgegeben und eingeleitet von Theophil Kozak. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

Digitized by Google

nomischen Socialismus", welche ihm von Seiten Ad. Wagners zu Theil geworden ist. Ausgehend von dem Zustande der wirthschaftlichen Isolirung des Menschen, findet Rodbertus das materielle Band, welches aus einem Aggregat von Individuen die Gesellschaft macht, in der Arbeitstheilung. Dieselbe ist bekanntlich schon von vielen Oekonomisten behandelt worden. Am berühmtesten ist das, was darüber Adam Smith gleich zu Anfang seines klassischen „Wealth of nations" gesagt. Aber noch tiefer und großartiger ist das, was Rodbertus gibt. Nach ihm erfüllt sie sich nicht in der lokalen und technologischen Begrenzung einer Fabrik, wie bei Smith, sondern auf dem Raum des ganzen Erdballs, soweit nur Menschen miteinander wirthschaftlich verkehren. Hat Smith die individualistische Seite der Arbeitstheilung in den Vordergrund gestellt, indem er sie als das Verhältniß definirt, in welchem jeder Einzelne nur Eine Production oder Einen Act einer Production vornimmt — so betont unser Autor die communistische Seite der Arbeitstheilung, welche er geradezu eine „Gemeinschaft der Arbeit" nennt. Hat schließlich der geniale Schotte die Wirkung des in Rede stehenden Moments blos für die Production im Auge gehabt, so legt Rodbertus ein ebenso großes Gewicht auf die Folgen für die Vertheilung.

Der Vergleich der Rolle des Kapitals in der isolirten Wirthschaft mit der in der arbeitstheilig organisirten Gesellschaft führt unsern Denker zu Entdeckungen, die ein κτῆμα ἐς ἀεί für die ökonomische Wissenschaft sind. Rodbertus gelangt zu der Feststellung des Kapitalbegriffs mittelst der Analyse des Einkommens. Dieses ist für den isolirten Wirth die Summe der Befriedigungsmittel, mit welcher ihn die Arbeit regelmäßig versieht. Das Kapital dagegen ist die Summe der Werkzeuge und Materialien, mit und aus denen die Arbeit dies Einkommen regelmäßig herstellt. Das in der heutigen Gesellschaft vorhandene Gesammtkapital, das sogenannte „Nationalkapital", verhält sich nun nach Rodbertus in allen Beziehungen ebenso wie das Kapital des isolirten Wirthes. Es ist weiter nichts als die Summe der vorhandenen Werkzeuge und Materialien der Nation. Daß dieses Kapital immer und ewig vorhanden sein muß, leuchtet von selbst ein. Das „Kapital" in diesem Sinne ist eine absolute Kategorie, ist ein unbedingtes Erforderniß der menschlichen Gesellschaft. Etwas ganz Anderes als das eben besprochene Nationalkapital, als die Kapitalgegenstände, ist das in der heutigen Phase der Volkswirthschaft existirende Privatkapital, Kapitalvermögen, Kapitaleigenthum, das, was gewöhnlich unter „Kapital" verstanden wird. Dieses ist nur Antheil am Nationalkapital, welcher im Privatbesitz Einzelner ist. Es verhält sich zum Nationalkapital wie der Grundbesitz zum Grund und Boden selber. Das Privatkapital wird lediglich durch das positive Recht, durch die Privateigenthums-Institution bedingt. Es ist kein ewiger nationalökonomischer Begriff, es gewinnt seinen Bestand nur aus der wandelbaren Rechtsgeschichte der Völker. Andere Rechtsverhältnisse — z. B. die in einem socialistischen Staat geltenden — würden das „Privat"-Kapital überflüssig machen, ja gänzlich ausschließen.

So richtig, ja unbestreitbar uns die eben dargelegten Reflexionen unseres Autors dünken, so sind doch gegen manche Folgerungen, die er daraus für seine Rententheorie zieht, Einwendungen am Platze. Zunächst ist es nach unserer Ansicht fehlerhaft, den ganzen in der Nation abfallenden Kapitalgewinn als „Rente" anzusehen, d. h. als Einkommen, welches ohne Arbeit bezogen wird. Es wird dabei übersehen, daß die Unternehmer immerhin eine Arbeit verrichten, nämlich die sogenannte Kapitalbildungs- und Kapitalverwendungs-Arbeit, welche nicht minder eine Vergeltung verdient wie die gewöhnliche Handarbeit. Man muß daher einen jener Arbeit entsprechenden Lohn von dem Kapitalgewinne abziehen, wenn man wirklich die „Rente" erhalten will. Unsere zweite Einwendung richtet sich gegen die Behauptung Rodbertus', daß diese Rente ein „sociales Unrecht" sei. Allerdings ist die These consequent seinem Grundsatze „Jedem nach seiner Arbeit". Aber unser Autor hat für die Richtigkeit des letzteren Satzes keinen Beweis angeführt; er hielt ihn für ein Dogma der Volkswirthschaftslehre. Wir glauben jedoch ein weit höheres Princip in dem möglichst großen Allgemeinwohl zu erblicken. Und von diesem Gesichtspunkte aus ist die Rente gerechtfertigt, solange als man das Privatkapital für eine unentbehrliche, praktische Institution ansieht. Und da dies Rodbertus wenigstens für die nächsten Jahrhunderte thut, so hätte er für diese Zeit die Rente nicht als „Unrecht" bezeichnen dürfen.

Wir haben im Vorstehenden nur die Haupttheorien des Rodbertus'schen „Kapitals" berühren können. Es genügt die Bemerkung, daß auch das Beiwerk in jedem Zuge die Hand des genialen Meisters verräth und eine Fülle von Geist und Anregung spendet. Und so ist denn das „Kapital" wiederum ein neuer Beweis der jetzt schon oft von hervorragenden Gelehrten ausgesprochenen Ansicht, daß sein Autor zu den ersten Theoretikern der ökonomischen Wissenschaft zu zählen ist.

Ein nihilistischer Roman.

Besprochen von J. Rosenstein.

Tschernischewskis und der Nihilisten Aesthetik ist — gar keine Aesthetik. Wie bei den Materialisten ist die Losung Consequenz der Natur. Ordnung und Unordnung gibt es nicht in der Natur. In der Gestalt des Buckligen, sagt Diderot, führt die Natur die Consequenzen des einmal gegebenen Bildungsfehlers bis in die äußersten Fußspitzen durch, mit einer Feinheit, der auch der größte Künstler nicht zu folgen vermag. Wenn von Natur die Rede ist, so wird selbstverständlich das besondere Gebiet des Menschengeistes ausgeschlossen. Das ist nicht Natur. Was der Mensch dichtet und trachtet, hält die naturwissenschaftliche Kritik nicht aus. Folglich ist die Idee des Schönen — wie die Ideen überhaupt — nicht daseinsberechtigt. Dagegen soll der Dichter von der Idee des Nützlichen — also doch eine Idee! — beherrscht werden. Wenn ein neuerer Literarhistoriker sagt, heute sei der Dichter ein halber Gelehrter, so sagt Tschernischewski: der Dichter soll ein ganzer Politiker resp. Socialist sein.

Aber wie die Religion trotz der Kirche besteht, so die Poesie trotz der Aesthetik oder genauer trotz der „Vernichtung der Aesthetik". So betitelt sich nämlich ein Werk, welches auf den ästhetischen Auffassungen Tschernischewskis fußt. Tschernischewski ist ein Dichter, und sein Roman „Was thun?"*) ist sogar ein sehr spannender Roman. Trotz der raffinirten Nachlässigkeit des Autors sind die Fäden der Handlung wie die der europäischen Politik vielverschlungen, und wenn er seinen eigentlichen Beruf in der socialistischen Propagandaarbeit erblickt, läßt er sich gleichwohl herbei, uns bestens unterhalten zu wollen, so daß wir sogar hinterher geneigt sind, dem Autor alle seine sträflichen Unarten nachzusehen. Turgenjews vornehme Zurückhaltung, künstlerisches Ebenmaß der Darstellung und gedrungenen Stil darf man nicht bei Tschernischewski suchen. Aber Turgenjew ist auch nicht dazu angethan, uns einen Glauben an die Zukunft Rußlands einzuflößen, und das gelingt Tschernischewski. Er ist so zukunftsfroh und — unartig wie ein Mann in den besten Flegeljahren. Und als er den Roman schrieb, befand er sich bereits in Untersuchungshaft.

Wjera Pawlowna soll von ihrer Mutter, die einen Aesthetiker des Häßlichen entzücken wird, an einen aristokratischen Lebemann verheirathet werden, der ein anderes Mittel, sie zu besitzen, nicht weiß. Der Hauslehrer Lopuchow, ein reich begabter Mensch, erkennt, was für ein tüchtiger Kern in dem Mädchen steckt, und verspricht sie zu befreien. Da es ihm aber nicht gelingt, ihr eine Gouvernantenstelle zu verschaffen, verläßt sie heimlich das Elternhaus und sie heirathen sich, d. h. sie schließen einen Vertrag, neben einander in einer Wohnung zu leben. Die Dankbarkeit für den Erretter aus ihrem „Kerker"

*) Was thun? Erzählungen von neuen Menschen. 3 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

hält sie in ihrer Unschuld für Liebe und lebt so ein paar Jahre recht glücklich neben ihrem „Liebsten". Die Hauswirthin hält das Pärchen für Sektirer: wie soll sie sich anders die Inconsequenz erklären?

Lopuchow hat einen sehr intimen Freund, Alexander Matweitsch Kirsanow. Wjera lernt ihn unmittelbar vor ihrer Trauung kennen und sagt ihm unumwunden, daß sie auf ihn eifersüchtig sei und daß sie es fortan nicht gestatten werde, daß ihr Mann mit ihm so viel verkehre. Da aber die beiden Freunde in ihrer Weise erklären, sie wüßten nicht, ob sie einander so sehr lieb hätten, vielmehr wären sie die größten Egoisten u. s. w., so gibt sie sich nicht nur zufrieden, sondern wird auch die Dritte im Bunde. Von nun an ist Kirsanow ihr fast täglicher Gast. Gegen Ende des ersten halben Jahres ihrer Ehe, die Drei sitzen gerade wieder zusammen, da verstummt er plötzlich mitten im Gespräch, darauf fangen seine Besuche an seltener zu werden, bis er sich zuletzt gar nicht mehr sehen läßt, und da ihn Lopuchow aufsucht und zur Rede stellt, spielt er den Beleidigten und macht die elendesten Ausflüchte. Aber sie sehen sich nicht gemüßigt, sich ihren Kopf zu zerbrechen und lassen ihn gewähren. So vergehen fast drei Jahre ruhigen ununterbrochenen Glückes. Wjera hat auf socialistischer Grundlage eine Nähwerkstatt errichtet, die vortrefflich gedeiht und ihr zu einer Quelle der reinsten Freuden wird. Da erkrankt Lopuchow, und nun ist Kirsanow, welcher Professor der Medicin ist, gezwungen, in dem so lange gemiedenen Hause stundenlang zu verweilen und mit Wjera viel zu verkehren. Doch sowie die Krankheit besiegt ist, zieht er sich wieder allmählich zurück. Dagegen wird Wjera veranlaßt, den Professor zu besuchen. Dieser hat just um diese Zeit in einer der Näherinnen eine ehemalige Geliebte, die durch ihn vom moralischen Untergange gerettet werden war, als Todescandidatin wiedergefunden und nimmt sie nun zu sich, daß sie ihre gezählten Tage bei ihm verbringe. Wjera sucht Kirsanow zu trösten und zu zerstreuen und so bleiben sie in stetem Verkehr. Doch Kirsanow erkennt die Gefahr, die für ihn daraus erwächst, und er fängt zum dritten Mal an, sich zurückzuziehen, dringende Berufsgeschäfte vorschützend.

Nun schaut Wjera in einem Traumgebilde in die tiefsten Abgründe ihres Herzens, und jetzt weiß sie: was sie für ihren Mann fühlt, ist nicht Liebe. Erschreckt springt sie auf und eilt in das Zimmer ihres Mannes. „Geliebter, umarme mich, schütze mich! Ich habe einen fürchterlichen Traum gehabt." Um sich selbst zu entfliehen, ihr Inneres verstummen zu machen, gibt sie sich ganz ihrem Manne hin, sie klammert sich an ihn an, sie wohnen zusammen, sie sind Mann und Frau. Lopuchow merkt, was in ihr vorgeht, erkundigt sich nach den Einzelheiten ihres Traumes, erräth bald den Zusammenhang, begibt sich zu Kirsanow und setzt es nach langem Kampfe durch, daß dieser die Besuche wieder aufnimmt. Kirsanow hält sich tadellos. Mit keinem Blick, keinem Wort, keiner Bewegung verräth er, was in ihm vorgeht. Lopuchow bewundert ihn. Er tröstet sich mit der Beobachtung dieser interessanten psychologischen Erscheinung. Doch Wjeras Augen sind durch den Traum geschärft, sie ist jetzt geneigt zu suchen und findet allerlei in Kirsanows Benehmen, das ihr viel zu denken gibt. Allmählich geht ihr auch ein Licht über ihr Inneres auf und sie eilt verstörten Blickes zu ihrem Manne, wirft sich vor ihm auf die Kniee, schließt ihn dann krampfhaft in die Arme, und ihr Gesicht an seiner Brust verbergend, stößt sie mit erstickter Stimme die Worte hervor: „Mein Liebster, ich liebe ihn." Er findet, daß sie gar keinen Grund habe, sich zu ängstigen und sucht sie zu beruhigen — „wie ein Bruder seine tief bekümmerte Schwester". Doch sie bleibt bei ihrem: „Ich will nur Dich lieben, ich will Dir nicht wehe thun." Aber schon nach kurzer Zeit legt sie einen Brief in sein Zimmer, worin sie ihm erklärt, daß sie bereit sei, für ihn zu sterben, aber ohne Kirsanow nicht leben könne. Tags darauf reist Lopuchow zu seinen Eltern nach Rjäsan, um ihr die Bahn frei zu machen. Sie will ihm folgen, aber von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, eilt sie zu Kirsanow und ruft ihm zu: „Mein Geliebter, mein Geliebter. Wie edelmüthig ist er! Wie liebe ich Dich! Ich kann ohne Dich nicht leben!..." Und einige Tage später beziehen sie beide zusammen ein Landhaus. Lopuchow kehrt zurück, bemerkt zu seinem Schmerz, daß seine Nähe ihr lästig sei, reist nach Moskau und jagt sich um halb 3 Uhr Nachts mitten auf der Litejnybrücke eine Kugel durch den — Hut. Die Polizei constatirt seinen Tod. Wjera ist untröstlich, da erscheint Rachmetew, ein Kraftmeier und wunderlicher Heiliger mit einem Ueberfluß an brutaler Zartheit, und legt ihr unwiderlegbare Beweise vor, daß Lopuchow lebt und nur seinen Platz geräumt hat und sie glücklich wissen will. Gleich darauf verheirathet sie sich mit Kirsanow und führt ein herrliches Liebesleben. Sie errichtet noch eine Nähwerkstatt, da aber diese Thätigkeit ihre ganze Zeit nicht ausfüllt, so fängt sie an Medicin zu studiren, und macht auch schließlich ihr Doctorexamen.

Lopuchow, der einmal, um sie vollends zu beruhigen, von Berlin aus einen „weiland Student der Medicin" unterzeichneten langen Brief an Wjera und Kirsanow geschrieben und eine befriedigende Antwort erhalten hatte, läßt nicht mehr von sich hören. Er verläßt Europa, geht nach Amerika und kehrt schließlich als Agent einer Londoner Firma unter einem angenommenen Namen nach Petersburg zurück, um den Ankauf einer Stearinfabrik zu leiten. Hier lernt er Katharina Wassiljewna, die Tochter des Fabrikdirectors Polosow, eines verarmten einstigen Millionärs kennen, und bald hat die Liebe aus ihnen ein Paar gemacht. Er veranlaßt Katja, Wjeras Bekanntschaft zu machen und bald verbindet ein inniges Freundschaftsband die beiden Frauen. Der Tag, an dem Katja den Flüchtling zu den Freunden zurückführt, ist für alle Betheiligte ein Ostertag. Fortan wollen sich die auf diese Weise Wiedervereinigten nicht mehr trennen. Die beiden Paare, Lopuchow und Kirsanow, miethen zwei dicht nebeneinander gelegene Wohnungen und führen zusammen ein Leben, wie man es schwerlich im Paradiese schöner haben kann.

Aber es ist mit einer Inhaltsangabe wie mit einer Reisebeschreibung. Man muß selbst reisen und selbst lesen. Man mag der Moral von „neuen" Menschen, welche, um glücklich zu machen und zu werden, sich sogar nicht entblöden, die Polizei hinters Licht zu führen, seine Zustimmung versagen — jene „neuen" Menschen, welche wirkliche Menschen und nicht blos Romanfiguren sind, kennen gelernt zu haben, wird der deutsche Leser nicht bedauern. Er wird auch den Personen, die nicht in den Mittelpunkt der Handlung gestellt sind, lebhafte Theilnahme zuwenden müssen. Wir wollen nur noch bemerken, daß der Uebersetzer sich mit Erfolg bemüht hat, dem Verfasser gerecht zu werden. An ein paar Stellen hat er auch die sträflichen Längen gekürzt. Er hätte gut gethan sich diese Freiheit noch öfter zu nehmen.

Bergnamen.

Von Rudolf Kleinpaul.

Es war auf der Schynigen Platte im Hôtel Alpenrose beim Mittagessen. Das ist, bemerkte mein Nachbar zur Rechten, einer der ersten Aussichtspunkte im Berner Oberland. — Ja, versetzte ich, fast so großartig und malerischer als das Faulhorn. — Besonders, wenn man bis zum Tubihorn hinaufsteigt. Waren Sie in Mürren? — Ja. — Wie hat es Ihnen gefallen? — Etwas enttäuscht; mit der Wengernalp gar nicht zu vergleichen. — Ich finde auch, daß es die zwei Sterne im Bädeker nicht verdient; höchstens wenn man das Schilthorn mitnimmt. Mürren an sich bietet das überwältigende Panorama nicht, das man nach den Beschreibungen erwartet. — Ja, erwiderte ich, Mürren ist Modesache.

Ich besuchte, fiel jetzt mein Nachbar zur Linken ein, Mürren vor fünfundzwanzig Jahren: ein paar Sennhütten, in denen man kaum Brod und Käse bekommen konnte. Und jetzt Grand Hôtel und Kurhaus Mürren, Grand Hôtel des Alpes! — Es

Digitized by Google

wäre gar interessant, bei derlei berühmten Punkten nachzuforschen, wann und wie sie eigentlich berühmt geworden sind. Ich hatte zum Beispiel ein Reisehandbuch aus dem Jahre 1826 vom Kriegsdirector Reichard: Der Passagier auf der Reise in der Schweiz: da wird Mürren noch mit keinem Wort erwähnt. — Aber die Wengernalp wird gewiß erwähnt? — Ja, so gut wie Lauterbrunnen und Grindelwald. — Steht Zermatt drin? — Keine Spur. — Aber Chamouniz? — Gewiß. — Der Rawyl? — Nicht daß ich wüßte. — Aber die Gemmi? — Von der spricht schon Sebastian Münster im sechzehnten Jahrhundert. — Da sieht man, was in den Alpen alter Adel ist.

So ist, fuhr ich fort, der Rigi gegenüber dem Pilatus ein rechter Parvenü! Der letztere, der jetzt wieder viel besucht wird, war früher der bekannteste Berg der Schweiz. Er hieß Frakmont, d. h. fractus mons oder gebrochener Berg; erst Ende des vorigen Jahrhunderts wurde der Name Pilatus oder Hutberg allgemein. Um dieselbe Zeit fing er an vom Rigi verdrängt zu werden, der ursprünglich ein Wallfahrtsort war; seit etwa 1760 kann man rechnen, daß Fremde, will sagen, Touristen Rigi-Kulm bestiegen. Gegenwärtig stellt er einen Hauptmittelpunkt des schweizer Fremdenverkehres dar. Aber es tauchen fortwährend wie in einem Erdbeben neue Pilatusse und neue Rigis auf und der Ruhm der Berge wechselt gleich dem Winde, der um ihre Gipfel weht —

ch'or vien quinci ed or vien quindi,
e muta nome, perchè muta lato.

Freilich, seit wann wird denn die Schweiz überhaupt bereist, ich meine, von Touristen bereist, welche die Natur genießen wollen? Im Alterthum und das ganze Mittelalter über wurden die Alpen als eine vegetationslose, schreckenerregende Einöde und als eine Art Eiswüste angesehen, die man nicht durchzog, wenn man nicht mußte. Nur die Wüste sieht Silius Italicus in dem erhabenen Gebirge, dessen Foeditas bereits einen Livius abstieß. Kein Gefühl für die schauerliche Großartigkeit dieser Wüste, für die Schönheit des blauen Gletschereises, für die Reinheit des Schneekleids einer Jungfrau, für das wunderbare Schauspiel des Alpenglühns. Ein Julius Cäsar hätte sicherlich nicht das Matterhorn bestiegen oder einen Spaziergang auf die Cima di Jazzi gemacht. Vergnügungsreisen, Wanderungen, um fremde Naturschönheiten kennen zu lernen, sind überhaupt erst sehr spät Mode geworden, die Gebirge aber sah man vollends vielmehr als ärgerliche Hindernisse des Reisens, denn als Reiseziele an. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in derselben Zeit, wo ein Winckelmann den Sinn für die Kunstschätze des Alterthums weckte, fing man an, auch an hohen Gebirgen Geschmack zu finden; zugleich wurden, Ursache und Wirkung, die Wege besser, die Gasthäuser bequemer, die Räuber seltener. Im Jahre 1723 hatte Scheuchzer seinen *Οὐρεσιφοίτης* Helveticus geschrieben, 1729 Albrecht von Haller die Alpen besungen; bereits 1755 unternahm Goethe, einer der frühesten Alpenwanderer, mit den beiden Grafen Stolberg eine Schweizerreise, welcher 1799 eine zweite mit dem Herzog Karl August folgte; 1787 machte Saussure eine Reise auf den Montblanc, 1792 erstieg er von Zermatt aus das Breithorn. Nun erschien auch ein erstes treffliches Reisehandbuch für die Schweiz, nämlich die Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen von Johann Gottfried Ebel (Zürich 1793). Als die schönste Frucht der neuerwachten Begeisterung kann der Wilhelm Tell von unserem Schiller betrachtet werden, in welchem die Schweiz, abgesehen von einigen Mißgriffen, nach Hörensagen überraschend richtig geschildert ist (1804); bekanntlich schied der große Dichter mit dem Wunsche, die Schweiz zu sehen, aus dem Leben. Dennoch war bis zum Jahre 1811 selbst das Berner Oberland, diese Schweiz in der Schweiz, eine Terra incognita, kaum bekannter als Australien und das innere Afrika.

Seitdem nun das Hochgebirge einmal zu einem selbständigen Reiseziel, ja zu einem Wallfahrtsorte für alle Naturfreunde geworden ist, hat man nicht nur andere Alpengebiete, wie Tirol und Steiermark, sondern auch ganz ferne, fremdartige Gebirgsländer in den Bereich der jährlichen Ausflüge gezogen, und unter diesen scheint keines mit der Schweiz leichter rivalisiren zu können, als Norwegen, das rauhe und wilde Norwegen, dessen bloßer Name auf den Neuling einen imponirenden Eindruck macht. Norwegen hat in seinem Rjukandfos und in seinem Vöringsfos zwei der erhabensten Wasserfälle von Europa; seine Fjorde lassen sich der Scenerie nach dem Vierwaldstätter See an die Seite setzen, die Gletscher, die bis zum Spiegel der See herabreichen, sind theilweise mächtiger als der große Aletschgletscher, die Folgefond ist ein Eismeer wie das bei Grindelwald oder das bei Chamouniz. In der That gehen bereits viele Touristen im Sommer nach Norwegen, das Passarge, sein Herold, das schönste und glücklichste Land der Erde genannt hat; doch ist diese Hyperbel lächerlich und mehr für die Eitelkeit des Autors als für seine Weltkenntniß bezeichnend. Die Reisebewegung in Norwegen ist vor der Hand mit der in der Schweiz gar nicht zu vergleichen, und ich zweifle, daß sie jemals solche Dimensionen erreichen werde. Die Alpen und vor Allem die Schweizer Alpen haben gewisse natürliche Vorzüge, die auf ihre Formation begründet sind und in denen sie nur vom Himalaya, dem höchsten und schönsten Gebirge der Erde, übertroffen werden. Man unterscheidet bekanntlich Massengebirge und Kettengebirge; die ersteren bilden theils Gebirgsgruppen, die nach allen Richtungen von tiefeingefurchten Thälern durchschnitten werden, wie der Harz; theils Hochebenen, auf denen einzelne Berggipfel, Berggruppen oder Ketten aufgesetzt erscheinen, wie das skandinavische Gebirge. Dieses ist ein Massengebirge, das nirgends einen scharfabgeschnittenen Kamm hat und dessen Scheitel zum größten Theile aus wellenförmigen Bergebenen, den sogenannten Fjelden besteht, aus welchen die einzelnen Berggipfel, unregelmäßig zerstreut, backzahnförmig hervorragen. Treffend hat man die skandinavische Halbinsel mit einer Sturmwelle verglichen, welche, von Osten nach Westen sich aufbäumend, in dem Augenblick erstarrt ist, wo sie im Begriff war sich zu brechen. Die Alpen dagegen sind ein Kettengebirge; sie bestehen aus mehreren parallelen Ketten, die durch zahlreiche und ausgedehnte Längenthäler von einander getrennt, hier und da wohl auch durch großartige Querthäler durchbrochen werden. Schon daraus geht hervor, daß das Skandinavische Gebirge viel einförmiger und weniger gliederreich ist als die mitteleuropäischen Gebirge; aber es kommt noch ein weiterer Unterschied hinzu. Auch die amerikanischen Cordilleren, auch der Schweizerjura, auch die Pyrenäen sind Kettengebirge, aber darum doch noch keine Alpengebirge im weitern Sinne. Man nennt Alpengebirge solche, welche sich sehr hoch und schroff über ihre Umgebungen erheben und bei denen zugleich die Thäler und Pässe tief zwischen die Berge eingeschnitten sind, wie das bei den Schweizeralpen in so auffallender Weise der Fall ist. Bei keinem andern Hochgebirge ist das Verhältniß zwischen der Durchschnittshöhe der Kämme und der Gipfel so bedeutend wie bei den Alpen; etwas Aehnliches findet sich nur beim Himalaya, der eben auch ein Alpengebirge ist. Daher die ausgeprägten, unvergeßlichen Berggestalten in der Schweiz, wie z. B. die Jungfrau oder das Wetterhorn, während man sich in Norwegen vergeblich nach einem charakteristisch geformten Gipfel umsieht. „Hoch und hehr in ihrer Erscheinung," sagt Rambert, „hat das Volk der Jungfrau den rechten Namen gegeben. Ja, es ist die Jungfrau, nicht das schüchterne Mädchen, das vor seinem eigenen Schatten erschrickt, nicht die Kokette, die mit ihrer Tugend prunkt, sondern die unnahbare, in ihrer Ruhe Ehrfurcht gebietende Frau, die kein unholder Blick verletzen mag, weil in der reinen Region, in der sie thront, nichts Gemeines sie erreichen kann. Die Jungfrau ist das Bild des Unzugänglichen. Für hohe und stolze Seelen gibt es keinen schöneren Berg." Gewiß ist die Jungfrau einer der schönsten und erhabensten Berge der ganzen Erde. Ich kann mich nicht entsinnen, auf dem Åreskuta unter den schneebedeckten Häuptern Norwegens mit den abgerundeten Spitzen einer Jungfrau ansichtig geworden zu sein.

Digitized by Google

Aber die Jungfrau, der das Volk den rechten Namen gegeben hat, bringt uns dem eigentlichen Thema dieser Abhandlung näher. Denn es ist nicht nur von Interesse nachzusehn, wann die Berge angefangen haben, von Touristen genannt zu werden, sondern das vor Allem dünkt mich ein würdiger Gegenstand der Untersuchung, wann und wie die Berge von den Bewohnern genannt worden, mit andern Worten, wie die Bergnamen entstanden sind. Was bedeuten z. B. jene Alpen, die schon von den alten Römern überschritten, wenn auch nur mäßig bewundert worden sind? Bestätigt es sich, daß die Alpen soviel wie die Weißenberge sind, wie der Himalaya Schneewohnung und der höchste Gipfel, der Montblanc, selber der weiße Berg heißt? Bereits in „Pauli Epitome Festi" werden die Alpen als „albae a candore nivium" gedeutet; freilich ziehen Andere die Deutung aus dem Keltischen vor, wo alb oder alp soviel wie hoch bedeutet. Sicher ist es indeß, daß die Alpen mit diesem Namen nicht allein stehen, sondern auf der Erde zwei Pendants haben würden: den Libanon (arab. Djebel Libnân), der unzweifelhaft soviel wie Weißberg ist (hebr. laban, weiß, Laban soviel wie Weiße), und das Weiße Gebirge (Bielagora) in den Karpaten, welches diesen Namen seinen weißen Dolomitfelsen verdankt. Auch der Hekla ist im Grunde genommen ein Montblanc, denn der Name des isländischen Vulkans ist auf althochdeutsch hachul, d. i. Burnus zurückzuführen; er heißt so wegen der seine Spitze wie ein weißer Burnus umgebenden Schneedecke. Schneegebirge, im Spanischen Sierra Nevada, tatarisch Mustagh werden die hohen Berge fast überall genannt. Uebrigens muß es auffallen, daß man in den Alpenländern selbst das Wort Alp nicht auf die Gebirge, sondern auf die in den Gebirgen liegenden Weideplätze beziehen hört; und zwar auf die hohen, abgelegenen, auf denen kein Heu gemacht wird, die niedrigeren heißen Matten. Man könnte wohl annehmen, daß der Begriff des Weideplatzes der ursprüngliche, der des Gebirges erst der secundäre sei.

Indessen ehe wir uns auf die Weiße und Höhe und andere Eigenschaften einlassen, müssen wir vorerst ein Wörtchen mit den Bergen selber reden. Sie werden wohl von einem poetischen Volke unter sehr kühnen Bildern angeschaut und mit Männern, Frauen und Jungfrauen verglichen, wie sie in der nordischen Mythologie die Gebeine des erschlagenen Riesen Ymir sind — man nennt sie Jungfrau, die Wilde Frau, die Weiße Frau, Mönch, Kaiser, Mannl und was weiß ich. Von diesen gewaltigen Personificationen sehen wir hier ab und halten uns an einfachere, schlichtere Bezeichnungen, welche auf eine verständige Beobachtung gegründet sind und doch nachgerade das Gros der Bergnamen bilden. In ihnen pflegen, das können wir uns schon aus den paar Beispielen abnehmen, zwei Bestandtheile zu stecken: das Grundwort und sein Bestimmungswort. Das Grundwort ist eben Berg, respective Gebirge; daneben aber erscheinen verwandte Ausdrücke, wie Stock, Wand, Fluh, Stein, Grat, Kopf, Rücken — Synonyma, die sich oft auszulösen scheinen, aber für den Kenner ihre bestimmte Färbung haben. Unserem Berg entspricht Mons im Lateinischen, Monte, Cima oder Sasso im Italienischen, Mont oder Pic im Französischen, Mount oder Peak im Englischen, Ὄρος im Griechischen, *Βουνόν* im Neugriechischen, Djebel im Arabischen, Dag im Türkischen, Gora im Slawischen — es ist wichtig, sich diese Grundwörter von vornherein einzuprägen, weil sie das Bleibende in den Bergnamen eines jeden Landes sind und sich tausendmal wiederholen. Jedermann kann sich diese Liste leicht selbst für alle Sprachen vervollständigen, uns genügt es, sie hier nur anzudeuten und dabei auf ein wichtiges Princip der Bergnamenbildung aufmerksam zu machen.

Diese allgemeinen Begriffe werden von den Anwohnern gern absolut gebraucht. Wo kein Mißverständniß möglich ist, sprechen die Menschen einfach von dem Berge, dem Gebirge, der Bergstraße. Ja, im Munde fremder Nationen, welche den allgemeinen Ausdruck hören, aber nicht verstehen, wird er in seiner Allgemeinheit zu einem Eigennamen. So nennen die Sizilianer den Aetna Mongibello: gibello ist das arabische djebel; dieses wurde von den Romanen nicht verstanden, sie hielten es für ein Nomen proprium, und so entstand der tautologische Name Berg-Berg. Ebenso ist Balkan im Türkischen ein Wort für Gebirge oder Wald schlechthin, und die Türken haben deshalb auch eine ganze Menge Balkans, den Etropol-Balkan, den Weliki-Balkan u. s. w.; weil wir aber das nicht wissen, nehmen wir Balkan speciell für das im Alterthum Hämos genannte große Gebirge der europäischen Türkei und sprechen von einer Balkanhalbinsel, was an sich ebenso gut auf die Apenninenhalbinsel oder auf die Pyrenäische Halbinsel passen würde. Desgleichen bedeutet Daghestan, wie man den Ostabfall des Kaukasus bis zum Gestade des Kaspischen Meeres nennt, eigentlich Bergland überhaupt, und Taurus, das südliche Randgebirge des Hochlandes von Kleinasien, ist nur die griechische Umformung des nordsemitischen Wortes tûr, welches ebenfalls soviel wie Gebirge ist. Die bekannte Insel Samos bedeutet Anhöhe (σάμος). Das spanische Cordillera heißt Bergkette: durch Antonomasie wird es auf die Bergketten in Chile, Peru und Quito, die Cordilleras de los Andes übertragen. Dergleichen allgemeine Bergnamen, die nur eine lokale Geltung haben, erklären sich ganz auf dieselbe Weise, wie die Namen so vieler kleiner Flüsse im südlichen Deutschland, die einfach Ache lauten, das heißt Wasser.

Sie sind Reste aus einer Zeit, wo man noch nicht viele Berge und viele Flüsse kannte; ein geographisches Lehrbuch könnte sie nicht brauchen, wenn die Menschen einige Sprachkenntnisse besäßen. Darum werden nachmals zu dem Grundwort Bestimmungswörter hinzugefügt, um den einen Berg vom andern Berg zu unterscheiden. Und von welchen Eigenschaften werden diese Bestimmungswörter entlehnt? Von den allerverschiedensten, zunächst in die Augen fallenden, zum Beispiel, wie wir eben gesehen haben, von der Farbe.

Und zwar nicht blos von der weißen, denn es gibt auch schwarze Berge. Einem jeden fällt hier wohl der Montenegro ein, bei den Türken Kara-dagh, bei den slawischen Eingeborenen Zrna-gora (Tscherna-gora) genannt: alle diese drei Ausdrücke bedeuten schwarzes Gebirge, denn negro, kara und zrna sind soviel wie schwarz; alle drei beziehen sich nicht sowohl auf die düstern Waldungen des Landes, als vielmehr auf die wilden und öden grauschwarzen Bergrücken und Flächen, die überall von Felsspalten zerrissen und mit losen Steinblöcken überschüttet sind. Ein Berichterstatter nennt die Berge, die aus der Bucht von Cattaro aufsteigen, schwärzer als Kohle. Die Tschernagorzen erzählen, bei der Erschaffung der Welt sei der liebe Gott mit einem großen Sack über die Erde gegangen und habe die Gebirge wie ein Säemann ausgesät: bei Montenegro sei der Sack gerissen und die Steine seien haufenweise herausgefallen. Auch die Spanier haben ihre Sierra Morena. Es gibt, wie man von vornherein vermuthen kann, auch blaue Berge: die östliche Parallelkette der Appalachen (welcher auch wieder eine Gruppe von schwarzen Bergen, Black Mountains angehört) führt den Namen Blue Mountains oder Blue Ridge, derselbe Name findet sich in Ostindien und in Neusüdwales; es gibt endlich auch rothe Berge, wie man denn in der Schweiz eine Rothfluh, ein Rothhorn, einen Rothstock über den andern trifft; aus der Umgebung des Aetna sind die Monti Rossi bekannt, welche man gewöhnlich von Nicolosi aus besucht. Wahrscheinlich rührt auch der Name des Monte Rosa von der rosenfarbenen Beleuchtung her, in welcher die Gipfel beim Aufgang und Untergang der Sonne häufiger als die anderen Berge glühen und die man von der ganzen Lombardei aus sieht. Andere haben in dem runden Krater, welchen die vier nördlichen Spitzen mit der Cima di Jazzi bilden, die Gestalt einer Rose erkennen wollen. Noch Andere denken an ein keltisches Wort ros, welches so viel wie Vorgebirge sein soll; doch ist die erste Erklärung die natürlichste und um so weniger anzuzweifeln, als es ja auch ein Rosenhorn und einen Rosenlauigletscher gibt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Mitbürger.

Lustspiel in vier Acten von Hugo Lubliner.

(Kgl. Schauspielhaus.)

Der Titel von Lubliners neuem Stücke scheint darauf hinzudeuten, daß dem Verfasser ursprünglich die satirische Schilderung unserer lieben Mitmenschen als Hauptmotiv vorschwebte. Er erdachte sich ein halbes Dutzend falscher Biedermänner, die sich zusammengethan haben, um das fünfundzwanzigjährige Jubiläum eines verdienten Mitbürgers zu feiern, aber über Mittel und Wege nicht einig werden können. Der Jubelgreis lehnt alle Ehren ab und schlägt die Gründung einer Stiftung vor, die zur Mitgift eines tugendhaften Mädchens verwendet werden soll, allein dieser schöne Zweck paßt den krakehlenden Mitbürgern keineswegs in ihre selbstsüchtigen Pläne. Sie opponiren und protestiren und verleumden sogar, indem sie die Tugend des Mädchens, dem die Mitgift zugedacht ist, in Zweifel ziehen, und es sogar einem lächerlichen Verhör unterwerfen. Das Ende ist, wie im „Stiftungsfest", der unausweichliche Krach. Aber indem der Verfasser dieses Motiv ausarbeitete, mag er die Geduld oder die Freude daran verloren haben oder auch von der richtigen Erkenntniß bestimmt worden sein, daß sein Talent zur Satire socialer Gebrechen und gesellschaftlicher Lächerlichkeiten nicht ausreicht. Sicher ist, daß seine Mitbürger, die doch deutsche Reichshauptstädter sein sollten, aus der harmlosesten Caricatur in der Art von Kotzebues „Deutschen Kleinstädtern" nicht hinauskommen. Er schob also die Satire in den Hintergrund und verlegte den Schwerpunkt des Stücks in das „Gouvernanten"-Motiv. Die compromittirte junge Dame, welcher die Mitgift zufallen soll, lebt — zur Abwechslung unter dem Namen einer Klavierlehrerin — im Hause des Jubilars. Sie läßt es sich ruhig gefallen, daß für sie eine Mitgift zusammengebettelt wird und selbst als die Stiftungsfestler den Anspruch erheben, ihre Moral einer Prüfung zu unterwerfen und sie vor ihren Comité-Tisch citiren, empört sich ihr Stolz noch nicht. Sie ist nicht schuldig, aber sie opfert sich für die Tochter des Hauses. Auf die Bitte eines Hausfreundes hatte sie sich nämlich unbegreiflicherweise an einen ihr unbekannten Mann eine Einladung zum Stelldichein in die Feder dictiren lassen, und jetzt, nachdem das arge Billet in fremde Hände gefallen, verräth sie nicht, daß keineswegs sie, sondern das Töchterlein des Jubilars compromittirt sei. Erst als diese sich mit ihrem Angebeteten verlobt, sagt sie die Wahrheit, die derselben nun nicht mehr schaden kann. Um aber die Komödie der Irrungen voll zu machen, stellt es sich am Ende heraus, daß sie den ihr zugedachten Freier gar nicht liebt, sondern einen schüchternen, braven jungen Hinkefuß, mit dessen gewaltsam entlocktem Geständniß das Stück endet. Die durchaus nothwendige Schlußscene, worin die Klavierlehrerin die ihr durch Minoritätsbeschluß zuerkannte Mitgift zurückweist, wobei sich der Eigennutz ihres designirten Liebhabers zeigt, der nun natürlich das arme Mädchen nicht mehr heirathen will, bleibt uns Hugo Lubliner seltsamer Weise schuldig. Und doch würde sie eine logische und befriedigende Lösung bieten, für welche wir gern manche überflüssige und wirkungslose Scene hingeben möchten.

An die jetzt ins Centrum gerückte Haupthandlung schließt sich noch ein drittes Motiv, das man das „Klingsberg"-Motiv nennen möchte. Ihm ist der ganze erste Act ausschließlich gewidmet. Ein lebenslustiger alter Baron hat einen pedantischen jungen Neffen, den er zu einem echten Cavalier erziehen will. Die Erkenntniß, daß eine hübsche Dame aus der Gesellschaft den jungen Gelehrten nur zum Besten hält und eigentlich höchst abgeschmackt findet, veranlaßt seine vollständige Metamorphose. Zwischen dem zweiten und dritten Act verwandelt sich der junge Pedant in einen geschniegelten Courmacher, der die galanten Streiche seines Onkels nachahmt und sich in die erste Beste verliebt. Diese ist die Tochter einer Jugendfreundin des Oheims, und wir verstehen eigentlich nicht recht, warum dieser die Liebschaft nicht begünstigt. Anscheinend weil er glaubt, sein Neffe treibe mit dem reizenden Backfisch nur sein Spiel und denke nicht entfernt ans Heirathen. Allein da kommt der Onkel übel an. Er ereifert sich und geht in seiner moralischen Entrüstung so weit, daß er das Einverständniß der jungen Leute dem Vater des jungen Mädchens denuncirt, aber der Neffe weiß die Sache so gewandt zu drehen, daß der Onkel, der nun zu spät erkennt, daß es dem Jungen Ernst ist, selbst für ihn um die Hand der Geliebten anhalten muß.

Diese drei nicht just neuen Motive sind nach dem Recepte des Berliner Schwanks à la Moser mit einer Menge von komischen und sentimentalen Anläufen, von Späßen und Späßchen, von wirklich und vermeintlich lustigen Motiven zu einer buntscheckigen Mosaik verbunden, der gegenüber unser Interesse bald dahin bald dorthin gezogen wird und schließlich erlahmt, bis es durch die zwei hübschen Liebesscenen des vierten Actes — die Prellung des Oheims und die Liebeserklärung des Hinkenden — wieder geweckt wird und den schon arg gefährdeten Erfolg des Abends noch rasch zu Gunsten des Autors entscheidet. Recht unterhaltend ist auch z. B. das häusliche Drama eines Biedermanns, der einmal im Affect seine kokette Frau eine dumme Gans genannt hat und zur Strafe hinfort das Lämmlein spielen muß. Eines Tages wird jedoch die strenge Gemahlin dieser Sanftmuth selbst überdrüssig und sie bittet ihn, wieder recht grob zu werden, welchem tiefgefühlten Bedürfnisse der Treffliche auf das Ausgiebigste nachkommt, indem er den „Mitbürgern" eine donnernde Strafpredigt hält. Wenn wir sagen, daß der verwöhnte Liebling des Publicums Herr Liedtke den polternden Büßer gab, so kann man sich denken, welchen Jubel diese wirksame Scene hervorrufen mußte.

Sonst unterstützte die Darstellung den Dichter nur wenig. Herr Berndal paßte nicht für die Rolle des intriganten Cavaliers, und Frau Frieb-Blumauer war nicht jung genug für dessen einstige Flamme, weshalb man genöthigt war, die ungezogenen Rangen, die ursprünglich ihre Kinder sein sollten, in ihre Neffen zu verwandeln, wodurch natürlich die Empfindsamkeit des Jugendgeliebten noch unverständlicher und unverständiger werden mußte. Eine Meisterleistung in Maske, Haltung und Rede bot Hr. Vollmer, so wenig wir auch mit der Figur des Krüppels, der eine Art Galgenhumor entwickelt, sympathisiren. Lubliner legt ihm folgende flache Späße in den Mund: „Ich hatte von jeher Unglück bei Damen, denn meine Amme hat mich fallen lassen und die anderen Frauen haben es ebenso gemacht," und als man bemerkt, daß seine Verse hinken, meint er: „Das haben sie von ihrem Vater." Der Verfasser hätte von Scribes stotterndem Kerbriand („Feenhände") lernen können, wie fein und zartfühlend der Dichter vorgehen muß, wenn er ein körperliches Gebrechen auf die Bühne zu bringen wagt. Z.

Opern und Concerte.

(Schluß.)

„Die Afrikareise", neue Operette von Herrn v. Suppé, Text von West und Genée, hat dem Friedrichstädtischen Theater endlich den heißen Wunsch nach einem, sichere Dauer versprechenden Erfolge erfüllt; die bisherigen Bestrebungen waren trotz aller glänzenden Vorverkündigungen in die Nacht der Vergessenheit (oder von Venedig) gesunken. Die „Afrikareise" aber wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, dem thätigen Director eine Entschädigung für die bisher getäuschten Hoffnungen bieten. Das Textbuch (welches dieses Mal keine Quelle angibt, also eigene Erfindung der Autoren bekunden soll) bietet ein Gemengsel von Unsinn, dem man nicht zu stark zu Leibe gehen darf, um der vielen urkomischen Scenen willen. Da ist zuerst ein italienisch-türkischer Renegat, Fansani-Pascha von Kairo; der erwartet seine Nichte aus Europa, der er zwei Millionen Pfund auszahlen soll, wenn sie mit zwanzig Jahren verheirathet ist, und die sich mit ihrem Manne angekündigt hat; da ist dann diese Nichte Titania, die, gar nicht verheirathet, erst einen Mann zu miethen sucht, den sie dem Pascha als ihren Gatten vorstellen könnte, um ihre zwei Millionen zu bekommen; da ist drittens ein lustiger Taugenichts, Miradillo, der seit Monaten in Kairo sitzt, Schulden macht, der reichen Titania in den Weg läuft und von ihr angeworben wird, um vor den Leuten die Rolle des zärtlichen Gatten zu spielen, wofür sie ihm die Schulden bezahlen will. Das liebenswürdige Trio überbietet sich gegenseitig in Listen; der Pascha glaubt nicht an die Vermählung Titanias und braucht alle möglichen Manöver, um die Wahrheit beweisen zu können. Die beiden Scheingatten spielen aber ihre Rolle zu gut. Titania hat sich bei der Ankunft in einen Maronitenfürsten verliebt und erlaubt ihm,

Digitized by Google

ihr den Hof zu machen; Miradillo aber, den der Pascha aufhetzt, benimmt sich als nachsichtiger und Nachsicht heischender Ehemann, er hat eine Sklavin gekauft aber nicht bezahlt, das Geld seiner Frau hilft ihm auch diese Schuld zu berichtigen. Nun aber hat dieser Miradillo von Neapel eine wirkliche Frau — oder eine Braut, die er sehr liebt, aus dem Text wird das nicht ganz klar — und diese, eine Putzmacherin Tessa, kommt mit ihrer Mutter ebenfalls nach Kairo und beobachtet dort das Treiben ihres Gatten. Die sämmtlichen Herren und Damen nehmen die Einladung Fansani-Paschas an, einige Wochen auf seinem Landgute zu verbringen. Dieser glaubt hiedurch am sichersten die Wahrheit über die Ehe seiner Nichte zu ergründen. Aber es gelingt ihm nicht. Die Damen nehmen türkische Tracht an, halten sich aber von türkischen Gewohnheiten fern; sonst geht es recht kunterbunt zu; Titania und Tessa (die, von ihrem Miradillo wiedergefunden, ihm die Hölle heiß macht durch die Drohung, daß sie die Wahrheit kundgeben wird) sehen zuletzt keinen Ausweg aus der Pascha-Klemme, als daß sie sich von dem Maronitenfürsten entführen lassen. Miradillo läuft mit. Der Pascha giebt sein Spiel noch nicht verloren, setzt mit einer Beduinenhorde den Flüchtigen nach und erwischt sie auch; das Opfer der zwei Millionen Pfund, die ihm die Nichte bietet, versöhnt ihn; sie heirathet ihren Maronitenfürsten, Miradillo wird mit Tessa wiedervereinigt und die Paare gehen nach Europa zurück.

Wie schon gesagt, es ist lustiger Unsinn, den das Textbuch bietet, und man kann nicht streng ins Gericht gehen; hat man sich einmal eine kritische Betrachtung über eine zu große Dummheit oder über Bedenkliches notirt, so streicht man sie in der nächsten Minute lachend wieder aus.*) Der erste und zweite Act sind voll komischer Situationen, der dritte Act ist allerdings weniger wirksam, dafür aber der kürzeste. Die Musik des Herrn v. Suppé bietet recht wenig eigentlich Originelles, aber recht viel unterhaltende, leicht fließende Stücke. In den mehrstimmigen Gesängen tritt das Streben nach guter Arbeit in lobenswerther Weise hervor, auch in der Instrumentation zeigt sich Sorgfalt und mancher charakteristische Zug. So ist denn dieses neueste Produkt der Operetten-Muse den besseren beizuzählen und wird höchst wahrscheinlich über viele Bühnen mit Erfolg wandeln.

Gespielt und gesungen wurde vortrefflich. Frl. Collin (Titania), Frl. Auguste Koch (Tessa) und Frl. El. Schmidt (Tessas überaus ergötzliche Mutter), die Herren Wellhof (Pascha), Swoboda (Miradillo) und Steiner (Maronitenfürst) theilten sich in die Lach- und Beifallserfolge. Auch alle kleineren Rollen waren vorzüglich besetzt. Die Decoration, die Kostüme, die Aufzüge übertrafen alles bisher Gebotene; und wir können bei allem Lobe die Befürchtung nicht unterdrücken, daß, wenn einmal das Publicum an derartige Ausstattungen der Operette gewöhnt wird, die Unkosten ganz unverhältnißmäßig steigen, und der Mißerfolg einer einzigen Operette all den Gewinnst der früheren, gut aufgenommenen verschlingt. „Fledermaus" und „Boccaccio", die zwei, welche entschieden die größten Einnahmen gebracht haben, bedingten die wenigsten Ausgaben!

Der Erfolg der „Afrikareise" war ein entschiedener. Lachen, da capo-Rufe, Hervorrufe nahmen kein Ende. Der Componist, der selbst dirigirte, strahlte, und dem thätigen Director sah man es auch an, wie freudig ihn die sichere Hoffnung auf eine endliche günstige Ernte bewegte.

H. Ehrlich.

*) Solventur risu tabulae; tu missus abibis. Horaz Sat. II, 1. Buch, 1. S.

Notizen.

Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1884. Herausgegeben von Joseph Kürschner. 6. Jahrgang. Stuttgart, W. Spemann.

Professor Kürschner in Stuttgart hat sich mit der Fortsetzung und Consolidirung des von den Brüdern Hart ins Leben gerufenen Literatur-Kalenders ein unbestreitbares Verdienst erworben, um so mehr als er sich die einmal übernommene Aufgabe keineswegs leicht macht und auch im neuen Jahrgang bestrebt ist, seinen Almanach durch praktische Verbesserungen und größere Reichhaltigkeit zu einem stets zuverlässigen und geradezu unentbehrlichen Nachschlagebuch für Publicisten und Literaturfreunde zu machen. In der warmherzigen Vorrede wünscht der Herausgeber, man möge den neuen Band als grundlegend für seine Nachfolge betrachten und den eigentlichen Zweck des Buches: einen Vereinigungspunkt für die gesammte literarische Welt Deutschlands ohne Ueber- und Unterordnung der im Dienste des geistigen Fortschrittes schaffenden Kräfte abzugeben, wohl im Auge behalten und würdigen. Das schmucke Bändchen, dem eine Radirung von Heyses Porträt beigegeben ist, präsentirt sich diesmal viel handlicher als früher, da der Druck noch compresser und raumsparender geworden ist und die Gesetze weggeblieben sind. An ihre Stelle trat Neues auf dem Gebiete des Rechts, vor Allem die deutsch-französische Literarconvention. Die hochinteressante Rubrik der Gutachten und Entscheidungen konnte noch erweitert werden, ebenso das Adreßbuch, das 4150 Namen bringt. Dieses ist sehr reich an allerlei Indiscretionen aus der Welt des Pseudonyms. So erfahren wir z. B., daß sich hinter dem Novellisten Ossip Schubin eine in Brüssel lebende Pragerin Frln. Lola Kürschner, hinter A. v. d. Elbe eine Frau v. d. Decken in Hannover verbirgt, daß Consistorialrath Ebrard in Erlangen der Verfasser der geistvollen antihäckelschen Satire: Cheirisophos' Reise durch Böotien ist, und daß die „Gegenwart", welche zuerst andeutete, daß George Taylor, der Verfasser von „Antinous" und „Klytia", der Heidelberger Theologieprofessor Adolf Hausrath sein dürfte, vollständig das Richtige getroffen hatte. In dieser Beziehung ist der literarische Rathgeber sehr unterhaltend und reich an Ueberraschungen. Werthvoll ist endlich noch die Statistik der Zeitungen und Zeitschriften, das Verzeichniß der Preisausschreiben, Jubiläen, Denkmale, Feste und Auszeichnungen und eigentlich jede Seite des Kalenders. Möge der „Kleine Kürschner" in immer weiteren Kreisen das unentbehrliche Jahrbuch und Vademecum jedes deutschen Schriftstellers, Journalisten und Literaturfreundes werden. Er sollte schon jetzt in keiner Redaction, keiner öffentlichen Bibliothek, keinem Lesecabinet fehlen.

* * *

Optimistische Novellen von Alfred Friedmann. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Wenn es etwas gibt, worin Alfred Friedmann dem großen Meister der Novelle gleicht, dem er sein Buch gewidmet hat, so ist es wohl das Streben nach feiner, gefälliger, künstlerisch durchgearbeiteter Form. Wir vergessen bei ihm keinen Augenblick, daß wir uns in der Gesellschaft eines vielseitig gebildeten und welterfahrenen Poeten befinden, von dem man sich immer gern etwas vorerzählen läßt, auch wenn man mit dem Was? das uns da in so einschmeichelnder Gestalt entgegentritt, nicht immer sich befreunden kann. Hier und da geschieht freilich auch wohl einmal des Guten zu viel in dieser Beziehung, und wir würden lieber mehr Einfachheit im Dialog sehen. Friedmann verschmäht das Schillernde, Packende und Blendende, um vielmehr einfache, seelische Conflicte zu suchen und in seiner Art zu lösen. Besonders aufregend geht es in seinen Novellen nicht zu. Jemand rettet ein Mädchen vom Tode des Ertrinkens und heirathet es dann — das ist z. B. der ganze Inhalt der Novelle „Pflichtgefühl". Aber wie hübsch, wie fein ist das erzählt! Am wenigsten spricht die erste Geschichte „Zwei Weihnachten" an, ein etwas verworrenes Sittenbild aus der Großstadt, wogegen die Novelle „Pflicht und Liebe" wirklich interessirt und fesselt. Eine etwas straffere Führung der Fabel möchten wir Friedmann für die Folgezeit wohl noch wünschen. C—n.

* * *

Lieder und Gedichte von Konimor. Wien, L. Rosner.

Ein Bändchen ansprechender Poesien, das Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird. Da man sich auf dem Gebiete der Liebeslyrik längst daran gewöhnt hat, an die Originalität des Autors keine besonderen Ansprüche zu stellen, so berührt es um so wohlthuender, gelegentlich einmal eigenen Gedanken zu begegnen. Die Form läßt wenig zu wünschen übrig. B.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Paedag. Ostrau (Ostrowo)
b. Filehne. Pensionat, gegr. 1850. Septima bis Prima (Gymn. u. Real). Berechtigung z. einj. Dienst. Betheiligung von nah u. fern. Gute Aufsicht. Sichere Erfolge. Prosp. u. Ref. gratis.

Georg Weiss, Verlag in **Heidelberg.**

Die Positive Philosophie
von
Aug. Comte
im Auszuge von Jules Rig.
Uebersetzt von **J. H. von Kirchmann.**
Zwei Bände. — Preis 17 Mark.

Die Zonen des Geistes.
Aphorismen von
Moriz Jokai.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu! [Im Buchhandel.

Für Schriftsteller.
Eine Verlagsbuchhandlung mit Buchdruckerei in Leipzig erbietet sich zur Uebernahme von Commissionsverlag. Näheres sub **R. 2077** durch **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:
August Reißmann, Dr. phil. **Die Hausmusik**, in ihrer Organisation u. kulturgeschichtlichen Bedeutung. 8. M. 6.—.

Georg Treu, Prof. Dr., Direktor der K. S. Antiken- u. Abguß-Sammlungen: Dresden, **Sollen wir unsere Statuen bemalen?** gr. 8. M. 1.—.

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren ꝛc.), mit 4 Photographien nach **Kaulbach, Rembrandt, Müller, Van Dyck**, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Von **Paul Heyse, Georg Ebers, Fr. v. Bodenstedt, G. Brandes, Jul. Große, Rob. Waldmüller, Hieronym. Lorm, E. A. König, R. Dohn, L. Laistner** u. A. als ein höchst bedeutendes Werk anerkannt:

Raskolnikow, Roman von **Dostojewskij.**
Nach der 4. Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henckel.
Verlag von W. Friedrich in Leipzig. 3 Bände. 10 M., gbd. 12 M. 50 ₰.

Georg Ebers schreibt: „Dieser Roman ist eine furchtbar schöne, gewaltige Dichtung. . . . Ich habe kaum etwas Ergreifenderes gelesen, als dieses furchtbare Buch, welches sich auf gemeinen Mord gründet, der doch nicht gemein ist, welches uns das Herzensbündniß eines Räubers mit einem gefallenen Mädchen vorführt, welches uns anmuthet wie eine reine, durch Hagelschlag beschädigte, weiße Blume. Mit fliegender Hand habe ich Seite um Seite gewendet, und als ich fertig war, athmete ich auf wie nach einer Wanderung über gähnende Abgründe. Dieses Werk, dieser Dichter sind groß und werth, daß man sie kennen lernt." **Paul Heyse** sagt: „Nun erst kann ich Ihnen danken, daß Sie mir dazu verholfen haben, dies höchst merkwürdige Buch kennen zu lernen, das in seiner Art vielleicht unerreicht dasteht, von einer psychologischen Kraft und Tiefe, wie sie selbst unter den Landsleuten des Verfassers sich selten finden wird." **Georg Brandes:** „Das Buch muß als ein Quellenwerk ersten Ranges für die Entstehungsgeschichte des modernen Rußland betrachtet werden." (N. fr. Pr.) — **Aehnliche Urtheile fällten die obengenannten Dichter und Schriftsteller.**

Wilh. Langhans' Geschichte der Musik
des 17., 18. und 19. Jahrhunderts
in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von A. W. Ambros.
Das Werk erscheint im Formate der Ambros'schen Musikgeschichte in zwei starken Bänden in circa 20 Lieferungen à M. 1.— netto.
Bisher erschien: Erster Band (in 8 Lieferungen à M. 1).
Geheftet M. 8.— n., Einbanddecke dazu M. 1.10 n. Elegant gebunden M. 9.50 n.
Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

Das erste Heft von 5 Bogen der
Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte
(jährlich 12 Hefte in Oktav à M. 1.—)
ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig. Preis M. 1.—
(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des ersten Heftes:
Zum Geleite.
Das alte Syrakus. Von Ad. Holm. I.
Ein Bild aus dem Klosterleben Oesterreichs. Von A. Horawitz.
Ein Gesandtenmord im 17. Jahrhundert. Von M. Brosch.
Die Pest in Rußland 1654. Von A. Brückner. I.
Die Staatsmänner Amerikas. Von A. E. Schönbach.
Mitteilungen und Berichte.

Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Tanagra-Figuren.
Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Für ein hochinteressantes kleines Originalwerk von ca. 60 Octavdruckseiten, einzig dastehend in seiner Art, populär gehalten und der denkbar größten Verbreitung fähig, wird ein wohlrenommirter
Verleger gesucht.
Schöne, des Gegenstands würdige Herstellung und sachkundiger ausgedehntester Vertrieb werden als Hauptsache betrachtet, nicht das Honorar, da der Verfasser vermögend ist. Auf Wunsch wird auch jedes pekuniäre Risiko des Verlegers gänzlich ausgeschlossen. Fr. Off. unter **U. T. 918** an **Haasenstein & Vogler** in **Berlin, S.W.,** zur Weiterbeförderung erbeten.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Gratis und franco versenden:
Antiquarischer Anzeiger No. XII.
☞ Neueste Ankäufe. ☜
Katalog No. 185: **Linguistik.** 1892 Nummern.
☞ Allgem. u. vergleich. Sprachwissenschaft, Grammatik u. Literatur von 48 Sprachen, ausgenommen der germanischen.
Breslau, Schweidnitzer Strasse 16—18.
Schletter'sche Buchhandlung
Franck & Weigert.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 16. Februar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das neue Actiengesetz. Von A. Bodek. — Elsässer Deutsch-parlamentarisch. — **Literatur und Kunst:** Zur vergleichenden Mythologie. Von Th. Achelis. — Zur Charakteristik Friedrichs des Großen. Von Georg Winter. — Memoiren eines Schwaben. Von Aliquis. — Bergnamen. Von Rudolf Kleinpaul. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Christus vor Pilatus von Michael Munkacsy. Von A. L. — Alexander Strakosch als Vorleser. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Das neue Actiengesetz.

Von A. Bodek.

Was ist ein Gründer? Die Antwort auf diese Frage lautete anders in der sogenannten Gründerzeit, anders in den darauf folgenden Jahren des Niederganges, der Enttäuschungen und der Gründerprocesse. Auch die letzteren haben oft eher dazu beigetragen, den Begriff, der allmählich einen bösen und gehässigen Beigeschmack erhalten hatte, zu verwirren, als ihn zu klären. Mit Spannung nahmen wir daher den neuen, jetzt dem Bundesrathe vorliegenden „Entwurf eines Gesetzes betreffend die Commanditgesellschaften auf Actien und die Actiengesellschaften" zur Hand, in der Hoffnung, hier endlich eine Klarstellung und scharfe Begrenzung des wichtigen, für eine Reform des Actienrechts grundlegenden Begriffes zu finden. Aber weder in dem Entwurf noch in der beigegebenen Begründung fanden wir eine directe und bündige Auskunft. Die Motive versichern zwar, daß das Gesetz die zum Schimpfwort gewordene Bezeichnung „Gründer" wieder zu Ehren bringen wolle. Aber sie lassen sich ebenso wenig näher über den Begriff aus, wie das Gesetz selbst, welches ihn nur beiläufig, in einer Parenthese, einführt und es uns überläßt, durch Deduction herauszufinden, wen es denn eigentlich als Gründer gelten lassen und den Actiengesellschaften wie dem Publicum und den Gerichten gegenüber als solche verantwortlich gemacht wissen will. Es heißt nämlich in Artikel 209, Absatz 1: „Der Inhalt des Gesellschaftsvertrages (Statut) muß durch mindestens fünf Actionäre (Gründer) in gerichtlicher oder notarieller Verhandlung festgestellt werden. In derselben ist zugleich der Betrag der von jedem Gründer übernommenen Actien anzugeben." Hieraus wie aus dem Zusammenhange der hierher gehörigen Vorschriften ist zu entnehmen, daß als Gründer diejenigen Actionäre gelten sollen, die sich unter Uebernahme von Actien an der amtlichen Feststellung des Gesellschaftsvertrages betheiligen, daß hierzu mindestens fünf Personen gehören, daß deren aber auch mehr sein können. Bei den ernsten Folgen, die der Entwurf unter Umständen an die Gründereigenschaft knüpft, hätte es wohl der Mühe verlohnt, diese Begriffsstimmung ausdrücklich in das Gesetz aufzunehmen. Ja noch mehr. Da der Fall sehr wohl denkbar ist, daß Jemand sich unter Uebernahme von Actien an der Feststellung der Statuten betheiligt, ohne wirklich zu den Urhebern des Unternehmens zu gehören und als solcher gelten zu wollen, so hätte als weiteres Erforderniß der Gründereigenschaft wohl auch noch die Vorschrift Platz finden können, daß die Betreffenden sich bei der begründenden Handlung selbst als Gründer zu bezeichnen haben. Betheiligung an der gerichtlichen oder notariellen Statutenerrichtung unter Uebernahme von Actien und Selbstdeclaration als Gründer — das also würden die Requisiten sein, die zu einer gesetzlichen Feststellung des folgenschweren Begriffes genügend, aber auch nur eben genügend und daher dringend erforderlich wären.

Die Lücke, die der Entwurf hier zeigt, ist um so auffälliger, als derselbe sich gerade in einem Theil seiner wichtigsten Bestimmungen auf dem Begriff des Gründers und der Gründung aufbaut und als die Bestimmungen, die er in dieser Beziehung vorsieht, sich sonst durch große Schärfe und streng logische Gliederung auszeichnen. Auch im Uebrigen erscheint die Vorlage — es sei dies hier gleich vorweg anerkannt — vom Standpunkte der juristischen Technik als eine vortreffliche Arbeit, als ein Cabinetsstück formeller Gesetzgebungskunst, was freilich über ihre praktische Brauchbarkeit, ihren wirthschafts- und socialpolitischen Werth noch nicht entscheidet.

Die Bestimmungen über die Gründung der Actiengesellschaft bilden anscheinend ein reiches Arsenal von Waffen zum Schutze der Actionäre und des Publicums gegen böswillige oder fahrlässige Gründer. Schade nur, daß auch gar manche zweischneidige Waffe darunter ist. Um nur einige Punkte herauszugreifen, so sind zunächst die Vorschriften über die Prüfung im Gründungsverfahren nicht ohne schwere Bedenken. Die Prüfung soll, statt der im Vorstand und Aufsichtsrath sitzenden Gründer oder sonstwie Interessirten, durch Stellvertreter vorgenommen werden. Bei der Simultangründung, an der sich nur Gründer betheiligen, fällt nun aber auch die Wahl der Stellvertreter lediglich den Gründern zu. Diese werden sich hüten, zu Stellvertretern andere Personen zu ernennen, als solche, denen sie unbedingt vertrauen oder die von ihnen abhängig sind. Die Prüfung wird hier zur reinen Farce. Das Publicum glaubt es mit zwei verschiedenen Gruppen zu thun zu haben, von denen die eine die andere unbefangen controlirt. In Wahrheit ist es nur eine Gruppe, die nur zum Schein in zwei Hälften zerfällt: in offene Gründer und — in maskirte. Aehnlich steht es mit den Successivgründungen, wo die von Gründern herangezogenen, bei dem Unternehmen interessirten Zeichner, aus deren Kreisen dann die Prüfung zu erfolgen hätte, gleichfalls in den meisten Fällen nicht in der Lage sein werden, ein unabhängiges und unbefangenes Urtheil abzugeben. Die Sicherung des Publicums, die der Entwurf anstrebt, schlägt in beiden Fällen thatsächlich in das Gegentheil um.

Ein anderer wunder Punkt ist die Generalversammlung unter Leitung des Gerichts. Die Mitwirkung des Richters wird die Einhaltung der gesetzlichen Formen sicher stellen, wird unter Umständen auch den außerhalb des Gründerkreises stehen-

Digitized by Google

den Zeichnern in ihren Bedenken und Einwänden einige Stütze bieten können. Seine Einwirkung auf den Gang der Verhandlung wird aber immer nur eine formelle sein, abgesehen davon, daß die zur Generalversammlung Erscheinenden meist schon vorher mit der Gründung und den Gründern einverstanden sein werden. Wie sieht sich das Ding aber von Weitem an? „Das Gericht ist dabei gewesen und hat die Sache sanctionirt; also muß doch Alles gut und solid hergegangen sein." Das Publicum, das vor Schaden gesichert werden soll, wird dadurch vielmehr in Sicherheit gewiegt und vielleicht erst recht zu Schaden gebracht.*)

Das ist überhaupt ein Grundzug und eine durchgehende Schwäche des Entwurfs, daß er den Spielraum der Actiengesellschaften, ihrer Gründer und Leiter durch schärfere Controle und Verantwortung einengen und so das Publicum schützen will, daß er aber eben durch solche Bevormundung die bisher rege gewesene Wachsamkeit einschläfert, die selbstständige Prüfung lähmt. Auch hier soll an die Stelle der Selbsthilfe die Staatshilfe treten; aber auch hier und gerade hier ist sie vom Uebel. Sagen doch die Motive selbst: „Hier, auf dem Gebiete rein materieller Interessen, wo Gewinnsucht und Leichtgläubigkeit zusammentreffen, vermag das Gesetz noch weniger als die Sitte zu helfen.... Gegen Täuschung und Irrthum, Illusion und Leichtsinn muß wesentlich die eigene Sorgsamkeit der Betheiligten sichern." Wäre hiernach nur auch im Entwurf verfahren worden! Die Reformbedürftigkeit des bestehenden Actienrechts wird wohl allseitig zugegeben werden; aber auch seine ärgsten Gegner werden wohl nicht behaupten wollen, daß die Ausschreitungen der letzten Gründerära lediglich oder auch nur vornehmlich durch die Gesetzgebung verschuldet seien und daß bei einem Wiedererwachen der damals mächtig emporgeschossenen Unternehmungslust weitere Ausschreitungen durch veränderte gesetzliche Bestimmungen hintangehalten werden könnten. Haben wir doch soeben gesehen, daß manche der vorgeschlagenen Neuerungen eintretenden Falls sogar den entgegengesetzten Erfolg haben würden!

Aber nicht nur vom Standpunkte des Publicums, sondern auch von dem des Handelsstandes selbst, und gerade seiner gesunden und achtbaren Elemente, müssen diese Vorschläge lebhafte Bedenken erregen, denen in zahlreichen Gutachten von Handelskammern und angesehenen Vertretern des Handelsstandes bereits unverhohlen Ausdruck gegeben ist. Mit begreiflichem Unmuth empfindet man in diesen Kreisen das tiefe Mißtrauen, welches die bereits erwähnten Bestimmungen über den Act der Gründung und deren Prüfung durch Unbetheiligte, namentlich aber auch diejenigen über die Verantwortlichkeit der Gründer dictirt hat. Diese soll sich erstrecken auf die Richtigkeit und Vollständigkeit ihrer Angaben über Zeichnungen und Einzahlungen, Einlagen, Uebernahmen oder Vergütungen, für deren Ersatz die Gründer, wenn sich Lücken oder Verschleierungen herausstellen, solidarisch zu haften haben. Eines Beweises bedarf es aber in solchen Fällen den Gründern gegenüber nicht; vielmehr müssen diese, wenn sie sich von ihrer Verantwortlichkeit befreien wollen, selbst den Nachweis führen, daß sie es an der nöthigen Sorgfalt nicht haben fehlen lassen. Die Gründer sollen der Gesellschaft aber ferner auf Schadenersatz solidarisch haften, wenn diese durch Einlagen oder Uebernahmen böslich geschädigt ist. „Böswillige Schädigung", darunter kann leicht auch eine solche verstanden werden, die nicht etwa durch betrügerische Handlungen, sondern durch irgend ein Versehen bei der Gründung entstanden ist. Ja, die Verantwortung für böswillige Schädigungen schließt in der Allgemeinheit, wie sie im Entwurf vorgesehen ist, „die Gefahr nicht aus, daß man aus einer bloßen späteren Minderschätzung des Vermögensstücks unter Ignorirung der zur Zeit der Gründung berechtigten Hoffnungen die Böslichkeit folgert".*) Diese Bestimmung ist daher in den zunächst betheiligten und sachverständigen Kreisen mit Recht auf scharfe Anfechtung gestoßen.

Dasselbe Mißtrauen, das in den Bestimmungen über Gründung und Gründerverantwortlichkeit waltet, durchzieht auch den anderen Haupttheil des Entwurfs, der sich mit der Verwaltung der ins Leben getretenen Gesellschaft, mit den Functionen ihrer Organe — des Vorstandes, des Aufsichtsrathes und der Generalversammlung — beschäftigt. Durchaus anzuerkennen ist zwar das Bestreben, diese Organe sicherer und klarer als bisher gegen einander abzugrenzen, ihre Functionen durchsichtiger zu gestalten und schärfer zu präcisiren. Die Einwände, die von A. Delbrück, Präsidenten des Deutschen Handelstages, gegen die Vorlage erhoben werden, scheinen uns hier mehrfach über das Ziel hinauszuschießen. Die vom Entwurf angenommene Souverainetät der Generalversammlung, aus der ja Vorstand und Aufsichtsrath als verwaltende und controlirende Behörde erst hervorgehen, ist im Princip nur zu billigen. Aus diesem Princip folgen gewisse Minimalrechte, die der Entwurf der Generalversammlung gegenüber der Leitung der Gesellschaft unter allen Umständen vorbehalten wissen will. Ohne Zustimmung der Generalversammlung soll — mit absolutem Ausschluß gegentheiliger statutarischer Bestimmungen — keine Abänderung des Statuts, keine Erhöhung des Grundkapitals zulässig sein. Gegen diese Bestimmungen wird sich etwas Erhebliches ebenso wenig einwenden lassen wie gegen die anderen, welche die Verhütung der völligen Vermischung von Executive und Controle bezwecken und daher anordnen, daß Aufsichtsrathsmitglieder nicht zugleich Mitglieder des Vorstandes oder Gesellschaftsbeamte sein und daß ausscheidende Vorstandsmitglieder nicht vor Entlastung in den Aufsichtsrath gewählt werden dürfen.

Bedenklicher ist es schon, wenn dem Aufsichtsrath, für den Fall des Ausscheidens eines Mitgliedes im Laufe des Geschäftsjahres, die Möglichkeit der Ergänzung durch Selbstzuwahl abgeschnitten wird — eine Maßregel, die zu Gunsten des Princips der Souverainetät der Generalversammlung die Forderungen der Praxis vernachlässigt und die Geschäftsführung ohne Noth erschwert. Eine nicht minder bedenkliche Consequenz dieses Princips ist die jederzeitige Absetzbarkeit der Aufsichtsrathsmitglieder (noch vor Ablauf der Wahlzeit) durch die Generalversammlung. Der Entwurf geht von der principiell richtigen Ansicht aus, daß der Mehrheit der Actionäre ein Aufsichtsrath, der nicht mehr ihr Vertrauen genießt, nicht aufgezwungen werden dürfe. Ist es aber nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß sich an Stelle der wirklichen Mehrheit irgend eine zufällige, künstlich zusammengetrommelte Mehrheit einer Generalversammlung vordrängt, daß diese im Dienste einer der Gesellschaft und deren Leitung feindlichen Clique den Aufsichtsrath durch Ueberrumpelung beseitigt? Da es sich hier um ein leitendes und festes Element in dem fortwährend fließenden und wechselnden Treiben der Actiengesellschaft handelt, um diejenige Körperschaft, von deren Zusammensetzung das Schicksal und Gedeihen der Gesellschaft zumeist abhängt, so sollte man nicht so leicht damit umspringen. Mindestens sollte zur vorzeitigen Absetzung des Aufsichtsrathes oder eines seiner Mitglieder nicht nur die einfache Mehrheit, mit der der Entwurf sich begnügt, sondern eine besonders verstärkte (etwa Dreiviertel-) Mehrheit erforderlich sein. Der Entwurf will die Actionäre und die von ihnen eingeschossenen Kapitalien schützen. Gut; aber er verfährt hierbei doch gar zu einseitig. Man darf nicht vergessen, daß es nicht das todte Kapital ist, welches die Actiengesellschaft ausmacht, sondern dessen Verbindung zu ge-

*) Selbst Stimmen, die sich im Großen und Ganzen sehr freundlich zum Entwurf stellen, können über diesen und ähnliche Punkte nicht hinwegkommen. Auch ein so hervorragender Kenner des Handelsrechts wie Reichsgerichtsrath Dr. Wiener, der in seiner Schrift „Der Actiengesetz-Entwurf. Betrachtungen und Vorschläge" (Leipzig, Veit & Comp., 1844) völlig auf dem Boden der Vorlage steht, verwirft entschieden die betreffenden Bestimmungen und will den Prüfungsapparat des Entwurfs durch einen eingehenden Bericht der Gründer selbst mit obligatorischem, verpflichtendem Inhalt ersetzt wissen. (S. 24 fg.) Inwiefern der beachtenswerthe Vorschlag praktisch durchschlagend ist und ob er sich namentlich so ohne Weiteres in das Gefüge des Entwurfs einschieben läßt, sei hier dahin gestellt.

*) Wiener, in der angef. Schrift S. 26.

Digitized by Google

meinsamem Zweck und unter gemeinsamer Leitung; erst hierdurch erhält das Rohmaterial des Kapitals Form und Gepräge, wird es fähig zur Erfüllung größerer und höherer Aufgaben und gelangt es auch vom geschäftlichen Standpunkt aus zur rechten Verwerthung. Es liegt daher im Interesse der Actionäre selbst, daß die Leitung, in der die gemeinsamen Interessen sich sammeln, nicht in jedem Augenblick den Launen und Ueberfällen einer Zufallsmajorität preisgegeben sei.

Was die Verantwortlichkeit der leitenden Organe betrifft, so ist auch diese im Entwurf erheblich verschärft; zugleich ist aber auch hier wieder die Beweislast in gehässiger und unbilliger Weise verschoben. Die Verantwortlichkeit bezieht sich wiederum auf die Prüfung der Zeichnungen und Einzahlungen, der gewährten Vergütungen, Entschädigungen und Belohnungen. Im Streitfalle haben Vorstand und Aufsichtsrath oder die in Anspruch genommenen Mitglieder derselben zu beweisen, „daß sie die Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes angewandt haben". Von vornherein also gelten sie als unordentliche Geschäftsleute, und sie bleiben in dieser Kategorie, so lange der Nachweis aussteht; gelingt er ihnen nicht, so haben sie für den Riß zu stehen. Auf die Ungerechtigkeit und Härte der dieser Bestimmung zu Grunde liegenden Auffassung, auf ihre moralischen und unpraktischen Unzuträglichkeiten haben wir schon oben hingewiesen. Gründer und Leiter von Actiengesellschaften werden in dieser Beziehung gewissermaßen zu Bürgern zweiter Klasse degradirt; sie gelten im Zweifel, bis sie das Gegentheil nachweisen, als verdächtige Leute, die das Gesetz durch Ausnahmebestimmungen zeichnen, durch besondere Cautelen im Zaume halten zu müssen glaubt.

Nicht minder abnorm sind die gleichfalls aus der trüben Quelle des Mißtrauens herfließenden Bestimmungen zum Schutze der Minderheiten, denen gewisse Ansprüche und Rechte beigelegt werden, wie sie sonst wohl nirgends vorkommen. Actionäre im Betrage von einem Zwanzigstel des Grundkapitals sollen das Recht haben, jederzeit die Berufung einer Generalversammlung, die Ankündigung bestimmter Gegenstände zur Beschlußfassung in derselben, die Vertagung der Verhandlung der Generalversammlung über die Bilanz und die Bestellung von Revisoren durch das Gericht zu verlangen. Actionäre im Betrage des zehnten Theils des Actienkapitals haben das Recht, wegen etwaiger Unredlichkeiten, Gesetz- und Statutwidrigkeiten eine gerichtliche Prüfung zu fordern. Eine größere Minderheit, in Höhe des fünften Theiles des Actienkapitals, kann Ersatzansprüche gegen aus der Gründung verpflichtete Personen und gegen Gesellschaftsorgane erheben und dem Gericht diejenigen bezeichnen, die sie zu Bevollmächtigten für die Proceßführung betraut wissen will.

Daß Zufallsminoritäten durch Zufallsmajoritäten in der Generalversammlung überrumpelt werden können, haben wir vorhin gelegentlich selbst angedeutet. Daß also die Minorität, gerade im Interesse der Gesammtheit, für gewisse Fälle des Schutzes bedarf, ist zuzugeben. Dieser Zweck könnte aber wohl durch weit einfachere, natürlichere und harmlosere Mittel erreicht werden, als diejenigen sind, die der Entwurf vorschreibt. Nach einem Vorschlage, der aus den betheiligten Kreisen selbst kommt, könnte man eine kleine Minorität mit dem Recht ausstatten, die Ausführung eines auf der Generalversammlung gefaßten Beschlusses zu verhindern, eine vorgenommene Wahl zu beanstanden durch den Antrag, daß in einer kurz zu bemessenden Frist eine neue Generalversammlung berufen werde, um endgiltig über die beanstandeten Beschlüsse oder Wahlen zu entscheiden. Sehr häufig würden sich auf diese Weise die Folgen leichtfertiger Zufallsbeschlüsse oder intriganter Coterienstreiche von der Gesellschaft abwenden lassen, ohne daß gleich nach der Polizei und dem Gericht geschrieen, der Credit des Unternehmers und der Ruf der dabei Betheiligten untergraben zu werden braucht. Daß Letzteres nicht selten der Zweck, fast immer aber die Folge der vom Entwurf vorgesehenen Maßregeln sein wird, leuchtet ein. Alles Schlechte, was man der Majorität einer Generalversammlung zutrauen kann, gilt mit noch viel größerem Recht von einer mit besonderen Befugnissen ausgestatteten Minorität.

Fassen wir den Entwurf als Ganzes ins Auge, so kennzeichnet er sich durch den Zug des Mißtrauens, der als rother Faden hindurchgeht, als ein Niederschlag jener Stimmungen, die aus der den Gründerjahren folgenden Zeit des Unbehagens noch immer fortwirken. Die Verfasser des Entwurfs sehen offenbar die Actiengesellschaften, die ohne Gründer und Gründungen nun einmal nicht ins Leben treten können, als ein Uebel an, im günstigsten Falle als ein nothwendiges Uebel, das in möglichst engen Grenzen gehalten werden muß. Die Motive verhehlen nicht, daß „das Inkrafttreten des Gesetzes den Strom der Bildung von Actiengesellschaften zurückdrängen" werde, was „als eine ungünstige Folge nicht beklagt werden könnte". Wenn es bei dieser Zurückdrängung des Stromes nur darauf ankäme, alles Ueberflüssige und Schädliche auszuscheiden, Ausschreitungen und Mißbildungen zu verhüten, so wäre das ein Unternehmen, des Schweißes der Edlen werth. Und wenn die Vorlage das Problem, der gesunden Entwickelung des Actienwesens Raum zu schaffen durch Ausrodung der Schmarotzerpflanzen, auch nur annähernd löste, so würden wir gern die zahlreichen Schwächen in den Kauf nehmen. Das ist aber eben nicht gelungen, schon weil die Verfasser sich die Aufgaben gar nicht gestellt haben. Darum sind manche Vorschläge des Entwurfs wohl klug ersonnen und kunstgerecht gefaßt, während er in wesentlichen Punkten verfehlt ist. Die Actiengesellschaften sind nicht etwa eine schlimme, sondern eine heilsame Nothwendigkeit, mit der eine weise Gesetzgebung — so streng sie auch einzelne Auswüchse zu hindern und zu ahnden suchen muß — mit Lust und Liebe rechnen sollte. Nicht darauf kommt es an, die Kapitalisten mit einem Walle kleinlicher, übertriebener und darum schädlich wirkender Schutzmaßregeln zu umgeben; nicht darauf, die Gründung und Leitung von Actiengesellschaften zu erschweren, indem man gerade die tüchtigsten, einsichtigsten und gewissenhaftesten Kräfte davon abschreckt, sondern vielmehr darauf, die gerade in Deutschland so nothwendige Vereinigung kleinerer Kapitalien zu gemeinsamen großen Unternehmungen kräftig zu fördern, die Erwerbsthätigkeit zu ermuntern, den Wettbewerb anzuspornen. Will man die Actiengesellschaften „zurückdrängen", so werden sich die Rückschläge sehr bald auch auf anderen Gebieten unseres volkswirthschaftlichen Lebens, in der Production wie in der Consumtion, in den oberen wie in den unteren Klassen fühlbar machen. Hier ist auch ein Stück sociale Frage, deren Lösung ja unseren leitenden Kreisen, wie sie tagtäglich versichern, so sehr am Herzen liegt. Zu einer Lösung oder auch nur Beschwichtigung dieser drohenden Frage auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung ist aber das erste Erforderniß, daß man die Erwerbsthätigkeit frei lasse, stärke, beflügle. Die sociale Frage lösen wollen, indem man den Unternehmungsgeist in Fesseln schlägt, das heißt die Pferde hinter den Wagen spannen.

Elsässer Deutsch-parlamentarisch.

Bekanntlich sind die Mitglieder des elsaß-lothringischen Landesausschusses seit ungefähr Jahresfrist durch ein besonderes Gesetz verpflichtet worden, nicht mehr in französischer, sondern in deutscher Sprache zu verhandeln, was mehreren, die des Deutschen nicht vollkommen mächtig sind, einigermaßen schwer fällt. Im Zwange dieser Nothwendigkeit hat nun eines der bekanntesten Mitglieder des Landesausschusses, der Reichstagsabgeordnete Grad, zu dem originellen Auskunftsmittel gegriffen, im Elsässer Dialekt und zwar „Colmerer Ditsch" zu sprechen. In den stenographischen Berichten stehen Grads Reden hochdeutsch verzeichnet, seine Etatsrede von 1883 ist indessen jetzt, wortwörtlich, wie sie gesprochen worden, von dem Colmarer Dichter Mangold durchgesehen, im Druck erschienen und man muß gestehen, daß sie zu den amüsantesten Etatsreden gehört, welche jemals gehalten worden sind.

*

Digitized by Google

„Wel das G'ſetz uns zwengt en d'r ditſch Sproch die Verhandlunge vom Landesüsſchuß ze halte, ſo bet' ich Sie mer z' erloiwe en unſerm Elſaſſer Dialekt ze ſprache, das heißt wie mer d'r Schnawel g'wachſe=n=eſch. So lang as m'r do, nawe d'r Tribüne, khe Phonograph ufſtelle, wo jedes Wort mechaniſch weder harget, em=e accent wie 's üs unſerm Mül kommt, wel i garn d'r Verſüech mache mini Red en Colmerer Ditſch, ſpäter fer Se Hochditſch z'ewerſetze, enſofarn unſeri Stenographe das was ich ze ſaje ha, net alles rechtig verſtehn. G'weß hatte Se mich uf franzeſch beſſer verſtande, awer wie's em Liedle heißt:

Quand on n'a pas ce que l'on aime,
Il faut aimer ce que l'on a.“

In dieſer Mundart hat nun Grad die übliche Etatsrede gehalten und ſeine Kritik der Finanzlage des Landes gegeben, wobei er nicht umhin konnte, auch ein Wort für das Tabaksmonopol fallen zu laſſen. Vielleicht fällt dieſe Befürwortung in ſolcher Form auf beſſeren Boden bei den deutſchen Intereſſenten und Rauchern.

„Mini Herre!“ ſagte Grad, „M'r het min Frend und Kolleg, Baron Hügo Zorn vo Bulach un mer, vo mehreri Sitte har betteri Vorwerf g'macht, wel mer uns em Reichstaj fer d'Iſiehrung vom Reichstüwakmonopol üsg'ſproche hann. Worum ham'r fer das Monopol g'ſtemmt? Einzig un elein um d'Entraſſe vo Elſaß=Lothrenge z'ferdere. En de landwerthſchaftlige Vereine haw i d'Wenſch vo unſere Büre fer d'Iſiehrung vom Tüwakmonopol vernomme. En dare Maßregel ha'w i 's Mettel erbleckt unſeri Landesſchulde z'telge un d'r lidend Landwerthſchaft z'halfe durch g'hörigi Üsfiehrung vo Verbeſſerungsarweite uf Koſte vo d'r Staatskaß ohne Aforderunge an d'Stirpflechtigi . . . Jedefall war d'r Atheil fer Elſaß=Lothrenge üs 'm Extraj vom Monopol uf nur 4 bes 5 Millione g'reng g'ſchätzt, un met 4 bes 5 Millione Mehrinahm kennte m'r d'Licenz=Stir abſchaffe, unſeri Schulde telge, d'öffetligi Arweite fer d'Förderung d'r Landwerthſchaft und Handel en wenig Johr üsfiehre un zûe Werkligkeit g'macht ohne en d'r Sack vo de Stirpflechtigi z'griffe; dann d'Üsgab fer Tüwak ſahen die Conſommatore net fer 'e Stir a. Met dam Mettel hatte mer üs unſerm Elſaß e Landle g'macht, wie wenig unter d'r Sonn uf 'm Gottesardbode ſen.“

An einer anderen Stelle ſeiner originellen Rede hat Grad einen in neueſter Zeit mehrfach erörterten Differenzpunkt zwiſchen der Regierung und der Verwaltung des Reichslandes geſtreift, indem er ſagte:

„Met Schmarz haw=i noh d'r letſcht Red vom Herr Statthalter, Mantig Zowe, üs 'm Mul vom e Rothgawer d'r Regierung here mieſe: d'Regierung that beſſer, anſtatt mit Melde z'herrſche, durch Üswiſunge vo Notabilitäte üs alle Kreiſe das Land z'terroriſiere. O, rief ich en de ditſche Staatsmanner zûe: Höre net uf die falſchi Rothgawer! O, erwache net ſo beſi Geiſter en unſerm fredſame Land! Politiſch netzlig, noch conſervativ kenne darartigi Gedanke net werke. Danke vielmeh an Rüsland met ſine Maſſeüswiſunge no Siberie. Die hann d'r Nihiliſmus an ehrer Bruſt g'ſaigt. D'rüſſiſch Regierung het en grojſami Rothſchläj g'foligt. Kaiſer Alexander eſch g'falle, en ſiner eigene Hoiptſtadt en d'r Mette ſiner Koſake.“

Es war wohl nicht nöthig, gleich auf Rußland zu exemplificiren. Im Uebrigen hat Grad Recht und mit ihm die elſaß=lothringiſche Regierung, welche suaviter in re beabſichtigt, was die Verwaltung zuweilen nur allzu fortiter in modo durch ihre zahlreichen Organe durchführt. Es iſt lebhaft zu bedauern, daß aus den deutſchen Beamtenkreiſen in Elſaß=Lothringen aus engherzigen Intereſſen gegen ein Regierungsſyſtem agitirt wird, welches allein im Stande iſt, die friedliche Wiedergewinnung Elſaß=Lothringens zu bewirken. Elſaß=Lothringen iſt keine Strafcolonie, wo die Beamten Alles und die Herren und die Bewohner Nichts und die Diener ſind. Beide ſollen gleichberechtigt und ebenbürtig nebeneinander leben und mit einander arbeiten, Jeder auf ſeinem Gebiete nach Pflicht und Können. Das wird zwar theoretiſch allgemein anerkannt, praktiſch aber nicht immer von untergeordneten Verwaltungsorganen, welche ſich dünken, in ihrer Perſönlichkeit das deutſche Reich zu repräſentiren und in dieſer Eigenſchaft, als Repräſentanten desſelben, zu jeder Zeit wie Geßlers Hut auf der Stange reſpectirt zu werden. Wenn ſolche Elemente mit unhöflichen Autochthonen in unliebſame Berührung kommen, ſo haben Reich und Regierungsſyſtem damit gar nichts zu thun; es ſind das Privatangelegenheiten, die die Herren unter ſich abmachen mögen — vor einem ordentlichen oder Ehrengericht, aber nicht in der Tagespreſſe zur Beunruhigung der öffentlichen Meinung.

Literatur und Kunſt.

Zur vergleichenden Mythologie.

Von Th. Achelis.

Schon vor faſt 30 Jahren ſchrieb Max Müller, als er den einſeitig rationaliſtiſch=hiſtoriſchen Standpunkt Grotes bekämpfte, folgende beherzigenswerthe Worte: „Denken wir der Zeiten, die einen Lykurgos und einen Solon erzeugen, die einen Areopag und die olympiſchen Spiele gründen konnten, wie vermögen wir uns da vorzuſtellen, daß wenige Generationen vor jener Zeit die höchſten Begriffe von der Gottheit bei den Griechen genau durch die Geſchichte von der Verſtümmelung des Uranos durch Kronos wiedergegeben wurden, von Kronos, der ſeine Kinder frißt, einen Stein verſchluckt und ſeine ganze Nachkommenſchaft lebendig ausſpeiet? Bei den niedrigſten Stämmen Aſiens und Amerikas finden wir ſchwerlich etwas Scheußlicheres und Empörenderes. Es hieße ſeine Augen verſchließen vor den Schwierigkeiten, die uns ins Geſicht ſtarren, wollte man mit Grote ſagen, dieſe Mythologie ſei eine Vergangenheit, die nie gegenwärtig geweſen; und es ſcheint Gotteslästerung, dieſe Fabeln der Heidenwelt als verderbte und mißdeutete Bruchſtücke einer vor Zeiten dem geſammten Menſchengeſchlechte gewährten Offenbarung anzuſehen, eine Anſicht, die ſo häufig von chriſtlichen Geiſtlichen vertreten wird.“ (Eſſays II, 10.) „Sollte es,“ ſagt der berühmte Gelehrte, „eine Periode temporären Wahnſinnes gegeben haben, die das Menſchengeſchlecht zu paſſiren hatte, und war dieſer Wahnwitz genau derſelbe im Süden Indiens und im Norden Islands? Man kann unmöglich annehmen, daß ein Volk, welches ſelbſt in der Kindheit des Gedankens Männer wie Thales, Herakleitos und Pythagoras erzeugte, nur wenige Jahrhunderte vor der Zeit dieſer Weiſen aus leeren Schwätzern beſtanden haben könnte.“ Seit jener Zeit iſt das comperative Studium der Alterthumswiſſenſchaft (hier in der weiteſten Bedeutung genommen) unendlich ausgedehnter und auch exacter im Detail geworden, und dennoch tritt gelegentlich die verzopfte Gelehrſamkeit des klaſſiſchen Regimes wieder mit dem ſeltſamen Anſpruch auf, alle Beziehungen, welche eben dem Rayon der gefeierten griechiſch=römiſchen Bildung angehören, als autochthone Schöpfungen aufzufaſſen und ſie nicht durch Wechſelwirkung mit anderen, ſprachgeſchichtlich verwandten Elementen in ihrer erhabenen Originalität zu ſchädigen.

Auch das ſoeben erſchienene Werk von F. W. L. Schwartz: „Prähiſtoriſch=anthropologiſche Studien*) bedurfte noch mitunter einer kritiſchen Begründung bezüglich ſeiner wiſſenſchaftlichen Methode. „Es iſt nur aus der noch immer ſtellenweiſe feſtgehaltenen Abgeſchloſſenheit des Klaſſiſchen zu erklären, daß nachdem u. A. J. Grimm aus den „faden“ Maſſen des deutſchen Aberglaubens, dem „dummen Bauerngeſchwätz“, wie die Gebildeten in ihrem Unverſtändniß es früher zu bezeichnen beliebten, die deutſche Mythologie hat erſtehen laſſen, und nachdem ein Waitz in ſeiner Anthropologie den Horizont der Wiſſenſchaft dahin erweitert hat, daß die unendlichſte Mannichfaltigkeit vom Roheſten bis zum Idealſten, vom ſcheinbar Verrückteſten bis zum Verſtändigſten in Glauben, Sitte, Gewohnheit u. ſ. w. ſich

*) Berlin 1884, W. Hertz.

Digitized by Google

als aus derselben Wurzel entsprossen — und nur nach den verschiedensten Verhältnissen und Zeitrichtungen sich entfaltend — ergibt: die klassische Welt für Manchen noch immer, unberührt von all diesem, als „eine Welt für sich" dastehen soll, die auch in ihren Anfängen nur ideell gewesen und nur in exclusiver Weise in ihren Ursprüngen so gefaßt werden dürfe: eine Vorstellung, über die selbst ein Schelling s. Z. schon den Stab brach, wenn er sagte: Schaal und leer ist jede Bewunderung des Homer, die nicht dunkel das Gefühl der in jenen Gestalten zu bewundernden Vergangenheit zu Grunde liegen hat. Diesen Hintergrund aber zu finden, und so die griechische Vorzeit den rohen Entwicklungsstufen der anderen Menschheit anzureihen und dann die homerische Welt aus ihm organisch in ihrem Glanz entstehen zu lassen, das ist die Aufgabe, welche die Wissenschaft heutzutage stellt." (S. 404.) Ja Schwartz muß es sich mit Anderen gefallen lassen, daß ihm die willkürlichste Zusammenstellung der Sagen zugemuthet wird; die „tollsten Ausgeburten der Allegoriensucht, die auf offenbaren Küstererfindungen beruhenden Tempellegenden, die absurdesten Klügeleien grammatischen Witzes und Aberwitzes werden als Zeugnisse für die nachzuweisenden Grundbedeutungen der Mythen nicht verschmäht", während dem gegenüber Homer und Hesiod völlig in „Mißcredit" gerathen sind. Wie gewöhnlich bei solchen Angriffen allgemeiner Natur, mehr Rhetorik als Logik; gerade an einem gemeinsamen Beispiel in orphischer, römischer und skandinavischer Ueberlieferung (die Verwandlung des höchsten Gottes in eine Schlange, die sich den Liebesgenuß zu verschaffen weiß) erweist der Autor die völlige Haltlosigkeit jener Invectiven und führt trotz verschiedener Abweichungen diese Sage auf einen bei dem indogermanischen Volke vielfach auftretenden alten, rohen Glaubenssatz zurück, „nach welchem man" wie dies besonders im deutschen Mahrtenglauben am einfachsten hervortritt — in der, der Welt Beängstigung bringenden Gewitterwolke ein Wesen erblickte, welches sich auf der Sonne lagert, indem nach der Version der Mythen der Sturmesgott in Gestalt des sich schlängelnden Blitzes zur Befruchtung derselben, welche man nach anderen Vorstellungen im Gewitter sich vollziehend wähnte, in den Wolkenberg hineinschlüpft." (S. 255.) Durchschlagend aber ist der Standpunkt, den die vergleichende Mythologie überhaupt Homer zuweist; während die gewöhnliche Anschauung den letzten Abschluß volksthümlichen Empfindens in der homerischen Welt findet und, von einzelnen Momenten abgesehen, diese als terminus a quo behandelt, hebt Schwartz mit Recht die unleugbare Thatsache hervor, daß uns hier nur eine Redaction des unendlich weitverzweigten griechischen Sagencomplexes vorliegt, die allerdings vielfach die charakteristischen Züge früheren Glaubens und Fühlens bewahrt hat, häufig aber auch auf eine anderweitige Ergänzung gebieterisch hinweist. „Haben gleich den Griechen die homerischen Lieder als Kanon ihrer Vergangenheit überhaupt gegolten, weil in diesem mit göttlichem Glanze umgebenen, einzig dastehenden Zeugniß der alten Zeit sich die ganze Vorgeschichte Griechenlands zu concentriren schien, so sind sie darum vor der Wissenschaft doch noch nicht der alleinige Zeuge der griechischen Vorzeit, sondern nur das Spiegelbild dessen, was man das homerische Zeitalter nennt. Wie die kyklopischen Mauern, die Homer zufällig nicht erwähnt, doch jenseits seiner Zeit liegen, so ist im griechischen Volksleben unendlich viel, bald hier, bald dort in Sagen und Gebräuchen sowie Gewohnheiten des täglichen Lebens haften geblieben von der Urzeit. Da gilt es aus diesen über ganz Griechenland zerstreuten Trümmern im Anschluß an jenes älteste, aber eben in gewisser Hinsicht einseitige Zeugniß ein Gesammtbild von der Entwicklung des griechischen Volksthumes überhaupt zu schaffen, in dem, wie jedes Einzelne zu seinem Rechte kommt, so auch Homer eine besonders bedeutsame Stelle finden wird." (S. 327.) So erwächst eine ursprüngliche volksthümliche Basis, die über die homerische Auffassung weit hinausgreift, ein prähistorisches Erbtheil, das seinen alterthümlichen Charakter schon durch die entsprechenden Beziehungen mit anderen stammesverwandten Völkern unwidersprechlich documentirt; die eigentliche sinnliche, realistische Bedeutung, die crasse Rohheit des Naturmenschen (wie sie im Phallus uns sich zeigt), das Gespenstisch-Dämonische ist vielfach zu einer freieren, abstracteren poetischen Form umgewandelt und veredelt, so daß nur dem kundigen Auge die relevanten Elemente (häufig in Gestalt scheinbar unverständlicher Residuen erhalten) die Ansatzpunkte für die ganze vorausgegangene Entwicklung dieser Vorstellungen bieten. Schwartz erläutert diesen Punkt in Bezug auf die in das frühzeitig cultivirte Kleinasien eingewanderten griechischen Stämme in folgender Weise: „Die kleinasiatischen mythischen Traditionen ..., auf denen Homer erwuchs, verhalten sich zu denen des Mutterlandes ähnlich wie die isländischen Edden zu den mehr lokalen Traditionen der norwegischen Heimat. Sie sind gleichsam von ihrer alten Geburtsstätte und den dort an sie sich knüpfenden Beziehungen gelöst, in einem universelleren Geist wiedergeboren und haben damit gleich schon von Anfang an eine allgemeinere, ideellere Richtung erhalten; der elementare Aberglaube, die ganze Fülle der niederen Mythologie, wie sie die alten Normannen ebenso wie die alten Griechen in reichem Maße hatten, und die noch heutzutage in den resp. Mutterländern, wenn auch im Laufe der dazwischen liegenden Jahrtausende verkümmert und übertüncht, doch in allgemeineren Anschauungen und Traditionen noch zum Theil fortlebt, ist bei jenen Wanderungen nicht mit eingezogen in die neuen, reich sich entfaltenden kleinasiatischen Culturstätten und in das Reich der Poesie, die fortan für das entwickeltere Volksleben die Trägerin des Göttlichen wie der Heldensage wurde." (S. 400.) Aehnlich hat schon Kuhn auf die in den Prosaikern erhaltenen Rudimente des alten griechischen Volksglaubens hingewiesen, durch deren vorsichtige Combination (mit Anlehnung selbstverständlich an andere sprachverwandte Analogien) eine Reconstruction der griechischen Urzeit zu ermöglichen sei.

Diese psychologisch-genetische Herleitung des ästhetisch Anmuthigen und Harmonischen aus ursprünglich roheren und nur für einen kleinen lokalen Bezirk gültigen Anschauungen, wie sie eben an den homerischen Gedichten geschildert wurde, hat der Verfasser auch an anderen Sagenkreisen, z. B. den deutschen, zur Anwendung gebracht und schließlich, wie sich nicht anders erwarten läßt, zu einem leitenden Grundsatz der ganzen mythologischen Forschung erhoben. Bekanntlich hat bereits Grimm mit Nachdruck die Bedeutsamkeit der (häufig freilich nur fragmentarisch) in den niederen Schichten unseres Volkes fortlebenden religiösen und mythischen Vorstellungen betont, die durch die nivellirende Macht des Christenthums in immer bescheidenere Sphären herabgedrängt wurden. Diese nun, verhältnißmäßig noch frei von poetischer Idealisirung, erweisen sich durch den unmittelbaren Anschluß an die elementaren Vorgänge in der Natur als die ursprünglichen Factoren des Volksbewußtseins. „Bei genauerer Betrachtung des Stoffes von diesem Gesichtspunkte aus können wir ... trotz manches Lückenhaften gerade in diesen Kreisen die Wesen noch deutlich in ihrem Uebergang von dem an eine bestimmte Naturerscheinung gebundenen Zustande in die freier und somit edler göttlicher Wesen, auf die der Mensch dann alles Gute und Schöne seiner eigenen Natur häuft, verfolgen. Dieser Fortschritt vom Naturwesen zum Gott ... tritt besonders hervor in dem Verhältniß des Volksgedankens, wenn er die Gestalten noch unmittelbar wirkend in der Natnr vorstellt, gegenüber dem Cultus, wo diese Beziehung zurücktritt, der Charakter sich verallgemeinert. Die Sagen, oder besser gesagt die Mythen, bilden die Brücke zwischen beiden; sie sind gleichsam Variationen auf den Volksglauben, sie zeigen uns, wie auch in anderen Mythologien, die Naturmächte in dem mannichfachen Wechsel der Naturerscheinungen, denen sie angehören, thätig sowohl als leidend, und wie sich so endlich die Person des Gottes als etwas Bleibendes für den Cultus herausbildet." (S. 7.) So erwuchs aus ursprünglich engbegrenzten lokalisirten Typen die Fülle mächtiger, ethisch gedachter göttlicher Persönlichkeiten, bis sie dann durch die absorbirende Wirksamkeit christlicher Ideen und klerikalen Fanatismus bis zu undeutlichen Schattenbildern verblaßten.

In diesen Proceß greift aber noch ein anderes Element sehr

Digitized by Google

kräftig ein, nämlich die Umbildung des elementar Psychischen nach der historischen Seite hin; die mannichfachen geschichtlichen Erlebnisse wurden das Material, aus dem die dichtende Volksphantasie gleichsam Scenerie und Kostüm für ihre Lieblingsgestalten schuf. Daher nicht nur der stehende Zug von der Anknüpfung berühmter Geschlechter aus göttlichem Ursprunge, sondern die verblüffende Rücksichtslosigkeit, mit der die Sage, unbekümmert um Anachronismen, bald diesem, bald jenem Helden einen bedeutsamen mythischen Zug anpaßt. Schwartz führt für diese lebendige Fortsetzung der Vorstellungen in der preußischen Geschichte namentlich den großen Kurfürsten und den alten Fritz an, und stellt schließlich als maßgebenden Grundsatz auf, daß die Mythologie dem Leben gleichsam nachrückt und sich so äußerlich erneuert, wodurch auch die ganze Sagenmasse immer einen neuen Anstrich bekommt. (S. 9.) Dieser historische Niederschlag läßt sich selbstredend weit über die Verhältnisse der eigentlich geschichtlichen Zeit zurückverfolgen in eine Ferne, die jeglicher mündlichen oder gar schriftlichen Tradition entrückt ist; nur in dunkelen, schwer erkennbaren Zügen reden diese Bilder von den wechselvollen Entwicklungsstadien eines Volkes, dem vielleicht nie der Gebrauch der Schrift bekannt geworden ist. Weil aber eben diese mythologischen Gestalten die eigene Vergangenheit des schöpferischen Volksgeistes nach seiner ganzen materiellen und ideellen Seite hin enthalten, so ist es einleuchtend, daß mit dem Wechsel der äußeren Verhältnisse und dem Schwanken des geistigen Niveaus auch Form und Entfaltung dieser Bilder sich stetig ändert; je weiter man, sagt daher Schwartz, in der mythologischen Schöpfung zurückgreift, desto weniger hat man das zu erwarten, was man gewöhnlich System nennt, ein Irrthum, der bis jetzt so viel in der Forschung verdorben. Ja selbst innerhalb der Traditionen, die wir in Anlehnung an die Natur als die Grundlagen der Mythologie nachweisen, kann uns die größte Mannichfaltigkeit in der Auffassung derselben Erscheinungen nicht auffallen; denn abgesehen davon, daß dieselben Erscheinungen selbst für das Auge, das eben nur das Aeußere auffaßt, höchst mannichfach sind, bildeten jene Traditionen eine Masse, die wie die Sprache vom ganzen Volke getragen wurde, wo jeder seinen Gedanken und dem Glauben, der ihm der wahrscheinlichste dünkte, folgte . . . bis dann in den einzelnen Familien, in den einzelnen Volkskreisen gewisse Vorstellungen sich consolidirten und allgemeine Geltung erlangten, bis auch sie von neuen Anschauungen, die sich bei erweitertem Leben, bei erweiterter Beobachtung gebildet hatten, verdrängt wurden, aber erst, nachdem sie während ihres Lebens mythische Massen gleichsam abgelagert hatten. (S. 64.) Diese Schichtung der Conceptionen, den civilisatorischen Entwicklungsgang des Volkes aus den rohesten Anfängen repräsentirend, bietet innerhalb ihrer einzelnen Stadien die größte Mannichfaltigkeit, die häufig sehr schwer als Manifestationen ein und desselben, allerdings fortschreitenden ethnischen Organismus sich begreifen lassen. Daher trotz vielfacher Uebereinstimmung in den ursprünglichen Zügen der elementaren Naturgestalten z. B. des indogermanischen Volkes so scharfe Differenzen im Einzelnen, daher auch die klaffenden logischen Widersprüche, welche eine wohlgeordnete systematische Gliederung der Götterwelt nach allen Seiten hin immer und immer wieder vereiteln. Aber desto gefährlicher und verderblicher ist es, mit unseren geschulten Begriffsformen eine totale Revolution auf Kosten der Wahrheit anstellen zu wollen, lediglich um doch eine dialektisch in sich zusammenhängende Kette von Ideen hervorzubringen.

Eine andere hiermit zusammenhängende und gleichfalls nicht immer vermiedene Versuchung ist es, diesen Erscheinungen gegenüber dem eigenen sittlichen Standpunkt als entscheidendem Kriterium zu folgen und die im unendlichen Laufe der Entwicklung allmählich erzeugten Gefühle und Empfindungen als die ganz selbstverständlichen und allgemein gültigen Güter der menschlichen Existenz anzusehen. Die Ethnologie hat in Verbindung mit ihren Hülfswissenschaften genügend diesen Irrthum einer platonisch absolutistischen Moral widerlegt und dagegen durch unleugbare Thatsachen gezeigt, daß vielmehr auf sittlichem Gebiet so gut wie in allen anderen Sphären ein langsamer, durch vielfache Rückfälle unterbrochener und mit den seltsamsten Widersprüchen (für unsere Anschauung) versehener Proceß von den rohesten und moralisch empörendsten Anfängen bis auf die Summe derjenigen ethischen Anschauungen gewirkt hat, welche wir jetzt einmal als unverbrüchliches Erbtheil der menschlichen Natur an und für sich schon zu betrachten gewohnt sind. Da aber diese sittlichen Gefühle nicht haltlos in der Luft schweben, sondern organisch aus dem ganzen socialen und politischen Complex des Volkslebens erwachsen, so unterliegen sie damit einer stetigen Aenderung, die sich nicht nach etwaigen apriorischen Motiven vollzieht, sondern eben durch die ganz unvermeidliche Rückbeziehung auf den realen Boden ihrer Existenzbedingungen. Es bedarf hier nur kurzer Erinnerung an die Wandelung der Ansichten, welche die Menschheit in Betreff der Ehe, der Behandlung der Eltern durch ihre Kinder und des Werthes der menschlichen Persönlichkeit überhaupt durchgemacht hat, um diese auch auf mythologischem Gebiet sich bewährende Wahrheit zu veranschaulichen. Deshalb weist Schwarz mit Recht zunächst auf das sorgfältige Studium der Gebräuche hin, weil in ihnen die ersten sittlichen Gefühle zur Geltung gelangen. „In ihnen entwickelt sich langsam, inmitten aller Wildheit und Rohheit leidenschaftlicher Naturzustände, zunächst innerhalb der einzelnen Volksstämme diejenige Art des menschlichen Denkens, welche vom civilisirten Standpunkte aus man nur zu leicht geneigt ist, als etwas allgemein Menschliches von vorne herein anzunehmen." (S. 113.) — Auch wer nicht überall den Standpunkt des Verfassers theilt, kann jedenfalls auf anregenden Genuß aus der Lectüre des Werkes rechnen.

Zur Charakteristik Friedrichs des Großen.

Von Georg Winter.

Wenn dereinst eine unparteiische, von den Sympathien und Antipathien des Tageskampfes der Meinungen unberührte Geschichtschreibung den Versuch machen wird, ein unbefangenes Urtheil über die so oft mißgünstig angegriffenen Leistungen der Berliner Communalverwaltung zu gewinnen, so wird und muß vor Allem ein Gebiet derselben unbedingte Anerkennung und Bewunderung erregen: nämlich die großartige Entfaltung, welche das städtische Schulwesen unter der Leitung der liberalen städtischen Körperschaften genommen hat. Und überall, wo man dereinst, wie jetzt schon allgemein im Auslande, diese Entwickelung als eine musterhafte hinstellen wird, wird auch der Name des verstorbenen Stadtschulraths Cauer ehrend genannt werden: denn wenige Männer waren gerade in den letzten stürmischen Jahren, in denen es galt eine Fülle unberechtigter Angriffe und Schmähungen zurückzuweisen, mit diesem Zweige der städtischen Verwaltung so innig verwachsen, wie dieser edle und selbstlose Mann.

Für alle diejenigen, welche ihm in seinem Leben in irgend einer verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen, amtlichen oder außeramtlichen Beziehung nahe gestanden haben, für alle die, welche sein aufopferndes Wirken mit Interesse beobachtet haben, wird daher das nach seinem Tode herausgegebene Werk, welches gleichsam als ein Vermächtniß seines reichen und vielseitigen Geisteslebens betrachtet werden kann, in doppelter Hinsicht eine willkommene Gabe sein: zu dem Interesse, welches der Stoff selbst in den weitesten Kreisen nothwendig erregen muß, wird sich bei ihnen noch ein, wenn wir so sagen sollen, psychologisches Interesse gesellen, die Freude daran, wie gerade dieser Mann über Preußens größten König gedacht und geurtheilt hat. Denn die umfassende pädagogische Wirksamkeit, welche Cauer als Stadtschulrath in Berlin, wie früher als Lehrer und Director in Breslau, Hamm, Potsdam und Danzig entfaltete, füllte bei weitem nicht seine ganze Thätigkeit aus: er hat daneben noch zu allen Zeiten in ausgedehntem Maße gelehrten historischen Studien obgelegen, denen wir eine Reihe gediegener Arbeiten verdanken. Wenn

Digitized by Google

er die akademische Laufbahn, welche er Anfangs in Breslau eingeschlagen hatte, später aus äußeren Gründen mit der des Gymnasiallehrers definitiv vertauschte, so hat er doch bei aller Gewissenhaftigkeit, mit der er seinen amtlichen Pflichten oblag, niemals gänzlich auf seine wissenschaftliche Thätigkeit verzichtet. Und zwar wandte sich, nachdem er Anfangs sich mit mehreren Arbeiten auf dem Gebiete der alten und mittelalterlichen Geschichte versucht hatte, seine Neigung immer ausschließlicher dem großen Könige zu, in welchem er mit Recht einen der größten Fürsten der Weltgeschichte sah, Friedrich dem Großen. Und zwar war es nicht in erster Linie das grandiose Feldherrngenie Friedrichs, welches ihn anzog, als vielmehr das reiche geistige Leben, welches der Philosoph von Sanssouci auf allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit entfaltete. Hatte sich die gelehrte Geschichtsschreibung nach Eröffnung der Archive vor Allem mit der größten Energie der Erforschung der großartigen staatlichen Leistungen Friedrichs zugewandt, so ergänzte er diese Resultate der Wissenschaft durch ein ebenso intensives Studium des reichen geistigen Lebens des großen Königs. Die Früchte dieser seiner Studien, wie er sie zum Theil in einer Reihe von in verschiedenen Zeitschriften verstreuten Aufsätzen, theils in einer Anzahl von Vorträgen, welche bisher überhaupt noch nicht durch den Druck veröffentlicht waren, niedergelegt hat, sind es nun, welche die Pietät seines Sohnes in dem Werke: Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs des Großen*) der allgemeinen Kenntniß zugänglich gemacht hat.

Von den verschiedensten Gesichtspunkten aus hat sich der Verfasser in diesen Abhandlungen der Erkenntniß des ihn beschäftigenden Problems genähert, aber durch alle diese verschiedenen, überall auf soliden Quellenstudien beruhenden Arbeiten geht ein einheitlicher Grundgedanke, der aus den einzelnen Aeußerungen des Geisteslebens des Königs dieses selbst zu erkennen bestrebt ist. So vielseitig wie der Geist des Königs sich auf allen Gebieten geäußert hat, ist auch der Inhalt dieses Werkes, und doch auch durchweht dasselbe ein so einheitlicher Geist, wie er auch allen den verschiedenen Werken des Königs eigen ist.

„Eine Natur von so großartiger Anlage, von solcher Tiefe und Vielseitigkeit, wie die Friedrichs des Großen, bietet der Betrachtung einen unerschöpflichen Stoff dar. Wie viel auch über eine derartige Erscheinung geredet und geschrieben sein mag, immer werden sich noch neue Standpunkte gewinnen lassen, von denen aus ihr beizukommen ist, immer wird ihr Verständniß noch durch eine neue Beleuchtung, durch das Aufsuchen neuer, bisher minder beachteter Beziehungen gefördert werden können."

Mit diesen Worten beginnt die erste der in Cauers Werke enthaltenen Abhandlungen über „Friedrich den Großen und das klassische Alterthum", welche er im Jahre 1863 als Gratulationsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Breslau an Friedrich Haase verfaßt hat. Seitdem sind zwanzig Jahre vergangen, und noch sind diese Worte ebenso wahr als damals. Trotz der ungemein intensiven wissenschaftlichen Arbeit, welche sich seitdem auf die Erforschung der kriegerischen, verwaltenden, geistigen Thätigkeit des Königs geworfen hat, sind wir doch heute noch weit entfernt von einer erschöpfenden Kunde dieser in der That unerschöpflichen Natur. Besitzen wir doch noch immer keine zusammenfassende und einheitliche Geschichte Friedrichs des Großen in der vollen Ausdehnung seines reichen Lebens. Verhältnißmäßig am meisten ist auf politisch-militärischem Gebiete geleistet; weit weniger im Einzelnen bekannt ist die Regententhätigkeit, die eine weniger sichtbar hervortretende, aber darum nicht weniger bedeutende war, als die politisch-militärische. Erst durch die neuesten Publicationen der preußischen Archivverwaltung sind wir über die großartige Thätigkeit des Königs auf dem letzteren Gebiete durch authentische Actenstücke unterrichtet worden; und man nahm mit Staunen wahr, daß der große Genius des Königs hier nicht minder fruchtbar und fördernd gewirkt hat, wie nach außen hin.

Cauers Arbeiten bewegen sich, wie erwähnt, fast ausschließlich auf einem dritten Gebiet: weniger der König und Feldherr ist es, den er uns vor Augen führt, als der Philosoph und Dichter. Unzweifelhaft liegt gerade in dieser Seite der umfassenden Thätigkeit des Königs für den denkenden Historiker ein besonderer Reiz: denn in ihr erkennen wir so recht das innerliche Leben und die ganze Eigenart des Geistes, der den König zu den großen Leistungen auf anderen Gebieten erst befähigte. Man hätte daher meinen sollen, daß es gerade die schriftstellerische Thätigkeit Friedrichs gewesen wäre, welche am schnellsten auch bei weiteren Kreisen unseres Volkes hätte allgemein bekannt werden müssen. Und doch ist das nicht der Fall gewesen. Wohl sprach ein Jeder von dem Philosophen von Sanssouci, wohl bewunderten Zeitgenossen und Nachwelt den Denker auf dem Königsthrone, aber mit diesen allgemein gehaltenen Phrasen, wie sie in fast allen historischen Büchern wiederkehren, verband sich kaum hier und da eine genauere Kenntniß der philosophischen und religiösen Ideen, welche den König bewegten. Der erhabene Grundsatz, daß der König nichts sei als der erste Diener des Staates, wurde immer und immer wieder in Gegensatz zu Ludwigs XIV. fast frevelhaft absolutistischem Worte l' état c'est moi gestellt; aber wie Wenige hatten das tiefdurchdachte, wenn auch gewiß im Einzelnen anfechtbare Werk gelesen, in welchem der König seine politischen Ideen philosophisch begründet hat, den Anti-Machiavel? Kaum dem Namen nach waren die philosophischen und historischen, die poetischen und militärischen Werke des Königs in weiteren Kreisen der Gebildeten bekannt; nur ein kleiner Kreis von Fachgelehrten ergötzte sich an dem Ideenreichthum des großen Mannes. Und kaum ein Menschenalter ist es her, da konnte ein englischer Gelehrter dem preußischen Volke noch die bittere Wahrheit sagen, daß es noch nicht einmal eine würdige Sammlung der Werke des Königs besitze, deren Herausgabe jede andere Nation, die einen solchen König zu den Ihren zählen könne, längst als Ehrenpflicht betrachtet haben würde. Diesem in der That wenig ehrenvollen Mangel ist dann durch die Munificenz Friedrich Wilhelms IV. durch eine vortreffliche Ausgabe der 30 Bände umfassenden Werke Friedrichs abgeholfen worden; aber auch dann noch blieb der Leserkreis ein beschränkter: nur Wenige außer den Fachgelehrten trugen diesen Produkten eines genialen Geistes die Aufmerksamkeit entgegen, welche sie auch dann verdienen würden, wenn es nicht einer der größten Männer der Weltgeschichte gewesen wäre, der sie geschrieben.

Auch Cauer hat diese seltsame Thatsache lebhaft empfunden und seinem Bedauern darüber in seinen Arbeiten, die sich alle in ihrer Form trotz ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit an das gesammte gebildete Publicum wandten, wiederholt Ausdruck verliehen. Der Erklärungsgrund liegt ziemlich nahe: bekanntlich sind alle Werke des Königs nicht in seiner Muttersprache, sondern französisch geschrieben. Es war ein eigenthümliches Verhängniß, welches es diesem reichen Geiste versagte, für die Fülle seiner Gedanken eine völlig adäquate Form zu finden: er hat eigentlich keine Sprache völlig beherrscht. Sein barbarisches Deutsch ist allgemein bekannt: aber auch sein französischer Ausdruck ist doch reich an Härten, an barbarischen Formen und unrichtigen Wendungen — von der oft furchtbaren Orthographie, deren Verstöße in der Ausgabe der Werke verständiger Weise beseitigt sind, ganz abgesehen. Man merkt seinem Stile eben an, daß es nicht die Muttersprache ist, in der er schreibt und dichtet. Was er denkt und empfindet, ist deutsch von Grund aus, wie denn auch seine politische Arbeit die Grundlage der modernen Entwickelung geworden ist: was Wunder, wenn diese deutschen Gedanken sich nur mühsam in die ihnen fremde Sprache zwingen ließen? Diese Sachlage läßt eine mustergiltige deutsche Uebersetzung der Werke des Königs als ein unabweisbares Bedürfniß empfinden, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß ihnen dadurch wieder ein Theil ihrer Eigenart geraubt werden würde: wie kaum irgend eine Uebersetzung einen vollen Ersatz für das Original zu bieten vermag, so würde namentlich der Geist der poetischen Schöpfungen des Königs, die keineswegs so unbedeutend sind, als man oft anzunehmen geneigt ist, niemals voll und ganz in deutscher Sprache wiederzugeben sein. Immerhin würden

*) Breslau, Ed. Trewendt.

Digitized by Google

doch dadurch die Ideen selbst, die Grundgedanken, auf denen sich des Königs philosophisches und politisches System aufbaut, zum Gemeingut Aller werden können. Der nicht unbedeutende Theil unseres gebildeten Publicums aber, der die französische Sprache beherrscht und oft Zeit und Mühe genug auf die plattesten und seichtesten Erzeugnisse der französischen Muse unserer Zeit verwendet, sollte wahrlich nicht davor zurückschrecken, diese nur in französischem Gewande auftretenden echtdeutschen Gedanken in dem Französisch, wie es der König geschrieben hat, so gut und so schlecht es sein mag, zu studiren. Der Genuß und die Frucht dieser Lectüre würde sicher größer sein, als der der Mehrzahl der Produkte der modernen französischen Literatur.

Und eben hierauf beruht die große Bedeutung des Cauer'schen Werkes, welches ein Wesentliches dazu beiträgt, die Erkenntniß der Ideen und Anschauungen des Königs, wie sie der Verfasser aus einem liebe- und verständnißvollen Studium der Werke desselben gewonnen hat, allgemein zugänglich zu machen. Er hat eine eingehende Würdigung sowohl der Grundlagen, auf denen die wissenschaftliche Erkenntniß des Königs ruhte, wie des Neuen und Eigenartigen, welches er in schöpferischer Selbstthätigkeit zu dieser Grundlage hinzufügte, gegeben.

Der erste Aufsatz verfolgt in den Werken des Königs die Einwirkung des antiken, hellenisch-römischen Geistes auf die Gedankenwelt Friedrichs. Die eminente Klarheit, mit der der König die große Bedeutung der alten Cultur auf die moderne erkannte, die hohe Achtung und Verehrung, die er den römischen und griechischen Autoren zu allen Zeiten bewahrt hat, müssen um so wunderbarer erscheinen und beweisen um so mehr für die klare und scharfsinnige Auffassungsgabe des Königs, als er weder die griechische noch die römische Sprache so beherrschte, daß er jene Autoren in der Ursprache hätte lesen können: er las sie vielmehr in zum Theil sehr unvollkommenen französischen Uebersetzungen. Gleichwohl zeigt er sich mit ihrem Geiste völlig vertraut, und die Vorbilder des römischen Stoicismus haben ihm oft in den bittersten Stunden des Verzweiflungskampfes im siebenjährigen Kriege zum Troste gedient. Auf eben diese Bedeutung der stoischen und der ihr entgegengesetzten epikuräischen Philosophie für das individuelle Leben des Königs hat Cauer mit Recht großen Werth gelegt. Wie sehr der König diesen antiken Geist schätzte, wie sehr er den Mangel seiner Kenntniß der alten Sprachen bedauerte, sieht man am besten aus seinen Aeußerungen und Grundsätzen über Erziehung und Unterricht, welche Cauer in der zweiten der vorliegenden Abhandlungen einer eingehenden Betrachtung unterzieht. Recht im Gegensatz zu Napoleon I., der den Hauptwerth des Unterrichts in einer formalen Bildung, in der Pflege der exacten Wissenschaften sieht, betont Friedrich immer und immer wieder den hohen und idealen Werth der humanistischen Bildung: wir Alle, die wir den ungeheuren Werth der klassischen Studien für die intellectuelle Cultur erkennen und denselben gegen die in letzter Zeit nicht selten gehörten Angriffe vertheidigen, können uns hierin auf die Autorität des großen Königs berufen, der alle für unsere Gymnasialbildung sprechenden Argumente klar und präcis geltend gemacht hat.

Noch mehr fast als die besprochenen ist die dritte Abhandlung Cauers über Friedrichs des Großen Gedanken über die fürstliche Gewalt gerade in unsern Tagen erbitterter politischer Meinungskämpfe geeignet, das höchste und allgemeinste Interesse zu erwecken. Die eine Quintessenz seines politischen Systems, daß der Monarch nur der erste Diener des Staates sei, ist allerdings allgemein bekannt; weniger oder gar nicht bekannt aber ist die großartige Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit, mit der dieser genialste aller Selbstherrscher andere, von der absoluten Monarchie verschiedene Verfassungsformen zu würdigen vermag. Ja, an einigen Stellen seiner politischen Deductionen spricht er offen die Ueberzeugung aus, daß der constitutionelle Staat, wie er ihn in England vor sich sah, den unbedingten Vorzug vor der absoluten Monarchie verdiene. Die Worte, in denen er dies erklärt, sind so außerordentlich charakteristisch und bedeutend, daß wir uns nicht versagen wollen sie hier folgen zu lassen. Die eine dieser Stellen findet sich in der obenerwähnten Schrift „Anti-Macchiavel", in der der König seine politischen Grundsätze systematisch zusammengefaßt hat und lautet: „Wenn es eine Regierungsweise gibt, deren Weisheit man in unseren Tagen als Muster aufstellen könnte, so ist es die englische; dort ist das Parlament der Schiedsrichter des Volkes und des Königs, und der König hat alle Gewalt Gutes zu thun, aber Schlechtes zu thun hat er keine!" Und noch viel klarer, fast wie ein Panegyricus auf die constitutionelle Staatsform lautet eine Stelle aus einem Briefe an seinen Freund, den englischen Gesandten Mitschell. Dieselbe stammt aus der schwersten und trübsten Zeit des siebenjährigen Krieges. Die betreffende Stelle lautet: „Tugendhafter Minister eines Volkes, dessen Gesetze den König ihrem weisen Zügel unterworfen haben, bei Euch athmet die Freiheit neben dem Throne und hält den Tyrannen zurück, wenn er blitzt und donnert. Eure Fürsten, die eines wahrhaft königlichen Rechtes genießen, sind frei, wenn sie Gutes thun, gefesselt, wenn sie übel thun. Wie glücklich ist ihr Los. Wie sind sie beneidenswerth. Sie sind für ihr ganzes Leben an die Tugend gebunden, die Gerechtigkeit und die Gesetze haben ihre Pflichten geregelt, und vergebens sucht die Laune ihre Macht zur Geltung zu bringen. Warum, mein theurer Mitschell, warum hat das höchste Wesen nicht uns auf dieselbe Weise fesseln wollen? ... Weniger frei in unserer Wahl — würden wir glücklicher sein."

Wir sind entfernt davon zu leugnen, daß Friedrichs gewaltige Natur gewiß sich am wenigsten geeignet hätte, sich in die Schranken der constitutionellen Staatsform einengen zu lassen; aber daß er diesen Grundsatz ausgesprochen hat, bleibt darum doch wahr. Und ist der Grundsatz selbst darum weniger wahr, weil eine das Maß des Gewöhnlichen so weit übersteigende geniale Natur es vielleicht nicht vermocht hätte, nach dem Grundsatze, den sie selbst ausgesprochen, zu leben? Friedrich gehört eben zu jenen außerordentlichen Naturen, deren Wirksamkeit auf Menschenalter hinaus eben darauf beruht, daß sie ihr Leben voll und ganz ausleben können: sie bedürfen der Schranken nicht, deren der Durchschnitt der auf der Weltbühne agirenden Menschen bedarf. Wie weit aber sind jene wahrhaft königlichen Worte von dem engherzigen Vorurtheil derer entfernt, welche in dem aufrichtigen Streben nach einer constitutionellen Staatsform einen Mangel an Patriotismus oder gar eine destructive Tendenz erblicken wollen. Auch hier ist der große König nicht nur seinen Zeitgenossen, sondern auch vielen Nachgeborenen um eine volle Kopfeslänge vorausgeeilt.

Wir halten inne und müssen es uns versagen, auf den übrigen reichen Inhalt dieses Werkes einzugehen: wir wollen hier nur darauf hinweisen, was dasselbe bezweckt und — erreicht hat: eine innige und liebevolle Vertiefung in das ganze reiche Geistesleben des genialen Königs auf allen Gebieten seiner umfassenden Thätigkeit. Wie in den besprochenen Aufsätzen die philosophischen, politischen und pädagogischen Ideen und Theorien, so werden in den übrigen des Königs religiöse Grundsätze und deren praktische Anwendung und die Hervorbringungen seiner poetischen Muse dem Leser zum Verständniß gebracht.

Für die Freunde des verstorbenen Autors aber wird vor Allem auch die mit Wärme und sichtlich begeisterter Hingabe geschriebene Biographie desselben, welche Ernst Hermann dem Werke voraufgeschickt hat, eine willkommene Beigabe zu dem hochinteressanten sonstigen Inhalte sein.

Memoiren eines Schwaben.

Schon bei dem vor drei Jahren zu Cannstadt erfolgten Tode des Tübinger Professors A. L. Reyscher verlautete von Denkwürdigkeiten, die der unablässig mit der Feder thätige Mann hinterlassen habe. Einzelne Abschnitte daraus sind seitdem durch seinen Neffen, den Director K. Riecke bekannt gemacht worden. Derselbe hat jetzt das Ganze in sorgfältiger Bearbeitung zum Druck befördert und damit unsere Memoiren-

Digitized by Google

literatur mit einem anziehenden Werke bereichert.*) Wird es zunächst in Reyschers Heimat mit Theilnahme aufgenommen werden, so kann ihm diese auch außerhalb Schwabens nicht fehlen. Denn Reyscher, der von 1829 bis 1851 akademischer Lehrer in Tübingen war und viele Jahre in der württembergischen Volksvertretung saß, war ein Schwabe, der, mehr als sonst in seiner Heimat Sitte ist, auswärts sich umsah und auswärtige Verbindungen pflog; seine Thätigkeit als Rechtslehrer und als Schriftsteller hatte von Anfang einen entschiedenen Zug zu allem deutsch-vaterländischen Wesen, in den Dienst der nationalen Sache hat der alte Burschenschafter seine juristische Bildung und seine Arbeitskraft gestellt, ja in seinem Leben spiegelt sich fast die ganze Entwicklung der deutschen Frage von den Anfängen des Zollvereins an ab, und es hat während des Zeitraums eines halben Jahrhunderts keine Angelegenheit die Vaterlandsfreunde beschäftigt und aufgeregt, an der er nicht persönlich oder mit seinem Worte theilgenommen hätte. Für die Juristenfacultät in Tübingen hatte er das von Stüve erbetene Rechtsgutachten im hannoverschen Verfassungsstreit auszuarbeiten, und es fiel schärfer und rückhaltloser aus als die von Heidelberg und Jena. Die Fragen des gemeinsamen Rechtes, die preußische Verfassung von 1847, die deutschen Verfassungsentwürfe, den kurhessischen Streit, die Concordate von Oestreich und Württemberg, die Bundeskriegsfrage, den Krieg von 1866 und viele andere Tagesfragen behandelte er theils in Aufsätzen der viele Jahre von ihm geleiteten „Zeitschrift für deutsches Recht", theils in eigenen Schriften. Von ihm ging der Anstoß zu den Germanistenversammlungen aus, deren erste im September 1846 in Frankfurt a. M. zusammentrat, er nahm am Vorparlament, an der Gründung des Nationalvereins Theil, und am Ende war es ihm — zu einer Zeit, da er wegen Kränklichkeit bereits auf die Thätigkeit im Stuttgarter Landtage verzichtet hatte — noch vergönnt, einen Sitz im ersten deutschen Reichstag einzunehmen, wo er der nationalliberalen Partei angehörte.

Bei den Wahlen zum Frankfurter Parlament war er einem demokratischen Gegner unterlegen. Dagegen war ihm 1848 und in den folgenden Jahren eine sehr einflußreiche Rolle im württembergischen Landtage zugetheilt. Insbesondere war er im April 1849 Vorsitzender des permanenten Fünfzehnerausschusses, der für die Durchführung der Reichsverfassung in Württemberg von der Kammer eingesetzt wurde. Die Festigkeit seines Charakters hat sich in diesen höchst kritischen Tagen besonders bewährt, wo es galt, einerseits den widerstrebenden König zur Unterwerfung unter das Werk der Nationalversammlung zu beugen, andererseits ein Ueberschäumen der Bewegung, wie in Baden, verhütet werden mußte. Die Mittheilungen Reyschers über diese unter dem Namen Reichsverfassungssturm bekannte Episode sind sehr reichhaltig, sie mögen hier aber noch durch einige charakteristische Züge ergänzt werden. Es sind damals Angesichts der hartnäckigen Weigerung des Königs Wilhelm von Württemberg, die Reichsverfassung unbedingt anzunehmen, das heißt auch in der Oberhauptsfrage nachzugeben, inner- und außerhalb des Fünfzehnerausschusses sehr weitgehende Pläne erwogen worden. Der König hatte an dem Abend, an welchem der Bürgerwehr in Stuttgart öffentlich das Gelöbniß auf die Reichsverfassung, unbedingt und ohne Vorbehalt, abgenommen wurde, am Abend des 22. April sich entschlossen, von seiner Residenzstadt sich nach Ludwigsburg zu entfernen, mußte aber am nächsten Tage erleben, daß ein gleiches auch in Ludwigsburg geschah. Die radicale Partei steuerte auf eine Art Absetzung des Königs hin, die in folgender Weise bewerkstelligt werden sollte. Das Ministerium Römer hatte schon am 19. April seine Entlassung eingereicht, und man wußte, daß der König vergebens sich bemühte, Nachfolger für dasselbe zu finden. Das Ministerium sollte nun dem König erklären, daß es entschlossen sei, bis zu einem bestimmten Tage das Amt wirklich niederzulegen. Das Land war dann ohne Regierung, und in dieser Lage sollte der Kammerausschuß die Minister beauftragen, bis auf weiteres die Regierung auf eigene Faust, im Namen der Kammer, weiterzuführen. Damit war der König thatsächlich von der Regierung ausgeschlossen. Römer wußte von diesem Plan, und da er keine Lust hatte, eine solche Verantwortung zu übernehmen, that er sein Aeußerstes, den König schließlich zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er stellte ihm vor, daß er ja um so eher auch in der Oberhauptsfrage Ja sagen könne, als Friedrich Wilhelm IV. bereits Nein gesagt habe; es war nämlich bereits ein Brief des Königs von Preußen eingetroffen, welcher den Entschluß der Ablehnung der Kaiserwürde anzeigte. Was aber zuletzt den Ausschlag gab, war die Haltung des württembergischen Militärs, das, nach unten demokratisch unterwühlt, in seinen Spitzen streng verfassungstreu war. Der König berief im Lager zu Schwieberdingen die Obersten zu sich und fragte sie, wie weit er sich auf das Militär verlassen könne. Sie antworteten: Für die persönliche Sicherheit des Königs ständen sie unbedingt ein, für alles Weitere aber nur, soweit die Unterschrift des Kriegsministers vorhanden sei. Der Kriegsminister Rüpplin aber war unbeugsam. Er hatte im März 1848 das Kriegsdepartement nur angenommen mit der Bedingung, daß er, da er nicht Politiker sei, im Politischen sich ganz an seine Collegen anschließe.

So mußte sich denn der König am 24. April entschließen, dem Minister Römer seine unbedingte Einwilligung zu erklären. Es war die bitterste Stunde im Leben des Königs Wilhelm. Niemals hat er sie verwunden und speciell Rüpplin hatte es zeitlebens durch die Allerhöchste Ungnade zu büßen, daß er in diesen Tagen zu Gewaltmaßregeln seine Hand verweigerte.

Reyscher also war der Vorstand des Fünfzehner-Ausschusses, Schriftführer war Julius Hölder, der jetzige Minister des Innern. Hölder gehörte damals noch dem Stuttgarter „Volksverein" an, die Folgen des Reichsverfassungssturms brachten aber eine Krisis in diesen Verein, in Folge dessen Hölder mit seinen Freunden sich von den Leitern desselben trennte. Diese, die Herren Carl Mayer, Hausmann u. s. w. hatten sich als eine Art Nebenregierung constituirt, das Land war mit einem Netz ähnlicher Vereine übersponnen, dessen Fäden sie in der Hand hielten. Jetzt waren sie von der Nachgiebigkeit des Königs, die überall mit großen Freudenbezeugungen aufgenommen wurde, natürlich wenig erbaut. Ihr eigentliches Ziel sahen sie durch dieselbe vereitelt. An dem preußischen Erbkaiserthum, dem sich König Wilhelm jetzt unterworfen hatte, lag ihnen begreiflicherweise gar nichts, die ganze Bewegung war ihnen wesentlich ein Mittel zur Aufregung der Massen gewesen, und auch jetzt wollten sie dieselbe weiter treiben. Am Tag nach der Unterwerfung des Königs hielten sie eine Sitzung im „König von England", worin beschlossen wurde, Flugblätter an die Volksvereine des Landes zu versenden, worin dieselben zur ungesäumten Antwort auf folgende Fragen aufgefordert wurden: Wie viele Mannschaften sie bereit hätten, wie viele Bewaffnete, und welche Waffen sie besäßen. Es wurde eine Riesendemonstration des ganzen Landes verabredet. Zuzüge von allen Seiten sollten an einem bestimmten Tage in der Residenz eintreffen, es sollte gleichsam die Probe auf eine mögliche Revolution gemacht werden. Die wichtigste, aufs Hitzigste debattirte Frage war nun die: sollten diese Zuzüge bewaffnet sein oder nicht? In beiden Fällen waren Zusammenstöße mit der bewaffneten Gewalt möglich, ja sogar wahrscheinlich — mußte man da nicht, um die Theilnehmer an der Demonstration nicht wehrlos ans Messer zu liefern, ihnen von Hause aus Waffen mitgeben? So bedenklich hatte sich die Frage zugespitzt. Den besonneneren Elementen begann es nun doch unheimlich zu werden. Hölder und seine Freunde nahmen jetzt ihren Abschied aus dem Volksverein.

Die Radicalen machten übrigens bald die Erfahrung, daß mit der Nachgiebigkeit des Königs allen Umsturzversuchen die Spitze abgebrochen war. Sie spielten noch eine Zeit lang mit der Revolution, wagten aber nirgends einen Losbruch. Durch die Reutlinger Versammlung am 28. Mai wurde noch einmal der Versuch gemacht, das Land in die badische Bewegung hinein-

*) Erinnerungen aus alter und neuer Zeit (1802 bis 1880) von A. L. Reyscher. Freiburg i. Br. und Tübingen, J. C. B. Mohr.

Digitized by Google

zuziehen, Alles im Namen der Reichsverfassung, allein das Ministerium behielt, Dank der Unterstützung, die es im Aprilsturm durch die Kammer und deren Ausschuß erhalten hatte, die Oberhand. Auch das letzte verzweifelte Mittel, die Reste des Frankfurter Parlaments ins Land hereinzuspielen, hatte nicht die gewünschte Wirkung. Auch hier behauptete sich das Ministerium siegreich, trotz der Sympathien, die man dem Parlament entgegenbrachte. Freilich hing Alles an einem Faden, wenn man die damalige Stimmung unter Soldaten und Unteroffizieren bedenkt; an den Aufzügen und Deputationen der revolutionären Partei pflegten Unteroffiziere in der Uniform ganz ungenirt Theil zu nehmen. In Bezug auf die „Sprengung" des Parlaments erzählt Reyscher ein Detail, das wenig bekannt geworden ist. Gerüchte von brutalen Ausschreitungen der „Soldateska" gegen Mitglieder der Nationalversammlung wurden rasch verbreitet und fanden sogar im letzten Protokoll der Versammlung Eingang. Reyscher nahm hiervon Veranlassung, Namens des Fünfzehner-Ausschusses eine genaue Untersuchung des Vorgangs und strenge Bestrafung der Excesse zu verlangen, und die Kammer stimmte dem Antrag zu. Die eingeleitete Untersuchung ergab aber, wie Reyscher bemerkt, „keine dem Ministerium oder dem von ihm beigegebenen Civilcommissar, Oberregierungsrath Camerer, zur Last fallende Verschuldung".

Es versteht sich, daß ein Mann von unabhängiger Denkart, wie Reyscher, in jenen Zeiten sich den gründlichen Haß von beiden Seiten, von der Demokratie und von der Reaction, zuzog; die letztere hat denn auch, als ihre Zeit kam, ihre Rache genommen. Als die zur Verfassungsrevision gewählten Landesversammlungen der Reihe nach aufgelöst waren (die letzte Auflösung erfolgte, weil die Versammlung die zum Zweck einer kriegerischen Aufstellung gegen Preußen — in Kurhessen — geforderten Mittel nicht bewilligte) wurde wieder ein Ausschuß niedergesetzt, dem auch Reyscher angehörte. Die Regierung erkannte aber diesen Ausschuß nicht an, noch mehr: sie entsetzte im Mai 1851 Reyscher unter nichtigem Vorwande seines akademischen Amtes. Es scheint, daß persönlicher Groll des Königs gegen Reyscher bei diesem Acte mitwirkte. Ein Jahr zuvor war nämlich in der „Deutschen Zeitung" eine Correspondenz gestanden, welche am Stuttgarter Hofe unangenehm berührte. Der König ließ damals durch seinen Cabinetschef bei Reyscher anfragen, ob er der Verfasser sei, ausdrücklich dabei appellirend an seine Wahrheitsliebe und seinen Muth. Reyscher beantwortete diese Zumuthung damit: auf eine so gestellte, einen Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung aussprechende Frage habe er den Muth und die Ehre, nicht zu antworten. So etwas vergaß König Wilhelm nicht. Die Entfernung Reyschers von der Hochschule geschah auf ähnliche Weise, wie später bei Reinhold Pauli; nur mit dem Unterschied, daß in jenem Falle der König selbst der wißbegierige Frager war, und daß der mißliebige Zeitungsartikel von Reyscher nicht herrührte.

Ein Mann, der so Vieles erfahren, bei so Vielem mitgethan und so zahlreiche Verbindungen unterhalten hat, weiß natürlich über Personen und Dinge mehr als in den Zeitungen steht und wird in seinen Erinnerungen auch kleine Züge behalten, die für Zeit und Umstände charakteristisch sind. So ist denn hier manche Anekdote aufbewahrt, die aus der flüchtigen Welle mündlicher Rede ans Land gespült zu werden verdiente. Ergötzlich ist der Bericht von der Reise, welche Reyscher im März 1848 beim berühmten Franzosenlärm als Abgesandter der Universität Tübingen unternahm, um in der Residenz Waffen für die Studenten zu holen, welche sich den mordenden und sengenden Schaaren des Feindes entgegenwerfen wollten. Im Jahre 1848 nahmen die demokratischen Manieren auch unter den Männern der Volksvertretung stark überhand. Die Mitglieder der Kammer pflegten zu vertraulichen Besprechungen im Bürgermuseum zusammenzutreten. An einem heißen Abend wurde der Vorschlag gemacht, es sich leichter zu machen und den Rock abzulegen. Da rief der Senior der Ritterschaft, Freiherr von Hornstein: „Und ich schlage vor, auch die Hosen abzuziehen", womit natürlich unter allgemeinem Gelächter der erste Vorschlag gleichfalls beseitigt war. In der Kammer selbst ging es lebhaft zu: Jeder sprach von seinem Platze und manchmal Alle durcheinander; ein früherer Präsident, Freiherr v. Gaisberg, hatte einmal in allem Ernst die Kammer ermahnt: „Meine Herren, ich bitte Sie, daß nicht mehr als zwei zugleich reden!" Der Italiener hat für solche Geschichten aus dem Jahre 1848 einen eigenen, unnachahmlichen Ausdruck, er nennt sie: Quarantottate.

Im Ganzen aber muß man sagen, daß Reyscher von dem Rechte, durch solche „Drucker" (wie der Zeichner sagt) seine Darstellung zu beleben, einen bescheidenen Gebrauch macht. Man möchte wünschen, daß er noch viel mehr Details dieser Art zu sammeln für der Mühe werth erachtet und auch den Bildern der zahlreichen Zeitpersönlichkeiten schärferen Ausdruck verliehen hätte. Wie viel herrliches Material ist über das Jahr 1848 noch in mündlicher Ueberlieferung in Schwaben vorhanden! Wenn es aber nicht in solchen Denkwürdigkeiten gesammelt wird, droht dieser Schatz der Welt verloren zu gehen. Es handelt sich hier übrigens nicht blos um anekdotisches Beiwerk, sondern um wirkliche Beiträge zur intimen Geschichte der Zeit, die man durch die Aufzeichnungen betheiligter Persönlichkeiten zu erhalten hofft. In dieser Beziehung fällt die Unergiebigkeit von Reyschers Aufzeichnungen über die Zeit von 1866 bis zum Zustandekommen des deutschen Reiches besonders auf. Die Geschichte dieser Jahre in Schwaben ganz aufzudecken, mag freilich noch nicht an der Zeit sein; für Reyscher kommt hinzu, daß er gerade in diesen kritischen Jahren dem Landtage nicht angehörte, sondern durch Kränklichkeit vom öffentlichen Leben ferngehalten wurde, in das ihn nur der Sturm der Zollparlamentswahlen für kurze Zeit verwickelte. Dafür entschädigen manche interessante Mittheilungen aus der Jugendzeit, aus dem Anfang des Jahrhunderts. Unter den Porträts aus der alten Stuttgarter Zeit treten die beiden Napoleonsfanatiker Professor Le Bret und Dr. Lindner besonders anschaulich hervor, von denen der Erstere, später Redacteur der Allgemeinen Zeitung in Augsburg, Reyschers Oheim war; der Andere ist als der Verfasser des von König Wilhelm eingegebenen „Manuscripts aus Süddeutschland" bekannt. Le Bret und Lindner bewohnten in den zwanziger Jahren zusammen den ersten Stock des jetzigen Schiedmayer'schen Hauses in der Neckarstraße zu Stuttgart. Sie trieben ihren Napoleoncultus so weit, daß sie ihrem Helden im Garten hinter dem Hause ein Denkmal setzten, bestehend aus einem Steine mit den Inschriften: Au grand homme — L'Europe le deplore, — L'Asie l'adore, — L'Afrique le regrette. Erst im Jahre 1861 ist dieses Denkmal baulichen Veränderungen zum Opfer gefallen und ein Rest des Steines hat sich noch heute erhalten.

Solche Erinnerungen dienen am besten dazu, den Wandel der Zeiten zu illustriren, den Reyscher erlebt und an seinem Theile mit herbeigeführt hat. Aliquis.

Bergnamen.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Schluß.)

Der kühne Felskegel, welcher sich westlich vom Monte Rosa erhebt, führt im Deutschen den Namen Matterhorn, im Französischen den Namen Mont Cervin; auch die Italiener nennen ihn Monte Cervino, nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, Monte Silvio. Mons Sylvius war im Alterthum der Name des Monte Rosa. Diese beiden Namen, Matterhorn und Mont Cervin, scheinen nichts miteinander zu thun zu haben: Mont Cervin bedeutet wörtlich Hirschberg, und man könnte sich vorstellen, daß das schlanke, auffallende, fast schreckhaft anzuschauende Horn mit dem Geweih eines Riesenhirsches verglichen worden sei, während es eigentlich an den Reißzahn eines Raubthieres erinnert; das Matterhorn ist augenscheinlich das (Zer)matter Horn. Also hat man bei Viesch die Vieschер Hörner. Aber Zermatt selbst könnte aus

Digitized by Google

Cermatt, wie Zirkel aus Cirkel, und Cermatt aus Cerfmatt, d. i. Hirschmatt entstanden sein. Jedenfalls aber hat die Form des großen und des kleinen Matterhorns, des Grand Cervin und des Petit Cervin zu diesen Ausdrücken Veranlassung gegeben.

Denn die Form der Berge ist begreiflicherweise ebenso wichtig wie ihre Farbe; nach ihr unterscheiden wir spitze und stumpfe, Nadel- und Sägeberge. Der Name Spitzbergen wurde den Inseln im nördlichen Eismeer 1594 von den Holländern gegeben, weil sie im Innern mit einer dicken Schicht Landeis bedeckt sind, aus welcher scharfe Bergspitzen bis zu 1300 Meter hervorragen. Das merkwürdige Felsengebirge in der spanischen Provinz Barcelona führt den Namen Montserrat, das heißt der gesägte, wie eine Säge gestaltete Berg, weil er wie eine Säge mit lauter Zähnen besetzt ist. Dabei fällt uns ein, daß die Spanier alle ihre Gebirge Sierra nennen: bedeutet das etwa selber Säge? Freilich.

Gewisse Bergformen sind so typisch, daß man sie selbst zu Grundwörtern und zu eigenen, allgemeinen Begriffen erhoben hat, als welche sie in der Sprache der Eingebornen neben dem Begriffe „Berg" figuriren, um wieder näher bestimmt zu werden. So ist Spitz, das wir eben als Bestimmungswort kennen lernten, in den Salzburger und Zillerthaler Alpen ein oft gehörtes Grundwort, man erinnere sich nur an die Schönfeldspitze, die Löffelspitze, die Reichenspitze, die Wild-Gerlosspitze. Dem entspricht Piz in Graubünden, Pic in den Pyrenäen, Peak in England; während der Berner bildlicher Horn, der französische Schweizer Dent oder Aiguille sagt. Für abgerundete Kuppen gilt der Ausdruck Dom; in den Vogesen heißen solche sphärische Gipfel Ballons, in dem gegenüberliegenden Schwarzwald Belchen. Ein Berg, der zwei spitze Hörner hat, wird gern Ochsenkopf genannt; wo dagegen zwischen zwei hoch und steil aufsteigenden Bergen eine Einsattelung besteht, spricht man von einer Gabel oder Furka, indem die beiden Spitzen den Zinken einer Gabel verglichen werden.

Hals heißen sie in den östreichischen Alpen einen mäßig hohen Bergrücken, der zwei größere und bedeutendere Gebirge mit einander verbindet, und über den man zwischen den Gebirgen von einem Thale in ein anderes gelangen kann; dergleichen sanftere Einbiegungen oder Einschnitte des Gebirgskammes führen auch den Namen Sättel oder Joche. So entspricht dem deutschen Ausdruck Matterjoch der französische Col de Saint Théodule; es ist dies bekanntlich der höchste und beschwerlichste Saumpfad der Alpen. In Salzburg, Kärnten und Steiermark nennt man hochgelegene Gebirgspässe Tauern: die Aelpler verstehen unter Tauern zunächst nur die Kammsenken zwischen den Bergmassen. Erst nachmals sind die Gruppen der Norischen Alpen, welche vom Dreiherrenspitz bis zur Arlscharte ziehen, selbst die Hohen Tauern genannt worden. Tauern sind Thüren: das Volk hat die Gebirgspässe sinnig als Gebirgspforten aufgefaßt, man vergleiche das spanische Puerta und das türkische Derbend.

In Aegypten, bei Minye, habe ich einmal einen Vogelberg, den Gebel et-Ter gesehen. Wer in den Herbst- oder Wintermonaten aus unsern Gegenden nach Afrika kommt, fühlt sich angenehm berührt, wenn er so viele seiner heimatlichen Vögel, welche bereits vor ihm in den Orient abgereist waren, munter und wohl unter der warmen Sonne wiederfindet. Tausende von Schwalben durchsegeln in Kairo bei Tage die reine Luft; Bachstelzen, Staare und Wiedehopfe nehmen den Nil bis nach Luxor hin in Beschlag und leben in den Fellahdörfern, ja, sie machen oft in großen Schaaren, anzusehen wie schwarze Wolken, Ausflüge in die Wüste. Nun, alle jene Zugvögel versammeln sich der Sage nach, ehe sie Aegypten wiederum verlassen, auf dem obenerwähnten, schroff abfallenden Vogelberge, der ein koptisches Marienkloster trägt; dann fliegen sie nach Hause, mit Ausnahme eines einzigen, der als Wache zurückbleiben muß. Die Sage mag sich auf eine Naturbeobachtung gründen; auch in Norwegen gibt es Vogelberge, z. B. den Svätholtklubben in Finmarken, wo zur Sommerzeit Milliarden von Möven hausen; und in Deutschland selbst den Vogelsberg, der diesen Namen sicherlich von seinem interessanten Thier- und Naturleben erhalten hat. Es ist aber überhaupt ganz gewöhnlich, daß die Berge nach bestimmten Vögeln heißen, namentlich nach Raubvögeln, die da ihre Horste haben. So nach den Geiern, die höher als alle andern Vögel im Luftmeere emporsteigen und ihren Standort oft im Gebirge nehmen, wo sie sich möglichst unersteigliche Felsenwände oder Bäume aussuchen. Einer der berühmtesten Berge Unteritaliens, an den Grenzen Apuliens und Lucaniens, führte und führt den Namen Mons Vultur, zu deutsch Geiersberg, und ebenso heißt z. B. der höchste Gipfel des Spessart, nördlich von Rohrbrunn. Desgleichen haben wir in Deutschland eine Menge Falkenberge und Falkensteine, einen Habichtswald und ein Adlergebirge. Wahrscheinlich ist auch Arenenberg aus Aarenberg entstanden und soviel wie Adlerberg. Adlerspitzen, Adlerpässe, Adlergletscher trifft man häufig in der Schweiz, einen Eagle-Paß sogar im nordamerikanischen Unionsstaat Texas. Unter den Raubthieren spielt namentlich der Bär eine große Rolle; unter den Hausthieren die Ziege.

Desgleichen gibt die den Berg bedeckende Vegetation, soweit von einer solchen die Rede ist, ein willkommenes Merkmal her; ist doch Wald selbst für waldbewachsene, wenigstens in früheren Zeiten waldbewachsene Gebirge gang und gäbe und ein sehr häufiges Grundwort, wie die Namen Schwarzwald, Odenwald, Böhmerwald beweisen. Auch Harz ist soviel wie Wald und Hercynia Silva eine Tautologie wie Mongibello. Ein Gebirgsstock der Salzkammergutalpen heißt Tännengebirge; Tannenberge gibt es im Lausitzer Gebirge und im Kyffhäuser Gebirge; in Mitteldeutschland haben wir das Fichtelgebirge. Ein Theil des Karstgebirges, weltbekannt durch die Adelsbergerhöhle, führt den Namen Birnbaumerwald, was nur eine Uebersetzung von dem slavischen Hrudschiza ist, denn Birnbaum heißt im Slavischen hrudška, daher man in Ostpreußen die Birnen Kruschken nennt. Und wer wäre nicht im Stande, ein ganzes Dutzend von Blümlisalpen, Oelbergen, Nußbergen, Rosenbergen, Moosbergen aus dem Gedächtniß herzuzählen? — Es ist sehr charakteristisch, daß sich einige Pflanzen gern mit Berg, andere mit Thal verbinden.

Endlich das Steinreich. Nichts natürlicher als die Berge nach den Mineralien zu benennen, welche sie enthalten. Das erzreiche Grenzgebirge Böhmens und Sachsens im Südwesten der Elbe nennen wir das Erzgebirge; aber es gibt auch ein siebenbürgisches, auch ein ungarisches Erzgebirge; in Italien hat Savi die Hügelreihe auf der Linie von Livorno bis an die römische Grenze das Erzgebirge Toskanas genannt. In Oberkärnthen liegt der Bleiberg, im toskanischen Subapennin der Silberberg (Monte Argentario), in Brasilien hat man die Goldberge (Montes Aureos). Das Kupfer soll seinen Namen von Cypern haben, wo es besonders reichlich vorkam; aber auch in Deutschland und Oestreich haben wir mehr als einen Kupferberg. Analog könnte man wohl die Berge von Carrara die Marmorberge nennen, in Italien sind sie jedoch unter dem Namen der Alpi apuane bekannt, nur Carrara selbst deutet in seinem Namen auf den Marmor hin, denn es ist soviel wie Steinbruch, französisch Carrière. Umgekehrt hat gar häufig ein Gestein oder eine bestimmte Formation den Namen von dem Gebirge erhalten, wo sich die deutlichsten Proben davon finden. Am bekanntesten dürfte in dieser Hinsicht die Juraformation sein. So nennen die Geologen eine Abtheilung der Sedimentär- oder Flötzgebilde, welche zuerst in dem Juragebirge als eine selbstständige Bildung zwischen der Trias- und Kreidegruppe erkannt wurde. Jura ist ein uraltes keltisches Wort (Jurag), das bereits bei Strabo vorkommt (Ἴουρας) und mit dem Jus so wenig zu thun hat, wie der Harz mit Harz; die Deutschen sagen Leberberg.

Aber die Vögel sind nicht die vornehmsten Wesen, die auf dem Gebirge wohnen, und Gold und Silber nicht die höchsten Schätze, die in den Bergen schlummern: auf Berghöhen thronen die Götter in heiliger Verborgenheit und die vorweltlichen Riesen bergen daselbst ihr Dasein. Es ist kein Zweifel, daß das Wort Berg, welches wie Burg mit bergen zusammenhängt, von dergleichen mythologischen Anschauungen ausgegangen ist; vielleicht auch daß unsere Vorfahren im Gebirge die Feste, das

Digitized by Google

natürliche Bollwerk des Landes sahen. Nicht blos einzelne Berge, wie der Olymp, galten als Göttersitze, sondern um alle schien ein göttlicher Hauch zu schweben und den einen Apollo, den andern Vulkan, den dritten Frau Venus zum Haus erwählt zu haben. Auch die Slawen pflegen ihre Berge mit Göttern zu beleben, daher zum Beispiel in der wendischen Lausitz unweit Bautzen ein Berg Czernebog heißt, das ist der schwarze Gott, und ein zweiter Bilebog, das ist der weiße Gott: der Göttername ist hier direct zum Bergnamen geworden wie bei Vulkan. Und nächst den Göttern gehen die Riesen auf den Bergen um, welche die Mythe gleichfalls gern hierher versetzt. Das Riesengebirge ist nicht wegen seiner Größe, sondern deshalb so benannt, weil es in grauer Vorzeit von einem mächtigen Riesengeschlecht bewohnt war, das lange mit den Göttern in Streit gelegen hat; ganz dasselbe besagt die norwegische Alpenlandschaft, welche unter dem Namen Jotunheim bekannt ist. Jotunfjeldene, die Riesenberge nannte sie Keilhau, ihr Entdecker, Jotunheim haben sie die norwegischen Studenten getauft, da sie sich an die Wohnstatt der Frost- und Reifriesen in der Edda erinnerten.

Alle Berge haben daher einen heiligen Charakter; aber noch heiliger sind sie durch das Christenthum geworden, indem dasselbe christliche Heilige an die Stelle der heidnischen Götter treten ließ — oft nur mit geringem Erfolge, daher zum Beispiel der Bernhardsberg in der Schweiz noch heute für einen Blocksberg gilt. Der heilige Elias, der mit feurigen Rossen und Wagen gen Himmel gefahren ist, der Erlöser selbst, der zum Beispiel dem höchsten Berge von Korfu den Namen Pantokrator verliehen hat, die allerseligste Jungfrau Maria, Sanct Gotthard, Sanct Bernhard, Sanct Nikolaus — wer zählt die Heiligen alle, die, wie der heilige Benedict, „die Berge lieben"?

Bernhardus vallus, montes Benedictus amabat.

Gewöhnlich ist die Bezeichnung von einer Kapelle oder einem Kloster ausgegangen, manchmal mag sie auch dieselben nach sich gezogen haben. Der Beatenberg in der Nähe von Interlaken erinnert an den heiligen Beatus, den ersten Christusboten in dieser Gegend, der Pilatus an den Landpfleger Pilatus, obwohl der Name aus Mons Pileatus, Hutberg entstanden sein soll. Die Eliasberge sind namentlich in Griechenland sehr häufig und man erklärt das aus dem Anklang von Elias an Helios; doch ist mir aus dem Alterthum nur ein einziger Heliosberg bekannt, und der liegt an der Westküste Mauritaniens: *Ἥλιου ὄρος*, zu deutsch Sonnenberg.

An dieses Sonnenberg möchte ich noch eine Bemerkung knüpfen. Es gibt in den Alpen Morgen- und Abendberge, auf welchen für dieses oder jenes Hauptthal die ersten oder letzten Sonnenstrahlen schimmern. Hier und da kommen auch Elfer-, Zehner- und Neunerberge vor; diese Spitzen sind dann so eigenthümlich gestellt, daß sie von der Gemeinde aus, welche ihnen ihren Namen gab, immer erst um die Stunde, nach der sie benannt sind, von der Sonne getroffen zu werden scheinen. Auch in den Pyrenäen hat man einen Pic du Midi, einen Pic de deux heures, einen Pic de dix heures, einen Pic de onze heures u. s. w. Ja, auf dem Abendberge bei Interlaken steht eine alte Tanne, die von den Einwohnern Därligens die Siebenuhrtanne genannt wird.

Es gibt wohl Niemanden, der einmal in Interlaken gewesen ist und der nicht die Heimwehfluh besucht hätte. Ein alter Herr in Unterseen, Namens Halder, der noch lebt, hat diese Stelle entdeckt. Er besucht sie täglich und sagt, wenn er einmal lange wegbleibe, so bekomme er Heimweh. Daher der Name Heimwehfluh.

Man könnte sie auch Halderfluh nennen. Denn außer Heiligennamen werden auch viele andere Personennamen mit dem Worte Berg verknüpft und zur näheren Bestimmung des Begriffs verwendet: das sind die Namen der Entdecker. In Grindelwald sieht man links von den Vieschерhörnern den Pfaffenstock. Diese Bezeichnung ist ganz modern, sie gründet sich darauf, daß der Pfaffe von Grindelwald den Pfaffenstock unlängst zum ersten Mal bestieg.

Im Allgemeinen sind es hohe, gefährliche, erst in unserer Zeit der Gebirgsreisen genommene Gipfel, welche auf diese Weise die Namen ihrer Eroberer verewigen. Ganz dasselbe ist bekanntlich mit neuentdeckten Sternen, Inseln, Ländern, Höhlen und Pflanzen der Fall. Wie der Bergmann Baumann die Baumannshöhle, so hat zum Beispiel der nordamerikanische Reisende Frémont den Frémont-Peak im Windriver Range, ein anderer Reisender Hayden den Mount-Hayden im Teton Range entdeckt. Ebenso häufig kommt es allerdings vor, daß gewisse Berge und Spitzen nur berühmten Männern zu Ehren mit ihrem Namen geschmückt worden sind, ohne daß sie dieselben selbst bestiegen hätten. So gibt es in Grönland eine Petermannsspitze; den Gaurisankar, den höchsten bekannten Berg der Erde, hat Vaugh dem englischen Ingenieur Sir George Everest zu Ehren Mount Everest getauft; die höchste Spitze des Monte Rosa wurde dem schweizerischen General Dufour zu Ehren Dufourspitze genannt. Auch das hat seine Analogie bei andern Entdeckungen.

Die zahlreichen Thälet, welche von den steilabfallenden südlichen Kalkalpen oder Seitenketten der Sierra Nevada in Oberandalusien oder Granada umschlossen werden, nennt man seit der arabischen Herrschaft in Spanien Alpujarras, und dieser Name wird auf die Kalkalpen selbst, zugleich auf das südliche Küstengebirge Granadas übertragen. Er soll von Ibrahim Alpujar, einem der ersten arabischen Feldherrn, welche sich hier festsetzten, abgeleitet sein, während ihn andere Etymologen von al Buscherat, d. i. Grasplatz, Weide herkommen lassen.

Wir sind hiermit zu dem Ausgangspunkte unserer Untersuchung zurückgekehrt — zu den Touristen und Reisenden, die ihr Werk damit krönen, daß sie schließlich im eigentlichen Sinne die Berge nennen. Es scheint, erst haben die Götter auf den Bergen gewohnt, dann sind die Riesen gekommen, dann die Heiligen und jetzt wohnen gewöhnliche Sterbliche darauf. Die Alpenvereine pflanzen auf den Finsteraarhörnern und auf den Dufourspitzen, wie Columbus auf der Insel Guanahani, ihre rothen Fahnen und ihre hölzernen Kreuze auf und liefern „zu Dufours topographischem Atlas der Schweiz einen lebendigen Commentar". Das Gefühl geistiger Kraft ist es, sagt Tschudi, das die Bergsteiger durchglüht und die todten Schrecken der Materie zu überwinden treibt; der Reiz, das eigene Menschenvermögen am rohen Widerstande des Staubes zu messen. Es ist vielleicht die Sehnsucht des Herrn der Erde, auf der letzten überwundenen Höhe im Ueberblicke der ihm zu Füßen liegenden Welt das Bewußtsein seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen durch eine freie That zu besiegeln. Die modernen Titanen haben, Berg auf Berg thürmend und den Pelion auf den Ossa setzend, den Olymp erstiegen: die Götter sind über alle Berge.

Aus der Hauptstadt.

Christus vor Pilatus von Michael Munkacsy.

Als vor drei Jahren verlautete, Munkacsy habe als Sensationsbild von monumentalem Umfang eine Scene aus der Passion vollendet, war die Ueberraschung allgemein, denn keins seiner früheren Werke hatte auf diese Wendung vorbereitet, und keins durfte als Bürgschaft gelten, daß der gewagte Versuch gelungen sei. Wenn er auch von seinem ersten durchschlagenden Bilde, dem letzten Tag eines Verurtheilten, bis zu seinem zweiten Hauptwerk, dem blinden Milton, der seinen Töchtern das verlorene Paradies dictirt, Stoffen ernsten Charakters den Vorzug gegeben, so war er doch weder in seiner Münchener und Düsseldorfer Lehrzeit noch in den zwölf Jahren seiner Naturalisation in Paris vom Genre abgewichen. Die Landschaften, die er hier und da auf die Ausstellungen brachte, trugen mehr das Aussehen von Vorstudien, dasselbe galt von seinen prächtigen Interieurs, soweit sie nicht, wie der Besuch bei der Wöchnerin, Papa's Geburtstag, als moderne Sitten-

Digitized by Google

bilder auftraten. Dann kamen aus Frankreich und aus England die Nachrichten von einem verblüffenden Erfolge. Tausende pilgerten in die Ausstellungen, die Reproductionen überschwemmten den Kunstmarkt Europas und Amerikas. Selbst in Deutschland, dem das Original durch den Besitzer, einen Pariser Kunsthändler, bisher vorenthalten wurde, dürfte die Nennung weniger moderner Bilder in so weiten Kreisen eine bestimmt umrissene Vorstellung wachrufen. Die illustrirten Blätter hatten sich mit ihm beschäftigt, die Kunsthandlungen stellten lebensgroße Photographien nach einzelnen Köpfen und Kopfgruppen aus, wie nach den Werken alter Meister, und kaum ein Monat verging, ohne daß durch die Zeitungen eine Notiz über einen neuen Erfolg lief.

Jetzt endlich wird auch uns erlaubt, dem Werk unsere Huldigungen darzubringen. Der Künstlerverein hat ihm Gastfreundschaft gewährt und seinen Hauptsaal zu seiner Aufnahme mit einem für unsere Gewohnheiten unerhörten Aufwand umgestaltet. Der Raum für die Zuschauer ist durch ein Zeltdach verdunkelt, das alles Licht auf das Bild fallen läßt. Ein breiter dunkelbrauner Teppich verhindert den Reflex des Fußbodens, Sammetdraperien an den Seiten den der Wände, für das Einhalten des nöthigen Abstandes sorgt eine Schnur quer durch den Saal. Die Lautlosigkeit der Bewegung auf den weichen Matten und das Halbdunkel üben einen so unwiderstehlichen Einfluß auf die Besucher, daß die Unterhaltung, wenn sie überhaupt gewagt wird, sich nur im Flüsterton bewegt. Ganz von dem Bilde abgesehen, das zu dieser Einrichtung den Anlaß bot, muß man gestehen, daß die Ruhe und Sammlung, wenn auch durch äußere Mittel hervorgerufen, dem Genuß nur Vorschub leisten. Wie manches Mal hat einem in unsern Ausstellungen Geschwätz und Geräusch die ruhige Versenkung unmöglich gemacht. Man sagt, daß Wereschagin, der seine Bilder unter Musikbegleitung vorführte, mit diesem vielbekrittelten Mittel weiter nichts beabsichtigte, als das widerwärtige Geräusch einer großen schwatzenden Menschenmasse zu ersticken.

Die Stille, welche den Eintretenden empfängt, läßt ihn bescheiden seinen Platz einnehmen und sich ungestört dem Eindrucke des blendenden Schauspiels hingeben. Eine hochaufgerichtete, weißgekleidete Gestalt mit gefesselten Händen steht als ruhiger Mittelpunkt in einer wilderregten Masse — Christus. Er hat den Blick auf den Landpfleger gerichtet, der um mehrere Stufen erhöht in einer schimmernden Nische thront. Ein Soldat, den wir nur vom Rücken gewahren, drängt die Tobenden mit seinem als Barriere vorgehaltenen Speer zurück, sodaß der Vordergrund zu beiden Seiten des Gefesselten frei bleibt. Er hat den Mund zu dem „Du sagst es" geöffnet. Erregt ist unter den jüdischen Beisitzern, die beiderseits neben den Stufen Platz genommen haben, ein Greis aufgesprungen und spricht ein beschwörendes Wort zu dem Römer, pathetisch weist er dabei auf Christus oder — es ist nicht ganz klar — auf den Schreier weiter hinten, der sich als Führer der Masse geberdet und mit dem Ausdruck der rohen Freude am Unheil beide Arme erhebt, als wollte er sein „Kreuzige ihn" durch ein unmißdeutbares Zeichen bekräftigen. Pilatus sitzt in seiner faltigen, weißen Toga mit vorgebeugtem Haupte. Den rechten Arm hat er, wie um einen Schmerz zu ersticken, um den Leib gepreßt, und die Linke, die sich nur ein wenig aus einer ähnlichen Lage löst, markirt mit verlegener Geberde die Unentschlossenheit, die sich in den Zügen kundgibt. Ueber der Volksmasse lagert der Schatten der hohen Halle, deren Licht sich auf den Figuren in der vordersten Reihe sammelt. Nur einzelne Köpfe und Gestalten heben sich heraus, die alle Leidenschaften der Menge wiederspiegeln. Im Hintergrund öffnet sich unter der Säulenstellung ein Blick in die sonnige Ferne mit hellen Mauern und Palästen, über denen sich ein intensiv grünblauer Himmel wölbt, — zu dem schweren drückenden Schatten der Halle ein freundlicher Contrast.

Nach der Beleuchtung und der Composition zerfällt das Bild in zwei hintereinanderliegende Theile, die nur schwer zusammengehen. Vorn die fast friesartig entwickelte Reihe in vollem Licht vom Pilatus, dem Ankläger, Christus und dem Schreier steht in körperlicher Wirklichkeit vor uns. Der Mangel an Luft und Raum, ein Resultat seiner malerischen Technik, das bisher mit Ausnahme der sonnigen Interieurs fast allen Bildern des Künstlers zum Vorwurf gemacht wurde, ist vollkommen überwunden. Fast wie in einem Panorama sehen wir die Gestalten vor uns, sehen wir den Fußboden fliehen, die Stufen des Thrones körperhaft aufsteigen. In der zweiten Hälfte walten die tiefen, schweren Töne, die undurchsichtigen schwarzen Schatten zu sehr, als daß eine so täuschende Wirkung möglich wäre. Die Volksmasse, deren Einwirkung schon durch die breite Ausführlichkeit der Schilderung im Vordergrunde beschränkt wird, tritt dadurch noch mehr zurück.

Das coloristische Arrangement ist überaus geschickt und so durchsichtig, daß es fast zu absichtlich wirkt. Pilatus, Christus und der schreiende Rädelsführer der Volksmasse stehen als weiße Farbenflecke in dem bunten Ganzen. Bei dem Römer und Christus verstand sich diese Farbe von selbst; letzterem hatte nach der Erzählung der Bibel Herodes zum Spott ein weißes Gewand anziehen lassen, als er ihn zum Pilatus zurückschickte. Den Rädelsführer als Vertreter des Volkes den beiden Hauptfiguren auch äußerlich anzureihen, war ein glücklicher Gedanke des Künstlers. Daß er ihn, um die Uebereinstimmung nicht gar zu auffällig zu machen, discreter Weise noch einen langen dunklen Schurz angelegt und ihm ein dunkles Tuch um den Kopf gethan, bedarf kaum der Erwähnung. Die Gestalt Christi wird durch rothe Farbenflecke eingerahmt, links der prächtige rothe Tuchmantel des Soldaten, ein Meisterstück an stofflicher Wahrheit, rechts die Gewänder eines Alten, der ruhig zuschauend auf einer Bank sitzt. Jederseits an der Ecke ein blaues Gewand als kalte Einfassung und durch die Gewänder der Figuren in der Volksmasse bis zu dem Streifen blauen Himmels oben ein Halbkreis von Blau über dem ganzen Bilde.

Was die malerische Gewalt der Darstellung anlangt, so müssen wir gestehen, unter modernen Bildern noch nichts gesehen zu haben, das über diese Leistung hinausginge. Wenn auch der Abstand des Beschauers zu groß ist, als daß er die Schlichtheit der Technik nicht im Einzelnen verfolgen könnte, imponirt doch schon aus der Ferne die ruhige Gleichmäßigkeit der Behandlung, die keine Einzelheit vernachlässigt und doch nirgends kleinlich wird. Das Colorit hat etwas ungemein Sattes und Leuchtendes. Vielleicht könnte man sich nur an einer Stelle ohne Schaden für die Gesammthaltung noch eine tiefere Glut wünschen, bei dem Stückchen Himmel und sonniger Landschaft unter dem Gebälk der Säulenhalle. Auch scheint der Himmel hier mehr nach seinem heutigen Aussehen auf venetianischen Bildern als nach seiner natürlichen Erscheinung unter den obwaltenden Umständen studirt. Von köstlicher Wirkung ist der blaue Mantel eines vornehmen jungen Juden neben Pilatus, dessen edler Kopf gegen das weiße Gewand des Römers steht, und gegenüber als kräftiger Kontrast das goldschimmernde Untergewand und der rothe Kaftan eines sitzenden Alten. Ueberraschend wirkt auch die weiße Gestalt des Pilatus vor der dunklen schimmernden, wie es scheint, mit Bronze bekleideten Nische.

In dieser ganz erstaunlichen Kraft der Wiedergabe des natürlichen Scheins liegt die Bedeutung des Werkes. Es ist nicht zuviel gesagt, daß es hierin neben den bedeutendsten Panoramen den Höhepunkt dessen bezeichnet, was unsere Zeit vermag.

Diese malerische Vollendung übt auf weite Kreise einen fascinirenden Reiz. Zumal die Künstler sind, soweit unsre Erfahrungen reichen, so durchaus geblendet von dem ungewohnten Schauspiel, daß sie die großen Schwächen nur widerwillig oder überhaupt nicht zugeben. Und es hieße doch unserer ganzen jungen Kunst Unrecht thun, wenn man in einseitiger Bewunderung der Fertigkeit seine Augen vor der Erkenntniß verschließen wollte, daß wir von der Technik im weitesten und besten Sinne abgesehen nichts vor uns haben, das auf ein neues Ziel deutet, das neue Wege einschlägt. Im Gegentheil, in Composition und Charakteristik steht Munkacsys Christus durchaus auf dem Boden der Historienmalerei, die eine Zeit lang als neues Evangelium der Kunst gepredigt und geübt wurde, und die so schnell und so völlig abgewirthschaftet hat.

Mehr noch, vom Standpunkte dieser Richtung gemessen ist die Composition nicht einmal genügend. Wer sich den Bibeltext vergegenwärtigt, dem stehen als die drei Gewalten, die bei dieser Scene mitspielen, der Pöbelhaufe, die Priesterschaft und der Vertreter der römischen Weltmacht gegenüber. Diese kommt am schlechtesten weg. Der Pilatus ist ein unbedeutender, unentschlossener Mensch mit ungebührlich nichtssagenden Zügen, und der einzige Römer außer ihm ist der Soldat, den man vom Rücken sieht. Nun ist Munkacsys Bild nicht für die Andacht bestimmt, sondern wendet sich als Sensationsstück an ein Publicum, das wesentlich vom historischen Standpunkt Verständniß und Genuß sucht. Ihm ist die damalige Weltlage ganz geläufig, und es wird die Perspective auf die römische Weltmacht nicht entbehren wollen. Wird diese durch die anderthalb Figuren eröffnet? Doch auch rein malerisch genommen, ent-

Digitized by Google

geht der Scene durch die kümmerliche Vertretung des Römerthums ein kräftiger Contrast.

Die Gruppe der Priester kommt ebenfalls nicht recht klar heraus. Die einzigen Männer, die etwa als solche gelten könnten, sind die Beisitzer um die Stufen des Thrones. Entspricht dies der historischen Möglichkeit? Der Evangelist Lucas, nach dem sich der Künstler, nach dem Kleide Christo zu schließen, gerichtet hat, läßt vom Landpfleger die Hohenpriester, die Obersten und das Volk zusammenrufen. Mußten sich da nicht ganz von selbst die Priester als Gruppe zusammenschließen, sie, die als Anstifter des Aufruhrs fungiren? Auf Munkacsys Composition kann man nur durch eine Reihe von Schlüssen zu der Ueberzeugung kommen, daß die beiden Alten zur Rechten des Pilatus die Hohenpriester sein mögen. Durch die Anschauung treten sie trotz des pathetisch perorirenden Greises nicht unmittelbar ins Bewußtsein.

Auch das Volk im Hintergrund gibt hie und da zu rathen auf. Was will der bärtige Mann, der sich in der Mitte, um die Linien in die Höhe zu bringen, sich halben Leibes über die Menge erhebt und auf eine — man sieht nicht genau welche — Figur des Vordergrundes weist. Christus ist es nicht. Er könnte den naseweisen, auf die Länge unausstehlichen Burschen meinen, der sich, als ob er dann besser sehen könnte, über die Schranke legt und Christus angrinst. Vielleicht weist er auf den ruhig dasitzenden Alten und soll ihn zur Action auffordern. Ein andrer, der im Stehen offenbar nicht weniger sehen würde, hat sich, wie es scheint, auf den Rand der hölzernen Wandbekleidung gestellt, und müht sich ab, in der schwierigen Situation zu balanciren. Er ist, wie auch der junge Mensch, der sich über die Schranke beugt, überaus lebendig. Weiter hinten steht vor dem Pfeiler ein junges Weib mit seinem Kinde, das erschrocken sich an die Mutter schmiegt. Sie blickt mit mitleidigem Ausdruck auf Christus. Wie sie dahin kommt, das einzige Weib in der ganzen tobenden Masse, wie es kommt, daß sie sich so ruhig und sicher fühlt, sei lieber nicht gefragt. Sie thut dort ihre Schuldigkeit, darum bleibe sie unbehelligt. Zudem ist sie eine alte Bekannte von Munkacsys „Letztem Tag des Verurtheilten". In einigen gestikulirenden Köpfen und Händen zwischen Christus und dem Soldaten und neben dem Hohenpriester hat man nicht mit Unrecht Reminiscenzen an Leonardos Abendmahl empfunden.

Der Christus hat unglaublich viel von sich reden gemacht. Erst nach vielen Versuchen hat ihn der Künstler fixirt, sogar nach der ersten Ausstellung noch wesentlich an dem Kopf geändert. Die schlanke, muskulöse Gestalt hat fast die Höhe eines Riesen. Dem Kopf warfen die Franzosen bei aller Bewunderung seinen germanischen Typus vor. Er ist nichts weniger als edel. Die Stirn flieht zu schnell zurück, die Nase vom Adlerschnitt setzt nach unten zu plötzlich ab und stört durch ungeschlachte Nasenlöcher. Der Ausdruck des Auges, das nach unten von keiner Wimper begrenzt scheint und in tiefer Höhle liegt, erinnert in Schnitt und Beleuchtung lebhaft an den des Adlerauges. Es ist fast drohend auf Pilatus gerichtet. Obgleich weltliche und geistliche Blätter dem Künstler in Frankreich und England das Zeugniß ausgestellt, er habe ein neues Christusideal geschaffen, möchten wir uns doch gegen die Gültigkeit dieses Ideals verwahren. So könnte der gefesselte Simson dreinblicken, ehe er geblendet wird. So könnte ein Fanatiker die Stirn runzeln, der in der Ausübung seiner Macht beschränkt worden und jeden Augenblick seine Fesseln sprengen möchte: aber niemals Christus, der nicht durch seinen Willen, sondern durch sein Wesen überlegen erscheinen muß, der nie einen Zug von Fanatismus gezeigt, in dessen Charakter die unbeschränkte Milde ein Grundzug ist.

Gegenüber den ungeheuerlichen Lobeserhebungen der auswärtigen Presse, in die sich nur selten ein ruhig prüfendes Wort mischte, und gegenüber den quellenden Tiraden, die wir bei uns selbst aus dem Munde besonnener Männer zu hören bekommen, kann man die Frage nicht unterdrücken, ob denn das, was uns da in so blendenden Farben vorgeführt wird, auch in sich die Nothwendigkeit der künstlerischen Existenz trage? Daß dies vorläufig bei den meisten modernen Erzeugnissen nicht der Fall, geben diejenigen am unbedingtesten zu, die selbst in ihrer Kunst am ernstesten vorandringen. Munkacsys Werk gehört nicht zu den Ausnahmen. Um sich darüber mit einem Blicke klar zu werden, darf man es nicht mit den besten Schöpfungen der vergangenen Historienmalerei vergleichen, die ihm an Schärfe und Wahrheit der Charakteristik nicht nachstehen, sondern man muß zurückgehen auf den, der zuerst die Chöre der Volksmassen mit selbstständigem Leben zu bilden verstanden, auf Rembrandt. Wenn man sich neben den lärmenden und schreienden Statisten, die wohldressirt auf den meisten unserer Historienbilder ihr Wesen treiben, nur eine von jenen Gestalten aus dem Volke ins Gedächtniß ruft, die auf Rembrandts Radirungen den Heiland umgeben, von jenen einfachen Menschen, die gar nichts beabsichtigen, die einfach da sind, aber mit der intensiven Kraft ihrer Existenz den Vorgang aufnehmen, ohne sich im geringsten um einen Zuschauer zu kümmern, dann sinken die effecthaschenden Gebilde unserer Phantasie in sich zusammen wie gegenüber Rembrandts absichtsloser, selbstverständlicher Composition das geschickte Arrangement, an das wir gewöhnt sind. Munkacsys Christus vor Pilatus führt uns aus dieser Scheinkunst nicht heraus. Bei aller Bewunderung seiner bedeutenden Eigenschaften dürfen wir uns über die innere Leere des Werkes nicht täuschen. A. L.

Alexander Strakosch als Vorleser.

Als Heinrich Laube die Direction des Wiener Stadttheaters niederlegte, demissionirte auch sein Vortragsmeister Strakosch, der die sprachliche Bildung der engagirten Mitglieder, ihre Aussprache und Declamation, die Vorbereitung der einzelnen Rollen zu überwachen und dem Meister schon während der kurzen Leipziger Directionsführung zur Seite gestanden hatte. Er widmete sich seither den Wandervorlesungen, die ihn nun endlich auch nach Berlin geführt haben. Ein bedeutender Ruf ging ihm voran. Strakosch hat bereits in einer Reihe deutscher Städte, in England, Rußland reiche Erfolge geerntet. Er gehört als Vorleser nicht zur Schule Tiecks, die in ihrem schlichten Vortrag jeden Anklang an die Bühne vermeidet, mehr das literarische als das theatralische Interesse betont und keinen Augenblick den vergessen läßt, der die Worte eingibt. Der so überaus fein, auch humoristisch veranlagte Emil Palleske, wie auch Rudolf Genée, der seine Lectüren durch ästhetisch-literarische Einleitungen zu einem besonderen geistigen Genusse macht, gehören dieser Vorleserschule an. Strakosch trägt vor. Seine Art ähnelt der Kunstübung des blinden Richard Türschmann, der ganze Dramen aus dem Gedächtnisse und mit schauspielerischem Pathos hersagte, aber Strakosch strebt nach Höherem, als nach den Lorbeeren eines virtuosenhaften Mnemotechnikers, dessen staunenerregende Gedächtnißgymnastik die inneren Mängel seines Vortrags vergessen lassen möchte. Mit seiner lang hinwallenden Mähne um Schläfen und Mund sitzt Strakosch im schwarzen Frack am grünverhangenen Tischchen — das traditionelle Glas Zuckerwasser fehlt — und bietet so eine Solovorstellung, ganz allein ein Ensemblegastspiel, ein Theater ohne Theater. Er trägt durchaus frei vor; kaum daß einmal ein flüchtiger Blick das Buch streift oder die Hand eine Seite wendet. Und nicht nur sein Mund, auch seine Seele ist thätig. Sein Antlitz spiegelt die Wirkungen des Dichterwortes wieder, sein Auge flammt, die Hände begleiten in nervösem, aber meist maßvollem Gestus den Vortrag: er ballt sie zur Faust, preßt sie auf die Brust, erhebt sie flehend, breitet sie segnend aus. Er ist eine stumme Sprache von äußerster Lebendigkeit und Ausdrucksfähigkeit. Aber sein erstes, wichtigstes Instrument ist die Stimme: ein Organ von seltener Reinheit, Kraft, Fülle, Ausdauer und Wohlklang. Alle Schrecken des tragischen Donners, die milden Laute verständiger Auseinandersetzung, der leichte Plauderton, das Pathos der feierlichen Rede sind dieser phänomenalen Stimme gleich geläufig; sie weint, lacht, fleht, flucht, flüstert und tobt in effectvoller Steigerung, und immer nimmt sie den Weg aus dem Herzen, der auch wieder zum Herzen gehen muß. Die rhetorischen Glanzleistungen von Demetrius und Sapieha, Uriel Acostas Bannfluch, die Erhebung des Juda in Otto Ludwigs „Makkabäern" klingen aus Strakoschs Mund noch einmal so überzeugend und packend; der Wechsel von Laut und Leise in dem Gespräch von Schweizer und Spiegelberg (Räuber IV, 5) ist ein sauber ausgearbeitetes Virtuosenstück; in den Monologen Hamlets läßt er uns Feinheiten erkennen, die weder bei der eigenen Lectüre noch bei einer Bühnendarstellung zur Geltung kommen, und in Hamlets Geplauder mit dem Schauspieler zeigt er einen leichten, flotten Conversationston, um den ihn unsere beliebtesten Liebhaber und Bonvivants beneiden könnten. Das Beste bietet er aber in den Momenten des Affectes. Da ist die Rede durchtränkt von Temperament, da bebt in jedem Wort eine tiefe Ergriffenheit, da steigt sein Organ mächtig in die höchsten Register, das durchgängig warme Colorit seines Vortrags wird fieber-

Digitized by Google

haste Gluth, und Alles ist ungestüme, dämonische Leidenschaft. Selbst mitten im Wirbelwind der Gefühle kommt jede Silbe zu ihrem Recht. Strakosch deutet den Wechsel der Sprecher nur mit leichter Geste an, aber jede Person hat eine leicht zu unterscheidende Stimmfärbung, die consequent festgehalten wird. Seine Frauen säuseln und flöten nicht wesenlos; seine Männer leben, sein Wort schafft leibhaftige Gestalten. Und wie Strakosch die Massen sprechen zu lassen versteht! Der kleine Mann ist ein ganzes Theater, ein ganzer Chor, ein ganzes Volk. Der Ruf der Landboten im Demetrius-Fragment: „Krieg! Krieg mit Moskau!" braust viel stürmischer aus seinem Mund, als wenn sämmtliche Statisten des Schauspielhauses einen Volksauflauf agiren.

Ueberall zeigt sich Laubes beste Schule. Da ist keine Schönrednerei, keine hohle Declamation, kein leerer Singsang. Erst Wahrheit und dann erst Schönheit; lieber Charakterisiren als Schwelgen im Wohllaut. Die schauspielerische Tradition bricht überall durch, doch es ist gute Schule. Nur selten wird der Vorleser komödiantenhaft. Etwa als Karl Moor, da er seinen Vater erkennt, laut aufschreit, oder bei Hamlets hier allzu oft wiederholtem: „Geh in ein Kloster!" Auch sind die Monologe Hamlets nicht genug Selbstgespräch; sie wenden sich allzu declamatorisch an den Zuschauer. Conventionell theaterhaft sind ferner die Recitation des Geistes (Hamlet) mit den gespenstig sein sollenden langgezogenen Vokalen und die scurrile Fistelstimme des alten Moor. Strakosch vergißt, daß Polonius kein kindischer Greis sein kann, denn er gibt seinem Sohne gar weise Lehren auf den Weg und behandelt — wie Turgenjew in einem posthumen Aufsatz sehr hübsch auseinandergesetzt hat — Hamlet ganz schlau wie einen kranken, störrischen Knaben, dem man nicht widersprechen darf. Oft wird auch das Tempo zu langsam genommen. Strakosch muß sich vor dem Bestreben hüten, zu deutlich, zu klar, zu eindringlich zu sein. Wenn der Hörer den Pädagogen herausfühlt, merkt er Absicht und wird leicht verstimmt. Um so größeres, uneingeschränktes Lob verdient die geistige Auffassung und Wiedergabe. Alles ist tief durchdacht und artet doch nie in Nüancenhatz aus. Auf falsche Betonungen, worin unsere besten Schauspieler Unglaubliches leisten, machen wir hier vergeblich Jagd. Selbst wo wir nicht mit ihm einverstanden sind, hat seine Auffassung doch auch ihre Berechtigung. Strakosch ist eben ein genial nachempfindender Rhapsode, der nicht nur die Affecte meisterlich versinnlicht und den ganzen Zauber des dichterischen Wortes wiedergibt, sondern auch den Geist unserer Klassiker fein und tief erfaßt hat.

Unser reichshauptstädtisches Publicum ist im Allgemeinen der Vorlesungen und Vorträge, mit denen es seit Jahren übersättigt wird, herzlich müde geworden, und nur einem Meister wie Strakosch konnte es gelingen, eine so zahlreiche und auserlesene Zuhörerschaft um sich zu versammeln. Mit welch freudiger Empfänglichkeit nahm sie auch seine Anregungen auf! Und eines intelligenten Publicums bedarf der Vorleser mit seiner keuschen, intimen Kunst viel mehr, als der Schauspieler. Er stellt große Ansprüche an Geist und Phantasie, aber um wie viel reiner ist der Genuß! Da stört kein leichtfertiger Regiestrich, kein Ausstattungsbeiwerk, keine Coulissenreißerei, nicht die rohe Illusion der äußerlichen Darstellung. Der Zuhörer muß mitschaffen, congenial denken, er wird selbst gewissermaßen ein Dichter. Nur diejenigen, die am meisten dabei hätten lernen können, die Schauspieler, hielten sich von Strakoschs Vorträgen demonstrativ fern. Vielleicht um nicht bei jedem Worte daran erinnert zu werden, wie sehr sie sich an unseren Klassikern zu versündigen pflegen. Z.

Notizen.

Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Von Fritz Jonas. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Eine gut und fleißig geschriebene Biographie des gastfreundlichen Körner'schen Hauses, reich an Neuem und Interessantem. Es lagen dem Verfasser viele unbenutzte Briefe von den Familiengliedern oder an dieselben im Manuscript vor, namentlich die Briefschätze aus Friedrich Försters Nachlaß, die sich jetzt im Körner-Museum in Dresden befinden. Interessant sind namentlich die von Förster aus dem Gedächtniß aufgeschriebenen Erinnerungen über die Kinderzeit der Maria Stock, nachmaligen Frau Körner, und ihrer starkgeistigen Schwester Dorothea, in deren elterlichem Hause auch Mosje Goethe — denn vornehme junge Leute wurden Mosje titulirt —, damals Student der Rechte, verkehrte. Einige der hier erzählten Goethe-Anekdoten sind sehr drollig und völlig unbekannt. Die ungedruckten Briefe Schillers sind ungemein werthvoll, wie denn auch dessen Aufenthalt im Körner'schen Hause hier eine ganz neue und erschöpfende Darstellung findet. Besonders fesselnd sind die zahlreichen, bisher unbekannten Briefe Theodors, dessen Bildungs- und Lebensgang ebenfalls manchen bedeutungsvollen Nachtrag gewinnt. Vielleicht hätte die Notiz nicht fehlen sollen, daß Doras Bräutigam Huber, Schillers Stubengenosse in Dresden, derselbe ist, der später die eheliche Tragödie im Forster'schen Hause zu Mainz herbeiführte und 1804 als Redacteur der Allgemeinen Zeitung starb.

* * *

Mal occhio und andere Novellen von Ossip Schubin. Berlin, J. H. Schorer. Fünf Erzählungen von sehr ungleichem Werth, aber kühn im Entwurf und geistvoll in der Ausführung. Das Vorbild Turgenjews ist besonders in „Memento mori" unverkennbar, doch ist das Sprunghafte in der Erzählungsform, das Geheimnißvolle in der Motivirung, der krankhafte Zug der Charakteristik, der Pessimismus der Weltanschauung hier viel weniger zu einem harmonischen Ganzen zusammengewachsen. Der Preis gebührt jedenfalls „Mal occhio" mit der feinen Zeichnung der Hauptfigur; leider läßt die Motivirung der Schlußkatastrophe zu wünschen übrig. Ein allerliebstes Kabinetstück ist „Blanche", wo auch das historische Kostüm getroffen ist, und eine stimmungsvolle Novellette: „Schneeglöckchen". Was uns besonders für die Verfasserin einnimmt, ist der weltkluge Ton und Schliff, die ethnographische Vielseitigkeit ihrer Schilderung. Sie ist in den Schlössern des böhmischen Feudaladels ebenso zu Hause, wie im Kursalon von Baden-Baden, an der Promenade des Anglais und am Pariser Boulevard; ihre internationalen Figuren haben wirklich einen großen, weltstädtischen Zug. Einzelne Schilderungen in „Dolorata", z. B. Paris im Frühling, lesen sich wie brillante Feuilletons. Wir begreifen, daß Ossip Schubin Mode geworden ist.

* * *

Hermann Lotze in seiner Stellung zu der durch Kant begründeten neuesten Geschichte der Philosophie. Eine kritisch-historische Studie von O. Caspari. Breslau, E. Trewendt.

In der Geschichte der neuesten Philosophie nimmt der verstorbene Hermann Lotze einen der hervorragendsten Plätze ein; durch sein vielverbreitetes Buch „Mikrokosmos" ist er auch außerhalb der fachphilosophischen Kreise populär geworden. Die wissenschaftliche Bedeutung dieses Philosophen darzulegen und seine Stellung in der Entwickelungsgeschichte der nachkantischen Philosophie zu präcisiren, ist die Aufgabe, die sich sein früherer Schüler Otto Caspari in vorliegender Schrift gestellt hat. Nach einigen Bemerkungen über Lotzes Persönlichkeit und Bildungsgang setzt der Verfasser in kritisch-historischer Weise Lotzes Stellung zur Hegel'schen Dialektik, zu Herberts Realismus und zu Kant und dem nachkantischen Skepticismus auseinander. Darauf gibt er eine treffliche kritische Besprechung der Lotze'schen Lehre und weist nach, welche Einwirkung Lotze auf jede einzelne Specialdisciplin der Philosophie geübt. Als Aufgabe der Philosophie, wie sie Lotze angestrebt, aber nicht vollkommen gelöst habe, bezeichnet der Verfasser: einen Weg zu suchen, der uns vor den Abwegen des nach Kant gescheiterten reinen Idealismus und des durch Kant bezwungenen und widerlegten Empirismus und naiven Positivismus gleichmäßig bewahrt. In welcher Weise dies zu geschehen hat, wird im letzten Kapitel: „Die neue Aufgabe der Philosophie" in klarer, einleuchtender Weise auseinandergesetzt. Hier finden sich sehr wichtige und beachtenswerthe Fingerzeige für Jeden, der sich in das Studium der modernen philosophischen Probleme einführen und die Methode des Kriticismus kennen lernen will. F. v. G.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Professor W. Benders

Lutherrede.

Durch ein Nachwort vermehrt.

Sechste unveränderte Auflage.

Preis *M.* 1.20.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Gegen Franco-Einsendung des Betrages sendet Exemplare überallhin franco die Verlagsbuchhandlung von

Emil Strauß in Bonn.

Soeben erschien:

Das Tischgespräch auf dem Rheindampfer.

Der hochwürdigen Facultät der evangelischen Theologie in Bonn und allen unbefangenen Herzen gewidmet von

J. M. Arouet.

Preis *M.* 1.20.

Anknüpfend an den Kirchenstreit, zu welchem Bender's Lutherrede Veranlassung gegeben, führen die hier auftretenden Repräsentanten des modernen Pietismus, der bergische Pfarrer, der Hofprediger und der schwäbische Prälat, ihre Sache ebenso naiv und offenherzig, als der Oberbürgermeister und sein Freund Arouet, welche für das gute Recht der natürlichen Religion und humanen Sittlichkeit kämpfen. Der Hauptreiz des Büchleins liegt in der pikanten, mit dramatischer Lebendigkeit durchgeführten Form des Tischgespräches.

Gegen Franco-Einsendung des Betrages sendet Exemplare überallhin franco die Verlagsbuchhandlung von

Emil Strauß in Bonn.

Das erste Heft von 5 Bogen der

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte

(jährlich 12 Hefte in Oktav à *M.* 1.—)

ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig. Preis *M.* 1.—

(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des ersten Heftes:

Zum Geleite.
Das alte Syrakus. Von Ad. Holm. I.
Ein Bild aus dem Klosterleben Oesterreichs. Von A. Korawitz.
Ein Gesandtenmord im 17. Jahrhundert. Von M. Brosch.
Die Pest in Rußland 1654. Von A. Brückner. I.
Die Staatsmänner Amerikas. Von A. E. Schönbach.
Mitteilungen und Berichte.

Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Aufforderung an Verleger.

Der äußere Erfolg der auf meine eigenen Kosten in den Jahren 1876—1881 gedruckten und meinem Bruder in Poesneck in Debit gegebenen 4 Schriften über S. Franck, über Reuter (2) und Niederdeutsch und Neudeutsch ist bisher sehr geringfügig gewesen und weit hinter meinen bescheidenen Erwartungen und dem inneren, durch die öffentlichen ehrenden Urtheile eines Geiger, Sanders, Suringas, Weinkauff u. a. anerkannten Werthe zurückgeblieben. — Der Drang der Umstände macht es mir zur Pflicht und entschuldigt es zugleich, daß ich, im völligen Einverständniß mit meinem Bruder, an die deutschen oder auch die niederländischen Verleger die öffentliche Anfrage und Aufforderung richte, die bezeichneten 4 Werke sei es gegen eine Baarzahlung von etwa 3000 *M.* oder ein und das andere Werk gegen 20—25% des ursprünglichen Ladenpreises zu erwerben. Von allen meinen Werken sind noch etwa sieben Achtel der Auflage vorräthig, von Sebast. Franck nämlich circa 800, von Erinnerung an Reuter 2550, von Reuters Lieblingslehrern, „C. Horn, der Stifter der Burschenschaft und N. Gesellius" 1550, von Niederdeutsch und Neudeutsch 1050 Exemplare.

Ich benutze die Gelegenheit, um wiederholten vergeblichen Schreibereien zuvorzukommen, zu der Mittheilung, daß ich für eine deutsche Bearbeitung der von mir entdeckten und in den Baltischen Studien veröffentlichten lat. Autobiographie Jakob Gerschows einen Verleger suche. Bereits 1855 schrieb mir Fr. W. Barthold, daß die Biographie „ein höchst anziehender Beitrag zu d. Gelehrten- u. Sittengeschichte jener verwilderten Zeit (des 30j. Krieges) sei und in deutscher Sprache ein allgemeines Interesse erwecken würde".

Diesen verständlichen, auf echt populäre Wirkung abzielenden Wink übersah die vielleicht entschuldbare wissenschaftliche Beschränktheit eines jungen Philologen.

Schwerin i/M. Febr. 1884.

Friedrich Latendorf.

Verlag von H. Costenoble in Jena.

Nun vollständig!

Ges. Romane, Novellen u. Damen von A. E. Brachvogel.

Mit Einleitung und Biographie von

Max Ring.

10 Bände. 8. Brosch. 31 Mark.

Auch in 65 Lieferungen à 50 Pf. beziehbar.

Vorstehende Sammlung enthält die vorzüglichsten Schriften Brachvogel's, die eine seltene Originalität bekunden, durch ihre **treffliche Charakterzeichnung** und durch ihren **Gedankenreichthum** fesseln und begeistern und **dauernde Belehrung** und **Erhebung** bieten. Die Sammlung ist bereits vollständig erschienen. **Den Abonnenten steht es frei, das Werk gleich vollständig oder in beliebigen Zwischenräumen zu beziehen. Probeheft gratis** durch jede Buchhandlung.

Die Zonen des Geistes.

Aphorismen von

Moriz Jokai.

Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. *M.* 2.50, geb. *M.* 3.—.

Neu!] [Im Buchhandel.

In meinem Verlage ist heute erschienen:

Lotze's philosophische Weltanschauung

nach ihren Grundzügen.

Zur Erinnerung an den Verstorbenen

von

Prof. Dr. Edmund Pfleiderer

in Tübingen.

Zweite durchgesehene Auflage.

Preis *M.* 1.60.

Berlin, den 30. Januar 1884.

G. Reimer.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten

wird der im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** erscheinende neueste Roman

von

Wilkie Collins:

„Herz und Wissen"

gegen Einsendung der Postquittung **gratis** und **franco** nachgeliefert.

Verbreitetste Zeitung Deutschlands. Gelesenste Zeitung Deutschlands.

„Berliner Tageblatt"

nebst

Illustr. Witzblatt

„ULK",

Belletrist. Sonntagsblatt

„Deutsche Lesehalle",

sowie

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft".

Man abonnirt für den Monat März bei allen Reichs-Postanstalten zum Preise von nur **M. 1,75.**

Musik!

Schletterer, Gesch. d. Hofcapelle der französ. Könige. (Studien I.) 6 *M.*

Buttmann, Schicksalsidee i. Schillers Braut v. Messina. 2 *M.* 50 *S.*

Freytag, Herwara. 2 *M.*

Verlag v. **R. Damköhler,** Berlin.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karneval 1884.

Confetti und Moccoli

von

Emil Edel.

„.... es scheint das ganze Jahr hindurch Karneval zu sein."

(Goethe in Rom.)

9½ Bogen. Elegant broschiert. Preis 2 *M.*

Gerstenbergsche Buchhandlung.

in Hildesheim.

Lilium auratum!

Japanische Goldbandlilie!!

Von dieser **„Königin aller Lilien"**, zur Topf- und Land-Cultur gleich geeignet, empfehle soeben eingetroffene japanische **Originalzwiebeln, stark und blühbar:** 4 St. 5 *M.*, 9 St. 10 *M.*, 20 St. 20 *M.*, 100 St. 90 *M.* incl. Porto und Emb. Einige extrastarke à 1.50 *M.*

H. Dammann jr.

Breslau, Büttnerstr. 7.

Hierzu eine Beilage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Berlin, den 23. Februar 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend [illegible] Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Franzo[illegible]ng. Von Spiridion Gopčević. — Aus den Ergebnissen der letzten Volkszählung. Von Scrutator. — **Literatur un[illegible]**ber Sprechen, Reden und Lesen. Von Fritz Koegel. — Goethe und Heine. Von Ludwig Geiger. — „Die Grafen v. Al[illegible] von August Niemann. Besprochen von Theophil Zolling. — Albumblätter. Von Oscar Linke. — **Aus der Hau[illegible]** Die siebente Sonderausstellung im Gewerbemuseum. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Die Puttkamer[illegible] Orthographie und die Académie française. Von W. Robert, Oberlehrer. — Inserate.

Die Franzosen in Tongking.

Von Spiridion Gopčević.

Die ersten Beziehungen Frankreichs zu Annam reichen bis in das vorige Jahrhundert zurück. Der 1774 zur Herrschaft gelangte König Gialong war 1786 vertrieben worden und wurde durch den französischen Bischof d'Adran bestimmt, Frankreichs Hülfe anzurufen. 1787 schloß Gialong mit Louis XVI. einen Vertrag ab, in dem er sich zur Abtretung des Hafens Turan und der Insel Pulo-Condor verpflichtete. Aber die zu seiner Unterstützung abgesandten Streitkräfte wurden unterwegs in Indien zur Bekämpfung der Engländer zurückbehalten und blos 4 Offiziere erreichten Cochinchina. Sie organisirten Gialongs Streitkräfte und bewirkten dadurch, daß er 1802 unangefochtener Herrscher über ganz Annam wurde.

Die guten Beziehungen zwischen Annam und Frankreich endeten jedoch mit dem Tode Gialongs. Dessen Nachfolger Minh-Mang (1820—42) und Thien-tri (1842—47) rotteten durch grausame Verfolgungen das schon stark vorhandene Christenthum aus und ahmten das chinesische Abschließungssystem nach. Endlich unter dem Könige Tu-Duc riß den Franzosen die Geduld. Da er sich weigerte mit der französischen Regierung in Verbindung zu treten, benützte dies Napoleon, um 1858 eine Expedition abzusenden. Spanien, das durch die Hinrichtung eines spanischen Bischofs beleidigt worden, unterstützte Anfangs die Franzosen. Schon 1847 hatten die Franzosen im Hafen von Turan die annamitische Flotte vernichtet und 1856 die Citadelle dieses Hafens erstürmt. Beide Vorfälle hatten jedoch blos die momentane Züchtigung der Annamiten zum Zwecke gehabt. Die 1858 abgehende Expedition hingegen (unter Admiral Rigault de Genouilly) verfolgte ernstere Endziele. Am 1. September 1858 wurde Turan, im Februar 1859 Saigon erstürmt, zwei Jahre später das anamitische Heer bei Saigon aufgerieben, Bienhoa, Vinh-long und andere Städte erobert und Tu-Duc hierdurch so mürbe gemacht, daß er sich 1862 zur Abtretung der Provinzen Saigon, Mytho und Bienhoa an Frankreich bewegen ließ. Die feindselige Haltung des Königs brachte ihn 1867 um weitere 3 Provinzen: Vinh-long, Hatien und Chan-doe, während das angrenzende Königreich Cambodscha das französische Protectorat anerkannte, also Frankreichs Vasall wurde. Tu-Duc, den die Machtentwicklung Frankreichs schreckte, suchte bei den Chinesen Schutz, indem er im October 1871 eine Gesandtschaft nach Peking schickte und sich freiwillig als Chinas Vasall erklärte.

Inzwischen hatten die Franzosen durch die Mekong-Expedition (1866—68) erfahren, daß sie einen Fehler begangen, sich im Süden Annams festzusetzen, statt im Norden. Die Franzosen hatten nämlich geglaubt, der Mekong werde die beste Wasserverbindung mit dem Innern Chinas abgeben. Es stellte sich jedoch heraus, daß er wegen seiner Stromschnellen für die Schifffahrt unbrauchbar sei, während der Song-ka (Rothe Fluß) den natürlichen Weg zur metallreichsten chinesischen Provinz Jünnan bilde. Ein Zufall begünstigte die Franzosen in ihrer Absicht, sich in Tongking festzusetzen.

Ein seit 1860 in China ansässiger französischer Kaufmann, Namens Dupuis, ging im Jahre 1870 im Einverständniß mit dem Vicekönig von Jünnan nach Tongking, um die Brauchbarkeit des Rothen Flusses als Handels- und Verkehrsstraße von Jünnan zum Meere zu untersuchen. Dupuis erlangte die Ueberzeugung, daß der Rothe Fluß diesem Zwecke vollständig entspräche und der Handel durch seine Benutzung ungeheure Dimensionen annehmen würde. Jünnan ist nämlich vielleicht das metallreichste Land der Welt. Zinn, Kupfer, Quecksilber, Blei, Zink, Steinkohlen, aber auch Gold, Silber, Eisen, sowie Krystall und Marmor finden sich in ausgedehnten Lagern vor. Außerdem noch die Bodenprodukte des 300,000 Quadratkilometer großen Jünnan und die Bedürfnisse seiner 50 Millionen Einwohner in Betracht gezogen, wird man Dupuis' Handelsplänen nur bewundernd beistimmen können. Bei seiner Reise durch Tongking überzeugte er sich auch von dem Reichthum dieser blühendsten — obschon nur 10 Millionen Seelen zählenden — Provinz Ostasiens.

Als Franzose konnte aber Dupuis nicht umhin, die Vortheile der gemachten Entdeckung seinem Vaterlande zuzuwenden. Anfang 1872 erschien er in Paris und conferirte mit der französischen Regierung. Man nahm ihn sehr günstig auf und versprach ihm Unterstützung. Am 8. November trat er dann mit den Kanonenbooten „Hongkiang", „Laokai" und „Sontay", sowie einer Dschonke die Expedition an, unterstützt vom Aviso „La Bourayne", welcher eben die chinesischen Seeräuber gezüchtigt. Am 23. December langte Dupuis vor Hanoi an, wo die Mandarine in nicht geringen Schrecken geriethen. Dupuis versicherte sie jedoch seiner friedlichen Absichten, begab sich nach Jünnan und kehrte am 30. April 1873 mit einer Ladung Erze und 150 chinesischen Soldaten nach Hanoi zurück, sich stets als chinesischen Agenten gerirend. Trotzdem fühlten sich die Annamiten beunruhigt und schickten zwei Mandarine nach Saigon, um die Abschließung eines Handelsvertrages zu versprechen, falls man Dupuis abberufen wolle. Contreadmiral Dupré, der französische Gouverneur, griff diese Gelegenheit mit Begier auf und sandte den Marinelieutenant Francis Garnier — einen zweiten Hernan Cortéz — mit dem Kanonenboot „Arc" nach Tongking. Letzteres kenterte unterwegs, doch schiffte sich Garnier mit vier

Digitized by Google

Kanonen und 56 Mann auf Dschonken ein, mit welchen er am 5. November Hanoi erreichte. Hier ließ er sich durch die feindselige Haltung der Annamiten nicht abschrecken, deren Zwist mit Dupuis zu untersuchen und Urtheil zu sprechen. Er erklärte den Rothen Fluß für den französischen, chinesischen und spanischen Handel für eröffnet und geberdete sich als Herr. Die Mandarine legten ihm heimtückisch allerlei Schlingen, denen Garnier geschickt auswich, bis ihm endlich die Geduld riß und er die Erstürmung der Citadelle von Hanoi plante. In Folge erhaltener Verstärkungen verfügte er über zwei Kanonenboote („Scorpion" und „Espignole"), 11 Kanonen und 240 Soldaten (von denen 30 Asiaten). In der Citadelle befanden sich 6—7000 Mann, allerdings nur mit Lanzen, Säbeln und Luntenflinten bewaffnet, aber immerhin durch ihre Zahl und Stellung furchtbar. Am 20. November 1873 fand der Angriff statt. 180 Franzosen erstürmten innerhalb einer Stunde die Festung, ohne einen Mann zu verlieren, während die Annamiten 80 Todte, 300 Verwundete und 2000 Gefangene einbüßten. Der Marschall und die zwei vornehmsten Mandarine befanden sich in dieser Zahl. Garniers Thätigkeit war bewunderungswerth. Er eroberte binnen zehn Tagen zwei ganze Provinzen, ohne nur einen einzigen Mann zu verlieren. Sofort schritt aber Garnier zur Bezwingung weiterer Provinzen. Am 2. December dampfte die „Espignole" von Phu-Ly nach Hai-Dzuong, dessen Mandarin die Unterwerfnng verweigerte. In Folge dessen landeten 30 Franzosen im Feuer der Festung, erstürmten diese ohne Beihülfe von Artillerie binnen $1^1/_2$ Stunden und machten die ganze Besatzung zu Gefangenen. Geradezu unglaublich klingt es, wenn man hört, daß dabei 300 Annamiten, statt die ersten sechs eingedrungenen Franzosen zu erdrücken — sich ihnen voll Schrecken ergaben. Für solche Feigheit fehlt uns der Begriff!

Nachdem er die Verwaltung der Provinz Hai-Dzuong organisirt, ließ Harmand 15 Mann daselbst und begab sich mit dem Reste nach dem mittlerweile von Garnier eroberten Nam-Dinh. Er nimmt eine Dschonke, schifft sich mittelst derselben mit 6 Mann aus, erstürmt die Batterie ohne Blutvergießen, nimmt den Gouverneur gefangen, bedroht ihn, inmitten seiner Soldaten, mit Niederschießen, sofern er nicht binnen 10 Minuten die Festung übergebe und zieht wirklich in dieselbe ein. 2000 Annamiten werfen sich vor 7 Franzosen auf die Knie und strecken die Waffen!

Am 9. December Abends erschien Garnier selbst in Binh-Ninh, bestätigte den tapfern, erst zwanzigjährigen Hauteseuille in dessen Commando und erstürmte hierauf Nam-Dinh. Am 20. December kam es zu einem Waffenstillstande, dem Friedenspräliminarien folgen sollten. Diese wurden aber schon andern Tags durch die Nachricht gestört, daß die Schwarzen Flaggen im Anmarsch seien. 600 derselben, gefolgt von 2000 Annamiten, griffen auch Hanoi an, wurden jedoch durch einige Granatschüsse zum Rückzug bewogen. Dies veranlaßte Garnier zu einem Ausfalle, um den Schwarzen Flaggen — dem einzigen ernst zu nehmenden Gegner — eine empfindliche Lection zu ertheilen. Die Absicht war gewiß löblich, aber Garnier konnte nur 28 Mann dazu verwenden! Balny mit 10 Mann bricht also gerade gegen den Feind hervor, während Garnier mit 18 Mann ihn zu umgehen sucht. In seinem Eifer verfolgt er dabei die Chinesen in das Gestrüpp, verstrickt sich in diesem, fällt und wird sofort von den hervorspringenden Chinesen geköpft. Seinen Leuten gelingt es mit Mühe den Leichnam zu retten. Auch Balny war zurückgeworfen worden und so kostete dieser unglückliche Ausfall den Franzosen 5 Todte und 6 Verwundete.

Das war das Ende Garniers, des französischen Hernan Cortéz, der, wenn er am Leben geblieben wäre, wohl damals schon ganz Annam erobert hätte und zwar mit zehnmal geringeren Streitkräften als jene, über welche heute Courbet verfügt.

Man kann sich denken, wie deprimirend dieses Gefecht auf die Franzosen und deren Anhänger wirkte. Dupuis brach zwar sofort zur Verfolgung auf, fand aber den Feind nicht mehr. Statt Garnier übernahm Bain de la Coquerie den Oberbefehl. Er erfuhr drei Stunden nach Garniers Tod, daß am 16. December der „Décrès" mit bedeutenden Verstärkungen im Cua Cam eingelaufen sei. Am 25. December traf der „Scorpion" mit 108 Mann und 300 Flinten ein. Es kam zu neuen Verhandlungen mit den Annamiten, doch ehe diese zu einem Resultate führten, langte am 29. December der neue französische Bevollmächtigte Philastre an, welcher an Ungeschicklichkeit seines Gleichen suchte. Er beeilte sich alle französischen Truppen aus Tongking zurückzuziehen, bis auf den Freihafen Haiphong. Kaum war dies geschehen, als die Annamiten über die Anhänger der Franzosen herfielen und sie zu Tausenden abschlachteten. Ihre Dörfer wurden verbrannt, ihre Habe geplündert, Dupuis vertrieben, kurz Frankreichs Ehre floß in Strömen und Niemand rührte sich, diese namenlose Schmach gutzumachen oder den schuldtragenden Einfaltspinsel zur Rechenschaft zu ziehen. Die Folgen dieses Vorganges zeigen sich heute noch in dem höhnischen Benehmen Chinas gegenüber Frankreich.

Bis 1875 hatten es die Franzosen in Tongking lediglich mit den Annamiten zu thun. Jetzt mengte sich aber China in die Frage.

Am 25. Mai 1875 erhielt die chinesische Regierung Mittheilung von dem Vertrage zwischen Annam und Frankreich; bereits am 10. Juni protestirte sie gegen diesen, behauptend, daß Annam als chinesisches Vasallenland nicht eigenmächtig Verträge abschließen dürfe. Frankreich ignorirte diesen Protest, duldete jedoch stillschweigend, daß 1878 und 1881 die gewohnten Huldigungsgesandtschaften von Annam nach China gingen, sowie daß chinesische Generäle die annamitischen Festungen in Tongking befehligten.

Inzwischen wandte sich aber, von Gambetta angespornt, das öffentliche Interesse in Frankreich den Colonien zu und besonders war es Tongking, auf welches die Regierung ihr Augenmerk richtete. China, dadurch beunruhigt, beauftragte den Mandarinen Tseng (um besser zu imponiren für die Zeit seines Aufenthaltes in Europa mit dem „Marquis"-Titel beglückt), der französischen Regierung auf den Zahn zu fühlen. Gambetta antwortete schroff, daß China sich nicht in Sachen einmengen möge, mit denen es nichts zu schaffen habe. Vom französischen Standpunkt aus kann man Gambettas Sprache nur billigen und hätten seine Nachfolger ebenso energisch gesprochen, so wären die leicht einzuschüchternden Chinesen schon längst zum Rückzug veranlaßt worden und Tongking heute eine französische Provinz.

Gambettas Regierung war aber nur von kurzer Dauer und seine schwächlichen Nachfolger hatten in Allem, was sie anfaßten, merkwürdiges Mißgeschick. Wie gewöhnlich waren es hauptsächlich die halben Maßregeln, welche sich besonders verderblich erwiesen.

Gambettas Nachfolger Freycinet beschloß Anfang 1882 die Tongking-Frage zu Ende zu führen. Annam hatte den Vertrag von 1874 nicht gehalten. Statt die Seeräubereien zu unterdrücken, machte es mit den Piraten (d. i. den „Schwarzen Flaggen") gemeinsame Sache. Dadurch wurde natürlich der genannte Vertrag illusorisch und Frankreich befand sich vollkommen im Recht, als es Ende März 1882 den Schiffskapitän Rivière von Saigon nach Haiphong sandte, um mit den Piraten aufzuräumen. Nur war es ein Fehler, Rivière keine genügende Streitmacht zur Verfügung zu stellen. Wahrscheinlich hatte man die unglaublichen Erfolge Garniers im Auge, vergessend, daß zwischen dem annamitischen Gesindel, das vor hundertmal schwächeren Gegnern Reißaus nahm, und den tapfern „Schwarzen Flaggen", die um ihre Existenz kämpften, denn doch ein gewaltiger Unterschied sei. Die Folgen dieser Unterschätzung des Gegners zeigten sich bald.

Rivière dampfte den Rothen Fluß hinauf gegen Hanoi, wo sich die Schwarzen Flaggen, unterstützt von Chinesen und Annamiten, festgesetzt hatten. Am 25. April 1882 erstürmte er die Citadelle, was China zu einem schnaubenden Proteste veranlaßte, der natürlich ignorirt wurde. In Folge dessen verband sich der König von Annam officiell mit den Seeräubern und beschwerte sich bei China, dieses gleichzeitig um Schutz anrufend. China beeilte sich, 10,000 Mann abzusenden, welche im September in Tongking einrückten. Statt kategorisch den

Digitized by Google

Abzug der chinesischen Truppen zu verlangen und mit Kriegserklärung zu drohen, ließ sich der allzu ängstliche französische Gesandte in China, Bourée, hinreißen, mit China einen Vertrag abzuschließen, in dem letzteres Lao-kai bekommen und „versprechen" sollte, das Piratenunwesen zu unterdrücken. Außerdem sollte zwischen Tongking und China eine neutrale Zone geschaffen und das französische Protectorat über Tongking anerkannt werden.

Da der Vertrag nicht ratificirt wurde, so sollte man glauben, daß jetzt Frankreich energisch zu der Eroberung Tongkings geschritten sei. Thatsächlich legte auch der Marineminister, Admiral Jauréguiberry, einen solchen Plan vor, der 10 Millionen Francs erfordert hätte. Grévy beging den schweren Fehler, sich ablehnend zu verhalten und so kam es statt zu einem ernsten gewaltigen Schlage zu einer Serie schwächlicher Maßregeln, welche schließlich mehr als 10 Millionen kosteten, den Zweck nicht erreichten und obendrein Frankreich demüthigten. Statt einer Division gingen Ende December — ganze 750 Mann zur Verstärkung Rivières nach Tongking.

Am 15. Mai bewilligte die französische Kammer den geforderten Credit von $5\frac{1}{2}$ Millionen. Bei dieser Gelegenheit wurde erwähnt, daß schon Mitte April Graf Kergaradec in besonderer Mission nach Hué gegangen sei, um den König zur Annahme eines Vertrages zu bewegen, durch welchen er Vasall Frankreichs werden sollte, welches insbesondere die Finanzverwaltung übernehmen würde. Während der darauf folgenden Debatten traf die Nachricht ein, am 19. Mai habe Rivière aus Hanoi einen Ausfall gemacht und sei mit 4 Offizieren und 25 Mann gefallen, während 7 Offiziere und 47 Mann verwundet worden seien. Rivière starb seltsamer Weise an derselben Stelle, wo vor 10 Jahren Garnier den Heldentod gefunden und gegen denselben Feind (Schwarze Flaggen).

Da an diesem Gefecht annamitische Truppen theilgenommen, erhielt Kergaradec am 30. Mai Befehl, nicht nach Hué zu gehen. Gleichzeitig wurde sofortige Absendung von Verstärkungen beschlossen.

Die Chinesen hatten inzwischen auch imponiren wollen und während sie alle Tage frische Enten bezüglich abgesandter Truppen aufflattern ließen, schickten sie den Vicekönig Li Hung Tschang nach Süden. Auf der Reise traf er am 8. Juni mit dem neuen französischen Gesandten Tricou zusammen, welcher ganz energisch auftrat, ja vielleicht sogar des Guten zuviel that und China brüskirte. China ärgerte sich über Tricou, verlangte am 3. Juli dessen Abberufung und wies Li Hung Tschang an, abzureisen. Inzwischen hatte am 8. Juni General Bouët das Commando über die in Tongking stehenden Truppen übernommen, welche nach Eintreffen verschiedener Verstärkungen am 14. Juli höchstens 6000 Mann mit 18 Kanonen betrugen, wovon 1000 Eingeborne (18 Compagnien Marine-Infanterie, 6 Compagnien Matrosen, 6 Compagnien annamitische Schützen und etliche christliche Eingeborne). Die französische Seemacht in Ostasien zerfiel in vier Gruppen: An der Küste von Tongking: Admiral Courbet mit 11 Schiffen (zusammen 64 Geschütze 2486 Mann). Auf den Flüssen von Tongking 10 Schiffe mit zusammen 25 Kanonen und 500 Mann In den chinesischen Gewässern: Admiral Meyer mit 6 Schiffen (zusammen 77 Geschütze und 1783 Mann). In Saigon: 5 Schiffe mit 8 Kanonen und 400 Mann. Feindlicherseits sollten nach chinesischen Berichten mindestens 80,000 Schwarze, 60,000 Gelbe und 20,000 Weiße Flaggen, ferner 40,000 Annamiten stehen und 15,000 Chinesen im Anzug seien. Man dürfte jedoch gut thun, überall eine Null wegzustreichen, da den Chinesen für genaue Zahlen ein richtiges Verständniß mangelt. Nehmen wir also an, daß in Tongking 20,000 Piraten und Annamiten und vielleicht 3000 Chinesen standen. Bringen wir das feige annamitische und chinesische Gesindel in Abzug, so bleiben immer noch 16,000 tapfere Piraten, gegen welche die 6000 Franzosen bei einer Offensive keinen so leichten Stand hatten. Denn bringt man die unverlässigen einheimischen Bundesgenossen und 1000 Franzosen für den Besatzungsdienst in Abzug, so bleiben blos 4000 Mann im freien Feld verfügbar — zu wenig, um einen viermal stärkeren Gegner zu bezwingen, der aus China beständig Zuzug erhalten kann.

Statt also energisch ins Zeug zu gehen, legte Challemel de Lacour am 10. Juli die Absichten der Regierung dar, welche nicht ungeschickter und widerspruchsvoller sein konnten. Nicht einmal ein einheitlicher Oberbefehl sah dabei heraus, indem sich Bouët und Courbet mit dem am 8. Juni ernannten „Civil-General-Commissär" Dr. Harmand darin theilen sollten und die Instructionen so dunkel gehalten waren, daß Competenzconflicte unmöglich ausbleiben konnten.

Die Beziehungen zur Regierung von Hué wurden immer unfreundlicher. Am 24. Juni räumten die Franzosen Quinhon und wiesen die annamitischen Consuln aus Cochinchina aus. Am 20. Juli verschied König Tu-Duc, sein Nachfolger Phudacnel zog sich, weil er nicht die Zustimmung der Mandarine fand, vorsichtig zurück und so wählte man am 30. Juli den jugendlichen Thiep-hoa zum König, der nach viermonatlicher Regierung — wie die letzten Nachrichten melden — umgebracht wurde.

Das Triumvirat in Tongking (Harmand, Courbet und Bouët) hielt die Nachricht vom Tode Tu-Ducs für günstig einen Hauptschlag zu wagen. Schon am 19. Juli war Major Badens mit 500 Mann von Nam Dinh ausgefallen, hatte den Feind allenthalben zersprengt und 7 Kanonen erbeutet. Die Franzosen verloren dabei 4 Todte, 8 Verwundete, der Feind angeblich 700 Mann. Letzterer kehrte bald in verstärkter Zahl zurück und bedrängte die Franzosen derart, daß Badens Verstärkungen verlangen mußte. Mit 1200 Mann brach er am 6. und 7. August neuerdings hervor und warf den Feind zurück, was ihm 2 Todte, 6 Verwundete kostete.

Am 13. August marschirte Oberstlieutenant Brionval mit 600 Mann und 3 Kanonen von Haiphong nach Hai Dzuong, welche Stadt sich am 16. ergab. Die Beute bestand in 150 alten Kanonen und 50,000 Francs. Zwei Tage später begann Courbet mit der Flottille seine Operationen. Er hatte 1050 Mann Landungstruppen mit 15 Kanonen an Bord, erklärte die Küste für blockirt, bombardirte am 18., 19. und 20. die Forts, welche den Zugang zu Hué beherrschen, und erstürmte sie an den beiden folgenden Tagen. Den Lesern wird noch der Bericht eines französischen Offiziers im „Figaro" über das Abschlachten von 2000 Annamiten in Erinnerung sein, das damals stattfand.

Am 22. August begab sich dann Dr. Harmand nach Hué, wo er drei Tage später den König zu einem Vertrag zwang, dessen Hauptpunkte folgende waren: Abtretung der (an Cochinchina grenzenden) annamitischen Provinz Binh-Thuan an Frankreich. Anerkennung des französischen Protectorats und Verzicht auf diplomatische Verhandlungen mit anderen Mächten (China eingeschlossen). Uebernahme der Zollverwaltung durch Frankreich. Eröffnung der Häfen Suan Day und Turan. Rückziehung der annamitischen Truppen aus Tongking. Besetzung der Forts bei Hué und Thuan-An durch Franzosen, welchen es überhaupt gestattet ist, überall Befestigungen anzulegen. Zahlung einer Kriegsentschädigung. Durch diese und noch andere Nebenpunkte wäre Annam de facto eine französische Colonie geworden. Nur hatten die Franzosen die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Einerseits zeigten sich die Schwarzen Flaggen nach wie vor entschlossen, den Franzosen Tongking streitig zu machen, andererseits dachte Annam nicht daran, die Bestimmungen des Vertrages zu erfüllen. Der Schattenkönig, mit dem man ihn abgeschlossen, wurde ermordet und abermals zeigte es sich, daß papierene Verträge im Orient werthlos sind, wenn nicht das Schwert vorher sein entscheidendes Wort gesprochen. Mit diesem sah es aber, wegen Mangel an Energie und Unterschätzung des Gegners, sehr windig aus. Bouët war zwar auch am 15. August von Hanoi hervorgebrochen, doch errang er keinen ernsten Erfolg. Am folgenden Morgen brach ein Damm und hinderte durch die eintretende Ueberschwemmung die Wiederaufnahme des Angriffes. Blos Oberst Bichot hielt sich am rechten Flügel in einer mit Hülfe der Flottille genommenen Pagode. Nach französischen Angaben sollen die Schwarzen Flaggen 1300 Mann verloren haben — natürlich eine ganz willkürliche Schätzung, da ja der Feind das Schlachtfeld behauptete. Einige Entschädigung für dieses unglückliche Gefecht bot die Besetzung des wichtigen Ortes Kuang-jen nordöstlich von Haiphong.

Digitized by Google

Obschon die bisherigen Ereignisse zur Genüge gezeigt hatten, daß ohne ausgiebige Verstärkung nichts zu machen sei, unternahm Bouët am 1. September doch wieder einen Angriff und zwar unbegreiflicherweise mit noch geringeren Kräften. Zwar besetzte die rechte Flügelcolonne Palan, doch mißlang dafür der Versuch, die Linie des Day-Flusses zu erreichen, trotz dreitägiger Kämpfe, in welchen sich der seltene Fall ereignete, daß eine Marine-Infanterie-Compagnie durchbrannte.

Am 10. September löste sich das Triumvirat auf, indem Bouët nach Paris ging. Tricou hatte schon Mitte August Peking verlassen, da die Unterhandlungen mit China sich unabsehbar hinauszogen. Durch Tseng erfuhren nämlich die Chinesen, daß Frankreich einen Krieg mit China vermeiden wolle und dies gab ihnen natürlich Muth zum Widerstand. Statt die zunehmende Unverschämtheit der Chinesen mit sofortigem Abbruch aller Unterhandlungen zu beantworten und unbeirrt von jeder fremden Einsprache ernstlich an die Eroberung von ganz Tongking und Annam zu schreiten, verlegte sich die französische Regierung auf klägliches Feilschen. Dadurch kühn gemacht, begann die chinesische Regierung mit dem Säbel zu rasseln und ließ seit dem 1. September eine Nachricht von Truppenbewegungen um die andere in die Welt hinaus gehen. Bereits am 12. September sollten 100,000 Chinesen schlagfertig an der Grenze stehen, 15,000 in Tongking eingerückt sein. Gleichzeitig sollten die Fremden geschreckt und durch Drohen mit dem Fanatismus die Engländer und Deutschen gegen einen französisch-chinesischen Krieg gestimmt werden. Daher veranstaltete man in Canton verschiedene Krawalle und Volksaufläufe, welche das Einschreiten der ansässigen Deutschen zur Folge hatte, von denen 9 nebst 3 Engländern die Chinesen zu Paaren trieben.

Die letzten Ereignisse, die Einnahmen von Sontay ꝛc., sind dem Leser noch aus den Zeitungen im Gedächtniß; wir gehen nicht näher darauf ein, da die Nachrichten bisher noch nicht geklärt sind. Jetzt wollen wir nur einen Blick auf die gegenwärtige Lage werfen. Die Franzosen besitzen heute bereits — mit Ausnahme von Bac Ninh — das ganze Delta. Um mit den Schwarzen Flaggen aufzuräumen, müßte jedoch auch das Land zwischen Sontay und Jünnan erobert werden, wozu es mindestens 15,000 Mann bedürfte. Widerstand seitens Annam wäre mit sofortiger Einverleibung des Landes zu beantworten. Die annamitischen Soldaten haben so glänzende Proben ihrer fabelhaften Feigheit abgelegt, daß die Eroberung Annams eine Spielerei ist, die sich mit ein paar tausend Mann bewerkstelligen ließe. Sollte China, gegen alle Vermuthung, so energisches Vorgehen mit einer Kriegserklärung beantworten, so wäre dies um so schlimmer für China. Die französische Flotte könnte Canton und Schanghai nehmen, und die Besetzung der Inseln Hainan, Taiwan und Tschusan unterstützen, während 50—60,000 Franzosen leicht im Stande wären, China niederzuwerfen. Man vergesse nicht, daß dies im Jahre 1860 9000, im Jahre 1854 6000, im Jahre 1840 gar nur 2700 Europäern gelang. Blos 40,000 Chinesen sind europäisch bewaffnet und halbwegs einexercirt, aber ihr militärischer Werth kann doch höchstens mit dem von 8000 Franzosen als gleichbedeutend veranschlagt werden. Alles Andere ist dahergelaufends Gesindel mit Luntenflinten, Bogen und Speeren. Die Franzosen könnten leicht China zur Abtretung seiner Inseln und der Südprovinzen (Jünnan, Kuangsi und Kuangtung) zwingen. Frankreich besäße dann ein prächtiges Reich in Ostasien, das den englischen und russischen Besitzungen daselbst ein Gegengewicht bildete. Das reactionäre Ostasien wäre dadurch mit Gewalt der Civilisation erschlossen und in die Bahn des Fortschrittes gedrängt; ihm bräche eine neue Aera an, deren Folgen unermeßlich, unabsehbar sind. Deutschland könnte dem ruhig zusehen, da es dabei den Vortheil hätte, 100,000 Franzosen beständig in Ostasien gefesselt zu wissen. Für Frankreich würde sich allerdings dieser Nachtheil dadurch ausgleichen, daß es in handelspolitischer Beziehung aus seiner Colonie riesige Reichthümer zöge. Uebrigens bedeutet die Annexion eines jeden halbbarbarischen Landes an irgend eine europäische Macht einen Sieg der Civilisation und ist daher von jedem Kosmopoliten sympathisch zu begrüßen.

Aus den Ergebnissen der letzten Volkszählung.

Von Scrutator.

Die im vorigen Jahre durchgeführte Berufszählung hat mit ihren wichtigen Ergebnissen die Aufmerksamkeit so allgemein in Anspruch genommen, daß darüber das Interesse an der nur $1^1/_2$ Jahre vorher im regelmäßigen 5jährigen Turnus veranstalteten Volkszählung hat zurückstehen müssen. Gleichwohl ist diese nicht minder bedeutend als jene! Ist sie doch am 1. December 1880 zum dritten Male seit dem Bestehen des deutschen Reichs wiedergekehrt und uns auf diese Weise gestattet, einen Rückblick auf die Entwickelung der Bevölkerung während der letzten 10 Jahre zu werfen. Der soeben vom Kaiserlichen Statistischen Amte ausgegebene zweite Theil des 57. Bandes der deutschen Reichs-Statistik, welcher die Beschreibung der Volkszählung vom 1. December 1880 vervollständigt, verdient daher sicherlich Beachtung.

Fast gleichzeitig mit Deutschland haben auch andere europäische Staaten gezählt: Oestreich am 31. December desselben Jahres, Italien am 31. December 1879, Großbritannien am 4. April 1881, die Vereinigten Staaten von Nordamerika am 1. Juni 1880. Da von einigen dieser Zählungen die Resultate bereits vorliegen, lassen sich nicht uninteressante Vergleiche ziehen.

Die bei uns laut gewordenen Befürchtungen wegen Uebervölkerung erscheinen nicht ganz begründet. Auf einem Quadratkilometer leben im deutschen Reiche etwa 84 Menschen und, wenn das auch im Verhältniß zu den Vereinigten Staaten viel ist, in denen noch nicht 7 Menschen auf einem Quadratkilometer wohnen, so ist dafür die Dichtigkeit der Bevölkerung in anderen europäischen Staaten eine größere. In Italien werden 96 Personen, in Großbritannien sogar 112 auf einen Quadratkilometer gerechnet. Frankreich und Oestreich weisen freilich weniger, je 71 und 61 Einwohner pro Quadratkilometer auf. Deutschland nimmt also unter den Großstaaten Europas hinsichtlich der Dichtigkeit der Bevölkerung eine Mittelstellung ein.

Wie die Zukunft sich gestalten wird, muß allerdings dahingestellt bleiben. Thatsache ist es, daß der jährliche Zuwachs der Bevölkerung in Deutschland ein stärkerer ist als anderswo. Er betrug während des verflossenen Jahrzehnts 1,08 Procent der mittleren Bevölkerung, eine Zunahme, hinter welcher die anderer europäischer Staaten zurückbleibt. Großbritannien kommt mit einem durchschnittlichen Jahreszuwachs von 1,01 Procent den deutschen Verhältnissen noch am nächsten. In Oestreich war der Zuwachs in dem entsprechenden Zeitraum nur 0,74 Procent jährlich, in Italien 0,60 Procent, in Frankreich 0,22 Procent, in Ungarn blos 0,11 Procent. Die Vereinigten Staaten von Amerika zeigen auch hierin wieder einen ganz andern, alles Europäische weit hinter sich zurücklassenden Zuschnitt: die Bevölkerung nahm um 2,61 Procent jährlich zu.

Gewinnt es somit den Anschein, als ob wir uns gegenüber den Zuständen anderer Länder in bedrohlicher Lage befänden, so gewährt es doch Beruhigung, bei Rückblicken auf einen längeren Zeitraum wahrzunehmen, daß die Zuwachsziffer nicht stets gleichmäßig hoch gewesen ist. Während des Jahrzehnts 1820—30 nahm die Bevölkerung durchschnittlich jährlich um 1,16 Procent, von 1830—40 um 1,05 Procent zu. Diesem Zuwachs entspricht der im letzten Decennium zu Tage getretene; dagegen war von 1840—70 die Ziffer nicht entfernt so ansehnlich. Von 1840—50 nahm die Bevölkerung um 0,77 Procent, von 1850—60 um 0,64, von 1860—70 um 0,78 Procent zu. Erst seit 1870 datirt die lebhaftere Zunahme und gerade weil sich diese durch die gefestigten politischen Verhältnisse und aus dem allgemeinen Aufschwunge erklärt, ist damit nicht gesagt, daß die Bevölkerung fortan in gleichem Maße sich vergrößern wird. Ohne daß Rückschläge im Wirthschaftsleben der Nation einzutreten brauchen, wird die Bevölkerung von selbst zu der Ueberzeugung kommen, daß eine massenhafte Kindererzeugung ihr nicht zum Vortheil gereicht. Thatsächlich findet bereits seit 1876 eine Geburten-Verminderung im deutschen Reiche statt und so werden voraus-

Digitized by Google

sichtlich die nächsten Jahrzehnte wieder geringere Zuwachsziffern verzeichnen, wie es in den vorhergehenden schon der Fall war.

Bemerkenswerth sind die Verschiebungen, welche in den Altersverhältnissen der deutschen Bevölkerung eingetreten sind. Gegen früher haben wir relativ mehr Kinder und Greise und relativ weniger Personen im Alter von 15—60 Jahren. So zählte man im Jahre 1871 unter 1000 Personen der Gesammtbevölkerung 129 Kinder von noch nicht 5 Jahren, im Jahre 1875 134 und im Jahre 1880 139. Andererseits fanden wir z. B. unter 1000 Einwohnern im Jahre 1871 78 Personen im Alter von 25—30 Jahren, im Jahre 1875 76 und im Jahre 1880 73. Diese Erscheinung erklärt sich aus einer sehr großen Zahl von Geburten, die namentlich nach dem französischen Kriege stark zunahmen, in den letzten Jahren aber wieder eine Abnahme nachweisen. Durch das Anschwellen der untersten Altersklassen tritt natürlich eine andere Vertheilung der übrigen Altersklassen zu Tage. Absolut haben alle Altersklassen mehr oder weniger eine Verstärkung erfahren. Irrthümlicher Weise hat man diese relative Abnahme der Personen im Alter von 20—40—50 u. s. w. Jahren mit der Auswanderung in Zusammenhang gebracht und gemeint, daß eben gerade Personen dieses Alters vorzugsweise unter den Auswanderern angetroffen werden. So richtig die letztere Bemerkung auch ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß die Auswanderung während des verflossenen Jahrzehnts besonders stark in den Jahren 1872 und 1873, dann wieder seit 1880, d. h. nach der Volkszählung, ungewöhnlich groß war. In den Jahren 1874—79 haben durchschnittlich 20—40,000 Personen das deutsche Reich verlassen und diese können in der Besetzung der Altersklassen, bei denen es sich um 3—5 Millionen Köpfe handelt, keine fühlbaren Veränderungen hervorrufen.

Vergleicht man die Altersverhältnisse der deutschen Bevölkerung mit denen einer Reihe außerdeutscher Nationen, so zeigt sich ebenfalls, daß wir relativ mehr Kinder unter 15 Jahren und dementsprechend weniger Personen in den höheren Altersklassen aufzuweisen haben als der Durchschnitt von 14 andern Ländern. Relativ mehr Kinder unter 5 Jahren als im deutschen Reich findet man nur in Ungarn und in Finnland. Im Uebrigen sind in Bezug auf den Reichthum an Kindern im Alter von 0—5 Jahren dem deutschen Reich die Vereinigten Staaten von Amerika und die Niederlande am nächsten, hinsichtlich der darauf folgenden Altersklassen aber verhalten sich beide Staaten mit Deutschland verglichen abweichend. In den Vereinigten Staaten erscheinen, unzweifelhaft wegen der ansehnlichen Einwanderung, die Klassen der 5—10, 10—15jährigen u. s. w. bis zum 30. Jahre stärker besetzt als in Deutschland; in den Niederlanden dagegen werden in den jüngeren Altersklassen bis zum 40. Lebensjahre weniger als bei uns und erst in den höheren Altersklassen wieder mehr Personen angetroffen.

Den größten Gegensatz zu Deutschland zeigt Frankreich, in welchem die unteren Altersklassen auffallend schwach besetzt sind, während die oberen Altersklassen von 30 Jahren an durchgängig verhältnißmäßig mehr Vertreter zählen als im deutschen Reiche. Der Grund dafür ist in der, im Verhältniß zu unserer, niedrigen Geburtsziffer Frankreichs zu suchen. Schon seit Jahren nimmt die französische Bevölkerung nur unbedeutend zu, während man im deutschen Reiche über Mangel an Geburten nicht zu klagen braucht. Diese geringe Zunahme hat in dem Nachbarlande schon manche Besorgniß erregt und unlängst hat diese in einem etwas sonderbaren Antrage an die Kammer Ausdruck gefunden. Herr Adolf Pieyre hat am 22. Februar 1882 einen Gesetzentwurf eingebracht, die drohende Entvölkerung Frankreichs dadurch zu hemmen, daß man auf die Kindererzeugung Prämien setze und den mit Kindern reich gesegneten Familienvätern Steuererlässe bewillige. Auch gegenüber der Bevölkerung Großbritanniens zeigt die deutsche relativ eine überwiegende Zahl von Kindern unter 5 Jahren, dann aber bis zum Alter von 30 Jahren eine geringere Zahl von Personen in jeder Alterklasse. Von diesem Lebensalter aufwärts bis zum 70. Jahre erscheinen die Deutschen verhältnißmäßig zahlreicher als die Engländer. In den Altersklassen 70—80, 80—90 Jahr und darüber gibt es dagegen wieder verhältnißmäßig mehr Engländer als Deutsche.

Auch in Bezug auf den Familienstand huldigt die deutsche Bevölkerung anderen Gewohnheiten als die des übrigen Europa. Unter 10,000 Einwohnern finden sich im deutschen Reiche 6003 im ledigen Stande, 3399 Verheirathete, 584 Verwittwete und 14 Geschiedene. Dagegen haben Frankreich, Ungarn, Italien, Oestreich, Dänemark und Finnland relativ mehr Verheirathete, Luxemburg, Belgien, Großbritannien, die Schweiz, Niederlande und Skandinavien weniger Verheirathete als Deutschland, welches also hinsichtlich der Ehe gerade die Mitte einzuhalten scheint. Mehr Ledige als in unserer Bevölkerung finden sich verhältnißmäßig in Holland, Schweden, Schweiz, Großbritannien, Luxemburg, Norwegen und Belgien. Diese Thatsache scheint auf einen bei den Deutschen stärker als bei den zuletzt genannten Nationen hervortretenden Heirathstrieb zu deuten. Sofern jedoch unter diesem die „tendance au mariage“ im Quetelet'schen Sinne verstanden wird, d. h. die Neigung des Menschen überhaupt in der Ehe zu leben, kann man das nicht gelten lassen. „Partout où il y a de l'aisance, il se forme un mariage“ sagt Montesquieu, aber die Begriffe von Wohlstand, die Ansprüche an das Leben sind verschiedene. Es wird vorkommen, daß der Eine bei einem bestimmten Einkommen einen Hausstand zu gründen geneigt ist, während der Andere Angesichts der dadurch sich vergrößernden Ausgaben es vorzieht noch zu warten. Aus der Thatsache, daß in Deutschland verhältnißmäßig mehr Verheirathete als in Großbritannien, Holland, Belgien u. s. w. leben, kann daher nichts anderes abgeleitet werden, als daß man es bei uns leichter für möglich hält einen Hausstand anzufangen als in den genannten Staaten. Ob dies auf die deutsche Genügsamkeit, oder auf einen größeren Leichtsinn, oder auf eine gewisse durchschnittliche Wohlhabenheitsstufe zurückzuführen ist, darüber läßt sich mit Sicherheit nichts sagen.

Die confessionellen Verhältnisse haben sich im Laufe der letzten 10 Jahre so gut wie gar nicht geändert. Im Reiche überwiegt das protestantische Bekenntniß so weit, daß nahezu zwei Drittheile der Bevölkerung zu demselben gehören. Von der ganzen Bevölkerung bekannten sich im Jahre 1880 62,6 Procent zum Protestantismus (im Jahre 1871: 62,3); 35,9 Procent zum Katholicismus (im Jahre 1871: 36,2); 1,24 Procent waren Israeliten (im Jahre 1871: 1,25) und 0,17 Procent gehörten zu den „sonstigen Christen“. Die Zahl der Personen, deren Religionsbekenntniß einen unbestimmten Charakter trägt, wie die Religionslosen, Freidenker, Pantheisten u. dergl. m., beläuft sich auf 3138. Größer ist jedoch die Zahl derer, welche es bei der Volkszählung vorzogen, die Frage nach dem Religionsbekenntnisse unbeantwortet zu lassen: sie beträgt 27 111. Solche Individuen kommen namentlich in den großen Städten vor.

Literatur und Kunst.

Ueber Sprechen, Reden und Lesen.

Von Fritz Koegel.

Herman Lotze nennt die grimmig stumm zuschlagenden Recken des Nibelungenliedes Barbaren im Vergleich zu den redegewandten Helden Homers. Wir heutigen Deutschen sind darin noch Barbaren oder wieder Barbaren geworden. Wir können unsre Gefühle und Gedanken in mündlicher Rede nicht zu lebendigem Ausdruck bringen: wir sprechen schlecht und können nicht „lesen“. Die Sprache, die an der Herausbildung einer freien geistigen Persönlichkeit den vornehmsten Antheil hat, wird aufs Gröblichste vernachlässigt. Unsere gesellige Rede ist tonlos, ohne Geberdenspiel, formlos und ungeschickt. Wir meiden ängstlich jede volle Betonung, jeden tönenden Klang und halten die für

Digitized by Google

kokettirende Schauspieler, die nicht so kraftlos über Silben und Worte hinhuschen. Nach einer allgemeinen stillen Uebereinkunft scheinen wir auf volle Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen in der Sprache verzichtet zu haben. Gemeinhin ist sie uns nur eine laute Form stiller Gedankenmittheilung, eine Abart des geistigen Lesens, nicht mehr. Eine eigene Schönheit der Rede fordern wir nicht, wir staunen, wenn wir sie zufällig finden und wissen sie kaum zu schätzen. Wir bedienen uns einer gleichmäßig ruhigen, nüchtern kühlen Redeweise; die mit wirklichem Sprechen verbundene Erregung behalten wir für die kurzen Augenblicke vollen Menschendaseins, die wir vom gewöhnlichen Arbeits- und Alltagsleben reinlich abgrenzen. Wir Neueren scheiden genau, wo wir Menschen sind, wo bloße Arbeitsmaschinen.

Diese farblose Sprechweise mißhandelt den Ton, die Accente und den Rhythmus; Fehler gegen die Lautrichtigkeit der Wortaussprache sind in der Gesellschaft anstößig. Richtigkeit der Aussprache wird zwar auch nur annähernd gefordert: es sind zwischen Süden und Norden, Ost und West noch zu viel strittige Punkte. Das sogenannte Hochdeutsch der gebildeten Kreise ist nicht mehr als ein vermittelnder Ausgleich zwischen den Eigenheiten des provinziellen Dialektes und den Forderungen der allgemeinen Theorie, ein Ausgleich, bei dem meist die erstrebte Reinheit zu Gunsten des gefärbten Dialektes geschädigt wird. Nur wenige Begünstigte, die glückliche Anlagen durch Studien und Reisen ausgebildet haben, erringen sich eine wirklich reine Aussprache, ein gesprochenes Schriftdeutsch. Die Forderung einer solchen Aussprache, der ersten Grundlage jedes guten Sprechens, wird aber doch als eine nothwendig anzustrebende aufgestellt, die anderen vornehmeren Bestandtheile der Rede erscheinen dem deutschen Sprachbewußtsein noch nicht als Forderungen.

Die Vernachlässigung dieser höheren Redeelemente zeigt sich zunächst in der Thatsache, daß Leute, die bewußt und sorgsam sich von den Eigenheiten ihres Dialektes zu befreien streben, den fehlerhaften Tonfall ihrer Heimat achtlos beibehalten. Daran erkennt man den Rheinländer, den Sachsen, den Ostpreußen, wenn man sie an nichts Anderem mehr erkennen kann. So klangvoll kräftig auch der Tonfall einiger Dialekte ist, so selten findet man doch eine allseitige Beherrschung des Tones in Klangfarbe und Modulation, in denen der Gefühlsgehalt der Rede lebendig erklingt. Mit den Accenten, seien es Wortaccente, logische oder pathetisch-rhetorische, ist es noch kümmerlicher bestellt. Es bleibt Sache des Zufalls und des Temperaments, ob und wie Jemand betont; da das deutsche Temperament solcher „nutzlosen Kraftvergeudung" im Allgemeinen abgeneigt ist, huscht die Rede unbetont in schattenhafter Einförmigkeit hin. Wenn die Accente, die Werkzeuge des Rhythmus fehlen, kann man vom Rhythmus der Rede, der die Satztheile und Sätze in übersichtliche Massen gliedert, nicht gut sprechen. Der Begriff des Satzes, als eines aus verschiedenen gleichlaufenden oder entgegengesetzten Theilen sich zusammenschließenden Ganzen, in dem die Theile nach Stellung und Größe sich symmetrisch gegeneinander abmessen, ist der gesprochenen Rede weit fremder noch als der geschriebenen. Der Numerus vollends, der innerhalb der einzelnen Sätze durch raschere und langsamere Bewegung die Theile sich von einander abheben läßt, der Numerus, dessen verschwebende Gesetze, für feste Formeln unfaßbar, durchs Gefühl erfaßt werden müssen, ist begrifflich und praktisch uns Deutschen ein unbekanntes Ding. Wie viel deutsche Philologen verstehen, was Cicero im „Orator" über den Numerus so seltsam gründlich abhandelt? Wie sollten sie auch, da sie in ihrer Sprache nichts davon erfahren.

Die deutsche Umgangssprache hat auch an den Stätten der öffentlichen Beredtsamkeit keine Vorbilder, an denen sie sich schulen könnte. Das deutsche Volk ist kein rednerisches, die Redekunst wird wenig gepflegt; wo sie sich findet, erscheint sie als urwüchsige Naturgabe, nicht als durchgebildete Kunst. Ohne die breite Unterlage einer volksthümlichen allgemeinen Redebegabung kann die höhere Redekunst nicht gedeihen; bei uns gleicht sie einer Treibhauspflanze: glänzend bisweilen, exotisch, aber ohne innere Lebenskraft und Dauer. Von dem lebendigen Austausch, durch den bei „sprechenden" Völkern Volksrede und Kunstberedtsamkeit sich wechselseitig befruchten, können wir Deutschen nichts erfahren.

Der Gerichtssaal ist in Deutschland, der Rechtspflege zum Heil, nie ein Schauplatz künstlerischer Beredtsamkeit gewesen. Die nüchtern sachlichen Auseinandersetzungen, allein auf die Abwägung der Beweisgründe gerichtet, stechen wohlthätig ab gegen das schauspielerische Pathos, das französische und italienische Advocaten in lärmenden Redeergüssen tummeln. Die Kanzel als einen Ort öffentlicher Redekunst zu betrachten, tragen wir Bedenken. Obwohl in den allsonntäglichen Predigten gewiß eine ansehnliche Summe rednerischer Begabung zu Tage tritt, so ist doch der Zusammenhang zwischen dem Volksleben und den heutigen Predigten, die sich in einer eigenen Kanzelsprache hinziehen, so gut wie zerrissen. Wir sagen nichts über den religiös erbaulichen Inhalt dieser Predigten, die rednerische Form, in der die meisten geboten werden, ist unvermögend, den Hörer zu fördern. Hier, wie überall in Deutschland, muß der rednerische Vortrag dem Inhalte, auch dem stilistischen Ausdruck nachstehen.

Das Katheder der Universität hätte eher die Aufgabe, in Kreisen, die deren bedürfen, rednerische Bildung zu bewirken; man kann aber nicht sagen, daß die Professoren bessere Redner wären, als die Pastoren. Sie reden ja nicht, sie „lesen". Der Vortrag schwankt meist zwischen gänzlicher Abhängigkeit von geschriebenen Heften und stoßweisen Versuchen zu freiem Sprechen. Die rednerische Ausbildung bleibt dem Zufall und der Zeit überlassen, die im günstigen Falle bei guten Anlagen zu einem charaktervollen Naturalismus führen; meist aber entwickelt sich ein rednerisches Unvermögen, dessen tödtliche Trockenheit, mit lächerlichen Eigenheiten wunderlich durchsetzt, durch tausend Schnurren der gequälten Hörer sprichwörtlich geworden ist. Die Aufmerksamkeit der Hörer gilt auch zunächst voll und ganz dem Inhalte, der schriftlich aufgezeichnet werden muß, wenn er wirklich nützen soll. Wer je in Collegien nachgeschrieben hat, weiß, wie schwer es ist, auch nur den Sinn der hastig aufgezeichneten Worte zu verstehen; die Aeußerlichkeiten des kunstvollen Vortrags verständnißvoll zu fassen, bleibt da keine Zeit. So üben auch die guten Redner, deren die deutschen Universitäten eine Anzahl doch besitzen, ihre Kunst umsonst. Für freien Redegenuß bleiben nur die „allgemeinbildenden" Publica und die Vorlesungen beliebter Modeprofessoren, die von einer nicht „schreibenden", gemischten Zuhörerschaft als eine Art geistige Leckerbissen genossen werden. Hier ist rednerische Wirkung, aber die geistig fördernde Ausbeute fehlt, wo mit den rhetorischen Accenten die Erinnerung an den Inhalt der Worte verfliegt.

Die Fluth der sonstigen öffentlichen Vorträge, die, den zerstreuten Bildungsbedürfnissen der Zeit entsprechend, sich über alle denkbaren Gegenstände verbreiten, als Erzeugnisse kunstmäßiger Rede anzuführen, tragen wir Bedenken, da auch sie meist vorgelesen werden. Gediegenen, belehrenden Inhalt in die Form wirklicher Rede einzuschmelzen, verstehen die Deutschen schlecht: ihre Vorträge sind geschriebene Abhandlungen, die zufällig, oft zu ihrem Schaden, gesprochen werden, ehe sie zum Druck kommen. Ein Redner, der, den Stoff machtvoll beherrschend, mit ursprünglicher Begabung die Form im Augenblick der Rede anscheinend frisch aus sich entstehen läßt, der durch dies lebendig gegenwärtige Schaffen seine Hörer persönlich zu fesseln weiß, ein solcher Redner, der einzig diesen Namen verdient, findet sich selten. Unter der beschränkten Zahl von „Wanderrednern", die alljährlich zu gewissen Zeiten gewisse Gegenden bereisen, sind gewiß manche, die auch strengere Forderungen befriedigen, aber die Wirkungen auch der besten Reden dieser Art verlieren sich, wie ein Steinchen im See; es schließt sich nichts an solche vereinzelten Erscheinungen an.

Einen Ort haben wir, der für ein rednerisches Volk Mittelpunkt der nationalen Beredtsamkeit sein könnte, das Parlament. Daß die Redekunst auch hier nicht sonderlich in Blüthe steht, kann nicht überraschen; auch zweifeln wir, ob eine sorgsamere Pflege der künstlerischen Rede für die Förderung der Geschäfte durchaus zuträglich sein würde. Der Schönheitsfreund

Digitized by Google

beklagt es dennoch, daß der kurzgeschorene, militärische Geist des neuen Reiches auch dieser bescheidenen Halbschwester der Musen, der Πειθώ, nur kümmerlichen Raum läßt. Der unbefangene Beobachter muß dem redegeübten Parlamentarier beipflichten, der vor einiger Zeit klagte, daß die Kunst der „Eloquenz" im Reichstage reißend abgenommen habe. Weitaus den größten Raum nehmen, wie billig ist, die kühlen Auseinandersetzungen und die geschäftlichen Berichte ein, denen entflieht, wer kann. Sie machen auf rednerische Bedeutung keinen Anspruch und bedienen sich der deutschen Freiheit, formlos zu sein. Unter den „Rufern im Streit", welche die Schlachten der Parteien ausfechten, ist mancher, den der erbitterte Kampf der parlamentarischen Arena zum allzeit fertigen Kämpen gestählt hat, unter diesen aber ist kein wirklich großer Redner. Besonders die letzten Jahre der politischen Kämpfe haben eine Art rednerischer Klopffechterei großgezogen, bei der das Gewicht der behandelten Sache hinter die persönlichen Stiche und Sticheleien zurücktritt und hinter das Bestreben, unter dem Gelächter des Hauses das letzte beißende Wort zu behalten. Die ideale Aufgabe aller wahren Beredtsamkeit, für eine innerlich begründete Sache mit dem Gewicht einer überzeugungstreuen Persönlichkeit wortkräftig einzutreten, wird dabei aus dem Auge verloren. Wir wollen nicht der gefeilten Programmrede das Wort führen, die nach der Lampe riecht, in den Erzeugnissen des Augenblicks, welche der lebhafte Meinungsaustausch gebieterisch fordert, muß sich der Redner als solcher bewähren; aber derlei Fechtkunst, die gewerbsmäßig mit Schwadronshieben, Stichen und parlamentarischen Spickern auf den Gegner losgeht, dient doch allzu sehr der gemeinen Noth des Augenblicks, als daß sie auf ernsthafte Beachtung Anspruch machen könnte. Es ist gleichgiltig, ob diese Fechtkunst von Minnigerode mit dem Cavalleriesäbel, von Richter mit der Keule, von Windthorst mit dem Stoßdegen oder von einem der vielen Kalauernden mit dem simplen Mensurschläger ausgeübt wird: das Alles sind Künste der Minute, deren schillernde Effecte mit ihr vergehen.

Die urkräftigen Grundlagen der wahren Beredtsamkeit, die hinreißende Kraft des Temperamentes und die Wucht der Persönlichkeit, die den großen Redner machen, besitzt Fürst Bismarck, dessen nothgedrungene Reden als Ausflüsse eines eisernen Charakters und eines glänzenden Geistes die höchsten Wirkungen erzielen. Diese Reden sind aber von der Persönlichkeit des Kanzlers gar nicht zu lösen, sie sind ihm eine gleichgültige Aeußerungsform seines Wesens, deren er sich bedient, weil er muß. Obgleich er der mächtigste der heutigen Redner ist, der die deutsche Sprache mit unvergleichlicher, sprachbildender Kraft beherrscht, wäre es doch Unrecht, ihn, der sich so oft verächtlich über die kunstmäßige „Eloquenz" ausgesprochen hat, überhaupt als Redner betrachten zu wollen. Ein Urtheil, das, von der Persönlichkeit absehend, Bismarcks Reden als Kunstwerke für sich ins Auge faßt, würde ungerecht urtheilen; und wer über das Verhältniß der Reden zu seinem Wesen spricht, urtheilt nicht über den Redner. In der That fehlt seinem Vortrage, bis in die einzelnsten Aeußerlichkeiten hinein, alles kunstmäßig Rednerische; wer aber das nicht hat, es wohl gar willentlich verschmäht, ist ein und für allemal kein Redner. Der größte Redner — kein Redner! Ein schlimmes Zeugniß für die deutsche Beredtsamkeit.

Die Stätte, an der die Kunst der schönen Rede am meisten heimisch sein sollte, ist das Theater. Alle Redegattungen, vom vertraulichen Gespräch bis zur feierlichen Staatsrede, die lässige Umgangsunterhaltung und das gefühlsgetränkte Tragödienpathos, finden hier ihren Ort. Ueber das ganze Land verbreitet und allgemein zugänglich, ist das Schauspiel fähig, eine Hochschule der Sprechkunst zu werden, von der tausendfältige Wirkungen ausströmen können. Das Theater könnte in unserem sprachzerklüfteten Vaterlande das Vorbild einer einheitlich schönen Sprache geben; das Theater könnte den künftigen Juristen, den Lehrer, den Prediger reden lehren, das Theater könnte — was könnte das Theater nicht Alles! Leider nur könnte!

Es wird dem Kunstfreunde schwer, über das heutige deutsche Theater zu sprechen; über das deutsche Schauspiel zu sprechen, fehlt ihm vollends die Lust. Der Musikfreund kann auf die Blüthe der dramatischen Oper, des deutschen Musikdramas, stolz sein, darüber kann er die unwürdige Gesammtstellung des Theaters in der ästhetischen Werthschätzung der Nation vergessen; aber das Schauspiel! Hier ist nichts, was über den quälenden Anblick jähen Niederganges wegtäuschen könnte. Die Oper hat das Schauspiel äußerlich verschlungen, innerlich ist es in unrettbarem Verfall begriffen. Die Kunst der Rede, welche die deutsche Bühne früherer Jahrzehnte in hohem Grade besaß, ist ihr fast völlig verloren. Neben dem Verfall der zeitgenössischen dramatischen Dichtkunst und dem gleichzeitig erfolgten Aufschwung der Oper trägt die augenblicklich im Schauspiel und in der Schauspielkunst unbeschränkt herrschende realistische Richtung die Hauptschuld an dieser beklagenswerthen Erscheinung. Diese Richtung bevorzugt in den sprachlich formlosen Conversations- und Prosastücken der Gegenwart das „natürliche" Benehmen in Haltung, Geberden und Mienenspiel vor der geistigeren Kunst der Rede. Sie gibt sich einer getreuen Nachahmung der mit allen Fehlern mangelnder Begabung und falscher Gewohnheit behafteten Tagessprache hin und schmählt auf die durchgebildete Rhetorik, die jenes Stammeln erst zur Sprache erhebt. Der heutige Anfänger verschmäht es, seine Rede in ernster Arbeit durchzubilden: mit einer hübschen Gestalt, einem „interessanten" Gesicht, einer leidlichen Haltung und dem nöthigen Maß von Bühnenroutine, die heute durch allerlei Abrichtung leicht zu erwerben ist, glaubt er jener sauer zu erringenden Kunst entrathen zu können. Hat er zum Ueberfluß von Natur eine schöne Stimme, so kann's ihm nicht fehlen: der sinnliche Klang bezaubert, die Stimme deckt der Sünden Menge, die der bequeme Besitzer beim Sprechen begeht; wozu dann noch die saure Mühe? Fehlen aber glänzende Stimmmittel, so wäre es verlorene Liebesmüh, dem spröden Organe unsichere Erfolge abzwingen zu wollen: der „Charakteristiker" legt sich also auf die Mätzchen und Kniffe der naturalistischen Schauspielkunst, er wird Mime im wahren Wortsinne und redet so schlecht und recht, wie's geht. Verse zu sprechen haben die heutigen Schauspieler längst verlernt. Unsere klassischen Jambendramen müssen das täglich bitter erfahren: sie werden zerhackt, gepoltert, gekeucht, gelispelt, gemurmelt, genäselt, wie das erste, das schlechteste Prosastück, mit allen Unarten der naturalistischen Naturrede. Am schmerzlichsten vermißt man die rhythmische Betonung, die den Vers zum Verse macht; sie wird willkürlich zu unrhythmisch gefügten Prosafetzen zerstückt. Das steife Jambengeklapper der verknöcherten Goethe'schen Schule, die am Ende jedes Jambus eine Pause vorschrieb, war verwerflich, verwerflicher aber ist diese Manier, die mit Mißachtung aller rhythmischen Periodisirung die Verse in Prosa auflöst.

Daß die Redekunst der Theil der Schauspielkunst ist, in dem zur Vollendung zu gelangen besonders dem Deutschen am schwersten fällt, unterliegt keinem Zweifel; ebenso klar aber ist, daß die Redekunst Anfang und Ende, Grundlage und Gipfel der Schauspielkunst ist. Das Schauspiel ist doch immer in erster Linie ein Hörspiel. Es ist mißlich, die in Wirklichkeit stets vereinten Bestandtheile eines künstlerischen Eindrucks theoretisch zu trennen, die Richtigkeit unserer Behauptung leuchtet aber ein, wenn man die Kunstgattungen betrachtet, die sich durch Vereinzelung der im Schauspiel vereinten Factoren ergeben. Schauspiel ohne Rede gibt Pantomime, eine untergeordnete Gattung, die dem natürlichen Empfinden als menschenunwürdig erscheint; Rede ohne Darstellung gibt Recitation, eine zwar einseitige, aber doch hoher Kunstwirkungen sichere Gattung, die oft an die Stelle des wirklich gespielten Dramas tritt, eine Gattung, die Goethe als die zur Darstellung der Shakespeare'schen Dramen einzig ausreichende bezeichnet. Die Rede enthält das seelische Wesen der darzustellenden Menschen weit unmittelbarer, als die durch zum Theil sehr verwickelte Associationen erst voll verständliche Mimik. Wird die Rede vernachlässigt, so lahmt die Menschendarstellung, so vollendet sie sonst nachahmen mag, in ihrem wichtigsten Gelenke, denn die Rede macht den Menschen zum Menschen. Den heutigen Schauspieler macht sie zur Marionette, der von oben eingeblasen wird. Die Folgerungen dieser Sätze drängen sich unbequem auf. Das Theater ist nicht, was es sein könnte, eine

Digitized by Google

Pflanzstätte der schönen, kunstmäßigen Rede, es ist nur, was es in Deutschland jetzt leider nur sein kann, ein typisches Abbild der allgemeinen, stammelnden Redeunfähigkeit. Alle Pracht stilvoller Decorationen, packend wirksamer Inscenirung und was sonst an Mittelchen der „Tapezierregie" mehr sein mögen, kann darüber nicht hinwegtrösten.

Eine Art der halböffentlichen Beredtsamkeit ist noch zu erwähnen, die Tisch- und Zweckreden. Es ist auffällig, daß den Deutschen seine Zunge gerade bei Tisch, wo sie doch Beschäftigung schon hat, so sehr zum Reden drängt. In engerem Kreise, in festlich weinfroher Stimmung entwickelt sich hier eine kräftige, zum Theil groteske Art von Beredtsamkeit. Der Humor des Deutschen und die trinkfrohe Unverwüstlichkeit seines Temperamentes drängen da zum Ausbruch. In Luthers Tischreden haben wir ein klassisches Urbild dieser zwanglosen Redekunst, die sich mit eigener Stimmung und Laune über Alles verbreitet und ernste Töne mit den Ausbrüchen frohen Scherzes wundersam mischt. Die dem Deutschen angeborene gutmüthige Streitlust äußert sich hier in allerlei persönlichen Plänkeleien, die zur Belustigung der Runde ohne Erbitterung ausgefochten werden. Diese Reden, deren eine an die vorhergehende anhakt, gleichen einem erhöhten Dialoge. Unsere niederen und höheren Bier- und Weinreden wiegen schwerer als mancher anspruchsvoll einherwandelnde Staatssermon; was an rednerischer Anlage im Volke liegt, kommt hier ungezwungen zum Vorschein, formlos allerdings und ohne Anspruch auf höhere Kunst.

Die öffentlichen Zweck- und Festreden bei Einweihungen, Erinnerungsfeiern, Nationalfesten scheinen uns gleiches Lob nicht zu verdienen. Die werthloseren Erzeugnisse dieser Gattung behelfen sich mit hundertmal Gesagtem in Redeformen, die nach der Schulrhetorik schmecken, die besseren lassen doch den Charakter der Rede zu sehr vermissen. Es sind geistreiche, gedankenvolle Abhandlungen, die das Unglück haben, öffentlich gesprochen zu werden; den eigentlich rednerischen Ton wissen sie selten zu treffen, noch seltener findet echt rednerischer Inhalt eine wahrhaft redemäßige Form. Zudem fehlt der Vortrag und die Uebung, große Räume und Volksmassen redend zu beherrschen, meist auch die äußere Zurichtung, die das begünstigte. Das Gefühl des Fremdartigen leuchtet durch bei solchen Feiern, die wir nicht mehr so einzurichten wissen, daß sie im geistigen Zusammenklang großer Volksmengen harmonische Schönheit entwickeln. Sie werden abgethan, förmlich nach vorgeschriebener Weise; damit gut. Es ist eine alte Ueberlieferung, daß bei solchen Gelegenheiten geredet werden müsse, also geschieht es; aber die meisten Theilnehmer können nichts davon hören. Der Redner entledigt sich seiner mißlichen Aufgabe mit Anstand, eine erhebende oder hinreißende Wirkung der Rede ist unter solchen Umständen unmöglich. Tags darauf aber liest man Auszüge, Stenogramme, wohl gar das Concept der Rede gedruckt, und der Redner selbst tröstet sich, daß nur da ihr Werth nach Gebühr gewürdigt werden könne. Was sind das aber für Reden, die man lesen muß, um sie schätzen zu lernen? (Schluß folgt.)

Goethe und Heine.

Von Ludwig Geiger.

Vor kurzem hat Walter Robert-Tornow unter dem Titel: „Goethe in Heines Werken" (Berlin, Haude- und Spenersche Buchhandlung) ein fleißiges und geschmackvolles Büchlein erscheinen lassen. Der Verfasser stellt die Aeußerungen Heines über Goethe in chronologischer Reihenfolge zusammen, ermüdet aber nicht durch diese Aneinanderreihung, sondern versteht es, die Fragmente zu einem lebensvollen Ganzen zu verbinden. Einen wesentlichen Theil seiner Aufgabe läßt er freilich unerfüllt: den Nachweis nämlich, wie Goethe innerlich auf Heine gewirkt hat, in welchem Maße dessen Lyrik durch Goethes Vorbild bestimmt, wie im Allgemeinen und im Einzelnen Goethes Gedankengang und Ausdrucksweise für den jüngeren congenialen Lyriker maßgebend wurde. Wohl gibt er einzelne Andeutungen über dieses wichtige Stück vergleichender Literaturgeschichte, aber die eigentliche Behandlung desselben läßt er vermissen.

In den nachfolgenden Zeilen gedenke ich nicht diese Lücke auszufüllen. Nur auf die persönliche Begegnung zwischen Goethe und Heine sei hier mit wenigen Worten eingegangen. Sie hat wahrscheinlich am 1. oder 2. October 1824 stattgefunden. Von seiner „Harzreise" aus hatte Heine Weimar betreten und den Olympier aufgesucht. Unter den neueren Biographen hat nur der sonst so vorsichtige Goedeke dieses Factum bestritten. Er sagt (Grundriß III, 1, S. 450): „Auf dieser Reise will er in Weimar auch Goethe besucht haben und von ihm sehr wohlwollend aufgenommen sein. An Varnhagen, dem er wohl nicht darüber geschwiegen hätte, schreibt er nichts davon, Goethe hat seiner niemals gedacht, auch in den Gesprächen mit Eckermann nicht, und hat wohl niemals eine Zeile von ihm gelesen. Die Erwähnung dieses Besuches in einem Briefe Heines an Moser erscheint als poetische Fiction, wie er deren mehre sich erlaubt hat."

Diese Ausführung eines Literarhistorikers, den man sonst so gern und vertrauensvoll als Führer wählen kann, ist leider in keinem Punkte zutreffend. Allerdings an Varnhagen hat Heine über den Besuch bei Goethe nicht geschrieben, aber höchst wahrscheinlich nur, weil er nicht so berichten konnte, wie der Berliner Freund, einer der eifrigsten Goetheverehrer, es wünschen mochte. Goethe gedenkt Heines allerdings und zwar gerade in den Gesprächen mit Eckermann (III, 217, 14. März 1830); aus seiner Aeußerung: „Platen ärgert Heine und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist und jeder schon an seinem eignen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht!", geht sehr deutlich hervor, daß er Einiges von Heine gelesen haben muß. Und endlich, wer Heines Briefe an Moser kennt, der weiß, daß, wenn irgendwo, Heine hier die lautere ungeschminkte Wahrheit spricht, rücksichtslos über sich und Andere, gänzlich fern von dem Bestreben, sich und Andern etwas vorzulügen. Der genannte Freund, der etwas von einer Mendelssohn-Natur in sich hat, und auch in seinem Leben dem Berliner Weisen nicht unähnlich ist, gehörte zwar nicht zu dem Kreise der Berliner Goetheenthusiasten, aber er erkannte Goethes universelle Bedeutung und wünschte nichts sehnlicher, als daß Heine, für dessen dichterisches Talent er die größte Bewunderung hegte, mit dem Olympier in Berührung käme.

In dem ersten Briefe nach seiner Reise (25. October 1824) gedenkt Heine dreimal seines Aufenthaltes in Weimar. Er sagt: „Ich war in Weimar, es gibt dort sehr gutes Bier"; ferner, „ich war in Weimar, es gibt dort auch guten Gänsebraten", endlich: „Das Bier in Weimar ist wirklich gut, mündlich mehr darüber." Prüft man diese Aeußerungen ohne Voreingenommenheit, so erkennt man, daß Heine absichtlich etwas verschwieg. Wie man ganz unwillkürlich in Briefen der Weimaraner von 1775—1832 und solcher, die Weimar während derselben Zeit besuchten, nach der Stelle sucht, die Goethe betrifft, so hat man fast ein verbrieftes Recht, in Heines Schilderung eines Weimarer Aufenthalts eine solche Stelle zu erwarten. So ging es auch Moser; er drang in Heine etwas von Goethe zu erfahren. Heine genügte diesem Drängen, aber freilich erst nach ziemlich langer Zeit (1. Juli 1825) und in etwas seltsamer Weise. Er schreibt: „Daß ich Dir von Goethe nichts geschrieben und wie ich ihn in Weimar gesprochen und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast Du nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht und nur Das wars, was mich an ihm interessirte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide."

Schon aus dieser Aeußerung geht, meine ich, zur Evidenz hervor, daß Heine Goethe wirklich besucht und gesprochen hat. Eine derartige Aeußerung schreibt man nicht nieder und erfindet man nicht, um nachher, wie Heine an jener Stelle wirklich thut,

Digitized by Google

eine seltsame Parallele zwischen sich und Goethe zu ziehen, diesen als Lebemenschen, sich als Schwärmer zu charakterisiren und daraus die Nichtübereinstimmung der beiden Naturen zu deduciren. Indessen zugegeben, daß diese Stelle nicht genügende Beweiskraft besitzt, steht sie denn allein? Strodtmann, und nach ihm Robert-Tornow haben auf eine andere hingewiesen, die mit der genannten in engem Zusammenhang steht. In der „Romantischen Schule" (1833) kommt Heine auf seinen Besuch bei Goethe zurück. Dem Berliner Freunde, so könnte man meinen, hätte er ein Interesse gehabt, etwas vorzuflunkern, schon um den lästigen Frager loszuwerden; dem Publikum gegenüber, das seinen persönlichen Angelegenheiten theilnahmlos gegenüberstand, hatte er nicht die geringste Veranlassung, ein ähnliches Verfahren beizubehalten. Er spricht von Goethes Person und der Uebereinstimmung der Persönlichkeit mit seinem Genius. Er gebraucht Ausdrücke, die von einer so lebendigen Anerkennung dictirt sind, so wunderbar die wahrhaft dichterische Anschauung verkünden, so klar zugleich auch den Grund der Enttäuschung darlegen, welche dem Weimarer Besuch folgte, daß man sie hier nicht ungern lesen wird: „Goethes äußere Erscheinung war ebenso bedeutsam wie das Wort, das in seinen Schriften lebte; auch seine Gestalt war harmonisch, klar, freudig, edel gemessen und man konnte griechische Kunst an ihm studiren, wie an einer Antike. Dieser würdevolle Leib war nie gekrümmt von christlicher Wurmdemuth; die Züge dieses Antlitzes waren nicht verzerrt von christlicher Zerknirschung; diese Augen waren nicht christlich-sünderhaft scheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt, — nein, seine Augen waren ruhig, wie die eines Gottes ... Goethes Auge blieb in seinem Alter ebenso göttlich wie in seiner Jugend. Die Zeit hat zwar sein Haupt auch mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer stolz und hoch und wenn er sprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckte, so war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollten.... Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüberstand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe, mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe daran ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf Deutsch, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten. Ich hatte in so manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wieviel Erhabenes und Tiefsinniges ich dem Goethe sagen würde, wenn ich ihn mal sähe. Und als ich ihn endlich sah, sagte ich ihm, daß die sächsischen Pflaumen sehr gut schmeckten. Und Goethe lächelte."

Ist das nicht deutsch? Bedarf es noch eines Hinweises auf der Fürstin della Rocca „Erinnerungen an Heine", in denen ein recht verwunderliches Gespräch mit Goethe, oder auf Maximilian Heines Mittheilungen, in denen eine etwas weniger seltsame Unterhaltung mitgetheilt wird? Der grundsätzliche Zweifler könnte auch diese beiden Zeugnisse, als aus derselben Quelle stammend, verdächtigen. Aber aus Heines Schilderung selbst können wir den Schlüssel zum Räthsel entnehmen. Er fühlte sich dem Fürstendichter gegenüber befangen und wußte nichts zu reden. Und Goethe lächelte. Es war nicht das Lächeln der Aufmunterung, mit dem er so oft Jüngere, und gewiß Unbedeutendere zu beglücken verstand. Es war ein recht ironisches Lächeln, mit dem er den Besucher erkältete. Goethe war in die Periode seines Lebens getreten, in der er wohl gelegentlich dem anmaßenden Wesen der Jugend das Wort redete, aber um sich herum dasselbe nicht dulden wollte. Der junge Mann war Goethe nicht fremd. Er hatte ihm Schriften zugesendet und seinem Besuche einen Brief vorangehen lassen. Der Brief war bisher unbekannt. Bratranek hat ihn aus dem Goethe-Archiv in Weimar abschreiben dürfen; er bildet mit vielen anderen Mittheilungen aus Goethes handschriftlichem Nachlaß eine Zierde des demnächst erscheinenden 5. Bandes des Goethe-Jahrbuchs. Jeder Commentar zu dem Briefe ist überflüssig. An der Thatsache, daß Heine wirklich Goethe besucht, wird man nun wohl nicht mehr zweifeln, aber auch nicht mehr befremdlich finden, warum Heine von diesem Besuche nicht gern geredet hat. Der Brief aber lautet:

Ew. Excellenz

bitte ich mir das Glück zu gewähren einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit kurzem in Göttingen, und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihrer alten Bekannten und Verehrern (dem seel. Wolf, Varnhagens ꝛc.) umging und Sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet und war so frey Ihnen vor 3 Jahren meine „Gedichte" und vor anderthalb Jahren meine „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" (Ratkliff u. Almanzor) zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deshalb auch vor 3 Wochen eine Gesundheitsreise nach dem Harze, und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen zur Verehrung Göthes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Wortes bin ich nun hergepilgert, nemlich zu Fuße und in verwitterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre

mit Begeisterung und Ergebenheit

Weimar d. 1. Oktober 1824. H. Heine.

„Die Grafen v. Altenschwerdt" von August Niemann.*)

Der neue Roman von August Niemann trägt eine falsche Etikette. Auf dem Umschlag wird bemerkt, daß er eines jener Werke sei, die sich ihrem Inhalte nach der Richtung der „Grenzboten" anschließen, und von einem Schriftsteller, dessen „Denken und Wirken sich in der gleichen Bahn bewegt", so daß das Publicum „in der hierdurch ausgesprochenen Tendenz" eine Gewähr finden soll, daß es vertrauensvoll nach diesen Bänden greifen darf. Das ist ganz darnach angethan, nicht nur den liberalen Leser, der etwa die Richtung der „Grenzboten" kennt, sondern Jedermann, dem die Tendenz in der Kunst ein Gräuel ist, gründlich abzuschrecken. Greift man aber dennoch zu diesen drei Bänden, so wird man sich angenehm enttäuscht sehen. Niemann hat diesmal keinen Tendenzroman geschrieben. Und wenn er auch im Grunde conservativ und antiliberal geblieben ist und die Kölnische Zeitung einmal boshaft, die Kreuzzeitung sehr liebevoll erwähnt, so gibt er sich doch redlich Mühe, über den Parteien zu stehen. Er hat Alles ehrlich abgewogen und Licht und Schatten gerecht vertheilt. Die Repräsentanten der Bourgeoisie zählen in ihrer Mitte zwei Schwindler und Gründer und einen Zuchthäusler, aber diese anrüchigen Helden werden durch die zwei schwarzen Figuren auf adeliger Seite übertrumpft: einen abenteuernden Erpresser und eine grausliche Verbrecherin, die eine Bigamie, eine Fälschung, einen Diebstahl, eine Brandstiftung, einen Mord und einen Selbstmord auf sich lädt. Auch der verstockte Hochtory, der sich so weit hinreißen läßt, seiner Tochter eine Ohrfeige zu geben, daß sie Nasenbluten bekommt, und der junge Graf, der es nicht verschmäht, eine Gouvernante zu heirathen und Literat zu werden, zeugen von des Autors Objectivität. Die Bürgerlichen in diesem Roman schwindeln und stehlen, aber sie sind weder brutal, noch Räuber und Mörder. Ja, ein ultrareactionärer Baron selbst, der unausgesetzt auf die Liberalen schimpft, ist der Ansicht, daß eine Reform der adligen Sitten kommen muß und hat ein dunkles Gefühl von einer neuen Zeit. Aber fangen wir mit dem Anfang an.

Der Roman beginnt mit einem Vorspiel. In dem Shaker- und Badeort Springlake am Hudson stirbt eine geheimnißvolle deutsche Frau, nachdem sie ihrem alten Neger Andrew den Auftrag ertheilt hat, eine Cassette mit Documenten und Werth-

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 3 Bde.

Digitized by Google

papieren ihrem Sohne nach Deutschland zu bringen, wo derselbe den Krieg um den Rhein mitgekämpft hat und jetzt sich Malerstudien hingibt. Die Sterbende läßt ihn an seine Versprechen erinnern, von den Documenten, welche seine Geburt als legitimen Grafen von Altenschwerdt beweisen, nur im äußersten Nothfalle Gebrauch zu machen. Im zweiten Kapitel finden wir den Sohn an der Ostseeküste, wohin ihm Andrew die traurige Todesanzeige und die Cassette bringt. Wenn wir in deutschen Romanen von einer Cassette lesen, so wissen wir seit Gutzkows „Rittern vom Geiste", daß sie nur dazu da ist, um auf geheimnißvolle Weise zu verschwinden und dann in den letzten Kapiteln wieder aufgefunden zu werden. Hier geschieht Aehnliches. Die Schatulle verschwindet zwar nicht, aber die Intrigantin des Romans thut alles Mögliche, um sie aus der Welt zu schaffen.

Diese unternehmende Dame, eine Gräfin Sibylle von Altenschwerdt, hofft für ihren Sohn Dietrich eine reiche Partie zu ergattern und sich bei dieser Gelegenheit womöglich selbst wieder unter die Haube zu bringen. Der ebenfalls verwittwete reichsunmittelbare Freiherr v. Sextus auf Eichhausen hat nämlich den Schmerz, nur eine Tochter, aber keinen Stammhalter zu besitzen. Wohl gibt es eine erbberechtigte Seitenlinie, allein der Baron will von diesen mit den liberalen Ideen kokettirenden Verwandten nichts wissen. Er erinnert sich der alten Beziehungen seines Geschlechts zu der gräflichen Familie von Altenschwerdt in Schlesien und der Testamentsbestimmung eines Ahnherren, wonach es Familiengesetz sein soll, daß im Falle Ausbleibens männlicher Descendenz die Herrschaft an das Haus Altenschwerdt kommen soll, dafern eine Freiin v. Sextus einen Altenschwerdt heirathe. Gräfin Sibylle folgt also gerne der Einladung des Barons zu einem Besuche, um dessen Tochter mit ihrem Sohne zu verkuppeln. Jedoch nicht wenige Hindernisse stellen sich ihr in den Weg. Ihr Sohn hegt eine zärtliche Neigung zu einer armen Redacteursschwester, der schönen Anna Glock, und die junge Baronin Dorothea v. Sextus ist in den Maler Eberhard verliebt, der ein stets gern gesehener Gast auf Eichhausen geworden ist. Aber was bedeutet dieser durch elterliche Autorität leicht zu brechende Widerstand gegenüber der Entdeckung, daß der obscure Landschafter der legitime älteste Sohn des verstorbenen Grafen Altenschwerdt ist? Der letztere, eine wilde, rücksichtslose Natur, hat sich nämlich einer Bigamie schuldig gemacht. Nachdem er sich 1844 in Amerika mit einer Marie Eberhard vermählt, aus welcher Verbindung ein Sohn hervorgegangen, hat er ein paar Jahre später, ohne daß seine erste Frau mit Tod abgegangen wäre, in Deutschland die Gräfin Sibylle geheirathet. Diese ist fest überzeugt, daß der angebliche Maler jetzt nur erschienen, um seine Rechte geltend zu machen. Für sie handelt es sich also darum, die Beweise, daß ihr Mann mit Marie Eberhard in Form Rechtens vermählt war, auf die Seite zu schaffen und zugleich Eberhards Verbindung mit der ihrem Sohne zugedachten Erbin zu hintertreiben. Schon ihre erste Operation, ein übelberüchtigtes Individuum, den Fischer Hansen, zum Diebstahl der Cassette zu verleiten, schlägt fehl. Mit besserem Erfolge warnt sie den alten Baron vor dem Maler und spielt ihm einen gefälschten Brief in die Hände. Als darauf Eberhards Entführungsversuch durch die Elemente vereitelt wird, läßt sich Dorothea endlich bestimmen, ihm einen Absagebrief zu schreiben.

Doch die saubere Gräfin fällt jetzt selbst in eine andere Falle. Sie hat keine ganz reinliche Vergangenheit. Bevor sie dem Grafen Altenschwerdt ihre Hand reichte, hatte sie ein Verhältniß mit einem gewissen Freiherrn v. Valdeghem. Dieser, ein Abenteurer schlimmster Art, entführte später die junge Frau eines Grafen v. Francken, die bald darauf starb. Nun will der Zufall, der Gott der Romanschreiber, daß nicht nur Valdeghem just im Augenblick, da die Gräfin v. Altenschwerdt das Verlobungsfest ihres Sohnes mit Dorothea v. Sextus feiert, mit seiner bekannten Redensart: „Ich brauche Geld!" vor der Triumphirenden erscheint, sondern daß auch Graf v. Francken sich in der Nähe von Eichhausen als schwermüthiger Philosoph angesiedelt hat. Die Gräfin weigert sich, die Forderung ihres ehemaligen Geliebten zu erfüllen. Valdeghem droht, er werde mit Eberhard gegen sie gemeinsame Sache machen und obendrein ihre Liebesbriefe an ihn dem alten Grafen in die Hände spielen. Das wirkt; doch zur selben Zeit verliert sie den ganzen Rest ihres Vermögens in einer zweifelhaften Gründung, so daß sie den Erpresser nicht befriedigen kann. Jetzt beschließt sie, Valdeghem und Eberhard oder wenigstens dessen Schatulle aus dem Wege zu räumen. Der Verfasser hat dafür Sorge getragen, uns schon früher beizubringen, daß Graf v. Francken, der nur noch den einen Wunsch hat, sich an dem Verführer seiner Frau zu rächen, ein virtuoser Pistolenschütze ist. Die Gräfin führt also den todtgeweihten Valdeghem seinem Feinde, der sich gerade mit einigen Freunden im Scheibenstande übt, in den Schuß. Das Duell findet unverzüglich statt.

Allein es steht geschrieben, daß der gefährlichen Frau Alles fehlschlagen soll. Valdeghem stirbt nicht auf der Stelle, sondern hat noch reichlich Zeit, dem alten Sextus die Augen zu öffnen. Und nicht minder mißlingt der Gräfin Anschlag auf Eberhard. Sie zündet bei nachtschlafender Zeit das Wirthshaus, wo er sich einlogirt hat, höchst persönlich an; doch er und die Cassette werden gerettet. Ein kunstvoll präparirtes Alibi hilft ihr nichts. Sie ist gesehen und erkannt worden. Man hinterbringt es dem nachgerade etwas stutzigen Baron. Als zuletzt noch Eberhard kommt und der Gräfin den guten Rath gibt, noch heute abzureisen, da sieht diese ihr ganzes Gebäude von Verrath und Verbrechen zusammenstürzen, und sie ertränkt sich in einem Teich, nachdem sie noch einen ebenso unnützen als widerlichen Mord à la Judith an dem sterbenden Valdeghem auf sich geladen. Der Vereinigung der Liebenden steht nun nichts mehr im Wege. Eberhard gibt sich dem Baron Sextus als legitimer Altenschwerdt zu erkennen und vermählt sich mit Dorothea. Auch die beiden Brüder versöhnen sich; nur daß der wackere Graf Dietrich sich nicht „durch ein Uebermaß der Güte beugen" lassen will. Er weist jede Unterstützung von der Hand, begräbt seine unglückliche Mutter, heirathet Anna Glock und findet als Schriftsteller sein reichliches Auskommen.

Das rasche Nacheinander der Handlung, die ganze epische Anlage kennzeichnet das Werk weniger als einen Roman, denn als eine Novelle. Räumlich freilich ist es ein Roman und ein tüchtiger obendrein. Um uns das Bischen Handlung zu erzählen, braucht August Niemann drei Bände zu je vierhundert Seiten. Das Mißverhältniß springt in die Augen. Die Hauptschuld trägt die lose Composition, die bei den Episoden und dem Beiwerk mit derselben Umständlichkeit verweilt und vom Hundertsten ins Tausendste schweift. Der Gräfin Vorbereitungen zum Schatullendiebstahl führen zu nichts und brauchten also nicht so peinlich genau erzählt zu werden. Mit dem Ende des zweiten Bandes sind wir glücklich bei Dorotheas Verlobungsfest angekommen, dem Eberhard als unbemerkter Zeuge beiwohnt, allein der dritte Band greift zeitlich wieder zurück, indem er uns die vorhergehende Reise Dietrichs nach Berlin und Valdeghems erstes Auftreten in Eichhausen mit unnöthiger Breite erzählt, und erst nach fünfzig Seiten sind wir wieder bei der Gesellschaft angelangt, „welche, in ihrer Gesammtheit von oben gesehen, einen so glänzenden und schmerzlichen Eindruck auf Eberhard gemacht hatte". Es ist wie in der Echternacher Springprozession, wo auf drei Schritte vorwärts ein Schritt nach rückwärts kommt. Und nach dem Tode der Gräfin, womit doch die Verwicklung gelöst und die Geschichte eigentlich zu Ende ist, weiß der Verfasser noch weitere 150 Seiten zu füllen. Und doch versteht Niemann wieder in anderen Fällen sehr wohl zu schweigen und zu verschweigen und nöthigenfalls eine unmöglich zu motivirende Handlung blos obenhin zu skizziren. Er hütet sich z. B., uns das gesellschaftlich undenkbare Abruzzen-Duell ohne Secundantenvermittlung und Paukarzt zwischen dem Grafen von Francken und Valdeghem in seiner langwierigen Weise darzustellen; nur 30 Seiten später wird die Sache nach dem Referat eines Augenzeugen kurz erwähnt. Aehnlichen gesellschaftlichen Unmöglichkeiten begegnet man in dem Buche auch sonst noch. Valdeghem, ein Fremder, erhält die Erlaubniß, einem voraussichtlich stürmisch ablaufenden Familientage beizuwohnen;

Digitized by Google

Dorothea führt Eberhard gleich bei seinem ersten Besuch in ihre Kemenate; und romanhaft ist auch das Auftreten Millicents und ihrer Herrin, die beide zum Scherz als Fischermädchen verkleidet sind und als solche von einem Bauernburschen attakirt werden, natürlich nur um dem Helden Gelegenheit zu geben, sich auf möglichst vortheilhafte Weise einzuführen. Als ob er erst noch eines ritterlichen Debüts bedürfte! Der Verfasser wiederholt es ja zur Genüge, daß ein Graf nimmermehr incognito bleiben kann, daß sein Mäskchen verborgenen Sinn weissagt, daß der Adel deutscher Nation unverkennbar ist. Es ist dem Baron Sextus unmöglich, dem „ungewöhnlichen" Künstler ein Bild abzuhandeln; seine stolze Haltung, sein blitzendes Auge, seine Haltung zu Pferde, der Umstand, daß er „aller ritterlichen Künste Meister", kennzeichnen ihn als ein Wesen hochgeborener Art, und ein geheimes Fluidum strömt aus seinem Herzen in das seiner feudalen Standesgenossen, für die der Mensch erst beim Baron anfängt. Hier und bei gelegentlichen Bemerkungen über Adel, Gottesgnadenthum, Parlamentarismus und Diplomatie umfängt uns plötzlich der Dunstkreis des Gothaischen Hofkalenders, dessen Redaction der Verfasser dieses Romans seit mehreren Jahren besorgt.

Den meisten Platz nehmen die Gespräche de omnibus rebus et quibusdam aliis ein, die da bei jeder Gelegenheit vom Zaun gebrochen und mit der Genauigkeit eines Phonographen wiederholt werden. Niemanns Romanfiguren sprechen nicht nur klug wie Bücher, sie reden auch ganze Bücher. Alle Figuren, auch die der dienstbaren Geister, wie z. B. die Zofe Millicent, keuchen unter einer Ueberfracht von Geschwätzigkeit, Gedankenreichthum und Belesenheit. Wir bekommen gedankentiefe Abhandlungen zu lesen über Duell und Gottesurtheil, über Kindererziehung, über Shakespeare und Goethe, über Arbeitercolonien, über den Naturalismus und das Italien-Dogma in der Malerei u. s. w. Graf Dietrich und Redacteur Glock unterhalten sich dreizehn Seiten lang über das Wesen der Satire und die Wahl dichterischer Stoffe und citiren unbarmherzig Ariost, Shakespeare, Milton, Klopstock, Aristophanes, Aristoteles, Plato und andere vertrauenerweckende Autoritäten. Und was bei diesen Plaudereien schlimmer ist, als der durch sie verursachte Aufenthalt: die Sache ist nicht immer allgemein oder überhaupt interessant. So wird uns ein langes Gespräch über Einheitscavallerie — nicht geschenkt, und das dem Autor so theure Thema erörtert man bei einer späteren Gelegenheit wieder, wobei weitere vier Seiten gefüllt werden. Diesmal zur Abwechslung erinnert es uns daran, daß Niemann auch Hauptmann a. D. und Verfasser eines militärischen Lexikons ist.

Die Charaktere haben reichlichen Spielraum, um sich auszuleben, und sie machen von dieser Freiheit den ausgiebigsten Gebrauch. Sogar die obscurste Nebenperson macht sich ungebührlich breit. Und diese Episodenfiguren sind fast besser gerathen, als die ersten Acteurs. Die Gräfin ist zu schwarz, Eberhard zu licht gehalten. Des letzteren Tugendhaftigkeit, Delicatesse, Pietät geht bis zur Dummheit. Ein Wort von ihm könnte alle Verwicklungen lösen, aber er erinnert sich seines Versprechens, nur im äußersten Nothfall von den Papieren Gebrauch zu machen. Als wäre nicht bereits die äußerste Noth über ihn und die Geliebte hereingebrochen! . . . Auch die Schlauheit der Intrigantin grenzt an Beschränktheit. Ihr eigener Sohn nennt sie eine „so vernünftige und so thörichte" Frau. Beweis schon der Leichtsinn, womit sie ihr letztes Vermögen anlegt, ihre Feinde bekämpft und sich fortwährend compromittirt. Auch noch Anderes an ihr ist problematisch. Sie hat einen erwachsenen Sohn und einen vorehelichen Liebesfrühling hinter sich, muß also wohl das Cap der vierzig Jahre bereits umschifft haben. Ihr erstes Auftreten läßt uns sogar auf eine merklich ältere Dame schließen. Im Verlaufe wird sie aber immer jünger und schließlich nennt man sie gar eine „vollendete Juno". Und erst ihre Kraftproben in einer einzigen Nacht! Sie simulirt eine Fußverrenkung, erhebt sich dann bei nächtlicher Weile, kleidet sich an, schleicht aus ihrem Zimmer in die Küche, nimmt dort Wachszünder zu sich und ergreift eine „blecherne große" Kanne, die mit Petroleum gefüllt ist, und mit dieser „schweren" Kanne in der Hand eilt sie durch den Park, durch einen endlosen, düsteren Wald bis ins nächste Dorf, immer „leichtfüßig wie ein Indianer, ohne eine Spur von Ermüdung ... Es war fast eine volle Stunde zu fahren, und sie hatte den Weg in einer Stunde zurückgelegt!" Vor dem Wirthshause angekommen, erklimmt sie einen Holzhaufen und begießt mit der großen Kanne von oben her die hohe Reisigwand und steckt sie mit einem Wachszünder an. Dann ergreift sie die leere Kanne und stürzt, wieder wie von den Furien gehetzt, auf demselben Wege nach dem Schlosse zurück, stellt die unvermeidliche Kanne an den richtigen Ort, schleicht durch die schweigenden Gänge zu ihrem Zimmer zurück; bringt ihre Kleider an den gewohnten Platz, wäscht ihre vom Petroleum benetzten Hände mit wohlriechender Seife, legt sich zu Bette und läßt die Wärterin, dann den Arzt rufen und constatiren, daß es kurz vor fünf Uhr ist. Es kann jedenfalls als ein Beweis für Niemanns große Darstellungskunst gelten, daß der Leser dieses Kraftstück einer hocharistokratischen Petroleuse erst hinterher belächelt, nachdem er der unmöglichen Wanderung der schweren Kanne mit athemlosem Interesse gefolgt ist.

Und hier komme ich, wenn auch etwas spät, auf die alle Gebrechen weit überwiegenden Vorzüge dieses modernen Sittenbildes zu sprechen. Es bedeutet einen gewaltigen Fortschritt gegen „Bakchen und Tyrsosträger", Niemanns vorletzten Roman. Die „Grafen von Altenschwerdt" sind viel unterhaltender, einheitlicher, farbiger, weniger originalitätssüchtig, auch besser geschrieben. Niemann ist ein ausgezeichneter Erzähler und Schilderer. Die Scenerie von Schloß Eichhausen und Umgebung ist wahrhaft plastisch herausgearbeitet; die stürmische Segelfahrt Eberhards vergißt der Leser so bald nicht wieder; die Liebesscenen sind von unbeschreiblicher Anmuth und ohne jede Süßlichkeit; in den humoristisch gefärbten Partien — die Algenkurpfuscherei, Glocks Gedanken eines Spaziergängers, der an die Schülerscene im „Faust" gemahnende Auftritt mit dem literaturliebenden Jüngling, der Zank zwischen dem Verleger und seinem Redacteur, Zusammenbruch und „Reinwaschung" der Gewerbebank — zeigt sich ein satirisches Talent ersten Ranges. Auch die Charakterzeichnung ist, bis auf die oben gerügten Punkte, durchaus gelungen. Der reactionäre Schloßherr, der gemäßigte General, Dorothea v. Sextus, der liebenswürdige Dichtergraf Dietrich, dann die Nebenfiguren Valdeghem, Andrew, Pastor Sengstack, Dr. Glock und seine Tochter, Millicent und ihre Familie, sie Alle sind prächtige, lebenstrotzende Individualitäten und wirkliche Menschen unserer Zeit, so daß der Leser lauter Porträts vor sich zu sehen glaubt. Dazu kommt eine reine, schöne, gedankenreiche Diction von einer großen Prägnanz des Ausdrucks. Man spürt da überall einen geistvollen, durch und durch modernen Kopf, der Alles, was die gegenwärtige Gesellschaft bewegt, scharf beobachtet und tief erfaßt hat und es mit dichterischer Kraft zu gestalten vermag. Auguft Niemann rückt mit diesem Werk in die erste Reihe unserer Erzähler.

Theophil Zolling.

Albumblätter.

Von Oscar Linke.

Als ich mich eines Abends von Madame Toutlemonde verabschiedete — ihr wahrer Name dürfte nur den Eingeweihten bekannt sein — überreichte sie mir mit reizvollem Lächeln ein prächtig eingebundenes Album und sagte:

„Lieber Doctor, wollen Sie mir nicht auch die Freude machen und sich in diesem Buche verewigen? Seltsamer Zufall, es ist gerade noch die letzte Seite unbeschrieben. Sie werden staunen beim Durchlesen: Die größten Namen werden Ihnen darin begegnen" . . .

„Und wie gehöre ich dann in diese Gesellschaft hinein?" fragte meine kleine Bescheidenheit.

Sie lachte und bat nur: „Thun Sie mir den Gefallen!"

Digitized by Google

Noch denselben Abend vertiefte ich mich in die Lectüre des Albums; dieselbe bereitete mir ein außerordentliches Vergnügen: ob auch dem Leser ein solches verschafft wird, wenn ich Einiges daraus mittheile, nachdem meine hochgestellte Freundin mir großmüthig die Erlaubniß dazu gegeben hat?

Das Buch enthält nämlich Aussprüche und Epigramme aus der Feder bekannter Zeitgenossen. Das ganze Werk auszuschreiben, würde wieder den Raum eines Bandes erfordern; greifen wir aufs Geradewohl hinein, „da wo es am interessantesten ist!" Geben wir zuerst einigen politischen Größen das Wort:

Unser Reichskanzler, Fürst von Bismarck, schreibt einfach und groß in seinem gewohnten Lapidarstile:

Menschen magst Du ihr Wollen gönnen,
Götter zeigen sich nur im Können.

Gleich in seiner Nachbarschaft siedelt sich unser leider zu früh verstorbener Lasker an mit einem Ausspruche, dem man die Zeit seiner Entstehung anmerkt; es handelt sich um den berühmten „armen Mann", welchen Lasker so reden läßt:

Von rechts und links her ziehen Alle,
So stark ein Jeder ziehen kann;
Ob hier ob dort, in jedem Falle
Bleib' ich der — arme Mann!

Von zwei andern Abgeordneten, die sich wie Hund und Katze lieben, liegen folgende eigenthümliche Bosheiten vor; wir verschweigen deshalb auch die Namen:

Legt diesem Schwätzer doch ein Schloß
Auf seinen Mund, der ewig lügt —
„Ach, dieses Maulwerk ist so groß,
Daß eine Hausthür kaum genügt."

Das andere lautet:

Wie, Du auch willst des Landtags Mitglied werden?
Wie kannst Du solchen bösen Wunsch vertheid'gen?
„Freund, sicher vor der Strafe hier auf Erden,
Möcht' ich einmal — die ganze Welt beleid'gen!"

Voller Tiefsinn ist der Gedanke Sonnemanns aus Frankfurt a. M.:

Nein, bei Gott! nicht sind's die Reichen,
Die des Bettlers sich erbarmen:
Armuth lebt von seinesgleichen —
Lebt vom Reichthum aller Armen.

Von Professoren, deren Namen wir in dem Album finden, sei zuerst der greise Lepsius, der berühmte Aegyptioloye, genannt mit folgendem Ausspruche:

Kommt vor, daß sich die Dichter
Gelehrten Studien weih'n;
Doch braucht drum ein Gelehrter
Noch kein Poet zu sein.

Mommsen meint recht kurz und drastisch, vielleicht an einen politischen Gegner denkend:

„Wissenschaft soll national sein" —
Wer die Zauberformel fand —
Kann's ein deutscher Sonnenstrahl sein,
Der ein solches Hirn verbrannt?

Scherer erhebt sich zu folgender Kühnheit: An Goethe:

So in apollin'scher Jugend
Strahltest Du, voll Götterleben,
Daß Dir hätte selbst die Tugend —
Ihre Tugend preisgegeben.

Schlicht und sinnig bemerkt Du Bois-Reymond:

Der Fromme und der Weise
Sind wie ein Januskopf:
Ein jeder hält den andern —
Für seinen Zopf.

Auch eine Anzahl von Philosophen lassen in dem Album ihr Licht leuchten; die Aussprüche derselben sind aber für das größere Publicum meist ein wenig langweilig und schwer verständlich. Begnügen wir uns mit einzelnen. Eduard v. Hartmann meint:

Glauben und Philosophie
Sind wie die Heine'schen „Brüder":
Sie stechen sich todt; doch in jeder Nacht
Als Geister kämpfen sie wieder.

Moritz Carriere klagt:

Am Löwen siehst Du die Tatze,
Die Dich zu Boden streckt;
Indeß der Mensch die Kralle —
Unter dem Handschuh versteckt!

Ehe wir den Dichtern von Profession das Wort geben, mögen noch die folgenden gehört werden: Unser Generalintendant Excellenz von Hülsen sagt den „Sängerinnen" folgende Schmeichelei:

So singen Engel wohl
In Himmelshöh'n,
Doch was sie singen, kann —
Kein Mensch verstehn.

Lübke sagt:

Zu Pisa sah den schiefen Thurm
Anstaunend mancher Menschenwurm:
So wird von Jahren zu Jahrhundert
Manch schiefes Urtheil auch bewundert.

Selbst Makart, dieser Moltke in der Kunst der Rede, zwingt sich zu einem Vers und gibt jüngeren Kunstgenossen den Rath:

Wenn Du nur fünf Sinne hast,
Einen Sinn kannst Du Dir schenken
Für die Kunst: Der schlimmste Gast,
Denk' ich, ist der Kunst das Denken.

Böcklin ist ein wenig boshaft:

Bilder, die früher in Neu-Ruppin
Zu haben waren bei Gustav Kühn,
Werden für junge und alte Thoren
Heute gemalt von Professoren.

Geibel zeigt auch hier seine von einem klassischen Anhauche verklärte Grazie, wenn er meint:

Nicht tröstet reine Himmelsluft
Dein sehnendes Gemüth:
Du athmest dort nur Veilchenduft,
Wo just ein Veilchen blüht.

Etwas vom Berliner Geiste, in dem bekanntlich einige Tropfen esprit gaulois stecken, zeigt unser Heyse mit seinen „Mädchengaben":

Was mir besonders schön gefällt
An eines Mädchens Gaben?
Die kleine Kinderrosenwelt, —
Die es dereinst wird haben.

Bei diesem Epigramm, „an Heine":

„Des Weibes Leib ist ein Gedicht,
Das Gott, der Herr, geschrieben" —
Womit der Teufel, sein Recensent,
Viel argen Unfug getrieben!

wird wohl Jeder leicht den Verfasser errathen: es ist Eduard Grisebach, der Poet des „neuen Tanhäuser". Bezeichnend für den hohen Ernst des Grafen v. Schack ist folgender, „den Obscuranten" zugeschleuderter Spruch:

Weil ihr als Knaben zu faul war't,
Als Jünglinge nicht minder,
Zu lernen im Weltenbuche —
Drum sollen wir bleiben wie Kinder?

Digitized by Google

Seltsam macht sich im Munde Robert Hamerlings, des Sängers der „Aspasia", die eigenthümliche Wendung:

Hagestolze sollen Steuer zahlen,
Weil sie ledig aller Kindersorgen?
Kinder möchten sie schon haben, aber —
Sich das Weib auf kurze Zeit nur .. borgen!

Unsere Nationalpoeten v. Scheffel und Julius Wolff variiren dasselbe Thema; Scheffel singt:

Das Hälsebrechen, das Köpfezerbrechen
Mag andre Köpfe freuen:
Doch brechen den Hals unzähligen Flaschen,
Das soll mich nimmer gereuen!

Und Julius Wolff sagt:

Mädchenliebe? —
Untreu kannst erfahren;
Becherminne? —
Wächst noch mit den Jahren.

Friedrich Bodenstedt läßt als Mirza-Schaffy sich also vernehmen:

Und stehst Du in der Welt,
So fülle Deinen Platz aus:
Ein Pfennig selbst ist Geld
Im allergrößten Schatzhaus.

Recht lustig ist der Einfall Gottschalls, „an einen Odendichter":

Die Muse der Begeisterung,
Sie, die so zart ist und so jung,
„Erhebt dich kühn bis zu der fernsten Sterne Glast?" —
Du wiegst 200 Pfund: Sie trägt nicht solche Last.

Felix Dahn spottet:

Wie bewandert dieses junge Fräulein
In der Weltgeschichte Leben ist:
Nicht umsonst sie Hamerling und Kingsley,
Ebers, Flaubert, Freytag, Scheffel lies't.

Aber, Herr Professor, ist das nicht schon genug?
Wie anmuthig, ganz Täuberich, singt dagegen Albert Träger:

Wenn ein tugendblondes Mädchen
Mir vorübergeht,
Werd' ich ganz zu einem Seufzer,
Werd' ich ganz Gebet.

Oscar Blumenthal und Fritz Mauthner betheiligen sich an dem lustigen Gefechte mit zwei Jodlern; Blumenthal nennt den seinigen eine „Grabschrift":

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan:
Da hing an der Linde
Der arme Mann!

Mauthner, nicht so bitterlustig böse:

„Es giebt nur a Kaisastadt,
Es gibt nur a Wien" —
So klingt es, so singt es . . .
Wo denn? In Berlin.

Der Herausgeber dieser Wochenschrift lobt in seinem Vierzeiler „Der unparteiische Recensent" jene Kritik, die weder freundschaftliche Rücksicht noch Rancüne kennt:

Fort mit der Clique! Mein Busenfreund
Ist drum kein echter Musenfreund,
Und mein talentvoller Gegenpart
Hat die Zukunft für sich und die — „Gegenwart".

Der greise Eduard von Bauernfeld bemerkt:

Ließ Eva von der Schlange sich verführen,
So kann mich das nicht wundern, wenig rühren.
Doch bleibt mir räthselhaft und unbekannt,
Was eigentlich die Schlang' an Eva fand.

Johannes Scherr, der „Alte vom Berge" singt „auf einen Vielschreiber":

Ein neues Buch mit neuem Titel,
Und als ich's aufschlug, was ich fand?
Aus seinen ält'ren Büchern das Beste —
Das auch schon in andern Büchern stand.

Ernst von Wildenbruch ruft begeistert:

O zeige mir das Land der Lust,
Das Land der Liebe, üb' Erbarmen!
Es liegt an eines Weibes Brust,
Umschlossen von zwei weichen Armen!

Spielhagen sagt „einem Philosophen":

„Du mußt für Dich behalten
Das Beste, was Du hast —"
Ich las Dein Buch der Weisheit
Und hab' den Spruch erfaßt.

Der stille Storm wendet sich gegen die „Pessimisten in Lackstiefeln":

Titanenenkel dünkt ihr Euch,
Ihr müden Kinder des Genusses?
Die Himmelsstürmer lagen nicht
Auf dem Fauteuil des Ueberdrusses.

Theodor Fontane fragt:

Begeisterung, die wagst du noch
Auf off'nem Markt zu zeigen,
Heut wo die Weisen nicht allein,
Wo selbst die Dummen schweigen?

Beinahe hätten wir die Musiker vergessen; begnügen wir uns mit einigen. Richard Wagner setzt unter die Worte „Bach und Beethoven" die Verse:

Beim Hören solcher Himmelsklänge
Da wird die Kirche mir zu enge,
Da fühl' ich wieder rein und klar:
Gott hängt nicht über dem Altar.

Franz Liszt gibt den „Virtuosen-Componisten" einen Denkzettel:

Warum nach Euren Werken
So wenig nur Begehr?
Der Inhalt ist zu leicht,
Die Technik ist zu schwer.

Hans v. Bülow zeigt durch sein Spiel, daß er vollauf leistet, was er vom „Virtuosen" verlangt:

Dieses ist der höchste Beifall,
Schrankenlos und unermessen:
Wenn, versunken in das Kunstwerk,
Eure Kunst wir ganz vergessen.

Die letzte Seite in dem Album der Madame Toutlemonde war noch leer. Ich löste mein Versprechen ein, indem ich, freilich gegen meinen Willen, dieser erlauchten Gesellschaft mich als Letzter anschloß mit folgender Harmlosigkeit:

Honny soit qui mal y pense.
Auch in diesem „weisheitsvollen"
Album zeigt aufs Neu es sich,
Wie doch oft verschiedne Rollen
Spielen kann ein kleines — Ich.

Fasching 1884.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die siebente Sonderausstellung im Gewerbemuseum.

Einen so bunten und mannichfachen Inhalt, wie ihn die Sammlungen Dr. Emil Riebecks aus Halle an der Saale bieten, hat der große Lichthof des Gewerbemuseums sogar gelegentlich der indischen Ausstellung nicht beherbergt. Eingeschlossen von den mit Jagd- und Waffentrophäen geschmückten Pfeilern, deren Zwischenräume reiche Stoffe und Decorationen aus Masken und Geräthen ausfüllen, wird uns in übersichtlicher Anordnung vorgeführt, was heute die Kaukasusländer, Persien, Palästina, Aegypten, Südarabien, Vorder- und Hinterindien, Java, China und Japan an charakteristischen Erzeugnissen hervorbringen. Es ist die Ausbeute einer dreijährigen Reise, und noch fehlt der rein naturhistorische Theil der Sammlung. Ein beträchtlicher Theil des Ausgestellten ist freilich nur von ethnographischem Interesse und von dem Reisenden unserm ethnologischen Museum zugedacht, auf dessen Anregung beispielsweise die vorher fast ganz unerforschten Wohnsitze der Chittagongs in Hinterindien zwischen Birma und Siam besucht und der Wissenschaft erschlossen wurden. Aber aus den großen alten Culturländern Asiens hat Dr. Riebeck so werthvolle Werke der Kunst und Industrie mitgebracht und zum Theil schon jetzt unsern Sammlungen übermacht, daß uns selbst bei der Uebersättigung mit ostasiatischen Produkten und nach dem Genuß der köstlichen Sammlungen, die uns in den letzten Jahren zu besichtigen hier in Berlin vergönnt war, noch des Neuen und Bewundernswerthen genug aufstieß.

Freilich bezieht sich dies uneingeschränkt nur auf Japan. Was Indien und China noch bieten, ist nur ein Abglanz einstiger Herrlichkeit. Japan hingegen darf für den Augenblick — und vielleicht leider nicht lange mehr! — als das einzige Land des Erdballs gelten, das eine bis in die untersten Schichten verstandene und geliebte nationale Kunst besitzt, eine Kunst, die noch nicht dem Einfluß unserer zersetzenden Gährung unterlegen ist und unausgesetzt originelle neue Schöpfungen zu Tage fördert. Wir wollen deshalb unsere Umschau auf die japanischen Arbeiten beschränken.

Es überkommt uns ein beklemmendes Gefühl vor diesen Dingen. Wir mühen uns ab, studiren die Vorbilder aller Zeiten, grübeln über die Bedingungen des Stoffes, die Anforderungen der Technik, fragen uns ängstlich nach den Eigenschaften des Stiles, in dem wir gerade arbeiten, und was wir zu Stande bringen, so gut es uns im ersten Augenblick gefallen mag, wird uns nach einem halben Jahre überdrüssig und nach einem Jahre zuwider. Die Japaner kennen vorläufig nur ihre alte langsam entwickelte Weise. Sie tifteln und theoretisiren nicht über ihre Erzeugnisse oder die einer andern Zeit, sie haben vor dem Stoff an sich gar keinen Respect, und was sie schaffen, steht mit der unvergänglichen Frische des Naturprodukts vor uns. Ihre Kunst ist nicht wie die unsere ein Luxus, den sich Wenige gestatten und dem Wenige zu dienen im Stande, sie ist Gemeingut und ist billig, wie es einst auch die unsere gewesen. Das Erfinden und Schaffen ist bei ihnen noch keine Leistung wie bei uns. Noch hält die Zeugungskraft so mächtig vor, daß ihre Handwerker lieber neu erfinden als copiren. Unsere Japanhändler wissen das auch ganz wohl. Wenn sie von einem besonders schönen Gefäß, einer reizvollen Metallarbeit eine Nachbestellung machen, so fällt sie regelmäßig ganz unerwartet aus. Es ist, als ob der selbständige Arbeiter gar nicht mehr copiren könnte. Auf der andern Seite lebt China einzig von der Reproduction. Ein beliebiges Muster kann hunderttausendfach ganz identisch wiederholt werden, wenn es verlangt wird. In Japan wäre dies, wie man mir versichert, ein Ding der Unmöglichkeit, sobald es sich um etwas einigermaßen Künstlerisches handelt. Unter den Händen und gleichsam wider Willen des Verfertigers gestaltet sich das Werk um.

Dr. Riebeck hat mit gutem Geschmack das Beste zusammengebracht, was man heute zu liefern vermag. Wir sind leicht geneigt, es gegenüber den Erzeugnissen der nächstvergangenen Epoche zu unterschätzen, denn es hat sich der japanische Künstler und Handwerker die Sache technisch bereits hier und da etwas leichter gemacht. Aber es bleibt von der alten Sicherheit immer unendlich viel übrig.

Ein Problem, das der Weisheit unserer erfahrensten Techniker spottete, bot ein Gemälde in Zellenemail, das für die vorjährige Amsterdamer Ausstellung angefertigt worden. Es stellt in nahezu Lebensgröße eine Gruppe Hühner dar. Die Wirkung kommt der einer leicht aquarellirten Tuschzeichnung nahe und beabsichtigt offenbar deren Imitation. Lebendiger Ausdruck der Thierbilder überrascht uns bei den Japanern nicht mehr. Aber wie auf dieser Platte die zartesten Farbenübergänge zu Wege gebracht sind, wie in dem schwierigen Material die breite Weichheit des Pinselstrichs wiederzugeben möglich war, das spottet unseres Könnens.

Aehnliche Räthsel geben uns die Metallarbeiten auf. Wir haben in unserer Vergangenheit eine Periode gehabt, in der unsere Schmiede in Silber und Eisen Wunder verrichten konnten. Die Kron- und Kirchenschätze, die Waffensammlungen in ganz Europa legen für ihre Tüchtigkeit noch heute Zeugniß ab. Doch wie einseitig und beschränkt erscheinen sie mit den Techniken des Schneidens, Treibens und Tauschirens, über die sie nicht hinausgingen, mit ihrer Armuth an Metallverbindungen gegenüber den Leistungen der Japaner. Vor Allem verfügen diese über einen Reichthum an Legirungen, von dem wir uns nur mit Mühe eine Vorstellung machen können. Sie vermögen mit ihren farbigen Metallen ganze Gemälde herzustellen. Auf einer Eisenplatte von der Größe einer mittleren Handfläche zählte ich einmal einundzwanzig verschiedene Metalleinlagen vom tiefsten Sammetschwarz bis zum hellsten Weißgelb. Und diese waren zu raffinirter coloristischer Wirkung über das Gewand der dargestellten Figuren und über die Landschaft vertheilt. Was die Japaner in der schwierigen Technik des Eisenschnittes leisten, ist von unserer Vergangenheit mindestens nicht übertroffen. Es ist, als ob das Material unter ihren Händen alle Sprödigkeit verlöre. Und dann erst die Ciselirungen! Die höchsten Anstrengungen macht die japanische Metallindustrie ganz wie früher die unsre, wo es sich um Waffen und Rüstung handelt, namentlich an den Ornamenten des Schwertes. Was nur an technischem Raffinement und künstlerischem Vermögen vorhanden, wird zum Schmuck der Stichblätter, der Zwingen und Knäufe aufgewandt. Daß eine so unendliche Menge der schwierigsten und kostbarsten Arbeiten dieser Art existiren, erklärt sich aus der Liebhaberei des vornehmen Japaners, für jedes Schwert eine Reihe von Garnituren zu besitzen. Dr. Riebeck hat eine größere Anzahl tüchtiger Arbeiten zusammengebracht. Von einer andern Seite offenbart sich die japanische Metallindustrie an dem Inhalt eines Schrankes mit Gefäßen. Hier sind es größere Farbenmassen, die gegeneinandergestellt werden. Wenn uns vor der feinsinnigen Naturbeobachtung und der künstlerischen Beherrschung aller Mittel unser cuivre poli einfällt!

Ein andrer Schrank enthält Proben von dem vornehmsten Produkt der japanischen Keramik, der Gefäße und Figuren von Satsuma mit ihrer sublimen Vielfarbigkeit. Ueber die ganze Sammlung sind die originellen und theilweise höchst reizvollen Erzeugnisse der übrigen Fabrikationscentren Japans zerstreut.

Eine wichtige Rolle spielen die mannichfachen Gewebe. Auch hier gibt es der technischen Combinationen kein Ende. An Stickereien und Goldstoffen hat unser Gewerbemuseum aus älterem Besitz keinen Mangel, und wesentlich Neues konnte auf diesem Felde die Ausstellung nicht bieten. Doch hatten wir so herrliche Malereien auf ungeschorenem Sammet noch nicht gesehen.

Das Gewerbemuseum, das Postmuseum und das Museum für Völkerkunde werden, wie wir hören, aus Dr. Riebecks Schätzen ihre Bestände vermehren dürfen. A. L.

Notizen.

Das neue Jahr bringt uns mehrere gediegene Werke in neuer Auflage. So die 7. Auflage von R. v. Iherings klassischer Schrift: Der Kampf ums Recht (Wien, Manz), um eine gehaltvolle Vorrede erweitert, der wir u. A. entnehmen, daß das Werkchen im Auslande nicht minder populär und bereits in 16 lebende Sprachen, ins Englische, Russische und Spanische sogar zweimal, übersetzt worden ist. Interessant ist hier auch die neue Widerlegung verschiedener Einwände, zumal über die Shylok-Frage, worin Ihering bekanntlich der Ansicht ist, daß dem Juden nach der Gültigerklärung des Scheins bei der Verwirklichung des

Digitized by Google

Richterspruchs ein schnödes Unrecht zugefügt und das Recht vereitelt wird. — Auch von Friedrich Bodenstedts Liederbuch: Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy (Leipzig, Brockhaus) ist eine neue Auflage, die 13., erschienen, was von dem Anklang zeugt, den diese köstlichen Poesien gefunden haben. Ebenso sind von den geistvollen Aphorismen von Maria v. Ebner-Eschenbach (Berlin, Fr. Ebhardt) eine um ein viertes Hundert sinniger Sprüche vermehrte zweite Auflage herausgekommen. Endlich erschien die bekannte treffliche Uebersetzung Karl Simrocks von Tegnérs Frithjofs-Sage (Stuttgart, A. Brettinger) in vierter Auflage und desgleichen: Johannes Overbecks Pompeji (Leipzig, W. Engelmann), eines jener durch gediegenen populärwissenschaftlichen Text und illustrative Ausstattung ausgezeichneten Werke, auf die der deutsche Buchhandel stolz sein kann. Für den baugeschichtlichen und topographischen Theil hat der Verfasser sich in August Mau einen sachverständigen Mitarbeiter zugesellt; auch sind die Abbildungen vermehrt und die Pläne ergänzt und verbessert.

* * *

Bäuerliche Zustände in Deutschland. Berichte, veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. III. Band. Leipzig, Duncker & Humblot.

Mit diesem Bande schließt die Sammlung der Berichte ab, welche der Verein für Socialpolitik über die Agrarfrage eingesammelt hat, richtiger, über die jetzige Agrarfrage, die Frage des bäuerlichen Besitzes. Zu dem: latifundia perdidere Italiam tritt als Seiten- und Gegenstück das moderne: Die Freitheilbarkeit ruinirt den Staat. Die Agrarfrage von früher war das Wachsen des Großbesitzes, die jetzige ist das Zugrundegehen des Kleinbesitzes. Betrachtet man aber die Sache näher, so findet man, daß in Wirklichkeit beide Thatsachen immer gleichzeitig auftreten — sowohl früher als jetzt — und daß, wenn eine in den Vordergrund tritt, es sich nicht darum handelt, welches Uebel größer, sondern welche Klage lauter ist. Folgt man dem lärmenderen Rufe allein, so entsteht einseitige Auffassung in der Discussion. Sehr wünschenswerth wäre es also, wenn das Material, das der vorliegende Band und seine Vorgänger bieten, durch Berichte über den nichtbäuerlichen Besitz ergänzt, und damit ein vollständiges Bild der Grundbesitzverhältnisse geschaffen würde. Dann erst würde man die Cardinalfrage, ob die Erhaltung des Bauernstandes socialökonomisch besonderen Schutz verdient, oder ob ein solcher nicht blos eine politische Action wäre, entscheiden können. Im Munde der Fanatiker der Arbeitstheilung wird die Erhaltung des Bauern, jenes Urbildes des Zwergbetriebs, nicht ohne Weiteres plausibel sein. Was nun die Berichte selbst betrifft, so hätten wir Berichterstatter aus den Kreisen der bäuerlichen Bevölkerung vorgezogen. Bei allen derartigen Erhebungen beeinflußt das Interesse ohnehin reichlich die Aufrichtigkeit. Werden zudem noch die Brillen fremder Interessen aufgesetzt, dann mag manchmal optima fide ganz Absonderliches zu Tage treten. Wenn beispielsweise in den Berichten sich fast stereotyp wiederfindet, daß Ueberarbeit und schlechte Ernährung der Arbeitenden nicht vorkommen, so dürfte dieses befriedigende Ergebniß wohl keinen Anspruch machen, als definitiv betrachtet zu werden. Und doch wird mit dieser, selten und dann nur spärlich erläuterten Constatirung einer der wichtigsten Punkte abgethan. Das reiche Detail vieler Berichte gibt übrigens ein werthvolles Substrat für weitere Arbeiten. Es wäre sehr erfreulich, wenn systematische Zusammenstellungen daraus entspringen würden. Erst diese könnten den richtigen Gradmesser für den Werth der Berichte abgeben. O. W—r.

Offene Briefe und Antworten.

Die Puttkamer'sche Orthographie und die Académie française.

Geehrte Redaction!

Fünf Jahre sind seit der Octroyirung der Puttkamer'schen Orthographie ins Land gegangen — der Zeitraum, innerhalb dessen alle Schulbücher sich dieser Neuerung anbequemt haben müssen — und es wäre wohl an der Zeit, die Wirkungen dieser Maßregel einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Dies soll jedoch hier nicht geschehen; nur das unbestreitbare Factum möge constatirt werden, daß der orthographische Wirrwarr jetzt größer und schlimmer ist, als er je war. Jeder Freund der deutschen Sprache und des deutschen Volkes muß dies auf das Tiefste beklagen; denn die von deutscher Seite so oft geforderte oder gewünschte größere Beschäftigung der Ausländer mit unserer Literatur kann ein wirksameres Hemmniß, als eben diese Anarchie, gar nicht finden. Legte man es absichtlich darauf an, dem Ausländer das Studium der deutschen Sprache zu verleiden, so hätte man kein besseres Mittel dazu ersinnen können. Laborirte die französische und die englische Literatur an demselben Uebel, so wären sie für deutsche Schulen gar nicht zu brauchen. Allein ich will zugeben, daß die Rücksicht auf das Ausland Nebensache ist; unbedingt leidet unser Volk selbst am schwersten unter diesen Zuständen, deren Ende gar nicht abzusehen ist. Jeder, der Interesse und Verständniß für sprachliche Fragen hat, wird mir darin Recht geben. Nur ungern widerstehe ich der Versuchung, meine Behauptungen zu beweisen. Was uns hier beschäftigen soll, ist die Widerlegung eines oft gehörten und sehr beliebten Arguments für die Berechtigung einer Staatsbehörde, eine Orthographie vorzuschreiben. Zieht man die Befugniß eines Ministers, den Schulen eine besondere Orthographie aufzuerlegen, in Zweifel, so kann man sehr häufig vernehmen: Die Académie française hat eben so gehandelt, und die Franzosen fügen sich. Wer die Grundlosigkeit dieser Behauptung — die, selbst wenn sie richtig wäre, nichts beweisen würde — auf das Ueberzeugendste erkennen will, gebe sich die Mühe, die Einleitung der neuesten, siebenten Auflage des Dictionnaire de l'Académie française vom Jahre 1879 (61 Seiten) zu lesen. Es ist dies ein Document vom höchsten wissenschaftlichen und literarischen Werthe, bestehend aus der Vorrede zu der letzten Ausgabe und dem Wiederabdruck sämmtlicher Vorreden der früheren Ausgaben. Jede einzelne dieser Vorreden spricht sich mehr oder weniger eingehend über die Stellung der Herausgeber zu der orthographischen Frage aus. Da das Dictionnaire leicht zugänglich ist, so genügt es, auf die wichtigsten Stellen, auf die es hier ankommt, aufmerksam zu machen; sie finden sich auf den Seiten VIII, XVI, XXV, XXVI, XXIX, XXXIII. Ohne Ausnahme lehnen alle diese Stellen es ab, in autoritativer Weise orthographische (oder auch grammatische) Vorschriften machen zu wollen; alle erkennen den wirklichen Gebrauch als oberstes Kriterium in sprachlichen Dingen an, alle erklären sich in erster Linie für das Herkömmliche, alle athmen den in sprachlichen Dingen vollberechtigten Conservatismus, alle erklären, das Bestehende interpretiren, verzeichnen zu wollen, nicht vorzuschreiben, wie es nach dem Gutbefinden pedantischer Besserwisser eigentlich sein sollte.

Hiermit habe ich nachgewiesen, daß es nichts Falscheres geben kann, als irgend eine orthographische Reform mit der Analogie der Académie française rechtfertigen zu wollen. Bei der leichten Zugänglichkeit des Dictionnaire de l'Académie erscheint es überflüssig, eine oder einige der oben näher bezeichneten Stellen in der Uebersetzung oder dem Original zu reproduciren. Jeder Leser wird finden, daß sie mit das Beste enthalten, was über die orthographische Frage überhaupt gesagt werden kann. Nebenbei bemerkt, sind die gesammelten Vorreden sehr geeignet, viele landläufige Vorurtheile über den autoritativen Charakter, oder den Sprachdespotismus, den man der Académie zuschreibt, gründlich zu zerstören. Die große Bescheidenheit und Reserve, welche sämmtliche Kundgebungen durchdringt, sollte jedem sprachlichen Areopag, jedem would-be Sprachdictator zum Muster dienen. Um jedem Mißverständniß zuvorzukommen, mag noch ausdrücklich erwähnt werden, daß ich die Absicht der Puttkamer'schen Verordnung für eine löbliche halte, daß leider reichliche Veranlassung vorlag, der Schulwillkür ein Ende zu machen, daß mir aber diese Orthographie in vielen Punkten verfehlt erscheint, und vor allen Dingen, daß ich einer Staatsbehörde maßgebende Competenz in sprachwissenschaftlichen Dingen ebenso wenig wie auf dem Gebiete der Kunst oder der Religion zusprechen kann. Selbst das höchst anerkennenswerthe Verfahren der französischen Académie soll nicht als Autorität für uns hier hingestellt werden, wenn ich, aufrichtig gestanden, es auch recht angelegentlich zur Nachahmung empfehlen möchte; nur die so oft gehörte Berufung auf die französische Académie zur Rechtfertigung der Puttkamer'schen Octroyirung will ich als gänzlich unzutreffend nachweisen. W. Robert, Oberlehrer.

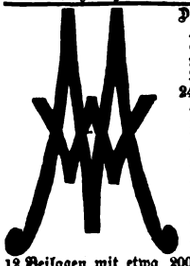
Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.



Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Die Musik im Lichte der Poesie.

Dichterworte aus der Weltlitteratur, gesammelt von

S. J. Milde.

8. XX, 304 S. geh. *M.* 4.— Eleg. geb *M.* 5.—

Diese aus der Weltlitteratur geschöpfte Sammlung bietet unter den Rubriken: Lyrisches, Episches, Dramatisches und Epigrammatisches, eine mit ästhetischem Geschmack getroffene Auswahl der Dichterstimmen über Musik, ein Lieblingsthema der Poesie, das gewiß sympathischen Anklang finden wird.

Die Zonen des Geistes.

Aphorismen von

Moriz Jokai.

Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Neu! [Im Buchhandel.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Irmengard.

Eine Erzählung vom Chiemgau aus dem fünfzehnten Jahrhundert von

C. Hirundo.

8. II, 133 S. geh. *M.* 3.— Eleg. geb. *M.* 4.—

Die kleine geschichtliche Erzählung hat bereits das warme Lob berufener Beurtheiler (Professor Horawitz und Ernst Wichert) gefunden. Sie spielt auf der Fraueninsel des Chiemsees und ist reich an landschaftlichen wie an historischen Genrebildern.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karneval 1884.

Confetti und Moccoli

von

Emil Edel.

„.... es scheint das ganze Jahr hindurch Karneval zu sein."
(Goethe in Rom.)

9½ Bogen. Elegant broschiert. Preis 2 *M.*

Gerstenbergsche Buchhandlung.
in Hildesheim.

Soeben erschien:

Professor W. Benders

Lutherrede.

Durch ein Nachwort vermehrt.

Sechste unveränderte Auflage.

Preis *M.* 1.20.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Gegen Franco-Einsendung des Betrages sendet Exemplare überallhin franco die Verlagsbuchhandlung von

Emil Strauß in Bonn.

Soeben erschien:

Das Tischgespräch auf dem Rheindampfer.

Der hochwürdigen Facultät der evangelischen Theologie in Bonn und allen unbefangenen Herzen gewidmet von

J. M. Arouet.

Preis *M.* 1.20.

Anknüpfend an den Kirchenstreit, zu welchem Bender's Lutherrede Veranlassung gegeben, führen die hier auftretenden Repräsentanten des modernen Pietismus, der bergische Pfarrer, der Hofprediger und der schwäbische Prälat, ihre Sache ebenso naiv und offenherzig, als der Oberbürgermeister und sein Freund Arouet, welche für das gute Recht der natürlichen Religion und humanen Sittlichkeit kämpfen. Der Hauptreiz des Büchleins liegt in der pikanten, mit dramatischer Lebendigkeit durchgeführten Form des Tischgespräches.

Gegen Franco-Einsendung des Betrages sendet Exemplare überallhin franco die Verlagsbuchhandlung von

Emil Strauß in Bonn.

Aufforderung an Verleger.

Der äußere Erfolg der auf meine eigenen Kosten in den Jahren 1876—1881 gedruckten und meinem Bruder in Poesneck in Debit gegebenen 4 Schriften über S. Franck, über Reuter (2) und Niederdeutsch und Neudeutsch ist bisher sehr geringfügig gewesen und weit hinter meinen bescheidenen Erwartungen und dem inneren, durch die öffentlichen ehrenden Urtheile eines Geiger, Sanders, Suringas, Weinkauff u. a. anerkannten Werthe zurückgeblieben. — Der Drang der Umstände macht es mir zur Pflicht und entschuldigt es zugleich, daß ich, im völligen Einverständniß mit meinem Bruder, an die deutschen oder auch die niederländischen Verleger die öffentliche Anfrage und Aufforderung richte, die bezeichneten 4 Werke sei es gegen eine Baarzahlung von etwa 3000 *M.* oder ein und das andere Werk gegen 20—25% des ursprünglichen Ladenpreises zu erwerben. Von allen meinen Werken sind noch etwa sieben Achtel der Auflage vorräthig, von Sebast. Franck nämlich circa 800, von Erinnerung an Reuter 2550, von Reuters Lieblingslehrern, „C. Horn, der Stifter der Burschenschaft und N. Gesellius" 1550, von Niederdeutsch und Neudeutsch 1050 Exemplare.

Ich benutze die Gelegenheit, um wiederholten vergeblichen Schreibereien zuvorzukommen, zu der Mittheilung, daß ich für eine deutsche Bearbeitung der von mir entdeckten und in den Baltischen Studien veröffentlichten lat. Autobiographie Jakob Gerschows einen Verleger suche. Bereits 1855 schrieb mir Fr. W. Barthold, daß die Biographie „ein höchst anziehender Beitrag zu d. Gelehrten- u. Sittengeschichte jener verwilderten Zeit (des 30j. Krieges) sei und in deutscher Sprache ein allgemeines Interesse erwecken würde".

Diesen verständlichen, auf echt populäre Wirkung abzielenden Wink übersah die vielleicht entschuldbare wissenschaftliche Beschränktheit eines jungen Philologen.

Schwerin i/M. Febr. 1884.

Friedrich Latendorf.

Bücher,

einzelne Werke jeder Art sowie **ganze Bibliotheken** kauft stets zu höchsten Preisen das

Braunschweigische Antiquariat
von **Richard Sattler.**
Braunschweig. Steinweg 10.

Musik!

Schletterer, Gesch. d. Hofcapelle der französ. Könige. (Studien I.) 6 *M.*

Buttmann, Schicksalsidee i. Schillers Braut v. Messina. 2 *M.* 50 *S.*

Freytag, Herwara. 2 *M.*

Verlag v. **R. Damköhler,** Berlin.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Redacteur,

welcher sowohl den politischen wie den localen als auch feuilletonistischen Theil in seiner bisherigen Stellung geleitet, sucht, Umstände halber, gleiche oder ähnliche Stellung, auch hält Selbiger sich zur Leitung oder Mitarbeiterschaft an einer Zeitschrift befähigt. Gefl. Offerten sub **Z. 817** an **Rudolf Mosse, Breslau** erbeten.

Neuester Verlag
der
J. G. COTTA'SCHEN Buchhandlung in Stuttgart.
(Vorräthig resp. zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.)

Grimminger, Adolf, **Mei' Derheim.** Gedichte in schwäbischer Mundart. 4. vermehrte Auflage, mit dem Portrait des Dichters. Min.-Form. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—

Grüneisen, Dr. C., **Christliches Handbuch in Gebeten und Liedern.** 7. Auflage, mit einem Titelbild. Min.-Form. XIV u. 392 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—

Simrock, Karl, **Das kleine Heldenbuch:** Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. Hugdietrich und Wolfdietrich. 4. Auflage. 8. XIV u. 550 Seiten. *M.* 9.—

Redwitz, Oskar v., **Odilo.** Vierte Auflage. (Durch ein Einleitungsgedicht vermehrter Abdruck.) 8. 362 Seiten. Elegant cartonnirt *M.* 6.—

Riehl, W. H., **Land und Leute.** Achte, durch viele Zusätze vermehrte Auflage. 8. XIV u. 397 Seiten. *M.* 5.—

Schack, Graf Adolf Friedrich v., **Gaston.** Trauerspiel in fünf Acten und mit einem Vorspiel. 8. 148 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, gebunden *M.* 4.—

—— **Die Plejaden.** Ein Gedicht. Vierte Auflage. Mit einem Titelbilde von J. Naue. 8. 221 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—

Werner, Julie, **Jugenderinnerungen einer jungen Frau.** 2. Auflage. 8. 174 Seiten. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—

Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel. Rittergedichte. Uebersetzt und erläutert von K. Simrock. 6. Auflage. Gross-8. 376 Seiten. *M.* 10.—

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 1. März 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Staat und die katholische Kirche. Von *. — Deutsche Colonialpolitik aus englischer Perspective. Von Carl Peters. — **Literatur und Kunst:** Ein deutscher Theolog. Von Gustav Karpeles. — Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller. Besprochen von Theophil Zolling. — Ueber Sprechen, Reden und Lesen. Von Fritz Koegel. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Eine Festdecoration. Die neunte Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Die äußere Geltung des Doctorats jetzt und vor einem Menschenalter. Von Friedrich Latendorf. — Inserate.

Der Staat und die katholische Kirche.

I.

Die langathmigen Debatten über den Cultusetat im Abgeordnetenhause haben, so reich sie an charakteristischen Episoden waren, draußen im Lande schwerlich viel Befriedigung hervorgerufen: daß man im Parlamente die Zeit durch stundenlange Debatten über Frühschoppen, Mensuren, die Lehrthätigkeit einzelner Professoren und über noch unbedeutendere Dinge vergeudet, muß man allenthalben peinlich empfinden und selbst aufrichtige Anhänger der constitutionellen Staatsform können sich Angesichts solcher Vorgänge der Befürchtung nicht erwehren, daß, falls man diese Art der Budgetberathung so weiter treibt, eines Tages der Parlamentarismus durch den Parlamentarismus todt gemacht sein wird.

Am wenigsten befriedigend aber waren die Verhandlungen über das große Problem der Cultusverwaltung: das Verhältniß von Staat und Kirche. Auf die sehr charakteristische Discussion über die staatsrechtliche Stellung der Consistorien werden wir später einmal zurückkommen. Die nachfolgende Erörterung soll lediglich dem Verhältniß des preußischen Staates zur katholischen Kirche gelten. Dieser Punkt ist ja noch resp. zur Zeit wieder die brennendste und zugleich eine völlig ungelöste Frage der preußischen Politik: die Debatte über den Cultusetat war ein ernstes und keineswegs erfreuliches Zeugniß dafür, wie sehr die leitenden Gedanken in dieser so fundamental wichtigen Angelegenheit zur Zeit auf allen Seiten fehlen. Die Regierung ist mit Eifer bestrebt, vermittelst derjenigen Facultäten, die ihr durch die conservativ-klerikale Coalition übertragen wurden, die Trümmer des Culturkampfes auf dem Wege der Verwaltungspraxis zu beseitigen und die Verhältnisse wieder so gut als möglich zu ordnen; das Centrum wiederholt in ermüdender Einförmigkeit seine alten Forderungen, auf die eine preußische Regierung doch niemals würde eingehen können, ohne den Kern des preußischen Volkes in eine tiefe und gefährliche Gährung und damit den Staat in eine wirkliche ernste Gefahr zu stürzen — die Unvereinbarkeit der Forderungen des Centrums mit den Grundbedingungen der preußischen Monarchie hat sich ja gerade diesmal bei den Debatten in dem Aufeinanderplatzen conservativer und klerikaler Redner, die sonst in der besten entente cordiale leben, gezeigt; Nationalliberale, Freiconservative und Secessionisten hüllen sich in Schweigen und wissen nicht, ob sie die Hand zu einer Revision bieten sollen oder nicht und ein conservativer Führer fährt die Debatte auf den Höhepunkt, indem er den ganzen Culturkampf als Handelsobject offen proclamirt und die Nationalliberalen wie das Centrum auffordert, ihre Gebote zu machen. Nur die Fortschrittspartei verdient das Lob, daß sie Gedanken in die Debatte geworfen hat, welche der Erwägung und Erörterung werth sind, weil sie das ehrliche Bestreben bezeugen, für die Lösung des Problemes einen Weg zu finden. Die Fortschrittspartei ist die einzige Partei, welche in letzter Zeit für die Kirchenpolitik etwas Positives geleistet hat, im vollen Gegensatz zu ihrem unfruchtbaren und nach unserer Ueberzeugung tief beklagenswerthen Verhalten in anderen Fragen.

Der Versuch, das kirchenstaatsrechtliche Problem aus der Praxis des ablehnenden Schweigens einerseits, des unerfüllbaren Forderns andrerseits, des Dispensirens nach discretionärem Ermessen auf der dritten Seite wieder in die Bahn principieller legislatorischer Erwägung zu leiten, darf darum wohl auf Nachsicht rechnen; Schreiber dieser Zeilen will denselben gewiß nur den Werth der Anregung vindiciren und ist weit entfernt von der Anmaßung des Glaubens, die Zauberformel für Beendigung des Streites gefunden zu haben. Aber gelöst muß das Problem doch einmal werden: die Praxis von Fall zu Fall kann nicht so weiter gehen: sie kann für einen kurzen Zeitraum gerechtfertigt sein, um einen Nothstand zu heben; als dauernde Regierungsmethode ist sie nicht nur gefährlich, sondern eines großen und geordneten Staatswesens wie die preußische Monarchie unwürdig — darum mag man einer Erörterung Nachsicht schenken, die lediglich dem ehrlichen Bestreben entsprungen ist, aus dem Gestrüppe des gegenwärtigen kirchenpolitischen Zustandes den Weg zur Ordnung der Verhältnisse zu finden.

Dabei lehnen wir drei Dinge ab: erstens die Forderungen des Centrums. Wir erachten dieselben als für die preußische Monarchie undiscutirbar. Daß sie dies in der That sind, werden wir hier nicht näher zu beweisen unternehmen; Beweis genug dafür sind die neulichen Erörterungen zwischen den Conservativsten der Conservativen und den Führern des Centrums. Die gesetzliche Basis, welche wir vorzuschlagen gedenken, muß demgemäß im Parlament vom Centrum abgelehnt werden, aber wir leben der Hoffnung, daß alle übrigen Parteien von Herrn Stöcker bis zu Herrn Stern sich darauf werden vereinigen können.

Zweitens lehnen wir ab eine Erörterung des bisherigen Verfahrens der Gesetzgebung wie der Verwaltungspraxis. Recriminationen sind nutzlos, und die Parteien, welche etwas Positives zu Stande bringen wollen, müssen vergessen und dahinten liegen lassen, was sie bisher gekränkt und traurig gemacht hat. Wir erörtern nicht, ob es recht war, dem Minister die

Digitized by Google

Dispensationsfacultäten zu ertheilen, die abgesetzten Bischöfe zurückzurufen, die Temporaliensperre aufzuheben ohne daß die Unterwerfung unter das Gesetz als Voraussetzung hierfür gegeben gewesen wäre. Nur einen Punkt wollen und müssen wir hier hervorheben. Die Temporaliensperre (Ges. v. 22. April 1875) muß in denjenigen Diöcesen, wo sie zur Zeit noch besteht, sofort aufgehoben werden; denn dieselbe ist sinnlos — wir brauchen mit Absicht diesen starken Ausdruck. Ob die Diöcese ihren Oberhirten über den Culturkampf hinaus sich gerettet hat (Ermland, Culm, Hildesheim); ob der Bischof zurückgerufen ist (Limburg, Münster); ob nach eingetretener canonischer Sedisvacanz eine Neubesetzung des bischöflichen Stuhles erfolgt ist (Breslau, Trier, Fulda, Osnabrück, Paderborn); ob die Diöcese dermalen noch in Folge staatlichen Einschreitens verwaist ist (Cöln, Posen-Gnesen): überall ist das thatsächliche Verhältniß das nämliche, daß kein Bischof sich der Gesetzgebung des Staates unterworfen, also die ursprünglich geforderte Voraussetzung für Wiederaufnahme der gesperrten Temporalien erfüllt hat. Angesichts dieser Sachlage in der einen Diöcese die Leistungen wieder aufzunehmen, in der anderen die Sperre fortbestehen zu lassen, entbehrt jeglicher ratio und ist eine schreiende Ungerechtigkeit. Zu einem Pressionsmittel aber eignet sich gerade dieser Punkt am wenigsten: für einen einigermaßen ethisch angelegten Sinn bedarf dies keiner weiteren Begründung. Die rechtliche Möglichkeit, hier sofort die nöthigen Maßnahmen zu treffen, hat die Regierung, allerdings nur bis zum 1. April 1884. (Ges. v. 14. Juli 1880 und Ges. v. 31. Mai 1882.)

Drittens lehnen wir ab — und auch hier handelt es sich um einen Punkt von tiefernster ethischer Bedeutung —, daß die Lösung des kirchenstaatsrechtlichen Problemes von anderen politischen Constellationen und Combinationen abhängig gemacht werden darf. Die kirchenpolitische Frage ist eine preußische, keine Frage des Reiches; das Reich ist daran weder direct betheiligt, noch soll es indirect in seiner Bewegung durch dieselbe beeinflußt werden. Wenn es wahr wäre, daß unser Kanzler, um seine gewaltigen wirthschaftlichen und socialen Probleme zur Reife und zur parlamentarischen Lösung bringen zu können, „Trümpfe" gegenüber dem Centrum in der Hand behalten muß, um diese Partei eventuell mit solchen sich „kaufen" zu können, für den Fall, daß die anderen Parteien ihm die Heeresfolge versagen, so wäre das ein Zustand von einer Unsittlichkeit ohne gleichen. Dann wäre unser gegenwärtiger Parlamentarismus eine unser Volk vergiftende Lüge, die man lieber heute als morgen beseitigen müßte, um die ethische Grundlage unseres Staatslebens wieder zu gewinnen. Doch wir haben den Glauben an das Ideal auch für das Staatsleben noch nicht verloren und lehnen die Insinuation ab, als sei unser Staatsleben, soweit es in den Parlamenten sich vollzieht, ein Schacher- und Wuchergeschäft geworden: den Zolltarif hätte das Centrum auch annehmen müssen, ohne daß ihm kirchenpolitische Concessionen gemacht worden wären und dem Krankenkassengesetz hat die weit überwiegende Mehrheit des Reichstags zugestimmt, ohne daß irgend welche geschäftliche Manipulation zur Gewinnung dieser Mehrheit nothwendig gewesen wäre.

II.

Wenden wir uns nunmehr unserem Probleme selbst zu, so bemerken wir zuerst: zwei Punkte bleiben von der Erörterung ausgeschlossen: 1. die Besetzung der bischöflichen Stühle, 2. die Vermögensverwaltung. Die Verhältnisse sind hier wenn auch nicht wohl, so doch leidlich geordnet. Die Besetzung der bischöflichen Stühle erfolgt nach Maßgabe älterer Vorschriften, durch welche die Rechte des Staates genügend gewahrt sind; wenigstens gilt dies für die acht altpreußischen Diöcesen, für welche das Breve Quod de fidelium und für die beiden oberrheinischen Diöcesen, für welche das Breve Re Sacra die einschlägigen Verhältnisse zweckmäßig regelt; das für die beiden hannöverschen Diöcesen geltende, in der Bulle Impensa enthaltene Recht ist allerdings unzureichend. Doch war diese Frage nicht Gegenstand des „Culturkampfes", wir können sie demgemäß hier völlig bei Seite lassen; es handelt sich dabei immer um Personalfragen, die in einer für den Staat zweckmäßigen Weise zu erledigen nur die Aufgabe des Cultusministers eventuell des Gesandten beim päpstlichen Stuhl sein kann. Von neueren Vorschriften kommt nur in Betracht die Verordnung vom 6. December 1873, welche von neu gewählten Bischöfen den Eid auf die Staatsgesetze an Stelle des früheren der Person des Monarchen geleisteten Treueeides verlangte. Diese Verordnung erwies sich als undurchführbar; kein römisch-katholischer Bischof hat den Eid auf die Staatsgesetze geleistet: wenn auch den Bischöfen leicht nachgewiesen werden konnte, daß der geforderte Eid keineswegs so unerhört sei, wie man behauptete — ein solcher Eid wird vom Bischof von St. Gallen geleistet, ferner von den bayrischen Bischöfen, welche Mitglieder der ersten Kammer sind, um nur diese beiden Beispiele anzuführen —, so hat man doch Recht gehabt, den Gedanken jener Verordnung preiszugeben. Die Gründe, welche man in der Literatur gegen diese Form des Eides geltend machte, sind vollkommen zwingend, der Eid ist ohne jeden Nutzen für den Staat: darum hebe man jene Verordnung auf und kehre zum alten Fidelitätseid zurück, den die Bischöfe unweigerlich geleistet haben. Parlamentarische Mitwirkung ist hier nicht erforderlich. Soweit der Eid auf die Gesetze eine gesetzliche Basis hatte, nämlich für die Bisthumsverweser, ist das Princip gleichfalls aufgegeben, wenn auch in der nicht zu billigenden Form der ministeriellen, zeitlich nur bis zum 1. April 1884 reichenden Dispensfacultät. (Ges. v. 4. Juli 1880 und Ges. v. 31. Mai 1882.) Die Personalfrage in Posen und Cöln kann kein Gegenstand unserer Erörterung sein; wir freuen uns der Festigkeit der Regierung in diesem Punkte und verstehen die schablonenhaft doctrinäre Auffassung des Abgeordneten Richter, daß der alte milde Bischof Blum nothwendig als eine dem preußenfeindlichen Fanatiker Ledochowski gleichwerthige Größe betrachtet werden müsse, nicht. Vermittelst der vom Tridentinum für Nothfälle zugelassenen Aushülfe der coadjutores cum jure succedendi werden die Diöcesanverhältnisse auch in Posen und Cöln sich ordnen lassen, sobald nur die übrigen Cardinalfragen geregelt sind. In diesem Punkte ist auch das Geschäft Zug um Zug ganz an seinem Platze.

Der zweite nicht zu erörternde Punkt ist die Vermögensverwaltung. Die einschlägigen Fragen sind geordnet durch die zwei umfassenden Gesetze vom 20. Juni 1875 und vom 7. Juni 1876. Diese Gesetze sind nicht Gegenstand von Conflicten geworden, obwohl vielleicht keines der neueren kirchenstaatsrechtlichen Gesetze so sehr den Principien des canonischen Rechtes widerspricht, wie das erstgenannte der beiden oben allegirten Gesetze. Doch soll dieser Punkt hier nicht urgirt werden und wir unterdrücken bittere Bemerkungen, zu welchen gerade die Unterwerfung der Bischöfe unter dieses Gesetz Anlaß bietet; wir freuen uns des guten Willens, der darin liegt, ohne die Motive desselben hier zu prüfen und möchten diesen guten Willen bewahren, auch wenn wir nicht hoffen und nicht einmal wünschen dürfen, daß das Centrum sich auf den Boden der von uns zu machenden gesetzlichen Vorschläge stellen wird. Der Staat hat vermittelst des Gesetzes über die Verwaltung des gemeindlichen Kirchenvermögens diejenigen rechtlichen Mittel in der Hand, welche unseres Erachtens nothwendig sind, um die Frage der Besetzung der Pfarrämter in seinem Sinne einer Lösung zuführen zu können.

Ein dritter Punkt mag auch noch hier sofort vorweg genommen werden. Das Ordenswesen der katholischen Kirche ist geordnet durch das Reichsgesetz betreffend den Jesuitenorden vom 4. Juli 1872 und das preuß. Gesetz vom 31. Mai 1875.

Das erstere Gesetz muß unbedingt aufrecht erhalten bleiben; die Gründe, welche seiner Zeit zum Erlaß desselben führten, sind dauernde; das Gesetz ist gerade für das deutsche Reich eine absolute Nothwendigkeit und sein Inhalt wird, so hoffen wir, für die Reichsregierung ein fester Punkt sein, der nicht einmal einer weiteren Erwägung zugänglich ist. Das Gesetz enthielt ja in seinem Hauptpunkte für die deutschen Staaten mit überwiegend katholischer Bevölkerung, speciell Bayern, gar keine Neuerung.

Digitized by Google

Nicht ganz unzweifelhaft ist uns dagegen, ob dies in gleicher Weise für das preußische Ordensgesetz zutrifft. Dasselbe bildet einen Theil der Antwort, welche seiner Zeit der preußische Staat auf die Encyklica Pius' IX. ertheilte, durch welche dieser Papst preußische Gesetze für nichtig erklärte. Dasselbe ist somit gewissermaßen ab irato, wenn auch mit vollem Recht, erlassen. Dasselbe verbietet alle Orden und Congregationen im Gebiet der Monarchie principiell, ausgenommen nur die bestehenden Niederlassungen für Krankenpflege. Eine Milderung dieses sehr strengen Standpunktes fand insofern statt, als später die Errichtung neuer Niederlassungen der zu Recht bestehenden Congregationen als gesetzlich zulässig erklärt wurde und eine sehr weitgehende authentische Interpretation des Begriffes „Krankenpflege" erfolgte (Ges. v. 14. Juli 1880). Vielleicht verträgt hier das Staatsinteresse noch eine weitere Milderung; doch nehmen wir von einer umfassenderen Erörterung dieses Punktes Abstand: derselbe läßt sich nur unter specieller Betrachtung der Statuten der einzelnen Orden und Congregationen erledigen, die hier viel zu weit führen würde. Wenn wir eine Milderung des Ordensgesetzes für discutirbar erklären, so denken wir dabei hauptsächlich an den alten verdienten Benedictinerorden, wogegen wir z. B. bezüglich der Kapuziner den Ausschluß entschieden festgehalten wissen möchten. Das Princip der Staatsaufsicht, äußersten Falles Auflösung durch königliche Verordnung ist selbstverständlich.

Endlich sei in diesem Zusammenhange noch ein vierter Punkt betrachtet. Die preußische Gesetzgebung hat durch das Ges. v. 13. Mai 1873 den Rahmen fixirt, innerhalb dessen die kirchliche Straf- und Zuchtgewalt ausgeübt werden darf. Dies Gesetz ist kein wesentlicher Bestandtheil des sogenannten Culturkampfes geworden; dasselbe wird praktische Bedeutung ja immer nur in Ausnahmefällen haben und bietet im Uebrigen wenig Handhaben für eine active Opposition, da es lediglich ein negatives Aufsichtsgesetz ist. Ueberdies beziehen sich die Vorschriften desselben auf alle Religionsgesellschaften. Die Hauptbestimmungen sind gerechtfertigt. Einzelne revisionsbedürftige Punkte sind in der Literatur mehrfach hervorgehoben worden. Diese Revision würde keine erheblichen Schwierigkeiten bieten; im Uebrigen wäre das Gesetz festzuhalten.

III.

Im Folgenden soll nunmehr die eigentliche principielle Grundlage der Revision festgestellt werden. Diese Feststellung hat drei Fragen zu erledigen: 1. Allgemeine Gesetzgebung oder Specialgesetzgebung für die katholische Kirche, 2. „Selbständigkeit" der Kirche, insbesondere Wiederherstellung des Artikel 15 der Verfassungsurkunde, 3. Strafrecht oder Verwaltungszwang für Durchführung der Gesetze.

Die Frage, ob allgemeine Gesetzgebung oder Specialgesetzgebung darf füglich als erledigt angesehen werden. Man hat, falls wir recht sehen, die Paritätsschablone jetzt ziemlich allgemein aufgegeben, während dieselbe noch bei der Gesetzgebung des Jahres 1873 der beherrschende Gedanke war. Verhältnisse, welche thatsächlich grundverschieden sind, bedürfen auch einer verschiedenen Behandlung seitens des Gesetzgebers: diese elementare Wahrheit hat ihre überzeugende Kraft immer mehr bewährt und wird jetzt wohl nur mehr von den verbissensten Doctrinären, welche nichts lernen und nichts vergessen können, geleugnet. Daß aber die katholische Kirche mit ihrer den Erdkreis umspannenden Organisation, mit ihrer Hierarchie von mehr als militärischer Festigkeit, mit ihren tausendjährigen Traditionen, mit ihren den heutigen Staatsprincipien diametral entgegengesetzten Fundamentalsätzen, mit ihren unermeßlichen materiellen Mitteln — daß diese Kirche dem Staat ein anderes Object ist als die Mennoniten oder auch die mangelhaft organisirten, jeder hierarchischen Festigkeit baren, mit den Staatsprincipien in keinerlei dogmatischem Gegensatz stehenden, finanzieller Mittel leider nur zu sehr entblößten, von den Fürsten als Oberbischöfen abhängigen evangelischen Landeskirchen: das bedarf für den Verständigen keines Beweises mehr. Darum verlangen wir ein Specialgesetz für die katholische Kirche; die Gesetzgebung für die evangelische Kirche ist ja bereits eine ganz selbständige und bedarf dringend ihrer ganz selbständigen, von staatlichen Rücksichten auf die katholische Kirche völlig befreiten Weiterentwickelung. Die Gesetze vom 11. und 12. Mai 1873, welche sich auch auf die evangelische Kirche beziehen, werden nach dem im folgenden Abschnitt zu Erörternden formell dahinfallen; die gegenüber der evangelischen Kirche erforderlichen Aufsichtsrechte des Staates finden sich vollkommen ausreichend bereits in anderen Gesetzen, eventuell sind dieselben, falls diese Meinung nicht getheilt wird, in einem Specialgesetz für die evangelische Kirche zu fixiren. Das alle Religionsgesellschaften umfassende Gesetz vom 13. Mai 1873 über die Grenzen der kirchlichen Straf- und Zuchtgewalt dagegen ist aufrecht zu erhalten und in dem Specialgesetz für die katholische Kirche demgemäß ein bloßer Hinweis ausreichend.

Die zweite Frage ist die der Selbständigkeit der Kirche. Der ursprüngliche Artikel 15 der preußischen Verfassungsurkunde lautete in seinem ersten Satze: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche sowie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig." Dieser Artikel wurde dann weiterhin mit dem Zusatze versehen: „bleibt aber den Staatsgesetzen und der gesetzlich geordneten Aufsicht des Staates unterworfen" (Ges. v. 5. April 1873). Im weiteren Verlauf des „Culturkampfes" wurde sodann bekanntlich der ganze Artikel beseitigt (Ges. v. 18. Juni 1875) und die wiederholten Versuche des Centrums auf Wiederherstellung desselben scheiterten an dem absoluten Widerspruch der Regierung; von den parlamentarischen Parteien war es nur die Fortschrittspartei, welche diesen Anträgen des Centrums Sympathien entgegen brachte, jedoch ohne für dieselben zu stimmen. Wir sprechen uns für Wiederherstellung des Artikels 15 aus.

Der Artikel 15 stammt aus der Frankfurter Reichsverfassung. Derselbe enthält ein großes und weittragendes Princip, gewiß eines der segensreichsten staatsrechtlichen Principien des 19. Jahrhunderts, zugleich ein Princip, welches wenigstens insoweit es die staatsrechtliche Toleranz in sich schließt, eines der schönsten und großartigsten Blätter der Geschichte des preußischen Staates ist. Das Princip der Religionsfreiheit ist das kirchenstaatsrechtliche Princip unserer Zeit und muß dies sein. Alle „Selbständigkeit" der Kirche ist lediglich Consequenz dieses Principes. Indem der preußische Gesetzgeber den Artikel 15 aus dem preußischen Staatsrecht strich, hat er nicht jenes große Princip der Religionsfreiheit gestrichen und wollte es nicht streichen. Die Toleranz des Staates blieb unverändert die gleiche und auch die innerkirchliche Selbständigkeit sollte nicht durch jenen gesetzgeberischen Act beseitigt werden. Nur der gefährliche Mißbrauch, welchen man mit jenem Artikel trieb, sollte radical abgeschnitten und durch gesetzgeberischen Act des Staates festgestellt werden, daß die in Preußen gewährte Selbständigkeit der Kirche nicht identisch sei mit der vom canonischen Rechte geforderten „Freiheit" der Kirche, deren Folge immer und überall die Knechtung des Staates war.

Wir unterschätzen die schweren Gefahren dieses Mißbrauches nicht, ebensowenig die Bedenken gegen die Wiederherstellung des Artikel 15. Aber man darf diese Gefahren und Bedenken auch nicht überschätzen. Was die Gefahren des Mißbrauchs betrifft, so sind sie bis zu einem gewissen Grade gesetzlich überhaupt nicht zu beseitigen, ob der Artikel 15 vorhanden ist oder nicht. Das kirchenstaatsrechtliche Gebiet wird immer eines derjenigen Gebiete des öffentlichen Rechtes sein, welches der Verwaltungspraxis einen verhältnißmäßig weiten Spielraum frei läßt und lassen muß. Die Persönlichkeit des jeweiligen Ressortministers ist hier mehr als auf anderen Gebieten bestimmend und mit oder ohne Artikel 15 kann die Cultusverwaltung der katholischen Kirche eine Selbständigkeit gewähren, welche dem Ideal der canonischen Freiheit der Kirche nahe käme. Insoweit kann man also nur

*

Digitized by Google

das Vertrauen haben oder auch nicht haben, daß keine preußische Cultusverwaltung sich auf den Boden des canonischen Rechtes stellen wird.

Soweit aber dieser Gefahr auf legislatorischem Wege vorgebeugt werden kann, soll es nach unserer Meinung in der Weise geschehen, daß dem die Selbständigkeit gewährenden ersten Artikel des Gesetzes sofort die weiteren Artikel angefügt werden, welche die gesetzlichen Schranken für jene Selbständigkeit statuiren. In dieser Weise kann unserer Meinung nach der Artikel in seiner ursprünglichen Fassung wiederhergestellt werden, ist aber nicht in die Verfassung aufzunehmen, sondern an die Spitze des zu erlassenden Specialgesetzes für die katholische Kirche zu stellen. Damit ist allen Gefahren des Mißbrauches vorgebeugt, soweit das Staatsgesetz dies überhaupt vermag.

Man wird aber in der Wiederherstellung des Artikel 15 selbst in dieser Form eine unerhörte Schwäche des Staates finden und der Canossaruf wird lauter denn je erschallen. Es hat gewiß seine Bedenken, eine Position preiszugeben, um die man so lange und so hartnäckig gekämpft und die man bis jetzt als ganz besonders wichtig betrachtet hat. Die Bedenken aber werden schwinden, einmal wenn man die Wichtigkeit der Position nach Maßgabe der obigen Gesichtspunkte richtiger würdigt, als dies bisher geschehen ist. Für uns ist von entscheidender Bedeutung, daß das Princip des Artikel 15, richtig verstanden, das einzig mögliche Fundament der kirchenstaatsrechtlichen Gesetzgebung bildet, während jetzt die Gesetzgebung ohne jedes Fundament ist. Die principlose Gesetzgebung der letzten Zeit kann nicht dauern: die Selbständigkeit der Kirche ist ein durchaus richtiges Postulat, darum soll man sich nicht scheuen, dieselbe auch formell gesetzlich anzuerkennen. Daß diese Selbständigkeit nicht die canonische Freiheit der Kirche sei, ist für uns selbstverständlich; für Jedermann aber gibt ja das Gesetz in seinen folgenden Artikeln die authentische Interpretation, welche der Begriff „Selbständigkeit" nach preußischem Rechte zu finden hat. Wir halten das Princip der Religionsfreiheit und die darin liegende innerkirchliche Selbständigkeit für so hoch, daß wir unter anderen Umständen demselben seine richtige Stelle in der Reichsverfassung angewiesen wissen möchten; zur Zeit freilich ist dies nicht zu empfehlen „aus taktischen Gründen". Auf die im Obigen geforderte Selbständigkeit im Rahmen der vom Staat gezogenen Grenzen können alle Parteien sich vereinigen mit Ausnahme des Centrums. Am meisten dürften wohl bei den Nationalliberalen und Freiconservativen sich dagegen Bedenken erheben. Sehen wir recht, so ist diesen Parteien das Princip der Religionsfreiheit, insoweit es die innerkirchliche Selbständigkeit in sich schließt, überhaupt nicht sympathisch und es scheint die überwiegende Ansicht unter den Mitgliedern jener Parteien zu sein, daß die Verbindung des Staates mit der Kirche in der Form des sogenannten Landeskirchenthumes das richtige und festzuhaltende Princip sei. Wir möchten im Rahmen dieser Erörterung nicht zu tief in die principielle Betrachtung dieser Frage eingehen, welche leicht zu Gunsten „grauer Theorie' die unmittelbar praktischen Gesichtspunkte in den Hintergrund drängen könnte; vielleicht läßt sich auf die rein principielle, mehr theoretische Erörterung zurückkommen. Freiconservative und Nationalliberale, diejenigen unserer politischen Parteien, welchen alle Sympathie des Schreibers dieser Zeilen angehört, werden aber doch einer Revision ihres kirchenstaatsrechtlichen Standpunktes sich nicht entziehen dürfen und sind, wie aus einzelnen Aeußerungen erhellt, dazu auch wohl bereit. Die Falck'sche Gesetzgebung hat sich einmal als undurchführbar erwiesen, darum muß ein neuer Weg gesucht und gefunden werden; mit bloßem Schweigen aber kommt man dazu nicht. Wenn die beiden an politischem Verständniß reifsten unserer Parteien die Frage einer erneuten ernsten staatsrechtlichen Prüfung unterwerfen, kommen sie vielleicht zu dem Schlusse: richtig und für alle Zeiten mit höchster Dankbarkeit zu rühmen bleibt die Falck'sche Gesetzgebung durch Revindication der Staatsaufsicht über die katholische Kirche; problematisch aber war dieselbe, insofern sie der gesetzlichen Regelung der Materie den Gedanken einer engen Verbindung des Staates mit der katholischen Kirche, den Gedanken des Staatskirchenthumes, zu Grunde legte. Wegen dieses letzteren Umstandes und einer, wie sofort auszuführen sein wird, unangemessenen Schärfe in dem System der Durchführung der Gesetze hat eine Lösung des Problemes auf dieser Basis sich als unmöglich erwiesen. Wird man jene staatskirchliche Grundlage aufgeben, so läßt sich die Lösung nach unserer Ueberzeugung doch finden. *

(Schluß folgt.)

Deutsche Colonialpolitik aus englischer Perspective.

Von Carl Peters.

Das deutsche Reich befindet sich augenblicklich in einer Lage, welche ein wenig an die der römischen Republik zur Zeit des zweiten punischen Krieges erinnert. Hier wie dort steht eine kriegesstarke Landmacht der Frage gegenüber, ob sie überseeische Politik zu treiben habe oder nicht. Hier wie dort befinden sich die mercantilen Interessen in einem scheinbaren Conflict mit den alten conservativen Traditionen nationaler Politik, und beidemal werden auch die Folgen der getroffenen Entscheidung mehr von nationalöconomischer als von politischer Bedeutung sein. Auch darin dürfte die Analogie zutreffen, daß die eigentliche Vertheilung des in Frage kommenden Colonialmaterials in beiden Fällen bereits vollzogen ist: die Gründungen der lateinischen Race in unsern Tagen würden dann der hellenischen Colonisation der Römerzeit entsprechen, die großartigen Resultate der englischen Weltpolitik das Seitenstück zu den imposanten Erfolgen der phönikisch-karthagischen Handelspolitik sein.

Wie die „Times" mittheilt, hat die deutsche Reichsregierung von colonialpolitischen Velleitäten irgend welcher Art vor der Hand überhaupt Abstand genommen. Sollte dies in der That der Fall sein, so dürften die leitenden Gesichtspunkte für eine derartige Resignation, aus politischen Erwägungen heraus, nicht eben schwer zu erkennen sein. Es kann ja keine Frage sein, daß unser Staatswesen seine internationale Position zunächst keineswegs verbessert, wenn es die Verantwortung für die alljährlich in die Fremde ausströmenden Hunderttausende seiner Angehörigen auch jenseits der Meere übernimmt. Im Gegentheil muß sein politisches Prestige durch eine derartige Expansion seiner Defensivstellung einstweilen nur herabgedrückt werden. Allerdings würden Steuer- und Wehrkraft der Emigranten der Centralregierung erhalten bleiben, während sie heute unmittelbar andern Staatsverbänden zu Gute kommen. Aber eine richtige Colonialpolitik wird stets von dem Grundsatz ausgehen müssen, diese Kräfte immer nur für die Colonien selbst zu verwerthen, und es ist unzweifelhaft, daß, zumal im Anfang, noch ein Zuschuß der nationalen Wehrkraft selbst erforderlich sein würde, um die neue Gründung in der Ferne zu schützen. Auch unmittelbare handelspolitische Vortheile würden sich kaum zunächst ergeben — so erwünscht freilich die Ausdehnung des Zollgebietes immerhin wäre — so lange auch nach dieser Seite hin das einzig gesunde Princip: „die Colonien für die Colonisten", festgehalten würde. Ein jeder Versuch, Colonien in mercantiler Beziehung für das Mutterland zu monopolisiren, wird sich immer, früher oder später, mit Naturnothwendigkeit rächen. Das Fiasco Englands im Kampf mit seinen nordamerikanischen Colonien um solche mercantile Bevormundung ist ein sehr deutliches memento gegen derartige Ausbeutungsexperimente überhaupt.

Ich weiß nicht, ob Erwägungen dieser Art für die Entscheidung der deutschen Reichskanzlei mit in Frage gekommen sind. Jedenfalls lassen sie sich anstellen und werden leicht durch andere aus der gegenwärtigen politischen Constellation Europas heraus zu ergänzen sein. Sie deuten die Richtung an, in welchem eine Argumentation gegen deutsche Colonialunternehmungen von patriotischem Standpunkt aus vorzugehen hätte.

Digitized by Google

Eine andere Schlußkette von dieser Tendenz pflegt folgendermaßen zu operiren: Deutschland hat nie Colonien gehabt, also liegt Colonialpolitik nicht in unsern nationalen Anlagen, also müssen wir davon abstehen; wir würden sie auf die Dauer doch nicht durchführen können. Dies Argument der alten kraftlosen, feigen deutschen Michelei ward mir noch vor mehreren Wochen in vollem Ernst von deutschen Herren in Tyrol entgegengehalten. Dem gegenüber muß man sich doch einmal darauf besinnen, weshalb denn das Deutschthum bei der Vertheilung der Erde vom 16. Jahrhundert an bis zum heutigen Tage leer ausgegangen ist. Keineswegs, weil es sich aus bewußter Reflexion mit seinem centraleuropäischen Landgebiet beschied, sondern einfach deshalb, weil es, in sich zerrissen, vom Ausland vollständig im Schach gehalten wurde und sich kaum in seinen eigenen vier Pfählen zu halten vermochte. Ueberall ist es abgeschmackt und schwächlich, zu behaupten, die stärkste Kriegsmacht auf der Erde, welche über ein Seefahrermaterial verfügt, das dem englischen an Qualität in nichts nachsteht, sei nicht im Stande, auszuführen, was Ländchen wie Holland, Dänemark und Portugal fertig gebracht haben. Das 1871 vollständig niedergeworfene Frankreich annectirt Tunis, Madagascar, den Kongo und Tongkin ohne irgend welchen ernstlichen europäischen Protest, und das siegreiche Deutschland brauchte nicht einfach eine ähnliche Politik zu wollen, um sie genau ebenso ungestört durchzuführen!

In der That ist die Frage auch nur, ob wir eine colouiale Politik wollen oder nicht, und zur Entscheidung hierüber glaube ich aus englischer Perspective heraus einige Gesichtspunkte aufstellen zu können, welche den soeben angedeuteten politischen Erwägungen von socialer und nationaler Seite aus gegenübertreten.

Der zunächst in die Augen springende gewaltige äußere Unterschied zwischen englischer und deutscher Wirthschaftsentwicklung ist bekanntlich, daß in England zwischen der eigentlichen Finanzaristokratie und dem Proletariat eine sehr breite Schicht wohlhabenden Mittelstandes sich befindet, während in Deutschland hier eine Region ziemlich allgemeiner Dürftigkeit zu verzeichnen ist. Als diese Mittelklassen nehme ich, kurz gesagt, das Beamten- und Offizier- und, in zweiter Linie, das gewerbe- und ackerbautreibende Bürgerthum.

Diese Klassen eines Landes sind es besonders, welche den eigentlichen socialen Blutumlauf der Nation in mehr oder weniger energischer Pulsirung erhalten und dadurch den Stoffumsatz der Gesellschaft bis in alle einzelnen Adern und Aederchen hinein recht eigentlich bestimmen. Sind sie stark entwickelt, so wird der ganze sociale Organismus einer elastischen Fülle und Gesundheit sich erfreuen, sind sie schwach, so fungirt der gesammte Körper schlaff und energielos.

Da ist das Resultat einer unbefangenen Vergleichung zwischen den beiden Völkern nun leider das soeben hervorgehobene. Es macht einen geradezu kümmerlichen Eindruck, nach dieser Seite hin, wenn man aus den Kreisen englischer Gentlemen heraus plötzlich unter die deutschen Herren zurückgeworfen wird. Dort meistens pecuniäre Unabhängigkeit, Freiheit der Bewegung und Entschlüsse, eine behagliche Existenz; hier beklagenswerthe Abhängigkeit von den allernothwenigsten Bedürfnissen, kleinliche Einschränkung, wohl gar Noth und Entbehrung! Der junge Engländer, wenn er 19 oder 20 Jahre alt ist und das Seinige nur einigermaßen gelernt hat, wird bei leidlicher Familienbeziehung eigentlich stets eine gute und pecuniär rentable Anstellung, wenn nicht in England, so irgendwo anders auf der Erde erhalten können*), der junge Deutsche, der jenen an Durchbildung weit übertrifft, wenn er ein Vierteljahrhundert studirt und all' seine Examina absolvirt hat, sieht sich einer oft fast hoffnungslosen Mitbewerbung gegenüber, zu der ihm, gerade wenn er von besserem Stoff ist, die Neigung sehr wohl überhaupt fehlen darf. Und was erreicht er dann schließlich? — — Ich bin sicherlich der Letzte, den Werth von Mannesarbeit nach ihrem Erfolg an klingender Münze abzuwägen, und weiß sehr wohl, wie da der sittliche Factor immer das im letzten Grunde Entscheidende bleiben muß — aber ich weiß eben so wohl, wie ein größeres Maß von socialer Unabhängigkeit alle die schönen Seiten des deutschen Charakters um so reiner würde hervortreten lassen. — — —

Mit einem Wort, die englische Gesellschaft, durch ihren grandiosen Colonialbesitz, ist im Stande, die Kräfte, welche sie producirt, zu verwerthen, oder, um es deutlicher auszusprechen, ihre Mitglieder in anständiger Weise zu versorgen. Die deutsche Gesellschaft muß fortwährend Tausende ihrer Reiser in elender Weise verkümmern oder ganz absterben lassen. Das englische Staatswesen gleicht einem Baume, der Luft und Licht hat, nach allen Seiten hin seine Aeste und Zweige frei und üppig auszuwachsen, das deutsche einem wohl noch edleren Stamm, der aber in die Schlucht eines zerklüfteten Felsgebirges gerathen ist und nun nach allen Seiten hin an der Entfaltung seiner unbändigen Sprossenskraft gehindert wird, wodurch gerade die kräftigsten Auswüchse gebrochen werden, während die biegsameren, an sich schwächlicheren, am Ende gar die begünstigteren in diesem ungleichen Kampf ums Dasein sind. Wird er im Stande sein, die einengenden Schranken zu zertrümmern?

K. W. Nitzsch pflegte die italienische Politik der Hohenstaufenzeit sehr realistisch mit auf die Versorgungsbedürftigkeit der hohenstaufischen Ministerialen zurückzuführen. Die Hohenzollern haben keine Ministerialen unter sich, wohl aber eine breite Schicht junger, fortstrebender Männer, denen die Heimath in der That zu enge wird. Warum nicht sie unter dem Adlerbanner hinausführen auf ein Feld friedlichen und productiven Schaffens in der Fremde? Theodor Mommsen sieht der Gracchen und Cäsars größte That darin, daß sie genialen Blickes ihrer Race Stätten socialer Arbeit für Jahrtausende um das Mittelmeerbecken herum eröffneten — auch einem deutschen Staatsmanne ist der Lorbeer bereit für die Lösung solch' wirthschaftlicher Aufgabe!

Und vielleicht winkt ein noch schönerer Lorbeer am Ziel desselben Weges!

Hier nämlich schließt sofort ein zweiter Gesichtspunkt sich an.

Der Engländer blickt von seiner Insel aus als Herr über den größten Theil der Erde hin. Das „rule Britannia!" ist mehr als eine bloße Phrase; ein Weltreich, großartiger denn irgend eines in der Geschichte, ist die äußere Darstellung dieses ersten Postulates britischen Nationalbewußtseins. Wie der Engländer in der Heimat als freier Mann fast durchweg auch in selbstbewußter socialer Unabhängigkeit lebt, so tritt sein Fuß, wenn er in die Fremde zieht, meistens auf Grund und Boden, wo das Banner Großbrittanniens weht, wo seine Sprache, seine Sitten dominiren, und sein Volk als das herrschende respectirt und gefürchtet ist. Es ist klar, daß dies auf den Stolz eines jeden Einzelnen in dieser Nation wiederum zurückwirken muß, und in solchem Stolz liegt, neben unverkennbarer Einseitigkeit, unfraglich ein berechtigtes und sittliches Moment. Das „noblesse obligs" wird sich eben auch nach dieser Seite hin in irgend einer Form zum Ausdruck bringen.

Dem gegenüber kommt der Deutsche, wie er daheim in der fieberhaft gesteigerten Concurrenz um das bloße Sein schon wenig Raum zur Ausbildung eines wahren und noblen indivi-

*) „Wozu haben wir denn unsere Colonien?" heißt es in einer Thackeray'schen Novelle, wo von der Versorgung eines jüngeren Sohnes die Rede ist. In der That kann man für die Beurtheilung der englischen Gesellschaft diese günstige Möglichkeit, jüngere Söhne in den Colonien zu versorgen, während dem ältesten der eigentliche Stock des Familienbesitzes zufällt, gar nicht hoch genug anschlagen. Auf ihr beruht zum guten Theil Englands Nationalvermögen überhaupt. Wie anders steht dem gegenüber z. B. der deutsche Herr da, der in die Fremde wandert, um dort eine unsichere Existenz zu gründen! Er hat zu gehorchen; der Engländer befiehlt. Eine ähnliche Betrachtung überkam mich zuweilen, wenn ich in ausländischen Hôtels die Engländer meistens auf den Stühlen an den Tables d'hôte sitzen, meine Landsleute als Kellner dahinter stehen sah. Dies ist wirklich keine allzuschiefe Illustration des socialen Verhältnisses beider Völker im neutralen Ausland!

Digitized by Google

duellen Mannesstolzes findet,*) sobald er die Grenzen des deutschen Reiches hinter sich läßt, auf Gebiete, wo fremde Völker dominiren, und die deutsche Art, wenn nicht mit Geringschätzung oder Haß, so doch gleichgiltig und ablehnend angesehen und behandelt wird. Das bischen Nationalbewußtsein, das überhaupt mitgebracht war, verflüchtigt sich da in diesen Regionen mangelnden äußeren Gegendruckes in unglaublich kurzer Zeit und es kommt zu den Erscheinungen adoptirten Ausländerthums, von denen ich in Nr. 40 und 41 der „Gegenwart" („Deutschthum in London") einige Symptome vorzuführen versucht habe. Da schmilzt dann das Deutschthum außerhalb Europas fortwährend vor den anderen Völkern, besonders dem herrschgewohnten Angelsachsenthum dahin.

Würde sich das deutsche Reich entschließen, für die nationale Colonisation eigene Länderstrecken auf der Erde sich zu reserviren, wo einmal der deutsche Auswanderer der Hausherr, der Ausländer aber der willkommene Gast wäre, der sich jenem zu fügen hätte; so würden auch unsere Landsleute da draußen mehr von dem Gefühl berechtigten Stolzes durchdrungen werden; die deutsche Sprache und unsere nationalen Sitten würden auch in der Fremde feste Wurzeln schlagen und sich behaupten für alle Zeiten. Selbst wenn unser Volk daheim mit Opfern an Gut und Blut in solcher Weise für die Zukunft seiner Art auf der Erde zu arbeiten haben sollte, würde der erzielte moralische Gewinn einen unberechenbaren Ueberschuß für die nationale Sache als Ganzes ergeben.

Denn hier handelt es sich ja um weit Höheres als um die Sache des Staates; die Zukunft der Nationalität selbst steht in Frage.

Wenn sich heute schon ziemlich sicher der Zeitpunkt berechnen läßt, wo die indogermanische und mongolische Race allein, durchsetzt von einigen semitischen Rudimenten, unsern Planeten bewohnen werden, so eröffnet sich in weiterem Hintergrunde die für uns gefährliche Perspective, wo, wenigstens außerhalb Europas, das Angelsachsenthum alle übrigen indogermanischen Nationalitäten sprachlich und culturell völlig absorbirt haben wird. Dies wird ohne jede Frage eintreten, falls die Entwicklung der europäischen Colonisation in Amerika, Afrika und Australien die Richtung beibehält, welche sie seit nunmehr etwa 200 Jahren eingeschlagen hat.

Ist dies von nationalem Standpunkt aus schon eine wenig tröstliche Aussicht, so liegt in derselben auch geradezu eine Gefahr für die Weltcultur überhaupt. Denn gerade die Balance des nüchternen Engländerthums mit den idealeren Anlagen des Deutschthums gibt der Cultur unseres Geschlechts jenes harmonische innere Gleichgewicht, in dem allein der Gipfel der Menschheitsentwicklung zu erreichen ist. Das vom Angelsachsenthum absorbirte Deutschthum aber verliert die unserm Volke von Haus aus eigenthümlichen Seiten überraschend schnell, um womöglich noch mehr matter of fact-like zu werden, als das Engländerthum selbst.

Nur auch ein sprachliches Gleichgewicht zwischen den beiden verwandten Racen über die ganze Erde ist im Stande, die charakterologische Balance auf die Dauer zu garantiren. Dies aber wird nur erreicht werden, wenn der gewaltige deutsche Staat in Europa seinen auswanderungslustigen Angehörigen in der Fremde Stätten schafft, wo sie die eigene Art beibehalten und zur vorherrschenden machen können. Mögen diese deutschen Colonien sich dann später politisch auch ganz vom Mutterlande loslösen, wie die hellenischen es ja meistens gethan haben, und wie auch die englischen mit der Zeit mehr und mehr es thun werden: es ist dann doch der deutschen Nationalität erhalten, was dem deutschen Staat direct ja niemals von besonderem Nutzen sein wird. Das deutsche Reich steht hier einer moralischen nationalen Pflicht gegenüber, die, aus höherer Perspective angesehen, vielleicht größer ist, als alle die kleineren Aufgaben seiner continental-europäischen Politik, soweit diese nicht geradezu seine Selbsterhaltung betreffen.

Es könnte schließlich noch die Frage aufgeworfen werden, wo und wie derartige Colonisationsgebiete zu erlangen sind. Diese Frage wird durch eine öffentliche Discussion in der Regel sehr wenig gefördert, ja ihre Lösung nur geschädigt dadurch. Denn wo es auf einfaches und kurzes Handeln allein ankommt, ist mit theoretischen Erörterungen nichts gedient. Es wird wohl Jeder, der dieser Frage näher getreten ist, irgend ein praktisches Project entworfen haben, an dessen Realisirung er glaubt; der Ausführung desselben wird er selbst nicht wirksamer hinderlich sein können, als wenn er es zur öffentlichen Debatte bringt. In dieser Beziehung können wir viel von den Meistern der Colonialpolitik, den Engländern, lernen.

Das Eine ist meiner Ansicht nach zweifellos, daß der Strom der deutschen Colonisation, in seinem Hauptarm wenigstens, von den angelsächsischen in deutsche Colonien gelenkt werden würde, sobald es deutsche Colonien von genügend wirthschaftlichen Aussichten gäbe.

*) Der deutsche Individualstolz verschlampt oft ganz in das schwächliche Corporations- oder Standesbewußtsein, das im Auslande selbstverständlich nicht Stich halten kann, weil es eben der Persönlichkeit das sichere Gefühl des Auf-sich-selbst-Stehens allen anderen gegenüber nicht zu geben vermag.

Literatur und Kunst.

Ein deutscher Theolog.

Von Gustav Karpeles.

Lebhaft erinnere ich mich noch des Eindrucks, den die Vorlesung über die Zweiseelentheorie des Pentateuchs auf mich machte, als ich gelegentlich einmal das Colleg Wilhelm Vatkes „Einleitung in das alte Testament" hörte. Ich hatte bis dahin an der Authentie der Bibel nicht den leisesten Zweifel gehegt; wie eine dunkle Sage war es zu mir gedrungen, daß in Berlin ein Professor lebe, der den ganzen Pentateuch für eine große Fälschung schlauer Priester, für ein zusammengesetztes Flickwerk erkläre. Und ich gestehe, daß es jugendliche Neugier vor Allem war, die mich zuerst in das Colleg Vatkes trieb. Ich gestehe auch ferner, daß ich nicht ohne Bangen und Wehmuth den Aufklärungen entgegenharrte, die etwa im Stande sein sollten, mir den „braunen Folianten" zu verleiden und mein streng religiöses Bewußtsein irgendwie zu beeinflussen oder gar zu verletzen. Da trat Vatke ein, bestieg das Katheder und begann alsbald seine Vorlesung. Nur ein Gedanke ist mir noch in Erinnerung geblieben aus dieser Vorlesung — es sind schon mehr denn sechszehn Jahre her — der Gedanke, daß die Naturreligion des Sonnendienstes einen besonderen Einfluß auf Gebräuche und Vorstellungen der Hebräer ausgeübt, und daß insbesondere das Passa-Fest davon abhängig sei. Warum gerade dieser von tausend neuen, originellen, kühnen und revolutionären Gedanken, die jene einzige Vorlesung brachte, in mir lebendig geblieben? Einfach, weil an jenes kritisch zerzauste Passa meine heiligsten und schönsten Jugenderinnerungen sich knüpften, weil mir mit der Kritik Vatkes ein Stein aus dem Tempel meines Glaubens herausgebrochen schien! Und darum ist mir dieser Gedanke in Erinnerung geblieben bis auf diesen Tag, so viele Steine inzwischen aus jenem Tempel herausgebrochen wurden, bis zu dieser Stunde, da ich in kurzem Referat nach einem großen und vortrefflichen Werke*) den Lebensgang eines deutschen Theologen, Wilhelm Vatkes, skizziren will.

Selbst unter den deutschen Theologen, wo doch die Originale nicht gerade selten, ist Vatke eine der originellsten und interessantesten Erscheinungen, werth, daß sein Leben ausführlich beschrieben, werth, daß diese Beschreibung allgemein gelesen

*) Wilhelm Vatke in seinem Leben und seinen Schriften dargestellt von Heinrich Beneke. Bonn 1884, Strauß.

Digitized by Google

werde. Ein kritischer Himmelsstürmer, der den alten Glauben zertrümmern will, so tritt Vatke in die Action. Ein einziges Buch von ihm begründet seinen Ruf, seinen Ruhm. Er wird der „Strauß des Alten Testaments" genannt. Das Buch geräth in Vergessenheit, kein neues kommt hinzu, der Ruhm aber bleibt und überdauert das lange Leben des Helden. Ist das in einer so raschlebigen Zeit nicht seltsam, ja merkwürdig, daß ein Schriftsteller nahezu fünfzig Jahre von dem Ruf eines Buches lebt?

Natürlich in einem Pfarrhause — zu Behndorf in der Provinz Sachsen — wurde Wilhelm Vatke am 14. März des Jahres 1806 geboren. Und ebenso natürlich verlief seine Jugend in dem Kreise von Anschauungen und Empfindungen, der das alte gute Pfarrhaus ausfüllte, das heute fast nicht mehr in Wirklichkeit, kaum noch im Roman existirt. Nicht minder natürlich, daß der Entschluß, Theologe zu werden, frühzeitig in dem begabten Knaben Wurzel faßte, und daß er auch nach dem Tode der Eltern nicht aufgegeben wurde. Es folgen die üblichen vier Semester in Halle, wo Gesenius durch seine Vorlesungen über das Alte Testament in dem eifrigen Studenten die Liebe zur Exegese erweckt, dann drei Semester in Göttingen, die erste große Reise, schließlich Berlin, wohin Schleiermacher und Hegel damals — 1828 — die ganze studirende Jugend Deutschlands zogen. Bis hieher verläuft dies Leben wie jedes andere, man kann sagen: programmmäßig. Erst in Berlin wird es interessant und fesselnd. Es versteht sich, daß der junge Scholar Theologie bei Schleiermacher, Philosophie bei Hegel, Kirchengeschichte bei Neander, Geschichte bei Raumer, Geschichte der Philosophie bei Ritter „belegt" und hört. Mit den Semestern steigt auch die Begeisterung für Hegel und die Philosophie, wächst die kritische Neigung der Theologie und deren Vertretern gegenüber. „Ich bedaure nur, daß mich Urtheile meiner früheren Lehrer, die Hegel gar nicht verstanden, und ihn lächerlich machen wollten, früher von dem Studium der Philosophie, das Jahre haben will, abgehalten haben" — schreibt er an Bruder Georg im September 1828. Am 1. December 1829 steht der junge Vatke, den wir aus seinen liebenswürdigen und freimüthigen Bekenntnissen schon liebgewonnen haben, vor dem entscheidenden Schritt — dem Licentiats-Examen. Das Examen wurde bestanden, und das Diplom fiel gut aus — „postquam examen rigorosum summa cum laude sustinuerat" — und auch die Habilitationsrede gefiel allgemein. Ja, für sein erstes Privatcolleg fand der junge Docent sogar schon zwölf, und für ein publicum siebenundzwanzig Zuhörer, so sehr hatte sich der Ruf seiner wissenschaftlichen Bedeutung in Universitätskreisen verbreitet. Und schon im nächsten Wintersemester bekam er für ein Colleg über die Psalmen hundert und einen Zuhörer. Zahlen beweisen.

Wer war aber der eine Zuhörer, der das zweite Hundert inaugurirte? Nun denn, ein junger Repetent aus Tübingen, der nach Berlin gekommen war, um Hegel zu hören, und den hier erst die Botschaft von dem Tode des großen Philosophen erreichte. Er schloß sich daher an Vatke an, aus dessen Einleitung in das Alte Testament er ja ein gut Stück angewandter Hegel'scher Philosophie heraushören konnte. Und dies behagte dem jungen Gelehrten — sein Name war Strauß aus Ludwigsburg, schlechthin Dr. Strauß! — ganz besonders. Bald knüpfte sich zwischen dem Tübinger Repetenten und dem Berliner Licentiaten ein inniges Freundschaftsverhältniß an, das bis zu Beider Lebensende ununterbrochen fortdauerte. In dem bescheidenen Chambregarni-Stübchen, das Vatke Spittelbrücke Nr. 3 drei Treppen hoch schon lange bewohnte und das jener Herr Dr. Strauß bald mit ihm theilte, studirten sie zusammen die Griechen, die Rabbiner und die Kirchenväter, pflegten sie zusammen die holde „Frau Musicam" und deren edelste Freier, Bach, Mozart und Beethoven. Vatke fand sein Ideal in Bach, Strauß in Mozart. „Erst spiele für Dich den Bach, dann für mich den Mozart, und dann für uns zwei den Beethoven" — so bat Strauß — brauche ich hinzuzufügen, daß es David Friedrich Strauß war, von dem die Rede — den Lehrer und Freund Vatke, der seinerseits wieder auf den schwäbischen Repetenten große Stücke hielt und diesem eine große Zukunft prophezeihte.

Im Jahre 1835 erschien „Das Leben Jesu" von Strauß. Es war ein fruchtbares theologisches Jahr, sagten die Freisinnigen, ein „Jahr des Satans" nannte es Hengstenberg und seine Schule. Was Strauß für die Erkenntniß des Neuen Testaments und für die Kritik der Evangelien, das hatte Vatke für das Alte Testament geleistet. Nie vorher hatte ein Theolog es gewagt, mit solcher Kühnheit die Sonde der Kritik an das Bibelbuch zu legen, es mit philologischer Genauigkeit und nach philosophischen Voraussetzungen so streng zu prüfen und zu analysiren, nie vorher war darum ein exegetischer Forscher zu so bedeutungsschweren Resultaten gelangt, wie unser Vatke. „Die Religion des Alten Testaments" war kein Buch, sondern eine That. Und man muß an der Hand dieser Biographie die Reise in jene Zeit, ihre Anschauungen und Ziele wagen, um die volle Bedeutung jener That zu erkennen und den Eindruck zu ermessen, den das Buch erregen mußte. Nur so wird es begreiflich, daß dies Buch das Leben des Mannes überdauern konnte. Man kann ja verschiedener Ansicht über die Resultate der Forschung Vatkes sein, man muß sogar gestehen, daß die moderne Bibelkritik im Wesentlichen von denselben ab- und zu ruhigeren Ergebnissen in Bezug auf den Pentateuch gekommen ist — an der Bedeutung des Vatke'schen Buches ändert dies Alles nicht das Geringste; es hat im Verein mit dem Werke von Strauß die neuere Theologie begründet und bleibt darum von unvergänglichem Werthe.

Es kann uns deshalb nicht wundern, daß die Orthodoxie, die damals die Berliner Universität zu beherrschen anfing, einen kritischen Sturm und ein Ketzergericht gegen Autor und Buch heraufbeschwor. Es ruht ganz auf pantheistischem Grunde, schrie Hengstenberg. Die Geschichte ist für Vatke der werdende Gott, und dies Werden Gottes geschieht nach ewigen Gesetzen; „nirgends ein Sprung, überall nur Entwickelung!" Selbst in dem Fetischdienst ist noch mehr religiöser Gehalt wie in diesem System! „Declamationen!" ruft man aus, „aber ein Anderer wird dereinst declamiren, und sie werden verstummen. Er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorne und in seinem Grimme sie schrecken.... Der Herr fährt auf dem Cherub und fliegt daher und schwebt auf den Fittigen des Windes."

Aber bei der Anrufung Gottes ließ es Hengstenberg nicht bewenden; er rief auch die Staatspolizei an und denuncirte den gefährlichen Vatke bei seiner „kleinen aber einflußreichen" Partei, die sich damals der besonderen Gunst des Kronprinzen zu erfreuen hatte. Der Cultusminister v. Altenstein mußte wohl oder übel die Professoren Marheineke in Berlin und Nitzsch in Bonn zu amtlichen Gutachten über die „Religion des alten Testaments" auffordern; die Berichte Beider hat Beneke in dem vorliegenden Buche aus den Archiven des Cultusministeriums zum ersten Male veröffentlicht. Sie sprechen sich Beide gegen das Buch, aber auch gegen die Ketzerriecherei der Frommen aus, und so konnte der Minister die Gutachten wohl als Deckung für sich benutzen. In Folge dessen ging die Opposition der Orthodoxen gegen den Minister selbst vor, dessen Stellung sogar einige Zeit gefährdet schien.

Daß nach einer solchen wissenschaftlichen That dem jungen Docenten jede Aussicht, es in der theologischen Facultät zu etwas zu bringen, verschlossen wurde, versteht sich wohl von selbst. Selbst frühere Freunde wollten von dem „Theologen" Vatke nichts mehr wissen und riethen ihm, zur philosophischen Facultät überzugehen. Vatke stand aber fest auf seinem Plan und forderte eine theologische Professur — „zur Begründung meines Lebensglückes", wie es in dem bezüglichen Gesuch an den Minister heißt.

Denn der junge fleißige Theolog hatte außer der Theologie noch eine andere Liebe gefaßt — die zu der schönen Tochter eines reichen Berliner Kaufmanns, der aber dem armen Licentiaten die Hand seiner Minna kurzweg verweigerte. Die Liebesbriefe eines Theologen sind gewiß eine Specialität in der deutschen Literatur — unser Buch theilt deren mehrere mit, die ganz reizend sind. Es erzählt auch in behaglicher aber nicht ermüdender Breite die Kämpfe und Sorgen, die die beiden Ver-

Digitized by Google

liebten zu bestehen hatten, bis es endlich Vatke nach dreijährigem Hangen und Bangen gelang, außerordentlicher Professor zu werden und dadurch das Herz des Schwiegerpapas zu erweichen. Während der Abwesenheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm im Bade wurde das Decret ausgefertigt, da der Cultusminister „Nackenschläge vom Kronprinzen" befürchtete.

Vatke konnte nun nach jeder Hinsicht zufrieden sein. Seine Einkünfte vermehrten sich — Gehalt bezog er zwar noch keinen — und das Vermögen seiner Frau war nicht unbedeutend. Seine wissenschaftliche Stellung war eine höchst angesehene, und er konnte mit Muße den Studien nachgehen, auf die ihn Neigung und Beruf führten.

Im Jahre 1841 erschien ein zweites Buch Vatkes. Aber ich corrigire nicht meine Behauptung, daß „die Religion des Alten Testamens" das Buch des Mannes sei, denn ich möchte der Ansicht des wackeren Biographen nicht so ohne Weiteres beistimmen, daß jenes Werk über „die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade" wirklich eine so allgemeine philosophische Bedeutung habe, und so lange Bestand haben werde, als es eine deutsche Philosophie giebt. Daß aber ein solches Urtheil von sachverständigen Männern überhaupt aufgestellt und vertheidigt werden konnte, mag in jedem Falle für den realen Werth der Arbeit entscheiden, die zu ihrer Zeit entschieden epochemachend wirkte. Eine sehr gründliche Untersuchung über das Problem der menschlichen Willensfreiheit vom philosophischen und theologischen Standpunkt aus, ein reiches Wissen, eine vorzügliche Darstellungsgabe, eine Feinheit und Freiheit des Urtheils, die nicht häufig anzutreffen — alle diese Umstände wirkten zusammen, um den tiefen Eindruck hervorzurufen, den das Werk auf gelehrte Kreise erregt haben muß.

Der Briefwechsel mit David Strauß ist — soll ich die Wahrheit bekunden — unstreitig das Beste von dem interessanten und werthvollen Material, das uns das vortreffliche, wahrhaft gediegene Buch von Beneke in reicher Fülle bietet. Mit welcher Liebe hängen die Beiden aneinander, wie treu berichteten sie einander von jedem freudigen Ereigniß im Hause, von jeder neuen Stufe der Erkenntniß in der Wissenschaft, wie innig betrauern sie gemeinsam jedes trübe Erlebniß, jeden Rückschritt, jeden Abfall. Dieser Briefwechsel gehört zu dem interessantesten unserer briefwechselreichen Zeitliteratur — er verdient viel gelesen und allgemein bekannt zu werden. Wenn Strauß Vatke bittet, ihm einen guten Gottesbegriff zu schicken, so klingt das im Munde des Referenten vielleicht frivol; in dem Schreiben des Forschers klingt daraus nur die Sehnsucht nach der höheren Erkenntniß, das Ringen nach Wahrheit. Und wenn Vatke an dem späteren Werk des Freundes „Der alte und der neue Glaube" liebevoll und zart den Mangel an positivem ethischen Gehalt tadelt, wenn er sich darüber beklagt, daß er im Alter selbst von den Leuten des Protestantenvereins zum alten Eisen geworfen werde, so kann man dies wehmüthige Bekenntniß „eines überwundenen Hegel'schen Standpunktes" nicht ohne Rührung und Theilnahme lesen. Ebenso wie die Schilderung jener Scene, welche uns David Strauß, Kuno Fischer, Eduard Zeller und Wilhelm Vatke in der Kirche eines kleinen badischen Dorfes unweit Heidelberg zeigt. Vatke spielt Präludien von Bach und Fugen von Händel auf der Orgel — und als die Töne verrauscht, ruft Strauß dem Spielmann zu: „Höre, Vatke, wenn ich so spielen könnte, ich gäbe Alles darum weg, was ich gelernt habe!" „Aber Strauß!" fährt Zeller dazwischen, „um die Kunst des Spielens Deine Theologie und deinen Ruhm? nur ehrlich, das Alles gäbest Du nicht her!" „Nun nein," gibt Strauß zu, „nicht Alles; laßt mir mein Latein und Griechisch, dann bin ich, nebenbei ein Meister wie Vatke, durchaus bereit, mein bischen Theologie als Plunder wegzuwerfen."

An solchen Mittheilungen, die uns die Theologie im Hauskleide zeigen, und da von der liebenswürdigsten Seite, ist unser Buch reich. Es erzählt auch den ferneren Lebensgang Vatkes, der immer mehr sich auf das Haus und die Collegien abgrenzte, mit objectiver Treue und Genauigkeit, ohne den Helden übermäßig zu glorificiren und dessen Schwächen zu verdecken, die das herannahende Alter mit sich bringt. Im Wintersemester 1868 bringt der greise Vatke nur noch ein einziges Colleg über den Ursprung des Pentateuchs vor 21 Zuhörern zu Stande; im Wintersemester 1876 haben sich nur drei Hörer gemeldet. Die Jugend folgt eben neuen Sternen, und auch der Professor, der seine Arbeit gethan, kann gehen.

Vatke war klug genug, dies einzusehen. Er gab seine Lehrthätigkeit auf, und lebte fortan nur noch den Freunden und der Wissenschaft. Seine freie Gesinnung hat er nie geändert, seine Ueberzeugungen nie modificirt — das ist das höchste Lob, was ihm nachzusagen ist. Am 19. April 1882 starb er hochbetagt. Er hatte sein Leben reich und voll ausgelebt, und nun, da er von dannen geschieden, einen Namen hinterlassen, den die Wissenschaft stets zu ihren besten von edlem Klange zählen wird. „Es sind wunderliche Waisenknaben," schrieb einer der ersten modernen Bibelkritiker an den Sohn Vatkes nach dessen Tode, „die statt seiner in der Theologie und im Alten Testament das große Wort geführt haben und führen; aber da er selbst die Sache gelassen ansah, so wollen wir sie auch gelassen nehmen. Hegelianer oder nicht, das ist mir einerlei — aber Ihr seliger Vater hatte ein bewundernswerth treues und feines Gefühl für die Individualität der Sachen."

Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller.

Die zahlreichen Verehrer des Schweizer Dichters werden dem Meister für die neue Gabe seiner „Gesammelten Gedichte"*) besonders dankbar sein. Mir selbst erscheinen die hier ausgeprägten vierzig Poetenjahre wie ein Stück meines eigenen Lebens, wie ein verklärter Abglanz meiner Jugend, ein Nachklang meiner Kindheit. Bin ich doch neben Gottfried Keller aufgewachsen in der Schweizerstadt an der Limmat. In dieser Gesammtausgabe, welche die beiden Sammlungen von 1846 und 1851 und noch viel schönes Neues enthält, finde ich seine Jugendklänge wieder, die selbst meine Jugend durchleuchtet haben, die Zeitgedichte, die ich miterlebt, die Gelegenheitsstücke, denen ich zuerst zugejubelt. Ich weiß die Umstände, unter denen sie geworden sind, verstehe die Anspielungen, die sie enthalten, und kenne die Freunde, deren Bild er zeichnet. Diesen Sänger- und Schützenfesten habe ich beigewohnt; den Mummenschanz der Zünfte am „Sechseläuten" agirte ich mit; das Cadettenfest, für das er ein Marschlied schrieb, ist eine meiner frühesten Erinnerungen, und wenn er von dem Festzuge von 1856 singt:

Als Gärtner, Fischer, Jägersmann
Dann sind die Kleinen angethan,

so schlägt mein Herz doppelt schnell, denn da zog ich ja, ein zarter Dreikäsehoch, als schmucker Matrose mit dem Ruder auf der Schulter ebenfalls durch die Straßen. Aber die Gedichte Kellers bedürfen keiner persönlichen Beziehungen, um das Interesse zu erregen; sie werden jeden fühlenden und denkenden Leser im höchsten Maße fesseln. Ein großer Dichter spricht aus jeder Zeile.

Gottfried Keller scheint in seinem „Poetentod" selbst als seine Musen zu bezeichnen:

das Leid der Erde
Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
Die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
Der Witz . . .

und damit hat er in der That den Inhalt seiner Lyrik und Epik zutreffend charakterisirt. Eigene und fremde Freudigkeit und Trauer zittert durch seine Lieder, temperirt durch eine gesunde, nachdenkliche Weltanschauung und einen behäbigen, kraftvollen Humor, und Alles durchleuchtet und getragen von einer feurigen, übermüthigen Phantasie, die leicht in Phantastik um-

*) Berlin, W. Hertz.

Digitized by Google

schlägt. Empfindung, Bild und Reflexion greifen in einander, und der Dichter geht Hand in Hand mit dem Denker. Letzterer kommt aber nur selten unmittelbar zum Wort, und seine weisheitsvollen Sprüche sind fast immer poetisch vermittelt. Nur einmal in einem rein lyrischen Gedichte: „Trübes Wetter" platzt es jäh: „mein Ich, mein bewußtes Ich" wie ein kalter Wasserstrahl auf den Leser und hebt Stimmung und Anschauung auf. Doch einmal ist keinmal, und sogar der gute Homer schläft zuweilen. Gelingt auch Keller das reine Lied im Goethe'schen Sinne ebenso selten, wie das Volkstonmäßige und die Ballade, so enthält der Band doch noch Verse genug, die uns mächtig ergreifen. Zu dem Schönsten gehören die Naturbilder. Da ist der erste angeschlagene Accord meist kräftig und schwungvoll, Bild reiht sich an Bild, das Geschaute stellt sich plastisch dar.

Die schwarzen Fichten sausen und wiegen sich her und hin,
Und über die wilde Haide verlorene Lichter fliehn.
Dem Himmel bringt ein Ständchen das dumpf aufrauschende Meer,
Und über mir zieht ein Gewitter mit klingendem Spiele daher.

Allein es ist niemals ein bloßes Schwelgen in Wohllaut, Bild und Stimmung. Gewöhnlich nimmt Keller einen ganz alltäglichen Ausgangspunkt, knüpft an einfachste Erscheinungen an, wählt wohl auch wunderliche, herzlich unpoetische Stoffe; mit Schilderungen hält er sich nicht lange auf und schließt daran seine Reflexionen, die stets ins Große gehen. Der Abschluß ist oft unerwartet, kühn, grell. Wer würde vermuthen, daß sich an die schwungvolle Apostrophe: „Fahre hinauf, du krystallener Wagen, klingender Morgen!" eine Verspottung der vergoldeten Kreuze auf den Domen knüpft? Und ein andermal wird wortmalend eine farbige Herbstlandschaft gezeichnet, in der plötzlich die Freiheit mit wallendem Haar, das Schwert an der Brust, erscheint, um nachzusehen, ob die reiche Saat der Freiheitsmärtyrer auf den Kirchhöfen nicht schon in grüne Keime schoß. Ueberall drängt es ihn, recht farbig und anschaulich zu sein, das Unbelebte zu personificiren, in Fleisch und Bein umzusetzen. Im Waldesbrausen hört er den alten Pan, der seine Wälder geigend in der alten Weltenweise unterrichtet; die Sorge schleicht als ein graues Weiblein durch den Festjubel; am Himmel steht ein Scheidebrief ins Abendroth geschrieben; unter der klaren Eisdecke sieht er das unvergeßliche dunkle Antlitz der Nixe; die Sonne hält das heilige Todtenamt bei dem sterbenden Jüngling, und der Mond wird — in der neuen Ausgabe ist die Inversion viel weniger schön — gar herrlich interpellirt:

Bist du der Sonne Aehrenleser
Der nach verlornen Strahlen jagt?
Bist du der Sonne Reichsverweser
Bis wieder sie im Osten tagt?

Das führt ihn freilich manchmal zu gesuchten Bildern, schiefen Vergleichen, einer frostigen Symbolik. Dann ist Oberstfeldzeugmeister die Phantasie, Feldmarschall das leichte Gemüth, der Frühling ein Richter, die Welt ein Pfau, der im Schlafe sein Rad schlägt. Die überquellende, ausschweifende Phantasie Kellers zeigt sich am mächtigsten in der Feuer-Idylle. Da ist er unerschöpflich in neuen Vorstellungen und Tropen, und jedes neue Bild ist originell und poetisch. Das flammende Haus ist von Feuerlilien ein gewaltiger Strauß; der glühende Arm des hellen Geistes wehrt die Menschen ab; die heiße Wirthschaft, des Feuers Angesicht spricht heimlich mit den Sternen; die Gluth hält den goldfarbenen Löwen, den edlen Wein, im Keller gefangen; ein Freiersmann im rothen Mantel, stürmt das Feuer mit wallendem Panier die Thür, und aus der Feuersäule des Brunnenmanns springt des Wasserstrahls lebendiger Krystall.

Auch bei unserem Schweizer Sänger finden wir die alten ewigen Themata der Lyrik. Da sind Wanderlieder aus den Alpen, vom Rhein; schöne Landschaftsbilder aus Berlin, Potsdam, die man am zutreffendsten impressionistische Schilderungen nennen könnte, wenn das Wort nicht einen so bösen Klang hätte; auch in Paris scheint er Bescheid zu wissen. Dann, was bei einem Sänger, der „keiner Quelle noch so rein, beim größten Durst genaht", selbstverständlich ist, auch Weinlieder. Und weil Keller ein prachtvoller Trinker ist, so besingt er den Wein auch prachtvoll. Aber es ist nicht die Saufiyrik Scheffels, kein wildes Preisen von Paragraph Elf, sondern ein sinniges, gemessenes Schwärmen. Er wünscht sich Rosen herbei, denn er muß Blumen sehen, wenn er trinkt und singt, der Sybarit! Obgleich er einmal versichert, der beste Reim sei Rhein und Wein, so versichert er doch wieder: „Ich trinke nur herbe Reben" — Hallauer, Affenthaler, Veltliner und nur im Nothfalle Bendlikoner Schattenseite, nicht wahr? — und herb und frisch ist auch sein stets sangbares Trinklied. Dabei nehmen die Liebesgedichte in dem ganzen dicken Band keine zwanzig Seiten ein, und doch versichert Keller, er habe ein „geübtes" Herz, das schon so viel geliebt und einer von kundiger Hand wohl eingespielten Geige vergleichbar sei. Wehmüthig denkt er zurück an jene bescheidene Frühlingspracht,

Wo von Mutterliebe noch umfangen
Schon die Jugendliebe leis erwacht,
Wie, vom Sonnenschein
Durchspielt, ein Edelstein,
Den ein Glücklicher ans Licht gebracht.

Dieser Jugendliebe ist auch fast das einzige Gedicht: „Mitgift" gewidmet, das etwa in eine Anthologie für junge Damen passen würde, denn für solche singt und sagt der kernige, derb-innige Keller niemals. Bald ist jedoch die ganze verliebte Fata Morgana versunken; der Tod trennte die zärtlich Fühlenden. Der traurige Dichter denkt in heiterer Wehmuth, wie sie, die der „Schlußton von all seinem Singen" noch im Lande ging und so manches Thal, so mancher Berg im lieben Vaterlande ihr noch zu sehen übrig blieb, und er beschwört das ferne Herz, sich zu besinnen und ihm ein Zeichen zu geben.

Da eilte sie voll Freundlichkeit
Die Heimat zu erlangen —
Doch irrend ist sie allzu weit
Und aus der Welt gegangen.

Tod, Grab und Unsterblichkeit sind überhaupt die Gedanken, die am häufigsten wiederkehren. Diese Neigung, die „sehnend ihm das Herz grabüber trägt" verleitet ihn nicht selten zu grotesken, barocken, häßlichen Klängen. Dahin gehört der berauschte Leichenwächter unter der ebenfalls „trunken rothen" Sonne; der erfrorene Bettler, der vom Rausch im Himmel aufgewacht; dann der ganze Cyklus: „Lebendig begraben", wo sich Schlag auf Schlag die gespenstigen Vorstellungen folgen:

Hört man nicht klopfen laut da obenwärts
Hier mein zum Blühen so bereites Herz?
Sie wissen nicht, wie es da unten thut,
Und keine Wünschelruthe zeigt dies Blut!
Käm' auch geschlichen so von ungefähr
Ein alter Schatz- und Quellengräber her,
Sein Stäblein, nur auf Geld und Gut gericht',
Es spürt' das warme rothe Brünnlein nicht.

Unter allen Lebensräthseln war ihm der Glaube an die Unsterblichkeit am meisten vertraut; aber die Vergänglichkeit rings um ihn her verfolgt ihn überall und spottet seiner Träume. Es ist ein heißer Kampf bis er sich zur Resignation durchgerungen. Wie er endlich im Anblick des Todes die Todesfurcht verliert, so lebt er erst recht, seit er von der Vergänglichkeit alles Irdischen überzeugt ist. Jetzt darf er über den Pfaffen spotten, der eine Predigt über die Ewigkeit hält und dann einnickt, dieweil ihm schon ein Tag zu lang ist, und über Jene, die sich die köstliche Neigung der Zeit mit dem Gedanken der Ewigkeit verdünnen.

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Digitized by Google

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh',
Legt sich auch in ihre finstre Truh'.
Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.
Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt!

Und nun der „Seelentrost Humor" bei Keller! Es ist ein derber, eckiger, knorriger Humor, der oft übermüthige Geistes-willkür — er tadelt sie zwar bei Heine —, aber jeder Sentimentalität abhold ist. Die Melancholie „im Garten der Phantasie" wird einmal citirt, kommt aber so gut wie gar nicht vor; ein milder Frohsinn hebt sie auf, so viel grimmiger Ernst auch seinem Scherz zu Grunde liegen mag. Welch feiner Humor spricht aus dem Herrgott, der den Verlobten Hab und Gut verweigert, aber die ganze Welt zum Lieben als Mitgift gibt! Lustige Derbheit finden wir in den weisheitsvollen Sprüchen, volksthümliche Munterkeit in den epischen Stücken, z. B. in „Amerikanisch", die an den Kalenderwitz der köstlichen Schnurren in Hebels Schatzkästchen gemahnen. Oft schlägt seine Phantasie in Phantastik um. Wie schön ist seine Antwort an Justinus Kerner, der über die Eisenbahnen und andere moderne Errungenschaften klagte, und dem er als echter Sohn seiner Zeit erwidert:

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durch's Morgenroth käm' hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?
Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlass'ne Meer.

Ergötzlich ist auch die Abtrumpfung des malenden Schöngeists; hier zeigt sich Kellers tiefes Mitgefühl für die Niedern und Armen, das auch so erschütternd aus der „Klage der Magd" klingt. Oder der barocke Humor in der Geschichte vom Schiffe, das mit seiner Bibelfracht unterging; die neugierigen Fische ziehen den ertrunkenen Steuermann empor und halten ihm die Bibel vor, aber er hat sich zu schweigen verschworen. Dahin gehört auch die alte Wendel, welche, indem sie sich am Weihnachtsmorgen an einer Tanne erhängt, sich selbst bescheert. In seinem naiven Dichtersinn darf eben nur er es wagen, die kleine Passion einer Mücke zu schildern, ohne frivol zu sein, oder — im Ton der „Sieben Legenden" — Sanct Petrus zu verspotten, der seine alten Schuhe vor der Himmelsthüre flickt, oder zu erzählen, wie der Herrgott über den Narren lacht, der als Ministrant mit der Schellenkappe klingelt. Darum verletzt es auch nicht, wenn er in der älteren Parodie: „Der Apotheker von Chamounix" an eine ausgelassene „Morithat" anknüpfend den annoch lebenden Heine sich bekehren, sterben und läutern läßt. Großartig erdacht ist das Purgatorium im Montblanc, wo die Guten, die sich einst in schlimme Sitten eingewickelt, auf den Gletschern kaltgestellt und für das Paradies temperirt werden. Es ist eine Weltanschauung von wahrhaft komischer Urgewalt.

In Keller ist besonders stark der Patriot, der Schweizer. Als solcher hat er praktisches Gefühl, eine ausgesprochen politische Neigung, großen Gemeinsinn. Ohne auch nur ein einziges Mal in chauvinistische Rhetorik auszubrechen, lobt und preist er sein enges und hohes Vaterland in allen Tonarten, aber sogar seine Männerchorlieder reden die Sprache einer intimen Subjectivität.

O mein Heimatland! o mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Dufte noch an meinem öden Strand!

Und weil er der höchsten Liebe fähig ist, so kocht sein „heißes, einsames" Blut auch einen starken wilden Haß wider alles Schlechte und Gemeine. Er wünscht, sein Herz wäre das tiefe Meer und seine Feinde die Schiffe drauf, um das Schiff der Lüge mit Mann und Maus ersaufen zu lassen. Und wenn er Umschau hält in seinem Lande, da findet er den „gemeinen Höllenstrolch der Lüge" überall. Die Halben, Schwachen, die Aufgeregten, die falschen Hafisjünger, die Tendenzriecher reizen blos seinen Spott, aber seinen göttlich groben, lodernden Haß haben

die Kutten braun und schwarz,
Die Fledermäuse, Raben, Eulenköpfe,
Spießbürger mit und ohne Zöpfe,
Und was da klebt im zähen Pech und Harz!

Und er zeichnet in seinen geharnischten Sonetten, seinen Kampfliedern, seinen giftigen Epigrammen sie alle ganz porträtähnlich auf: den Schuft, den öffentlichen Verleumder, den Jesuiten, die Apostaten, denen er sogar ein Marschlied in den Mund legt. Im Zeughause hat er eine schreckliche Vision: das Erz fängt an zu leben, aus einer Rüstung grinst das Gespenst des Bruderneides, auf einer alten Trommel sitzt das Weib Schwätzerei, und er seufzt auf, es sei ein harter Stand, im engen Vaterlande gleiche Luft mit Schurken zu athmen. Aber er tröstet sich, daß sein Land noch die Freiheit hegt und Jeder sie zu vertheidigen bereit ist. Sein Herz schlägt für alle Freiheitshelden, so wenig er auch den Demagogen gewogen ist. Er spottet über Karl Heinzen, der friedevollen Herzens theoretisch Köpfe schneidet. „Die Schifferin auf dem Neckar", „Revolution", „Friedens Ende", „Nikolai" geben die 48er Stimmung vortrefflich wieder. „Der Thronfolger", „Frau Rösel", „Der Kürassier" hätten ohne Schaden wegbleiben können; auch „Krieg der Unfreien" ist nicht eben geschmackvoll. Keller vergleicht das siegende deutsche Volk mit einem Sanct Georg, der alle Schranken zurückwirft, doch tief im Herzen seinen Dorn läßt und für die Laus in seinem Schopf mit Ingrimm des Nachbars Kopf kratzt. Das sind noch demokratische Velleitäten, die besser in den Mund eines intransigenten Herwegh oder Kinkel passen würden. Reichlich versöhnt aber damit das schöne Sonett: „Nach dem Siege", das an die Adresse der Kriegsliederdichter von 1871 gerichtet ist:

Laßt roth vor Scham erglühen eure Wangen,
Die ihr mit eurer Reime leerem Beten
Euch anschickt, vor ein tapfres Volk zu treten,
Das eben kommt von That und Sieg gegangen!
Des Trommlers Schlägel, die im Wirbel sprangen,
Der rauhste Tagruf gellender Trompeten,
Sie gelten jetzo mehr, ihr Nach-Propheten,
Als all eu'r unnütz eitles Versefangen!

Und wie sein Herz für die Leiden seines Volkes schlägt, so ergeht er sich doch wieder mit verständnißinniger Lust in der frischen Quelle vaterländischer Freuden. Der endlose Schweizer Festkalender ist ihm lieb und vertraut, und er findet kaum ein Wort, die krankhafte Vergnügungssucht zu tadeln. Nur daß er einmal im „Schütz im Stichfieber" eine feine Satire auf die Professionsschützen dichtet. Er ist lustig dabei, wo ein Pokal „verschwellt" wird, und schlägt gerne seine Leier zu allen Volksfesten. Es sind großentheils prächtige Gelegenheitsgedichte. Zufälliges, wie z. B. daß das Theater in Zürich das Schwurgerichtshaus als Nachbar hat, ist immer sinnig ausgelegt und verwerthet. Man sollte meinen, es wäre einem Dichter kaum möglich, die Landessammlung zur Tilgung der Sonderbundsschuld 1852 oder den Volkstag in Solothurn für Annahme der abgeänderten Bundesverfassung 1873 wahrhaft poetisch zu besingen, und welch schwungvolle Verse von reinstem poetischen Gehalt hat Keller da nicht verfaßt! Früher hatte er in Herwegh einen gefährlichen Concurrenten, der ihm nicht selten den Vorsprung abgewann — man vergleiche einmal Kellers Schützenfestlieder, den weitschweifigen Prolog zur Schillerfeier in Bern 1859 und die Allegorie: „Das große Schillerfest", die den lyrischen Theil sehr unglücklich schließt, mit Herweghs Schillerfeier-Prolog

Digitized by Google

und wundervollem Päan: „Wetterumzogen brausen die Wogen, aber die Sterne, sie sind dir gewogen".

Was aus den früheren Sammlungen hier wieder aufgenommen wurde, ist meistens umgearbeitet in Form, Ausdruck und Idee, und ich wüßte nichts Lehrreicheres für einen Anfänger in der Dichtkunst, als dem Meister bei dieser Arbeit über die Schulter zu sehen. Man erkennt da, wie schwer Keller mit der Sprache ringt. Die Rundung, die Glätte fehlt oft auch diesmal noch immer, und in dieser Beziehung ist ihm sein Landsmann Conrad Ferdinand Meyer überlegen. Kellers Octaven, Sonette und gar die Ghaselen — z. B. die zehnte — sind hart und ungelenk. Er muß offenbar bei der Conception seine Formen erst aus dem Dialekte loslösen, aber diesem entnimmt er wieder die frischen, originellen, überraschenden Wendungen und Wortbildungen. Er singt statt von Blüthe und Gluth von „Blust" und „Glast"; den „Anschicksmann" kennen wir schon aus Johannes Scherrs Schriften; er trinkt nicht, er „bürstet"; und wenn er einmal von einer Bajadere singt, so meint er beileibe keine indische Tänzerin, sondern eine gestrickte Halsbinde. Die Aenderungen sind nicht immer glücklich. In dem Abendlied an die Natur ziehe ich die frühere Wendung: „Bin ich im Feld" der im Zusammenhang unklaren Variante: „Lieg' ich im Feld" vor. Der Schluß des Gedichtes: „Abendregen" ist dafür jetzt viel effectvoller, und mit Recht blieb in: „Unter den Sternen" der philiströse Schlußvers fort, der den Hymnus früher so ledern abschloß. Der Anfang aber eines der schönsten Gedichte gefiel mir in der ersten Fassung besser:

Flackre, fernes Licht im Thal
Durch die Nacht mit leisem Blinken,
Noch vor Morgen wird dein Strahl
Endlich in sich selbst versinken.

Das inhaltreiche Buch bildet einen mit solider Eleganz ausgestatteten Band. Verleger, Drucker, Papiermüller und Buchbinder haben da offenbar für die Unsterblichkeit schaffen wollen. Sie haben, ein Jeder in seiner Art, dem Dichter nachgeeifert.

Theophil Zolling.

Ueber Sprechen, Reden und Lesen.

Von Fritz Koegel.

(Schluß.)

Zur lebendigen Rede ist auch das Lesen zu zählen. Die Kunst des Lautlesens gibt einen Maßstab für den Stand des lebendigen Sprechens überhaupt. Lotze bemerkt über das deutsche Lesen: „Wenn auch das ganze Volk bei uns lesen und schreiben kann, glücklich bleibt doch, wer das eine nicht zu sehen, das andere nicht zu hören braucht." Diese Glücklichpreisung gilt nicht nur von der Lesekunst des Volkes, sie gilt vom Lesen der Gebildeten in gleicher Weise. Die Deutschen lesen alle schlecht, sie lesen weit schlechter noch als sie sprechen. Man entsetzt sich, wenn man Jemand, den man als gebildeten Mann kennt, etwas Geschriebenes oder Gedrucktes laut lesen hört; sogar die farblose Klarheit, mit der er etwa sprach, ist geschwunden. Fehler gegen die Lautrichtigkeit zeigen, wie wenig er die Aussprache sicher beherrscht, der Tonfall ist einförmig, meist mit einem bösen Gewohnheitsfehler behaftet, der unerbittlich durch alle Sätze hindurchklingt; die Betonung kraftlos, die Rhythmik, ohne Rücksicht auf die Eigenart des gelesenen Schriftstücks, dem Temperamente des Lesenden gemäß entweder hastig schnell oder schleppend langsam: kurz ein heillos unbeholfenes Stammeln, das mangelnde Anlage und Ungeübtheit zugleich verräth.

In der That sind wir im Lautlesen wenig geübt. Wo sollen wir's auch lernen? Die Leseübungen der Volksschule erreichen ein leidlich richtiges Wort- und Satzlesen, darüber hinaus können ihre Ziele nicht liegen. Und die höheren Schulen? Es wird da viel gelesen in allerlei Sprachen, in fast allen Stunden; wer es aber durchgemacht hat weiß, wie wenig die Philologen bei diesem Lesen auf sinn- und sachgemäße Betonung des Inhaltes, wie wenig sie, von feineren Unterweisungen zu schweigen, auf wohllautende Klarheit der Aussprache bringen. Wie sollen sie auch, da ihr Hauptaugenmerk auf grammatischen Formelkram gerichtet ist? Die deutschen Leseübungen vollends, in denen eine Tertia oder Secunda den „Wallenstein" oder „Tell" mit vertheilten Rollen liest, bieten nur dem Satiriker Stoff: diese schwierigen, mit den unzulänglichsten Mitteln angegriffenen Aufgaben werden von den unglücklichen Anfängern bei dem Mangel an jeder Vorbildung in mitleiderregender Weise verzerrt; die Schuld aber trägt der Lehrer, der die Jungen lesen läßt, ehe sie buchstabiren können. In dem geistlosen Schullesen liegt eine Hauptquelle der Verderbniß. Wer Sophokleische Chöre in gleich schläfrigem Schultone liest, wie z. B. Ciceros lederne „Officien", empfindet keine innere Nöthigung, Goethes „Werther" oder den „Faust" mit declamatorischem Feuer vorzutragen. Hier wird jener Leierton langsam gezüchtet, mit dem der spätere Student und Beamte jedwedes Gedruckte abliest.

Das spätere Leben und Lesen ist nicht geeignet, diese Fehler der Schule zu verbessern, es steigert sie ins Unerträgliche. Die moderne Zersplitterung, das Schaffensübermaß auf geistigem Gebiete, das Jeden zwingt, Stöße von Büchern, wenn nicht zu lesen, doch durchzublättern, wenn nicht sie selbst zu durchblättern, doch Recensionen darüber zu lesen, die massenhaften Zeitungen und Zeitschriften, kurz die Lesezirkel, die zehnmal so viel Stoff bringen, als man bewältigen kann — all das hat uns an ein verderbliches Stillesen gewöhnt, das die gelesenen Worte innerlich kaum hört, nur in Absätzen, überflogenen Zeilen und Seiten die Gedanken flüchtig erhascht. Zum Lautlesen hat der heutige Deutsche keine Zeit; so hastet er im Kaffeehaus und im Leseverein Zeitungen und Zeitschriften, zu Hause Bücher durch, ohne Genuß der Sprache und, was das Schlimmste ist, meist ohne wahre geistige Förderung. Wir müssen uns zusammennehmen, wenn wir einmal zufällig laut lesen, daß wir über den ungewohnten Wortklängen den Denkinhalt nicht überhören: ein Beweis, wie sehr das bei uns auseinandergefallen ist, was seiner Natur nach verbunden sein sollte. Die gelehrte Cultur, die in unübersehbarer Arbeitshäufung hinkeucht, hat es uns auseinandergerissen. Goethe sagt: „Schrift ist ein trauriges Surrogat für die Sprache." Das Stillesen ist ein viel traurigeres für Lesenhören und Lautlesen. Die Schrift schließt das gesprochene Wort nicht schlechthin aus, der Stilleser erniedrigt die Worte zu rein mechanischen Werkzeugen, er hilft, die Sprache zum gleichgültigen Mittel nackter Gedankenmittheilung zu machen, da sie in ihrer Blüthe der lebendige, sinnlich schöne Leib des geistigen Gedankens war.

Der Stil selbst verkümmert, wenn der Zusammenhang mit dem gesprochenen Worte verloren geht. Es ist kein Wunder, wenn die, welche dem Zwange des Viel- und Stillesens am meisten unterworfen sind, die Gelehrten und Buchmenschen, im Durchschnitt am schlechtesten lesen und sprechen. Durch jahrhundertlange papierne Ueberlieferung hat sich in jedem Fache ein eigner Buch- und Schreibstil fortgepflanzt, der ohne befruchtenden Zufluß aus den frischen Quellen der Volkssprache zu schwerfälligen, klangwidrigen Bildungen verknorrt. Er bringt Jeden, der solche Drucksachen lesen muß, durch seine unleserliche, formlose Art zur Verzweiflung. Das Lautlesen ist aber der Prüfstein des guten, des wirklichen Stiles: eine Schreibweise, die sich nicht gut lesen läßt, ja die das Lautlesen nicht gebieterisch verlangt, ist keine gute. Die Sprache Luthers, Lessings, Goethes zwingt zum Lautlesen, sie drängt dazu, in klingenden Lauten immer von Neuem wiedergeboren zu werden, sie legt auch dem Lesenden den Tonfall, die Accente, den Rhythmus in den Mund, durch die sie Leben erhalten kann.

Hand in Hand mit der gelehrten Stubenvereinzelung und der literarischen Ueberproduction geht ein allgemeiner Zug der Zeit, der die Persönlichkeit zurückdrängt. Unsere Zeit fordert vom Manne nur eine bestimmte Art von Arbeit, dahinein hat er sich mit allen Kräften zu vertiefen, Ausbildung der ganzen

Digitized by Google

Persönlichkeit wird nicht gefordert, äußerer Formschliff nur soweit, als es sich um unanstößiges Auftreten nach den Gesetzen der Gesellschaft handelt. Solch einseitiger Arbeiter fühlt keinen Antrieb, sich eine persönliche eigne Sprache, die geistige Krone einer schönen, freien Persönlichkeit zu erwerben; auch hier genügt es, wenn er den äußerlichsten Forderungen des Schablonengeschmackes genügt. Dieser Geschmack, der für das gesammte gesellige Benehmen das Unauffällige, Regelmäßige, Matte als Richtschnur hinstellt, fordert auch von der geselligen Rede eine dem farblosen Ganzen angemessene Zurückhaltung. Nicht Menschen, charaktervolle, eigenartige, geistig kraftvolle Menschen bevölkern die Salons, sondern uniformirte Zierpuppen, die hinter den glatten Formeln der Uebereinkunft ängstlich zu verstecken suchen, was die Natur ihnen etwa Eignes, Kräftiges mitgegeben hat. Die glatte Sprache, in der diese Menschen reden, huscht klang- und charakterlos, flüchtig und flach über die Gegenstände hin, die sie streift.

Nur gesellige Völker sprechen und reden gut: die alten Griechen thaten's, deren biegsam flüssige Sprache noch heute davon zeugt, wie hoch die gesellige Rede entwickelt war; heute die Italiener und die Franzosen. Wir Deutschen gehören zu jener ungesellig innerlichen, arbeitenden Menschenart, die künstlerische Selbstdarstellung der Persönlichkeit scheut. Das ist der tiefste Grund dafür, daß in unserer Geselligkeit, unserer Sprache so wenig Schönheit zu finden ist. Diese deutsche, verschlossene Eigenart, welcher die Persönlichkeit nichts, alles die geleistete und zu leistende Arbeit gilt, läßt ein freies Gesellschaftsleben, das sich in eigner Schönheit entfaltet, gar nicht aufkommen. Alles, was gesellig an uns ist, flüchtet sich in den engeren Familienverkehr, der herzlicher zwar als das glatte Salontreiben, doch keine Schule geselliger Bildung sein kann. In diesen engen Kreisen, wo er die Kunst der Unterhaltung nicht mühsam zu lernen braucht, fühlt sich der Deutsche gemüthlich; er schmählt gegen den aufdringlichen Prunk, den Andere mit ihrer Rednerei treiben, und ist froh, nach kunstlos alter Weise von Herzen zu Herzen weiter radebrechen zu können. Unsere Geselligkeit, die im Grunde Ungeselligkeit ist, wird keine schönere Rede entwickeln, wenn sie nicht aufhört, so ungesellig zu sein. Die Aussicht, daß dies geschehe, daß es allgemein und durchgreifend geschehe, ist gering. Die Streitfrage über die lebendig schöne Rede läuft auf die größere Frage hinaus, ob Schönheit der äußeren Lebensformen anzustreben sei, ob nicht. Daß wir Deutschen weniger Anlage hiefür mitbringen, als die formbegabten Romanen, wer wüßte das nicht? Aber wir sind verstockt genug, zu behaupten, daß man sich um das am eifrigsten mühen müsse, was die Natur nicht fertig geschenkt hat, vorausgesetzt, sie habe es nicht gänzlich versagt. Formschönheit hat sie uns sicher nicht versagt, die wir in fast allen Künsten Bahnbrechendes geschaffen haben, nur fällt es uns schwer, sie in allen kleinen Gebieten des Lebens auszuprägen. Die stille Schönheit des kleinen Lebens aber hängt mit dem edelsten Theile unserer geistigen Ausbildung aufs Engste zusammen. Hier liegen die Wurzeln aller Kunst. Die gemeine Meinung läßt in einem seltsamen Irrthume die ideale Kunst hoch über dem Treiben der Wirklichkeit in einem eingebildeten Wolkenreiche schweben. Sie beachtet nicht, daß ihre Keime überallhin durch das Leben verstreut sind, daß die großen, riesenhoch aufragenden Kunstwerke aus diesen kleinen Keimen langsam aufgewachsen sind. Sie vergißt vor Allem, daß die Vorbedingungen für die richtige Würdigung der Kunst fehlen, wenn nicht die bescheidene Schönheit des Werktages das ganze Leben durchdringt. Die Kunst der schönen Rede zumal greift, abgesehen von ihrer ästhetischen Bedeutung als Werkzeug der Poesie, in die verschiedensten praktischen Gebiete ein. Alle die Zweige geistiger Thätigkeit müssen sich, wollen sie nicht in reizlos trockenem Geschehen aufgehen, sich von der Rede einen Schimmer der Schönheit borgen. Daß auch das an sich gleichgültig kalte Thun von einem Strahle der Schönheit erwärmt werde, liegt sehr im Interesse der alternden Cultur, der bei fortschreitender Arbeitsvereinzelung die Quellen des Gefühls langsam versiechen. Niemand wird uns überreden, daß das Geringste, was diese Ausdörrung aufhält, müßig oder gar höheren Zielen schädlich sei. Schädlich, ja todbringend würde es wirken, wenn die Schönheit, wie bis jetzt, aus dem Leben weiter fliehen würde. Die zusammengehäuften Bilder der Kunstausstellungen, die massenhaften Concerte und der Wust von lyrischen Gedichten, Romanen und Buchdramen können darüber nicht hinweghelfen: das sind krankhaft gesteigerte Erscheinungen, mehr Ausbrüche drängender Schönheitssehnsucht, als gesunde Erzeugnisse einer in sich befriedigten Kunst. Sollen die Gefahren abgewendet werden, die der Schönheit der Kunst und des Lebens aus der einseitigen Vertiefung in die selbstverleugnend arbeitsame Richtung drohen, so muß sich dieser „Idealismus der Arbeit" mit dem „Realismus der schönen Persönlichkeit" verschmelzen; ihre Vereinigung erst erklimmt den Gipfel echter Menschlichkeit. Wir Deutschen brauchen ein solches Ideal nicht im Wesenlosen zu suchen: Goethe stellt es uns greifbar vorbildlich dar; Apoll in der Jugend, Zeus im Alter, der unablässig an der Ausbildung seiner ganzen Persönlichkeit bemüht, dennoch in ernstester Arbeit mit den Pflichten des Tages und den großen Aufgaben der Ewigkeit rang.

Die Hauptfrage erhebt sich, ob es Mittel gibt, den Deutschen aus ihrem Sprachelend zu einer bessern Rede zu verhelfen. Allgemein geholfen kann nur dann werden, wenn das allgemeine Sprachbewußtsein durch die fühlende Erkenntniß der Verderbniß erweckt wird. Bis dahin ist der Einzelne, der die Mängel des bisherigen Zustandes fühlt, machtlos: durchgreifende Veränderungen, die in die Tiefen des Volksgeistes eindringen, lassen sich nicht vorzeichnen noch anbefehlen. Der Einzelne kann nichts thun, als an seinem Theil das Gefühl für die Unerträglichkeit der gegenwärtigen Zustände erwecken und verbreiten zu helfen; dies Gefühl wird dann aus sich heraus eine Besserung mit innerer Nothwendigkeit entwickeln. Inzwischen müssen die „Wissenden" sich mühen, selbst „Könnende", Redende zu werden. Sie sind auf eigene Studien und intim persönliche Anleitung allein angewiesen. Es gibt kleine Mittel der sprachlichen Selbstausbildung. Das erste derselben, und zugleich dasjenige, welches der vollendete Redner noch nicht entbehren kann, ist das Lautlesen. Die landläufigen Gesetze des richtigen Lesens gibt jede Vortragslehre an, soweit sie bestimmt anzugeben sind; es sind nicht allzu viele, und die unbestritten gültigen betreffen die niederen Redeelemente; das Wichtigste und Schwerste bleibt dem eigenen Gefühl und der Erfahrung überlassen: die Rhythmik der Rede und die Modulationen des Tonfalles bei Satzschlüssen, Fragen, Ausrufen, Anknüpfungen lassen sich in ihrer mannichfachen Fülle und Färbung nur durch lange mühsame Uebung sicher erwerben. Vor zwei Dingen ist dabei zu warnen. Man hüte sich vor rein dramatischen Stücken; sie führen zu jenem stammelnden Dilettantismus zurück, dem wir entfliehen wollen. Es ist nicht Jedermanns Sache, einen dramatischen Charakter, auch wenn er ihn innerlich fühlend richtig erfaßt hat, mit überzeugender Wahrheit sprechend nachzuschaffen, versucht man es dennoch mit unzulänglichen Mitteln, so entsteht ein Halbgebilde, das entweder entmuthigt, wenn der Leser das Mißverhältniß zwischen Wollen und Vollbringen gewahrt, oder ihn von weiteren Fortschritten abschließt, wenn er die vielleicht nicht unübeln Anfänge naturalistischer Charakteristik für künstlerische Vollendung hält. Wir haben so viel Gutes, das sich lesen läßt, daß wir nicht immer die „Minna", den „Wallenstein", den „Faust", die gespielt werden wollen, lesend zu mißhandeln brauchen.

Dem kunstmäßigen Leser droht eine zweite Gefahr: Je sorgsamer er sich die Kunst des Vortrages aneignet, desto mehr neigt er dazu, die erworbenen Kunstmittel überall in gleicher Weise anwenden zu wollen. Solche Leser pressen Alles in eine Vortragsform. Man soll sich aber bemühen, für den eigenthümlichen Geist jedes Schriftstellers, jedes Schriftstückes einen besonderen, nur ihm angepaßten Ton zu finden. Man sehe wohl zu, ob man ein Werk, das man lesen will, mit den vorhandenen Mitteln lesen kann. Für Lessings prosaische Schriften mit ihrer klaren Bestimmtheit, der schneidenden Schärfe ihrer meist polemisirenden Gedanken reicht eine Tenorstimme aus, der scharfe

Digitized by Google

Accente zu eigen sind, ihr heller Klang stimmt zu dem schnellen dünnen Strome seiner Entwicklung. Goethes Prosa breitet sich aus, weithin wie ein Meer: sie fordert eine weiche, klangvolle Baßstimme. Man hört den alten Olympier in tief rollendem Tone dictiren, behäbig und langsam. Diese wuchtige Breite und runde Fülle muß auch beim Wiederlesen in Ton und Stärke der Stimme wiederklingen. Die hat kein Tenor. Auch Goethes Jugendsprache mit ihrem stürmischen Brausen will auf tief mächtigen Tonfluthen getragen werden, ein Tenor bringt schneidend helle Klänge hinein, die ihr fremd sind. Ohne sorgsames Eingehen auf die geistig-sinnliche Eigenart eines Schriftstellers, auf seine kleinen psychologischen Eigenheiten fehlt dem Vortrage Schmelz und Farbe, kalte Correctheit aber ist hier wie überall unerträglich.

Die Recitation hält die Mitte zwischen dem Lesen und der dramatischen Declamation, wie das vortragende Lesen zwischen nacktem Berichten und lebendigem Recitiren. Der Recitator, der seine Kunst kennt, bricht nicht in dramatischer Leidenschaft voll aus: den Gefühlsgehalt der Worte läßt er durch einen halbverhüllenden Schleier hervorleuchten. Der das Ganze durchziehende einheitliche Ton scheidet die objectivere Recitation vom subjectiv erregten dramatischen Vortrag. Die Kunst des dramatischen Recitators, der als Einziger Stimme und Charakter der Personen eines ganzen Dramas wiederzugeben versucht, dünkt uns mehr eine Kunstfertigkeit, als eine Kunst. Eine Kunstfertigkeit allerdings, deren verblüffende Effecte die erstaunten Hörer nicht selten von den Unfertigkeiten abziehen, die trotzdem und unvertilgbar vorhanden sind.

Diese Uebungen des gebundenen und freien Vortrages bilden eine eigene gute, freie Rede vor. Sie geben der Alltagssprache sichere Wortbeherrschung, Bestimmtheit und Farbe. Nur hüte man sich, den eignen Ton des Lesevortrags in die persönliche Sprache hinüberzunehmen. Man muß nicht Alles mit der nachdrücklichen Kraft und Würde ausposaunen, mit der man eine gedankenreiche Abhandlung liest, man muß die unplanmäßige, scheinbar ziellos sich ausbreitende Lebendigkeit des Gespräches vom Leseton eines bewußt zusammengezogenen, planmäßig aufgebauten Buches scharf unterscheiden. Das Lob „Er spricht wie ein Buch" ist ein sehr zweideutiges, wenn es mehr sagt, als: er weiß viel und gut zu sprechen. Es gibt nicht leicht einen falscheren Satz als den: „Schreib wie du sprichst", es müßte denn seine Umkehrung sein: „Sprich wie du schreibst", oder „Sprich wie du liest". Beides sind, wie Goethe sagt, „ein für allemal zwei Dinge, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten möchte". Lebendige Wirkung geht von Person zu Person; wird die sprechende Person zum Buche, so geht das Beste, was seine Mittheilungen enthalten können, das Persönliche, verloren. Wir kennen solche Leute, natürlich sehr gelehrte, die ihre Gespräche buchmäßig wohl stilisiren, die stilisirten Sätze aber vortragen, als läsen sie vom Katheder irgend einen Schmöker, der sie gar nichts anginge.

Gegen eine mögliche Mißdeutung unserer Ansichten verwahren wir uns: wir fordern nicht, daß jede Redeäußerung im faltigen Gewande der kunstmäßig drapirten Rede einherschreite. Das wäre in der That da ein nutzloses Prunken, wo der Inhalt nicht innere Gefühlserregung und durch sie eine klangvoll lebendige Sprechform bedingt. Die Scheidung zwischen der niederen und höheren Sprechweise bleibt zu Recht bestehen. Gefordert wird nur, daß auch die gleichgültigen Mittheilungen dienende Alltagsrede eine nüchterne Form prunkloser Schönheit enthalte, welche im Keim alle höheren Redebestandtheile in sich enthält. Das ist um so nachdrücklicher zu betonen, da die gebildeten Deutschen sich bequem jeder derartigen Forderung entziehen. Der Uebergänge von dieser Tagessprache zur Gefühlsrede gibt es viele. Bei lebhaften Erregungen geht jene unvermerkt in diese über: da hebt sich der Sprechton zum halbmusikalischen, gefühlssatten Klange, die logische Betonung wird stärker hervorgestoßen, hinzutreten die pathetisch-rhetorischen Accente, die, auf den wichtigsten Worten verweilend, die großen Contraste der Rede weithin erkennbar bezeichnen. Durch die Accente gliedert sich die Rede in eine feinfühlige rhythmische Reihe, die, dem Inhalte in leisesten Veränderungen folgend, in sachgemäßem Wechsel von schneller und langsamer Bewegung die Elemente des Numerus entwickelt. All diese Momente, welche die Gefühlsrede unwillkürlich aus sich schöpft, vereinigt die bewußte Kunstsprache und beherrscht sie.

Ob die großen Einrichtungen, die zunächst die Rede des Volkes zu bilden hätten, sich je wieder auf ihre gewiesene Aufgabe besinnen werden, wer weiß es? Die Schule könnte für die Hebung der Sprache am meisten thun; sie könnte — denn zuvor müßte Manches anders werden, als es ist. Die Philologen müßten ein gut Theil weniger theoretisch-philologisch, dafür viel mehr praktisch und sehr viel mehr ästhetisch gebildet werden. Die Lehrer des Deutschen vor Allem müssen Stillehre, Vortragskunst lernen, immerhin auf Kosten der altdeutschen Grammatik, die jetzt fast das ganze Studium verschlingt, obgleich sie aus den Lehrgegenständen des Gymnasiums gestrichen ist. Weiterhin wäre zu wünschen, daß der ganze sprachliche Unterricht sich etwas von den grammatisch formalistischen Tüfteleien entfernte, um für die inhaltliche, geistig ästhetische Seite der alten und neueren Schriftsteller Raum zu gewinnen. Wenn das und manches Andere geschähe, könnte die höhere Schule eine Quelle sprachlicher Bildung werden, wie sie jetzt eine der Verbildung ist. Ob das geschehen wird, und bald geschehen wird, muß der Zeit überlassen bleiben, bis dahin wäre es unfruchtbar, über die Einzelheiten der neu einzurichtenden Uebungen voreilig streiten zu wollen. Die Aussaat der Schule würde alsdann all den anderen Stätten der Rede, der Kanzel, dem Katheder, dem Theater, der Geselligkeit zu Gute kommen. Diese wiederum würden durch ihre ganze Atmosphäre den Unterricht der Schule allseitig fördern; jene fruchtbare Wechselwirkung würde entstehen, die überall sich ergibt, wo verschiedene Lebenskreise lebendig ineinandergreifen.

Das sind Zukunftsträume, deren Erfüllung ferne scheint; sie träumen von einer Zeit, von der man mit Goethe sagen könnte:

„Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war."

Aus der Hauptstadt.

Eine Festdecoration. — Die neunte Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen.

In der Tagesliteratur dürften die großen Anstrengungen und entsprechenden Erfolge der Künstlerschaar, welche es unternommen, die Räume bei Kroll für das diesjährige Künstlerfest zu schmücken, im Ganzen nicht nach Gebühr gewürdigt sein. Dies ist sehr zu bedauern, denn es handelte sich nicht um eine beliebig vor die Hauptseiten eines Saales gestellte Façaden- und Vedutenmalerei oder um Gelegenheitsschmuck aus Laub und Fahnen. In den Raum zweier großer Säle hatte man ganz frei bis ins kleinste Detail neugeschaffene Innenräume gestellt, deren Architektur, Wand- und Deckenmalerei aus einem Gusse. Der erste war ägyptisch, der andere japanisch decorirt. Zum Glück hat man sich entschlossen, die vortreffliche Leistung eine Zeit lang dem Publicum zugänglich zu machen. Dieses kann außer dem Genuß noch den Vortheil haben, eine gute Lehre mitzunehmen, wenn es die mit großen Mühen für einen Abend hergestellte Festdecoration ein wenig ernsthafter ansieht auf die originellen Mittel, mit denen eine starke einheitliche Wirkung erzielt ist.

Freilich, der ägyptische Raum, unter Leitung eines Kenners wie Professor Gentz hergerichtet, bietet auf den ersten Blick nichts, das unsern Großstädtern nicht schon aus dem Museum oder aus Orientbildern bekannt wäre. Aber es ist doch etwas Anderes, ob man sich in der Phantasie ein Bild des alten farbenreichen Aegypten lebendig macht, oder ob man einmal in einem lichten Prachtbaue umherwandeln darf, wie ihn Gentz zwischen zwei unbedeckte Höfe gestellt, über deren mit farbigen Dar-

Digitized by Google

stellungen bedeckte Mauern eine südliche Vegetation nickt. Offene Lotosblumen schmücken die Baldachine mit den Götterbildern, Laubgewinde und Blumengehänge die Wände. In feierlichem Ernst stehen an den Mauern halbnackte, bekränzte Tempeldiener auf Postamenten, thierhäuptige Götter halten Wacht. Wie ernst, feierlich wirkt in dem farbigen Raum die farbige Skulptur. Bildhauer Thomas, der in kurzer Frist die zahlreichen lebensgroßen Statuen modellirt, hat sich nicht mit bloßer Tönung begnügt, sondern die kräftigste Farbe walten lassen, die sich bei den Figuren der Tempeldiener zu voller Lebenswahrheit steigert. Hier hatten wir einmal die Freude, den Eindruck decorativer, energisch farbiger Skulptur in farbigem Raum zu empfangen.

Eine besondere Ueberraschung hatten die Malereien der Wände aufgespart. Dem oberflächlich streifenden Blick erschienen sie so richtig und so altägyptisch wie möglich. Aber sie trugen den Schalk im Nacken. Ein feierlicher Zug von Kriegern — Herman Prell hat sie gemalt — prunkt mit den Litzen und Knöpfen unserer Garde. Zwei ganz ernsthaften Ringern sieht mit Spannung eine Aegypterin zu, deren einziges Kleidungsstück aus einer goldenen Uhr mit Kette besteht. Max Klinger, der diese Gruppe hingeworfen, hat an einer andern Stelle eine übermüthige Entführung improvisirt, voran der fliehende Held, der von seiner über die Schultern geschlagenen Beute mit Schlägen tractirt wird. Bewaffnete verfolgen ihn, Straßenjungen begleiten das Ereigniß mit kritischem Pfiff auf den Fingern beider Hände, Vater und Mutter sinken in Ohnmacht, auch das Glas Wasser fehlt nicht, — und das Alles im feierlichsten ägyptischen Monumentalstil. Anderes hat Lippisch beigesteuert. So finden sich aller Ecken und Enden in dem ernsten Raum die heitersten Gaukeleien. Und das ist recht, denn damit kommt in die Feierlichkeit wieder ein Zug von Frohsinn und sogar von Ausgelassenheit, wie er zum Feste paßt. Auch würde man sich schwerlich in die Betrachtung redlicher Copien von altägyptischen Originalen vertiefen mögen wie in diese Scherze, bei denen man überall auf Ueberraschungen gefaßt sein muß. Ein Gegengewicht bilden dann wieder die köstlichen Transparente von Gentz, großartige ägyptische Landschaften, welche die Fensteröffnungen füllen.

Wie Gentz mit seiner Erfahrung bei den ägyptischen Dingen, so führte Saltzmann als Kenner Japans die Schaar im zweiten Saal, der in das Innere eines Buddhatempels verwandelt war. Hier gab die japanische Holzarchitektur das Gerüst. Außer der schlichten Decke waren alle Flächen mit Malerei bedeckt. Zu den offenen Fenstern hinaus Fernblicke auf köstliche japanische Landschaften, in der Mitte vor dem kolossalen Buddhabilde eine Estrade mit Opfergeräth.

Bei aller Einfachheit der Mittel ist die Wirkung des eigenartigen Raumes schwer zu schildern. Alle Balken sind schwarz gestrichen, alle Wandflächen vergoldet. Dieser Contrast wird gemildert durch lebensgroße farbige Darstellungen auf den mittleren Feldern neben den Fenstern. Ueber denselben ist ein Fries großer Landschaften in Weiß und Schwarz auf den goldenen Grund gebracht, unten ziehen sich als Predellen schmale, friesartige Landschaften hin. Die Darstellungen sind meist aus japanischen Büchern ohne Veränderung übernommen. Hier war auch keine weitere Aneignung nöthig, da der Stoff an sich lustig genug. Röchling, Scholtz und Souchay haben es trefflich verstanden, ihren Vorbildern nachzukommen. Eine merkwürdige Erscheinung, daß bei der Uebersetzung einer Tusch-Illustration in die Wandmalerei keine Unzulänglichkeit sich ergab. Die meisten der Darstellungen sahen aus, als ob sie für monumentale Größe ursprünglich gedacht waren. Besonders auffallend war dies bei den Landschaften unter dem Dache. Man hätte nach dem Holzschnitt nicht ahnen können, daß die großartig geschwungene Welle, deren Schaumkamm sich nach einer lieblichen Mythe in flatternde Vögel verwandelt, in natürlicher Größe so gewaltig erscheinen würde. Und doch scheint erst bei dieser Dimension der Gegensatz zwischen der überschlagenden Woge und dem ruhigen Gipfel des Fuji-yama, der über schwarze Föhren durch das Wellenthal grüßt, zum Ausdruck zu kommen. Auch in diesem Saal hatte sich Klinger betheiligt und nach seiner Art an die Stelle der Nachbildung eine eigene Schöpfung gesetzt. In wilder Bewegung saust ein Schwarm roßgroßer fliegender Fische vorüber. Auf dem vordersten reitet ein wilder Mann, der den Bogen gespannt hat. Eine schaurige Phantasie, aber vollkommen glaubwürdig gemacht. — Köstlich sind die Ausblicke aus den Fenstern. Bracht, Saltzmann, Konrad Lessing haben hier mit wahrer Hingebung gearbeitet. An der Seitenwand hinten wird uns noch eine kleine Novelle erzählt. Vor dem einen der drei Fenster liegt ein blühender Garten. Vor dem andern hebt eine Lauscherin die Matte, welche die Stelle eines Ladens versieht, und späht in das Innere einer Hütte. Was sie erblickt, verräth uns der Schatten der Bewohner, den ein Licht auf eine transparente Fläche wirft. Ein junger Europäer kniet vor einer zierlichen hochfrisirten Japanerin und hält in seinen ausgebreiteten Armen eine Strähne Garn, das sie mit geschwungener Rechten aufwickelt. Ueber dem Paar, jedoch dem Knieenden näher, die Silhouette eines Bauers mit einem Vogel drin, für den, der noch eine Erklärung braucht.

Das sind die Decorationen zum Künstlerfest. Sie boten soviel frische fröhliche Erfindung, sie trugen so dankenswerth zur Lösung der Decorationenfragen bei, die uns Alle beschäftigen, daß sie trotz ihres ephemeren Daseins eine Erwähnung an dieser Stelle beanspruchen dürfen.

Das andere Ereigniß der Woche bildet die Ausstellung der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen in den Räumen der Akademie. Sie ist bereits die neunte ihrer Art, und die stetige Wiederkehr sowie die allmähliche Steigerung des Gebotenen beweisen, daß der Verein nicht vergebens arbeitet. Man darf natürlich nicht mit den Ansprüchen durch die drei Säle gehen, die an allgemeine Kunstausstellungen erhoben werden, haben doch gerade aus Rücksichten verwandter Art die Künstlerinnen sich von ihren Collegen getrennt.

Sie haben schwer zu kämpfen, selbst die wenigen, die sich, durch Talent und Schulung ausgezeichnet, mit ihren Mitbewerbern in die Schranken wagen. Wehmüthig spielt eine Allegorie auf dem Titelblatt ihres Katalogs auf diese Thatsache an. Oder sollte der Dornenkranz mit der großen Schleife, den zwei Kobolde über dem zurückgeschlagenen Vorhang befestigen, nur ein Scherz sein? Doch auch das Distelgestrüpp in der Umrahmung bedeutet nichts Gutes; nur neben dem Worte Kunstfreundinnen blühen zwei Rosen auf, und auch sie haben ihre Dornen.

Von Abwechselung ist an den langen Wänden nicht viel die Rede. Hier und da ein schüchternes Genrebild, etwas häufiger ein Porträt, und dies zuweilen ausgezeichnet; sehr viel Landschaft und noch mehr Stillleben. Letzteres beherrscht geradezu die Production, wie auch ganz natürlich. Der Empfindung für das Zierliche, dem gebildeteren Geschmack für Farbenharmonie kommt es freundlich entgegen. Der japanische Einfluß zeigt sich auffallend stark, sowie das Kunstwerk als Schmuck eines Geräthes auftritt; die losen Zweige auf den Wandschirmen und um die Bilderrahmen verleugnen ihr Vorbild keinen Augenblick. Selbständig sind dagegen die Sträuße und die Zusammenstellungen von Früchten und Fischen. Die Skulptur tritt ganz in den Hintergrund. Da wir den hervorragenderen Werken wohl demnächst in der Ausstellung des Künstlervereins oder im nächsten Salon wieder begegnen werden, so wollen wir uns ihre Besprechung bis dahin versparen.

Von besonderem Interesse sind die Leistungen der Schule des Vereins, die von namhaften Künstlern geleitet wird. In ihr liegt der beste Beweis für den Ernst, mit dem der Verein seine Ziele verfolgt.

A. L.

Notizen.

Von sämmtlichen Bibliotheken, Sammlungen, Collectionen und Lauben ist jedenfalls die Salon-Bibliothek von Karl Prochaska in Wien und Teschen die am schönsten ausgestattete. Das handliche Format, der klare Druck, das prächtige Papier verleihen diesen Bänden ein vornehmes Aussehen, das ihrem Titel mehr als nur gerecht wird. Auch der redactionelle Theil scheint mit Geschick und Geschmack geleitet zu werden; die streng gesichtete Auswahl von Romanen, Novellen, Essays, Gedichten und Aphorismen bringt angenehme Unterhaltung und Abwechslung. Gleich der erste Band: Die Zonen des Geistes von Moritz Jokai ist eine überaus werthvolle Gabe. Der berühmte ungarische Dichter schüttet da ein reiches Füllhorn voll weisheitsfroher Aphorismen, weltkluger Sprüche und geistvoller Aperçus über unser modernes Leben in Politik, Wissenschaft und Kunst aus. Wie hübsch ist z. B. die Bemerkung über die heutigen Römer: sie bestehen aus Leuten, welche die flache Hand entweder nach unten oder nach oben halten — Priestern und Bettlern! — Auch Der Naturgenuß, Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre von Hieronymus Lorm enthält viel Schönes und

Digitized by Google

Sinniges. — Den Lesern der „Gegenwart" sind die meisten Aufsätze, welche in den beiden Bänden: Haidekraut, Ein neues Skizzenbuch von Johannes Scherr und Literarische Physiognomien von Wilhelm Goldbaum enthalten sind, bereits bekannt. Die Aufsätze über Mosen, Arnim, Kinkel und Carlyle gehören zum Besten, was Scherr geschrieben hat. Was Goldbaum unter der literarischen Physiognomie versteht, wissen unsere Leser; jedenfalls excellirt er in der schweren Kunst, das Charakteristicum eines jeden Schriftstellers ins Licht zu stellen. Dabei ist Goldbaum immer geistvoll, pikant und urban: sein Wohlwollen geht unseres Erachtens in der Würdigung von Wilhelmine v. Hillern und Dingelstedt sogar um ein Beträchtliches zu weit. Brillant sind die Feuilletons über Gutzkow und die Ghetto-Poeten. — Die drei Novellen: Der Liebe Müh' umsonst von Julius v. d. Traun würden eine längere Besprechung verdienen. Wir haben seit langem nichts Packenderes gelesen, als die drei barocken, genialen Geschichten eines Autors, der unstreitig auf episch-lyrischem Gebiete besser zu Haus ist. Die Stimmung ist überall zerrissen, gespenstig, tief pessimistisch, und es liegt ein glühender poetischer Hauch darüber, der uns mit der sprunghaften Handlung, der aphoristischen Behandlung versöhnt. Die erste und die letzte Novelle erinnert an die Produkte der Romantiker; Callot-Hoffmann, Arnim, Novalis klingen durch, und wie viel sprachschöpferische Meisterschaft liegt in diesem markigen, anschaulichen, farbigen Stil! Die Naivetät des wahren Dichters verleugnet sich nirgend. Es ist eine Speise für Feinschmecker und Kenner.

* * *

Römische Dorfgeschichten von Richard Voß. Frankfurt a/M., C. Könitzer.

Wir begrüßen dieses neue Werk des mehrfach preisgekrönten Dramatikers als ein willkommenes Zeichen, daß er sich von der krankhaften Subjectivität seiner früheren Werke befreit hat. Diese Dorfgeschichten sind gesund ohne vulgär, genial ohne kraftgenialisch zu sein und zeugen auf jeder Seite davon, daß der Autor gelernt hat, die Realität scharf zu beobachten und wiederzugeben und stets Maß zu halten. Voß führt keine unwürdige Maskerade auf, indem er uns etwa gute deutsche Philister als römische Senatoren oder zeitgenössische Bewohner der Campagna im landläufigen Atelierkostüm zeigt. Nein, seine antiken und modernen Römer sind echte Naturmenschen, wirkliche Individualitäten, unverkennbare Italiener. Ein genialer Wurf sind die „Iskariden" mit den prächtigen Schilderungen der einsamen Bewohner der Ponza-Insel, von Felseneiland und Meer. Die Katastrophe ist von hinreißender tragischer Schönheit. Conventioneller muthet uns „Maria Botti" an, die übliche Malerliebesgeschichte, aber welch herrliche Figuren sind nicht der erzählende Künstler und seine stolze Geliebte von Rocca di Papa! Zum erstenmal erkennen wir auch — und zwar aus dem „Mönch von Palazzuola" und dem „Venusopfer" —, daß Voß auch humoristisch veranlagt ist. Die heimliche Liebe des Mönchs zu der Marmorstatue und dann zu dem schelmischen Bauernmädchen und die Freude des Greisenpaares an dem späten Kindersegen, das ist Alles mit so herzgewinnender Drolligkeit dargestellt und mit einer Menge von hübschen Detailzügen ausgestattet, daß wir Voß gern öfter auf diesem Gebiet anzutreffen wünschen. Es bietet ein glückliches Gegengewicht zu seiner Neigung, die Handlung in unnöthiger tragischer Herbheit ausklingen zu lassen. Den Preis verdient jedenfalls das entzückende, harmonisch abgetönte „Venusopfer", eine wahre Muster- und Meisternovelle, die an Heyses beste Schöpfungen gemahnt und doch durch und durch originell ist. Nach diesen Proben zweifeln wir nicht mehr daran, daß dies kräftige und eigenartige Talent in die richtige Bahn eingelenkt hat und uns noch manches Erfreuliche und Bedeutende schenken wird.

* * *

Internationaler Citatenschatz. Lesefrüchte aus heimischen und fremden Schriftstellern von O. Zeuschner. Leipzig, E. Schloemp.

Eine in jeder Beziehung umfassend, praktisch und feinsinnig angelegte Citaten-Sammlung, die sich an den trefflichen Büchmann anlehnt. Die über 6000 Citate und Lesefrüchte in französischer, englischer, italienischer, griechischer und lateinischer Sprache, insofern sie bei uns citirt werden, und in deutscher Sprache sind alphabetisch geordnet und durch genaue Quellenangabe nnd Einfügung von Parallelstellen besonders werthvoll. Das Register nach Haupt-Stichwörtern erleichtert das Auffinden der gesuchten Sentenz erheblich. Hoffentlich wird es in zukünftigen Auflagen nicht nur beigelegt, sondern beigebunden und durch ein Verfasser-Verzeichniß erweitert. Empfohlen seien auch die neuen einschlägigen Sammlungen: Schillergarten von S. Blumenau (Bielefeld, Helmich), eine systematisch geordnete Blumenlese aus Schillers Werken, Altdeutsche Sinnsprüche in Reimen, gesammelt von Max Löbe (Halle, Niemeyer) und das grundlegende Werkchen von H. Draheim: Deutsche Reime, Inschriften des 15. Jahrhunderts und der folgenden (Berlin, Weidmann), eine auch wissenschaftlich brauchbare Zusammenstellung nach den Quellen. „Es ist was Schönes und Erbauliches um die alten Sinnbilder und Sittengesprüche", hat Goethe schon vor hundert Jahren geäußert.

Offene Briefe und Antworten.

Die äußere Geltung des Doctorats jetzt und vor einem Menschenalter.

Bei der vierten Säcularfeier der Universität Greifswald im October 1856 fanden der Sitte gemäß Ehrenpromotionen in allen vier Facultäten statt. Zwei der durch die neue Doctorwürde geehrten Männer wiesen diese Auszeichnung zurück, Prinz Adelbert von Preußen, dem der philosophische, und Graf Arnim-Boytzenburg, dem der juristische Doctortitel zugedacht war. Es verlohnt nicht mehr, auf die in der Tagespresse lebhaft ventilirten Motive der Zurückweisung näher einzugehen; nur ein Moment, das von einem hervorragenden Organe jener Tage geltend gemacht wurde, ist auch heute noch der Beachtung werth, weil sich daran der Umschwung der Zeiten und der Fortschritt der geschichtlichen Entwicklung klar erkennen läßt. Die „Berliner Revue" rügte es also als eine Taktlosigkeit, daß eine preußische Facultät einem Gliede des regierenden Königshauses die Ehre des Doctorates anzutragen gewagt habe.

Und heute — noch ist kein Menschenalter vergangen — ist der deutsche Kronprinz Ehrendoctor einer britischen und zugleich einer deutschen, preußischen Universität, von Oxford und Bonn. Gerade in unseren Tagen aber ist dem jungen Herzoge Ferdinand Ludwig von Bayern in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen von der heimischen Universität München der medicinische Doctortitel honoris causa verliehen worden, und wiederum wurde die Auszeichnung nicht zurückgewiesen. Vor ihm aber hatte bereits sein Vetter, der als Augenarzt praktisch wirksame Herzog Karl Theodor von Bayern die medicinische Doctorwürde erworben, und in noch jüngerer Vergangenheit ist der Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz auf Grund einer staatswissenschaftlichen Abhandlung von der philosophischen Facultät zu Leipzig zum Doctor promovirt worden. In dem bayrischen Königshause sind also jetzt zwei Doctoren der Medicin vorhanden, und in meiner eigenen Heimath Mecklenburg ist außer dem jungen Herzog Georg als Doctor der Philosophie sein Oheim, der regierende Großherzog Friedrich Wilhelm Dr. of civil law der Universität Oxford.

Von den Lesern dieses Blattes erbitte ich Auskunft, ob noch andere deutsche Fürsten mit wissenschaftlichen Ehrentiteln geschmückt sind. Ist es z. B. wiederum mit Bezug auf das Haus Hohenzollern nicht gestattet, offen zu fragen, ob die künstlerischen und literarischen Verdienste des Prinzen Georg von einer deutschen Facultät mit dem Titel eines magister liberalium artium nicht geschmückt, aber anerkannt worden sind? Und um von den Höhen des äußeren Lebens auf das ebenbürtige Gebiet des freien geistigen Schaffens zurückzugreifen, wäre es ein Raub an der Würde theologischen Wissens und Forschens gewesen, wenn der fromme Sängergreis unserer Tage, wenn das ehrwürdige Haupt Emanuel Geibels gerade am Lutherfeste mit der Würde eines Doctors der Theologie geschmückt worden wäre? Die Muse Geibels hat die fromme Sitte des Elternhauses nie verleugnet; sie hat zur sittlichen und religiösen Läuterung der Zeitgenossen mächtig beigetragen.

Schwerin i. M. Friedrich Latendorf.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12.

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf.
Bibliotheken wie einz. gute Werke, spec. Kunst, Costume, Architectur, alte französ. Literatur kauft zur Completirg. e. ausländ. Bibliothek gegen Casse **S. Glogau** in **Leipzig.**

Die Zonen des Geistes.
Aphorismen von
Moriz Jokai.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu!] [Im Buchhandel.

Soeben erschien:
REVANCHE! Bilder aus Paris von **Otto Rose.** 8. XX u. 341 S. Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Die vier Temperamente.
Lustspiel in fünf Akten von Lothar Clement.
IV, 155 S. 8. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—
Nach dem Urtheil eines namhaften Literaturhistorikers gleicht diese durchaus originale Dichtung voll Geist, Humor und Anmuth einem feinen, kunstvoll durchgeführten Schachspiel; die Züge der in meisterhafter Charakteristik gezeichneten Figuren auf dem dramatischen Schachbrett fesseln in steigendem Maße, wobei der geistreich pointirte, schlagende Dialog eine Lust für den Leser ist.

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**
Statistische Studien
über die
Bewährung der Actiengesellschaften
von
Dr. phil. **R. van der Borght.**
Preis: 8 Mark.

Die Theorie des Geldes.
Kritische Untersuchungen
von **Dr. Richard Hildebrand,**
Professor der politischen Oekonomie an der Universität Graz.
Preis: 3 Mark 20 Pf.

Von höchstem aktuellen Interesse!
Soeben erschien in der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart:**
Uganda und der ägyptische Sudan.
Von
C. T. Wilson und **R. W. Felkin.**
Zwei Bände. (VII u.) 339 Seiten mit 35 Holzschnitten.
M. 7. —
In diesen Tagen, wo die Blicke der ganzen civilisirten Welt den grauenvollen Ereignissen im Sudan zugewendet sind, wird die Schrift zweier tüchtiger Männer, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, allgemein willkommen sein. — Jede Buchhandlung kann dieselbe zur Ansicht vorlegen.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:
Troilus und Kressida.
(Il Filostrato.)
Ein Epos in 10 Gesängen und 2 Epilogen
von
Giovanni Boccaccio.
Zum erstenmale in's Deutsche übertragen
von
Freiherrn von Beaulieu-Marconnay.
13 Bogen kl. 8° auf **Original-Büttenpapier** in **Liebhaber-Einband.**
Ueber diese zum erstenmale in deutscher Sprache erscheinende epische Dichtung Boccaccio's urtheilt **H. Hettner** in seinem Aufsatz über Petrarca und Boccaccio (Italienische Studien, Seite 43) also: **„Es ist unbegreiflich, wie eine so herrliche Perle echtester Poesie, wie Boccaccio's „Filostrato", vergessen sein kann. Es ist der laute Jubelruf eines von glücklichster Liebe erfüllten glückseligen Herzens."**
Für die Vortrefflichkeit der Uebertragung bietet der Name des Uebersetzers die beste Garantie. In leichter, gefälliger, dem Original jedoch streng entsprechender Form bietet diese epische Dichtung eine fesselnde, angenehme Lectüre.
Preis 5 Mark.
Berlin. **A. Hofmann & Comp.**

Verlag von **Otto Spamer**
in **Leipzig und Berlin.**
Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.
Buch der Hausfrau.
Dritte völlig umgearbeitete Auflage.
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.
Preis:
Geheftet M. 9.50.
Elegant gebunden M. 12.—
(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)
Prospekte überallhin gratis und portofrei.

Mit dem soeben erschienenen **achten** Bande liegt **vollständig** vor die **zweite,** bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage von:
Illustrirte Weltgeschichte.
Begründet von **Held u. Corvin,** fortgeführt von **L. F. Diefenbach,** Prof. Dr. **G. Diefel,** Prof. Dr. **O. Kämmel,** Dr. **E. Lammert, J. G. Vogt,** Gymn.-Direktor Dr. **B. Volz** 2c. Mit über 2500 Abbildungen, Tontafeln, Karten 2c. In vier Ausgaben beziehbar: 1) In 142 Lieferungen à 50 Pf. = 30 kr. 2) In 24 Lieferungen à 3 M. = 1 fl. 80 kr. 3) In acht Bänden geheftet. 4) In acht Bänden, in Halbfranz gebunden.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.
Verlag: Otto Spamer in Leipzig und Berlin.
Volksthümliches Prachtwerk.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:
Rau, Albrecht, Die Theorien der modernen Chemie. III. Heft. (Schluss.) Die Entwicklung der modernen Chemie. Neue Folge. gr. 8. geh. Preis 7 M.
Früher erschienen:
I. Heft. Die Grundlagen der modernen Chemie. Preis 2 M. 40 Pf.
II. Heft. Die Entwicklung der modernen Chemie. Preis 3 M. 60 Pf.

Hierzu eine Beilage der k. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 8. März 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Wendung der deutschen Reichspolitik. Aus östreichischer Perspective. Von Austriacus. — Der Staat und die katholische Kirche. Von *. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die Aesthetik des Kunstgewerbes. Von Moriz Carriere. — Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft. Von H. von Eicken. — Ein neues Buch der Königin von England. Von H. Zimmern. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Roderich Heller. Lustspiel in vier Acten von Franz v. Schönthan. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ein unbekanntes Gedicht von Georg Herwegh. — Inserate.

Die Wendung der deutschen Reichspolitik.

Aus östreichischer Perspective.

In hohem Grade überrascht ist die Welt durch die neueste Wendung der Politik des deutschen Reichskanzlers, die Annäherung an Rußland ist rasch von einer ganzen Reihe von Erscheinungen gefolgt gewesen, in denen sich die Intimität der Höfe und die Freundschaft der Kabinete klar und entschieden ausspricht, und die europäische Presse wird nicht müde, unter Ausdrücken des Erstaunens über die Versatilität des deutschen Reichskanzlers auch die merkwürdigen Evolutionen seiner Politik zu verfolgen. An keinem Orte aber ist die Ueberraschung über die jüngste Wendung der deutschen Reichspolitik eine so starke, alle Kreise in Anspruch nehmende, wie in Wien. Man hat die Annäherung an Rußland sich vorbereiten sehen, man hat bemerken wollen, daß Herr von Giers sich weniger zufrieden mit seinem Wiener Aufenthalte gezeigt habe, als mit dem in Friedrichsruh und Berlin, allein man gedachte, daß eine Besserung der deutsch-russischen Beziehungen auch bis zu einem gewissen Grade der austro-russischen zu Gute kommen könnte und beruhigte sich dabei; aber die in raschem Tempo einander sich folgenden und verstärkenden Aeußerungen der Höfe von Berlin und Petersburg und der Kabinete, die Huldigungen der russischen Armee für den greisen Kaiser von Deutschland, diese rasche Erwärmung bis zur Verbrüderung, das hat in Wien geradezu verblüfft. Es sprach sich in Volkskreisen und in politischen Kreisen eine gewisse Eifersucht aus, man hielt sich so lange für die einzige Liebe des Reichskanzlers, daß das Erstaunen über die plötzlich zu alter Gluth erwachte Liebe für Rußland ganz begreiflich ist. Man darf sagen, die Wiener waren total verblüfft, die Pessimisten unter ihnen sahen den östreichisch-deutschen Bund schon als gelöst an und hatten kaum Gehör für die Stimmen der Berliner und Wiener Officiösen, die ein über das andere Mal versicherten, nichts habe sich an den Beziehungen zwischen Deutschland und Oestreich geändert. „Sind wir nicht wieder einmal glücklich dupirt?" hörte man wiederholt fragen, und die alten Feinde des Bundes Oestreichs mit Deutschland, die Slaven und Ultramontanen höhnten in ihrer Weise die östreichischen Deutschen ob ihres guten Glaubens an den ewigen Bestand des deutsch-östreichischen Bundes. Und in der That, das Abschwenken des Kanzlers nach der russischen Seite hin mußte nach allem Vorausgegangenen in Wien mit höchster Verwunderung erfüllen.

Noch vor wenigen Monaten waren Bismarck und Kalnoky in Salzburg vereinigt, und nach ihrer Begegnung wurde der Welt verkündigt, daß die Welt nicht sicherer auf den Schultern des Atlas ruhe, als ein Theil derselben, Europa, auf denen der verbündeten mitteleuropäischen Mächte. Wie stolz trat Kalnoky im Ausschusse der Delegationen auf, pries den Bund mit Deutschland und sprach das Wort: „Wenn wir angegriffen werden, dann werden wir nicht allein stehen," im besonderen Hinblicke auf gewisse kriegslüsterne Kreise Rußlands. Stand das nicht im vollen Einklange mit dem einstigen Worte des Kanzlers im deutschen Reichstage von der „polaren Richtung der russischen und französischen Gewehre"? In der östreichischen Delegation erklärte vor wenigen Monaten Graf Kalnoky, Oestreichs Verhältniß zu Deutschland sei ein vollkommen gesichertes, „weil es sich nicht nur auf die rückhaltlose Uebereinstimmung der beiderseitigen Kabinete gründe, sondern sich in das Bewußtsein der Völker selbst vollkommen eingelebt habe". Wie oft wurde uns versichert, der östreichisch-deutsche Bund sei ein so dichter, daß für einen Dritten, wie beispielsweise selbst für das Deutschland so befreundete Italien (1866 sogar sein Kampfgenosse), kein Raum sei. Blicken wir in die jüngste Vergangenheit und führen wir uns die russisch-deutschen Beziehungen vor. Die Herrscher von Deutschland und Oestreich hatten sich wie seit einer Reihe von Jahren in herzlicher Weise begegnet, dahingegen der Czar Alexander III. in Kopenhagen weilte, von Gladstone besucht, und den Weg nach Berlin nicht finden konnte. Die seit 1879 bestandene Erkaltung der Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland widerstand allen künstlichen Erwärmungsversuchen. Rußland hielt sich durch den Berliner Congreß um alle Erfolge des orientalischen Krieges gebracht, noch immer sprach man in Moskau von der „Niederlage", die Rußland durch den deutschen Reichskanzler erlitten hatte. Hatten sich auch die grimmigen panslavistischen Auslassungen aus der Zeit von Skobelews Reden nicht mehr wiederholt, wurde der Gedanke an eine Allianz mit Frankreich, den Gortschakow (1879) in die Massen geworfen hatte, nicht mehr ernst genommen, milderte sich in Petersburg wie in Berlin die Sprache der Presse, versöhnte sich auch Katkow mit der Idee einer deutschen Vormacht, so war die Entfremdung selbst noch in den letzten Wochen von der Art, daß man sich die Situation gar nicht anders denken konnte, als in dem Bilde der unauflöslichen Allianz Deutschlands mit Oestreich, die wie von Planeten von den östlichen Kleinstaaten und Italien umgeben war, mit dem Gegenüber von den beiden getrennten Staaten Frankreich und Rußland. Und was sehen und hören wir jetzt?

Der Kronprinz von Preußen-Deutschland in Genua von einer russischen Flottenabtheilung begrüßt, Giers kehrt in Friedrichsruh ein, Orlow, „der zuverlässige Freund Deutschlands",

Digitized by Google

wird von Paris nach Berlin versetzt, um die Annäherung zur Intimität auszubilden, Großfürst Michael, nicht weniger als der Armee-Obercommandant der russischen Armee, trifft an der Spitze einer großen Deputation russischer Offiziere in Berlin ein, um dem Kaiser Wilhelm am 70. Jahrestage seiner Ernennung zum Georgsritter zu huldigen, ihm den Marschallsstab in Brillanten zu überreichen. Nun folgt ein Austausch der herzlichsten Freundschaftsversicherungen, das amtliche russische Organ feiert die Waffenbrüderschaft zwischen Rußland und Deutschland, welche heute noch die „Basis enger Freundschaftsbande" sei, und diese Waffenbrüderschaft wird in feierlichen Trinksprüchen in Berlin besiegelt. Unterdeß arbeiten der deutsche Reichskanzler, der russische Militärbevollmächtigte Fürst Dolgorucky und der Kriegsminister von Bronsart an einer praktischen Bethätigung dieser Freundschaft, an dem Plane, die an den Grenzen concentrirten Heeresmassen in das Innere des Landes zu verlegen. So haben sich die Dinge geändert, das gute, hundertjährige Freundschaftsverhältniß, das Bismarck einst im deutschen Reichstage so sehr gerühmt, scheint wiedergekehrt. Darüber kann sich Jedermann freuen. Wird es aber wieder bis zur „Thurmhöhe" emporwachsen? fragt man besorgt in Oestreich. Denn hier erinnert man sich gar wohl jener Zeit, wo diese Freundschaft „thurmhoch" war, Fortschrittler, Nationalliberale und Ultramontane dem deutschen Reichskanzler die Berücksichtigung der östreichischen Interessen an das Herz legten, wie z. B. Bennigsen, der dafür ganz gehörig abgefertigt wurde. Der deutsche Reichskanzler ließ die Russen über die Donau ziehen, Rumänien zur Heeresfolge zwingen, gegen Oestreichs Wunsch und Interesse den Balkan überschreiten, bis nach S. Stefano vorrücken und dort den Theilungsvertrag mit der Türkei vereinbaren. Erst da zwang er Rußland vor den Congreßtisch, an diesem entriß er dem siegreichen Rußland einzelne Beutestücke und verschaffte dem durch diesen Krieg in seinem Interesse schwer geschädigten Oestreich das Mandat der Occupation von Bosnien und Herzegowina, den Marsch in die Sackgasse. Diese Reminiscenzen werden in Oestreich wach, sobald man die Freundschaft Rußlands mit Deutschland wieder erblühen sieht, deren Kosten die Türkei und Oestreich zu bezahlen hatten. Hat sie etwa den Krieg verhindert? Nein, sie hat es Rußland erst möglich gemacht, ihn zu führen. Sie artete in Entfremdung und Feindseligkeit aus und diese haben durch fünf Jahre gewährt. Wird Oestreich in erster Reihe Bundesgenosse sein? Oder in die zweite Reihe verdrängt werden? Oder soll gar der Dreikaiserbund wieder aufleben, der das Unmögliche möglich zu machen suchte, die Aspirationen des griechischen und des römischen Kaiserthums zu versöhnen? Dagegen lehnt sich die öffentliche Meinung Oestreichs ganz und gar auf. Sie zu beruhigen sind nun die Preßbureaux in Wien und Berlin gleich beflissen. Das officiöse Leitmotiv in Wien läßt sich dahin vernehmen, daß, welche Schritte immer Bismarck gegenüber einem andern Staate thut, dies nur im Sinne der mit Oestreich geschlossenen Allianz, zur Förderung und Kräftigung derselben geschehe. Die Folge der Conferenzen in Friedrichsruh sollen sein, daß Rußland und Oestreich jeden Incidenzfall in Zukunft in Freundschaft erörtern sollen. Wir fragen, weshalb geschah denn das nicht früher? Deutschland war dafür nicht ein Hinderniß? Deutschland, der „ehrliche Makler". Denn der eigentliche immanente Gegensatz besteht eben in dem Contraste der Interessen Oestreichs und Rußlands. Oder ist die Zahmheit der Auffassung der Gegensätze auf Seite der östreichischen Staatsmänner nicht vielmehr eine Folge der so plötzlichen Schwenkung Deutschlands zu Rußland? Die Berliner Officiöse sagt, die deutsche Regierung habe sich keinen Schritt von Oestreich entfernt, sondern mit der Annahme russischer Annäherung nur die Zwecke des austro-deutschen Bündnisses gefördert. So hätte dieses Bündniß fünf Jahre lang auf solche Förderung warten müssen? Ist da nicht zu viel bewiesen? Am auffallendsten ist aber, daß die russische Presse, die so redselig die neugewonnene Freundschaft mit Deutschland preist, von dem von letzterem unzertrennlichen Oestreich, mit dem es sich doch in allererster Linie auszusöhnen hatte, schweigt. Hieß es doch sonst immer, der Weg nach Berlin führe über Wien? Nun auch die östreichisch-russische Grenze wird, ist bewehrt, auch hier sammelten sich Reiterschwadronen, wurden Befestigungen aufgeführt, neue Bahnlinien tracirt; davon schweigt aber bisher die Fabel und man darf mit Spannung erwarten, was der ernüchterte Kalnoky seinerseits, nun nachdem auch er eine diplomatische Parallelaction eröffnen muß, Alles vorkehren wird, um auch Oestreich in ein Freundschaftsverhältniß zu Rußland zu setzen. Wir begreifen vollkommen, daß seine Organe die größte Zuversicht an den Tag legen, daß sie sich die größte Mühe geben, die Gemüther in Oestreich zu beruhigen, aber in der Mühe der Beruhigung merkt man die eigene Unruhe, ebenso wie in dem Anscheine der Zuversicht. Mit einiger Emphase wird in Wien verkündet, dadurch werde der Friedensbund erweitert. Nichts könnte uns erwünschter sein; denn wer wollte leugnen, daß die Erhaltung des Friedens dem ganzen Welttheil ein Bedürfniß, für Oestreich geradezu unabweisbar geworden.

Und das führt uns logisch zum Berichte über die Aufnahme der neuesten Wendung der deutschen Reichspolitik in Oestreich. Die friedliebenden östreichischen Deutschen, die als die eigentlichen Träger und Verfechter des Bundes mit Deutschland anzusehen sind und vor Allem an diesem festhalten, sind auch über die neueste Wendung der reichskanzlerischen Politik nicht betrübt; insofern sie aber dazu beiträgt, gewisse slavische Hitzköpfe, welche Oestreichs Beruf darin erblicken, im slavischen Osten Eroberungen zu machen, zur Raison zu bringen, begrüßen sie die neue Situation sogar mit Beifall. Denn klar ist es, daß Oestreich jetzt einem Conflicte mit dem an Deutschland angelehnten Rußland doppelt vorsichtig ausweichen muß, daß es Gefahr läuft, durch Unvorsichtigkeit oder Provocation zwei mächtigen Gegnern gegenüber zu stehen, vor Allem Deutschlands mächtige Freundschaft zu verlieren. Die Deutschen Oestreichs aber datiren den Niedergang ihrer politischen Macht im Innern hauptsächlich von der Zeit an, wo Oestreich seine Aspirationen als slavische Vormacht ins Werk zu setzen begann, unterstützt durch deutsche Hülfe, und so ist denn nichts natürlicher, als daß sie aus dem Zusammenhange der äußern mit der innern Politik die Folgerung ziehen, daß mit einem Zurücktreten der slavischen Expansionspolitik nach Außen auch die Begünstigung der slavischen Volkselemente im Innern aufhören werde.

Anders ist die Auffassung der neuesten Wendungen in den Kreisen der Polen. Sie scheinen völlig sprachlos geworden, ihr wahnwitziger Russenhaß, den sie so gern propagirt und auf Oestreich übertragen hätten, ist jetzt ohnmächtig. Die Agitation gegen Rußland, das Ausbeuten ihres Einflusses in Oestreich zu nationalpolnischen kriegerischen Zwecken wird fürder nicht möglich sein; ihre phantastischen Demagogen spiegelten der polnischen Welt einen Vergeltungskrieg gegen Rußland vor, an dem sich Oestreich und Preußen betheiligt hätten, in welchem sie das Geschäft des Revolutionirens von Großpolen übernommen haben würden, bei welcher Fischerei im Trüben so einfach und zweifelsohne ein wieder hergestelltes Polen zu Tage getreten wäre. Die letzten Monate gab es denn auch eine Hochfluth von Artikeln und Broschüren über den Zukunftskrieg mit Rußland. Jetzt ist die Seifenblase geplatzt und den Polen bleibt wieder einmal das leere Nachsehen. Ganz ebenso den Honved-Politikern und Politikastern, die nichts Anderes vor Augen haben, als einen Revanchekrieg Ungarns gegen Rußland, die Rache für Vilagos, den Act der Unterwerfung der ungarischen Insurrection durch Rußlands Hülfe. („Ungarn liegt zu Ew. Majestät Füßen" — meldete Paskiewitsch dem Kaiser Nikolaus nach Görgeys Kapitulation.) Doch von diesen einflußlosen Gefühlspolitikern der äußersten Linken braucht nicht weiter die Rede zu sein. Ihre Verblüffung wäre der geringste Triumph der Bismarck'schen Staatskunst, die der Welt immerhin ein neues Räthsel aufgibt, dessen Lösung schwierig, dessen Inhalt ein Geheimniß ist.

Was in aller Welt, fragt man sich in Wien, kann die Ursache dieser Abschweifung zu Rußland sein? War Frankreich wieder einmal die Triebfeder dieses im Osten wirkenden Mechanismus? Ging eine drängende Iniative von Rußland aus?

Digitized by Google

Bot Oestreich allein dem deutschen Reichskanzler nicht Ersatz genug für das fernstehende Rußland? Stellte Oestreich zu große Ansprüche an die Hülfe Deutschlands? Dünkte ihm das Verhältniß zu Rußland gefährlich, daß er besorgen mußte, in einen Conflict mit hinein gezogen zu werden? Gab Frankreich irgend einen Anlaß zur neuerlichen Befürchtung einer Allianzwerbung bei Rußland? Waren die Schwierigkeiten zwischen Oestreich und Italien, die noch immer nicht beseitigt sind, der Art, daß der Reichskanzler dieses Material als zu spröde beseitigte und lieber an die Vereinigung der immerhin nicht großen Mißverständnisse mit Rußland schritt, seine Allianzen nach dieser Richtung ausbaute? Das sind Fragen, die sich an den denkenden Politiker herandrängen. Ein neues Kapitel internationaler Geschichte hat begonnen, der deutsche Reichskanzler kehrt zur Politik zurück, die er vor einem Lustrum aufgegeben hat. Die Allianz mit Oestreich hört, das glauben wir entschieden, deshalb nicht auf; aber der Sanguinismus der Oestreicher, mit dem sie so rasch lieben oder hassen, oder Eifersucht empfinden, muß sich der deutschen Reichspolitik gegenüber abkühlen. Denn diese ist sich Selbstzweck und alle Allianzen sind ihr nur Mittel zur Hintanhaltung einer gegen Deutschland gerichteten Coalition, Erhaltung des Friedens.

Wien. Austriacus.

Der Staat und die katholische Kirche.

(Schluß.)

Es wurde in letzter Nummer bemerkt: das Falck'sche System habe Bedenken wegen seiner allzu großen Schärfe bezüglich der Durchführung der Gesetze. Dies führt uns auf die letzte der hier zu erörternden Principienfragen: **Strafrecht oder Verwaltungszwang.** Die Gesetze der Falck'schen Aera sind sämmtlich ausgestattet mit umfassenden strafrechtlichen Ausführungsbestimmungen. Die Verletzung der materiellen Vorschriften ist bedroht mit Geld- und Gefängnißstrafen, welche durch den ordentlichen Strafrichter zu verhängen sind. Das gleiche System beherrscht die kirchenstaatsrechtliche Gesetzgebung von Baden und Hessen, **während die neuere Gesetzgebung in Oestreich, Württemberg, Sachsen und ebenso die ältere in Bayern ihre Durchführung nicht durch den Strafrichter, sondern durch die Zwangsmittel der Verwaltung findet.** Wir wollen auf die Deduction aus dem Erfolge kein allzu großes Gewicht legen: der Werth gesetzlicher Vorschriften bestimmt sich keineswegs stets nach ihrem Erfolge. Immerhin muß doch darauf hingewiesen werden, daß **die Staaten mit Verwaltungszwang ihr neues Kirchenstaatsrecht haben ohne Culturkampf durchführen können, die Staaten mit Strafrecht dagegen nicht.** Bei der sehr großen, allgemein politischen Bedeutung der Sache in Staaten mit Vertretungen irgend welcher Art, welche aus Volkswahl hervorgehen, muß der Staatsmann und Politiker das Moment des Erfolges immerhin berücksichtigen, wenn es auch nicht bestimmend sein darf. **Bestimmend müssen innere Gründe sein. Und hier ergeben sich doch schwere Bedenken gegen das strafrechtliche System.** Man hat diesem letzteren seiner Zeit ganz besonderen Werth und hohe Culturbedeutung beigelegt. Die Falck'sche Gesetzgebung entstand zu einer Zeit, wo es fast schien, als könne die ganze Verwaltung in Preußen überhaupt auf ein Minimum reducirt werden, als sei die Verwaltung für das Staatsleben gewissermaßen nur ein Nothbehelf, während die Gerichtsbarkeit, die civile, criminelle und administrative, das das Staatsleben grundsätzlich allein beherrschende Princip sein müsse. Das helle Licht des Gerichtssaales war eines der beliebtesten Schlagworte im Gegensatz zum Dunkel der Verwaltung. Man liebte, die letztere in möglichst düsteren Farben zu schildern und bei manchen Kammerreden über die Verwaltung muthete es den Hörer oder Leser ganz unheimlich mittelalterlich an, wie Inquisition und Tortur und brutalste Willkür der Schergen des Staates. Das hat nun inzwischen seine Correctur erfahren und die Meinung, daß man die Staatsverwaltungsbehörden eigentlich entbehren könne, wenn man nur Gerichte genug habe, gehört jetzt doch mehr in den Bereich der sonderbaren Schwärmerei oder doctrinärer Verranntheit, nicht aber in den Bereich ernsthafter Politik. Denkt man an gewisse Phasen der preußischen Verwaltungsgesetzgebung im vorigen Jahrzehnt zurück, so fragt man sich unwillkürlich: wie einige legislatorische Vorschläge nur möglich waren, gerade in diesem preußischen Staate, dessen ganze Geschichte in der möglichst fest gefügten und einheitlich concentrirten Staatsverwaltung beruht, welche die Voraussetzung für die Militärorganisation und damit für alle Großthaten Preußens vom Großen Kurfürsten bis zum Großen König und vom Großen König bis zu unserm großen Kaiser war. Darauf beruht die Größe Preußens und des Reiches heute und für alle Zukunft: wer daran rüttelt, rüttelt am Grundbau des Staates. Keineswegs soll in diesen Bemerkungen eine Verurtheilung des Gedankens der Verwaltungsgerichtsbarkeit liegen; nur gegen die Ueberspannung dieses Gedankens richten sich die obigen Bemerkungen; daß aber zeitweise auch von der Regierung eine solche Ueberspannung vertreten wurde, wird jetzt wohl ziemlich allgemein anerkannt. Und die Frage, ob in der Kreis- und Bezirksinstanz nicht **alle** Verwaltungssachen nur Beschlußsachen, nicht Streitsachen sind, halten wir auch heute noch nicht für definitiv erledigt.

Unter dem — directen oder indirecten — Einfluß dieser Gedanken entstand auch das strafrechtliche System der Maigesetze. Ist es aber wirklich ein innerlich gerechtfertigter Gedanke, daß der Bischof, der nicht „anzeigt", der Priester, der, ohne die Reichsangehörigkeit oder die vom Gesetz geforderte Vorbildung zu besitzen, geistliche Functionen ausübt, eine That begeht, welche mit Mord, Raub, Diebstahl oder auch nur mit Hochverrath qualitativ auf gleiche Stufe gestellt werden kann? Aber selbst diesen Einwand preisgegeben, wie ja in der That mit demselben von ultramontaner Seite viel Unfug getrieben wurde: ist es nicht zweckmäßiger, das kirchenstaatsrechtliche Gebiet, wo doch nun einmal religiöse und Gewissensfragen sehr zarter Natur in Frage kommen, lediglich den Verwaltungsbehörden zu überweisen, welche im Rahmen des Gesetzes den Erfordernissen der Zweckmäßigkeit und den „mildernden Umständen" mehr Rechnung tragen können und dürfen, als dies den Gerichten gestattet ist? Ist es nicht ein zu erwägendes Moment, daß das Gefühl von Millionen der Unterthanen verletzt wird, wenn ein Priester oder Bischof wegen Vornahme religiöser oder nur kirchlicher Functionen vor den Strafrichter citirt oder geführt wird? Je mehr man über die Sache nachdenkt, desto mehr befestigt sich die Ueberzeugung: **das kirchenstaatsrechtliche Gebiet ist ein Gebiet, das rein der Verwaltung zugehört, auf welchem der Rechtsschutz der Gerichte viel mehr schadet als nützt.** Den Verwaltungsbehörden einfach Willkür zu supponiren, ist ein ungerechtfertigter und unwürdiger Standpunkt, den wir ohne weitere Erörterung einfach ablehnen. **Darum ersetze man das schroffe strafrechtliche System durch das bewährte östreichisch-württembergisch-sächsische des Verwaltungszwanges.**

Diese allgemeine Erörterung führt uns mit einer gewissen Nothwendigkeit auf die specielle Betrachtung des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1874. Dasselbe wurde erlassen, als die Wogen des Culturkampfes sehr hoch gingen, und bildete immer ein Hauptobject ultramontaner und auch fortschrittlicher Opposition. Man erinnert sich, wie seiner Zeit der Abgeordnete Richter mit seiner unmittelbaren Gefolgschaft der Regierung ein Bein stellte mit seiner lebhaften Parteinahme für den Centrumsantrag auf Beseitigung jenes Gesetzes. Mit Emphase klagte und klagt man die Regierung an, daß sie aus dem Gebäude der Maigesetzgebung einen Stein nach dem anderen herausbreche, aber wenn der Fortschritt von diesem Gebäude das Dach abheben will, so verdient dies natürlich nur das Lob der Principientreue. Das Ges. vom 4. Mai 1874 gibt dem Staat gegen renitente Kirchendiener — das Gesetz bezieht sich auf **alle** Religionsgesellschaften — die verwaltungsrechtlichen Mittel der Externirung und Con-

Digitized by Google

fination, äußersten Falles der Aberkennung der Staatsangehörigkeit und Ausweisung aus dem Vaterlande. Formelle Voraussetzung dieser verwaltungsrechtlichen Maßregeln ist ein gerichtliches Urtheil bestimmten im Gesetz näher umschriebenen Inhaltes. Diese formelle Voraussetzung würde künftig wegfallen und müßte, falls das Gesetz sonst aufrecht bleiben soll, anderweit ersetzt werden. Wir sprechen uns für Aufrechterhaltung des Gesetzes aus. Ob Externirung und Confination nicht aufzugeben sind, lassen wir allerdings dahingestellt; bei dem militärisch festen Zusammenhang der katholischen Hierarchie erscheinen uns diese Strafmittel von sehr zweifelhaftem Werthe. *Aberkennung der Staatsangehörigkeit und Vaterlandsverweisung aber sind als äußerstes Zwangsmittel zum Schutze der Staatsinteressen beizubehalten.* Die sonst wohl gegen diese Mittel geltend gemachten internationalen Bedenken treffen beim katholischen Klerus nicht zu; das Strafmittel des Verlustes der Staatsangehörigkeit kommt auch sonst, speciell im Militärrecht, vor (Ges. vom 1. Juni 1870 §§. 20, 22); gerade dem katholischen Klerus gegenüber aber erscheint uns das Strafmittel als äußerstes aus inneren Gründen durchaus gerechtfertigt. Der in der katholischen Kirchenverfassung liegende Anreiz, interja unter Umständen antinationale Gesichtspunkte den nationalen voranzustellen, bedarf dringend jenes Correlates, und die katholische Kirche hat nicht die mindeste Berechtigung, gegenüber einer solchen Vorsichtsmaßregel des Staates sich mit dem Mantel der sittlichen Entrüstung zu drapiren.

IV.

Es verbleiben der Erörterung nunmehr noch folgende Einzelpunkte: 1) die *Vorbildung zum geistlichen Amte*, 2) die *Anstellung*, 3) die *Disciplinargewalt der kirchlichen Oberen* — der Inhalt der beiden Gesetze vom 11. und 12. Mai 1873, deren formelle Aufhebung wir vorschlagen. Die Fragen der Vorbildung und Anstellung bilden recht eigentlich die Quintessenz des Culturkampfes.

Hinsichtlich der *Vorbildung* fordert das Ges. vom 11. Mai 1) Abgangszeugniß von einem deutschen Gymnasium, 2) dreijähriges Studium auf einer deutschen Universität, 3) das sog. Culturexamen (§. 3 ff.). Die katholische Kirche hat nach Maßgabe der tridentinischen Schlüsse ein vollkommen selbständiges System der Vorbildung zum geistlichen Amte für sich geschaffen; „a tenera aetate“ sollen die zum geistlichen Stande bestimmten Knaben in abgeschlossene bischöfliche Anstalten, die sog. Knabenseminare, aufgenommen werden, welche der Kirche den Ersatz für die staatlichen Gymnasien bieten; von hier aus treten die Jünglinge in die dem theologischen Studium ausschließlich dienenden Priesterseminarien über; den Abschluß bildet der bischöfliche Pfarrconcurs, durch welchen die Qualification zum geistlichen Amt erworben wird. Die Knabenseminare hat das Ges. vom 11. Mai principiell verboten (§. 14); *die Gymnasialbildung soll auch der künftige katholische Geistliche auf einem staatlichen Gymnasium sich erwerben; daran muß festgehalten werden.* Die Kirche setzt dieser Forderung des Staates auch einen absoluten Widerspruch nicht entgegen. *Das Gleiche gilt vom Universitätsstudium*; die bestehenden katholisch-theologischen Facultäten an den preußischen Universitäten, sowie die gleichen Anstalten an außerpreußischen Universitäten sind von der Kirche anerkannt und werden von den künftigen katholischen Geistlichen frequentirt; somit bietet auch dieser Punkt keinerlei unüberwindliche Schwierigkeiten. Daß dem Cultusminister die Möglichkeit gewährt wird, in außerordentlichen Fällen von dem Maturitätszeugniß eines deutschen Gymnasiums sowie dem deutschen Universitätsstudium zu dispensiren, mag in der Billigkeit begründet sein. *Inwieweit dagegen die Kirche außer diesem Bildungsgang noch eine besondere Vorbildung in Priesterseminarien für erforderlich findet, kann als innerkirchliche Angelegenheit ihr selbst überlassen werden*; die Interessen des Staates sind durch die obigen Vorschriften ausreichend gewahrt; eine specielle Aufsicht des Staates über die Priesterseminarien (wie jetzt § 9) ist nicht zu fordern, da sie in das innerkirchliche Gebiet eingreift und da sie, *was praktisch triftiger, dem Staat gar nichts nützt.* Die Illusion, den katholischen Klerus auf Grund staatlicher Vorschriften im nationalen Sinne erziehen zu können, darf man nicht allzu sehr pflegen; der katholische Klerus ist in der ganzen Welt der gleiche; man täuscht sich, wenn man glaubt, durch staatliche Vorschriften die Vorbildung des Klerus bestimmend beeinflussen zu können. Höchstens mag man vorschreiben, daß an bischöflichen Seminarien nur solche Personen als Lehrer angestellt werden dürfen, welche zur Bekleidung eines bepfründeten Amtes in Preußen (s. unten) qualificirt sind. Ueberläßt der Staat die Priesterseminarien den Bischöfen, so wird er auch keine finanziellen Aufwendungen für dieselben machen und auch nicht generell den Ersatz des Universitätsstudiums durch das Studium in Priesterseminarien (jetzt § 6) zulassen dürfen.

Mit dem Pfarrconcurs beschäftigt sich das Gesetz vom 11. Mai gar nicht; wohl aber wird neben demselben das sogenannte *Culturexamen* von Staatswegen gefordert. In Baden hat man bekanntlich dieses staatliche Examen bereits fallen gelassen und Preußen hat in Art. 3. des Gesetzes vom 31. Mai 1882 nunmehr den gleichen Weg beschritten; täuschen wir uns nicht, so hat auch bei uns der Gedanke jenes Culturexamens nur mehr geringe Sympathien. Höchstens mag man fordern, wie dies Baden und Preußen jetzt thun, daß die Theologen auf der Universität eine Anzahl allgemeiner Vorlesungen hören müssen, eine Forderung, welche übrigens auch für Mediciner und Juristen (hier aber nur unter Erhöhung der Zeit des Studiums) sehr am Platz wäre. Der Forderung, daß dem bischöflichen Pfarrconcurs ein Regierungsbeamter als Staatscommissar beiwohne, dürfte die Kirche wohl auch keinen absoluten Widerstand entgegensetzen, ja selbst zugeben, daß dieser Staatscommissar im Examen aus Staatsrecht prüfe. In Bayern unterwirft man sich ja viel weitergehenden Vorschriften, deren Erörterung jedoch hier füglich unterbleiben kann.

Bezüglich der *Anstellung* zu jedem geistlichen Amt fordert der Staat außer der Vorbildung noch Reichsangehörigkeit und die berühmte Anzeige (§ 1). Die erstere Forderung wird von der Kirche kaum beanstandet. Die Anzeige ist dem Oberpräsidenten zu erstatten (§ 15), welcher aus bestimmt bezeichneten gesetzlichen Gründen Einspruch erheben kann (§ 16), wogegen der Bischof den königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten anrufen kann zu definitiver Entscheidung (§ 16). Letztere Vorschrift war bekanntlich ein Hauptstein des Anstoßes: dieselbe ist jetzt insofern beseitigt, als die betreffende Function dem Cultusminister übertragen ist (Gesetz vom 11. Juli 1883, Art. 2), was wir für innerlich durchaus gerechtfertigt halten. Sind die sonstigen Schwierigkeiten beseitigt, so dürfte die Anzeige kaum viel Noth bereiten; die neueste Gesetzgebung hat diese Materie bereits geebnet, indem sie außer der eben bezeichneten Revision die Anzeigepflicht aufhebt für solche Seelsorge-Aemter, deren Inhaber unbedingt abberufen werden dürfen, sowie für die Anordnung einer Hülfsleistung oder einer Stellvertretung in einem geistlichen Amte, sofern letztere nicht in der Bestellung des Verwesers eines Pfarramts besteht (Gesetz vom 11. Juli 1883, Art. 1). Für die Anstellung von Kaplänen und Hilfsgeistlichen, die kein festes Beneficium haben, die Anzeige zu fordern, geht zu weit. Die Erfüllung der so umgrenzten Anzeigepflicht soll der Staat speciell durch zwei Bestimmungen sichern: 1) *der Bezug der Pfründe ist juristisch bedingt von der erfüllten Anzeige; der Staat ist, mit den Mitteln des Gesetzes vom 20. Juni 1875 über die Vermögensverwaltung ausgestattet, in der Lage, jede Pfründe eintretenden Falles zu sperren*; soweit das betreffende Gesetz etwa nicht ausreicht, wäre dasselbe zu ergänzen; zweckmäßig mag man, wie vorgeschlagen wurde, ein formelles Einweisungsdecret des Staates in die Pfründe fordern; 2) *ebenso mache man die Bekleidung irgend welcher staatlichen Function, also insbesondere die Mitwirkung an der Schulverwaltung einschließlich der Ertheilung des Religions-*

Digitized by Google

unterrichtes von der Erfüllung der Anzeigepflicht abhängig. Dann wird die Kirche die Anzeige wohl erstatten. Die formelle Ordnung der Anzeigepflicht halten wir, so wie dieselbe nach der gegenwärtigen Gesetzgebung besteht, für zutreffend; zu erwägen wäre nur, ob nicht an die Stelle der drei im Gesetz speciell aufgeführten Einspruchsgründe zweckmäßiger eine allgemeine Fassung, wie in Bayern und Württemberg, zu setzen wäre.

Was endlich die Disciplinargewalt über den Klerus betrifft, so enthält hierüber das Gesetz vom 12. Mai 1873 sehr ausführliche Vorschriften. Der erste Satz des Gesetzes schließt mit dem Verbot der Jurisdiction außerdeutscher kirchlicher Behörden juristisch unzweifelhaft die Disciplinargewalt des Papstes aus (§ 1). Wir erblicken hierin einen schweren Fehler des Gesetzes. Der Staat, welcher die katholische Kirche anerkennt, muß auch die Spitze dieser Kirche, den Papst, anerkennen und darf keinesfalls in seine Gesetzgebung einen Satz aufnehmen, der juristisch ein absolutes Verbot der Amtsgewalt des Papstes enthält. Das mußte die Katholiken aufs Tiefste verletzen. Ein schwerer Fehler war aber jene gesetzliche Bestimmung besonders deshalb, weil sie gänzlich nutzlos ist. Die Disciplinargewalt des Papstes wird ja überhaupt mehr theoretische als praktische Bedeutung bei der gegenwärtigen Entwickelung der katholischen Kirche haben. Falls sie aber praktisch zur Geltung gebracht werden will, hat der Staat absolut keine Möglichkeit sie auszuschließen, am allerwenigsten durch einen Gesetzesparagraphen.

Den Gegensatz zu § 1 bildet § 24, der dem Staat das Recht vindicirt, einem Geistlichen aus Gründen der öffentlichen Ordnung die weitere Ausübung des Amtes zu verbieten und unmöglich zu machen. In der jetzigen correcten Fassung (Gesetz vom 14. Juli 1880, Art. 1) muß diese Vorschrift unbedingt festgehalten werden, sie bildet gewissermaßen den Grund- und Eckstein unseres Systemes und gewährt dem Staat immer die Möglichkeit, seine vitalen Interessen gegen die Uebergriffe eines fanatischen staatsfeindlichen Klerus zu wahren. In Verbindung mit den oben erörterten Vorschriften des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1874 ist der obige Paragraph eine starke Schutzwehr des Staates, und so lange diese Vorschriften festgehalten werden, ist der Canossaruf ungerechtfertigt. Als Form dieser staatlichen Maßregel wünschen auch wir ein gerichtliches Urtheil; die Fällung desselben aber möchten wir nicht einem Specialgerichtshof, sondern dem allgemeinen Oberverwaltungsgericht zugewiesen wissen. Um die Wiederbesetzung der Stelle in solchem Falle sich zu kümmern, hat der Staat keinen Anlaß und kann dies auch schon nach der dermaligen Gesetzgebung nicht mehr thun.

Von den übrigen Vorschriften über die Controle der geistlichen Disciplinargewalt ist festzuhalten die Aufsicht über die Demeritenhäuser (§ 6); hier sprechen in der That schwerwiegende Interessen des Staates und schlimme Erfahrungen früherer Zeit dafür, daß der Staat sich die Möglichkeit des Eingreifens wahrt. Ferner ist festzuhalten das Verbot der körperlichen Züchtigung (§ 3) sowie überhaupt aller durch das staatliche Strafrecht ausgeschlossenen Strafmittel, ferner die Vorschrift, daß Freiheitsstrafen nur in den der Controle des Staates unterstehenden Demeritenhäusern vollzogen werden dürfen (§ 5). Die staatliche Ausführung kirchlicher Disciplinarentscheidungen ist abhängig zu machen von der Vollstreckbarkeitsclausel des Oberpräsidenten, welche unter Einreichung der Acten zu beantragen und nach genauer Prüfung der Sache zu gewähren oder zu versagen ist (§ 9). Alles was sonst noch im Gesetz vom 12. Mai an Controlbefugnissen des Staates sich findet, ist ein Eingriff in die Sphäre berechtigter Selbständigkeit der Kirche und — was wichtiger — ist für den Staat ganz nutz- und werthlos. Was soll es für einen Sinn haben, wenn der Staat die Kleriker gegen Uebergriffe der kirchlichen Oberen mit allen möglichen sorgfältig ausgedachten Rechtsmitteln zu sichern unternimmt (§ 10 ff.), während doch dieser Schutz gar nicht begehrt sondern völlig abgelehnt wird? Der Staat hat Besseres und Nöthigeres zu thun, als prachtvolle Wege herzustellen, welche von denjenigen, für welche sie bestimmt sind, sorgfältig gemieden werden. Damit entfiele auch der kirchliche Gerichtshof (§ 32 ff.), der ja zu wirklichem Leben jetzt doch die Kraft nicht mehr hat, seitdem die Bischöfe nicht mehr ab- sondern eingesetzt werden.

V.

Demnach würde das für die katholische Kirche zu erlassende Specialgesetz etwa folgenden Inhalt haben:

1. Die katholische Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten im Rahmen des nachfolgenden Gesetzes selbständig.

2. Bezüglich der Besetzung der bischöflichen Stühle sowie der Domherrnstellen bewendet es bei den vorhandenen älteren Rechtsvorschriften. Die königl. Verordnung vom 6. December 1873 wird aufgehoben.

3. Bezüglich der Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens bewendet es bei den Gesetzen vom 20. Mai 1875 und vom 7. Juni 1876. Der Pfarrer führt jedoch den Vorsitz im Kirchenvorstand und in der Gemeindevertretung.

4. Bezüglich der Grenzen der kirchlichen Straf- und Zuchtmittel bewendet es bei dem Gesetz vom 13. Mai 1873; jedoch darf die Verkündigung verhängter Kirchenstrafen in Kirchen oder gottesdienstlichen Gebäuden erfolgen, aber nicht in beschimpfender Form.

5. Bezüglich der Orden und Congregationen bewendet es einstweilen bei dem Gesetz vom 30. Mai 1875, dessen demnächstige Revision vorbehalten bleibt.

6. Das Recht des Bischofs zur Verleihung geistlicher Aemter ist frei nach Maßgabe folgender Vorschriften:

a) geistliche Aemter dürfen nur an Reichsangehörige verliehen werden;

b) Personen, welche wegen eines Verbrechens oder Vergehens, welches das Strafgesetzbuch mit Zuchthaus oder mit dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte oder dem Verlust der öffentlichen Aemter bedroht, verurtheilt sind oder sich in Untersuchung befinden, dürfen geistliche Aemter nicht bekleiden;

c) geistliche Aemter dürfen nur an solche Personen verliehen werden, welche den gesetzlichen Vorschriften über die Vorbildung genügt haben.

7. Die erforderliche Vorbildung ist nachzuweisen:

a) durch das Abgangszeugniß eines deutschen Gymnasiums;

b) durch ein Zeugniß über zurückgelegtes dreijähriges Universitätsstudium, durch welches zugleich der fleißige Besuch von Vorlesungen über Philosophie und Geschichte nachgewiesen werden muß;

c) durch ein Zeugniß über das bestandene theologische Examen, welchem ein Staatscommissar beiwohnt, der das Zeugniß mit zu unterschreiben hat.

8. Die Einweisung in kirchliche Pfründen, einschließlich der aus Staats- und Communalmitteln dotirten, erfolgt durch den Oberpräsidenten, welchem die sub 6 und 7 bezeichneten Erfordernisse nachzuweisen sind. Der Oberpräsident kann außerdem die Einweisung versagen, wenn gegen den Ernannten Bedenken in bürgerlicher oder staatsbürgerlicher Beziehung obwalten. Gegen die Entscheidung des Oberpräsidenten ist Beschwerde an den Cultusminister gestattet, welcher definitiv entscheidet.

9. Von den Erfordernissen sub 7 a und b kann der Cultusminister aus besonderen Gründen dispensiren.

10. Das Einweisungsdecret des Oberpräsidenten hat zur Folge

a) das Recht auf die Temporalien;

b) das Recht, schulamtliche Functionen, einschließlich der Ertheilung des Religionsunterrichtes, auszuüben;

c) das Recht, an sonstigen Staatsanstalten fungiren zu können.

11. Die Vorschriften sub 6—10 gelten auch für die Anstellung von Lehrern an bischöflichen Priesterseminarien, sowie für Patronatspfarreien, für letztere vorbehaltlich der sonstigen Rechtsvorschriften.

12. Die Disciplinargewalt der geistlichen Oberen ist frei im Rahmen der nachstehenden Vorschriften:

a) alle dem Reichsstrafgesetzbuch unbekannten Strafmittel sind verboten;

Digitized by Google

b) Freiheitsstrafen dürfen nur in Demeritenhäusern vollstreckt werden, welche unter staatlicher Aufsicht stehen;

c) die Vollstreckung kirchlicher Disciplinarentscheidungen durch den Staat ist unter Einreichung der Acten beim Oberpräsidenten zu beantragen, gegen dessen nach genauer Prüfung der Sache erfolgte Entscheidung Beschwerde an den Cultusminister gestattet ist; die Entziehung einer Pfründe ist nur durch die Vollstreckbarkeitserklärung des Oberpräsidenten rechtskräftig.

13. Der Oberpräsident hat darüber zu wachen, daß die kirchlichen Organe ihren Wirkungskreis nicht überschreiten. Beschwerden nach dieser Richtung können jederzeit dem Oberpräsidenten eingereicht werden, gegen dessen Entscheidung der Cultusminister angerufen werden kann. Die Durchführung der staatsgesetzlichen Vorschriften ist durch alle gesetzlich zulässigen Zwangsmittel zu sichern.

14. Geistlichen, welche sich mit der öffentlichen Ordnung in so schweren Widerspruch gesetzt haben, daß ihr Verbleiben im Amte mit den Interessen des Staates unvereinbar erscheint, kann auf Klage des Oberpräsidenten durch Urtheil des Oberverwaltungsgerichtes die fernere Ausübung des Amtes verboten werden.

15. Auf Grund eines nach Maßgabe der Ziffer 14 gefällten Urtheiles kann durch die Ministerien des Innern und des Cultus die Aberkennung der Staatsangehörigkeit und Ausweisung aus dem Staatsgebiete ausgesprochen werden.

16. Die Gesetze vom 11. und 12. Mai 1873, vom 20. und 21. Mai 1874, vom 22. April 1875, vom 13. Februar 1878, vom 14. Juli 1880, vom 30. Mai 1882, vom 11. Juli 1883, sowie die Strafbestimmungen in den Gesetzen vom 13. Mai 1873, vom 20. Juni 1875, vom 31. Mai 1875, vom 7. Juni 1876 sind aufgehoben. *

Literatur und Kunst.

Die Aesthetik des Kunstgewerbes.

Von Moriz Carriere.

„Die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug", so schrieb Hegel in der Vorrede zu seiner Rechtsphilosophie, wo er behauptete, daß die Philosophie zu spät komme, wenn sie die Welt belehren wolle, wie dieselbe sein solle; denn als Gedanke der Welt erscheine die Wissenschaft erst, wenn die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet habe; nicht die Gestalt des Lebens zu ergänzen, sondern zu erkennen sei Sache der Philosophie. Indeß war dem Altmeister selbst in jener Vorrede auch der Satz entschlüpft: „Jetzt hat die Bildung der Zeit eine andere Wendung genommen, und der Gedanke hat sich an der Spitze alles dessen gestellt, was gelten soll." Und so ist es in der That. Die Kunsttheorie Lessings und Winckelmanns hat die Poesie und Plastik ihrer Zeit nicht nachträglich beleuchtet, sondern dem Aufschwunge beider die Fackel vorangetragen, Herder hat den historischen Sinn auch für das politische Leben erweckt, die Romantiker sind einem Cornelius und Overbeck vorangegangen. Die Dämmerung war eine Morgendämmerung, in welcher vom Idealismus der Dichter und Denker aus das Nationalgefühl erweckt, der freie deutsche Bundesstaat gefordert und entworfen ward.

Und wie stand es vor einem Menschenalter mit dem Kunstgewerbe? Kahle Nüchternheit und willkürlicher Naturalismus machten einander das Feld streitig. Da kniete ein Gladiator mit gezücktem Schwert in der Rechten und hielt mit dem wagerechten linken Vorderarm seinen Schild über dem Haupte, und darauf standen blühende Pflanzen; das Ganze war ein Blumentisch, an dessen Fuß man sich stieß, dessen seltsamer Träger fürchten ließ, er werde seine bunte Last in die Luft schleudern. Da lag auf ehernem Zweig mit einigen Blättern eine Birne, und vor derselben erhob sich ein kleiner Cylinder, um eine Kerze aufzunehmen; die Birne öffnete sich und enthielt die Phosphorhölzchen zum Anzünden. Da waren die Hölzer der Fußböden als Pyramiden zugespitzt. Da sollten wir Professoren aus einem Thurm trinken, welcher auf einem Eichenzweig stand, so wie die Metzgerzunft einem silbernen Ochsen den Kopf abhob, um aus dem Rumpf ihren Durst zu stillen. Die Aesthetik stellte dem ihre Mahnung gegenüber: Schönheit ist Zweckmäßigkeit in wohlgefälliger Form; der Stil verlangt, daß der Begriff und die Bedeutung eines Gegenstandes an seiner Gestalt sichtbar werde, daß das Wesentliche und Nothwendige rein und voll hervortrete, die Verzierung sinnvoll demselben sich anschmiege; durch stilvolle und solide Arbeit soll Deutschland in den Wettkampf auf dem Weltmarkt mit der Eleganz der Romanen eintreten. Dem gesellte sich ein in der Architektur selbst genial-schöpferischer Denker, Semper, und forderte, daß man dem Material sich anschließe, seine Vorzüge verwerthe und ihm nichts Falsches zumuthe, den Stein anders als das Erz, den Thon anders als das Holz oder Glas, die Wolle anders als Leinwand oder Seide behandle und ornamentire. Sempers gewichtiges Wort vom Stil betonte diese Seite der Sache so mächtig und vortrefflich, daß sich vielfach die Meinung verbreitete und wir oft hören müssen: nun habe Rumohr doch recht, der Stil bestehe in nichts Anderm als in der Gewohnheit der Künstler, sich den Bedingungen des Stoffs zu fügen, und wir redeten in die Luft, wenn wir sagten: der Stil ist ein idealisirendes Bilden, er betont das Gesetzliche vor dem Zufälligen, er hebt das Wesentliche in großen Zügen hervor und ordnet alles Besondere der Harmonie des Ganzen ein; er ist ferner die geistige Physiognomie, der Charakterausdruck des Meisters selbst, und da dieser ein Sohn seines Volkes und seiner Zeit, zeigt der Stil auch das nationale Empfindungsvermögen einer Epoche in Formen ausgeprägt.

Nun ist uns Gottfried Semper selbst zu Hilfe gekommen. Seine Söhne Hans und Manfred haben seine „Kleinen Schriften"*) gesammelt und herausgegeben, zum Theil ungedruckte Aufsätze oder gelegenheitliche Vorträge, die sich über Architektur, Polychromie, Archäologie und Kunstgewerbe mannigfach verbreiten, und viel Anregendes und Gediegenes bringen. Da findet sich denn das prächtige Wort: „Die Menschengeschichte würde nur von chaotischen Zuständen der Gesellschaft zu berichten haben ohne das jeweilige Eingreifen bewegender und ordnender Kräfte, mächtiger Einzelerscheinungen oder Körperschaften, die mit dem gewaltigen Uebergewicht ihres Geistes die dumpfen, gährenden Massen lenken, sie zwingen, sich um weltgeschichtliche Ideensterne zu verdichten und bestimmte geregelte Bahnen anzutreten. Die Geschichte ist das successive Werk Einzelner, die ihre Zeit begriffen und den gestaltenden Ausdruck für die Forderungen derselben fanden. Wo aber immer ein neuer Culturgedanke Boden faßte und als solcher in das allgemeine Bewußtsein aufgenommen wurde, dort fand er die Baukunst in seinem Dienste, um den monumentalen Ausdruck dafür zu bestimmen. Ihr mächtiger, civilisatorischer Einfluß wurde stets erkannt, und ihren Werken mit bewußtem Wollen derjenige Stempel aufgedrückt, der sie zu Symbolen der herrschenden religiösen, socialen und politischen Systeme erhob." Und an einer andern Stelle betont er die Anforderungen, welche in einem Werke der Kunstindustrie selber begründet sind, die zu allen Zeiten sich gleichbleiben, und reiht daran die Einflüsse, die wir als von außen her auf die Entstehung des Werkes einwirkend bezeichnen dürfen. Eine Trinkschale z. B. wird in ihrer allgemeinen Gestalt immer und überall dieselbe sein (nur nicht wenn der Unverstand sie zum Thurm oder Ochsen macht, wie wir oben sahen!) und im Princip unverändert bleiben, ob sie in Holz, Erz, Thon oder Glas ausgeführt wird. Die Grundidee eines Werkes der Kunstindustrie geht aus dessen Gebrauch und Bestimmung hervor, und ist unabhängig von der Mode und vom Material. Sie ist das Motiv, das in der Natur selbst oder in den frühesten Formen der bildenden Menschenhand seinen Ausdruck gefunden hat; solche

*) Stuttgart, W. Spemann.

Digitized by Google

natürliche und ursprüngliche Formen heißen Typen der Ideen. Ist die ganze Composition von solch einer Grundidee beherrscht, wie in einem Musikstücke das Thema durchklingt, dann sind wir befriedigt. Zweitens kommen die Materialien und die Art ihrer Behandlung in Betracht; drittens die persönlichen Einflüsse des Künstlers und Auftraggebers. Eine Arbeit hat keinen Stil, wenn das Material nicht der Bestimmung des Geräthes entspricht, wenn es nicht seiner Natur gemäß behandelt ist. Tritonen und Nereiden haben Sinn an einem Brunnen, Venus und die Grazien an einem Spiegel, Trophäen und Schlachten auf Waffen, nicht umgekehrt. Man benutze das Material, das sich am besten für die Aufgabe eignet, man ziehe jeglichen Vortheil aus ihm, aber man beachte die Grenzen, welche die dem Gegenstande zu Grunde liegende Idee bedingt und betrachte das Material nicht blos als passive Masse, sondern auch als mitwirkendes Element, Erfindungen anzuregen. Das Metall z. B. läßt sich hämmern, schmieden, schneiden und gießen; in all diesen Behandlungen tritt es principiell anders formbestimmend auf. Zu diesen Bedingungen kommen noch nationale Bildungsrichtung, historische Erinnerungen, locale Einflüsse, und der Sinn des Bestellers sowie die Hand des Künstlers, seine Persönlichkeit und Stimmung. Stil ist das Instrument, dessen sich die Alten zum Schreiben und Zeichnen bedienten; zu dem Werkzeug gehört die Hand, die es führt und der Wille, der sie leitet; da sind die technischen und persönlichen Momente der Entstehung eines Kunstwerkes angedeutet. Und so bedeutet das Wort Stil das zur künstlerischen Bedeutung erhobene Hervortreten des Grundthemas und alle inneren und äußeren Coefficienten, die bei der Verkörperung desselben bedingend einwirken.

Seit einer Reihe von Jahren steht Falke in Wien mitten in der Bewegung, die sich dort im Bau- und Kunstgewerbe entfaltet hat. Während unsre ideale Malerei, wie sie Cornelius unter der Aegide von König Ludwig in München begründete und leitete, gar vielfach gleich dem Mädchen aus der Fremde, der idealistischen Poesie unsrer Klassiker des Worts, in das Leben trat, aus dem sie nicht unmittelbar erwachsen war, dem sie bei seiner Verflachung und Verkümmerung vielmehr mahnend, strafend, zielsetzend, erweiternd gegenüberstand, begann in Wien, wo ja auch die künstlerische Blüthe der Musik aus dem volksthümlichen Boden hervorgesproßt und sich mit einem sangesfreudigen Publicum entwickelt hatte, nun auch plastischer und malerischer Sinn sich im Zusammenhang mit den Bedürfnissen und Zwecken des Tags und der Wirklichkeit auszubilden. Von Wien begann die Bewegung in unserm Kunstgewerbe, die sich dann mächtig und großartig in München fortsetzte; hier wie dort traten schöpferische Künstler als Erfinder und Leiter in Bund mit dem Handwerk, und wuchsen aus diesem selbst kunstsinnige Meister hervor. Die Renaissance ward Vorbild, aber rasch ward von Vielen auch die gediegene, maßvolle, vornehmlich vom Schönheitsinn der Italiener ausgeprägte Weise derselben überschritten, und nicht blos die derberen, voller quellenden Formen der nordischen Art mit Vorliebe aufgenommen, was ja im Deutschthum liegen mag, sondern auch die Verwilderung der Renaissance lockte in die Bahn ihrer üppigen, überladenen, gar oft den Zweck und die Grundgestalt verhüllenden, ja durchbrechenden Formenspiele. So wird ein mäßigendes und das Wesentliche klar stellendes Wort an der Stelle sein, wie es Falke eben in seiner „Aesthetik des Kunstgewerbes"*) im Anschluß an die allgemeinen Errungenschaften unsrer Wissenschaft gesprochen hat. Mögen daraus diejenigen Gelehrten, welche aus der Philosophie des Schönen und Guten eine blos beschreibende, nicht auch vorschreibende Wissenschaft machen wollen, ersehen, wie sie das Beste und Werthvollste, das eigentlich Philosophische preisgeben! Nicht so sehr, wie gehandelt wird, sondern wie gehandelt werden soll, ist Sache der Ethik seit Moses und Sokrates, Jesus und Kant; gerade die Empiriker sollten doch auch dieser Thatsache Rechnung tragen, ebenso gut wie die schöpferischen Denker die Principien im Anschluß an edel große Menschen und an das sittliche Gefühl in der eignen Kunst entwickelt haben und entwickeln. So werden die ästhetischen Grundsätze gleichfalls aus dem Wesen des Geistes und der Natur, aus dem Begriff der Kunst wie der besondern Künste abgeleitet, zugleich an Homer und Phidias, Rafael und Mozart, Shakespeare und Goethe geprüft und in den Thaten des Genius bestätigt; aber wir bleiben nicht dabei stehen zu berichten, was gestern gefallen hat und heute gefällt, sondern wir fragen auch, ob es zu gefallen verdient. Literatur- und Kunstgeschichte sind unter dem Einflusse der Aesthetik entstanden und erwachsen, wie die Aesthetik sich im Bund mit ihnen ausgebildet hat; die Scheidung von ihr, der Verzicht auf das ästhetische Urtheil, auf die Forderungen des Gemüths und der Vernunft, auf das Ideal als Ziel der werdenden Wirklichkeit, würden die Historiker zu bloßen Registratoren des Thatsächlichen gleich den bälgesammelnden und staubfädenzählenden Zoologen und Botanikern früherer Tage im Unterschied von der heutigen Biologie herabsetzen. Wer das für sich will, der mag es ja thun, aber er sage nicht: das sei der Fortschritt der Wissenschaft. Es ist ein zugleich historisch betrachtendes, zugleich philosophisch beurtheilendes und maßgebendes Buch im Sinn echter Wissenschaft gegenüber dem Naturalismus, Impressionalismus, Vervismus, Empirismus und wie die modischen Ismen alle sich taufen mögen in der Kunst und in der Erkenntniß. Mit Stolz und Freude kann Falke in der Vorrede sagen:

„Zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem die Grundideen dieser Schrift auftraten; prüfend, suchend wurden sie in die Welt gesendet, wie Noahs Vögel, ob sie Boden fänden. Und sie haben den Boden gefunden. Trotz der kurzen Spanne Zeit haben sie sich fruchtbar erwiesen über alle Erwartung. Sie haben auf einem weiten, ja auf dem weitesten und populärsten Gebiete der Kunst die Ansichten gereinigt, den Geschmack reformirt, sie haben im Gewerbe ein neues Feuer entfacht und das Haus umgeschaffen, sie haben Schulen und Museen gegründet, ein neues seit langem unbekanntes Interesse über alle Länder erweckt, ein neues Stück Culturleben hervorgerufen. Wahrlich, wenn man die Dinge der Kunstindustrie von heute, sei es in ihren Schöpfungen, in ihren Anstalten, in ihren Erfolgen oder in der allgemeinen Theilnahme, mit denen vor zwei Jahrzehnten vergleicht, so wird Niemand in Abrede stellen können, daß die ausgestreute Saat eine glänzende Ernte getragen hat, daß jene Ideen sich als richtig erwiesen haben."

Falke wird uns zugeben, daß manche Theoretiker mit ihm den gleichen Ruf erhoben haben, er wird uns zugeben, daß die Lehre allein den Umschwung nicht hervorgebracht hätte, wären ihr nicht künstlerische Kräfte freudig entgegengekommen, hätte unser nationales Leben nicht einen mächtigen Aufschwung gewonnen, der Nationalwohlstand sich nicht gehoben, die gesteigerten Verkehrsverhältnisse, die Weltausstellungen den Wetteifer der Völker nicht aufgerufen. Aber ebenso wenig möge die Kunstindustrie und das Publicum es vergessen, daß die Theorie vom zweckmäßig Schönen, daß die Lehre vom Stil ein bedeutender, wenn nicht der tonangebende Factor in diesem segensreichen Ergebniß und Erlebniß war und ist. Und Falke fährt fort: „Schon zeigen sich, wie es bei frischem und freudigem Aufschwunge nicht ausbleiben kann, Irrwege und Irrlehrer, denen gegenüber auf den Weg des Rechten um so stärker nnd so bestimmter hinzuweisen ist. Wir gönnen der Kunst und den Künstlern die Freiheit des Schaffens, wir verlangen sie selbst als letztes Ziel, aber die Freiheit muß vom Maße gezügelt und von der Schönheit geadelt sein." Freiheit und Willkür sind zweierlei; die Freiheit ist nicht Gesetzlosigkeit, sondern Gesetzeserfüllung mit originaler Kraft und Selbstbestimmung.

Falke schildert uns in der ersten Abtheilung den geschichtlichen Gang im Kunstgewerbe und Kunstgeschmack. Vom Griechischen durch das Mittelalter zur Neuzeit sehen wir, wie die Schöpfungen der freien Kunst auf das Gewerbe einwirken, aber selbst von diesem beeinflußt werden, wenn z. B. die Seide in Byzanz an die Stelle des seitherigen Wollenstoffs der Gewandung tritt, und damit ein anderer Geschmack in Glanz und Farbe, eine andere Behandlungsweise in Bildung und Behandlung der Falten kommt; die weichen gerundeten Linien werden von scharfen

*) Stuttgart, W. Spemann.

Digitized by Google

Brüchen und kleinen Flächen abgelöst, Haltung und Bewegung der Gestalten selbst unter dem Goldbrokat wird steifer; oder das Porzellan bringt das Rococo halb selbst mit sich, halb kommt es seinem üppigen Formenspiel entgegen.

Eine zweite Abtheilung bespricht die allgemeinen ästhetischen Grundprincipien für das Kunstgewerbe, und weist das Rechte wie einzelne lehrreiche Verirrungen in trefflichen Zeichnungen auf. Hier ist die Illustration gefordert, sie, die heute so oft sich auch in die Lyrik und Musikgeschichte hineindrängt; wo uns dann das Unerhörte begegnet, daß vor der unverständigen oder lobhudelnden Kritik ein Lied von Heine für schwach oder mißrathen erschien, weil der Illustrator daran gescheitert ist. Auch das ist Kunstindustrie, aber eine zweckwidrige; das Lied will gesungen sein.

Falke betont mit Recht und Nachdruck die Entstehung der Kunstform durch Zweck und Gebrauch; die Gestalt des Geräthes ist das Erste, die Verzierung das Zweite; der Schmuck ist um dessentwillen da, was geschmückt werden soll. Eine Kanne, aus der sich nicht bequem und sicher gießen läßt, taugt so wenig wie ein eckiges Trinkgefäß, das neben den Lippen die Flüssigkeit überströmen läßt.

„Wie der Mensch mit seiner Individualität nicht aus seiner Gattung heraustreten kann, so darf und kann auch im Kunstgewerbe der einzelne Gegenstand die Grundgestalt seiner Gattung nicht verleugnen. Der Künstler, der Handwerker schafft das Individuum, das einzelne Geräth oder Gefäß; die Gattung in ihrem formellen Charakter ist von ihm unabhängig. Er hat nicht das Recht, die Formen beliebig zu erfinden oder beliebig mit einander zu vertauschen, oder eine lebendige Gestalt einem todten Ding unterzuschieben. Er hat nicht das Recht die Form einer Geige für ein Trinkgefäß zu verwenden, ein Pulverhorn für ein Dintenfaß, eine Jokeymütze zur Tabaksdose zu machen, einen Affen oder Elephanten in irgend ein Geräth zu verwandeln. Thut er es, so mag man sich dasselbe um eines guten Witzes willen oder wegen gelungener Ausführung einmal gefallen lassen, wie man sich auch graziöse oder pikante Launen gefallen läßt. Aber es ist wider die Ordnung, und wie der Witz in der Wiederholung sich todt reitet und die fortgesetzte Laune unerträglich wird, so werden auch solche Dinge in industrieller Vervielfältigung zum Ueberdruß, zum wahren Ekel."

Der Zweck bestimmt also die Form der Gattung, zu ihrer Individualisirung dient das Material, das der Bestimmung der Sache gemäß gewählt und nach seiner Natur technisch bearbeitet wird; ist diesen Grundbedingungen genügt, so kann nun die Phantasie der künstlerischen Persönlichkeit immer noch ihre Originalität beweisen. So hat die Zweckmäßigkeit die runde Form für die Gefäße bestimmt, welche Flüssigkeit in sich aufnehmen sollen; macht doch selber das Getreide den Sack rund; das Anstoßen an Ecken wird zugleich vermieden. Die Grundgestalt ist das Faß; sie bleibt dem Topf, dem Napf, sie wird für Vase und Kanne schwungvoller bewegt, mit einem Henkel versehen; die gerade Cylinderform mit plattem Boden bleibt dem einfachen und gewöhnlichen Becher, dem Wasserglas, und zwar in kleinem Verhältniß, „denn das Wasser will in erster Frische und Kühle wie auf einen Zug genossen werden", und setzen wir hinzu: wir wollen uns im durchsichtigen Becher von seiner Reinheit und Klarheit überzeugen. Das Bier fordert ein größeres Gefäß, zu bequemer Handhabe mit einem senkrechten Henkel, mit einem Deckel, um es lange frisch zu erhalten, denn man trinkt es in längerer Sitzung, und setzen wir hinzu, es bleibt kühler im derberen glasirten Thon. Der Wein, das geistigere, edlere Getränk, verlangt die feinere edlere Form; mehr gekostet und geschlürft, denn getrunken, mag er sich mit kleinerem Maße begnügen, wenn nicht ein stattlicher Pokal beim Mahle kreist. Die Becherform erhält einen Ständer oder Stengel, an welchen die Finger sich fest und zierlich anlegen, und unter demselben einen Fuß zu sicherem Stand; die höhere schlankere, die schalenförmige und die zwischen beiden mittlere Form hat ihre Reize, ihre Berechtigung. Der schwere spröde Stein eignet sich zu Taufbecken und Gartenvasen, nicht zu Weinbechern, so wenig wie das biegsame undurchsichtige Holz oder der schmiegsame, im Brennen erstarrende Thon, der für größere Gefäße paßt; das edle Metall gestattet das schwungvolle Profil, runde Formen wie Glas und Porzellan, eckige wie der Stein; es ladet zu hervorgetriebenen Zierrathen ein, die aber die Grundlinien nicht stören sollen; es setzt der Künstlerphantasie die wenigsten Schranken, und fordert dafür den besten Geschmack.

In ähnlicher Weise behandelt Falke die Möbel, den beweglichen Stuhl, auf dem wir bequem sitzen wollen, wie den Schrank, der seine architektonische Gliederung fordert, an den Eckpfosten Karyatiden, an den horizontalen Umrahmungsflächen Laubgewinde und Früchte in Relief zeigen mag; doch in der Nachbildung der Steinarchitektur verliert er den Charakter des Mobilen und erscheint schwer, ja plump.

(Schluß folgt.)

Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft.

Von H. von Eicken.

Seit Jahrhunderten wiederholen sich in der deutschen Literatur die Klagen über die geringe vaterländische und staatliche Gesinnung des deutschen Volkes. In den Zeiten einer aufwärts steigenden politischen Entwicklung pflegen sich diese Klagen zu mehren, in Zeiten einer abwärts gehenden Entwicklung hingegen allmählich zu verlieren. Es ist ja begreiflich, daß im ersteren Falle die Fortbewegung der großen Masse den weitsichtigeren und leidenschaftlicheren Naturen zu langsam geht. Noch niemals aber sind diese Klagen so laut und schmerzlich ausgesprochen als in unseren Tagen, in einer Zeit also, in welcher sich die staatliche Entwicklung der deutschen Nation auf einem Höhepunkte befindet, welchen dieselbe seit einem Zeitraum von sechs Jahrhunderten nicht mehr erreicht hat. Noch jüngst brachte diese Zeitschrift mehrere Artikel über die Deutschen in London, welche mit bittern Worten über die geringe Widerstandskraft des deutschen Volksthums gegenüber dem angelsächsischen Volksthum in London Klage führten. Das bedeutendste Symptom dieser Stimmung ist ein kürzlich im Verlage von Bruns in Minden erschienenes Buch des Amtsrichters Dr. Karl Theodor Reinhold in Barmen, welches den Titel führt: „Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft." Daß diese auch in der besseren Tagespresse immerfort wiederkehrenden Klagen im vollsten Maße berechtigt sind, dürfte unsere geschichtliche Vergangenheit allerdings zur Genüge bestätigen. Selbst in den verhältnißmäßig glänzendsten Tagen der deutschen Geschichte, in dem Zeitalter der sächsischen und hohenstaufischen Kaiser macht sich überall dieser auffällige Mangel der deutschen Nation an einer klugen und energischen staatlichen Gesinnung geltend. Wie Bleigewicht hängt der einer festen staatlichen Sammlung widerstrebende kurzsichtige Sondertrieb allen Unternehmungen jener großen Männer an. Welch eine andere Weltstellung, welche glänzende wirthschaftliche Lage würde die deutsche Nation errungen haben, wenn sie dem kühnen Fluge der mittelalterlichen Kaiserpolitik zu folgen im Stande gewesen wäre. Das politische Philisterthum pflegt heutzutage diese Politik freilich als ein phantastisches Traumgebilde zu bezeichnen. Das letztere war es allerdings, aber nur deshalb, weil die deutsche Nation nicht die staatliche Intelligenz besaß, welche zur Verwirklichung und vollen Ausnutzung dieser Politik erforderlich gewesen wäre. Noch heute empfindet man bitteren Unmuth, wenn man bedenkt, welche eminent günstige Conjuncturen die deutsche Nation in ihrem politischen Stumpfsinn unbenutzt hat vorübergehen lassen. Von den nachfolgenden Zeiten zu reden, ist kaum erforderlich, da der Jammer derselben zu notorisch ist. Aber all die Schmach und das herzzerreißende Elend, welches die deutsche Nation in diesen Jahrhunderten erlebt hat, hat nicht ausgereicht, um die große Masse derselben über die Unklugheit ihrer unstaatlichen Bestrebungen zu belehren. Noch heute sind die einzelnen Völkerschaften der deutschen Nation

Digitized by Google

dem einheitlichen Staatsgedanken nicht mehr zugethan als einst in den Tagen der alten Kaiser. Noch heute kämpft ein ganzes Drittel der Nation ohne Empfindung für ihre eigene nationale und staatliche Ehre mit noch größerer Begeisterung für die Weltmacht der römischen Hierarchie, als einst die alten Germanen gegen ihre eigenen Landsleute für die Weltmacht der römischen Cäsaren fochten. Für ihr sogenanntes „ewiges Seelenheil" werden diese Sklaven der römischen Hierarchie jeder Zeit auf einen Wink des Priesters zu Feinden gegen Kaiser und Reich. Jede Forderung der römischen Curie gegenüber dem Staate findet ein begeistertes Echo in den Reihen derselben, ohne daß sie eine Ahnung davon haben, daß sie mit einer schmachvollen Demüthigung des Staates ihre eigene nationale Ehre in den Staub treten. Die gegenwärtigen von der Fractionspolitik dem Staate aufgezwungenen Concessionen an die Kirche sind eine Schmach für die ganze Nation, ebenso wie die Erniedrigung des Kaisers Heinrichs IV. unter die Gewalt des römischen Papstes ein ewiges Brandmal der ganzen Nation bleibt. Es gibt auf der ganzen Welt nicht eine zweite Nation wieder, welche zu einer solchen Erniedrigung befähigt gewesen wäre. Hat doch der Bischof Hefele, welcher noch als ein verhältnißmäßig wohlgesinnter Hierarch gilt, den Tag von Forchheim im Jahre 1077, an welchem auf Befehl des römischen Papstes und unter Vorsitz eines römischen Legaten ein deutscher Kaiser abgesetzt und ein neuer gewählt wurde, in seiner Conciliengeschichte als einen Ehrentag der deutschen Nation bezeichnet. Die ärgste Demüthigung der nationalen Ehre wird von diesem Theile unseres Volkes also noch sogar als eine Ehrenbezeugung entgegengenommen, wenn dieselbe von der Kirche ausgeht.

Wie ferner die Nation einst in Territorien gespalten war, so ist sie heute ebenso scharf in Fractionen geschieden. Kurz — die Nation ist heute genau dieselbe wie vor Jahrhunderten. Nur die äußeren Formen und das Kostüm, in welchen sie ihre Rolle spielt, haben sich geändert. Mit einer seltsamen Verwechslung von Ursache und Wirkung pflegt man heute insgemein den Rückstand der deutschen Nation gegenüber den anderen Nationen aus den voraufgegangenen kriegerischen Erschütterungen, insbesondere aus dem dreißigjährigen Kriege herzuleiten, während doch in Wahrheit der letztere und alles andere Elend nur eine Folge der unsäglichen staatlichen Bornirtheit der deutschen Nation gewesen ist. Jedenfalls liefert die deutsche Geschichte Stoff genug, um die deutsche Nation als solche im Großen und Ganzen gründlich zu verachten.

Es ist keineswegs gut gethan, diese Sachlage zu verschweigen oder abzuschwächen. Unser nationales Interesse erfordert vielmehr die offenste und unumwundenste Darlegung dieser Verhältnisse, vorausgesetzt, daß dieselbe in patriotischer Absicht geschieht. Diese allerdings unliebsame, aber heilsame Aufgabe hat Reinhold in dem oben genannten Buche mit außerordentlich anerkennenswerthem Muthe zu lösen unternommen. Reinhold sucht die Ursachen jener traurigen Erscheinung psychologisch zu begreifen. Sein Buch ist also gewissermaßen eine Naturgeschichte der deutschen Nation.

Der Ausgangspunkt des Verfassers ist nicht der Standpunkt irgend einer unserer Parteien, sondern der über allen Fractionsprogrammen stehende nationale Staatsgedanke. Derselbe bietet ihm den festen Maßstab für die Beurtheilung des Volkscharakters. Er bildet den Mittelpunkt der ganzen Schrift, um welchen sich alle Ausführungen des Verfassers fest und einheitlich zusammenschließen. Der tiefe Schmerz des Patrioten über die unheilvolle, selbstmörderische Politik der Fractionen spricht mit beredten Worten und überzeugenden Gründen aus jeder Seite dieses ebenso tief empfundenen als durchdachten Werkes. Der staatliche Gedanke desselben tritt mit solcher Klarheit und Bestimmtheit hervor, daß derselbe den Verfasser vor dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit oder der Gehässigkeit genügend beschützen wird.

Es wird leicht sein, das Bild, welches der Verfasser von der deutschen Nation im Inlande und Auslande entwirft, zu düster und herb zu finden. Die Thatsachen bleiben bestehen und können nicht anders verstanden werden als wie sie sich selber geben.

Nachdem Reinhold die dunkle Folie seiner Darstellung entworfen hat, stellt er eine eingehende Untersuchung über die Ursachen dieser Erscheinung an. Dieses Kapitel: „die deutschen Nationalfehler" betitelt, enthält die psychologische Diagnose der Krankheitserscheinungen des deutschen Volkscharakters. Der Verfasser sucht die Ursache der Krankheitserscheinung in intellectuellen Fehlern.

Und zwar bezeichnet er als den ersten und allgemeinsten Fehler des deutschen Volkes die Neigung zu einer abstracten Anschauung des Lebens, zu einer deductiven Behandlung aller öffentlichen Fragen der Politik, der Nationalwirthschaft u. s. w. Die theoretische Construction der Verhältnisse, welche die Dinge nicht nimmt wie sie sind, sondern wie sie sein sollten, verhindert allerdings auf Schritt und Tritt die Möglichkeit, praktische Aufgaben des Lebens praktisch anzufassen. Daher erklärt sich die unfruchtbare Thätigkeit unserer Parlamente. Die Wissenschaft hat zwar die deductive Methode längst überwunden, in der Politik herrscht dieselbe noch durchweg. In ihrer abstracten Construction verkennt die Parteipolitik die gegebenen Schranken des Daseins. „Die Erkenntniß a priori ist das eigentliche Heiligthum des deutschen Geistes, der aristokratische Besitz des philosophischen Grüblers." Der zweite nationale Denkfehler ist die deutsche Pedanterie, die in merkwürdigem Gegensatze zu jener metaphysisch-idealistischen Beanlagung steht. Man mag freilich zur Erklärung der pedantischen Engherzigkeit wohl auf die kleinstaatliche Vergangenheit hinweisen. Doch muß man nicht vergessen, daß diese selber erst eine Folge der ersteren war. Im theoretischen Raisonnement schweift der Deutsche weit hinaus über die Schranken der gegebenen Verhältnisse, im praktischen Leben bleibt er in der kleinlichsten Enge des Alltagsdaseins kleben. Und zwar zeigt sich dieser zweite Fehler ebenso wie der erstere gerade am meisten bei den Parteien, welche sich als freisinnige bezeichnen.

Ein dritter Fehler ist dem Verfasser zufolge der Formalismus der deutschen Betrachtung. Die letztere pflegt die wesentliche Seite ihres Gegenstandes, den Inhalt, zu übersehen und bleibt an der Form haften. Der Formalismus ist eine Folge jener Neigung zur Abstraction, jenes Mangels an inductiver Schulung des Urtheiles. In Folge der Nichtachtung der überall verschiedenen Verhältnisse führt der Formalismus zu schiefen Analogien und zu einer verkehrten Anwendung allgemeiner Grundsätze im praktischen Leben.

Dieser formalistische Sinn glaubte Verfassungs- und Verwaltungsformen des Auslandes als allgemeine Schablonen auf das deutsche Staatsleben übertragen zu können.

Im eigenthümlichen Gegensatze hierzu erscheint die viel beklagte Verachtung des formalen Elementes im Leben, die berüchtigte deutsche Formlosigkeit. „Die Weichheit und Verschwommenheit des deutschen Nationalcharakters läßt uns," wie der Verfasser treffend sagt, „im Kampf mit kräftigen und gestaltvollen Volkspersönlichkeiten überall auf der Erde wie Schnee zergehen. Mit der Vorstellung jeder anderen Nationalität verbindet sich ein Bild voll charakteristischen Lebens: nur mit dem Deutschen verbindet sich keine positive und plastische Anschauung. Seine verwaschene Erscheinung ist nur eine Summe von negativen Zügen, gefaßt mit einigen dunklen Strichen von Unausstehlichkeiten. Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Russen, Ungarn, Polen, ja selbst Nordamerikaner — so viel Worte so viel Bilder! Aber der Deutsche? Wie sieht ein solcher Mann — wie die hinter ihm stehende Nation aus? In fremden, namentlich russischen Romanen ist der Deutsche bekanntlich eine typische Figur der Lächerlichkeit und Unbeholfenheit. Er ist der Proletarier unter den Völkern und wird von kleinen Nationen, die ihm nach Geist und Charakter nicht die Schuhriemen lösen können, mit Erfolg verachtet und mit offenem Hohn und Fußtritten behandelt. Im eigenen Lande erfährt der Deutsche von Engländern und anderen Ausländern Insulten. Die so auffallend schnelle Flucht aus seiner Nationalität beruht nicht zum wenigsten auf dem drückenden Gefühl der Inferiorität seiner nationalen Erscheinung. In dem Sinne einer leben-

Digitized by Google

digen, ethnographischen Individualität sind wir noch keine Nation geworden. Auch dieser Fehler wurzelt im Grunde wieder in dem Zuge des deutschen Intellectes zur Abstraction und Metaphysik. Die Verachtung des formalen Elementes im praktischen Leben der Nation hat die zerlassene Erscheinung der deutschen Volkspersönlichkeit verschuldet, welche das Kainszeichen der Deutschen auf der Erde geworden ist und den krassen Widerspruch zwischen dem inneren Werth und der äußeren Geltung unseres Volkes erzeugt hat, der für die tiefere Auffassung eben so unbegreiflich als schmerzlich ist." Diese Fehler hemmen überall im öffentlichen Leben die Herstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen den Mächten des Beharrens und der Bewegung. Der abstract-metaphysische Geist verachtet Tradition und Form, während die Pedanterie und Starrheit des formellen Denkens die wahre Freiheit ersticken. Die Nation begreift noch heute nicht das richtige Verhältniß der beiden Strömungen nach staatlicher Einheit und nach bürgerlicher Freiheit. Sie begreift noch heute nicht, daß die staatliche Einheit die erste und absolut unentbehrliche Voraussetzung der letzteren ist.

Das Heilverfahren nun, welches sich dem Verfasser aus dieser Diagnose ergibt, ist die Eingewöhnung der deutschen Denkweise in die inductive Methode, d. h. in die von den Erfahrungen des praktischen Lebens in vorsichtigen Schlußfolgerungen abgeleitete Erkenntniß. Reinhold stellt als Vorbild die englische Nation hin, welche durch das gerade Gegentheil der deutschen Charakteranlage, durch die scharfe Beobachtung des Thatsächlichen und die unbedingte Anerkennung der Erfahrung, groß geworden ist.

Nach dieser allgemeinen Kritik über den deutschen Volkscharakter führt Reinhold in einem zweiten Abschnitt aus, wie die von ihm bezeichneten Eigenschaften der deutschen Denkweise in der Lösung der einzelnen großen Fragen der Gegenwart sich geltend machen. Er beobachtet die nationalen Fehler in ihrer praktischen Wirksamkeit. Die herrschenden Ansichten über das Verhältniß von Staat und Kirche, Königthum und Volk, Staat und Parlament, Heer und Volk u. s. w. bilden den Inhalt dieses Abschnittes. Zugleich mit dieser Kritik versucht der Verfasser überall eine positive Anwendung der von ihm befürworteten inductiven Methode. Das Ziel seiner Beweisführungen ist die Verbindung der individuellen Freiheit mit einer einheitlichen, staatlichen Zusammenfassung der Kräfte. Die Grundlage seines „Programms" ist das denkbar breiteste, die gesammte Nation. Reinhold versteht also unter einer starken centralen Staatsgewalt keineswegs die Einführung eines büreaukratischen Regimentes. Er begreift den Staat vielmehr als eine das ganze Volk umfassende und vom ganzen Volke getragenen Institution. Von diesem Standpunkte aus wendet er sich ebenso gegen die büreaukratische Neigung, die staatlichen Behörden als Selbstzweck aufzufassen wie gegen die Neigung des Volkes, speciell des liberalen Philisters, die Einheit von Staat und Volk zu zerreißen und beide als Gegensätze zu denken. Reinhold wünscht sogar eine größere Heranziehung des Laienelements für die staatliche Thätigkeit als bisher. Ebenso stark aber wie die bürgerliche Freiheit betont er die Nothwendigkeit der staatlichen Concentration. Denn eben die Erhaltung der ersteren gebietet die Herstellung der letzteren, die Bindung der Einzelwillen unter eine höhere feste Ordnung. Die Geschichte der deutschen Nation bestätigt durch eine indirecte Beweisführung die Richtigkeit dieser Sätze in jedem Jahrhundert.

Die Stellung des Verfassers zu den einzelnen Fragen kann hier nicht eingehend behandelt werden. Reinhold beschränkt sich in diesem Abschnitt keineswegs auf allgemeine Erörterungen, sondern bietet in jedem Kapitel sehr sorgfältige staatsrechtliche Untersuchungen und entwickelt überall die leitenden Grundsätze der staatlichen Gesetzgebung mit vorzüglicher Klarheit und Schärfe. Mit großer Ueberlegenheit des Urtheiles erhebt sich der Verfasser über die bornirte Parteilogik, die angeblich das Interesse des Staates erstrebt, thatsächlich aber in den meisten Fällen das Gegentheil erwirkt.

In einem letzten Abschnitt entwirft Reinhold einige „Gedanken über einen plastischen Aufbau der Nation". Er zeigt hier in breiterer Ausführung die Wege, welche die Nation allmählich aus ihrer verkehrten und verderblichen Lebensauffassung herausführen sollen. Der Grundgedanke des Abschnittes ist die Förderung des nationalen und staatlichen Bewußtseins durch die Ausbildung eines nationalen Typus in den äußeren Lebensformen des deutschen Volkes. Reinhold fürchtet nicht mit Unrecht, daß unsere abstracte Denkweise die Bedeutung dieser Frage verkennen und die Ausbildung einheitlicher nationaler Formen im amtlichen wie im gesellschaftlichen Verkehre, in der Sprache, in der Kunst wie im Gottesdienste entweder als eine verwerfliche Gleichmacherei oder mindestens als eine kindliche und werthlose Spielerei betrachten werde. Es liegt aber auf der Hand, daß die so wenig eigenartig und national ausgeprägte Persönlichkeit des Deutschen dem Ansehen desselben im Auslande unermeßlichen Schaden gethan hat. Denn nicht weiche Nachgiebigkeit, sondern nur die feste und bewußte Behauptung der Persönlichkeit vermag sich Achtung zu erringen. Das individuelle Selbstbewußtsein ist haltlos und schwankend, wenn es nicht seinen Rückhalt in einem energischen nationalen Bewußtsein hat. Der Verfasser zeigt den Werth der äußeren Lebensformen an der Armee, welche den Offizier wie den gemeinen Mann zu einem sicheren, bewußten Auftreten erzieht. „Jedes Volk, das im Gange der Geschichte seiner Eigenart klar bewußt geworden ist, erkämpft sich von selbst den Boden, auf dem es leben und die Freiheit, in der es sich entwickeln will. Der nationale Staat ist fertig, sobald die nationale Persönlichkeit von der Volksgemeinschaft empfunden wird." Die Beachtung und Pflege der äußern Persönlichkeit ist in der That hochpolitisch, wenn sie auch anscheinend dem Gebiete des Aesthetisch-Culturhistorischen angehört. Das erste und „das letzte Programm einer deutschen Politik, die alle andern Ziele und Wege in sich zusammenfaßt, ist die nationale Erziehung. Mit ihr wird das erreicht, was zum Kampfe im Völkerleben und zur echt menschlichen Vollendung allein befähigt: „eine nationale Form des Daseins"."

Die Ausführungen des Verfassers in diesem Abschnitte können hier nicht im Einzelnen mitgetheilt werden. Dieselben sind, insbesondere in diesem Zusammenhange, neu und werthvoll. Der Verfasser berührt sich hier in manchen Punkten mit den Bestrebungen der seit einigen Jahren entstandenen Vereine für Körperpflege, nur daß er, seinen Zwecken entsprechend, weit über den Rahmen der letzteren hinausgeht.

„Die methodische Arbeit um den nationalen Staat" ist der leitende, mit großer Sicherheit und Leidenschaft festgehaltene Gedanke des ganzen Werkes. „Die staatsmännische und patriotische Vereinigung des kältesten Verstandes mit der glühendsten Vaterlandsliebe" bildet die Eigenthümlichkeit dieses originellen und bedeutenden Buches. Der Verfasser hat sich offenbar die Absichten Machiavellis zum Vorbild gewählt, nur mit dem Unterschiede, daß er seine Worte nicht wie Machiavelli an den Regenten sondern an die ganze Nation gerichtet hat. Er bekundet zu dieser schwierigen und edlen Aufgabe so viel Talent und Wissen, daß wir an einen segensreichen Erfolg seiner Bemühungen nicht zweifeln. Doch dürfte Reinhold gut thun, in Zukunft etwas mehr das Maß des allgemeinen Interesses und Verständnisses für die öffentlichen Fragen im Auge zu behalten. Die Darstellung hätte vielfach knapper und in manchen Theilen geschlossener behandelt sein können. Der Verfasser würde bei einer kürzeren und strengeren Fassung manche Wiederholungen vermieden haben. Freilich geschehen die letzteren oftmals mit Absicht. „Bis zur Ermüdung" erklärt er, müsse die richtige Methode der Betrachtung ausgesprochen werden, um die Nation zu einem praktischen, d. h. inductiven Denken zu zwingen. Doch in jedem Falle gehört das Buch zu den eigenartigsten und bedeutendsten Schriften unserer neueren politischen Literatur. Was viele patriotische und einsichtsvolle Männer seit Jahren gedacht und empfunden haben, wird hier mit überraschender Offenheit ausgesprochen und in einen großen positiven Zusammenhang gestellt. Die Sprache ist von großem Schwung, doch völlig frei von rhetorischer Phrase. Sie ist reich an dichterisch schönen und treffenden Worten, an

Digitized by Google

feinem Witz und sarkastischen Wendungen. Gebe Gott, daß der Verfasser Recht behalte mit seinem Worte: „Dies Jahrhundert darf nicht zur Wende gehen, ohne daß unser Volk die praktische Einsicht von den Wegen gewinnt, welche die Nationen zur politischen Größe führen."

Ein neues Buch der Königin von England.

Von H. Zimmern.

Vor nunmehr zwanzig Jahren veröffentlichte die Königin von England schon eine Sammlung von Tagebuch-Aufzeichnungen aus Schottland, wohin sie sich zurückzuziehen pflegt, um von den Staatssorgen auszuruhen, sich selbst und ihrer Familie zu leben und sich jene einfachen Zerstreuungen zu gestatten, an welchen diese so ungemein anspruchslose Herrscherin den höchsten Genuß findet. Vom literarischen Standpunkt konnte dem Buche durchaus kein Werth zuerkannt werden. Die erste beste Gutsherrin hätte ein ebenso gutes oder schlechtes Buch fertig bringen können, als diese dürftigen, abgerissenen königlichen Tagebuchblätter waren. Tagebücher sind ihrer Natur gemäß überhaupt nicht für die Oeffentlichkeit berechnet. Die Verfasser derselben befinden sich gleichsam im Negligé, und nur wirkliche große Denker verfügen auch im geistigen Hausrock über Ideen, welche des Aufbewahrens für die Nachwelt werth sind. Wir haben solche Aufzeichnungen, deren Verlust die Menschheit beklagen müßte. Doch zu ihnen zählen diejenigen der Königin von England nicht.

Jenem ersten Band war indessen ein gewisser Erfolg nicht abzusprechen. Die schlichten Blätter ließen das Volk seine Königin, welche sich von ihren englischen Unterthanen merkwürdig fern hält, zum ersten Mal in ihrem Hochland-Heim erblicken, wo sie wie verwandelt erscheint, sich leutselig und zugänglich zeigt, die in ihrer Nähe wohnenden Armen besucht und ebenso lebt wie die Schotten selber, so daß man sich fast zu der Annahme versucht fühlen möchte, die Monarchin verkehre lieber mit diesen einfachen, unwissenden Landbewohnern als mit den geistig hochstehenden Leuten, welche sie in der Einsamkeit der Hochlande ebenso gut um sich versammeln könnte, als im Tumult des Londoner Lebens.

Dieser nicht eben ganz günstige Eindruck wurde indessen von dem Umstand in den Hintergrund gedrängt, daß die Engländer durch jene Blätter einen vollen Begriff davon erhielten, wie einig und glücklich die königliche Familie gewesen und wie groß der Verlust war, der die Königin erst unlängst betroffen hatte, als sie jene Erinnerungen herausgab, in denen jede Seite mit dem Andenken an den guten und weisen Fürsten verknüpft ist, den sie so innig geliebt hat und um den ihr Herz nie zu trauern aufgehört. Was mich betrifft, so konnte ich mich derzeit des Gedankens nicht erwehren, daß jene Blätter, wenn der gute und weise Fürst noch gelebt hätte, wohl nie im Druck erschienen wären. Ein mit so viel literarischem Verständniß und so viel Weltklugheit begabter Mann, wie Prinz Albert, würde sicher eingesehen haben, daß diese einseitig gehaltenen Aufzeichnungen naturgemäß nur ein falsches Bild verbreiten konnten und einer richtigen Beurtheilung dieser constitutionellen und einsichtsvollen Monarchin nothwendigerweise im Wege stehen mußten. Aber jenen weisen und liebevollen Berather hatte der Tod der Königin entrissen und von ihren Unterthanen konnte Niemand ihr Einhalt gebieten. So fand denn jene Publication statt, welche verständige Engländer im Stillen beklagt haben, wenn sie auch zu höflich sein mochten, ihre Meinung auszusprechen, während die servilen Leute das Buch kauften und es bis in den Himmel erhoben, wodurch sie die Königin glauben machten, sie habe ein Meisterwerk vollbracht. Einmal von der Schriftstellermanie erfaßt, veröffentlichte sie eine umfangreiche und in vieler Hinsicht indiscrete Biographie ihres dahingeschiedenen Gemahls zu einer Zeit, da es noch zu früh war, eine Geschichte seines Lebens zu schreiben. In dem Werke waren zum ersten Mal die persönlichen Sympathien der Königin enthüllt, was für das Oberhaupt eines constitutionellen Staates unstatthaft ist, ein faux pas, vor dem der Prinz-Gemahl sie beschützt haben würde. Im vorigen Jahr erfolgte die Veröffentlichung von Briefen der Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt, Briefe, welche nur für das Auge einer Mutter bestimmt waren und dem großen Publicum aus Gründen der Pietät hätten vorenthalten werden sollen, so entzückend sie auch sind, und so liebenswürdig und anmuthig auch das Bild ist, welches sie von der Schreiberin geben. Im Buch der Geschichte unseres Jahrhunderts wird als ein hervorragender Zug der Zeit das Factum verzeichnet werden, daß die persönliche Zurückhaltung verschwunden war und Menschen und Dinge schonungslos ins Licht der Oeffentlichkeit gerückt wurden.

Und nun haben wir als neueste Publication aus der Feder der Königin eine Sammlung Tagebuchblätter, die — sagen wir es nur ganz offen — das unbedeutendste Produkt eines Geistes sind, dessen Ideen, wenn man eben nur nach diesen Aufzeichnungen urtheilen wollte, nicht über die alltäglichsten Interessen eines bürgerlichen Familienlebens hinausreichen. Wir glauben nun zwar — nein, wir wissen, daß die Königin von England auf einem viel höheren geistigen Standpunkt steht und einen umfassenderen Interessenkreis besitzt, als die gute, hausmütterliche, nervöse, etwas einfache Frau, als welche sie sich selbst in diesen Aufzeichnungen darstellt. Aber weshalb hat sie sich so hingestellt, wozu der Welt ein solch falsches Bild von sich gegeben? Es ist ergötzlich, wie die englische Presse sich vergebens abmüht, das Buch als gut und lesbar hinzustellen, und wie trotz aller loyalen Anstrengungen die Wahrheit zum Vorschein kommt. Manche Berichterstatter verschmähen auch solche Versuche und sagen offen ihre Meinung. Und dies ist ganz berechtigt. Wenn Majestäten sich gedruckt sehen wollen, so müssen sie so gut wie gewöhnliche Sterbliche beurtheilt werden und dürfen nicht mehr Nachsicht verlangen, als bürgerliche Autoren. Fehlt ihnen doch selbst die Entschuldigung, daß sie schreiben müssen, um davon zu leben. Wir möchten ihnen die Worte Molières zurufen: „Qui diantre vous pousse à vous faire imprimer?"

Das vorliegende Tagebuch der Königin umfaßt die Geschichte ihres alljährlich wiederholten Aufenthaltes in Schottland innerhalb der zwanzig Jahre von 1862 bis 1882.

Die Widmung des Bandes lautet: „Meinen loyalen Hochländern und besonders dem Andenken meines mir wahrhaft ergebenen persönlichen Dieners und treuen Freundes John Brown sind diese Berichte aus meinem Wittwenleben dankbar gewidmet. Victoria, R. I." Diese Widmung mußte wegen der Erwähnung John Browns, eines einfachen, gewöhnlichen Dieners, von dem wir in England mehr als genug gehört haben, und der sichtlichen Bevorzugung, welche die Königin darin ihren nördlichen Landeskindern vor den südlichen zu Theil werden läßt, Anstoß erregen. Es scheint in der That, als wenn ihr von allen Gebieten ihres ausgedehnten Reiches Schottland das liebste geworden, und das Buch kann nicht verfehlen, ihren nördlichen Unterthanen zu gefallen, die es ihr aufrichtig Dank wissen sollten, daß sich ihre Huld nicht allein auf das feuchte Klima des von ihnen bewohnten Landes, sondern auch auf den Höllenlärm ihrer Sackpfeifen erstreckt, welche sogenannte „Musik" sonst nur für die Ohren nordwärts vom Tweed geborener Menschenkinder erträglich ist. Solche schnarrenden, wimmernden, unharmonischen Töne können nur unter vereinter Wirkung beständigen Regens und Nebels und eines unbeschränkten Whiskeyconsums ins Leben gerufen werden. Die Königin indessen geht noch einen Schritt weiter. Auch auf die Kochkünste Schottlands dehnt sich ihre rückhaltslose Anerkennung aus. Bei Gelegenheit eines Ausfluges nach Dunkeld, wo die Königin im Landhause einer Herzogin logirte, erzählt sie: „Vorzügliche Morgenimbisse — so herrliche Sahne und Butter. Die Herzogin hat eine sehr gute Köchin (eine Schottin) und ich mußte denken, wie trefflich Alles dem theuren Albert gemundet haben würde. Er sagte stets, daß Alles in kleineren Haushaltungen besser schmecke. Wir hatten mehrere schottische Gerichte, zwei verschiedene Suppen und das berühmte „Haggis", welches ich gestern Abend probirt habe

Digitized by Google

und sehr gut fand. Die Herzogin war sehr erfreut, daß ich davon nahm."

Nun ist dieses Haggis ein so abscheuliches Gemengsel, daß die Beschreibung davon genügt haben würde, einem Brillat-Savarin eine Ohnmacht zuzuziehen. Die Königin darf sich jedoch gratuliren, daß sie im Stande ist, es zu genießen. Weniger glücklich war ein Verwandter ihres Hauses, der Prinz Karl Eduard. Ein ernsthafter Geschichtschreiber hat berichtet, daß dieser Fürst durch einige leichtfertige Aeußerungen über ein ihm vorgesetztes Gericht Haggis die Sympathien und den wichtigen Beistand eines halben Clan verscherzt hat. Die Königin ist aber Scotis Scotior; sie schwärmt für Land und Leute, für die Nationalgerichte, die Schafherden, sogar für das Klima, obwohl in den Aufzeichnungen beständig von gelindem Wetter (soft weather", die in Schottland übliche Umschreibung für regnerisch) und zur Abwechselung von Sturm und Regengüssen berichtet wird. Eine echt englische Gleichgültigkeit gegen das Wetter macht sich durchweg bemerkbar, und die Königin erzählt fortwährend, daß sie durchnäßt worden.

Wie entzückt Sir Walter Scott wohl über diese Lobpreisungen seines geliebten Caledoniens gewesen wäre! Daß die Königin diesen Schriftsteller bewundert, ist nicht mehr als natürlich. Mit eifrigem Interesse folgt sie den Spuren des verwegenen „Rob Roy", und wenn sie an das letzte Versteck des flüchtigen Prinzen Karl Eduard gelangt oder mit Abscheu das Schlachtfeld von Culloden passirt, so ist sie ganz Jakobitin und nennt sich mit Stolz eine Verwandte jenes romantischen und unglücklichen Geschlechts. Sie ist ganz ergriffen von der eigenthümlichen Fügung des Schicksals, welches sie zur liebenden und geliebten Beherrscherin der schottischen Wohnstätten und schottischen Herzen gemacht, willkommen geheißen und gefeiert von den Abkömmlingen jener Clans-Genossen, die ausgezogen waren, um für den Prätendenten zu kämpfen, und deren Oberhäupter auf dem Schlachtfelde gefallen sind und Würden und Besitz für seine Sache verloren haben. Von der Königin Maria spricht sie mit dem innigsten Mitleid. „Ja, und ich empfinde eine Art Ehrfurcht, wenn ich diese Schauplätze in dem so schönen Lande betrete, das ich mit Stolz mein nenne, und welches eine so aufopfernde Loyalität für die Familie meiner Vorfahren gezeigt hat — denn in meinen Adern fließt das Blut der Stuarts; ich bin jetzt ihre Vertreterin, und das Volk ist mir in eben solcher Loyalität ergeben, wie einst jenem unglücklichen Geschlecht."

Begebenheiten sind nur wenig in den Blättern verzeichnet, die zumeist Beschreibungen von Spaziergängen, Ausfahrten und Besuchen enthalten, welche die Königin in ihrem entlegenen Hochland-Heim unternommen hat. Politik und öffentliche Angelegenheiten sind so wenig darin berührt, daß der Vortrag eines Ministers nirgends auch nur angedeutet ist. Daß Ihre Majestät täglich ihr Pensum Staatsgeschäfte erledigt, ist zwar ersichtlich; über diese Sorgen finden wir jedoch nicht die geringste Bemerkung verzeichnet. Wir lesen nur, daß die Königin den ganzen Morgen beschäftigt war, Schriftstücke unterzeichnet, Briefe geschrieben hat — das ist Alles. Wir gewinnen nur den Einblick in das friedliche Stillleben einer glücklichen englischen Familie auf dem Lande; in das Leben einer Wittwe und Mutter, die manchen Kummer zu tragen hat, aber in der Liebe ihrer Kinder und der Ergebenheit ihrer Dienerschaft Trost findet.

Darf man als Helden des ersten Buches der Königin den Prinzen Albert bezeichnen, so darf John Brown der Held des vorliegenden genannt werden. Von der Widmung bis zum Schlußwort ist unter den vierhundert Seiten kaum eine einzige, die nicht den Namen Browns aufweist. Ohne Zweifel war dieser schlichte einfache Mann aus dem Volke ein treuer, brauchbarer und anhänglicher Diener, so ergeben und treu wie ein Hund seinem Herrn, dessen Ueberlegenheit er sich willig unterordnet. Die letzten Worte des Buches sind wie die ersten ihm geweiht. Der Schluß ist datirt: Balmoral, im November 1883, und lautet: „Zum Schluß muß ich diesem Bande noch einige Worte beifügen: Der treue Diener, welcher so oft in diesen Blättern erwähnt ist, weilt nicht mehr bei ihr, der er so treu, ergeben und unermüdlich gedient hat. In voller Gesundheit und Kraft wurde er seinem nützlichen Berufe nach einer nur dreitägigen Krankheit entrissen. Er starb am 27. März dieses Jahres, geachtet und geliebt von Allen, die seinen seltenen Werth und seine Herzensgüte zu schätzen wußten, wahrhaft betrauert von Allen, die ihn kannten. Der Geschiedene ist für mich, die zur Zeit in Folge eines Unfalls krank und hülflos war, unersetzlich, denn er besaß verdientermaßen mein volles Vertrauen, und wenn ich sage, daß er täglich, ja stündlich, von mir vermißt wird, deren lebenslängliche Dankbarkeit er sich durch seine beständige Fürsorge, Aufmerksamkeit und Ergebenheit erworben hat, so ist dies nur ein schwacher Ausdruck der Wahrheit.

Ein treuer, wahrer, edler Herz,
Loyaler, liebevoller nimmer schlug
In einer Menschenbrust."

Es ist von Herzen zu wünschen, daß künftige Historiker die Königin Victoria nicht nach ihren Tagebuch-Publicationen beurtheilen mögen. Es kann nicht anders sein, als daß sie ein unrichtiges oder wenigstens ein sehr einseitiges Bild einer Monarchin geben, deren treues Festhalten an ihren constitutionellen Verpflichtungen fast sprichwörtlich ist. Diese Blätter, die jedes Reizes, jedes Interesses baar und ohne Anspruch auf literarische Bedeutung sind, enthalten nichts weiter, als Berichte über häusliche Details, die außerhalb des Hauses keinen Werth haben. Welcher Antrieb sie an die Oeffentlichkeit gebracht hat, ist schwer zu begreifen, es sei denn die Sehnsucht eines liebevollen weiblichen Herzens nach Mittheilung. Wenn das Publicum ein Buch von der Königin haben sollte, so wäre ihm vor Allem daran gelegen gewesen, ihre Ansichten über die erschütternden Ereignisse und politischen Angelegenheiten jener zwanzig Jahre zu vernehmen. Müßten wir indessen nach diesen Aufzeichnungen urtheilen, so könnten wir leicht auf die Vermuthung kommen, daß sie unempfindlich dagegen geblieben sei. So finden wir über die Niedermetzelung eines ganzen Regiments von ihren Unterthanen im Zulukriege kein Wort des Mitleides, während sie sich in seitenlangen Klagen über den Tod eines jungen französischen Prinzen ergeht, dessen Betheiligung an dem Kampfe weder nothwendig war, noch gewünscht wurde, und dessen Tod überdies wahrscheinlich zur Verbesserung der Chancen für den europäischen Frieden beigetragen hat. Das Gefecht von Tel-el-Kebir, welches der Königin durch Privattelegramm angezeigt worden, flößte ihr, so weit eben das Tagebuch erkennen läßt, nur Besorgnisse um den Herzog von Connaught ein. Selbst von einem Ereigniß, wie der deutsch-französische Krieg, spricht die Königin nur gelegentlich einer Predigt, welche sie von einem Hochlands-Geistlichen über den Krieg gehört hat, und über welche Predigt sie sich ganz entzückt äußert, ohne daß sie erkannt zu haben scheint, wie viel mehr ihre „liebe Kaiserin" und ihr „lieber Kaiser" als das Volk der Franzosen für jene Corruption verantwortlich waren, die dem Namen des zweiten Kaiserreichs einen verächtlichen Klang in der Geschichte verschafft hat. Unstreitig hat das Gefühl der Verantwortlichkeit, welche mit ihrer hohen Stellung verknüpft ist, die Königin veranlaßt, aufs Strengste Alles aus dem Tagebuch zu verbannen, was nicht einen privaten Charakter trägt; aber das Resultat dieser Auslassungen ist wahrhaft zu beklagen; denn eine regierende Königin ist keine Privatperson. So wie dieses Tagebuch würde „Hamlet" wirken, wenn die Titelrolle daraus gestrichen wäre. Ein hervorragendes und nicht serviles Londoner Blatt brachte über das königliche Buch einen äußerst verdammenden Artikel, der nicht erörtert, was dasselbe enthält, sondern was nicht darin steht. Nachdem von diesen Weglassungen ausführlich gesprochen wurde, heißt es am Schluß des Berichtes: „Wir sind daher im Ganzen trotz der liebenswürdigen Gesinnung, welche Ihre Majestät bewogen hat, ihr Volk so weit ins Vertrauen zu ziehen, zu der Annahme geneigt, daß, wenn dies Vertrauen nicht noch weiter gehen durfte, es rathsamer gewesen wäre, die Veröffentlichung eines Tagebuches zu unterlassen, aus dem alles Wichtige gestrichen werden mußte."

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Roderich Heller.

Lustspiel in vier Acten von Franz v. Schönthan.

(Kgl. Schauspielhaus.)

Wie in Heinemanns „Schriftstellertag", so ist auch in dem neuen Stücke Schönthans das komische Motiv: wie wenig unsere Lieblingsdichter dem Bilde zu entsprechen pflegen, das man sich aus ihren Werken von ihrer Persönlichkeit macht. Die Strumpfwirkersgattin Norica Groller schwärmt für den Lyriker und Romandichter Roderich Heller, der obendrein vor einigen dreißig Jahren der Gegenstand ihrer kurzen Jugendliebelei gewesen, und als sie ihm von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, da hat sie mit Recht nichts Besseres zu thun, als vor Schrecken in Ohnmacht zu fallen. Der lyrische Roderich ist nämlich der richtige Rüpel. Von knotigem Aussehen, mit schimmernder Glatze, ein Halstuch philiströs umgebunden, erscheint er vor seiner Verehrerin, und jedes Wort aus seinem Mund ist eine Grobheit, jeder Gedanke die baare Prosa, jede Bewegung ein Dolchstich ins Herz der überspannten Hellerromanin. Sie liebt in ihm den Denker, und er starrt von Gemeinplätzen und vertritt u. A. die Ansicht: „die Weiber sollen ihre Nase nicht ins Tintenfaß (!) stecken und lieber ihren Männern Strümpfe stricken"; sie verehrt ihn als ihren Jugendfreund, und er erzählt ihr, er habe von seiner ersten Frau drei und von der zweiten vier Kinder; sie schwärmt für den zarten, phantasievollen Poeten, und er versichert, er dichte blos, um Brod ins Haus zu schaffen und nicht für die Unsterblichkeit, sondern nur für die Leihbibliotheken und die „Gartenlaube". Kein Wunder, daß die so jäh Enttäuschte aus allen ihren Himmeln stürzt. Ihr Mann aber, bisher ein zärtlicher, vernünftiger Gatte, ist grausam genug, ihre Qualen zu verschärfen, zu verlängern. Jetzt hat er plötzlich seine liebe Freude an dem „berühmten" Unbekannten, der bisher die poetische Hausbibel und Hauskapelle in seinem Daheim, der 25jährige unsichtbare Hausfreund war, welcher die Kinder miterzog, den Salon miteinrichtete, in der Küche mitkochte; der sogar in zärtlichen Augenblicken aus dem Munde seiner Frau sprach; dem zu Liebe der Stammhalter gewaltsam zum Musiker ausgebildet werden sollte, um einem Heller'schen Helden ähnlich zu werden!... Der Strumpfwirker quält also seine enttäuschte Frau, er wird boshaft, er wird sogar witzig: jetzt will er Heller immer bei sich haben, er soll im Bunde der Dritte sein. Sein menschenfreundliches Vorhaben scheitert nur an der Grobheit Hellers, die auch ihn nicht verschont. Das Idol poltert auf Nimmerwiedersehen mit Zurücklassung eines ungeschlachten Stammbuchverses aus dem Hause; die kurirte Frau umarmt ihren Gemahl; der Sohn des Hauses heirathet ein Dachpappenfabrikantenkind und die Tochter einen Redacteur, der für Roderich Heller agitirt hatte.

Und das bringt uns auf die Nebenhandlung des Stücks: den politisch-satirischen Theil, der den ganzen zweiten Act füllt und vor Allem dazu bestimmt scheint, das Stück auf die Länge eines Theaterabends zu dehnen. Roderich Heller ist nicht nur Dichter von Beruf, sondern auch wohlbestallter Rechtsanwalt in Zoppot bei Danzig. So ist es erklärlich, daß er plötzlich von der Fortschrittspartei als Reichstagscandidat aufgestellt wird. Die „Tages-Chronik" vertheidigt in ihren Spalten diese Candidatur, und der Chefredacteur Dr. Hagedorn wirbt auch persönlich für sie, indem er den „einflußreichen" Strumpfwirker Groller besucht, dessen Töchterlein er überdies kennen und lieben gelernt, und ihn auffordert, für Heller zu stimmen. Man kann sich denken, wie übel er da ankommt. Um so besseren Erfolges erfreut er sich bei seiner ganz auf Heller gestimmten Ehegesponsin. Sie eröffnet sofort einen „politischen Salon", wo sie mit Dr. Hagedorn für Heller intriguirt, während ihr Mann und ihr Sohn gegen den verhaßten Candidaten kämpfen. Sie schmeichelt und heuchelt und sucht alle einflußreichen Wähler für ihren Heller zu gewinnen, Vater und Sohn jedoch brauchen crassere Mittel. Ein geladener Schauspieler soll für den Dichter-Politiker Stimmung machen, indem er dessen „Freiheitssturm" declamirt; allein Groller Sohn versteckt seinen Mantel, in welchem sich Hellers Gedichte befinden, und so ist der Recitator genöthigt, statt dessen etwas Klassisches, den Erlkönig, vorzutragen, worüber Frau Groller außer sich geräth. Zugleich entpuppt sich die Treffliche, die sonst nur für Lyrik schwärmt, mit Einem Mal als staatsgefährliche Leitartikelschreiberin! Unter dem Titel: „Dichter und Bauer" veröffentlicht sie in der „Tages-Chronik" einen fulminanten Artikel zu Gunsten Hellers Canditur, was eine polizeiliche Haussuchung auf der Redaction zur Folge hat. Zeugnißzwang, Haftbefehl, Plötzensee und andere unerquickliche Dinge des Preßgesetzes kommen zur Sprache und drohen schon die heitere Atmosphäre des Schwankes zu verdüstern. Groller und Frau übertreffen sich an Edelmuth; sie streiten sich darum, welches von Beiden ins Gefängniß soll. Und da geht schon die Thüre auf. Ein omindser Schutzmann erscheint.... Ohne Sorge, dem erfindungsreichen Verfasser ist nicht einmal die Hermandad heilig! Groller Sohn fährt den Schützer des Rechts ziemlich hart an und heißt ihn gehen „da er jetzt keine Zeit habe", und siehe da! der Polizist salutirt, macht Rechtsumkehrt und tritt ab. Er ist nämlich ein guter Freund des Groller'schen Stammhalters, welch letzterer es nicht verschmäht hat, mit einem Schutzmann in der Kneipe zu fraternisiren, um bei der Agitation und Wahl wenigstens die „Staatsbeamten" für sich zu haben.

Kurz, ein rechtes Faschingsstück, das seinen einzigen Zweck, das Lachen frohgestimmter Menschen zu erregen, vollauf erfüllt. Die literarische wie die politische Satire ist sehr harmloser Natur, der Dialog nicht eben gewählt, aber munter und lebendig, und die Situationskomik von fast Moser'scher Findigkeit. Ueber manches Verdrießliche drücken wir lachend ein Auge zu. Roderich Heller in seinem von der Cultur noch unbeleckten Naturzustand ist eine Caricatur; die Art, wie die im Grunde brave und idealistische Strumpfwirkerin kurirt und dann von ihrem Gatten gequält wird, ist mehr als grausam; die Wahlkämpfe für und wider Heller sind kleinstädtisch und läppisch; das Strafgesetzbuch, nach dem hier recherchirt und confiscirt wird, mag im Monde, aber nicht im neuen Deutschen Reiche gelten, und sämmtliche Personen sind im Grund ebenso uninteressant als unsympathisch. Weshalb muß Dr. Hagedorn, ein possenhafter Bolz, erst noch in eine zweifelhafte, aber parfumirte Liebesbriefaffaire verwickelt und seiner Zukünftigen gegenüber zu Lug und Trug genöthigt werden? Wahrlich, der Schwerenöther verdient es, daß ihn die Holde mit der Tramway-Regel: Hand an die Thürklinke, rechter Fuß vor, Gewicht nach hinten und abspringen! zur Thür hinausbefiehlt. Sie sollte ihm aber die Rückkehr nicht wieder gestatten und noch weniger sich durch den wiederholten Witz zum Schlusse gar an seinen Hals commandiren lassen.

Der übermüthige Schwank machte im Schauspielhaus ein ziemlich sonderbares Gesicht. Er wurde da in eine höhere Sphäre gerückt, die ihm entschieden unzuträglich ist. Fr. Kahle-Keßler ist nicht die komische Alte, deren „Frau Norica" eigentlich bedarf; man glaubt dieser Salondame die Schwärmerei für den Gartenlaubendichter keinen Augenblick. Auch Hr. Krause besitzt mit nichten die nothwendige behäbige Komik für den Strumpfwirker. Gewiß ganz anders hätte am Wallnertheater dieses Stück eingeschlagen, das auf der Hofbühne nur durch den Fasching existenzberechtigt erscheint.

Z.

Notizen.

Les coulisses d'un livre. A propos des Mémoires de Henri Heine par F. Kohn-Abrest (Paul d'Abrest). Paris, Hinrichsen & Cie.

In dieser soeben erschienenen Broschüre versucht Herr Paul d'Abrest, dessen Name mehrfach in den letzten Negotiationen betreffs Heines Memoiren wiederkehrte, nicht ohne Geschick, seinen Antheil an der Entdeckung und Veröffentlichung des Fragments, dessen Publication in der „Gartenlaube" begonnen und bis jetzt die Heine-Verehrer nicht sonderlich in Aufregung versetzt hat, näher zu präcisiren und sich gegen den vielfach wider ihn erhobenen Vorwurf zu vertheidigen, daß er mit dem berühmt gewordenen Monsieur Julia unter Einer Decke gesteckt habe. Im Gegentheil beklagt er sich bitter über die Undankbarkeit des doch von ihm entdeckten Julia, der das günstige Geschäft nur den Reclamen der Kohn'schen „Pariser Nachrichten" verdanke. Unter solchen Umständen hat der Verfasser keine Ursache, mit seiner Meinung über den „Namensvetter einer berühmten Veroneser Liebhaberin" hinter dem Berge zu halten. Er findet es mit Recht sehr sonderbar, daß dieser, jedenfalls gegen Heines Willen, auf Mathildens Wunsch in den „rechtlichen" Besitz des Nachlasses gelangte, doch

Digitized by Google

beobachtet er über die Natur der Beziehungen von Heines Wittwe zu diesem Herrn eine zarte Discretion. Es ist jedenfalls höchst belustigend zu lesen, auf welche klassische Weise Julia mit den deutschen Verlegern unterhandelte, welche das Manuscript vor einem Kaufe wenigstens einsehen wollten. Wie wußte der überpraktische Julia seine Handschrift anzupreisen. Wohl sei das Manuscript mit Riesenbuchstaben beschrieben, nur 80 Seiten lang und voller Striche, aber man denke nur! einige Seiten sind doppelt und dreifach paginirt — 30, 30 bis, 30ter —, und die Striche sind gerade das Pikante, denn da sieht man noch, was Heine schreiben wollte! „Ces ratures devraient vous être comptées à part", ist eine prächtige Bemerkung. Unbegreiflicher Weise wiederholt aber Kohn nochmals seine Behauptung, die ihm deutscherseits so übel genommen wurde: die wahren Memoiren Heines seien noch immer in Julias Besitz und bestünden aus den 1200 Briefen von Heines Verwandten und Freunden an den Dichter! Herr Julia gehe mit dem Plan um, dieselben nebst den Porträts, Möbeln und anderen Reliquien des Dichters demnächst zu versteigern. Wir glauben mit einiger Sicherheit annehmen zu dürfen, daß Herr Kohn diesmal seine journalistischen Handlangerdienste verweigern wird, und gratuliren ihm dazu.

* * *

Richard Wagner. Erinnerungen von August Lesimple. Dresden, H. Minden.

Diese bescheiden auftretenden und warm geschriebenen Erinnerungen an Wagner aus der Feder eines seiner rheinischen Freunde und Verehrer mag künftigen Biographen schätzbares Material liefern, um den privaten Charakter und das häusliche Leben des Meisters vorurtheilsfrei zu würdigen. Der Verfasser trat schon 1854 mit Wagner in Verbindung, gründete den zweiten Wagner-Verein (in Köln), war ein gern gesehener Gast in Bayreuth und stand mit dem Componisten bis zu dessen Tode in Briefwechsel. Interessant sind seine Schilderungen von Wagners Heim in Zürich, von dessen „Parsifal"-Vorlesung in Bayreuth und die Streiflichter, die auf des Meisters nervösen Charakter fallen. Zahlreiche Anekdoten illustriren auf das Ergötzlichste Wagners schlagfertige Geistesrichtung. „Es war ihm ein Bedürfniß verehrt und geliebt zu werden," schreibt Lesimple, „und er selbst war wirklich gut Jedem, an den er glaubte." Die hübsche kleine Schrift, der jede Unduldsamkeit gegen Andersdenkende fehlt, ist eine der freundlichsten Erscheinungen der Wagner-Literatur.

* * *

Das Mikroskop und die wissenschaftlichen Methoden der mikroskopischen Untersuchung in ihrer verschiedenen Anwendung, von Dr. J. Vogel. Vierte Auflage, völlig neu bearbeitet von Dr. Otto Zacharias, unter Mitwirkung von E. Hallier und E. Kalkowsky. Leipzig 1884, Denickes Verlag. Die vorliegende erste Lieferung erweckt das günstigste Vorurtheil für die nachfolgenden, in denen die Anwendung des Mikroskops zu mineralogischen, botanischen und zoologischen Untersuchungen behandelt werden wird. Die Herausgeber der neuen Auflage haben sich die Aufgabe gestellt, die einigermaßen Vorgebildeten zur Anstellung von ernsten und zielbewußten Untersuchungen anzuleiten und ihnen den Weg, der zur Höhe der strengwissenschaftlichen Forschung führt, zu ebnen. Der durchweg klare und prägnant abgefaßte Text wird durch zahlreiche Holzschnitte erläutert.

* * *

Prinzessin Immergrün. Das Eichhörnchen. Zwei Erzählungen von André Theuriet. Aus dem Französischen von Natalie Rümelin. Autorisirte Uebersetzung. Oppeln 1884, Eugen Francks Buchhandlung (Georg Maske).

Wer seinen Geschmack nicht durch starke und ungesunde Reize verwöhnt hat, wird dieses Bändchen mit dem Gefühl aus den Händen legen, daß damit der Lesewelt eine für Herz und Phantasie wohlthuende Gabe geboten worden sei. Theuriet ist ein in seinem Vaterlande rühmlich bekannter und auch in Deutschland keineswegs fremder Dichter und Romanschriftsteller. Einige seiner Gedichte hat Geibel ins Deutsche übertragen; sonst ist meines Wissens bisher nichts von ihm dem deutschen Publicum durch Uebersetzung zugänglich gemacht worden. Es war ein glücklicher Griff der gewandten und geschmackvollen Uebersetzerin, daß sie gerade die beiden Kindergeschichten mit ihrer das deutsche Gemüth so vertraulich anheimelnden Färbung gewählt hat. Wir lernen aus ihnen einen Dichter kennen, der die Regungen der Kindesseele mit treuem und liebevollem Auge beobachtet. Zugleich hat ihn ein richtiger Takt vor dem Bestreben behütet, in welches poetische Darsteller des Kindeslebens nur zu leicht gerathen: in die kindliche Seele allzu Bedeutungsvolles hineinzulegen. Selbst die hochgesteigerte und hartnäckig festsitzende Märchengläubigkeit, welche die erste Geschichte schildert, hält sich innerhalb des Glaublichen. Angenehm berührt auch die naive und anspruchslose Art seines Erzählens. Ueber seiner Darstellung ruht kein sentimentales Wichtigthun, überhaupt kein sehnsuchtsvolles Träumen und Zurückverlangen nach dem entschwundenen Zauberalter der Kindheit; sondern wir genießen ein ganzes und ungetheiltes Nach- und Wiedererleben der Kindheitszeit. Von den beiden Erzählungen ist die erste größer angelegt und besitzt mehr Zug und Spannung, die zweite dagegen spricht mehr zum Gemüthe und enthält Elemente schöner Rührung. In beiden Erzählungen aber ist es vor Allem das Phantasieleben der Kindesseele, was uns der Dichter aufrollt. Und beide Male entwickeln sich die Wonnen und Aengste der Phantasie in hübsch und eigenartig erfundener Verknüpfung mit einem Stücke frischen und echten Naturlebens. In „Prinzessin Immergrün" ist es der Wald mit seinem dunklen Ernst und seiner geheimnißvollen Tiefe, was in der Seele des achtjährigen, in seinen Märchen schwelgenden Knaben wunderbare Ahnungen und Bilder nährt und endlich in ihm die Gewißheit erzeugt, daß tief drinnen in einem großen Walde, der in weiter Ferne den Horizont begrenzt, die Prinzessin Immergrün gefangen gehalten werde und in ihrem Schlosse seiner befreienden Heldenthaten harre. Als er nun wegen eines muthwilligen Streiches von der gestrengen Lehrerin aus dem Schulzimmer mit Schimpf und Schande hinausgestoßen wird, entflieht er mit einem Kameraden, den das gleiche Schicksal getroffen, nach dem großen Walde, um dort in das Schloß der Prinzessin zu dringen und mit reichen Schätzen beladen heimzukehren. Und nun beginnt eine Reihe von immer angstvolleren und entmuthigenderen Abenteuern, wobei uns der Dichter nicht nur die Poesie des Waldes, sondern auch mancherlei menschliches Leben und Treiben, das sich in ihm abspielt, in geschickter Verflechtung vorführt. — In der zweiten Erzählung wieder ist es, wie schon der Titel besagt, ein Eichhörnchen, dessen Schicksale in das phantasievolle Innenleben eines Knaben, der das muntere und kluge Thier gekauft und abgerichtet hat und dem er seine zärtliche Liebe schenkt, freud- und leidvoll eingreifen. Aber auch ein bedeutsames Stück gereiften Menschenlebens ist in beide Erzählungen hübsch verwoben. In dem Walde, der Prinzessin Immergrün bergen soll, haust ein seltsamer, menschenscheuer Alter, der sich aus einem Leben voll Enttäuschungen in diese Einsamkeit zurückgezogen hat und nun seine einzige Freude daran findet, das Pflanzen- und Thierleben mit geübten Sinnen zu belauschen. Der kleine Flüchtling geräth, nachdem ihn sein skeptischerer Kamerad treulos verlassen, geängstigt und abgehetzt in die versteckte, wie verzaubert aussehende Behausung des Einsiedlers. Dieser deutet dem feengläubigen Knaben in sinnvoller Weise den Glauben an die Prinzessin Immergrün und bringt ihn dann mit List seinen Eltern zurück. Durch die Einführung dieser Gestalt wird die märchenhafte Haltung des Ganzen gut gehoben. In der zweiten Geschichte findet gleichfalls das naive Treiben des Knaben seinen wirksamen Contrast in der ernsten und stillen Gestalt eines vom Schicksal unheilbar verwundeten Mannes; ja es sind hier die Lebenswege des Knaben und des Alten noch enger, gemüthvoller und origineller ineinander verflochten. Schon diese Andeutungen werden gezeigt haben, wie kunstvoll der Dichter die Fäden schlingt und weiterführt. Und doch macht sich Alles, ganz besonders aber in der zweiten Geschichte, natürlich und einfach. Ueberall bleibt das Abenteuerliche noch in den Grenzen des Möglichen. Es ist eine phantasievoll aufgefaßte und doch schlichte Welt, die dem Gewöhnlichen nicht allzu fern liegt. So lernen wir in diesen Erzählungen zwar kein kühnes, wagendes Talent kennen, kein Talent, das seine Gestalten und Scenen mit dem Hauch der Größe zu umgeben und in die Weihe eines reineren und intensiveren Daseins hinaufzurücken weiß. Wohl aber tritt uns ein Talent entgegen, das in reinlicher und künstlerisch wohl abgewogener Weise Freundliches und Rührendes, harmonisch und nachdenklich Stimmendes zu schaffen weiß. Johannes Volkelt.

* * *

„Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich. Von Johannes Meißner." Wien 1884, Karl Konegen.

Da es im sechzehnten und auch im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts keine deutschen Berufsschauspieler gab, erweitert sich das vor-

Digitized by Google

liegende Buch von selbst zu einer Geschichte der östreichischen Bühne jener Zeit. Bisher haben sich die Werke über Theatergeschichte, sofern sie Oestreich um jene Periode berücksichtigten, auf ein 1839 erschienenes Buch J. E. Schlagers („Wiener Skizzen aus dem Mittelalter") und auf einen spätern Bericht desselben Autors an die Wissenschaftliche Akademie stützen müssen. Schlager ist aber, wie Meißner auf Schritt und Tritt bemerkte, absolut unzuverlässig, weil er bei der Aufstellung seiner Behauptungen zumeist mit einem unglaublichen Leichtsinn zu Werke ging; Meißner geht ihm daher häufig scharf zuleibe und mußte jede einzelne Mittheilung erst verificiren, ehe er von ihr Gebrauch machen konnte. Die beste Fundgrube für seinen Gegenstand entdeckte unser Autor in den Grazer Acten des Wiener Staatsarchivs. Daselbst fand er u. A. das Grazer Repertoire der John Green'schen Komödiantengruppe auf. Dieses gibt die erste positive Nachricht über eine deutsche „Faust"-Aufführung; es veranlaßt zur Vermuthung, daß Massinger seinen „Großherzog von Florenz" eigens aus Anlaß einer Grazer Fürstenhochzeit geschrieben; es zeigt, daß schon zu Shakespeares Lebzeiten eine Bearbeitung des „Kaufmann von Venedig" in Graz dargestellt wurde. Das Hauptverdienst Meißners liegt zweifellos in der Entdeckung der soeben erwähnten Version des Shylockstückes. Er stieß auf das betreffende Manuscript, das natürlich von hervorragender literaturgeschichtlicher Bedeutung ist, in der Wiener Hofbibliothek und er bringt nun in seinem Buche nach drei Richtungen hin den Beweis, daß es die älteste und einzige auf uns gekommene deutsche Bearbeitung eines Shakespeare'schen Stückes aus des Dichters Lebzeiten ist, also ein werthvolles Unicum. Der Titel lautet: „Dass Wohl Gesprochene Uhrttheil Eynes weiblichen Studenten oder der Jud Von Venedig" (Shakespeares Stück führt ebenfalls den zweiten Titel „The Jewe off Venyce") und gelangte in Graz bereits 1608 — also zur Zeit, da der „süße Schwan von Avon" muthmaßlich „Antonius und Kleopatra" schrieb — zur Aufführung. Shylock heißt darin: „Jud Barrabas, hernach Joseph". Lancelot Gobbo und Graziano erscheinen zu einer komischen, hanswurstartigen, vorlauten, unflätigen Figur verschmolzen, welche „Pickelhäring" benamset ist. Statt der Portia haben wir hier eine „Ancilleta". Die Handlung stimmt im großen Ganzen mit Shakespeare überein; im Scenenaufbau wie im Dialog jedoch weichen die zwei Stücke von einander erheblich ab. Meißner meint, das englische Original sei den „englischen Komödianten" von London aus wohlbekannt gewesen, doch hätten sie keine Abschrift besessen und die deutsche Bearbeitung aus dem Gedächtniß hergestellt. Ueberdies haben sie es, da sie es für den Fasching brauchten, mit allerlei Verkleidungen, rohen Späßen u. s. w. gespickt. Als Gegensatz zu den letzteren dienen große Haupt- und Staatsscenen, mit denen der König von Cypern das Stück eröffnet, der Herzog von Venedig es schließt. Aus dem letzteren Grunde wird dasselbe in einem von Meißner aufgefundenen, cultur- und theatergeschichtlich ungemein wichtigen, sehr ausführlichen Briefe der Erzherzogin Magdalena „ein Comedi von ein Khünig von Chypern und von ein Herzog von Venedig" genannt. Meißner beweist mit vielem Scharfsinn unwiderleglich, daß diese „comedi" mit der des Manuscripts der Wiener Hofbibliothek identisch ist. Ueberhaupt zeugen des Verfassers Untersuchungen von beträchtlichem kritischen Scharfblick, sowie von großem Fleiß. Wenn er seinen Stoff auch noch nicht zu einer abgerundeten Darstellung gestalten konnte, weil das von ihm betretene Gebiet bisher unerforscht war, so lieferte er doch die historischen Grundlagen für weitere Forschungen. K.

* * *

Sammlung französischer Neudrucke, herausgegeben von Karl Vollmöller. Nr. 3—6: Robert Garnier, Les tragédies. Treuer Abdruck der ersten Gesammtausgabe (Paris 1585), herausgegeben von Wendelin Foerster. Heilbronn, Henninger.

Die von Professor Wendelin Foerster veranstaltete Ausgabe der Dramen Garniers entschädigt im vollen Maße für die Vernachlässigung, mit der bisher die Werke dieses hervorragenden Dramatikers des sechszehnten Jahrhunderts behandelt sind. Der Herausgeber bietet den Text der letzten zu Lebzeiten des Verfassers erschienenen Gesammtausgabe seiner Dichtungen und beschränkt sich auf ganz geringfügige Aenderungen, die zum größten Theil das Gebiet der Interpunktion betreffen. Um dem Glossar nicht einen übermäßigen Umfang zu geben, hat sich Foerster begnügt, diejenigen Wörter aufzuführen, die in dem mit Recht immer mehr an Verbreitung gewinnenden vortrefflichen Sachs'schen Wörterbuche fehlen. Die Biographie Garniers ist einigermaßen kurz gefaßt, indeß darf man den Hinweis auf die demnächst erscheinende, auf archivalischen Studien beruhende Lebensgeschichte des Dichters von Henri Chardon wohl als Erklärung des Deficits gelten lassen. Robert Garnier gehört zu den bedeutendsten Vorläufern der Klassiker, und die vorliegende verhältnißmäßig billige Ausgabe seiner Dramen wird sicherlich dazu beitragen, zu Untersuchungen über seine Sprache, seine Verskunst und die Einwirkung, welche er auf die Klassiker ausgeübt hat, anzuregen.

B.

Offene Briefe und Antworten.

Ein unbekanntes Gedicht von Georg Herwegh.

Hrn. P. H. in M. Ihren Wunsch um Mittheilung des in letzter Nummer — in der Anzeige von Kellers Gedichten — erwähnten Schützenfestliedes von Georg Herwegh erfüllen wir um so lieber, als das prächtige Poem 1859 kaum über die Kreise der eidgenössischen Festbesucher hinausdrang und seither noch weniger bekannt wurde, da es in den nach dem Tode des Dichters herausgekommenen „Neuen Gedichten" (Zürich 1877, Verlagsmagazin) abgedruckt ist, die wegen ihrer maßlosen Ausfälle gegen Preußen und sein Königshaus für das Gebiet des Deutschen Reiches verboten wurden. Das Gelegenheitsgedicht ist wegen seiner originellen Formvollendung — fast durchgängig sog. identische Reime, deren Gleichheit nur für das Ohr, nicht für das Auge besteht und auch nicht auf die Bedeutung sich erstreckt — ein Unicum in unserer Literatur und verdient überdies um seines poetischen Gehalts willen, seinem Massengrab entnommen zu werden. Redaction der „Gegenwart".

Zum Eidgenössischen Schützen-, Schwing- und Ringfest in Zürich vom 3. bis 12. Juli 1859.

Wetterumzogen brausen die Wogen,
Aber die Sterne, sie sind dir gewogen!
Steure, du Schweizer, im Völkerorkan
Ruhig, wie Tell ihn gesteuert, den Kahn!

Tapfere Schützen werden sie schützen,
Kräftige Stutzen werden sie stützen,
Sichere Hand und sicherer Blick
Werden behüten die Republik.

Einstens vor Schergen tief in den Bergen
Kam sie, die heilige Quelle zu bergen.
Trüben sie draußen die Rhone, den Rhein —
Quelle, bleib helle! der Strom wird rein.

Quelle, bleib helle! schneeschimmernde Wälle
Sendet herunter die läuternde Welle!
Sendet, an ewigem Glanz so reich,
Klarheit hinaus ins verworrene Reich!

Fort mit den kranken, den Todesgedanken!
Heiter den Himmlischen wollen wir danken:
Säulen der Freiheit, ihr stehet noch fest!
Sonne der Freiheit, verkläre dies Fest!

Liebend umschlossen alle die Sprossen
Halte am Stamme der Eidgenossen!
Segne sie alle, die Männer in Wehr,
Die von den Alpen und die vom Meer!

Segne, die ringen und muthig sich schwingen,
Ringende Geister und Herzen mit Schwingen!
Segne das Spiel und den friedlichen Schuß,
Blitzende Sonne des Julius!

Doch wenn die alten, die finstern Gewalten
Kommen, hier oben im Lichte zu walten —
Treffer im Himmel, zu unserem Heil
Lenke die Kugel, wie einst den Pfeil.

Georg Herwegh.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Erinnerungen eines deutschen Offiziers.

Erster Band: Aus zwei annectirten Ländern.
Zweiter Band: Per aspera ad astra.

Preis für beide Bände zusammen Mk. 10.60. — Elegant geb. Mk. 12.60.

Nach eignen Erlebnissen schildert der „Annectirte", nachmals als preußischer Offizier, in höchst anziehender novellistischer Form, in diesen seinen „Memoiren" Deutschlands jüngste Entwickelung, welche, mit 1848 beginnend, durch die Kriege 1864, 1866 und 1870/71 zur Aufrichtung des Deutschen Reichs geführt hat.

Sind auch die einzelnen Gestalten desjenigen, was als historischer Roman erscheint, erdichtet, so sind sie doch nach dem Leben gezeichnet, für Näherstehende oft gleichsam bis zu lebensvoller Porträt-Aehnlichkeit, sodaß Mancher sich getroffen fühlen mag.

J. F. Bergmann, Verlagsbuchh., **Wiesbaden.**

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche rc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren rc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.

Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Neu! [Im Buchhandel!

Bücher-Ankauf.

Bibliotheken wie einz. gute Werke, spec. Kunst, Costume, Architectur, alte französ. Literatur kauft zur Completirg. e. ausländ. Bibliothek gegen Casse **S. Glogau** in **Leipzig.**

Von höchstem aktuellen Interesse!

Soeben erschien in der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart:**

Uganda und der ägyptische Sudan.

Von
C. T. Wilson und **R. W. Felkin.**
Zwei Bände. (VII u.) 339 Seiten mit 35 Holzschnitten.
M. 7. —

In diesen Tagen, wo die Blicke der ganzen civilisirten Welt den grauenvollen Ereignissen im Sudan zugewendet sind, wird die Schrift zweier tüchtiger Männer, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, allgemein willkommen sein. — Jede Buchhandlung kann dieselbe zur Ansicht vorlegen.

Das zweite Heft von 5 Bogen der

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte

(jährlich 12 Hefte in Oktav à M. 1.—)
ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig. Preis M. 1.—
(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des zweiten Heftes:

Das alte Syrakus. Von Ad. Holm. II.
Die Kriegsbereitschaft einer deutschen Stadt im Mittelalter. Von A. von Luschin.
Wallensteins erste Berufung zum Generalat. Von K. Hallwich.
Die Pest in Rußland 1654. Von A. Brückner. II.
Mitteilungen und Berichte.

Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien:

Iwan Turgenjew.

Eine literarische Studie
von
Eugen Zabel.
Mit Porträt.
In engl. Leinwand gebunden. Preis 4 M.
Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:
Hettner, Hermann, Kleine Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben. gr. 8. geh. Preis 10 M.

Soeben erschien:
REVANCHE! Bilder aus Paris von **Otto Röse.** 8. XX u. 341 S.
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffn. Cacao.

Preis per	2/1	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
	850	300	150	75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Ueber
Wissen und Glauben
von
Dr. Alois Geigel,
Professor d. Medicin a. d. Universität Würzburg.
2 Mark.

Redacteur.

Für eine täglich erscheinende politische und Local-Zeitung liberaler Richtung wird zum baldigen Antritt ein **Redacteur** gesucht, akademisch gebildet und evangelischer Confession. Gehalt 2000 bis 2400 M. p. a. Gefl. Offerten unter **H. 01580** befördern **Haasenstein & Vogler** in **Hamburg.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 15. März 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die deutsche freisinnige Partei. Von Deputatus. — Die italienischen Universitäten. Von G. de Marco. — **Literatur und Kunst:** Flaubert und George Sand. Von F. Groß. — „Der Präsident" von Karl Emil Franzos. Besprochen von Theophil Zolling. — Die Aesthetik des Kunstgewerbes. Von Moriz Carriere. (Schluß.) — Krisen im Burgtheater. Von X. Wiener. — **Aus der Hauptstadt:** Ein neues Bild von Siemiradzki. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ein orthographisches Curiosum. — Inserate.

Die deutsche freisinnige Partei.

Die Eröffnung des deutschen Reichstags hat uns eine Ueberraschung gebracht. Ein politisches Ereigniß, wohl vorbereitet, aber in der keuschen Stille märchenhafter Discretion gereift, ist an und für sich eine Ueberraschung seltenster Art. Ahnungslos greift der friedliche Bürger zu dem Leiborgan, und verdutzt steht er vor der großen Neuigkeit, vor dem fait accompli der Verschmelzung zweier Parteien, die mit einem Male die innere politische Situation Deutschlands in nicht unerheblicher Weise verändert. „Die Polizei will Alles wissen, ganz besonders aber Geheimnisse" — sagt der neugierige Wirth zu dem Kammerkätzchen des Fräulein von Barnhelm. Dies gilt heutzutage in gleichem Maße von der sehr verehrlichen Journalistenzunft. Wunderbare Thatsache, daß in der Reichshauptstadt, umstellt von den Netzen beutegieriger Reporter, politische Männer Wochen lang über einen wichtigen Gegenstand verhandeln konnten, ohne daß hierüber etwas in die Presse sickerte! Wie schade, daß die Verschwiegenheit nicht mehr zum diplomatischen Inventarium gehört; der Liberalismus hätte diesen seltenen Vorgang als Beweismoment für seine Regierungsfähigkeit verwerthen können. Jedenfalls mag es ein Zeichen dafür sein, daß die Männer, welche die Fusion der Fortschrittspartei und der Liberalen Vereinigung vorbereiteten, von dem Ernst ihrer Sache durchdrungen waren, und in der That eine ernste und wichtige Sache ist es, man mag sie von diesem oder von jenem politischen Standpunkt aus betrachten. Wie oft ist nicht die Zersplitterung der Parteien in Fractionen und Fractiönchen als ein Krebsschaden unseres politischen Lebens gerügt worden. Langathmige Programme standen zwischen denselben und verhinderten eine Vereinigung, wenn auch in den wesentlichsten Fragen Einverständniß herrschte. Das Beispiel Englands mit seinen großen Parteibildungen schien umsonst zur Nachahmung aufzufordern. „Die große liberale Partei" blieb für die Liberalen ein erstrebenswerthes Ziel, für die Gegner war sie bereits ein Gegenstand des Spottes geworden.

Die Fusion der beiden entschieden-liberalen Fractionen zu einer „deutschen freisinnigen Partei" schafft, wenn auch nicht die, so doch eine große liberale Partei. Sie ist die stärkste im deutschen Reichstage. Schon bei der Präsidentenwahl zeigte sich ihr Einfluß, indem man der neuen Partei ohne Weiteres eine Vertretung im Präsidium des Reichstages concedirte. In der liberalen Presse ist die Vereinigung, zu welcher die directe Anregung von der Fortschrittspartei gegeben ward, fast durchweg freudig begrüßt worden. Doch haben fortschrittliche Organe ein Gefühl der Wehmuth nicht unterdrücken können Angesichts der Thatsache, daß die deutsche Fortschrittspartei in der neuen freisinnigen Partei aufgegangen ist. Handelt es sich doch keineswegs blos um ein Aufgeben des Namens und um eine neue Bezeichnung für die alte Sache! Aber schon der Name war ein bedeutungsvoller. Die deutsche Fortschrittspartei repräsentirte ein Stück deutscher Geschichte, und es ist in der That nicht wenig, was diese Partei aufgibt und was sie dem Einigungswerke zum Opfer bringt. Dies gilt in erster Linie von dem bisherigen erklärten Führer der Fortschrittspartei.

Es gibt nicht Wenige, die unbeschadet ihrer Freisinnigkeit, für den Abgeordneten Richter sich nur mäßig oder gar nicht erwärmen können. Die scharfe Art und Weise seiner Opposition ist auch in den Augen vieler Liberaler eher ein Nachtheil, als ein Vortheil für die liberale Sache gewesen. Der großen Anzahl seiner Freunde steht nicht nur die wahrlich nicht geringe Gegnerschaft, sondern auch eine nicht zu unterschätzende Zahl von liberalen Gesinnungsgenossen gegenüber, welche in der Sache, aber nicht in der Taktik mit Herrn Richter übereinstimmen. Aber das wird Niemand bestreiten können: der bisherige Führer der Fortschrittspartei hat mit Selbstverleugnung gehandelt und der liberalen Sache kein geringes Opfer gebracht. Wohl fehlte es bisher schon in der Fortschrittspartei an einer gemäßigteren Richtung nicht; aber diese Richtung, welche man gewöhnlich mit dem Namen „Hänel" in Verbindung bringt, befand sich in der entschiedensten Minorität. Jetzt gibt Herr Richter eine außerordentlich einflußreiche Stellung in seiner Partei auf; er willigt darein, daß die Fortschrittspartei mit ihrer straffen und weitverzweigten Parteiorganisation in einem großen Parteiverbande aufgeht, an dessen Spitze ein maßvoller und angesehener Politiker treten soll, dessen Name und politische Vergangenheit der deutschen freisinnigen Partei eine Signatur geben, welche sich von derjenigen der bisherigen Fortschrittspartei durch bemerkenswerthe Verschiedenheiten auszeichnet. Daß ein Politiker wie Richter auch in der neuen Partei den ihm gebührenden Einfluß behaupten wird, ist zweifellos; aber er sieht sich nunmehr in dieser neuen Partei einer Mehrheit gegenüber, während seine bisherigen Parteigenossen in ihrer überwiegenden Mehrheit auf der Richterschen Seite zu finden waren. Die Secessionisten führen der neuen Partei nicht wenige politisch geschulte und hervorragende Parlamentarier zu, die schon bisher das, was der Liberalen Vereinigung an der Zahl fehlte, durch persönliche Bedeutung einigermaßen ersetzten, und die nunmehr, nachdem sie eine große Partei hinter sich haben, zu noch größerem Einfluß gelangen werden. Für die Richter'sche Partei schien die Möglichkeit, in der Folgezeit Einfluß auf die Regierung zu gewinnen, nahezu ausgeschlossen. Mit der neuen Parteibildung tritt die parla-

Digitized by Google

mentarische Opposition in eine Phase ein, welche ihr nach dieser Richtung hin für die Folgezeit günstigere Perspective eröffnet.

Auch das Pogramm der neuen Partei zeugt von manchen Concessionen, welche seiten der Fortschrittspartei an die gemäßigtere Richtung gemacht worden sind, allerdings nicht ohne Gegenleistungen von Seiten der Secession. Wir glauben uns z. B. nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß die Aufnahme der Diäten in das Programm manchem Secessionisten einige Ueberwindung gekostet hat. Aber auch in der Programmfrage hat die Fortschrittspartei vielleicht mehr concedirt, als sie von dem Mitcontrahenten bewilligt erhielt.

Das Programm stellt an die Spitze der Einigungspunkte ein gesichertes Zusammenwirken zwischen Regierung und Volksvertretung auf constitutioneller Basis, indem es die Nothwendigkeit eines verantwortlichen Reichsministeriums betont. Letzeres Postulat war auch in dem bisherigen Programm der Fortschrittspartei enthalten. Dem Eingang entsprechend schließt das Programm mit dem Hinweis auf die Nothwendigkeit der Befestigung der nationalen Einigung Deutschlands in der Treue gegen den Kaiser und auf dem verfassungsmäßigen Boden des Bundesstaats. Die jährliche Einnahmebewilligung mit einjähriger Finanzperiode entspricht dem bisherigen Programm der Fortschrittspartei, welch letzteres aber darüber hinaus auch die dreijährige Legislaturperiode enthielt. Das neue Programm verlangt ferner, wie sich von einem liberalen Programm eigentlich von selbst versteht, die Wahrung der Rechte der Volksvertretung, insbesondere der Redefreiheit.

Wie in dem bisherigen Programm der Fortschrittspartei wird sodann die Erhaltung des geheimen, allgemeinen, directen Wahlrechts und die Sicherung der Preß-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit gefordert, desgleichen die volle Gewissens- und Religionsfreiheit und die Gleichheit vor dem Gesetz ohne Ansehung der Person und der Partei. Wie das bisherige Programm der Fortschrittspartei „die Abgrenzung des Rechtsgebietes der Kirchen- und Religionsgesellschaften gegenüber dem Staat durch Staatsgesetz" forderte, enthält das neue Programm das correspondirende Postulat: „Gesetzliche Regelung des Verhältnisses zwischen dem Staat und den Religionsgesellschaften unter gleichem Recht für alle Bekenntnisse." Die näheren Ausführungen dieses Gedankens in dem fortschrittlichen Programm sind in das neue Programm nicht mit aufgenommen, ebenso nicht die Unentgeltlichkeit des allgemeinen obligatorischen Volksunterrichts; wie denn auch die bisherige fortschrittliche Forderung der Aburtheilung von politischen und von Preßvergehen durch Geschworene keine Aufnahme gefunden hat. Von besonderer Wichtigkeit aber ist ein Compromiß zwischen den beiden Parteien über die Feststellung der Friedenspräsenzstärke der Armee. Das Programm der deutschen Fortschrittspartei verlangte bekanntlich gegenüber dem Septennat die jährliche Feststellung der Friedenspräsenzstärke durch das Etatsgesetz, während das Programm der neuen freisinnigen Partei das Septennat durch die Feststellung der Friedenspräsenzstärke innerhalb jeder Legislaturperiode ersetzt wissen will. Die „Erhaltung der vollen Wehrkraft des Volks" und die „volle Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht bei möglichster Abkürzung der Dienstzeit" entsprechen dem bisherigen fortschrittlichen Programm. Auch zwischen den Forderungen des neuen Programms auf dem Gebiete des Steuersystems besteht im Wesentlichen Uebereinstimmung mit den bisherigen Grundsätzen: „Gerechtigkeit und Schonung der Volkskraft; Entlastung der nothwendigen Lebensbedürfnisse; keine Zoll- und Wirthschaftspolitik im Dienste von Sonderinteressen; keine Monopole" — dies sind Postulate, in denen Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung schon früher übereinstimmten. Dagegen erklärte sich das bisherige Programm der Fortschrittspartei gegen das Reichseisenbahnproject, während die neue freisinnige Partei nur die „Gesetzgebung und wirksame Aufsicht des Reiches im Eisenbahnwesen" fordert.

Was die socialen Fragen anbetrifft, so glauben wir in der Formulirung der hierauf bezüglichen Positionen des neuen Programms den Einfluß der freien wirthschaftlichen Anschauungsweise des Secessionistenthums, auch herzlos-kaltes Manchesterthum genannt, zu erkennen, jener politischen Richtung, welche für die individuelle Erwerbsfreiheit eintritt und ebenso gut gegen den Staatssocialismus wie gegen die Bestrebungen der Socialdemokraten Front macht. „Auf Grund der bestehenden Gesellschaftsordnung" erstrebt die neue Partei „die Förderung der Volkswohlfahrt." Sie proclamirt ihr „Eintreten für alle, auf Hebung der arbeitenden Klassen zielenden Bestrebungen bei voller Wahrung der Gleichberechtigung, der Selbstthätigkeit und des freien Vereinigungswesens, nicht minder aber auch die Bekämpfung des Staatssocialismus, sowie der auf Bevormundung und Fesselung des Erwerbs- und Verkehrsleben, der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit gerichteten Maßregeln".

Aber wenn es hiernach auch den Anschein gewinnen möchte, als ob die Liberale Vereinigung es sei, welche bei dieser Verschmelzung den größeren Theil erhalten, so erscheint es doch nicht unglaubhaft, wenn versichert wird, daß auch auf dieser Seite manche gewichtige Bedenken gegen die sofortige Fusion geltend gemacht wurden. Die Liberale Vereinigung bildete bisher für Nationalliberale einerseits und für den Fortschritt anderseits das vermittelnde Bindeglied. Die große liberale Partei sollte nach den Intentionen der Secessionisten alle wahrhaft liberalen Männer umfassen; sie sollte sich auch auf liberale Nationalliberale mit erstrecken. Der Einwurf, daß die Secession mit klingendem Spiel ins fortschrittliche Lager abmarschirt sei, liegt zu nahe, um nicht gegen dieselbe ausgenützt zu werden. Zudem hatte die Liberale Vereinigung sich nicht nur im Parlament, sondern auch in den Kreisen der Wähler eine geachtete Stellung verschafft und die Führung aller liberalen Parteien schien ihr sicher zu sein, nachdem Herr von Bennigsen die Nationalliberalen ohne eigentliche Führerschaft gelassen hatte.

Auf der anderen Seite kommt vielleicht dieser letztgedachte Umstand der neuen Partei zu statten. Aus dem neuen Programme kann die nationalliberale Partei einen Grund zu einer ablehnenden Haltung nicht entnehmen. Die hervorragenden Mitglieder der Nationalliberalen stehen auch in der That der neuen Partei allem Anscheine nach nicht unsympathisch gegenüber. Zeigt es sich, daß die deutsche freisinnige Partei eine maßvolle, aber entschiedene Politik verfolgt, daß die breiten Schichten des deutschen Bürgerthums dieser Partei Vertrauen schenken und das Einigungswerk ratihabiren, so wird der Einfluß der neuen Partei ein so großer sein, daß kein Liberaler sich demselben auf die Dauer entziehen kann. Sollte freilich lediglich eine Vergrößerung der Fortschrittspartei in Frage kommen, so würde die neue Parteibildung einer nationalliberalen Sonderbündelei nur förderlich sein. Indessen liegt zu der letzteren Annahme ein Grund bis jetzt gewiß nicht vor, und der Verlauf der beginnenden Session, der entscheidenden vor den Wahlen, wird es an einer Klärung der politischen Situation nach dieser Richtung hin gewiß nicht fehlen lassen. Deputatus.

Die italienischen Universitäten.

Von G. de Marco.

Nach langwieriger Berathung hat die italienische Abgeordnetenkammer der Baccelli'schen Novelle zum Universitätsgesetz ihre Zustimmung gegeben. Hätte man die ursprüngliche Vorlage der Abstimmung der Universitätsprofessoren unterbreitet, sie wäre mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt worden; auch der von der Kammer genehmigte Entwurf, der nunmehr an den in Sachen der Verwaltung und des Rechts weit competenteren Senat geht, möchte schwerlich vor den Augen der zunächst Betheiligten Gnade finden. Schon der Paragraph, welcher im Regionalinteresse die Errichtung einer neuen Universität in Süditalien in Aussicht nimmt, würde die Angehörigen der Universität Neapel, an welcher im Schuljahr 1880/81 von 1279 Docenten 260 gelehrt haben und von 10,592 Studenten 2851 inscribirt waren, veranlassen,

Digitized by Google

gegen das Gesetz zu stimmen. Die Kammer hat einige Bestimmungen des ministeriellen Entwurfs modificirt, welche nach unserer Ansicht den unmittelbaren und wohlthätigen Einfluß des Staates auf das Universitätswesen verstärkt hätten; der von den Klerikalen drohenden Gefahren wegen können wir nicht bedauern, daß die Autonomie der italienischen Universitäten — die Novelle bezieht sich gar nicht auf alle höheren Schulen — nicht die Billigung der Abgeordneten gefunden hat. Vielleicht hätte der Unterrichtsminister, dem länger als irgend einem Vorgänger die Verantwortlichkeit für die Cultur seines Volkes verblieben ist, in den ersten Zeiten seiner Verwaltung es durchsetzen können, daß die kleineren Universitäten ohne Todeskampf verschwanden, während dieselben durch die im Laufe der Discussion des Gesetzes vorgenommene Erhöhung der Dotationen für Unterrichtszwecke scheinbar zum Wettkampf mit den besser ausgestatteten Universitäten vorbereitet worden sind. Wie dem auch sei, wir wollen hier kein Zukunftsbild dessen entwerfen, was die Baccelli'sche Reform durchzuführen hofft, sondern in möglichster Treue schildern, was die italienischen Universitäten heutigen Tages sind. Die Verhältnisse Neapels, wo die italienischen Unterrichts-Gesetze und -Verordnungen erst vor weniger als einem Decennium eingeführt worden sind, müssen wir der Uebersicht halber außer Auge lassen.

Der italienische Gymnasiast kommt noch viel abgearbeiteter und gelangweilter auf die Universität als der deutsche Abiturient. Als Student fühlt er sich weniger als akademischer, denn als Staatsbürger, dessen Lebensgewohnheiten sich nach den Einnahmen und nach der Stellung seiner Eltern richten, es gibt kein studentisches Leben. Eine Minderheit genügt ihrem Redebedürfniß durch Betheiligung an den Versammlungen entweder des republikanischen oder des monarchischen Studentenvereins, die beide neuerdings so ziemlich an allen Universitäten bestehen. Die Vorlesungen werden in der von den Facultäten empfohlenen Reihenfolge belegt und wenn der Professor interessant ist oder die nöthigen Kenntnisse ungleich schwieriger oder gar nicht durch Privatfleiß erworben werden können, auch über die ersten Wochen hinaus besucht. Die Gewohnheit, jede Stunde — in Italien kennt man das akademische Viertel nicht — den Namensaufruf vorzunehmen, kommt immer mehr ab, dagegen werden immer noch die Professoren, namentlich nach der ersten Vorlesung, applaudirt. Der Umstand, daß es sich um Jahrescurse, nicht wie in Deutschland um Semester handelt, sowie die (von Baccelli bekämpfte) Sitte der Jahresprüfungen am Schlusse und im Wiederholungsfalle zu Anfang des Schuljahrs erschweren die Beziehung mehrerer Hochschulen, der Student ist auf die Universität seiner Region angewiesen. Das schließt indessen nicht aus, daß die Mediciner der Universitäten Pisa und Siena ihr drittes Biennium anstatt am Instituto Superiore in Florenz an einer anderen vollständigen Universität absolviren. Dem letztgenannten Institut fehlt beiläufig gesagt das mittlere Biennium der medicinischen Facultät. Die allgemein herrschende Vorstellung, daß man beim besten Willen nicht durch ein italienisches Universitätsexamen durchfallen könne, ist glücklicherweise unbegründet. Wenn auch 1880/81 sämmtliche 55 Medicindoctoranden der Universität Bologna als vollendete Heilkünstler in die Welt entlassen wurden, so sind doch von 86 Candidaten des vierten Schuljahrs der medicinischen Facultät nur 66 versetzt worden; wenn in ähnlicher Weise Turin mit seinen Philologen nach Ende des ersten Bienniums so scharf ins Gericht ging, daß von 24 nur 12 aufsteigen durften, so wurden anderseits von 15 nur einem die höchsten akademischen Ehren verweigert; in Bologna gab es 53 Doctoren Juris auf 54 Candidaten, in Rom 71 auf 74, in Turin 118 auf 129. In Palermo und Cagliari war Begabung und Fleiß der Studenten oder die Menschenfreundlichkeit der Professoren so groß, daß in den zahlreichen Prüfungen jeder Art (einschließlich der Hebammen) nicht ein einziger Student durchgefallen ist; in Catania, Messina und Sassari sind, nach den Prüfungsergebnissen zu schließen, die Geister etwas weniger erleuchtet. Am ernstesten scheinen die naturwissenschaftlichen Facultäten zu sein, an denen auch die Mathematiker ausgebildet werden. Nach zweijährigem Studium der Mathematik kann man das Recht erwerben, an den Secundärschulen zweiter Ordnung lehren zu dürfen, in Bologna hat man 23 auf 41, in Genua 19 auf 29, in Pisa 22 auf 35, in Pavia 15 auf 48 von der in Italien so schlecht bezahlten Carriere zurückgehalten. Wenn der Jurist und der künftige Schulmann nach 4, der Mediciner nach 6 Schuljahren das Abgangszeugniß seiner Facultät erhält, so ist er laureato, zu deutsch Doctor; der Ingenieur, Architekt und so fort bringt an der Universität 2, sodann an einem, mit Ausnahme von Mailand, mit der Universität verbundenen Polytechnikum 3 weitere Jahre zu. Studenten der Theologie kann es keine geben, da die italienische Regierung in Verkennung ihrer Pflicht, auf die Bildung der künftigen Seelsorger einzuwirken, zu Anfang der 70er Jahre die theologischen Facultäten hat eingehen lassen, die allerdings in den letzten Jahren ihres Bestehens mehr Professoren als Studenten zählten. Nicht nur das „Umsatteln" ist sehr erschwert, sondern auch das gleichzeitige Studiren an einer anderen Facultät als der beim Eintritt in die akademische Laufbahn gewählten. Von den 17 königlichen Universitäten (um hier und im Folgenden nicht von den 4 freien Zwerg-Universitäten Camerino, Ferrara, Perugia und Urbino zu reden) besitzen zwar alle die juristische Facultät, aber die philosophische, nach unserer deutschen Auffassung der Kern der Universität, fehlt gänzlich an den 6 Hochschulen Cagliari, Sassari, Parma, Modena, Siena und Macerata. Letztgenannte Universität hat sogar nur eine, nämlich die juristische Facultät, an der 3 ordentliche und 2 außerordentliche Rechtslehrer angestellt waren. Vorlesungen über das kanonische Recht wurden nur an 9 Universitäten gehalten, während der dem Justizministerium unterstellte, in Folge der Aufhebung der geistlichen Körperschaften hochwichtige Cultusfonds jährlich 3000 Processe und mehr zu führen hat. Diese Einzelheit spricht gegen die allgemeine, sehr wohl zu begründende Aufstellung, daß die italienischen Universitäten im Grunde nur Fachschulen sind, welche zu praktischen Zwecken vorbereiten. In den Prüfungen wird wesentlich die Reproduction des nachweislich in der Schule überlieferten Stoffes verlangt, so daß jene Professoren, die nicht allzu fleißig sind, z. B. lange nach dem Beginn des Schuljahres anfangen, früher aufhören und den officiell angekündigten Ferien ein paar freie Tage vorangehen oder nachfolgen lassen oder von vornherein gerade auf das Frage- und Antwortspiel der Prüfungen die allergrößte Rücksicht nehmen, der Mehrheit der Studenten am angenehmsten sind. In den Geisteswissenschaften sind die Vorlesungen noch immer die Hauptsache; die Seminarien oder praktischen Schulen scheinen oft mehr darum zu bestehen, damit den Professoren die Einnahme eines Nebenamtes gesichert sei, als um gemeinsam zu arbeiten. Die Vielseitigkeit der Ansprüche, keineswegs die Intensität derselben, hindert die besseren Elemente am selbständigen Studium. Wie viele von 1383 Stipendiaten des höheren Unterrichts, für welche 349 Stiftungen beinahe eine Million ausgeben, Universitätsstudenten sind, vermögen wir nicht zu sagen; im Budget figuriren nur bescheidene Summen als Ehrenunterstützungen für jüngere laureati, die im In- oder im Auslande ihre Studien fortsetzen. Trotz großen Aufwandes in den letzten Jahren fehlt es den meisten Universitäten noch an dem wichtigsten wissenschaftlichen Material und an entsprechenden Räumlichkeiten. In einer Parlamentssitzung gestand der Minister, daß dem Professor der Hygiene nur an zwei Universitäten die nöthigen Sammlungen und Einrichtungen zu Gebote stehen. Um so lobender ist anzuerkennen, daß nicht wenige der Lernenden und der Lehrenden alle Opfer bringen, um den strengsten Anforderungen gerecht zu werden. Das Deutschthum hat seine energischsten Anhänger in dem Kreise der jüngeren Docenten, von denen kaum Einer der deutschen Sprache ganz unmächtig sein wird. Und die Stellung, die dem Jünger der Wissenschaft geboten wird, ist wahrhaft kläglich, auch wenn man erwägt, daß alle staatlichen Bezüge niedrig bemessen sind. 5000 Franken ist das Anfangsgehalt für einen ordentlichen Professor an einer der acht Universitäten ersten Ranges (Bologna, Neapel, Padua, Palermo, Pavia, Pisa, Rom und Turin); 3000 Franken erhält der

*

Digitized by Google

Ordinarius an einer Universität zweiten Ranges; dazu kommt alle fünf Jahre die Alterszulage eines Zehntels. Letzterer Vortheil ist dem außerordentlichen Professor nicht eingeräumt, der 3500 beziehungsweise 2200 Franken Besoldung hat und formell jedes Jahr der Bestätigung im Amte unterworfen ist, welche demüthigende Bestimmung die Baccelli'sche Reform abschaffen will. Ferner möchte dieselbe die schlimme Einrichtung aufheben, wonach die Zahl der ordentlichen Professoren in jeder Facultät ein für alle Mal festgesetzt ist. Nur die Sporteln für die Doctorprüfungen fließen in die Taschen der Professoren; vom Collegienhonorar bekommt der fleißige wie der träge Professor keinen Pfennig. Der Privatdocent kann sich allerdings seine Quote herauszahlen lassen. Mit Rücksicht darauf, daß die Studenten ungern zu anderen Docenten gehen als zu den officiellen Prüfungsprofessoren, begnügen sich die Privatdocenten in der Regel mit der Anerkenntniß ihrer bescheidenen Rechte, z. B. an Stelle der Ordinarien prüfen zu können, glänzen in den Universitätsannalen, halten indessen keine Vorlesungen. 1880/81 gab es neben 469 ordentlichen und 209 außerordentlichen Professoren 319 Privatdocenten (wovon 166 in Neapel allein), welche Zahl sich im folgenden Jahre noch vermehrt haben wird, da nach einer vom Generalsecretär des öffentlichen Unterrichts herrührenden Veröffentlichung 1880/82 an 15 Universitäten 134 Privatdocenten eingetreten sind. Außerdem sind vom Januar 1881 bis zum December 1882 87 ordentliche und 83 außerordentliche Professoren ernannt worden. Das vorliegende Material gestattet nicht zu unterscheiden, wie viele der 170 incaricati selbständige Personen gewesen sind, oder wie viele etatsmäßig angestellte Professoren dafür, daß sie ein zweites Fach lehrten, eine Entschädigung von 1250 Franken an den Universitäten ersten Ranges (an den anderen Universitäten weniger) bekommen haben. Daß Professoren und Privatdocenten den vorübergehenden Auftrag erhalten, die Stelle eines erkrankten oder verstorbenen Docenten zu versehen oder bis zur gesetzlichen Gründung eines nothwendig gewordenen neuen Lehrstuhls die Lasten des Unterrichts gegen eine so geringe Vergütung übernehmen, ist billig und kaum zu ändern. Ungerecht ist es jedoch, wenn die Concurse, mittelst deren man die budgetmäßigen Stellen (sehr häufig mit mündlicher Prüfung) vergibt, verspätet ausgeschrieben und langsam zu Ende geführt werden, um dem Supplenten die provisorische Einnahme zuzuwenden oder einem Abgeordneten den Wiedereintritt in die aufgegebene Stelle offen zu lassen. Besondere Capacitäten können unter Anhörung des Oberstudienrathes vom Minister ernannt, streng constitutionell gesprochen, vom Minister dem König zur Ernennung vorgeschlagen werden. Die italienischen Rechtslehrer sind fast alle Anwälte, die Mediciner haben ihre Privatpraxis, die Vertreter der anderen Wissenszweige nur die Hoffnung auf spärliches Honorar für Bücher, da das zahlende Publicum sehr dünn gesäet ist. Der Mangel eines intellectuellen Mittelstandes in Italien ist eben in mehreren Beziehungen verderblich. Ohne Geltung im gesellschaftlichen Leben, mit dem berechtigten Selbstgefühl, den die Atmosphäre der italienischen Abgeordnetenkammer beengenden Geschäftsadvokaten bedeutend überlegen zu sein, ist der Gelehrte beständig versucht, in das politische Leben einzutreten, sobald er anfängt etwas bekannt zu werden. Früher konnten 13, seit dem Erlaß des Nicotera'schen Incompatibilitätsgesetzes können nur 10 ordentliche Professoren im Dienste dem entscheidenden Zweige der Volksvertretung angehören, in dem sie in der Regel eine gute Rolle spielen und weniger an der landesüblichen Einmischung der Abgeordneten in die Staatsverwaltung, als an der Controle der ausübenden Gewalt und der Schaffung von Gesetzen Theil nehmen. Drei der jetzigen Minister, Baccelli, Berti und Mancini, sind gewesene Universitätsprofessoren.

Literatur und Kunst.

Flaubert und George Sand.

Von F. Groß.

Zwei bedeutende Menschen, die sich unbeobachtet glauben, mit einander plaudern zu hören über das, was ihnen am tiefsten in die Seele greift, ist von unsäglichem Reize. Indem man ihnen lauscht, thut man einen Einblick in die Werkstätte jener Auserwählten, die als Leuchten auf dem Wege der Sterblichen stehen . . . Freilich, die bloße Neugierde bekommt dabei auch ihr gut Theil ab; anstatt pietätvollen Verständnisses mag die Freude an Enthüllungen, an der Aufdeckung des Privatlebens hervorragender Personen ihre Rechnung finden. So ist es erklärlich, daß die Briefwechsel-Publicationen auch in denjenigen Kreisen Anklang finden, welche sich weniger für das intime, geistige Weben der representative men interessiren, als vielmehr nach Anekdoten suchen, nach den Schwächen der Starken, nach den Lücken der Vollkommenheit, nach den Flecken der Sonne. Und auch die Herausgeber von Briefen berühmter Leute gehen oft zu weit; sie überliefern der Oeffentlichkeit, was der engsten Intimität angehört, sie ziehen den Schleier von Vorgängen weg, die entweder zu kleinlich oder zu fein sind, um vor die große Menge geworfen zu werden. Stößt man aber einmal auf eine buchhändlerische Veröffentlichung von Privatbriefen, die einen wirklichen Beitrag zur Geschichte der Entwicklung bedeutender Menschen bieten und dabei weder der Sucht nach Pikanterie entgegenkommen, noch sich haltlos in jene Bagatellen des Lebens verlieren, welchen wir in der Biographie großer Menschen — als Störung der hero-worship — so ungern begegnen, dann mögen wir uns freuen und unserer Freude Ausdruck leihen.

Zu dieser Bemerkung veranlassen mich die eben erschienenen „Lettres de Gustave Flaubert à George Sand" (Paris 1884, Charpentier & Cie.). Der stattliche Band umfaßt zehn Jahre brieflichen Verkehrs, die Zeit von 1866—1876. Was uns da vorliegt, ist kein Briefwechsel, denn wir lernen nur kennen, was Flaubert, nicht aber, was George Sand schreibt; die Briefe der letzteren mögen wir auch aus dem Echo reconstruiren, das sie in denen Flauberts finden. In diesen ist allerdings von den Bagatellen, deren ich vorhin erwähnt, oft die Rede, aber sie gewinnen an Bedeutung, sie wachsen durch die Beziehung, die sie zu weitgehenden Literatur-Interessen gewinnen, sie erweitern sich, indem sie einen hervorragenden Schriftsteller, seine Genossen, seine Zeit und seine Kunst charakterisiren in einfacher und natürlicher Weise. Die Briefe Flauberts sind durchaus nicht „zum Fenster hinaus" geschrieben, nicht mit dem Hinblicke auf die Nachwelt, sondern als unmittelbare Rede von Freund zu Freund. Was Flaubert für den Druck bestimmte, das reifte ihm langsam und schwer; diese Briefe sind rasch nacheinander hingeworfen, keine literarischen Hervorbringungen, sondern unmittelbare Aeußerungen einer Individualität. Eine Stelle wie das so überaus kennzeichnende Compliment der Frau von Sévigné an ihre Tochter: „Vous écrivez extrêmement bien, personne n'écrit mieux" ist hier nicht zu finden. In den Briefen Flauberts an George Sand spielt nur die Sache eine Rolle, nicht aber die Form. Und das ist um so interessanter, als Flaubert in seinen Büchern sich als Fanatiker der Form offenbart. Er feilte Tage lang an einem Satze, bis dieser ihm genug musikalisch erschien. Der Euphonie brachte er jedes Opfer; er las seinen Freunden Manuscripte vor, wie man eine Symphonie spielt: auf den Wohlklang hin; die Prosa war ihm ein Instrument, dessen volle Beherrschung — wie er sie eben träumte — ihm immer und immer zu schaffen gab. In seinen Briefen läßt er sich gehen; da trägt seine Sprache ein bequemes Hauskleid, lehnt sich in den Armstuhl oder schlägt an sonnigen Tagen einen burschikosen, übermüthigen Ton an. Man erkennt den großen Stilkünstler gar nicht, wenn er an seine geniale Berufsgefährtin schreibt:

Digitized by Google

„J'ai lu, cette semaine, l'Illustre docteur Matheus, d'Erckmann-Chatrian. Est-ce assez pignouf!*) Voilà deux cocos**) qui ont l'âme bien plébéienne.“ Aber in diesen sorglos abgefaßten Briefen tauchen viele beachtenswerthe Bemerkungen über Flauberts Theorien auf. Der ganze auf die Musik der Sprache bedachte Flaubert enthüllt sich, wenn er der Freundin schreibt: „Ich habe vergessen, Sie von etwas zu unterrichten, theuerer Meister, daß ich mich nämlich Ihres Namens bedient habe. Ich habe Sie „compromittirt“, indem ich Sie unter den Berühmtheiten nannte, die für das Denkmal für Bouilhet (französischer Dramatiker, 1869 gestorben) subscribirt haben. Ich fand, daß sich das im Texte sehr gut machte, und da ein Stileffect eine geheiligte Sache ist, strafen Sie mich nicht Lügen!“ Wenn er in dem Briefe, welcher diese Stelle enthält, George Sand „theuerer Meister“ nennt, so bleibt er damit dem Modus treu, den er im schriftlichen Verkehre mit ihr von Anfang an beobachtet. Er behandelt sie als Kameraden, spricht zu ihr wie der Mann zum Manne, ja einmal geht er so weit, sich ihr gegenüber weibisch zu fühlen. In seinen Anreden ist er unerschöpflich an Variationen: „Pauvre amie et chère maître“ — „Chèr maître, bon comme du bon pain“ — einmal „mon maître“, einmal „ma maître“ (seine Feder war da eben im Négligé), und nur in zwei Briefen unter hundertzwanzig wendet er sich an George Sand als an eine Dame. Im Jahre 1868 entschlüpft ihm die Bezeichnung „Madame Sand“, dann vergehen sieben Jahre, bis er einen Brief mit den Worten beginnt: „Votre bonne lettre lu 18, si tendrement maternelle . . .“ Im Uebrigen will er nichts davon wissen, daß sie eine Frau sei. Wenn von irgend einer menschlichen Schwäche die Rede ist, sagt er der Sand: „Aber was wissen Sie davon, Sie starkes Wesen?“ Der tiefe Respect vor der ungewöhnlichen Natur dieser Frau war echt und dauernd. Flaubert verehrte sie als einen der Meister der Gilde, schätzte dabei ihr gutes und großes Herz und legte seine Seele wie ein offenes Buch vor ihr dar. Dabei wurde er aber zum Schlusse seiner Episteln oftmals zärtlicher, als man es gegen Freunde männlichen Geschlechtes zu werden pflegt, und dieser leichte Zug von Galanterie gibt den Briefen einen besonderen Reiz.

Wer George Sand war, braucht keinem deutschen Leser gesagt zu werden. Diese merkwürdige Frau ist bei uns eben so populär geworden wie in ihrer Heimat. Mit Flaubert fing bei uns die Oeffentlichkeit eigentlich erst nach seinem Tode sich zu beschäftigen an. Seither wissen bei uns auch weitere Kreise, daß Frankreich in Gustave Flaubert einen seiner größten Stilkünstler besessen und verloren. Sein literarisches Gepäck ist nicht groß: drei Romane, ein Band Novellen, zwei oder drei Stücke und ein in keine bestimmte Gattung einzuschachtelndes, phantastisches Werk: „Die Versuchung des heiligen Antonius“ — das ist Alles. Nun bekennt in einer Einleitung zu den vorliegenden Briefen Guy de Maupassant, einer der begeistertsten Anhänger Zolas, man dürfe Flaubert nicht den „Realisten“ beizählen, denn seine Sprache sei zu getragen und zu sonor, er photographire nicht die einzelnen Menschen, wie sie ihm zufällig begegnet seien, sondern er führe Typen vor, in denen die Eigenheiten verschiedener Personen künstlich vereinigt seien . . . Guy de Maupassant macht aus der Nothwendigkeit eine Tugend, denn in den Briefen an George Sand erklärt Flaubert ganz ausdrücklich, von der in Frankreich heute vorherrschenden Richtung nichts wissen zu wollen: „Nehmen Sie davon Kenntniß, daß ich das, was man „Realismus“ zu nennen übereingekommen ist, verabscheue, trotzdem man mich zu einem der Oberpriester desselben machen will.“ Ein anderes Mal sendet er der Freundin Daudets „Jack“ und Zolas „Son excellence Eugène Rougon“ und bemerkt dazu, er könne nicht begreifen, daß Turgenjew — er nennt ihn den „immensen“, den „gigantischen“ Turgenjew — über Daudets Buch so streng, über dasjenige Zolas so enthusiastisch urtheile. Bedarf es noch eines Beweises, daß Flaubert — trotz der Ungenirtheit, mit der er in „Madame Bovary“ Alles bei dem wirklichen Namen nennt und die Liebesaffairen der Heldin mit der grausamen Genauigkeit eines Polizei-Protokolls feststellt — nicht unter die „Realisten“ oder „Naturalisten“ vom Schlage Zolas einzureihen sei, so liegt er in der Verehrung, die er für George Sand hegte. Wenige moderne Schriftsteller sind von Zola so bitter verhöhnt worden (siehe seine „Documents littéraires“) wie George Sand. Diese gilt ihm als geradezu verwerflich, weil sie die Träumerei — „diese Mutter aller Fehler“ — fördere und allen romantischen Weibern die Einbildung in den Kopf setze, sie seien unverstanden. Was in den Werken der George Sand an tiefen Ideen aufgehäuft ist, davon sagt Zola nichts, das weiß er nicht. Flaubert entzückt sich an den Büchern der Sand. Er verschlingt sie geradezu. „Ich habe,“ schreibt er an sie „eine Nacht und einen Tag mit Ihnen verbracht. Um vier Uhr Morgens war ich mit „Nanon“, um drei Uhr Nachmittags mit „Francia“ fertig. Das Alles tanzt mir noch im Kopfe umher. Ich will trachten, meine Gedanken zu sammeln und Ihnen meine Meinung über diese zwei ausgezeichneten Bücher zu sagen“. Auf dem Gebiete der Production lag, das ist nicht zu leugnen, eine tiefe Kluft zwischen ihnen. George Sand liebte es, das Leben und die Menschen zu erhöhen, zu verklären, von der Erde hinweg in idealere Sphären zu fliehen. Flaubert wollte die Wirklichkeit reproduciren, und von dieser abgewichen ist er nur in seiner Diction, die er nach den Gesetzen der Schönheit gestaltet, auch wo er sie Personen in den Mund legen muß, welche mit diesen Gesetzen absolut keinen Zusammenhang haben können. Wo er den Boden der Wirklichkeit ganz und gar verläßt, wie in der „Versuchung des heiligen Antonius“, und sich lediglich der Freude an den Accorden seines Stils hingibt, da wird dieser geradezu apokalyptisch. Die realen Vorgänge sind ein nützliches Gewicht, das sich seiner Sprache anhängt, auf daß sie nicht in ein Tongemälde ausarte. Ein Realist war Flaubert sein Leben lang nur insofern, als daß er vor jeder Unrichtigkeit eine heillose Scheu hatte. Darum stellte er zeitraubende und anstrengende Nachforschungen an, wie vor ihm kaum irgend ein Romancier sie getrieben hat. Um „Salammbô“, seinen karthaginiensischen Roman, zu schreiben, unternahm er die Reise nach Afrika, ging den Spuren des alten Karthago nach, warf sich auf die Kriegswissenschaften, trieb Archäologie und verwendete — worauf er gewiß stolzer war als auf die genialsten Züge in „Madame Bovary“ — etliche Druckseiten auf die Beschreibung eines Katapults. Wie er seine eigene Aufgabe complicirte, geht aus vielen seiner Briefe an George Sand hervor. Er charakterisirt sich selbst: „Pas primesautier, votre ami, non! pas du tout!“ Während er an dem Romane „L'éducation sentimentale d'un jeune homme“ arbeitet, meldet er, er brauche zu dessen Vollendung noch zwei Jahre. Um Beobachtungen für dieses Buch zu machen, war er an Einem Tage in Paris im Jockeyclub, im Café anglais und in der Kanzlei eines Advokaten. Im Laufe der Briefe heißt es: „Ich arbeite an meinem Roman wie mehrere Ochsen . . .“ „Diese Woche habe ich fast sechs Seiten geschrieben, was für mich ziemlich viel ist“ . . . Aus der Zeit, da er die „Versuchung des heiligen Antonius“ schuf, stammt die Mittheilung: „Ich habe den ganzen Monat Juni damit zugebracht, den Buddhismus zu studiren, über welchen ich übrigens schon ziemlich viel Material besaß. . .“ Das Sammeln von Daten war bei Flaubert zu einer Art von Manie geworden. Es machte einen hervorragenden Zug seines literarischen Wesens aus, einen fast ebenso markanten wie sein Haß gegen die Mittelmäßigkeit, die Spießbürgerlichkeit, die Dummheit. Den Provinzphilister hat Niemand so köstlich persiflirt wie Flaubert in einer Figur in „Madame Bovary“, dem Apotheker Homais, der für jeden Anlaß eine hochtrabende, hohle Phrase in Bereitschaft hat . . . Es war ein Sport Flauberts, documentarische Proben der menschlichen Dummheit aufzuspeichern. Er hat mehrere Bände mit Citaten aus großen Autoren hinterlassen — durchwegs Beweise, daß auch Homer zuweilen schläft, daß auch Männer von Geist manchmal dem Banne des Gespenstes verfallen, gegen das Flaubert so ingrimmig ankämpfte:

*) Lümmelhaft.

**) Kerle.

Digitized by Google

la bêtise humaine. Er nahm — vorurtheilslos genug für einen Franzosen — in seine Sammlung auch den Angriff auf, den im Jahre 1873 A. Dumas fils gegen den Ruhm Goethes richtete. Aber — es sei dies constantirt, obwohl wir Deutschen damit nicht einverstanden sein können — er reiht in das seltsame Herbarium auch die Behauptung Lessings in der „Hamburgischen Dramaturgie" ein, daß er jedes Stück Corneilles besser machen wolle, als dieser selbst. Für die scharfsinnigen Paradoxa Lessings fehlte Flaubert das Verständniß. Im Uebrigen las dieser, der ein enragirter Bücherwurm war, sehr viel deutsche Literatur, wenn auch in Uebersetzungen. Sein an George Sand gerichteter Brief vom 2. Juli 1870 schließt mit der Stelle: „Ich habe die Gespräche Goethes mit Eckermann wieder gelesen. Das war ein Mann, dieser Goethe! Er hatte doch Alles für sich!" Von Häckels Schöpfungsgeschichte meint er: „Der Darwinismus scheint mir hier klarer auseinandergesetzt als in den Schriften von Darwin selbst." Er schreibt der Freundin über Kant und Hegel, und immer legt er Hochachtung für deutsches Wesen an den Tag. Während des deutsch-französischen Krieges gehörte sein Herz natürlich seinem Vaterlande, aber sein Urtheil blieb nüchtern und klar, und er sprach im Ausdrucke der grimmigsten Wuth von den Schwächen, Fehlern und Irrthümern der Franzosen. Die Briefe aus der Kriegszeit sind für den deutschen Leser die interessantesten. „Der gute Franzose," schreibt er von Croisset, seinem stillen Beobachtungswinkel, nach Nohant, dem Schlosse der George Sand, „will sich schlagen: erstens, weil er sich von Preußen provocirt glaubt, zweitens, weil die Wildheit der natürliche Zustand des Menschen ist, drittens, weil der Krieg etwas Mystisches in sich hat, was die Massen fortreißt. Sind wir wieder bei dem Racenkriege angelangt? Ich fürchte es." Und weiter: „Der Bourgeois kann sich nicht mehr zurückhalten. Er findet, daß Preußen insolent war und will sich nun rächen. Sie wissen, daß ein Herr der Kammer die Plünderung des Großherzogthums Baden vorgeschlagen hat. O, warum kann ich nicht unter den Beduinen leben!" An einem Mittwoch im Jahre 1870 berichtet er, nachdem er sich zwei Tage in Paris aufgehalten: „Ich kenne jetzt den Pariser von Grund aus und habe in meinem Herzen den Politikern von 1793 Abbitte gethan. Jetzt begreife ich sie! Welche Dummheit! Welche Unwissenheit! Welcher Dünkel! Dieses Volk verdient vielleicht, gezüchtigt zu werden, und ich fürchte, dieses Schicksal wird es ereilen. Ich kann nichts lesen, geschweige schreiben. Ich verbringe, wie alle Welt, meine Zeit mit dem Erwarten von Nachrichten. Wenn ich meine Mutter nicht hätte, ich wäre längst nicht mehr hier." Wörtlich äußert er: „Mes compatriotes me donnent envie de vomir." Bald darauf ruft er: „Je meurs de chagrin... Ich verlange nur Eines, nämlich zu krepiren (crever), um Ruhe zu haben." Er hat mit George Sand eine lebhafte Controverse wegen ihrer Vorliebe für die Republik. Ihm ist jedes Regierungssystem gleichgültig. Er schwärmt für keines, aber von der Demokratie sagt er speciell, sie tauge nicht für den Künstler, denn wo die Plebs herrsche, dort habe derjenige nichts zu suchen, der nur für den Luxus arbeite. Die größte Macht der Welt sei die Literatur, die Regierungen wollen sie daher aus Eifersucht nicht fördern... Neben solchen allgemeinen Sätzen laufen Beziehungen auf die Nachrichten vom Kriegsschauplatze her. Vom 11. October 1870: „Man hält uns mit der Loire-Armee zum Besten. Wo ist sie? Wissen Sie etwas darüber? Was geschieht im Centrum Frankreichs? Paris wird ausgehungert werden und von keiner Seite kommt Hülfe. Die Dummheiten der Republik übersteigen noch jene des Kaiserreichs... Ach, wie traurig bin ich! Ich fühle, daß es mit der lateinischen Welt zu Ende geht." Voll Erbitterung erzählt er, er habe in Croisset zwölf Preußen bei sich einquartieren müssen. Mit tiefer Besorgniß blickt er in die Zukunft. Er prophezeit, daß in kommenden Tagen ganz Europa die Militäruniform tragen werde. „Wenn wir unsere Revanche nehmen werden, dann wird sie eine maßlos wilde sein und bedenken Sie, daß man fortan gar nichts Anderes im Sinne haben wird, als sich zu rächen, sich an Deutschland zu rächen. Die Regierung, welche sie auch sei, wird sich nur dann halten können, wenn sie auf diese Leidenschaft speculirt. Der Mord im Großen wird das Ziel aller Anstrengungen, das Ideal Frankreichs sein." All seine Betrachtungen über die Lage bringen ihn zu der Erkenntniß: „Wie demüthigend ist es doch, ein Mensch zu sein!"

Nach der Kriegszeit schrieb Flaubert an seine Freundin seltener als früher. Materielle Sorgen, ein Mißerfolg auf dem Theater, ein halber Erfolg auf dem Büchermarkte, das Gefühl der Vereinsamung — das Alles machte ihn wortkarg mit der Feder. Am 8. Juni 1876 starb George Sand. Nun hatte Flaubert nur noch einen alten Freund: Turgenjew. Am 8. Mai 1880 ging Flaubert aus dem Leben. Vor Kurzem folgte Turgenjew... Der glänzende Kreis ist gebrochen. Aber in den Briefen Flauberts an George Sand steht verzeichnet, wie diese bedeutenden Menschen in reiner und edler Sympathie einander zugethan waren, wie sie einander die rauhen Pfade des Lebens zu ebnen suchten. Es gibt kaum etwas Rührenderes, als aus diesen Blättern zu erfahren, wie Flaubert und George Sand wiederholte Versuche machten, einander finanziell zu unterstützen, einander Darlehen aufzudrängen. In Kleinigkeiten können große Menschen sich am reizendsten zeigen.

„Der Präsident" von Karl Emil Franzos.

Der Entdecker und Schilderer von „Halb-Asien" gefällt sich seit einiger Zeit darin, rechtliche Conflicte dichterisch zu behandeln. In seinem durch Rudolf v. Iherings bekannte geistvolle Schrift veranlaßten Roman: „Ein Kampf ums Recht" hat er nicht ohne Glück das Wagniß unternommen, mit Heinrich v. Kleist in die Schranken zu treten. Der unsterbliche Michael Kohlhaas wird durch die schnöde Mißhandlung seines eigenen Rechts zum Räuber und Mordbrenner; der Held von Franzos aber wird zum Verbrecher als Märtyrer eines höheren Rechtsidealismus, der für sich selber gar nichts, Alles nur für Andere begehrte. Auch „Der Präsident"*) enthält einen Kampf ums Recht. Hier ist er in die Seele eines Rechtsfanatikers gelegt, eines in seinem Rechtsgefühle ex officio besonders empfindlichen Beamten, eines Richters, der zugleich mit seinen väterlichen Gefühlen in Zwiespalt geräth. Er bricht nach schweren Seelenkämpfen das Gesetz und verhilft seinem Kinde zu seinem Recht. Nun aber ist es ihm versagt, sein Verbrechen zu sühnen, und zugleich unmöglich, als Verbrecher straflos zu leben, und so geht er freiwillig in den Tod. Dadurch wird ihm, was ihm gebührt, und nicht minder dem Recht.

Wir sind im Jubeljahre der Reaction 1852. Der Reichsfreiherr v. Sendlingen, einer der tüchtigsten, scharfsinnigsten Richter in Oestreich, ist Landesgerichtspräsident in der ansehnlichen deutsch-slavischen Provinzstadt B. Die Bürger verehren in ihm die Verkörperung des Rechtsgefühls, die Beamten die Zierde ihres Standes. Aber eine schwere Schuld hat seine Vergangenheit befleckt. In jüngeren Jahren hat er ein Mädchen geliebt und verführt, dann plötzlich verlassen und vergessen, trotzdem er über ihren Zustand wohlunterrichtet war. Der Verfasser bemüht sich redlich, seinen Helden so viel wie möglich zu disculpiren und bringt ein ganzes Arsenal von entlastenden Motiven zusammen. Sendlingen hat eine furchtbare Kindheit erlebt. Sein Vater hatte gegen den Willen seiner Eltern eine Bürgerliche geheirathet und war dafür von seiner Familie verstoßen und in seiner Carrière geschädigt worden. Eines Tages muß der Sohn seinem Vater knapp vor dessen Tode schwören, nie und nimmer eine Bürgerliche zu heirathen. Und nun greift ihm doch eine Bürgerliche ans jugendliche Herz, das sich lange gegen jede Liebschaft gesperrt hatte! Er lernte ehedem als Strafrichter in einem der südlichsten Grenzdistricte der Bukowina im Hause eines bojarischen Junkers eine deutsche Erzieherin kennen, Hermine Lippert. Der Bojar begünstigte das bald eingefädelte Verhältniß, und als er wegen Tabak-

*) Eine Erzählung. Breslau, Ed. Trewendt.

Digitized by Google

schmuggels arretirt werden sollte, da war es klar, daß die Gesellschafterin als Werkzeug benutzt wurde, um den Strafrichter unschädlich zu machen. Was sollte Sendlingen jetzt thun? Wohl band ihn jener Schwur gegen den Sterbenden, aber er mußte jetzt seine Pflicht erfüllen, als Richter wie als Mann von Ehre: den Bojaren verhaften und Herminen heirathen. Er hieß die Geliebte, zur Vermeidung niedrigen Klatsches, in eine benachbarte Stadt ziehen und dort bis zur baldigen Vermählung verweilen. Dann schieden sie — auf Nimmerwiedersehen. Das Gerede der Skandalsüchtigen, die Nadelstiche der Collegen, die Drohungen seines Oheims, der Edelmuth der Geliebten, die ihn bat: wenn er sie um ihretwillen nicht zu seinem Weibe machen wolle, so könne ihn auch die Rücksicht auf die Mutter seines Kindes nicht binden, — das Alles verwirrte sein Gefühl. Und er schrieb ihr also den Abschiedsbrief. Einige Monate später, als er ihr nachfragte, hieß es, sie sei spurlos verschwunden. Und dann vergaß er sie ganz. Wie man sieht, hat das Sprichwort: „Ein Sendlingen kann kein Schurke werden" nicht immer Geltung. Auch dem Verfasser gelingt es nicht, uns über die moralische Schwäche seines Helden wegzusetzen, so geschickt er auch Alles aufwendet, um ihn „als des reinsten Mitleids" würdig hinzustellen.

Und nun wird Sendlingens Schicksal ein echt tragisches. Die ungesühnte Jugendschuld rächt sich. Er hat seine Geliebte, die Mutter seines Kindes verlassen und vergessen, und jetzt kommt dieses sein Kind und schlägt ihm nach Jahrzehnten noch eine tiefe, unheilbare, absolut tödtliche Wunde. Gerade dort trifft ihn der Schlag, wo er seine moralische Existenzbedingung am meisten empfindet: in seinem Rechtsgefühl. Dem Richter stellt sich der Vater in ihm gegenüber. Er soll über die Tochter der gestorbenen und verdorbenen Jugendgeliebten, über seine eigene Tochter zu Gerichte sitzen. Victorine Lippert ist des Kindesmords — unter mildernden Umständen — angeklagt und geständig. Es ist dem Präsidenten unmöglich, den Vorsitz selbst zu führen, denn sein Rechtsgefühl sträubt sich dagegen, durch seine Autorität als Präsident ein möglichst mildes Urtheil zu erwirken. Die Angeklagte wird zum Tode verurtheilt.

Was thut nun Sendlingen? Er läßt sich einen Augenblick von der Verzweiflung übermannen und sucht seinen Tod im Flusse, wird aber gerettet. Jetzt ist noch sein einziger Gedanke, an den er sich klammert, um nicht wahnsinnig zu werden: er muß seine Tochter sehen. Nachdem Berger sie vorbereitet, erfolgt der erschütternde Besuch, und bald liegt die Unglückliche an seinem Herzen. Man erleichtert ihre Gefangenschaft. Da sie leidend ist, kommt sie in eine Krankenzelle mit besserer Kost, wo sie ohne Aufsehen auch die Besuche von Sendlingens treuer Magd erhält, die bald in Alles eingeweiht wird. Die Verurtheilte genest; der Gedanke an ihren Vater hat sie aufgerichtet. Noch bleibt das Geheimniß streng gewahrt, obwohl es auffallen muß, daß der Präsident fast wöchentlich, seine Hauswalterin fast täglich die Verurtheilte besucht. Bei alledem weicht der Präsident nicht um Haaresbreite von seiner Pflicht ab. Als der Zuchthauspfarrer einmal, von seinem Mitleid hingerissen, eine kleine Begünstigung zu erwirken sucht, will sie zwar der Kerkermeister gewähren, der Präsident lehnt jedoch das Gesuch entschieden ab. Noch eine andere Versuchung tritt an ihn heran. Der oberste Gerichtshof wendet sich an ihn mit dem Auftrage, durch abermalige Vernehmung einer verdächtigen Zeugin, die offenbar bei der Schlußverhandlung falsch ausgesagt, volle Klarheit zu verschaffen. Einem energischen Richter würde es zweifellos gelingen, die Zeugin zu überführen. Allein dem Präsidenten kommen allerlei Bedenken. Wenn er damals am Tage der Verhandlung das Präsidium nicht übernahm, weil ein Vater nicht als Richter in eine Untersuchung eingreifen darf, die gegen seine Tochter geführt wird, so kann er es jetzt noch weniger. Er überträgt also wieder dem damaligen Vorsitzenden die Vernehmung, trotzdem er weiß, daß dieser ein verknöcherter Bureaukrat ist, der die Wahrheit nicht zu erkennen, seine Pflicht nicht zu erfüllen vermag. Die Unbegreiflichkeiten in Sendlingens Benehmen häufen sich. Einer anderen Thätigkeit, der Untersuchung gegen revolutionäre Arbeiter, hingegeben, wartet er ruhig das Eintreffen der Antwort des obersten Gerichtshofes ab, und als das Todesurtheil bestätigt wird, da sagt er der Gefangenen „in einer Aufwallung des Gemüthes, über die er sich kaum Rechenschaft geben kann": sie sei begnadigt und die Untersuchungshaft werde ihr als Strafe angerechnet, — eine unbegreifliche Unwahrheit, da die Unglückliche jetzt das Beste erwartet, während sie früher auf das Schlimmste gefaßt war. In dieser verzweifelten Sachlage gibt es nur noch ein einziges Mittel, das Rettung verbürgte: eine Audienz beim Kaiser. Sendlingen jedoch will die Reise nach Wien nicht eher antreten, als bis die Untersuchung gegen die Arbeiter beendet ist, aber Wochen vergehen und noch ist kein Ende abzusehen. Das Gnadengesuch ist längst überreicht; schon naht die Zeit, wo es dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt werden muß, und noch immer zögert der Präsident. Obendrein entstehen jetzt Reibungen zwischen ihm und dem Ministerium. Schon wird er auf einen wichtigen Posten nach P. versetzt und sein Nachfolger ernannt. Die Männer der Stadt beschließen, dem Scheidenden eine Adresse zu überreichen und ein Abschiedsbankett zu veranstalten. Die Regierung verliert Angesichts des allgemeinen Unwillens die Courage, ihn zu maßregeln. Mittlerweile lernt seine Haushälterin heimlich französisch, er selbst legt plötzlich sein Vermögen in englischen und holländischen Werthen an, macht auch einen kleinen Theil in Gold flüssig. Endlich geht der Arbeiterproceß zu Ende, und die Angeklagten werden aus dem Gefängniß entlassen. Jetzt hat Sendlingen keinen Vorwand mehr. Er reist nach Wien. Es ist der 18. Februar 1852, der Tag des Attentats des Schneiders Libenyi auf den Kaiser Franz Joseph! . . . Natürlich erhält Sendlingen keinen Zutritt zu dem verwundeten Monarchen, und unverrichteter Sache kehrt er zurück, nachdem er in einer Depesche seinem Freund, dem Anwalt Berger, versichert: daß er den gewünschten Erfolg so gut wie erreicht, Aufschub bis zur Genesung des Kaisers durchgesetzt habe und getröstet heimkehre. Zu Hause läßt sich Sendlingen mit Ständchen und Fackelzug feiern und fiedelt noch am selben Abend nach Wien über. Am nächsten Morgen entdeckt man, daß Victorine Lippert aus dem Gefängnisse entwichen ist. Nur Berger ahnt den Zusammenhang. Ein Brief Sendlingens bestätigt seinen Verdacht. Der Präsident hat seine Tochter befreit.

Wäre Franzos ein gewöhnlicher Romanschreiber, so würde die Geschichte zur allgemeinen Zufriedenheit sämmtlicher Leihbibliothekenabonnenten mit dem nächsten Kapitel enden, mit der Familienidylle aus Holland. Sendlingen lebt mit seiner Tochter unter fremdem Namen am Niederrhein. Niemand weiß von seinem Kinde; die Flucht der Victorine Lippert aus dem Gefängniß ist für immer unaufgeklärt geblieben, die Untersuchung resultatlos eingestellt worden. Nunmehr ist es Sendlingen gelungen, in einem Bergwerksdirector aus Batavia einen würdigen Schwiegersohn zu finden. Die Verlobung wird gefeiert, gleich nach der Hochzeit reisen die Neuvermählten nach Java . . . Aber bei Franzos hat die Idylle noch ein tragisches Nachspiel. Drei Wochen später erscheint Sendlingen in Wien vor dem Justizminister. Er klagt sich selber an. Er sei ein Verbrecher und wolle die Strafe erdulden, die ihm wegen mißbrauchter Amtsgewalt gebührt: der Vater habe seine natürliche Tochter gerettet, die einem Justizmord zum Opfer fallen sollte. Nun seine Tochter versorgt ist, will er seinem Richter übergeben werden. Der Minister weigert sich, denn es wäre der furchtbarste Schlag, der das Ansehen der Justiz treffen könnte; auch verdiene er ja keine Strafe; er habe schon genug gelitten und tausendfach gebüßt. „Ich will mein Recht," ruft Sendlingen mit Shylok. „Ich kann die Martern meines Gewissens nicht länger ertragen. Weigern Sie mir die Strafe, so werde ich mich selbst öffentlich anklagen." — „Dann untergraben Sie das Ansehen des Staates und setzen ihn in den Stand der Nothwehr. Ich werde erklären lassen, daß Sie wahnsinnig sind." — „Dann werde ich dafür sorgen, daß jedes Bedenken über meine Zurechnungsfähigkeit schwinden muß. Also zum letztenmal: welchem Gericht darf ich mich stellen?" — „Gut, alsdann thun wir unsere Pflicht und übergeben auch Ihre

Digitized by Google

Tochter als eine rechtskräftig verurtheilte Mörderin der Justiz. O, wir werden sie schon finden, und wenn wir die Polizei der ganzen Erde zu unserer Hülfe aufbieten müßten. Entscheiden Sie, ob das geschehen soll." — Todtenfahl ist Sendlingens Antlitz geworden, ein Schauer rüttelt seine Glieder. Gebrochen wankt der Rechtsfanatiker hinaus ... Ein paar Tage später melden die Blätter, daß der Präsident auf der Fahrt von Triest nach Venedig verunglückt ist. Ein Selbstmord sei aus inneren Gründen völlig ausgeschlossen; der letzte Mensch, mit dem er sprach, der Kapitän des Schiffes, rühme die heitere Laune, die der Verstorbene zeigte. Sein Freund Berger weiß es freilich besser, denn er erhielt von Sendlingen einen Scheidebrief, der mit den Worten schließt: „Mit höherer Münze als seinem Leben kann Niemand sein Verbrechen sühnen ... Nun darf ich wieder auf Deine Achtung hoffen."

Ein Theil der Kritik hat dem Verfasser vorgeworfen, Sendlingens thatloses Verhalten nach dem Wahrspruche der Richter sei ebenso unverständlich als unmöglich. Nichts ist ungerechter als dieser Vorwurf. In Sendlingens letzter Unterredung mit dem Minister werden alle Unbegreiflichkeiten wohl motivirt. Man höre nur sein erschütterndes Bekenntniß:

„Das Todesurtheil wurde gefällt. Es war ein Justizmord, wie nur je einer von einem Gerichtshofe beschlossen worden ist. Darum war mein erster Gedanke: gegen dies Unrecht kann nur noch das Unrecht helfen. Ich war einige Stunden lang fest entschlossen, meine Tochter zu befreien. Dann aber siegte mein Pflichtgefühl, vielleicht richtiger — mein Egoismus. Denn ich sagte mir, daß ich, wie ich nun einmal war, dieses Verbrechen nicht würde begehen können, ohne einst Sühne hiefür zu leisten ... Aber mein Gewissen rief: Dann stirbt Dein Kind! und so schien mir Selbstmord der einzige Ausweg ... Ich blieb am Leben, ich sah meine Tochter und gewann meine Klarheit wieder; die Stimme des Blutes hatte gesiegt. Ich wußte nun, daß es höchst wahrscheinlich kein Mittel mehr gab, das Beide erlösen konnte, daß die Frage so stand: ob ich zu Grunde gehen müßte oder sie, und zweifelte nun nicht mehr daran, daß ich es sein müßte. Ich war entschlossen, sie zu befreien und dann mein Verbrechen zu sühnen; aber bis mich nicht die äußerste Nothwendigkeit zwang, wollte ich nach Recht und Gesetz handeln. Daß ich dies durchgeführt, beweist mein Verhalten, als der Oberste Gerichtshof eine nochmalige Vernehmung der Hauptzeugen anordnete. Es hing Alles davon ab; ich übertrug die Vernehmung gleichwohl an einen Anderen, der denn auch wirklich die Wahrheit nicht ans Licht brachte. Der Oberste Gerichtshof bestätigte das Todesurtheil; er sprach es über mich, nicht über mein Kind; nun war jene äußerste Nothwendigkeit eingetreten. Ich wußte nun, daß ich ein Verbrecher werden mußte, und wartete die Entscheidung über das Gnadengesuch des Vertheidigers nur deshalb ab, weil die Vorbereitungen zur That Zeit erforderten, und weil ich vorher noch die ungerecht angeschuldigten Arbeiter retten wollte. Aus zwei Gründen rief ich nicht die Gnade des Monarchen an ... Ich habe mich mein Leben lang gemüht, Recht zu üben ohne Ansehen der Person. Es war mir immer der qualvollste Gedanke, daß der Adelige, der Reiche oft auch da, wo einzig das Gesetz entscheiden sollte, Begünstigungen erfährt, die dem Armen und Niedrigen nie zu Theil geworden wären. Und darum war es mir eine Pein, eine derartige Begünstigung für mich in Anspruch zu nehmen ... Auch ein anderer Grund ließ mich zögern, die Gnade des Kaisers anzurufen. Was wäre der Erfolg gewesen? Eine Begnadigung zu lebenslänglichem, zu zwanzigjährigem Kerker. Schon die bloße Ankündigung dieser Strafe hätte so tief in das Leben dieses schwächlichen, gebrochenen Mädchens eingegriffen, daß sie dieselbe schwerlich überdauert hätte, und wenn auch — eine gänzliche Begnadigung wäre erst nach zehn, nach acht, im besten Falle nach fünf Jahren erreichbar gewesen, sie hätte dieselbe nicht mehr erlebt ... Ich war davon überzeugt, ganz fest überzeugt, und dennoch — auch ich war ein Mensch ... Als ich die Bestätigung des Todesurtheils durch den Kaiser in den Händen hielt, da übermannte mich die Feigheit, die Selbstliebe, ich reiste nach Wien — es war am 18. Februar! ... So spielt das Schicksal mit uns Menschen, habe ich zuerst gedacht. Dann aber habe ich eingesehen, daß nicht jener Zufall mein Los entschieden hat: es war von Beginn besiegelt. Durch mein ganzes Wesen und durch das was geschehen war ... Ich kehrte nach B. zurück und befreite das Mädchen."

Wie man sieht, ein vollständiger Schlüssel zu den dargestellten Ereignissen und zugleich zu seinem Charakter. Das ist Alles logisch und klar, wie ein mathematischer Lehrsatz. Und doch bleiben noch einige Maschen in dem kunstvollen Gewebe offen. Wie konnte Sendlingen der so lüderlich geführten Verhandlung ihren Lauf lassen?! Es war für einen Richter, trotzdem er der Vater der Angeklagten, geradezu Pflicht, in dies leichtsinnige Spiel mit einem Menschenleben einzugreifen. Man fühlt dies um so tiefer, als Franzos seiner Satire über die Collegen Sendlingens freien Lauf läßt. Der Vicepräsident ist ein kindischer Greis, dem das Denken Kopfweh verursacht, und die anderen Richter sind Paragraphenmaschinen, die nur die Liste der Vordermänner, welche sie in der Carriere um jeden Preis überholen wollen, statt des Herzens in der Brust tragen. Freilich ist es wieder nur solchen Herrschaften möglich, auf Sendlingen keinen Verdacht zu werfen. Sein Selbstmordsversuch, sein Umherirren durch verrufene Stadtviertel, seine nachherige Ueberführung in eine Flößerkneipe und nach Hause, Alles geht so sehr ohne Aufsehen und Folgen vorüber, fast als etwas Selbstverständliches. Und dann ist die politische Demonstration, das Fest zu Ehren Sendlingens, wenige Tage nach einem blutigen Attentat auf den Landesherrn, eine Unmöglichkeit. Dergleichen unterbleibt nach einem solchen Ereigniß — sogar in nachmärzlicher Zeit und hinter schwarzgelben Grenzpfählen. Aber Alles in Allem ist es eine spannende, erschütternde Erzählung in vortrefflichem Stil und einheitlich und harmonisch in Stimmung und Composition. Wie anschaulich ist nicht die drückende Atmosphäre der Reactionsjahre wiedergegeben! Auch hat sich Franzos diesmal von seinem gewohnten Fehler der Weitschweifigkeit freigehalten. Einzig der Arbeiteraufstand vor Gericht ist ein Intermezzo, aber wer möchte es missen? Der Arbeiterführer ist eine Gestalt wie aus Stahl. Die Erzählung gleicht einem mächtigen, tiefernsten Charakterdrama; die psychologische Zeichnung erinnert an die unerbittliche Kunst eines Hebbel oder Otto Ludwig, wie die straffe, consequente Führung der Handlung an die Thesenstücke des jüngeren Dumas. Der Verfasser erzählt nicht, um uns zu unterhalten, sondern um etwas zu beweisen. Dabei beweist er jedenfalls am glänzendsten — seine seelenkundige, schöpferische Kraft. Die Sprache ist einfach, markig, rein. Da findet sich weit und breit kein Austriacismus, keine süddeutsch oder halbasiatisch klingende Wendung. Franzos schreibt sogar: das Gehalt, die Gehälter. Also der reine Berliner! Das kann ihm bei seiner beabsichtigten Uebersiedelung nach der deutschen Reichshauptstadt nur zur Empfehlung dienen.

Theophil Zolling.

Die Aesthetik des Kunstgewerbes.

Von Moriz Carriere.

(Schluß.)

Der Gegenstand war vor dem Ornamente da, es existirt nur verbunden mit ihm, und bleibt von ihm abhängig, indem es ihn schmückt. Darum will die Grundform mit ihrer Gliederung respectirt, nicht verhüllt und gebrochen, nicht durch Herausquellen oder Einschneiden im Contour gestört, sondern lieber betont, hervorgehoben, symbolisch charakterisirt sein. Nach ihren Motiven haben wir lineare oder geometrische, pflanzliche, figürliche, gemischte Ornamente. Eckig oder wellig bewegte Linien, Kreise, Rosetten sind das Anfängliche; Blätter und Kränze, regelmäßig gestaltet, Ranken in vielartiger Verschlingung schließen sich an, pflanzliche Formen gehen in animalische über, Thiere und Menschen oder Genien beleben die Arabesken; da hat Rafael im Anschluß an die Antike das Höchste geleistet. Relief und Malerei sind da verbunden. Auch hier erklärt sich Falke gegen den Naturalismus, welcher die äußere Natur mit all ihren Zufälligkeiten abbildet, und fordert die Stilisirung. Der Stil ist auch ihm die Darstellung der Idee in ihrer Reinheit und

Digitized by Google

Vollkommenheit mit Abstoßung aller Nebendinge und Zufälligkeiten, welche diese Reinheit trüben. Der kunstindustrielle Gegenstand hat Stil, wenn er seinem Zweck und seiner Bestimmung entspricht und wohlgefällig erscheint. Das Ornament hat Stil, wenn es den Gegenstand nach gesetzmäßigen Bedingungen angemessen schmückt. Die Stilisirung hebt die Motive der Natur in ihrem Wesen, ihrer Gesetzmäßigkeit klar hervor, indem sie jene ihrer Zufälligkeiten und Unvollkommenheiten entkleidet und auf ihr ideales Vorbild zurückführt. So ist der Stil die Umbildung der Naturformen in Kunstformen; er zeigt die regelmäßigen Bildungen, auf welche in der Natur Alles angelegt ist, und die Phantasie waltet frei in der Verwerthung derselben, da kann der Schönheitssinn des Künstlers sich hinreichend Genüge thun.

Nun behandelt Falke die einzelnen Zweige des Kunstgewerbes. Terracotten, Glas, Metall, Email, Holz, Leder, Gewebe und Stickerei werden der Reihe nach betrachtet, und stets wird auf einer Wanderung durch die Geschichte und die Länder der Welt da Halt gemacht, wo das Stilvolle erreicht, das Zweckmäßige in wohlgefälliger Form verwirklicht ist; Rathschläge für die Gegenwart begleiten das Urtheil über die Vergangenheit, und die Anschauung schöner Muster bestätigt und erläutert das Wort. Wir können hier dem Verfasser nicht wohl auf Tritt und Schritt folgen, und begnügen uns Einzelnes aus der Fülle des Gebotenen hervorzuheben.

Der fügsame Thon läßt in den Teracotten vornehmlich die plastische Form herrschen, und die aufgemalten Zierathen der Gefäße ließen bei den Griechen die Fläche walten, den Umriß sprechen und vermieden Schattirung und Vielfarbigkeit. Wird aber der Thon glasirt, wie es die Fayence ist, macht sich das malerische Element geltend; „denn es ist das Wesen der Glasur, daß die Farbe eingesunken ist in den transparenten Ueberzug und spiegelnd aus ihm hervorleuchtet". Dafür wird das Relief seiner feineren Modellirung beraubt, indem die Glasur Schärfen abrundet und Tiefen ausfüllt. So hielten sich die Araber bei ihren Majoliken an den leuchtenden Farbenschimmer der Arabesken, während die Renaissance den Reichthum des Figürlichen hinzubrachte, Compositionen auf Teller und Schüsseln mit freier Hand geistreich hinwarf, aber sich um die Grundform der Gefäße wenig kümmerte und sie aus Gegenständen des Gebrauchs zu Schaustücken machte. Darnach scheint mir eine sinnvoll anmuthige Randverzierung und ein leichtes Formenspiel in der Mitte hier wie beim Porzellan für Teller und Schüsseln das Angemessene. Mit dem Porzellan kamen die kurzhalsigen runden Kannen und Tassen des Thees aus China, und sollen die Grundform bleiben. Das Porzellan reizt zu geschweiften Formen, da die einfach geraden oder regelmäßig runden beim Brennen doch etwa eingebüßt werden; die malerische Verzierung, spielend leicht behandelt, kann da gerade dienen, kleine Schäden zu verdecken. So im Rococo, das durch Gleichgewicht des plastischen und malerischen Schmuckes ausgezeichnet ist. Die neuere Zeit nahm Porzellanplatten zur Grundlage der eingebrannten und damit dauerhaften Gemälde, und die Napoleon'sche ließ in Frankreich für letztere auch große antikisirende Vasen herstellen. Dagegen sagt Falke mit gutem Fug: „Der natürliche und gesetzmäßige Gang ist der, daß der Zweck die Form schafft, das Schönheitsgefühl sie variirt, ohne der Zweckmäßigkeit zu nahe zu treten, und als Drittes erst die Verzierung kommt, der Schmuck, welcher sich der so entstandenen Form anschmiegen mußte. Umgekehrt nimmt das Empireporzellan seinen Ausgang vom künstlerischen Schmuck, macht sich nach demselben die Form zurecht und die Zweckmäßigkeit kann sehen wie sie damit fertig wird."

Ist des Glases Vorzug seine Durchsichtigkeit und Farbe, so ist die Reliefverzierung damit ausgeschlossen, da sie die Transparenz beeinträchtigt, aber, fügen wir hinzu, die eingeschliffnen, etwas vertieften Zierathen sind namentlich bei Bechern um so passender und reizvoller, als sie beim Trinken sich auf dem dunklen Wein spiegelnd wiegen. Vergoldung und Farbe kommen hinzu. Die venetianische Behandlung, die auf Feinheit und man möchte sagen, duftiger Leichtigkeit des Materials in schwungvoller Rundung sich gründet, und die böhmische, die mit mehr Masse fester gestaltet und in geschliffenen lichtbrechenden Kanten dem Bergkrystall sich anschließt, sind beide stilvoll berechtigt. In beiden Weisen haben Lobmeier in Wien und andre deutsche Werkmeister sich durch sinnige Künstler zweckvoll zierliche Formen schaffen und anmuthige Ornamente einschleifen lassen.

„Die Waffen zum Schutz und Angriff, wenn irgend etwas so sind sie es, deren Form durch die praktischen Zwecke bedingt ist, denn bei ihnen handelt es sich buchstäblich um Leben und Tod." Gewiß. Aber darum ist ja das künstlerische Moment, soweit es die Form betrifft, kein „zufälliges und ganz nebensächliches", im Gegentheil: die sinnlosen Spielereien mit abenteuerlichen Formen haben hier keine Statt, die Kunst muß sich streng an die Aufgabe halten, das Zweckmäßige schön zu bilden, das Schwert, wie die Rüstung. Denn, hier stimmen wir unserm Autor wieder bei, „der Kriegsmann will glänzen, das ist seine Art und sein Recht, seine Waffe ist ihm lieb und theuer, es ist natürlich, daß er sie bräutlich geschmückt sehn will". So verzierte man denn die Platten der Harnische mit Riefen, man ätzte Laubwindungen und Trophäen in den Stahl und füllte die Vertiefungen mit dunklem Schwarz (Niello), oder vergoldete die aufgezeichneten Abaresken, ja man lernte die Ornamente in leichtem Relief aus dem harten Metall hervortreiben, wie das nach Entwürfen von Künstlern namentlich durch süddeutsche Plattner geschah. Von den Arabern empfing Europa die Tauschirkunst, nach Damaskus auch Damascenirung geheißen. Die Zeichnung wird aus dem Metall herausgravirt und schwalbenschwanzartig unterschnitten und dann ein Gold- oder Silberdraht in die Vertiefung hineingeschlagen. Glatt und glänzend bildet das eine Fläche mit dem Grund, und die Farben spielen und schillern in einander. Oder man hält die Oberfläche rauh, legt die Fäden auf, erhitzt den Stahl und hämmert die Verzierungen ihm auf. Solche Tauschirungen zieren die Klingen der Schwerter; Griffe, Degenknöpfe, Stichplatten werden auch aus Eisen geschnitten. Von den Waffen des Kriegs kann man diese echte Metallkunst auch auf eherne Geräthe des Friedens übertragen.

Für figürliche Darstellungen ist die Bronze besonders geeignet. Sie verlangt fein durchgeführte Modellirung, eine glatte Oberfläche, um den Metallglanz nicht zu beeinträchtigen und die spätere Patinirung zu ermöglichen; der gewünschte Farbenton, der vom Grün bis zum goldigen Braun, ja glänzenden Schwarz gehen kann, darf nicht durch abstumpfenden Anstrich, sondern soll durch Mischung und Behandlung des Metalls erhalten werden. So läßt sich Vielfarbigkeit herstellen; Tauschirung und Email schließen sich an. Das Material des Emails ist mit Metalloxyden gefärbter Glasfluß; pulverisirt und angefeuchtet wird er auf das Metall oder in eingegrabene Vertiefungen aufgetragen, im Feuer eingeschmolzen und dann polirt. So verleiht das Email dem Metall den diesem gemäßen Farbenschmuck; es ist Schmelz mit seiner Eigenthümlichkeit, es besitzt Feuer, Tiefe, Transparenz und Glanz.

Die edlen Metalle sind für Geräthzierath und für Schmuck der rechte Stoff. Sie sind schmelzbar und lassen sich gießen, dehnbar und lassen sich hämmern; zäh und fest lassen sie sich in dünnen Blättchen behandeln, in Fäden ziehen, weich und nachgiebig lassen sie sich prägen, schneiden, graviren; ihr Glanz und ihre Farbe ist eine Augenweide, aber sie verlangen auch schwungvolle Linien und feine Durchbildung der Form, das Plumpe wie das Rohe erscheint wie eine gemeine Mißhandlung. Das weiße reine Silber wird am liebsten als Tafelgeräth verwerthet. Schalen, Kannen, Vasen, Becher sollen aber die zweckmäßige natürliche Gestalt bewahren, und das Relief so halten, daß es die Contour nicht beeinträchtigt, sondern belebt. Tafelaufsätze, die der Phantasie freien Spielraum gewähren, sollen sich doch nicht ganz von ihrer Bestimmung lossagen, nicht wie wuchtige Monumente die Tischgenossen trennen und ihr Gespräch hemmen, nicht mit düsteren Darstellungen die Festfreude stören; als Ehrengeschenk mögen sie durch plastischen Schmuck das Wirken des Gefeierten sinnvoll andeuten; am besten wird es immer sein, wenn sie für Blumen als Zierde des Mahles zum Träger dienen oder Frucht- und Confectschalen auf prächtigen Ständern emporheben.

Digitized by Google

Für den Schmuck der Menschen hat Gold stets die erste Rolle gespielt. Ein solcher sei dem Glied angemessen, für das er bestimmt ist: der Ring also ein Reif für den Finger, demgemäß einfach und glatt, oder nach oben, wo er sich frei zur Schau bietet, mit einem kleinen Edelstein oder mit Email in zierlich feiner Fassung ausgestattet. Das Armband kann als breiterer Reif gebildet und mit Gravirung belebt sein, wird aber besser zu größrer Anschmiegsamkeit aus kleineren Gliedern zusammengefügt, die wieder Edelsteine oder Email mit leichter graziöser Fassung umgeben mögen. Das Halsband soll locker sein, das Athmen nicht erschweren, nach abwärts, wo der Hals auf Brust und Schultern ansetzt, sich senken können; wenn am Goldbande dann kleine Kettchen mit allerhand Zierath strahlenförmig sich ausbreiten, wie in antiker Drahtarbeit, so ist das von vortrefflicher Wirkung; aber den Hals mit einem schwarzen Bandstreifen zertheilen und diesen mit Brillanten besetzen, deren Gefunkel die Augen vom Gesicht der Trägerin ablenkt und sich zur Hauptsache, die menschliche Schönheit zum Anhängsel macht, das ist geschmacklos. Wie viel edler, schöner ist die bewegliche Perlenschnur mit ihrem milden Glanze, oder rosettenartige goldne Glieder, durchbrochen in gefälliger Zeichnung, mit Email oder Steinchen verziert, durch Ringlein aneinander gereiht. Zum Verschluß nach vorn kann dann ein Medaillon dienen, ein Relief, ein Miniaturgemälde, ein Mosaikbild in anmuthiger Fassung. Nicht die Schwere des Stoffs, sondern die Feinheit der Bearbeitung steht im Vordergrund. Daran reiht sich dann die Fibula der Alten, die Brustnadel oder Brosche. Die Griechen umgaben die Scheibe gern mit Filigran; eine Camee kann ihre Mitte bilden. Email und Metall in anmuthiger Verbindung machen auch altnordische Fibeln bewunderungswerth.

Wir verweisen unsere Leserinnen auf die Capitel über Spitzen und Stickereien in Falkes Buch und schließen mit seinen ausgezeichneten Bemerkungen über farbiges Flächenornament überhaupt, da sie ja für Decken und Wände so gut wie für Teppiche, Shawls und Straminnäherei gelten. Er unterscheidet die doppelte Weise der Europäer und Orientalen. Der Europäer hält auf Klarheit, Deutlichkeit und Bedeutsamkeit der ornamentalen Zeichnung, sei sie freies Linienspiel oder biete sie pflanzliche und animalische Gestalten; Grundfläche und Ornament treten für sich hervor, ihm genügt eine Eck- und Randverzierung, oder nur ein Stern, eine Rosette in der Mitte, wo der Orientale den Teppich, die Buchdecke, den Plafond ganz mit Farben überzieht. Die Schönheit der Zeichnung verstärkt der Europäer durch den Contrast der Farbe; beides wirkt zusammen, aber jedes Element besteht für sich.

„Die orientalische Weise geht von der Beobachtung aus, daß nebeneinander gestellte Farben, wenn das Auge ferner und ferner blickt, sich auf der Netzhaut mischen, und zwar in der Weise wie es auf dem Farbenkreisel geschieht, nicht aber so und in den Tinten wie bei Mischung der Pigmente in den körperlichen Farben. Es gibt aber noch einen andern Unterschied. Die Mischung der Pigmente ergibt einen einzigen gleichmäßigen Ton, die Mischung der Farben auf der Netzhaut aber behält stets ein inneres schlummerndes Leben, die Farbe wird nicht todt und stumpf, sondern bleibt lebendig und spielt. Und das ist aus decorativem Gesichtspunkt gewiß ein großer Vorzug. Aus ihm hat die orientalische Kunst ihre hauptsächlichsten Reize geschöpft, sie hat ihr System, ihre Decoration der Harmonie darauf gegründet, wie man ihre Art im Gegensatz zur europäischen die Decoration der Contraste nennen kann. Ihre eigentliche Tendenz ist es die Farben so zu vertheilen, daß sie bereits in gewöhnlicher Entfernung des Beschauers sich im Auge mischen und in eine tonreiche Harmonie zusammenfließen. Sie stellen nicht die Zeichnung, das Ornament, der Grundfläche der Grundfarbe gegenüber, sondern sie heben diese durch die Vertheilung gewissermaßen auf, und lassen sie nur als neue Farbe neben der zweiten oder den übrigen mitwirken. Dabei verliert freilich die Zeichnung an Bedeutung, doch ist sie deshalb keineswegs gleichgültig, wenigstens nicht überall; es gibt auch orientalische Arbeiten, wo die Arabesken von bewunderungswürdiger Kunst und Feinheit sind. Dies gilt gleich von den goldtauschirten Gegenständen, welche mit schönster Schlingung der Linien die höchste Zierlichkeit verbinden; bei naher Betrachtung unterscheidet man die Composition, in einiger Entfernung mischen sich Ornament und Grundfläche zu einem goldig schimmernden gemeinsamen Effect. Aehnlich wählen die Indier für ihre Brokatstoffe dicht sich drängende, aber regelmäßig angeordnete Muster und durchschießen sie mit farbiger Seide, so daß das Gold und Silber des Musters den blauen, rothen, violetten Ton des Grundes annimmt, die Farbe des Grundes aber wieder golden und silbern schillert; das Metall wird farbig und die Farbe erhält Metallglanz."

Auf dem gleichen Princip beruht der Effect der vielfarbigen gedruckten Baumwollenstoffe Indiens, der Shawlgewebe Persiens und Kaschmirs. Die Farben sind in unbestimmten Figuren durcheinander gebracht, die Farbenflecke durch Contouren von einer dritten Farbe auseinander gehalten, auf den ineinander schwebenden Farbenreiz kommt es an. Auch auf den Wänden der Alhambra zu Granada ist solcher Farbenreiz die Hauptsache, aber die Form ist nicht vernachlässigt, und Falke belehrt uns, wie die Decoration auf einen dreifachen Standpunkt berechnet ist.

„Wer auf dem fernsten Standpunkt steht, der sieht die glänzenden Farben in einen allgemeinen coloristischen Schimmer zusammenfließen, aber durch denselben, ihm Halt, Form, Symmetrie gebend, erblickt er die großen geometrischen Figuren, durch breite Farbenbänder gebildet. Tritt der Beschauer näher, so sieht er schöngezeichnete Arabesken die Flächen innerhalb dieser geometrischen Figuren erfüllen und sich durch die Bänder derselben hindurchschlingen. Kommt er noch näher auf einen Standpunkt, wo die Möglichkeit der Unterscheidung des Details gegeben ist, so erblickt er die gestreckten schmalen Flächen der Bänder, oder die kleinen Flächen, welche die Arabesken blätterartig darbieten, wiederum, um auch sie nicht leer und todt erscheinen zu lassen, vom Ornament belebt. Das ist das dritte System. So ist das Auge, wo immer im Gemache es sich befindet, vor eine vollkommen ornamentale Wirkung gestellt. Es sieht überall ein reiches Farbenspiel voll Leben und Wechsel, aber es sieht dasselbe auch überall in weiser Ordnung und Harmonie."

Krisen im Burgtheater.

Wien, Anfang März.

Unser Burgtheater steht augenblicklich unter zwei latenten Conflicten. Der eine ist der unter einer weiten Fläche von Zeitungsasche glimmende Conflict des Generalintendanten mit dem Director, der andere der immer mehr zu Tage tretende Streit des Publicums mit Director Wilbrandt. Beide sind von einander grundverschieden, und wenn man die Größe der Gefahren ermessen will, in welcher das erste deutsche dramatische Kunstinstitut gerathen ist, so muß man die beiden Conflicte scharf auseinanderhalten. Denn ein ehrlicher Richter wird den einen zu Gunsten des Directors, den andern zu seinen Ungunsten entscheiden und aus dem Widerspruche zweier Urtheile, die anscheinend in derselben Sache erfließen, ergibt sich die neue Frage, welchem der beiden Sprüche die größere Bedeutung beizulegen, nach welchem endgültig über die Stellung des Directors zu entscheiden sei.

Als Freiherr von Hofmann zum Generalintendanten der Kaiserlichen Hoftheater ernannt wurde, herrschten in denselben ganz verschiedene Zustände. Unter Jauner war Wien, die musikalischeste Stadt der Welt, seiner Oper entfremdet, das Haus blieb dreimal in der Woche geschlossen, bei den Vorstellungen ging nichts ein, das Deficit wuchs ins Riesenhafte, das Kunstgefühl, die Treue gegen sich selbst gingen selbst den besten und selbstlosesten Künstlern des Institutes allmählich verloren. Wer kam, mußte es besser machen. Und Freiherr von Hofmann machte es wirklich besser, man kann sagen, er machte es gut. Denn heute ist die Kaiserliche Oper in Wien wieder gediegen, man sieht Vorstellungen, die strengen kritischen Anforderungen entsprechen, die Mitglieder sind bei ihrem Handwerk, das Publicum findet sich in starken Schaaren ein. Mit welchen Mitteln der Erfolg erzielt wurde, ob nicht insbesondere die würdelose tägliche faustdicke Zeitungsreclame beiseite geschoben werden solle, bleibe unerörtert. Baron Hofmann hatte auch viel Glück. Seine Bemühungen fielen in eine Zeit der allgemeinen Erholung von den schweren Folgen der wirthschaftlichen Krise von 1873, das Publicum kehrte froher zu seiner unerloschenen musikalischen Liebe zurück, doppelt froh, als es an dem Dirigentenpulte Herrn Jahn sah, eine durch und durch musikalische, feinfühlige Erscheinung voll edlen Geschmackes. Herr

Digitized by Google

Jahn heißt nebenbei auch Director; ob er es wirklich ist, ward nie genau bekannt. Man hat dem auch wenig Bedeutung beigelegt. Wien lacht nur zeitweilig über die unnöthige Aufbauschung von Kleinigkeiten zu großen Ereignissen; es lacht, wenn bei Opernredouten an dem Kaiserlichen Hause elektrische Lampen brennen wie an einem privaten Vergnügungslokale; es schmunzelt, wenn es sich die Insassen gewisser Logen besieht — aber es geht in die Oper und hat sie unstreitig wieder liebgewonnen.

Im Burgtheater traf der Generalintendant Baron Hofmann den Director Baron Dingelstedt. Vielleicht hat der Zweite über den Ersten im Geheimen seine eigenen Gedanken gehabt; der Erste zeigte vor dem Zweiten einen entschiedenen Respect, der übrigens der Scheu aufs Haar ähnlich gesehen haben soll. Denn Dingelstedt hatte nicht blos seinen eigenen Willen und nur seinen Willen, er war nicht blos Director und nur er war Director, er wußte nicht blos seine Autorität und nur seine Autorität geltend zu machen — er hatte auch ein loses Maul und eine spitze Feder, ein sehr loses Maul und eine sehr spitze Feder, und durch sie war er nicht weniger absoluter Herr im Burgtheater geworden wie durch seine Erfolge und durch seine Autorität. Selbst Fürst Hohenlohe barg sich vor dem scharfen Zahne Dingelstedts, und der erste Oberhofmeister des Kaisers hatte doch eine andere Machtfülle als der ihm untergebene Generalintendant. Baron Hofmann war klug, er ließ Dingelstedt nicht nur nach eigenem Belieben schalten, er ermunterte ihn obendrein und stachelte ihn auf. Freilich, der Baron-Director war ein kranker Mann. Wochenlang kam er nicht in das Theater, nicht in seine Kanzlei und dirigirte von seinem Kanapee, dirigirte auch dann noch mit klaren Gedanken und eiserner Festigkeit, aber er war schwer krank und man wußte, daß er bald sterben müsse. Selbst wenn Jemand daran gedacht hätte, wäre es einfältig gewesen, den *sterbenden* Löwen zu reizen.

Im Frühling 1881 schloß Dingelstedt, zu einer Zeit, da man es nicht erwartet hatte, die Augen, und nun war der Moment gekommen, in welchem der Generalintendant ganz auf seinen eigenen Verstand auch in Angelegenheiten des Burgtheaters angewiesen erschien. War es Bedürfniß oder Politik, Baron Hofmann ließ das Regiecollegium beinahe ein Jahr lang das Directorium des Burgtheaters führen. Das Resultat dieser Gebahrung gestaltete sich zu einem peinlichen. Das Regiecollegium besteht aus vier Männern, die alle mehr oder minder bedeutende Künstler sind, womit nicht gesagt sein soll, daß nur die bedeutendsten Künstler Regisseure werden, denn Baumeister und Meixner sind zu dem Amte noch nicht gelangt, obwohl sie auf das Amt und ihre Brieftasche auf die Zulage einigen Anspruch hätten. Alle vier Regisseure sind gediegene Charaktere, lautere, tadellose Männer. Man könnte aber nicht von ihnen behaupten, daß sie alle auf der literarischen Höhe stehen, welche für die Leitung des Burgtheaters unerläßlich ist, und so kommen in diesem Interregnum Stücke in das Repertoire, in denen die deutsche Sprache förmlich verhöhnt wurde, Possen ohne jeden Gehalt. Man griff sich an den Kopf und frug den Nachbar, ob dies denn wirklich das Kaiserliche Hofschauspielhaus in Wien wäre.

Dadurch ward Baron Hofmann zu einem Entschlusse gedrängt, und seine Wahl fiel auf Adolf Wilbrandt. Zwar war früher ein Stück von ihm, „Johannes Erdmann", mit Eclat durchgefallen, aber er war doch dramatisch produktiv, war ein Poet, mit allen ersten Mitgliedern der Hofbühne auf Du und Du, mit einem ehemaligen sehr beliebten Mitgliede dieses Theaters verheirathet, also ein ganz geeigneter Mann. Wilbrandt ward also Director des Hofburgtheaters. Er setzte sich mit dem Intendanten über das Maß der gegenseitigen Befugnisse auseinander, bekam sofort die Zusicherung der Pensionsfähigkeit und ging an die Arbeit. An die leichte Arbeit. In keinem Punkte ist der Wiener so empfindlich als in Sachen seines Burgtheaters, und das Regiecollegium hatte ihm so wehgethan! Der neue Director fand die Wege geebnet, geebnet durch und vielleicht am meisten durch Ludwig Speidels machtvolles Wort, der den Dichter Wilbrandt oft genug zerzaust hatte, aber den Director freundlich grüßte und angenehm bettete.

Die ersten zwei Monate liefen nicht gut ab, das Publicum wurde beinahe stutzig, als Wilbrandt ganz am Schlusse der Saison im beginnenden Sommer vor halbleerem Hause mit dem „Richter von Zalamea" hervorbrach und siegte. Das war ein großer Erfolg, zwar in erster Reihe Calderons, aber auch Wilbrandts in nicht geringem Maße. Denn er hatte nicht nur den großen Spanier vor unsere Augen gerückt, er hatte auch dem Wiener Publicum die Erkenntniß der gewaltigen Künstlernatur Baumeisters, die Dingelstedt durch „Götz von Berlichingen" und „Falstaff" erschloß, erweitert, völlig aufgethan. Wilbrandt verdiente vollen Dank, und man ging der neuen Saison mit Hoffnungen entgegen. Sie begann mit Unfällen. Hatten die noch in der vorigen vorgeführten Gastspiele keinen Erfolg, so erwiesen sich nun die Novitäten als jämmerlich. Sie fielen alle durch. Im Ganzen innerhalb dreißig Monaten die verhängnißvolle Zahl von dreizehn Mißerfolgen, von deren Intensität sich nichts herunterhandeln läßt.

Es gehörte zu den mancherlei Traditionen des Burgtheaters, daß in einer Saison selten mehr als drei bis vier große Novitäten gebracht wurden, diese freilich sorgfältig einstudirt und vorbereitet, wobei sich das letztere Wort weit weniger darauf bezog, daß kostbare Kostüme und streng stilgemäße Möbel angeschafft wurden, als vielmehr darauf, daß die Schauspieler, wenn sie in der Neuigkeit zum ersten Male vor das Publicum traten, damit so vertraut waren wie mit jedem älteren Repertoirestück. Weil die Mitglieder nicht mit Neustudien überangestrengt waren, konnten sie ihre alten Rollen öfter durchgehen, fand man Zeit zu Proben bereits gespielter Stücke, konnte man von diesen selbst viele und in reicher Abwechslung vorführen. Das hat unter dem Regime Wilbrandts gänzlich aufgehört. Man leiert nur das abgenützteste Repertoire ab, und rafft man sich ja einmal auf und sucht Eines hervor, das mehrere Monate oder gar ein, zwei Jahre nicht dargestellt ward, so wird es rasch wieder zu Tode gehetzt. Ein Grund dieser beklagenswerthen Erscheinung liegt in dem machtvollen Einflusse Einzelner und insbesondere der Regisseure. Das Wochenrepertoire wird, so klagt die vox populi, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Wünsche der Regisseure formulirt. Hat Einer von ihnen eine neue Rolle zu studiren, so spielt er inzwischen nur Partien, die er in den letzten Monaten Dutzende Male gebracht hat und die also nicht die geringste Anforderung an ihn stellen. Und wie diese Vorstellungen oft aussehen, so salopp, so lüderlich! Die Herrschaften mögen sich bedanken, daß die Kritik sie nicht bei dieser täglichen Arbeit controlirt, sie kämen übel genug davon und könnten sich zu ihrer theilweisen Entschuldigung nur darauf berufen, daß der Director sie mit Novitäten überlade. Einerlei! Sie müßten sich im Interesse ihrer künstlerischen Reputation gegen diese Handwerksmäßigkeit wahren. Zu Anschütz', Laroches, Fichtners Zeiten wäre dergleichen unmöglich gewesen, sie hielten stets darauf, ihr Können vor stets wechselnde Probleme gestellt zu sehen, sie hätten es durchgesetzt, daß nicht Possen wie der „Bibliothekar" und „Krieg im Frieden" die Herrschaft im Repertoire führen.

Wenn die Mitglieder des Hofburgtheaters sich noch für was Rechtes zu plagen hätten! Aber wie sahen die Novitäten aus! Multa und multum — beide unerhört. Niemand kann in Abrede stellen, daß die moderne dramatische Production auf schwachen Füßen steht. Seitdem auch Wildenbruch sich als Täuschung erwies, kann man heute eigentlich in Deutschland auf Niemanden verweisen, von dem mit Wahrscheinlichkeit ein gutes Stück zu erwarten sei. Das ist traurig, aber es ist wahr, und keinem Theaterdirector wird daraus ein Vorwurf gemacht werden, wenn er das dilettantische Mittelgut von sich weist. Zum Glück sind die Reservoirs gefüllt, man braucht dort nur zu schöpfen. Dingelstedt ging hin und holte die Shakespearischen Königsdramen heraus und Antonius und Kleopatra und das Wintermärchen, und er stand im Begriffe, Figaros Hochzeit hervorzuholen, und er hatte noch gar Vieles im Kopfe. Nur die dürftigsten Concessionen machte er dem unbedachten Wollen des Publicums, nur hier und da verband er sich die Augen und ließ eine Komödie von Moser durchrutschen. Unter Wilbrandt ist Shakespeare im Burgtheater auf wenige Stücke herabgesunken, und wer heute den „König Lear" sieht, glaubt ihn diesen Darstellern nicht. Nach Jahren endlich hat man *ein* Lustspiel des großen Briten aufgenommen, „Die Widerspänstige", und durch eine klägliche Besetzung der Titelrolle mit der talentlosesten Dame des Hauses umgebracht. Die „Wallenstein"-Trilogie wird nach vielen Jahren jetzt auf nachdrücklichen Wunsch einer Kaiserlichen Prinzessin vorbereitet, Tasso ist verschwunden. „Minna von Barnhelm" ist offenbar kein deutsches Lustspiel. Otto Ludwig existirt ebenso wenig mehr für das Burgtheater, wie Hebbel mit „Maria Magdalena", die immer angekündigt und abgesagt wird. Die besten Stücke von Laube werden nicht aufgeführt, Halm ist definitiv begraben, von Grillparzer kennt man außer „Hero" und dem „Goldenen Vließ" nur das von Dingelstedt belebte „Wehe dem, der lügt." Iffland ist todt, Kotzebue mit seinen besten

Digitized by Google

Possen eingesargt. Selbst Heinrich von Kleist ist todt, weil — die neue Darstellerin des „Käthchen" mit der Rolle durchgefallen ist und sich doch so großer Protection erfreut, daß man sie durch die frühere nicht beschämen will. Ach, wollte man den Friedhof schildern, den Herr Wilbrandt in zwei Jahren gebildet hat, man würde glauben, er sei als Geißel durch die dramatische Literatur gezogen! Gewollt hat er das große Sterben freilich nicht, er will das Beste. Zugegeben, daß kein einziges gutes neues Stück geschrieben wird — die Novitäten, die Herr Wilbrandt zur Darstellung ausgesucht hat, waren sammt und sonders nicht nur das Papier nicht werth, auf dem sie copirt wurden, ihre Aufführung ist eine moralische und sittliche Schädigung des Burgtheaters. Wenn diese Bühne gar keinen andern Beruf hätte, so ist es vor Allem die Stätte, wo das beste, reinste, tadelloseste, vollkommenste Deutsch gesprochen werden soll und muß, die feste Burg unserer lieben deutschen Sprache. Im Burgtheater werden aber jetzt Stücke aufgeführt, in denen nicht nur alle möglichen und unmöglichen Dialekte grassiren, es wird nicht nur gejüdelt — in aller Form gemauschelt! — man begegnet dort auch in sogenannten deutschen Stücken einem Stil, daß Einem die Haare zu Berge steigen. Ein Kritiker hat aus einer einzigen Novität einen ganzen großen Kranz von Sprachschnitzern zusammengebunden. Neben dieser Verlotterung der Sprache nistet sich allmählich die Verlotterung der Sitte ein, die Zote ist ins Burgtheater eingezogen, nicht einmal die verhüllte der Franzosen, sondern die offene und unverblümte der Deutschen.

Es war eigentlich eine Uebertreibung, wenn früher behauptet wurde, es existire gar kein hervorragender Dramatiker in unsern Tagen. Einer lebt und producirt sehr viel. Er heißt Adolf Wilbrandt und konnte natürlich dem Direktor Dr. Adolf Wilbrandt nicht entgehen. Dingelstedt war der Meinung, es sei zu Wilbrandts Vortheil, wenn man ihm den Eintritt ins Burgtheater möglichst erschwere, und das Publicum, das seine Stücke im Stadttheater sah, constatirte, daß es bei der Methode Dingelstedts keinen Verlust erlitt. Director Wilbrandt ist der entgegengesetzten Ansicht und gewährt dem Dichter Wilbrandt den freiesten Spielraum; unter allen modernen Dichtern erscheint sein Name am häufigsten auf dem Theaterzettel, und hätte Shakespeare nicht die Vorsicht begangen, so viele Stücke zu schreiben, von denen einzelne aufgeführt werden müssen, der Dichter Adolf Wilbrandt triumphirte auch über ihn. Man nennt das Idealismus. Die spöttelnde Welt nennt es anders. Aber sie soll hier nicht zum Worte gelangen, sondern es mag nur constatirt werden, wie wenig Fühlung Wilbrandt mit der Außenwelt hat, wie er ihre Empfindungen so ganz und gar nicht kennt, wenn er sie in einer so delicaten und doch so einfachen Frage nicht versteht.

Man sagt nicht blos, man weiß es ganz bestimmt, daß die Weiber, nota bene die älteren Weiber großen Einfluß auf Herrn Wilbrandt haben. Da ist Frau Straßmann, längst reif für den Ruhestand, aber noch immer im Besitze aller Heldenmütter; Frau Gabillon, die unvergleichliche Salondame des Lustspiels aber so vollständig eins mit der Schauspielerin, daß sie nicht blos vor, sondern auch hinter den Coulissen aus der kleinen und großen Intrigue gar nicht herauskommt; Frau Hartmann, eine Künstlerin allerersten Ranges, die in schlechtverstandener Empfindlichkeit jüngst einen ganzen Haufen von Rollen wegwarf, um sich mit um so größerem Behagen der Minirarbeit hingeben zu können; Frau Wolter, die gewaltige Tragödin, die das Repertoire nach ihrem Belieben gestaltet; Frau Baudius-Wilbrandt, die Frau Directorin. Ihnen allen und vielen Herren des Personales erliegt Herr Wilbrandt täglich und stündlich, ihnen zur Lust werden Stücke aufgeführt, in denen sie und nur sie glänzen, ihnen zu Liebe werden andere fort und fort hintangesetzt, weil für sie kein Raum darin ist. Es gibt erste Mitglieder des Burgtheaters mit kolossalen Gagen, die in vielen Monaten nicht eine einzige bedeutende Rolle spielen. Und dabei redet sich Herr Wilbrandt ein, er habe seinen Willen, seine Ziele. Wie wenig konnte sich Dingelstedt in Bezug auf persönliche Tugend mit Wilbrandt vergleichen, wie rann der Hochmuth in breiten Strömen von der riesigen Gestalt, wie oft arbeitete er mit Mitteln, die nicht Jedermanns Sache sind, aber welch ein Herr und Gebieter war er!

So stellen sich die Zustände im Burgtheater seit dem Regime Wilbrandt recht trostlos dar, die erste Bühne der Welt ist in einem rapiden Verfalle, das Repertoire eintönig und langweilig, die gewöhnliche Vorstellung vernachlässigt, die Mitglieder fühlen nicht, daß ein Director über ihnen schaltet, der gute Geist will entfliehen. Was Wilbrandt für sich anführen kann, ist der einzige Erfolg des „Richter von Zalamea", der in der That ein großer und nachhaltiger geblieben ist und viel aufwiegt. Und was er weiter für sich geltend machen darf, ist das Engagement des Frl. Barsescou, eines noch unreifen und völlig unausgegohrenen, ja selbst in seiner eigentlichen Richtung noch nicht erkennbaren, aber eines unzweifelhaft großen und ersten Talentes voll edelster Empfindung. Was aber Herr Wilbrandt sonst noch für sich anführen möchte, gilt nicht vollwichtig. Da ist in erster Reihe seine Aufführung beider Theile des Goethe'schen „Faust" zu nennen, die ihm ein Belobigungsschreiben des ihm so wenig freundlich gesinnten Generalintendanten eingetragen hat. Das Experiment ist nicht neu, „Faust" ist schon von den verschiedensten Gärtnern in Dresden, Hamburg, Weimar u. s. w. verschnitten worden und auch Dingelstedt trug sich mit dem Gedanken einer Einrichtung für das Burgtheater. Daß der Mann, der die Septologie Shakespeares vornahm, dem Gedanken die That nicht folgen ließ, ist ein charakteristisches Symptom für das feine Verständniß, welches Dingelstedt für das Verhältniß eines Poeten zu den Schauspielern und zum Publicum besaß. Und in der That, wer heute der neunten oder zehnten Aufführung beiwohnt, muß erstaunt und verblüfft zugleich sein, wie völlig fremd Dichter, Darsteller und Publicum geblieben sind. Die Menge sieht die ungewohnt reichen Decorationen und Kostüme, sie folgt der Gretchentragödie mit der alten Theilnahme, sie erbebt in der Schlußscene, da die Lemuren das Grab des Faust graben; aber was der Scene im Himmel vorausgeht und was sich zwischen Gretchens Tod bis zum Tode Fausts zuträgt, versteht sie nicht und verstehen die Schauspieler nicht, werden beide niemals verstehen. Es zeigt sich in Wien, was sich überall herausstellte, daß die Aufnahmsfähigkeit des Theaterpublicums ihre Grenze hat und daß der zweite Theil des „Faust" jenseits derselben liegt. Die „Faust"-Aufführung, deren Vorbereitung eine halbe Saison in Anspruch nahm, hat, von der völligen Unzulänglichkeit der Darstellung abgesehen, den Werth nicht, den Herr Wilbrandt dafür reclamirt. Noch weniger gilt dies von den mannichfachen Experimenten der Belebung alter literarischer Denkmale. „Elektra" konnte sich nicht behaupten, der „Cyclop" mußte sich, zumal man die Tactlosigkeit beging, einzelne Satirrollen von Damen sprechen zu lassen, mühselig gegen das Ausgelacht-werden wehren, „Meister Pathelin" brachte es nicht über eine einzige Wiederholung. Nicht Alles was literarische Bedeutung für sich fordert und sei es selbst die größte, ist für die heutige Bühne und für das jetzige Publicum geeignet. Und eine Stätte für Curiosa ist das Theater nicht, man darf es nicht mit einem Museum verwechseln, wo todte Gestalten und Mumien aufbewahrt werden, es will leben und soll das ewig Lebendige in seinem Thun und Lassen, in seinen Leidenschaften und Empfindungen darstellen. Um Geschichte der Literatur zu studiren, sind die Schule da und das Buch, die Bühne liefert nur die Illustrationen. Und wie sich nicht Alles in einem Buche zur Zeichnung eignet, so paßt bei Weitem nicht jedes dramatische Werk zur Aufführung, und viele Dramen, die einst dazu taugten, haben diese Qualität für uns, für das lebende Geschlecht eingebüßt.

Der Urtheilsspruch über Wilbrandt wäre somit gefällt, man findet ihn schuldig, in reichem Maße schuldig. Hätte man gute Bürgschaften dafür, daß an seiner Statt ein neuer besserer Director gewählt würde, der diese Bühne wieder auf die alte Höhe erhebt, so gäbe es eigentlich keine Burgtheaterfrage. Leider sind die Verhältnisse so geworden, daß sie zu den schlimmsten Befürchtungen berechtigen. Freiherr von Hofmann, noch einmal vor die Möglichkeit gestellt, einen Director für die Hofbühne vorzuschlagen, würde sich vor Allem nach einer gefügigen Creatur umsehen. Er sucht eine solche, er braucht sie für seine ganze Art. Unter dem plausiblen Vorwande, es müsse für die Erneuerung der darstellenden Kräfte gesorgt und nach jungen Gestalten gefahndet werden, hat er das Engagement einer bescheiden talentirten Naiven, Frau Schratt, erzwungen. Die andere Naive des Burgtheaters, Frl. Hohenfels, mag sechsundzwanzig sein und ist mit Recht der Liebling des Publicums und der Kritik, die beide in ihr das einzige jüngere, große Talent erblicken. Baron Hofmann hat ferner Herrn Tyrolt für das Charakterfach gewonnen, einen sehr gebildeten Mann von bescheidener Begabung und ausgesprochen böhmischem Accente. Das Genre wird von Baumeister, dem genialsten aller derzeitigen deutschen Schauspieler, in vollster Manneskraft, von Meixner, dem Ostade der dramatischen Kunst, und Lewinski repräsentirt. Im Augenblicke arbeitet Baron Hofmann daran, Frl. Bognar wieder in das Burgtheater zu pressen, in welchem sie schon früher die Zuhörer langweilte. Gegenüber Frau Schratt hat

Digitized by Google

Wilbrandt seinen Widerstand aufgeben müssen, gegen Frl. Bognar wehrt er sich noch, aber es wird ihm nichts helfen.

Diese kleinen Proben werden genügen, um zu zeigen, welche Sorte von Director der Generalintendant für die Zukunft zu proclamiren gedenkt. Ebenso deutlich ist diese Richtung aus andern vom Baron Hofmann getroffenen Verfügungen und angestrebten Zielen zu erkennen. Eine der unglaublichsten Geschmacklosigkeiten ist die Einführung des Première-Abonnement. Wer dreißig Gulden jährlich bezahlt, hat ein Vorkaufsrecht auf einen bestimmten Sitz für alle als Première bezeichneten Vorstellungen. Wenn man die Zahl derselben recht hoch auf fünfzehn für eine Saison veranschlagt, so kostet jetzt ein besserer Sitz im Burgtheater sechseinhalb Gulden. Dabei werden die Einnahmen kleiner, während zu der Zeit, als der beste Platz nur zweieinhalb Gulden kostete, das kleine Burgtheater in der Lage war, aus seinen Ueberschüssen etwas für die Hofoper zu thun. Heute muß man ein sehr reicher Mann sein, um die Premièren im Burgtheater mitmachen zu können, und in der That ist das Publicum ein ganz anderes geworden und besteht vorwiegend aus blasirten Börsianern, die jetzt an Stelle der alten literarischen Gemeinde über das Schicksal eines Dichters, eines Künstlers richten. Wie wenig kann im Burgtheater nach dem Geschmacke dieses Publicums sein! Und wenn es sich noch um einen großen materiellen Nutzen handelte, dann könnte man diese tragikomische Verlegung des Richterspruches aus der ersten in die zweite Aufführung noch begreifen. Aber im Ganzen sind etwa viertausend Gulden eingegangen, nicht einmal soviel als die Ausstattung zu „Feodora" gekostet hat. Und dafür hat man eine Säule abgesägt und das Publicum der Premièren im Burgtheater vor die Thüre gesetzt!

Ein Ziel, das Baron Hofmann anstrebt, ist das Alterniren. Die großen Rollen sollen wie in der Oper doppelt besetzt und jedes Mal von einem andern Darsteller gespielt werden. Der Gedanke spottet selbst eines Ben Akiba, er ist wirklich neu und — monströs. Jeder Schauspieldirector denkt mit Entsetzen des Falles, in dem er gezwungen ist, eine Neubesetzung vorzunehmen, aber es wird wohl noch niemals Einen gegeben haben, der solches anders als im Zwange gethan hat. Gibt es denn für das Schauspiel ein höheres als das vollendete Zusammenspiel, das Ensemble? Und hatten die beiden ersten Theater der Welt, das Burgtheater und das Théâtre français, jemals durch irgend etwas einen höheren Ruf als durch ihr Ensemble? Jeder und Jede kennen die Art aller Andern. Die subtilsten Feinheiten kommen jedes Mal in derselben Weise und wirken immer gleich frisch, es herrscht absolute Vorsätzlichkeit und Sicherheit, tadellose Einheit. Wenn an die Stelle dessen der krause Wechsel treten soll, so heißt das nicht weniger als Alles preisgeben und ein so völliges Unverständniß aller schauspielerischen Kunst verrathen, wie es bei Baron Hofmann nicht vorauszusetzen war; es heißt die künstlerische Natur und Individualität der Einzelnen vernichten und sie zu Walzen herabzusetzen, die man in den Leierkasten einlegt. Man beruft sich vergeblich auf das Beispiel der Oper. Sie hat kein Ensemble, sie besteht nur aus Sängern und Sängerinnen, man beachtet zwei Kräfte gar nicht, wenn sie nicht geradezu stören, während im Schauspiel der letzte Bediente seinen Platz völlig ausfüllen muß. In der Oper heißt höchstens das Zusammensingen etwas, das Zusammenspielen kennt man dort nicht. In der Oper steht der Einzelne im Vordergrunde, ja man ist nicht selten froh, nach einem großen Einzelnen bei einem mittelmäßigen Zweiten ausruhen zu können. Im Schauspiel gilt vor Allem das Ganze, und jeder Zuhörer empfindet es bitter, wenn die „Umgebung" nicht auf der Höhe von Einem oder Mehreren steht. Das Burgtheater besteht aus den besten jetzt lebenden deutschen Schauspielern. Sie geben ihr Bestes, und sie haben ein Recht, daß die runde Einheit, die sie mit jeder Einzelvorstellung bieten, nicht durch einen gedankenlosen Wunsch zerstört werde. Das Alterniren wäre die Vernichtung des größten Ruhmes des Burgtheaters, seines Ensembles. Freilich wäre es auch eine bequeme Handhabe zu allerlei Versuchen, zu Protectionen, auch zu Strafen und Kränkungen. Aber die Kaiserliche Hofbühne ist kein Pensionat, sie verträgt allenfalls einen Generalintendanten, doch keine Gouvernanten.

Und nun zum letzten, wichtigsten Punkte. Das Burgtheater ist ein Kaiserliches, ein Hof-Institut; es empfängt seine stetige Subvention aus der Cassa des Hofes, alle ungewöhnliche Auslagen deckt der Kaiserliche Schatz. Daraus ergeben sich naturgemäße Verpflichtungen weitgehender Art, an denen Niemand wird mäkeln wollen. Daraus ergibt sich auch ein Schutz, den Jedermann willkommen heißen mag. Aber die Mission des Burgtheaters, ein deutsches „Nationaltheater" zu sein, bedingt etwas, was keinerlei Unterordnung verträgt: die Freiheit. Innerhalb der Schranken, die jeder taktvolle Director dieser Bühne sich selber zieht, die jedes Mitglied sich fortwährend vor Augen hält, muß das Burgtheater sich ungleich schrankenloser bewegen können als jede Privatbühne, das liegt in seiner Aufgabe. Das specifische Gewicht des Ganzen wie jedes Einzelnen soll und muß größer sein als anderswo in einem Theater, an Freiheit, an Würde, an Ehre, an Wissen, an Können. Das Burgtheater soll ein Staat für sich sein, gesichert vor den An- und Eingriffen Einzelner. Baron Hofmann dient nur der Nützlichkeit, dem Bedürfnisse des Augenblickes. Siegt er über Wilbrandt, dann ist die Preisgebung des Burgtheaters an tausend Einflüsse völlig unkünstlerischer und unliterarischer Art vollzogen, seine Würde und seine Freiheit verloren.

Das ist die Burgtheater-Frage. Kein politisch Lied, aber doch ein garstig Lied.

X. Wiener.

Aus der Hauptstadt.

Ein neues Bild von Siemiradzki.

Munkacsys Riesenbild, dessen innere Leere sich von Tag zu Tag gähnender aufthut, hat einen Concurrenten erhalten. Siemiradzkis Verbrennung des Leichnams eines ostrussischen Häuptlings im zehnten Jahrhundert, ein Kolossalgemälde von ähnlichen Dimensionen, zieht die Neugierigen schaarenweise in das Ausstellungslokal von Philipp Meyer. Der lange Titel verspricht etwas. Man erinnert sich noch mit wollüstigem Grausen der lebenden Fackeln des Nero, deren Entsetzlichkeit zu übertrumpfen der neue Stoff zwar nicht erlaubte, dafür aber die allbekannte und abgebrauchte antike Scenerie durch die pikante Vergegenwärtigung eines barbatischen Zeitalters ersetzt. Schade nur, daß es uns so gar nicht menschlich nahe kommt, daß der Inhalt — und eigentlich nur ein Theil desselben — nur durch die endlose Anhäufung von Wörtern angedeutet werden kann, die den Titel bilden. Ob diese antiquarischen Stoffe selbst in der Hand großer Künstler jemals eine tiefere Wirkung ausüben können als die Befriedigung der Neugier, die gern wissen möchte, wie es wohl in den entlegenen Zeiten ausgesehen haben mag? Die Verbrennung eines Königsleichnams bei einem Urvolk kann in unserer Brust keine Empfindung wecken; der Anblick seines Lieblingsweibes, das sich bereitet, ihm in den Tod zu folgen, rührt kein tieferes Mitgefühl in unserer Seele auf. Wir können nicht mitfühlen, was wir nicht miterfahren können, und was wir nicht erleben, können wir ebenso wenig schaffen wie nachempfinden, wenn ein Andrer es dargestellt hat. Dem Stoffe nach steht Siemiradzkis Riesencomposition auf keiner höhern Stufe als die Illustration eines populären Reisewerks. Sie ist auch eigentlich nichts Anderes, denn sie folgt Zug um Zug der Beschreibung eines arabischen Reisenden aus dem zehnten Jahrhundert.

Hätte der Künstler dieses Werk wie seine Lebenden Fackeln als Wanderbild in die Welt gesetzt, dann würde man mithin die Wahl des Stoffes als künstlerisch verfehlt bezeichnen dürfen. Wir haben es hier jedoch nicht mit einem höheren Jahrmarktswunder zu thun, sondern ausnahmsweise mit einer Monumentalmalerei, die ihren bestimmten Platz im Organismus einer großen Architektur finden soll. Da das Gebäude den Inhalt des historischen Museums in Moskau birgt, so erklärt und entschuldigt sich der Gegenstand. Vom Standpunkte des Russen gewinnt er überdies noch den Grad nationalen Interesses, den wir etwa einer Darstellung altgermanischen Lebens entgegen tragen. Auf der andern Seite müssen jedoch die Ansprüche an die Composition erheblich gesteigert werden, denn es ist sicherlich nicht einerlei, ob ein Bild, von allen Kniffen der Tapezierkunst gehoben, im verdunkelten Zuschauerraum Sensation machen soll, oder ob es bestimmt ist, sich dienend in den Rahmen eines größeren Kunstganzen zu fügen.

Der Platz einer Fensterreihe gegenüber, den es im Museum einnehmen wird, hat den Künstler bestimmt, von der spiegelnden Oelmalerei abzugehen und zu den, wie es heißt, frescoähnlichen stumpfen Wachsfarben zu greifen. Von der Leuchtkraft des wirklichen Fresco ist selbstverständlich nicht die Rede. Wer Siemiradzkis frühere Leistungen im Gedächtniß hat, dem wird die Glanzlosigkeit des jüngsten Werkes auffallen, auch wenn er die Technik in Abzug bringt.

Digitized by Google

Die Composition macht leider nicht wieder gut, was die Farbe vermissen läßt. Sie war überhaupt nie eine starke Seite des Künstlers, aber so zerstückelt wie diesmal hat er einen Vorgang noch nie gegeben. Das ist doppelt zu bedauern, da es sich nicht um ein kurzlebiges Reisebild handelt, von dem man sagen kann, was von den Sperlingen gilt, man weiß nicht, wo die todten bleiben, sondern um ein Monument, vor dem jahraus jahrein Schaaren unkundiger Besucher sich die Köpfe zerbrechen werden.

Den Mittelpunkt bildet über dem breiten Scheiterhaufen die Masse eines Schiffsvordertheils, dessen rother hochragender Schnabel in Gestalt eines gebäumten Pferdekopfes gegen den silbrigen Himmel aufragt, — coloristisch der feinste Effect auf dem Bilde. Das Schiff und der Scheiterhaufen sind die Träger der Einheit in der Composition. Ganz rechts oben liegt der Häuptling mit vornübergesunkenem Haupt. Ein prächtiger Brocatrock hüllt ihn ein. Sonderbar, weshalb ihn der Künstler so klein gebildet. Seine Füße ragen auf, wo man die Kniee vermuthen sollte. Prunkstoffe hangen nach allen Seiten über dem Katafalk, goldene und silberne Prachtgefäße stehen umher, unter ihm liegen seine Lieblingspferde, während ein schwarzer Stier an unnöthig vielen Wunden verblutet über den Scheitern, die vom Blute triefen. Wenn Siemiradzki die Thiere mit Absicht so flüchtig behandelt hat, so ging er zu weit. Man wird bei den ungefügen Leibern an die Meisterwerke der Schnitzkunst erinnert, die sich im Carousel drehen.

Bei der Mittelgruppe kommt die pathetische Wirkung nicht recht zum Durchbruch. Das schöne Lieblingsweib, das da auf dem Rande der Barke hockt und mit schmerzlicher Geberde einer Megäre den goldenen Giftbecher reicht, den sie eben geleert hat, soll drei Tode auf einmal sterben. Schon hält die Alte, von schwarzen Gewändern umhüllt, das Messer gezückt, das sie schlachten soll, und hinter ihr stehen zwei Männer mit Stricken, sie zu erwürgen. Gift, Dolch und Strang, — wenn sie antiquarisch ihre Richtigkeit haben, künstlerisch heben sie gegenseitig ihre Wirkung auf. Wie viel mehr würde jedes Motiv einzeln wirken! Zwei Gefährtinnen des schönen Weibes stehen ihr in der Todesstunde bei. Die eine hat sich an ihre Brust geworfen, die andre lehnt sich in festlichem Prunkgewand mit dem Ausdruck der Verzweiflung an ihre Seite.

Vorn unterhalb der Scheiter sind zwei andre Gruppen, Klageweiber mit geschäftsmäßigem Schmerz, Krieger, die zu dem Sange eines blinden Harfenspielers an ihre Schilde schlagen. Neben ihnen knieende Kameraden, in Schmerz zerflossen. Einer darunter, gerade der Vorderste, hat unter dem Gewande, das ihn von den Lenden abwärts verhüllt, keinen Körper mehr. Auch die Beine des nackten Knaben, der den Blinden führt, dürfen nicht genau betrachtet werden. Sie liegen am Boden umher, als ob sie Niemand gehörten.

Neben dem Bug des Schiffes gleitet der Blick über die zuschauende Volksmasse, aus der die schaurigen, grotesken Götzenbilder hervorragen, die zur Weihe des Acts mit herangeschleppt sind. Wenn der Künstler sie selbständig geschaffen hat, so darf man ihm gratulieren. Nur halbverständlich ist ein nackter Mann, der vor der Menge mit einer brennenden Fackel neben einem Feuer steht. Daß er bestimmt ist, den Scheiterhaufen zu entzünden, sobald die Wittwe den dreifachen Tod erlitten, liegt auf der Hand. Aber wozu wird er ohnmächtig, so daß ihn seine Freunde stützen müssen? Soll auch er seinen Untergang in den Flammen finden? Ein derartiger Zug ist uns bei den Schilderungen von Leichenverbrennungen noch nicht begegnet. Ganz überflüssiger Weise legt neben ihm ein kleiner nackter Wechselbalg von nacktem Kind den Kopf zurück um ihn zu betrachten. Der Mann ist pathologisch interessant durch die ganz verschiedene Ausbildung der beiden Körperhälften. Der linke Arm erscheint wie verkrüppelt; die linke Seite ist in der Entwickelung zurückgeblieben, das soll zuweilen vorkommen.

Oede dehnt sich die nordische unwirthliche Landschaft unter einem sonnenlosen Himmel hin; über den dunklen Waldhügeln steigen schwere Wolken auf. Es ist anzuerkennen, daß der Künstler nicht mit dem billigen Mittel eines atmosphärischen Widerspiels der Handlung gearbeitet hat.

Dies ist der Inhalt des Bildes. Wenn man ihm zuerst gegenübertritt, hat man Mühe, sich zurecht zu finden, und selbst bei erneuter Betrachtung muß man sich erst die Gruppen zurechtrücken.

In der Entwickelung des Künstlers spielt das Werk keine Rolle. Wenn die auffallenden Schwächen der Zeichnung und die lahme Charakteristik nicht täuschen, haben wir es mit einem schnell entstandenen Werk zu thun. Vielleicht lähmte ihn, den Koloristen, die Beschränkung in dem Mittel der Darstellung. Was er gern erreicht hätte, läßt sich an der Umgebung der Leiche mit ihrer goldigen Pracht wohl nachfühlen. Daß einzelne Effecte auf der Höhe der modernen Leistungsfähigkeit stehen, versteht sich bei Siemiradzki von selbst.

Neben diesem Haupt- und Zugbild bietet die Ausstellung noch eine Reihe interessanter kleinerer Werke. Mit großem Vergnügen betrachteten wir die in München so viel bewunderten Modelle L. von Kramers zu dem plastischen Schmuck eines Musiksaales. Es sind Gruppen von Musicirenden in Rococokostüm. Das Relief ist ein sehr capriciöses, aber in seinen scharfen Contrasten ungemein malerisch. Wir konnten nicht erfahren, ob die Ausführung polychrom gedacht ist. Die Anlage und die überaus lebendige und geistreiche Charakteristik scheinen es zu verlangen. Auch der Stil tritt dem nicht entgegen, denn in seinen unabhängigen Schöpfungen geht das Rococo ganz naiv zu Wege.

A. L.

Notizen.

In dem geschmackvoll ausgestatteten Verlagskatalog von W. Spemann in Stuttgart, worin der rühmlichst bekannte Verleger das Resultat einer zehnjährigen Thätigkeit niederlegt, nimmt jedenfalls neben dem Deutschen Maler-Journal, Von Fels zum Meer, der Bauhütte und der Deutschen Hand- und Hausbibliothek (Collection Spemann) Kürschners großartig angelegte Deutsche National-Literatur die vornehmste Stelle ein. Seit wir diese historisch-kritischen Ausgaben unseres nationalen geistigen Besitzstandes zum letzten Male der Gunst unserer Leser empfohlen haben, ist das unvergleichliche Unternehmen um fast ein weiteres hundert Lieferungen herangewachsen. Wir sollten meinen, daß ein jeder Gebildete großen Werth darauf legen müßte, die Gesammtheit unserer Literaturschätze nach dem unverfälschten, vervollständigten Original mit Commentaren und Einleitungen in gediegenster Ausstattung zu besitzen. Erst jetzt zeigt es sich, wie wohl durchdacht die Anordnung nach einheitlichen Gesichtspunkten gewesen ist, denn sie konnte auch im Verlaufe des Erscheinens beibehalten werden. Eine Modification erlitt das Unternehmen nur insofern, als die wissenschaftliche Gründlichkeit jetzt noch schärfer betont wird. Der Band z. B. mit Goethes Dramen, herausgegeben von Prof. Schröer, ist eine Arbeit, die den strengsten gelehrten Anforderungen genügt; die Ausgabe von Schillers Jugendstücken (der Don Carlos in dreifacher Fassung) von R. Boxberger darf sich mit der klassischen Goedeke-Ausgabe messen, und Goethes Naturwissenschaftliche Schriften werden hier Dank der lichtvollen Einleitung und den Anmerkungen von Rud. Steiner dem Verständniß weitester Kreise erschlossen. Complet liegen jetzt vor Grimmelshausens Werke (Simplicissimus und Schriften), Moscheroschs Gesichte, Ziglers Asiatische Banise — buchstabengetreu, mit allen Illustrationen des Originals, durch die Anmerkungen allgemein verständlich — und Kortums Jobsiade, sämmtlich von F. Bobertag herausgegeben; Lessings poetische Werke von R. Boxberger; Lessings Jugendfreunde (Weiße, Chronegk, Brawe, Nicolai) von J. Minor, wobei eine gründliche, an neuen Gesichtspunkten reiche Charakteristik Nicolais; Stürmer und Dränger (Klinger, Leisewitz, Lenz, Wagner, Müller, Schubart) von A. Sauer; Hebels Werke (Allemannische Gedichte und Schatzkästlein) von O. Behaghel und Albertinus' Narrenhatz von Frhr. v. Liliencron. Dagegen sind die erste und zweite schlesische Schule (Gryphius, Dach, Günther u. s. w.) und deren Gegner (Weise, Brockes, Canitz u. s. w.), von H. Palm, Osterley, Ludwig Fulda, noch im Erscheinen begriffen, ebenso Wieland (von H. Pröhle), Goethe (von Düntzer u. A.) und Schiller (von R. Boxberger), doch werden sie wohl in nicht allzu ferner Zeit vollständig, da principiell jeder angefangene Klassiker möglichst rasch zu Ende geführt wird. Interessant ist die hier zum erstenmal gedruckte Weiße'sche Comödie von der bösen Catherine. Auszusetzen wäre höchstens etwa die allzu eingehende Behandlung der Schlesier, die zu der mehr cursorischen, anthologiehaften z. B. der Stürmer und Dränger nicht recht im Verhältniß steht. Für Maler Müllers Niobe, die nicht aufgenommen ist, hätten wir gerne Albertinus' Narrenhatz und Ziglers Banise hingegeben. Es handelt

Digitized by Google

sich ja überall um unsere Nationalgut gewordene Literatur, nicht aber um Neudrucke, die nur für den Literaturkenner interessant sind. In dieser Beziehung mag es schwer sein, dem Andrängen der Specialforscher, welche „ihren" Dichter liebgewonnen haben und dessen Bedeutung leicht überschätzen, zu widerstehen. Zum Glück besitzt Prof. Kürschner einen vorurtheilslosen und auf das Große und Weite gerichteten Blick, der die Sammlung vor der Gefahr des Specialisirens glücklich bewahren wird. Die Anmerkungen von Osterley, Düntzer, Minor, Fulda und Schröer halten die richtige Grenze ein, ohne zu populär oder zu strengwissenschaftlich zu sein, und die Einleitungen von Bobertag (zum Prosa-Roman des 17. und 18. Jahrhunderts), Sauer und Behaghel sind nicht minder treffliche Leistungen. Wir sehen nunmehr den in Aussicht gestellten Klassikern des Mittelalters, für die u. A. Professor Bartsch gewonnen ist, mit Spannung entgegen. Jedenfalls ist Kürschners National-Literatur schon jetzt in Anlage und Ausführung ein tief durchdachtes und schön durchgeführtes Unternehmen, um das uns sogar die Franzosen und Engländer, die nicht entfernt etwas Aehnliches aufzuweisen haben, beneiden können. Möge ihm auch der vollauf verdiente Erfolg treu bleiben.

* * *

Lichter und Schatten. Novellen von Konrad Telmann. Dritte Folge. Hannover, Weichelt. Die liebenswürdige Fabulirkunst Telmanns bethätigt sich in diesen drei Novellen auf das Erfreulichste. „Barometerstudien" und „Aus Langerweile" sind von mildem Humor und heiterer Lebensanschauung erfüllte Geschichten, aus denen sich zwei anmuthige, muntere Einacter dramatisiren ließen. Namentlich die erstere ist eine fein angelegte und geistvoll durchgeführte Humoreske, ein kleines Meisterwerk. Weniger hat uns „Erste Liebe" gefallen; schon das Thema, eine Rivalität zwischen Vater und Sohn, ist grell und nicht erquicklich. Turgenjew, an den sich Telmann, ohne irgend seine Selbständigkeit aufzugeben, anlehnt, hat einmal Aehnliches behandelt, aber das slavische Kostüm und die originell halbasiatische Charakteristik tragen dort dazu bei, den Conflict wahrscheinlicher und interessanter zu machen.

* * *

Von neuen illustrirten Lieferungswerken scheint das großartig angelegte wissenschaftliche Prachtwerk: Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde, herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten (Leipzig, G. Freytag) eine Lücke in der geographischen Literatur auszufüllen. Der erste Band, enthaltend: Allgemeine Erdkunde von J. Hann, F. v. Hochstetter und A. Pokorni und wovon bereits zehn Lieferungen erschienen sind, behandelt die Erde als Weltkörper, Zusammensetzung, Bau und Bildung der Erdrinde und die Erde als Wohnplatz der Pflanzen, Thiere und Menschen, und daran soll sich sogleich die Beschreibung der einzelnen Erdtheile und Länder schließen. Der Text ist populär und doch streng wissenschaftlich, und zumal der Wiener Meteorologe Julius Hann versteht anschaulich zu schildern. Von seltener Pracht ist namentlich die graphische Darstellung. Die Holzschnitte sind von einer bewundernswürdigen Sauberkeit und die Farbendrucke überaus glänzend uud lebendig im Ton. Endlich bekommen wir doch eine allgemeine Erdkunde, die in Wort und Bild auf der Höhe der heutigen Wissenschaft und Kunst steht! — Auch das Prachtwerk: Die Riviera, von Woldemar Kaden und Maler Hermann Nestel (Stuttgart, Spemann) verspricht Außerordentliches. Den schwungvollen Text des feinsinnigen Italien-Schilderers begleitet der schön und wahr gestaltende Stift des Illustrators, und Wort und Bild wachsen schon in der ersten Lieferung zu einem harmonischen Ganzen zusammen. Die Bilder von der Promenade Anglais, des Pinienhains bei Cannes, des Orangengartens in Cimiez — warum fehlt hier das merkwürdige antike Amphitheater, durch das die Straße zum Kloster führt? — sind ebenso künstlerisch als naturgetreu wiedergegeben, und die farbenfrohe Aquarelle von Monaco ist von einer wundervollen Lebenswahrheit. Wir empfehlen das schöne Werk den vielen Tausenden, die an der Corniche Gesundheit und Freude gesucht und gefunden haben und suchen und finden werden. — Ein Führer bietet sich ihnen auch in dem Reisebuche: Am ligurischen Meere von Alfred Graf Adelmann (Stuttgart, Richter und Kappeler). In diesen Briefen von Genua, San Remo, Mentone und Nizza ist das irdische Paradies mit verlockenden Farben geschildert und auch die Hölle dabei nicht vergessen, zu deren Besuch man sich aber lieber mit den geistsprudelnden Skizzen vom grünen Tisch und blauen Meer: Monaco von Hans Wachenhusen (Berlin, Janke) wappnen möge. Der Nestor der deutschen Feuilletonisten ist ein trefflicher treuer Eckhart in diesem Hörselberg, und er schildert alle Gefahren mit so eindringlicher Verve, daß der Leser am liebsten sofort — sein Glück am Spieltisch von Monte Carlo versuchen möchte.

Offene Briefe und Antworten.

Ein orthographisches Curiosum.

Der Schreiber dieser Zeilen hat vor längerer Zeit einmal einem pädagogischen Leserkreis die Noth geklagt, die einem zarten orthographischen Gewissen durch das unscheinbare Wörtchen „allmählich" bereitet werden kann. Es gibt vielleicht kein anderes, das so deutlich den — auch in Nr. 8 der „Gegenwart" beklagten — Wirrwarr in der deutschen Rechtschreibung veranschaulichte. Offenbar darf es nur „allmählich" geschrieben werden, denn es stammt von gemach und bedeutet: ganz gemächlich. (Vgl. Sanders, Handwörterbuch 22a. Weigand, Deutsches Wörterbuch I. 34.) Neben dieser richtigen Form sind nicht weniger als drei falsche in Uebung: allmälig, allmählig, allmälich. Den beiden ersten davon scheint die Auffassung zu Grund zu liegen, das Wort komme von „allemal (allemahl)", während doch augenscheinlich in „allmählich" ein ganz anderer Begriff als in „allemal" steckt: es bezeichnet nicht ein stets wiederholtes, sondern ein sehr bedächtiges Geschehen. Und was die dritte Form anlangt, so kann auch der Gegner des Dehn-h diesen Buchstaben hier nicht streichen wollen, da er zum ursprünglichen Stamme gehört. Dieselbe kommt indessen nur ganz vereinzelt und wohl meist durch Gedankenlosigkeit veranlaßt vor. Dagegen treten die zwei vorhergenannten Formen mit dem entschiedenen Anspruch der vollen Berechtigung auf und machen dem correct geschriebenen Worte vielfach das Feld streitig. Wer die nöthige Belesenheit besäße, könnte darüber gar nicht uninteressante Beobachtungen anstellen. So schrieb man meines Wissens im vorigen Jahrhundert ziemlich allgemein „allmählig"; ich erinnere mich nur in Friedr. Jacobis Werken der Schreibung „allmählich" begegnet zu sein. Heute hat sich „allmählig" vornehmlich im Süden Deutschlands, in Schwaben und Allemannien, festgebohrt; der die Kürze liebende Norden dagegen zeigt größere Vorliebe zu dem jüngeren „allmälig". Von zwei Seiten bedrängt, hatte „allmählich" ein ganz bedeutendes Terrain verloren, bis ihm die Puttkamer'sche Verordnung, die es obligatorisch machte, zu Hilfe kam. In unseren Schulen wird es also künftig allein die Herrschaft führen; außerhalb derselben freilich muß es noch mit seinen Gegnern ringen. Die meisten unserer Schriftsteller lieben dazu noch die Abwechslung; sie lassen zwei, drei, vier Schreibungen ruhig neben einander herlaufen. Sanders hat in der Vorrede zu seinem großen Wörterbuch erwähnt, daß schon dem alten Grimm in diesem Punkte etwas Menschliches passirte; ich habe in dem oben angeführten Aufsatze eine ganze Reihe anderer Beispiele angeführt. So steht in Fr. Th. Vischers Aesthetik II, S. 69, 168: allmählig und allmählich; desgleichen in Ed. von Hartmanns Philosophie des Unbewußten. 2. Aufl. S. 43. 70. 118; in O. Pfleiderers Religionsphilosophie S. 223, 233, 428, 745: allmählig, allmälig, allmälich, allmählich.

Herr Oberlehrer W. Robert, der Verfasser des oben erwähnten Artikels in Nr. 8, ist augenscheinlich kein Freund der den Schulen octroyirten Orthographie. Er lobt dagegen das Verfahren der Académie française, die nicht vorschreibe, sondern nur das Bestehende verzeichnen will. Wie würde eine solche Akademie sich nun in unserem Falle zu verhalten haben? Sie hätte zu verzeichnen, daß völlige Regellosigkeit die Regel ist, die bei der Schreibung von „allmählich" gilt. Und in gar manchem anderen Falle käme sie zu gleichem Ergebniß.

B. Ein deutscher Schulmeister.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Preisermäßigung.

Die Schriften meines Bruders, des Oberlehrers Dr. Friedrich Latendorf zu Schwerin i/M., über **J. Frank's erste namenlose Sprichwörtersammlung; zur Erinnerung an Fritz Reuter; Reuters Lieblingslehrer; Niederdeutsch u. Neudeutsch** sind bis auf Weiteres zu dem ermäßigten Preise von 6 *M.*, je 0,80 und 0,60 *M.* durch jede Buchhandlung, bei Baareinzahlung auch direct von mir zu beziehen. Näheres u. a. auf dem Umschlag der „100 Lutherſprüche" (Rostock, Hinstorff) desselben Verfassers.

Poesneck in Thüringen.

Carl Latendorf.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Jetta.

Historischer Roman

aus der

Zeit der Völkerwanderung

von

George Taylor.

Preis geheftet: *M.* 8.—
In Halbkalbleiderband eleg. geb.: *M.* 10.15.

Verlag: Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Mit dem soeben erschienenen **achten** Bande liegt **vollständig** vor die **zweite**, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage von:

Illustrirte

Weltgeschichte.

Volksthümliches Prachtwerk.

Begründet von **Held u. Gerlach**, fortgeführt von **L. F. Diefenbach**, Prof. Dr. **G. Diefel**, Prof. Dr. **H. Kämmel**, Dr. **E. Lammert**, **J. G. Vogt**, Gymn.-Direktor Dr. **B. Volz** 2c. Mit über 2500 Abbildungen, Tontafeln, Karten 2c. In vier Ausgaben beziehbar: 1) In 142 Lieferungen à 50 Pf. = 80 kr. 2) In 24 Lieferungen à 3 *M.* = 1 fl. 80 kr. 3) In acht Bänden geheftet. 4) In acht Bänden, in Halbfranz gebunden.

= **Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.** =

73 Tausend **Abonnenten!!**

Gelesenste Zeitung Deutschlands!!

= Berliner Tageblatt =

nebst seinen 4 werthvollen Beiblättern:

illustr. Witzblatt „ULK", illustr. belletrist. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" und „Industrieller Wegweiser".

Die besonderen Vorzüge, denen dasselbe die großen Erfolge verdankt, sind folgende:

Das **B. T.** erscheint täglich zweimal in einer Morgen- und Abendausgabe.

Das **B. T.** hat eine freisinnige, von aller Fraktionspolitik unabhängige Haltung.

Das **B. T.** unterhält an allen Hauptweltplätzen eigene Korrespondenten, durch deren zahlreiche Spezial-Telegramme das „Berliner Tageblatt" mit den neuesten Nachrichten den meisten Zeitungen voraneilt.

Das **B. T.** bringt ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstages, so weit als möglich bereits im Abendblatt.

Das **B. T.** enthält eine vollständige Handels-Zeitung, sowohl die Fonds-Börse, als den Produkten- und Waarenhandel umfassend, nebst einem sehr ausführlichen Courszettel der Berliner Börse. Ernteberichte. Eisenbahn-Einnahmen.

Das **B. T.** veröffentlicht die Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Ausloosungen der wichtigsten Loos-Papiere. Patent-Ertheilungen.

Das **B. T.** bringt eine graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte.

Das **B. T.** enthält militärische und Sport-Nachrichten. Personal-Veränderungen der Civil- und Militär-Beamten Ordens-Verleihungen.

Das **B. T.** bringt reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen; interessante Gerichts-Verhandlungen.

Das **B. T.** bespricht die hervorragenden Erscheinungen der Litteratur und Wissenschaft allwöchentlich in besonderen Essay's.

Das **B. T.** behandelt Theater, Musik und Kunst im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt" auf das Sorgfältigste.

Das **B. T.** bringt die Romane und Novellen der ersten Autoren; im nächsten Quartal folgende werthvolle und hochinteressante Werke:

„Gute Kameraden" von Paul Heyse,

„Auf der rauhen Alb" von E. Vely,

„Prinzessin Licora" von Hieronymus Lorm.

Trotz der Fülle anregenden und unterhaltenden Lesestoffes, wie solcher thatsächlich von keiner anderen täglichen Zeitung Deutschlands geboten wird, beträgt der Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt" für das Vierteljahr für alle **fünf** Blätter zusammen nur

5 Mk. 25 Pf.

Man abonnire frühzeitig bei dem nächsten Postamt, damit die Zustellung vom 1. April ab pünktlich erfolge. **Probe-Nummern** versendet auf Wunsch die Expedition des „Berliner Tageblatt", Berlin SW., Jerusalemerstraße 48/49.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 22. März 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Socialisten und Anarchisten in der Schweiz. — Deutscher Gelehrtenexport. Von Paul Dehn. — Der Ursprung des organischen Lebens. Von Moritz Alsberg. — Literatur und Kunst: Theodor Heyse. Ein Nachruf. Von Karl Hillebrand. — Ein confiscirtes Buch. Von Leopold Katscher. — Pater Didon über Deutschland. Von W. Lauser. — Certaldo. Eine toscanische Skizze von Ludwig Hevesi. — Aus der Hauptstadt: Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Inserate.

Die Socialisten und Anarchisten in der Schweiz.

Zürich, Mitte März.

In unseren kantonalen Archiven findet sich noch eine um die Mitte der dreißiger Jahre vom eidgenössischem Vorort angefertigte Liste aller fremden Flüchtlinge, auf welche die Polizei mit doppeltem Eifer zu pirschen hatte. Manche der Gehetzten verließen enttäuscht das Land der Freiheit, andere entsagten ihren Träumen, lebten sich bei uns ein und wurden allgemach sehr ehrenwerthe und ordnungsliebende Bürger; der Italiener Malegari z. B., dessen Name ebenfalls jenem Verzeichniß „besonders gefährlicher Individuen" angehörte, kam drei Decennien später wieder zu uns als Gesandter Seiner Majestät des Königs Victor Emanuel .....

Hatte diese Dreißiger Invasion uns zahlreiche Mahnungen, Beschwerden und drohend gehaltene Noten von Seiten des Auslandes eingetragen, so wurden durch diejenige der Achtundvierziger neue Complicationen geschaffen. Der Bundesrath mochte in beinahe ängstlicher Auffassung seiner Pflichten gegenüber den Mächten noch so strenge mit den turbulenten Elementen verfahren, indem er Männer wie Carl Heinze einfach abschob — in der Monarchie hielt man hartnäckig fest, die Schweiz sei ein europäisches Verschwörernest, das bei der ersten Gelegenheit ausgeräuchert werden müsse. Dieser schickliche Anlaß stellte sich zum Glücke nicht ein. Die mit der rothen Feder auf dem Hut und Zorn im Herzen zu uns gekommenen Freischärler vergaßen auch überraschend schnell das Conspiriren, die Bergluft kühlte die heißen Stirnen, die bedächtige Schweizerart ernüchterte die abstracten Theoretiker, der Gang der eidgenössischen Politik legte ihnen den Segen der nationalen Einheit mit aller Deutlichkeit nahe, so daß, verschwindend wenige Unversöhnliche abgerechnet, die deutschen Achtundvierziger in der Schweiz nach dem gewaltigen Sieg von 1870 mit unter den Ersten waren, die Kaiser und Reich jubelnd ihren Gruß entboten.

Sie sind gute Deutsche geblieben, zum Theil sogar es erst geworden, ihr Heimatgefühl erhielt sich ungebrochen und auch Angehörige anderer Nationen büßten während ihres Aufenthaltes auf Schweizererde sicherlich nichts von ihrem Nationalbewußtsein ein. Von den ehemaligen Züricher Professoren Challemel-Lacour und de Sanctis wurden der erste nachmals französischer Minister des Auswärtigen, der zweite Leiter des italienischen Unterrichtswesens. Hatten wir es bis 1863, da die versprengten polnischen Insurgenten eintrafen, mit einer im Kerne rein politischen Flüchtlingschaft zu thun, so ändert sich nunmehr der Charakter — es wird Einem roth vor den Augen. Die russischen Nihilisten rücken an und schlagen in Genf und Zürich ihr Quartier auf, in den westlichen Kantonen siedelte sich nach der blutigen Maiwoche des Jahres 1871 ein Schwarm Communarden an, es beginnt der Einmarsch der deutschen Socialisten und die letzte, nicht aber die anmuthigste Bescheerung sind deutsche und östreichische Anarchisten. Fürwahr eine seltsame Mosaik und doch in einer Hinsicht unwillkürlich an jene erinnernd, welche vor nahezu einem Jahrhundert dem Blicke sich darbot, als französische, östreichische und russische Heersäulen verwüstend unser Land durchzogen. Die Revolution hatte jene Ereignisse hervorgerufen, revolutionäre Zuckungen sind es, welche uns fortwährend Verschwörer zuführen, und da ertönen gleichwohl fortwährend Stimmen, welche giftigen Tones die Schweiz des Friedensbruches bezichtigen. Indessen wissen wir wohl, daß jener Lärm vielfach von Journalisten ausgeht, die in ihrem und ihrer Brodgeber Interesse im Dunkeln wirken; die betheiligten Regierungen selbst haben uns seit langem mit demüthigenden Zumuthungen verschont und der deutschen vornehmlich wissen wir aufrichtigen Dank für die Haltung, die sie, in erfreulichem Gegensatz zu den Nörgeleien des seligen Bundestages, beständig im Verkehr mit uns an den Tag legt.

Die eidgenössische Behörde einer Vernachlässigung ihrer internationalen Obliegenheiten anzuklagen, ist mehr als ungerecht, der Vorwurf streift geradezu ans Frivole. Vielleicht mehr als jemals zuvor und nicht zum mindesten unterm Einfluß der ernst gewordenen, Handel und Wandel lähmenden Krisis bemühen sich unsere staatlichen Organe sichtlich Alles zu vermeiden, was uns in Zerwürfnisse verwickeln und den Gang unseres öffentlichen Lebens stören könnte. Die politische Emigration wird überwacht, Demonstrationen, wie sie vor Erlaß des Socialistengesetzes in Deutschland gestattet waren, duldet unsere Polizei und duldet auch unser Volk nicht, und hier ist der Ort einmal ausdrücklich zu constatiren, daß der schweizerische Radicalismus, der in vergangenen Epochen mit den Flüchtlingskreisen enge Fühlung unterhielt, kosmopolitische Phantasien so ziemlich über Bord geworfen hat und mit den übrigen Parteien der Meinung huldigt, die Schweiz gehöre den Schweizern. Wehe den dreisten Fremdlingen, welche in Zürich oder Bern die rothe Fahne zu entrollen wagten, sogar die schweizerischen Arbeiter würden, freilich aus besonderen Gründen, auf ihre Brüder losschlagen.

Daß in der Schweiz Complotte gegen den russischen Zaren geschmiedet wurden, ist eine oft in Circulation gesetzte und gerne geglaubte Behauptung; den Beweis aber hat Niemand geliefert; was der Pariser „Intransigeant" aus Genf sich melden ließ, war Flunkerei, und Stepniak hat in seinem Buche La Russia sotterranea eine völlige Unwahrscheinlichkeit der Annahme bewiesen. Wäre

Digitized by Google

aber auch ein Attentat hinter dem Rücken unserer etwas tappigen, auf politischem Gebiete ohnehin unerfahrenen und schlecht geschulten Polizei geplant worden und hatte sie nicht zu hindern vermocht, was auswärts die mit ungeheurer Competenz ausgerüsteten Sicherheitsorgane ebenfalls nicht zu verhüten wußten, so läge fürwahr noch immer kein auch nur halbwegs ehrliches Motiv vor, sie zu schelten. Wir thun unsere Schuldigkeit, ein Mehr können wir nicht leisten, ohne unserer republikanischen Tradition ins Gesicht zu schlagen, ohne unsere festwurzelnden Rechtsgrundsätze zu verleugnen und einer nobeln Praxis zu entsagen, die unser Stolz ist und um derentwillen man uns oft gepriesen hat. Auch dem streng conservativen Schweizer werden bestimmte monarchische Begriffe nie geläufig werden, er habe denn der Republik aus voller Ueberzeugung abgeschworen. Der Zufall ließ mich einmal der Aufführung eines socialistisch gefärbten Lustspieles durch deutsche Arbeiter beiwohnen. Die deutschen Zuschauer schwammen in hellem Entzücken ob der Schwulität, in welche der Herr Staatsanwalt gerieth, während ein eingeladener Schweizer mit allen gesetzlich erlaubten Mitteln gegen das Gähnen ankämpfte. Sie kannten den Staatsanwalt nicht von dieser Seite, er war ihnen eine total unverständliche Figur, die ganze Geschichte lag ihm zu fern. So ungefähr ergeht es uns auch in dem Streite über die Asylfrage. Wir interpretiren, gemäß des Gebots der Selbstachtung, in erster Linie vom republikanischen Standpunkte aus und werden, den redlichsten Willen zu einem correcten Verhalten vorausgesetzt, einzelne monarchische Definitionen nicht zu acceptiren vermögen. Es bleibt in letzter Instanz eine im Grunde nur natürliche Differenz im Wege, die in der einen Epoche kaum spurlos, in der darauffolgenden erheblich sich steigern kann. Daß diese Verschärfung aber jetzt einzutreten scheint, entspringt gewissen, sicherlich nicht von uns verschuldeten Zuständen; zur selben Stunde, da die fatale Einwanderung aus dem Norden und Osten bei uns ein Ende nimmt und uns keine notorischen Rebellen mehr auf den Hals geschickt werden, sind wir eine drückende Plage los und die Schweiz hört auf ein „Herd des Anarchismus" zu sein.

Merkwürdiger Weise ist dieser unheimliche „Herd" jedes Jahr das Reiseziel von vielen Tausenden: Fürsten, Staatsmänner, Armeeführer, Finanzgrößen stellen sich ein, rasten Monate lang unter uns und werfen inmitten revolutionärer Schlupfwinkel ihre Sorgen von sich ab. Kein Missethäter hat ihnen hier je aufgelauert, keiner sie auch nur erschreckt; während allüberall Säcke mit Dynamit nur so herumliegen, Bomben platzen und Höllenmaschinen montirt werden, verschont der Würgengel uns gnädig.

Und dennoch *hatte* der Anarchismus eine Stätte in der Schweiz, wir kannten ihn, bevor er eine östreichische Specialität geworden; wir verlachten sein wahnwitziges Treiben und klopften ihm auf die Finger, wie er sich unverschämt zu benehmen anfing. Schließlich schrumpfte er ein, die Führer ließen die arg zusammengeschmolzenen Genossen im Stich, die Bewegung war dem Erlöschen nahe; erst der aus Deutschland herüber wehende Wind hat das Feuerchen wiederum angeblasen.

Der Anarchismus, der in den Kantonen Genf, Neuenburg und im bernischen Jura hauptsächlich unter den dortigen Uhrmachern verbreitet war, stammte aus Rußland. Bakunin war der Gärtner, der das Unkraut zu uns verpflanzte. Auf dem Baseler Congreß der Internationale proclamirte er 1869 den Satz: Der Staat, gleichviel ob Republik oder Monarchie, müsse liquidirt und durch freiwillig föderirte Gruppen ersetzt werden. Die desperaten Socialisten berauschten sich an dem Klange der Phrase, die Vernichtung jeglicher Autorität schien ihnen eine sublime Idee. Bald hatte Bakunin in Genf, wo der den „Vorboten" in anarchistischem Sinne redigirende Philipp Becker ihn in dialektischer Kunst nicht erreichte, eine Horde erzfanatischer Anhänger um sich geschaart, und diesen Getreuen setzte er im „Egalité" wie im täglichen Verkehr aufs Eindringlichste auseinander, daß nicht die Zahl der Köpfe, sondern die flammende Hingabe und skrupellose Energie den Sieg des revolutionären Princips bedinge. Sein Evangelium des Wahnwitzes, das der junge Neuenburger James Guillaume, der zu Zürich seine Studien absolvirt hatte, in dem zu Locle erscheinenden „Progrès" unterstützte, verlor aber bald die Wirkung auf die Masse und es vollzog sich ein Umschwung. Die Leitung der „Egalité" ging dann an Utin, einen ganz für Karl Marx schwärmenden russischen Juden über, den einige Freunde des Meisters dafür in raffinirter Weise mißhandelten. Auf dem Congreß der Föderation der romanischen Schweiz kam es zum definitiven Bruche und die Neuenburger „Solidarité" ward nunmehr das Organ der anarchistischen Gemeinde, bis der Bundesrath im September 1870, als Guillaume zu Geldsammlungen und zum bewaffneten Zuzug für die französische Republik aufrief, dieselbe unterdrückte. Bakunin war mittlerweile nach Frankreich hinüber geeilt, um in Lyon jene famose Commune zu errichten, welche trotz der antiautoritären rothen Placate in kürzester Frist aufflog und durch dieses schmähliche Fiasco auch die für den Süden geplante allgemeine Schilderhebung vereitelte. Der Anarchismus hatte die Probe der Verrücktheit bestanden. Bakunin kehrte zu uns zurück, schrieb ein grimmiges Pamphlet gegen die Deutschen und die Juden und entwickelte gleichzeitig ein abenteuerliches Revolutionsproject. Das die „Solidarité" ersetzende Bulletin der jurassischen Föderation gefiel sich in breitmäuliger Prahlerei und ohne die Ankunft der einiges Leben in die dürftigen anarchistischen Zirkel bringenden Pariser Communarden wäre dieser Mustergruppe ohne Zweifel damals der Athem ausgegangen; in St. Immerthal bildeten sich verschiedene anarchistische Sectionen, an den größeren industriellen Centren, wie Chaux de Fonds und Genf, ertönte jedoch der Lockruf umsonst, und vollends die deutsch sprechenden Socialisten wendeten sich entschlossen ab, wie angelegentlich auch Herr Hasselmann im Berliner „Neuen Socialdemokraten" mit den Jurassiern liebäugelte.

Zum ersten Allgemeinen schweizerischen Arbeitercongreß in Olten stellten sich James Guillaume und Adhémar Schwitzguébel als Delegirte ein; sie vertheidigten ihre Thesen, erklärten mit vornehmem Lächeln, ihr alleinselig machender Glaube verbiete ihnen den Beitritt zu einer von der Bourgeoisie nicht gänzlich losgetrennten Organisation, zogen dann ab und der Congreß ließ sie ziehen. Bakunin grollte zu Locarno in stiller Zurückgezogenheit um das Mißlingen seiner Bestrebungen; eine von Engels verfaßte Broschüre war für ihn ein Stoß ins Herz; todtkrank kam er 1876 nach Bern, um dort im Hause des Herrn Dr. A. Vogt zu sterben.

Was der lebende Prophet nicht erreicht hatte, erreichte der todte. Bei der Beerdigung war zum ersten Male eine anarchistische Propaganda unter den deutschen Arbeitern in Scene gesetzt. Die von dem heißblütigen Brousse französisch geschriebene Arbeiterzeitung, deren „deutsche" Ausgabe eine Russin besorgte, verkündete in confusem Stile die ewigen Wahrheiten des Anarchismus und drei ihrem eigentlichen Berufe nicht eben leidenschaftlich zugethane Typographen, die Deutschen Werner und Remsdorf — ersterer ist noch in Genf, letzterer verließ die Schweiz, nachdem er sich in Winterthur, Zürich, Bern und anderen Städten herumgetrieben — und der Berner Kachelhofer, ein ehemaliger im Examen gescheiterter Mediciner, thaten sich durch besondern Enthusiasmus hervor. Ihnen schlossen sich, außer den üblichen, durch eine seltene Unreife hervorragenden Russen, mehrere Mißvergnügte an, wie der preußische Militärflüchtling Gutsman in Genf, ein nunmehr verschollener Agitator von ungewöhnlicher Begabung wie ungewöhnlicher Eitelkeit, und die zwei bayerischen Typographen Franz und Neff in Zürich. Neff, ein verkrachter Buchdruckerprincipal, begnügte sich seither mit der bescheidenen Rolle eines Privat-Anarchisten. Franz, dem die Lorbeeren seines talentvollen und praktischen Rivalen Hermann Greulich den Schlaf raubten, verließ, nachdem er als Buchhändler Bankrott gemacht, den undankbaren Continent und bekleidet nunmehr einen untergeordneten Posten bei der socialistischen New-Yorker Volkszeitung.

Am 18. März 1877 gedachte ein anarchistisches Häuflein in Bern ein pompöses Fest zu feiern; doch „der Guß mißlang". Die Bevölkerung empfing eine Deputation aus dem Jura, aus Genf und Zürich mit Zeichen des Unwillens und es entspann sich eine häßliche Prügelei. Der Ueberfall wurde von der freisinnigen Presse laut gemißbilligt. Den Herren Anarchisten aber,

Digitized by Google

die es offenbar auf eine Provocation abgesehen hatten, gönnte man die empfangenen Hiebe. Seit diesem Rencontre wurde kein öffentlicher Aufzug mehr inscenirt, man schimpfte bei geschlossenen Thüren und hatte auch hinreichende Ursache zu dem Verdruß. Das Märtyrerthum vermehrte die Schaar der Gläubigen nicht, die Arbeiterzeitung verschied an Entkräftung und Viele wurden lau, wie sehr auch Brousse in seiner „Avantgarde" wüthete. Gedruckt wurde dieses heute Bismarck, morgen Gambetta köpfende und den schauerlichen Text durch noch schauerlichere Bilder erläuternde Blättchen in derselben Officin, welche das Organ des Neuenburgischen Reactionärs verlegte; Leser besaß es in der deutschen Schweiz fast keine; abonnirt wurde es hauptsächlich von der auswärtigen Polizei. Der Bundesrath verbot das weitere Erscheinen, stellte Brousse vor die eidgenössischen Assisen und diese wiesen ihn aus, worauf Fürst Krapotkin in Genf den „Révolté" gründete, der heute noch besteht, sich mit leidlicher Geschicklichkeit durchwindet und mit dem ebenfalls in Genf erscheinenden Socialistenorgane „Le Précurseur" an Bedeutungslosigkeit wetteifert.

Brousse macht jetzt in Paris von sich reden, wo er unter die Possibilisten gegangen, James Guillaume ist ein stiller Angestellter der Pariser Buchhandlung Hachette, Schwitzguébel in Sonvillier, der Jünger, den Bakunin lieb hatte, ist ein regelrechter, über zwanzig Arbeiter beschäftigender Bourgeois geworden, der den Anarchismus aus dem Pelz geschüttelt hat. Die Pariser Communarden kehrten, sobald sie amnestirt waren, dem rauhen Jura den Rücken und nur der fürchterliche Pindy lebt noch in behaglicher Position zu Chaux de Fonds. Er empfängt die ehemaligen Freunde sehr artig, die ehemaligen Politiker aber hat er satt.

„Ausgewirthschaftet!" durfte man füglich von dem schweizerischen Anarchismus sagen; es bestanden noch kümmerliche Reste — Capacitäten, selbst solche zweiten und dritten Ranges, fehlten, vorläufig war der Bakunismus liquidirt. Herz behielt einige Dutzend zäher Fanatiker; in dem ungleich freieren Zürich, wo nach der Ansicht ängstlicher Gemüther eine zügellose Demokratie das Ruder führte, gab es kaum etliche Exemplare, die es ohnehin vermieden, von ihrer Gesinnung offen Gebrauch zu machen. Uebrigens herrschte auch unter dem Zelte des gemäßigten oder, wie er sich lieber nennen hörte, des wissenschaftlichen Socialismus keine optimistische Stimmung. Der aus Deutschen und Schweizern gemischte Arbeiterbund siechte bald dahin, der inzwischen Schweizerbürger gewordene Greulich, welcher von Anfang an in der „Tagwacht" Bakunin scharf aufs Korn genommen und dessen Programm zerfetzt hatte, zog sich zurück, die „Tagwacht" erlag einem chronisch gewordenen Deficit, machte der „Arbeiterstimme" Platz, die unter der Redaction des Schweizers Herter zum elenden Wische wurde, und die frühere, ziemlich innige Verbindung der socialistischen Partei mit den Züricherischen Demokraten lockerte sich. Und noch matter war der Pulsschlag in der Westschweiz. Lausanne hatte es niemals zu einer eigenen Arbeiterbewegung gebracht und Genf, wohin sich 1870 noch Sir Charles Dilke, ausgerüstet mit der Empfehlungskarte eines Mitgliedes des Londoner Generalrathes der Internationale, begeben hatte, um den Socialismus zu studiren, bot ein Bild der jämmerlichsten Zerfahrenheit.

Da wurde in Deutschland das Ausnahmegesetz erlassen; es begannen die Ausweisungen und mit ihnen allerlei Maßregeln, welche die Verbitterung der davon Betroffenen zur Wuth aufstachelte. Johannes Most, der sich schon längst in seinem grotesken Hochmuth unbillig zurückgesetzt wähnte, benutzte den Moment, mit seinen bisherigen Freunden zu brechen und das Commando derer zu übernehmen, denen das Diplomatisiren und Markten verhaßt war und die zu „Thaten" schreiten wollten. Es war das Wasser auf die abgestandene Mühle des Anarchismus; die von Nummer zu Nummer giftiger werdende „Freiheit" hißte die anarchistische Flagge auf und die bethörten, politisch unzurechnungsfähigen Arbeiter, welche das tolle Rasen der feigen Komödianten mit dem Ausdruck echter revolutionärer Leidenschaft verwechselten, schwelgten in Wonne über diese Sprache; sie wußten natürlich nicht, daß ihr großer Most seine Offenbarung aus Bakunins Schriften zusammenstahl. Was der Russe von seinem berüchtigten Revolutions-Katechismus immerhin mit einer gewissen Prägnanz ausgesprochen — „der Revolutionär verzichtet auf die heutige Wissenschaft, er studirt höchstens Mechanik, Physik, Chemie und Medicin zum Zwecke des schnellsten Umsturzes der unsäthigen Weltordnung; für ihn ist Alles sittlich, was den Triumph der Revolution beschleunigt, Alles unsittlich, was denselben hemmt" — das walzte Most geschäftsmäßig breit und mischte seine niederträchtigen Cynismen drein.

Unter den deutschen und östreichischen Arbeitern in der Schweiz fand das Blättchen passionirte Leser. Es wurde auch emsig colportirt, in Wirthschaften aufgelegt und manche Monate hindurch aller Wahrscheinlichkeit nach in Bern oder Zürich heimlich gedruckt. Zwischen den Anarchisten und den Gemäßigten entbrannte bald eine hitzige Fehde. Letztere hatten in Erfahrung gebracht, daß auf einem anarchistischen Meeting in London förmlich beschlossen worden war, durch Teufeleien die Schweiz zur Aufhebung des Asyles zu drängen — Alles im Interesse der Revolution! — und da sie eine solche Eventualität nicht wünschen konnten, strengten sie sich an, die Arbeitervereine zu säubern. Wenn die Reichstagsabgeordneten Bebel, Liebknecht, Grillenberger, Kayser und von Vollmar während der letzten Jahre öfters nach der Schweiz pilgerten, so geschah dies keineswegs nur wegen der Variationen über das beliebte alte Thema, sondern um die vordringende anarchistische Verderbniß zurückzuweisen. Es ist ihnen dies auch gelungen; wurden die Anarchisten nicht gänzlich ausgeräumt, so dominiren sie wenigstens nirgends mehr und sind stumm. Uebrigens gebricht es diesen auch an der erforderlichen Intelligenz; sie intriguiren und wühlen mit Ausdauer, solide Discussionen aber vermeiden sie, überzeugt, daß bei den weltbewegenden Kämpfen der Menschheit doch immer die Fäuste den Ausschlag geben. Als seiner Zeit im Deutschen Arbeiterverein Zürich der Strike der Wiener Schuster getadelt wurde, fuhr Stellmacher — der Wiener Attentäter — zornig in die Höhe, meldete sich zum Wort, fand keines, riß das Wiener Anarchistenorgan aus der Tasche, verlas mit wuthbebender Stimme einen Passus und setzte sich dann — seine Eloquenz war erschöpft. Noch verbohrter als die deutschen Anarchisten sind die östreichischen, meistens Slaven. Mir hat man in Zürich erzählt, daß nach einem Arbeitervortrag über die Zwecklosigkeit der anarchistischen Taktik ein Czeche gerufen habe: „Es hilft uns Niemand, man hält uns darnieder, es wird nichts für unsere geistige Erhebung gethan, wir Czechen besitzen nicht einmal eine Literatur, wir erreichen nur etwas, indem wir morden und brennen!"

Die polizeiliche Suche hat nun bei uns auf der gesammten Linie begonnen; man spricht bereits von werthvollen, ja pikanten Funden und wahrscheinlich wird nebenbei auch die approximative Stärke des Feindes eruirt; freilich nur annähernd, da viel irreguläres Volk sich auf dem schmalen Grenzgebiet zwischen Anarchismus und Socialismus tummelt, um je nach Laune oder Bedürfniß bald links bald rechts sich anzugliedern. Dem Ausland angehörende Anarchisten strenger Observanz beherbergen wir zur Stunde jedenfalls kaum vierhundert, die gruppenweise über die Schweiz zerstreut sind.

Die Antipathie der Masse des Schweizervolkes kennend, betheuern die Socialisten fast flehentlichen Tones, daß sie keine Gemeinschaft mit der Bande unterhalten, und es ist wahr, der „Socialdemokrat", der in dem Züricher Professoren-Viertel Hottingen gedruckt wird, seine Direction aber von auswärts empfängt, hat gegen die Most'sche Mord- und Brand-Lehre unausgesetzt sich aufgelehnt. Und hier angelangt möchte ich auch die weit herum reichenden, fast komisch zu nennenden Vorstellungen corrigiren, daß es in der Schweiz und vornehmlich in Zürich von Socialisten nur so wimmele. Glaube man es nur in Deutschland: die socialistischen Streitkräfte dahier sind sehr bescheiden; die Strategen dieser Partei wohnen nicht unter uns und lachen heimlich, wenn die Polizei, von ihnen sich abwendend, südwärts über den Rhein hin späht. Die deutschen Arbeitervereine in Zürich, Luzern, Bern, St. Gallen, Chur schmücken freilich ihre

Digitized by Google

Lokale mit den Porträts von Marx und Lassalle, sie singen die Marseillaise, sammeln Beiträge für die Wahlen und erquicken sich an socialistischer Lectüre; allein es ist doch immer nur eine kleine rührige Minderheit, welche aus innerem Drange der Propaganda sich widmet. Volle zwei Drittel der Mitglieder schließen sich aus sehr realen Motiven an. Die Vereine haben ihre Speiseanstalten — „Michel-" oder „Freßcasinos" — und um für wenige Centimes die Annehmlichkeit einer warmen Stube und einer kräftigen Suppe zu genießen, nehmen die Leute gern von Zeit zu Zeit einen Vortrag über die unveräußerlichen Menschenrechte in den Kauf. Man kann als Geselle eine rothe Rosette im Knopfloch tragen und später daheim als Meister doch für Schutzzölle und Innungen petitioniren.

Ist der Socialismus eine Bedrängniß für einzelne Staaten geworden, so ist diese Noth durch dessen schweizerische Filiale weder erzeugt noch beträchtlich gefördert worden; und uns Schweizern kommt es oft vor, als ob der nach angemessenen Intervallen stets aufs Neue gegen uns erwachende Unwille mehr der Verlegenheit jener auswärtigen Organe entspringe, welche im Ringen mit der Socialdemokratie bisher nicht sonderlich glücklich gewesen sind. Ungesäumtes Handeln dagegen verlangt allerdings das Gebahren der Anarchisten; an Meuchelmörder haben wir, wie der Vorsitzende des letzten schweizerischen Arbeitercongresses erklärte, kein Asyl zu vergeben. Will sodann die Polizei der Mächte uns zur Reinhaltung unseres Hauses behülflich sein, so sende sie uns vor Allem keine Agents provocateurs mehr, keinen mit polnischen Banknotenfälschern verkehrenden Raminsky, keinen mit königlich sächsischen Markstücken die Anarchisten bewirthenden Schmidt, keinen Peukert, der, nachdem er die Spießgesellen ans Messer geliefert, ebenso räthselhaft verschwindet wie er aufgetaucht ist.

Deutscher Gelehrtenexport.

Von Paul Dehn.

Im preußischen Abgeordnetenhause ist unlängst dieser Ausdruck zum ersten Male angewendet worden, und zwar in der Sitzung vom 1. Februar c. bei Berathung des Etats der preußischen Universitäten von dem Abg. Prof. Dr. Virchow. Bisher hatte man den Begriff „Export" nur in Verbindung mit Waare und Handel gebracht, und es war Niemandem beigefallen, etwa zu sagen, daß Herr Professor Dr. Virchow mit seiner Zellentheorie „Export" getrieben habe und nunmehr, da dieser Artikel außer Mode gekommen, den Export damit habe aufgeben müssen.

Indessen sei's drum, daß von deutschem Gelehrtenexport gesprochen wird. In zwei Worten wird da eine Thatsache festgestellt, auf welche Deutschland stolz sein darf. Bis in die Gegenwart hat sich das Volk im Herzen Europas, in der Mitte der früheren wie der modernen Culturwelt, in seinem gesammten Bildungswesen eine Universalität bewahrt, welche überall hochgeachtet wird, weil sie nirgends wieder vorhanden ist, und als dasselbe Volk in langen Kämpfen für die Menschheit das Recht der freien Forschung errungen, da hat es jene Universalität weiter entfaltet. Während das englische Bildungswesen ungenügend organisirt den Einzelnen selbst suchen läßt, während das französische Bildungswesen allzu reglementarisch sich auf die besondere Berufsthätigkeit beschränkt, hat das deutsche Bildungswesen den Gedanken der alten Universitas aufrecht zu erhalten und durchzuführen gesucht und die Gesammtbildung des Volkes auf eine Stufe erhoben, zu welcher selbst die genannten beiden, bisher vorausgeeilten Culturvölker sich nicht aufzuschwingen vermochten. Es ist nicht nur das Wissen selbst, welches das deutsche Bildungswesen verbreitet, sondern es legt vor Allem den Keim zu freiem Streben nach Aneignung der gesammten modernen europäischen durch nichts beengten Bildung. Selbst inmitten der Gegenwart, in welcher die Arbeitstheilung auch auf geistigem Gebiete zu weitgehender Specialisirung des Wissens und Könnens geführt, hat sich der Deutsche eine rühmliche Universalität zu erhalten verstanden, was mehr als in Deutschland selbst im Auslande empfunden und geschätzt wird. Und seitdem das neue deutsche Reich erstanden, senden die fremden Völker aus weiten Fernen in größerer Zahl als zuvor ihre Vertreter in die deutsche Abtheilung des großen europäischen Erziehungs- und Bildungshauses, und deutsche Lehrer sind allerwärts zu finden, im näheren und ferneren Orient, in den übrigen Welttheilen, wo Deutsche wohnen, selbst auf Java, in Indien, Japan ꝛc.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat der Führer der liberalen Opposition indessen nicht auf erfreuliche Thatsachen, nicht darauf hinweisen wollen, daß das deutsche Volk mit seiner freien und universellen Weltauffassung im Auslande immer freundlicher anerkannt und verständnißvoller aufgenommen wird. Es war auch diesmal das Bestreben der Opposition, wie es ja in ihrem Wesen liegt, das Bestehende düster zu beleuchten und pessimistisch zu besprechen, und so meinte man unter „Gelehrtenexport" zunächst nur den Export deutscher Universitätsprofessoren. „Es war von je ein besonderer Ruhmestitel der deutschen Nation, daß sie so viel produciren konnte, um nach allen Seiten hin, bis in die fernsten Gegenden der Erde, Lehrstühle mit deutschen Kräften besetzen zu können. Leider hat es die moderne Wirthschaftspolitik in dem Maße, wie sie uns mit einer Nation nach der andern verfeindet, mit sich gebracht, daß auch die Disposition der Nachbarn, sich deutsche Gelehrte zu holen, in fühlbarer Weise leidet. Man will eben keinen Deutschen mehr; die deutsche Großmacht drückt hier auf den deutschen Export." So sprach der Abg. Dr. Virchow.

Auch in der Politik sollten allgemeine Behauptungen vermieden oder durch concrete Thatsachen belegt werden. Zum mindesten hätte der Abgeordnete Dr. Virchow im Interesse seiner Behauptungen auch Belege beibringen müssen, etwa in Gestalt einer deutschen Professorenexportstatistik auf Grund einer Privatenquete, da der Racker von Staat, der sich jetzt um Alles kümmert, nach dieser Richtung hin noch keinerlei Ermittelungen angestellt hat. Bis dahin steht Behauptung gegen Behauptung und es bleibt dem subjectiven Ermessen des Einzelnen überlassen, den Rückgang des deutschen Professorenexportes anzunehmen oder in Abrede zu stellen. So unerklärlich wäre ein solcher Rückgang eben nicht. Seit der Aufrichtung des deutschen Reiches geht der deutsche Professor nicht mehr so leichten Herzens wie ehedem ins Ausland. Weder an deutsch-östreichischen, noch an deutsch-russischen, noch an deutsch-schweizerischen Universitäten fühlt er sich so heimisch und so wohl wie ehedem, obgleich dieselben deutsch im Leben und Lernen geblieben. Innerhalb auch der politischen Grenzen Deutschlands zu wirken, erscheint ihm vor Allem erstrebenswerth und dieses Empfinden ist so stark, daß berühmte Professoren, welche unter anderen Verhältnissen ins Ausland gegangen sind und es dort zu hohen Titeln und Würden gebracht haben, gerne darauf verzichten würden, könnten sie dahin zurückkehren, wo der deutsche Genius unbestritten herrscht. Sicherlich überschreitet kein deutscher Professor mehr die Grenzen des deutschen Reiches mit der Absicht, dauernd oder für immer im Auslande zu bleiben. Nur um seinen Gesichtskreis zu erweitern, folgt er vorkommenden Falles dem Rufe des Auslandes. Nur Durchgangsstadien sind ihm die deutschen Hochschulen außerhalb der schwarzweißrothen Grenzpfähle. Ganz besonders gilt das von den östreichischen Universitäten, seitdem auf Grund des östreichischen Gesetzes vom 9. April 1870, einer unbegreiflichen Thorheit der Minister Unger-Glaser, jeder Universitätsprofessor, welcher das siebzigste Lebensjahr zurückgelegt hat, von Amtswegen und ohne Rücksicht auf seine Gesundheit, ohne Prüfung des einzelnen Falles, ohne Rücksicht auf sein Können und Wollen in den Ruhestand versetzt werden muß. Auf Grund dieses Gesetzes schlachtet sich die Wiener Universität, welche ohnehin einen schwierigen Stand hat, allmählich selbst ab. Arndts, Philipps, Skoda, Hyrtl, Sigmund, Rokitansky, Oppolzer u. A. sind so beseitigt worden, Simony, Neumann, Miklosich, Wedl, Lorenz von Stein u. A. werden demnächst folgen. Wer wird unter solchen Umständen nach Oestreich noch gehen, als höchstens junge Privatdocenten oder Professoren der Medicin, letztere indeß nicht wegen des Lehrstuhls, sondern

Digitized by Google

mit Rücksicht auf die ärztliche Praxis. Aus anderen Gründen haben auch die deutsch-schweizerischen und deutsch-russischen Universitäten ihre Anziehungskraft eingebüßt. Anstatt daß die Lehrer nach diesen Filialen des deutschen Wissens gehen, wandern die Schüler nach den Centren desselben. Gottfried Kinkel hat sich in Zürich wohlgefühlt bis zu dem Tage, da das deutsche Reich aufgerichtet war. Dann hat es bis zu seinem Tode ihn bedrückt und gekränkt, daß er nicht an die neue Straßburger Reichsuniversität berufen wurde.

In seiner grundsätzlichen Opposition hat der Abg. Dr. Virchow für den Rückgang des deutschen Professorenexports die neue deutsche Wirthschaftspolitik verantwortlich gemacht, leider ohne den Zusammenhang anzugeben, welchen er zwischen Professorenexport und Schutzzoll aufgefunden hat. Oder findet außer dem Manne der Opposition und seinen Freunden noch sonst Jemand zwischen diesen beiden Begriffen irgend welchen Zusammenhang? Es ist schon bedenklich, Freihandel und Export als solidarisch zusammenzuwerfen, da es noch keineswegs erwiesen ist, daß der Export ohne Freihandel unterdrückt werden müsse, daß Export und Schutzzoll einander ausschließen.

Der Ursprung des organischen Lebens.

Von Moritz Alsberg.

Von jenen Fragen, welche ebensowohl den Philosophen wie den Naturforscher beschäftigen, ist wohl keine mehr geeignet, jene mannichfachen Räthsel, die wir in der uns umgebenden Welt antreffen, ihrer Lösung näher zu bringen und zugleich über die Stellung des Menschen in der Natur Licht zu verbreiten als die Frage nach dem Ursprunge des organischen Lebens. Während bekanntlich unsere Kenntniß von der anorganischen Welt durch die innerhalb der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Physik und Chemie gemachten Fortschritte sehr beträchtlich erweitert wurde und während andrerseits die Lehre Darwins erheblich dazu beigetragen hat, uns Aufklärung zu verschaffen über die Entwicklung und Vervollkommung der organischen Schöpfung, so ist doch gerade jenes Terrain, wo die beiden Gebiete — das Reich des Anorganischen und das des Organischen — sich berühren, der Forschung bisher fast völlig verschlossen geblieben. Denn so oft man auch das Vorhandensein einer „Urzeugung" d. h. die Entstehung organischen Lebens aus unorganisirter Materie nachzuweisen und somit die Allgemeingültigkeit des alten Satzes: Omne vivum ex ovo (Alles Lebende kommt aus dem Ei) zu widerlegen versuchte, mußte man sich gestehen, daß alle auf diese Frage bezüglichen Versuche und Beobachtungen eine derartige Annahme für die heutige Schöpfung keineswegs rechtfertigen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß in einer früheren Erdepoche ein solcher Vorgang nicht einmal stattgefunden habe; vielmehr werden wir, wenn wir nicht von vornherein auf die Einheit der Naturanschauung verzichten wollen, einen Modus finden müssen, welcher die Entstehung der belebten (organischen) aus der todten (anorganischen) Materie erklärt und zugleich die wichtigsten Functionen der Organismen, nämlich: Bewegung, Ernährung, Wahrnehmung und Fortpflanzung, von Vorgängen anorganischer Natur ableitet. Dabei muß freilich, da, wie soeben bemerkt, das Experiment und die directe Beobachtung bisher über diese Frage keine Aufschlüsse geliefert haben, die auf theoretische Folgerungen und Analogieschlüsse sich stützende Naturbetrachtung an die Stelle der soeben erwähnten Hülfsmittel treten und darf unter solchen Umständen ein kürzlich erschienenes Buch*), welches die erste Entstehung organisirter Materie in den Urzeiten und das erste Zustandekommen der soeben bezeichneten organischen Functionen zu erklären versucht und auch in anderer Beziehung über die im Thier- und Pflanzenkörper sich abspielenden vitalen Vorgänge Licht verbreitet, das Interesse der gebildeten Kreise für sich in Anspruch nehmen.

Ausgehend von der Thatsache, daß noch in unsrer heutigen Schöpfung die auf niedrigster Stufe stehenden Lebewesen aus einer eiweißartigen schleimigen Substanz (Protoplasma, bei Thieren wohl auch als Sarkode bezeichnet) bestehen und daß der Kohlenstoff in dem thierischen und pflanzlichen Stoffwechsel eine wichtige Rolle spielt — hierauf sich stützend nimmt Philipp an, daß eine eiweißartige aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und einigen anderen Bestandtheilen zusammengesetzte, aber noch unbelebte colloide Masse (Gallerte) das Substrat für die Entstehung der ersten Organismen gebildet habe. Diese Substanz, welche nach unserem Autor als geologische Schicht zu betrachten ist (welche Bedingungen der Entstehung derselben zu Grunde lagen, darüber wissen wir ebenso wenig etwas Bestimmtes, wie darüber, warum der Granit ein Gemenge und nicht eine gleichartige Mischung seiner Bestandtheile oder welches die Entstehungsgeschichte dieser Bestandtheile ist; die Bildung einer solchen Schicht erscheint aber weniger räthselhaft, wenn wir bedenken, daß organische und anorganische Stoffe denselben chemisch-physikalischen Gesetzen unterliegen und daß erstere in nicht geringer Zahl künstlich aus ihren Elementen durch Synthese hergestellt werden können) — diese Schicht also unterlag gleich nach ihrer Bildung einem Verwitterungsproceß, bestehend in einer langsamen Verbrennung durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Atmosphäre, und gab dadurch den ersten Anstoß zur Entstehung des organischen Lebens, dessen Erscheinungen bekanntlich ebenfalls auf einen langsamen Verbrennungs- (Oxydations-), sowie auf einen eigenthümlichen Reductions- (Desoxydations-) Proceß zurückzuführen sind. Wir betonen hierbei das Wort: „Proceß", denn der Philipp'schen Theorie liegt eben die Anschauung zu Grunde, daß das, was wir als „organisches Leben" bezeichnen, nicht als eine Eigenschaft gewisser Naturobjecte, sondern vielmehr als ein Vorgang, als ein in gewissen Stoffen sich abspielender Proceß betrachtet werden müsse und daß derjenige, welcher zu sicheren Folgerungen bezüglich der anorganischen und organischen Körper gelangen will, nicht das „Sein", sondern das „Werden" derselben ins Auge zu fassen habe. — Um uns von den zwischen dem besagten Oxydationsproceß und dem organischen Leben bestehenden Beziehungen eine Vorstellung zu machen, brauchen wir uns übrigens blos an eine Erscheinung zu erinnern, die uns in unseren Kinderjahren häufig ergötzte, nämlich an die auf einem nahezu verbrannten Papier hin- und hereilenden Funken. Wie bei dem zuletzt erwähnten Material, nachdem dasselbe zum größten Theile verbrannt ist, der Nahrungsstoff nicht mehr genügt, um eine Flamme zu unterhalten, sondern nur diejenigen Punkte am Glühen bleiben, welche in Folge der Unebenheiten des Papiers noch den meisten Nahrungsstoff enthalten — in analoger Weise behielten, nachdem der größere Theil der soeben erwähnten eiweißartigen Schicht sofort nach deren Entstehen oxydirt war, in Folge der ungleichmäßigen Auflagerung der Gallerte auf ihrer Unterlage einzelne Stellen noch Nahrungsstoff übrig, der hinreichend war nicht nur eine Verbrennung an diesen Punkten zu unterhalten, sondern auch den Verbrennungsproceß zunächst gelegener, schon abgestorbener Punkte, welche noch nicht den letzten Rest von Nahrungsstoff eingebüßt hatten, wieder einzuleiten. Auch ergeben sich für die beständige Aufrechterhaltung des die Grundlage des organischen Lebens bildenden Verbrennungsprocesses zwei Bedingungen, nämlich: 1) daß, wie oben bemerkt wurde, das oxydirte Material die Eigenschaft besitzen mußte, unter irgend welchen beständigen oder periodisch wirkenden äußeren Einflüssen den Oxydationsproceß rückgängig zu machen d. h. den aufgenommenen Sauerstoff wieder abzugeben — eine Eigenthümlichkeit, wie sie bekanntlich mehreren Substanzen resp. Mischungen verschiedener Substanzen zukommt — und 2) daß die Verbrennung langsam genug von Statten ging,

*) Ueber Ursprung und Lebenserscheinungen der thierischen Organismen. Lösung des Problems über das ursprüngliche Entstehen organischen Lebens in unorganisirter Materie von S. Philipp. Leipzig 1883, Ernst Günthers Verlag.

Digitized by Google

daß eben das oxydirte Material unterdeß Zeit genug hatte, den besagten Regenerations- (Reductions-) Proceß durchzumachen. Dieselben Eigenschaften, welche wir heutzutage an den organischen Körpern erkennen, müssen wir — wenn auch nur in den Grundzügen — ihrer allerersten Entwicklungsstufe zuschreiben und dementsprechend folgern, daß die sich allmählich oxydirende Masse das erste Entwicklungsstadium des Thierreichs, dagegen derjenige Theil der Masse, in welchem der Reductionsproceß vor sich ging, die Grundlage des Pflanzenreiches — den Pflanzen kommt bekanntlich die Eigenschaft zu, durch Zerlegung der Kohlensäure unter dem Einflusse des Lichtes Sauerstoff auszuscheiden — bildete.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, wie die von unserm Autor aufgestellte Theorie die gegenseitige Abhängigkeit der Thiere und Pflanzen und den Kreislauf der Materie schon in dem allerfrühesten Stadium des organischen Lebens zur Geltung bringt. Nun ist freilich ein Verbrennungsherd noch ebenso wenig ein Thier, wie ein desoxydirendes Verbrennungsprodukt eine Pflanze ist, es mußten vielmehr noch einige andere Umstände hinzukommen, um das thierische und pflanzliche „Ich" d. h. die Individualität herauszubilden und um jene für die Organismenwelt charakteristischen Vorgänge: Bewegung, Ernährung, Empfindung und Fortpflanzung, zu ermöglichen. Was die Entwicklung der ersten thierischen und pflanzlichen Individuen anlangt, so wurde nach unserem Gewährsmanne die Entstehung derselben dadurch bedingt, daß die Urgallerte, in welcher der Verbrennungsproceß nach Art der im halbverbrannten Papier auftretenden Funken weiter fortschritt, nicht eine zusammenhängende Masse bleiben konnte, daß vielmehr äußere Einflüsse, wie z. B. das Wallen des Meeres, in welchem wir uns diese Schicht entstanden denken müssen, zunächst eine Zerreißung resp. Durchlöcherung derselben zur Folge hatten und daß nach Wegspülung der verbrannten Produkte der den Urtypus des Thierreichs bildende Verbrennungsherd schließlich als ein isolirtes Individuum übrig blieb, während andererseits für die verbrannten Produkte, welche als von einer Hülle umgebene Cytoden (kernlose Plasmaklümpchen) die Anfänge des Pflanzenreichs repräsentiren, die Entstehung einer isolirten Individualität dadurch bedingt war, daß sie ebenso wie die Verbrennungsherde eine im allgemeinen von der Natur des verbrannten Materials abhängige bestimmte Form und Größe haben mußten. Was die Bewegungsfähigkeit der thierischen Organismen anlangt, so haben wir uns diese Eigenschaft als ursprünglich aus rein mechanischen Verhältnissen hervorgegangen vorzustellen. Sobald nämlich in dem Oxydationsherd, den wir nicht etwa als einen mathematischen Punkt, sondern als ein bestimmtes Quantum von in Verbrennung begriffenem Material aufzufassen haben, während des Processes der Brennstoffreichthum allmählich sank und nunmehr eine benachbarte Stelle mehr Nahrungsstoff besaß als diejenige, welche der Verbrennungsproceß inne hatte, kam es dadurch, daß der Verbrennungsherd nach diesem Punkte hin um ein kleines Stück vorrückte, zu der auf Nahrungsaufnahme und Nahrungserwerb abzielenden Ortsbewegung, sowie auch zu den demselben Zwecke dienenden „amöboiden Bewegungen" (Erlangung von Nahrung durch von dem Schleimkörper der Amöbe ausstrahlende Lappen), wie solche bei den niedrigsten jetzt lebenden Vertretern des Thierreiches beobachtet werden. Dasselbe Moment, welches in der soeben erwähnten Weise die dem Zwecke des Nahrungserwerbs dienende Ortsbewegung hervorruft, bedingt übrigens auch jene inneren Bewegungen oder Saftströmungen, welche den Organismen eigenthümlich sind. Da nämlich einzelne Theile des Oxydationsherdes in ihrem Plasma mehr Nahrungsstoff enthalten als andere, so müssen die eine größere Menge von Nährmaterial enthaltenden Stellen des Oxydationsherdes auf die nahrungsarmen Stellen in analoger Weise einwirken, wie ein außerhalb befindlicher Nahrungsstoff auf den ganzen Oxydationsherd einwirkt, d. h. es müssen sich jene Saftströmungen bilden, deren Tendenz ist, den Gleichgewichtszustand bezüglich des Nahrungsgehaltes der einzelnen Theile wieder herzustellen. Auch darf man aus dem Umstande, daß diese Saftströmungen nur während des Lebens des Organismus vorhanden sind, nicht etwa folgern, daß irgend ein mystisches belebendes Princip existire, mit dessen Zugrundegehen die Saftströmungen aufhören. Vielmehr ist offenbar das Umgekehrte richtig, nämlich: daß der Organismus als solcher nur so lange bestehen kann, als die Säfte desselben im Strömen begriffen sind und daß das, was wir als Leben zu bezeichnen pflegen, nämlich der Stoffwechsel und die übrigen Erscheinungen der organischen Welt, durch das gemeinsame Wirken der beiden Vorgänge der Oxydation (resp. Desoxydation) und der Saftströmungen bedingt wird.

Um nochmals auf die den thierischen Organismen eigenthümliche Ortsbewegung zurückzukommen, so gibt es bei den Betrachtungen über diese Function allerdings noch einen Punkt, welcher einer Erklärung bedarf. Zugegeben nämlich, daß infolge der Fortsetzung eines Verwitterungsprocesses in einem eiweißartigen Schleim sich Verbrennungsherde bilden und sich in der Art von Moneren*) bewegen, so muß in diesen Moneren — wenn wir sie so nennen dürfen — doch eine Eigenschaft vorhanden sein, die bei ihrer Isolirung ganz dieselben Bewegungen und momentanen Körperänderungen veranlaßt, welche ursprünglich, als sie nur einen Verbrennungsherd in einer compacten Schleimmasse bildeten, von äußeren in der umgebenden Masse liegenden Ursachen hervorgebracht wurden. Für die Fortdauer dieser Erscheinungen, welche nicht ohne Weiteres als bloße Beibehaltung nach dem Trägheitsgesetze aufgefaßt werden darf, sowie auch für jene langsamen gleichmäßigen Bewegungen vieler niederen Thiere (wie z B. für die Wimperbewegungen der Infusionsthiere) muß also eine andere Erklärung gesucht werden. Wenn man, wie öfters geschieht, sagt: die Organismen haben sich an bestimmte Bewegungen gewöhnt und setzen dieselben auch dann fort, wenn der zum Zustandekommen derselben erforderliche Anstoß nicht mehr vorhanden ist, so wird damit im Grunde nichts erklärt. Der Naturforscher, welcher den Zusammenhang der organischen und anorganischen Welt nachweisen will, muß vielmehr die physische Basis des organischen Princips „Gewohnheit" nachzuweisen und von ihr die betreffenden Vorgänge abzuleiten suchen. Dies erreicht unser Autor durch die Lehre vom „Kreisproceß", d. h. indem er von der Voraussetzung ausgeht, daß in analoger Weise, wie bei vielen in Bewegung versetzten anorganischen Körpern z. B. bei einer Metallsaite gewisse Bewegungen resp. Schwingungen in regelmäßiger Aufeinanderfolge sich aneinander reihen, so auch beim organischen Körper gewisse auf einander folgende Vorgänge so unter sich verbunden sind, daß nach Ablauf derselben der erste in der Reihe sich wiederum an den letzten anschließt. Wie beim Edison'schen Phonographen die von der menschlichen Stimme in Schwingung versetzte Metallplatte mit Hülfe eines beweglichen Stiftes auf den Staniol Eindrücke hinterläßt, die ihrerseits wiederum die nämlichen Schwingungen, durch welche sie selbst hervorgebracht wurden, erzeugen, so rufen im Organismus gewisse Vorgänge bestimmte Veränderungen hervor, die ihrerseits wieder es bewirken, daß die ursprünglichen Vorgänge analog den stehenden Wellen anorganischer Körper sich in bestimmter Aufeinanderfolge wiederholen. Als solche Vorgänge und zugleich als Phasen eines solchen Kreislaufs müssen z. B. Nahrungsaufnahme, Verdauung und Absonderung gelten, wobei freilich bemerkt werden muß, daß beim höheren Thier und namentlich beim Menschen nicht ein einfacher Kreisproceß stattfindet, sondern eine größere Anzahl solcher, welche sich gegenseitig durchdringen oder neben einander hergehn. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die geistreichen Ausführungen, durch welche Philipp den Kreisproceß und seine Bedeutung für die Organismenwelt erläutert, hier im Einzelnen wiedergeben. Erwähnt sei hier nur noch, daß derselbe ebensowohl jene Acte, welche täglich von uns ausgeführt werden, ohne daß wir uns

*) Unter der Bezeichnung „Moneren" faßt E. Häckel bekanntlich die des Kernes entbehrenden Gattungen Monas und Vambyrella und mehrere ebenfalls kernlose rhizopodenähnliche Formen zusammen.

Digitized by Google

dieselben zum Bewußtsein bringen*), wie jene Eigenheiten, deren fast jeder Mensch eine gewisse Anzahl besitzt, auf Handlungen zurückführt, die ihren Ursprung in vorübergehenden körperlichen Zuständen haben und dadurch, daß sie durch den Kreisproceß mechanisch wiederholt werden, als Gewohnheit sich einbürgern. Außergewöhnliche Bewegungen und Handlungen sind nach unserem Autor zu betrachten als durch äußere Anstöße oder durch Erregung gewisser Nervencomplexe bedingte Vorgänge, welche die Kreisprocesse durchbrechen, unter Umständen auch durch die Veränderungen, die sie im Organismus hervorrufen, dieselben modificiren. Einen für sich bestehenden Willen glaubt Philipp selbst bei den höchst organisirten Thieren und beim Menschen nicht annehmen zu sollen. Indem er vielmehr darauf hinweist, daß Schwanken und Wählen nur bei ungefährer Gleichartigkeit der Antriebe eintritt und daß dasselbe nicht die Folge des Bewußtwerdens dieser Gleichartigkeit, sondern vielmehr die Folge dieser Gleichartigkeit selbst darstellt, indem er ferner annimmt, daß diejenigen Motive, welche der Charakter und das Temperament des vor einen Entschluß Gestellten zur Entscheidung über dessen Handlungen hinzubringen, durch diese Factoren von vornherein bestimmt sind, gestützt auf diese und analoge Schlüsse faßt Philipp seine Betrachtungen über die betreffende Frage dahin zusammen, daß nicht ein mystischer Wille unsere Bewegungen resp. Handlungen hervorbringt, sondern daß periodisch wiederkehrende Erregungen von Nervencomplexen, welche in letzter Instanz Modificationen des Stoffwechsels derselben sein müssen, alle thierischen Bewegungen, die nicht von außenher veranlaßt werden, unmittelbar bewirken. Ebenso wie aber das, was wir als Willensäußerung bezeichnen, sich im Grunde auf Veränderungen des Stoffwechsels zurückführen läßt, beruht auch die Function der Wahrnehmung auf Störungen dieses Processes, mögen dieselben ursprünglich durch chemische, elektrische oder mechanische Anlässe hervorgerufen sein. Während bei weiterer Ausbildung und Differentation der thierischen Organismen noch mannichfache complicirende Begleiterscheinungen hinzutreten, welche möglicherweise die Verschiedenheit der Wahrnehmung in unseren verschiedenen Organen wie: Auge, Ohr, Nase u. s. w. hervorbringen, kann das Wahrnehmen selbst, das allen Sinnen gemeinsame Reagiren nur ein gemeinsames Princip, nämlich eine Störung des Stoffwechsels sein, denn nur in dem Falle, daß die besagten Störungen diesem Processe, den wir als den eigentlichen Kern des organischen Lebens zu betrachten haben, sich mittheilen, können echte organische Reactionen zu Stande kommen.

Wenn wir ferner fragen: Worauf beruht der den organischen Wesen eigenthümliche Vorgang der Fortpflanzung? — so bezeichnet Philipp als die einzige richtige Antwort hierauf diejenige, welche Häckel in den Worten gibt: „Fortpflanzung ist Wachsthum über das individuelle Maß hinaus." Hierbei ist besonders zu bemerken, daß die Triebe der Selbsterhaltung und Fortpflanzung bei den frühesten und einfachsten organischen Wesen als noch gar nicht vorhanden angenommen werden dürfen, daß sich vielmehr nach unserem Autor die Erzeugung neuer Individuen ursprünglich als ein rein mechanischer Proceß vollzieht. Da nämlich, wie oben bemerkt, der Verbrennungsherd und folglich auch das „Urmoner" — so bezeichnen wir den durch Lostrennung von dem verbrauchten Material entstandenen Organismus — eine von der Natur der eiweißartigen Grundsubstanz abhängige ziemlich beständige Größe haben muß, so wird, sobald das an der äußersten Grenze dieser Größe angelangte „Urmoner" ein Quantum zersetzbaren Materials als Nahrung aufgenommen hat, dasselbe sich nicht mehr als eine Einheit erhalten können, sondern ebenso, wie wir es beim glimmenden Papier beobachten können, sich in zwei verschiedene Individuen theilen.

Wir haben im Vorhergehenden die Grundgedanken der Philipp'schen Schrift — soweit dieselbe den Zusammenhang und die Uebereinstimmung zwischen belebter und unbelebter Schöpfung nachzuweisen und die organischen Functionen von Vorgängen anorganischer oder genauer gesagt mechanischer Natur herzuleiten versucht — wiedergegeben. In hohem Grade bemerkenswerth sind ferner noch jene Betrachtungen, welche unser Autor über die Entstehung der Arten, über diejenigen Momente, welche die Vererbung von Eigenschaften bedingen, sowie über den Lebenslauf der Organismen und über das Wesen der Kraft im Allgemeinen und der Muskelkraft im Besonderen anstellt und wobei derselbe von zum Theil ganz neuen Gesichtspunkten ausgeht. Wenn man auch in der Theorie Philipps eine endgültige Lösung des Problems von der ersten Entstehung des organischen Lebens nicht erblicken will, so wird man doch zugestehen müssen, daß dieselbe den Weg anzeigt, auf dem Naturwissenschaft und Philosophie weiterstreben müssen, wenn sie sich überhaupt einen Einblick in die vitalen Vorgänge verschaffen wollen. „Mag man — so bemerkt der besagte Forscher — immerhin Atome, Molecüle, Plastidule u. dergl. annehmen, aber man hüte sich davor diesen Einheiten, welche nicht wahrgenommen werden können und in der wahrnehmbaren Welt keine Analoga besitzen, Eigenschaften eigens zu dem Zwecke beizulegen, um aus ihnen die Dinge der uns umgebenden Welt der Erscheinungen zu construiren. Man wird dadurch nichts weiter erreichen als eine Antwort auf die Frage: Wie müßten die Atome beschaffen sein, wenn sich aus ihnen die uns umgebende Natur construiren lassen soll? Wir erhalten dadurch aber keinen Aufschluß über die Frage: Welches sind die Zusammenhänge der Erscheinungen in der wahrnehmbaren Welt? — um deren Lösung es uns vor Allem zu thun ist."

*) „Wenn ich die Gewohnheit habe — sagt Philipp — beim Nachdenken in kurzen Zwischenräumen abwechselnd zu sitzen und im Zimmer hin- und herzugehen, so war dieser Vorgang, als er zuerst entstand, eine Abänderung der gewöhnlichen täglichen Bewegung. Er war vielleicht hervorgerufen durch irgend welche Aufregung und Unruhe, welche kein langes Sitzen gestattete. Diese aus den erstmaligen derartigen Bewegungen, welche durch irgend eine Veranlassung entstanden waren, hervorgehende eigenartige zeitweise Erregung gewisser Nervencomplexe wurde nun beibehalten und kehrt täglich zu einer bestimmten Zeit wieder."

Literatur und Kunst.

Theodor Heyse.

Ein Nachruf.

Von Karl Hillebrand.

Am 10. Februar ist in Florenz Theodor Heyse in seinem 81. Lebensjahre ruhig verschieden. Sein Tod ging stille vorüber wie sein Leben vorübergegangen war. Nur die engste Freundschaft wachte an seinem Sterbelager, begleitete den Todten zur letzten Wohnung, wie sich sein Leben im kleinen Kreise der Freundschaft bewegt hatte. Aber nicht das Geräusch und die Menge liefern den Maßstab für die Bedeutung der Persönlichkeit: die Tiefe der Wirkung auf die Erwählten, die er sich nahe kommen ließ, der Genuß, die Anregung, die Erhebung, welche diese aus seinem Wesen gezogen, die Empfindung der Lücke, welche in ihrem Dasein mit dem Verscheiden eines Solchen eingetreten, — sie sagen beredt und eindringlich genug, was ein Mann wie Heyse war. Florenz ist vermindert durch diesen Verlust, denn für uns Alle gehörte er zu Florenz, wie Palazzo Vecchio dazu gehört. Selbst wenn man ihn Wochen lang nicht sah, man hatte das Gefühl, er ist da, wir athmen dieselbe Luft, es ist kein Schatten, keine bloße Erinnerung, er selbst lebt und ist hier, der Vertreter einer andern Zeit, der Zeuge ihrer Wirklichkeit.

Der Vertreter einer andern Zeit; darin lag in der That, nächst der in sich vollendeten Persönlichkeit, der Zauber, den Heyse auf die Menschen ausübte. Er war so frühe aus Deutschland weggekommen, daß die Entwicklung der deutschen Weltan-

Digitized by Google

schauung, wie sie sich seit 1840 vollzogen, ganz spurlos an ihm vorübergegangen ist, während doch auch die Fremde, in der er ein halbes Jahrhundert zugebracht (1832—1884), ihn nicht wesentlich beeinflußte. Alles, was er that, dachte, fühlte, war die Fortbildung der Keime, die er in den ersten dreißig Jahren seines Lebens in sich aufgenommen. Wohl nahm er lebhaft Theil an der politischen Entwicklung seines Vaterlandes, wohl war er stets ein beschaulich aufmerksamer Zuschauer des italienischen Lebens, des öffentlichen, wie des häuslichen, des psychologischen vornehmlich, aber man kann nicht sagen, daß sie je ein integrirender Theil seines inneren Lebens geworden seien. Dazu war er zu sehr Künstler — lyrischer Künstler —; er lebte in sich und nichts begünstigt solchen berechtigten Egoismus mehr als die Fremde, wo wir mit den Menschen nicht so leicht in eine störende Berührung der Interessen gerathen, wo die Concurrenz, die Mutter so vieler im Menschen schlummernden bösen Geister, die Rücksicht, welche uns so Manches von unserm Selbst zu opfern verleitet, zurücktreten; wo man unbehinderter als daheim das Schauspiel der Weltkomödie, wie das Mysterium des eigenen Innern, vor sich vorübergehen lassen kann. Heyse war der ideale Deutsche von 1830. Auch als Philologe soll er ein würdiger Repräsentant jener Zeit gewesen sein, was Schreiber dieses kaum zu beurtheilen im Stande ist. In seiner ganzen Weltanschauung jedenfalls war er der echte Idealist aus jener Zeit. Seine Gedichte — ehe der Platen'sche Einfluß ihn auf Irrwege führte — lesen sich wie Eichendorff'sche. Doch war ihm die eigentliche Romantik nicht sympathisch. Er war ganz von Goethe durchdrungen, kannte ihn wie Wenige, trug ihn immer auf den Lippen. In ihm selber mischte sich in echt Goethe'scher Weise Empfindsamkeit und Temperament. Das vertrug sich, wie wir's ja so oft an jenem Geschlecht gesehen, sehr wohl mit seiner Frömmigkeit, die freilich von positiver Religion sehr entfernt war. Das Dogma war ihm antipathisch; er hielt sich ferne davon wie vom äußeren Gottesdienst; ich glaube nicht, daß er die Lehren von der Erbsünde, der Gnadenwahl, der Erlösung je so recht angefaßt und nach ihrer Berechtigung gefragt; aber es ging ihm ebenso mit der Philosophie: jedem entschiedenen ins Auge Fassen eines philosophischen Problems und dialektischer Prüfung ging er gerne aus dem Wege: er gefiel sich im Unbestimmten, das seiner lyrischen Natur zusagte und sich den Stimmungen leicht anbequemt. Ohne nach dem Warum dieses ungeheuern Weltkampfes zu fragen, blieb er ruhig auf dem ihm darin angewiesenen Posten, etwas abseits vom Schlachtfelde, ohne Ehrgeiz, aber treulich seine Pflichten erfüllend, d. h. sein eigenstes Wesen entwickelnd, ausbildend, bejahend. Gottergebenheit, d. h. Resignation ins Unvermeidliche, dankbare Annahme des ihm Gebotenen, ein stetes Gefühl der Allgegenwart göttlichen Geistes wie des lebendigen Zusammenhanges aller Dinge bildeten seine Religion, die eigne edle Natur den Maßstab seiner Moral. Im Uebrigen ließ er „den lieben Gott walten" mit Jung-Stilling'scher Zuversicht und — mit Jung-Stilling'schem Glücke. Gefühl war ihm Alles, Name nur Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth. So ragte er in unsere positive Zeit hinein wie eine Säule der Vergangenheit. Die, welche jene Vergangenheit nur aus Büchern und von Hörensagen kennen, werden nie ahnen, welch einen Zauber der Umgang mit einem solchen Ueberlebenden üben konnte.

Wunderbar mischte sich in Heyse's Natur robuste, fast leidenschaftliche Sinnlichkeit mit ruhiger Beschaulichkeit, gesündester Egoismus mit fast ascetischer Genügsamkeit, stolzes Selbstbewußtsein mit bescheidener Anerkenntniß jedes fremden Verdienstes. Eigentlicher Menschenkenntniß ermangelte er durchaus und er that gern Alles mit Sympathie und Antipathie ab; die Individualität der Frauen namentlich entging ihm ganz, obschon sein liebedurchstürmtes Leben ihm schon der Gelegenheiten genug geboten, sie kennen zu lernen. Gegen Männer machte ihn sein Stolz oft empfindlicher als billig. Je bescheidener seine Existenz war, um so mehr wollte er in ihr respectirt sein. Sein Freiheitsbedürfniß war ein fast ungemessenes: seine Pflichten als Lehrer, als gelehrter Arbeiter im Dienste Anderer erfüllte er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit; aber in Allem wollte er sein eigener Herr sein. Von Niemandem nahm er auch nur die leiseste Wohlthat, ja nur eine vorübergehende Gastfreundschaft an, so eifersüchtig war er auf seine Unabhängigkeit, so ängstlich Verbindlichkeiten einzugehen, die ihn irgendwie fesseln könnten. Er nahm und verlangte wenig Rücksicht: nur sollte man ihm in seiner Natur gewähren lassen. Alles was ihm zuwider oder nur unbequem war, Alles womit er nichts Rechtes anzufangen wußte, lehnte er stets mit sicherem Instincte ab. So hat er würdevoller und imposanter als ein Fürst Jahrzehnte lang in seinem kleinen Studentenstübchen — Schlafzimmer, Eßzimmer, Studirzimmer zugleich — gehaust, allein mit seinem Aeschylos und seinen Kanarienvögeln, erwärmt von seinem deutschen Oefchen und der italienischen Sonne, die drüben Bello Sguardo vor seinen Blicken vergoldete. Da ertheilte er seine Audienzen; da, wie in früheren Jahren bei den Symposien der Trattoria, die sich oft stundenlang hinzogen, ließ er die Fülle seiner Lebensweisheit, die ahnungsvollen Bilder seiner Phantasie, die Erinnerungen seines innerlich tief bewegten Lebens vor den Freunden vorüberströmen. Und da wurde nichts bemäntelt, halbverschwiegen, schöngefärbt: Alles war echt und wahr, wie denn die Echtheit und Wahrheit einen Grundzug seines Wesens bildete. Nie wollte er mehr oder anders scheinen als er war; er kannte sich selbst von Grund aus, seine Grenzen wie seine Fähigkeiten; und er war immer er selbst: Alles bewußte und unbewußte Rollespielen war ihm durchaus fremd. Nie hat er Jemandem, auch nur indirect, geschmeichelt, nie seine Meinung zurückgehalten.

Ich glaube nicht, daß Heyse's Arbeiten, so verdienstvoll sie sein mögen, einen auch nur annähernden Begriff von dem Reichthum und von der Art seines Geistes geben können: den zu gewinnen mußte man ihn hören. Bei einigen dieser Arbeiten, wie bei seiner Ausgabe der alttestamentlichen Vulgata und der Entdeckung der Dantebriefe, mußte er das sic vos non vobis bitter genug erfahren, und obschon Tischendorf wie K. Witte sein Antheil nicht ganz verschwiegen, so hatten sie es doch nicht in das gebührende Licht gestellt und Niemand weiß heute dem unermüdlichen Arbeiter und dem glücklichen Sucher Dank für jene Bearbeitung und diese Entdeckung, die ganz sein Werk waren. Sein Clemens Alexandrinus, den er für Dr. Pusey und dessen Gesinnungsgenossen mit unsäglicher Mühe bearbeitet, liegt ungedruckt im Pulte. Nur seine Ausgabe des Catull und seine metrische Uebersetzung desselben sind ins — gelehrte — Publicum gedrungen und haben die vollste Anerkennung gefunden. Die Arbeit seiner letzten zehn Lebensjahre — die Textausgabe der Orestia — wartet eines Verlegers, und wenn, wie zu hoffen Grund ist, dieselbe im Druck erscheint, wird sie, so fürchte ich, mehr Verwunderung über die Kühnheit des Conjecturanten als Bewunderung seines Scharfsinnes hervorrufen. Heyse, der ein so schönes Latein schrieb und im intimen Verkehr sowie in Briefen und Tagebüchern seine Gedanken so klar und schön ausdrückte, hatte eine unüberwindliche Scheu vor der öffentlichen Aeußerung seiner eignen Ideen und so wollte er es auch dem Leser seines Aeschylus überlassen, selber herauszufinden, auf welchem Wege er zu gewissen Conclusionen gelangt, was freilich eine kaum zulässige Zumuthung war; denn dazu bedürfte der Leser zweierlei: Heyses Lesergenie und Heyses diplomatische Kenntnisse. Wohlüberlegt und ohne Uebertreibung sage ich „Genie": denn in der Fähigkeit sich mit seinem Autor zu identificiren, wie er zu denken, seinen Ausdruck zum seinigen zu machen, sich in ihm bis zum Aufgehen seiner selbst zu versenken, war er einzig; und diese Fähigkeit durfte wohl die Kühnheit seiner Nachdichtungen — so darf man wohl gewisse seiner Conjecturen nennen — entschuldigen. Er selbst war sich dieser seiner Ueberlegenheit wohl bewußt. „Du weißt," schrieb er in der Vorrede zum Catull an seinen Neffen Paul, „Du weißt, daß ich von jeher eine gewisse Abneigung gegen das Schreiben hatte und ihm gegenüber einem denkenden Lesen den entschiedenen Vorzug gab. Vielschreiberei schien mir, wie Vielherrschaft, eine Krankheit der Ueberwucherung. Ich hatte einen hohen Begriff gefaßt von der Gewalt und Würde des Wortes. Das Wort, sagte ich mir, läßt sich nicht ungestraft mißbrauchen:

Digitized by Google

es ist ein Mann und wächst wohl eben darum Vielen über den Kopf, weil es immer schwerer wird ein Mann zu werden. Niemand zwingt es, der sich selbst nicht besitzt, wie Keiner befehlen darf, der nicht gehorchen lernte. Auch haben verschiedene Zeiten einen sehr verschiedenen Grad von Gehörfähigkeit, weshalb denn in manchen mit Wenigem viel zu wirken ist, in andern mit Allem nichts. Genug, ich meinestheils, der ich einem Jedem seinen Weg frei stelle, wenn er nur einen hat und geht, verzichtete ohne Kampf auf die wandelbaren Ehren des Schriftstellers und nahm mir vor, Alles daran zu setzen, um wo irgend möglich es zu einem guten Leser zu bringen."

Zu dieser aufs Höchste ausgebildeten Gabe kam die vollständige Beherrschung der antiken Metrik und die große Erfahrung in der Diplomatik. Heyse erkannte auf den ersten Blick das Alter eines Codex und selbst vor einem Drucke zauberte ihm sein Gedächtniß die Buchstaben des Manuscriptes vor das innere Auge und erklärte ihm leicht, wie dies oder jenes Wort vom Copisten hatte mißverstanden werden können. Sein Verfahren war eher ein künstlerisches, wie das der Humanisten, als ein wissenschaftliches im modernen Sinne des Wortes; und er war sich dessen wohl auch bewußt, wenn er gegen uns den sibyllinischen Spruch fallen ließ: „Ja, ja, Kunst ist die Schuld, und Wissenschaft die Sühne." Wie jene großen Vorgänger der Renaissance hatte er fast keine Hülfsmittel; er verschmähte sie, verließ sich ganz auf sich selber: ein paar dürftige Schulwörterbücher bildeten all sein Handwerkszeug. Alia nulla erant subsidia, sagt er in seiner schönen Vorrede zu den Auszügen aus Polybius; citavi neminem; nemo me citabit. Feram, modo ne crimini vertant quod inopiae fuit... Non ignoro equidem nunc ita fere fieri libris quemadmodum bella geruntur in quibus commodius esset armis sine milite, quam milite sine armis. Indices κατὰ στοιχεῖα pro Apolline; librorum ex libris promptissima ea spontaneaque generatio. Ego autem veteris luctae more, nudus ad certamen accessi: si quid robore meo, si mente, memoria, meditatione proficere possem, id totum quantulumcunque operi impensurus.

Es wäre leicht ein Mißverhältniß zu finden in diesem Aufwande geistiger Thätigkeit und deren Ergebniß. Aber wo ist dieses Mißverhältniß nicht? Steht etwa der Genuß, den der leidenschaftlichste Kunstliebhaber, auf dem Rücken liegend, aus dem gelegentlichen Anblick der Sixtinischen Decke zieht im entferntesten Verhältnisse zu den sechs Jahren, die Michelangelo in unausgesetzter Arbeit seinem Meisterwerke gewidmet? Was ist denn Leistung, greifbare Leistung, selbst die höchste, gegen die darauf verwandte Geistesthätigkeit? ein Attestat, oft ein ganz unzureichendes, daß der So und So ein bedeutender Kopf gewesen; viel mehr nicht; für den, der sie geliefert, war sie der Inhalt eines ganzen reichen Lebens.

Ich sprach von Heyses Beredtsamkeit, wenn man das Wort aufs Gespräch anwenden darf, und von seinem Sprachgefühl, und ich that es nicht zufällig oder beiläufig; denn die Sprache war sein eigenstes Object, hier lag die Einheit wie die Kraft seines Geistes. Das mag er vom Vater ererbt haben, jedenfalls erkannte er früh diesen seinen Beruf und blieb ihm treu bis ans Ende. Aber er war ein Sprachkünstler, kein Sprachvirtuos — wie denn überhaupt alle Virtuosität, cleverness und dergleichen seiner grundwahren Natur höchst zuwider war, obschon er Italienisch gewählt, Französisch und Englisch correct und bequem sprach: allein die alten Sprachen und sein geliebtes Deutsch waren doch die Stoffe, an denen er seine Fähigkeiten am liebsten übte, wo sie am herrlichsten glänzten. Er war ein ausgezeichneter Vorleser und im Gespräch habe ich nur Victor Cousin gekannt, der sich mit ihm hätte messen können, obgleich seine Redeweise das gerade Gegentheil von der des Karfunkel sprühenden Philosophen war. Ruhig und eben strömte der Fluß seiner Rede: jeder Satz war mit allen Relativ- und Nebensätzen abgerundet, der Ausdruck stets der treffendste ohne Suche und Besinnen, die Gleichnisse flossen natürlich und stets überzeugend ein und tiefsinnigste Deutungen erschienen in knappster Fassung. Alle Affectation war dem Accent wie den Worten fern; doch war es nicht die Volkssprache mit ihrer Derbheit, sondern die gebildete Sprache, die er redete, und um so größer ist das Verdienst, daß sie stets unmittelbar und direct blieb, was bei unsrer Schriftsprache so selten geworden. Und welches Leben! Wie das Alles, im Augenblick erzeugt, sich unter leichtem Kreisen seinem Innersten entwand! Nichts Vorbereitetes, kein stereotyper Ausdruck, Alles originell, in jedem Wort die Persönlichkeit und die augenblickliche Stimmung wiedergebend.

Denn Alles an ihm war eigen — mit Ausnahme vielleicht gewisser litterarischer Urtheile, wo ihn die deutsche Tradition etwas zu sehr beherrschte; so ist er Heinen nie ganz gerecht geworden; er überschätzte Platen; seine Pietät hinderte ihn Schillern, der ihm nicht congenial war, mit Schiller'scher Strenge zu nahe zu treten; Virgil und Tasso beurtheilte er stets nach der Schlegel'schen Schablone u. s. w.; — dagegen war seine Empfindung stets ganz eigen und Alles bei ihm war Empfindung, man hatte immer bei ihm das Gefühl, daß er bei Allem und Jedem, das ihn augenblicklich beschäftigte, sein Ganzes einsetzte; dieses Ganze aber war eine von Natur fest ausgeprägte Persönlichkeit, die er in einem langen Leben immer harmonischer, klarer und bestimmter ausgebildet hatte. Diese Wucht der Persönlichkeit offenbarte sich auch im Kleinsten und gewann oder unterwarf. Eine seltene Lebenskraft stand dahinter, ungebrochen bis zum letzten Tage. Körperlich elastisch, trotz gar mancher Einbußen, die das Alter gebracht, war er auch geistig durchaus frisch bis zu seinem Ende. „Ja, ja," meinte er noch kurz vor dem Schlaganfalle, der ihm im Juli v. J. die erste Todeswarnung brachte, „die Stränge sind verbraucht und können jeden Augenblick zerreißen; wenn aber der Eimer noch die Tiefe erreicht, so bringt er wohl noch etwas reines Quellwasser herauf." Dieses reine Quellwasser, das sich in seiner Rede ergoß, war das Erquickende, Wohlthuende an Heyse und wer davon getrunken, wird's nicht vergessen.

Daß eine so bedeutende Persönlichkeit so wenig producirt, sollte nicht in Betracht kommen, wenn man sie beurtheilt. Aller Werth des Lebens beruht in der Thätigkeit und ihrer Quelle, nicht im Produkt; je selbstloser diese Thätigkeit in ihrem Zweck, je selbstvoller sie in ihrem Ursprung ist, desto höher steht sie, und in diesem Sinne ist das obscure Leben Heyses wohl ein hohes Leben zu nennen, und wenn die höchste sittliche Aufgabe des Menschen die ist, die Gaben, welche ihm die Natur verliehen, rein und ganz, im Nothfalle sogar rücksichtslos und egoistisch auszubilden, um sie dann im Dienste eines Außerpersönlichen zu verwenden, so hat Th. Heyse auch diese Aufgabe treulich erfüllt.

Florenz, Ende Februar.

Ein confiscirtes Buch.

Von Leopold Katscher.

Seit einem Vierteljahrhundert ist in Oestreich kein Buch confiscirt worden; Zeitungen in Hülle und Fülle, früher auch politische Broschüren — namentlich Leipziger Gepräges —, dicke Bücher aber seit undenklichen Zeiten nicht. An einem Buche, das im Januar 1884 — wohlgemerkt: noch vor Verhängung des Ausnahmezustandes — von der Wiener Polizei beschlagnahmt wird, muß etwas sein. Wir sprechen von Max Nordaus „Conventionellen Lügen der Culturmenschheit", einem zuerst Ende October 1883 erschienenen Werke, das binnen drei Monaten sechs starke Auflagen erlebt hat. Plötzlich verfiel dasselbe der Confiscation. In Deutschland ließ man es unbehelligt, und in Oestreich bewirkte die polizeiliche Maßregel nur eine Steigerung der Sehnsucht danach und die geheime Schmuggelung desselben in viele Hände, die ohne jenen sensationellen Schritt der Behörden vielleicht nicht danach gegriffen hätten. Genau genommen ist dem Verfasser und dem Leipziger Verleger (Schlicke-Elischer) zur Beschlagnahme eigentlich zu gratuliren.

Digitized by Google

Was steckt also in Nordaus Buche, daß es solcher Ehren — zu denen sich auch mehr oder minder heftige Angriffe gesellten — theilhaftig ward? Sollen wir uns kurz ausdrücken, so müssen wir sagen: Es ist ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage, wobei unter „sociale Frage" nicht die Arbeiterfrage allein, sondern die Gesammtheit der modernen Lebensverhältnisse zu verstehen ist. Damit ist aber der Erfolg des Buches noch nicht erklärt. Dies geschieht erst, wenn man die Eigenschaften, durch die es sich auszeichnet, in Betracht zieht: die unbeschränkteste Vorurtheilslosigkeit auf allen Gebieten des menschlichen Thuns und Treibens, den Schwung der Anschauungen, die Ausdehnung des Gesichtskreises, den glühenden Ernst, die ideale Menschenliebe, die scharfe, ätzende Satirenlauge.

Leider hat das Werk auch beträchtliche Schattenseiten, und zwar ihrer zwei: eine ungebührliche Verallgemeinerungssucht; in dieser Hinsicht übertrifft Nordau den Meister der Verallgemeinerungskunst, Taine; und dann die in allen Schriften unseres Autors sich hervorragend bemerkbar machende Uebertreibung und Carikirung in Ausdrucksweise und Behauptungen; namentlich in der Wahl von überstarken Epitheten geht er oft gar zu weit. Er ist eben Fanatiker, und so sehr diese Eigenschaft seiner Sache nützen kann, ebenso sehr kann sie ihr bei falscher Anwendung schaden. Das Buch erhebt den Anspruch, „die Anschauungen der meisten auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung stehenden Menschen getreu wiederzugeben". Der Verfasser meint, daß zahllose Angehörige der Culturvölker durch eigenes Nachdenken dahin gelangt sind, an den bestehenden staatlichen und socialen Einrichtungen dieselbe Kritik zu üben wie er selbst, daß auch sie die modernen Institutionen für größtentheils unvernünftig, naturwissenschaftswidrig, also unhaltbar ansehen. Woher rührt es dann, daß diese Einrichtungen noch immer so mächtig und wenig erschüttert sind, daß sich verhältnißmäßig so wenige Stimmen gegen sie erheben? Hierauf erhalten wir die Antwort: „Die schwere Krankheit der Zeit ist die Feigheit." Man wagt nicht, Farbe zu bekennen, für seine Ueberzeugungen einzutreten, seine Handlungen mit seinen Empfindungen in Einklang zu bringen. Man hält es für weltklug, äußerlich am Hergebrachten festzuhalten, wenn man auch innerlich damit gebrochen. Man will „die Ueberzeugungen Andrer respectiren", d. h. der Radicale, der Republikaner, der in der Naturwissenschaft fußende Gottesleugner will den Conservativen keinen Anstoß geben, während diese vor *seinen* Ueberzeugungen keine Achtung hegen, sondern ihn nach Thunlichkeit verfolgen.

Obgleich die Bedingungen des Behagens heute vermehrt sind, ist die Menschheit unzufriedener, aufgeregter, rastloser als je. „Die Culturwelt ist ein einziger ungeheurer Krankensaal." Die Mängel in der gesellschaftlichen Organisation, der Literatur, Kunst, Volkswirthschaft, Philosophie und Politik fast jedes europäischen Staates werden nachgewiesen. Das Ergebniß ist, daß alle diese Erscheinungen einen gemeinschaftlichen Grundzug erkennen lassen: die Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart. Freilich haben die Menschen zu allen Zeiten gelitten und sie waren immer unglücklich und unzufrieden; sie klagten stets und empfanden stets den schmerzlichen Gegensatz zwischen Wunsch und Besitz, zwischen Ideal und Wirklichkeit. Allein die Unzufriedenheit war nie so groß und allgemein wie heute; sie richtete sich nie vorher gegen so viele Veranlassungen zugleich und trat nie in so radicalen Formen auf. Woher nun diese Zerfallenheit mit sich selbst, dieser unleidliche Seelenzustand der Culturmenschheit, diese Verstimmung der Denkenden in einer materiell selbst für die Aermsten verhältnißmäßig günstigen Zeit? Antwort: Die Ursache ist der Gegensatz zwischen der modernen Weltanschauung und den Formen unseres individuellen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens. „Ein unüberbrückbarer Abgrund klafft zwischen unserer Erkenntniß von der Wahrheit und den herkömmlichen Einrichtungen, unter denen wir zu leben gezwungen sind."

Diese Leere, dieser Gegensatz, diese Verlogenheit wird unserer Ansicht nach nicht von gar so vielen Personen empfunden wie der überaus pessimistische Verfasser meint, sondern nur von einer ganz gebildeten, recht kleinen Minderheit, und auch von dieser nur selten in so schrecklicher Weise, wie er mehrfach betont. Das hindert aber nicht, daß die Zustände wirklich sehr arg seien. Nordau sagt mit Recht, daß wir in einer Cultur leben, die willig zugibt, daß ein Mensch durch den Zufall der Geburt die weitestgehenden Rechte über Millionen ganz gleich, oft weit besser organisirter Mitmenschen erlange; daß ein Mann, welcher sinnlose Worte spricht und zwecklose Bewegungen macht, als sichtbare Verkörperung übernatürlicher Gewalten verehrt werde; daß ein Mädchen in gewisser Lebensstellung ein schönes, kräftiges, blühendes Individuum nicht, wohl aber ein häßliches, schwächliches, verkümmertes heirathen dürfe, weil jenes einem sogenannten niedrigen, dieses einem ebenbürtigen Range angehört; daß ein gesunder, starker Arbeiter hungere, während ein kränklicher, unfähiger Müßiggänger in einem Ueberfluß schwelgt, den er gar nicht zu genießen vermag. Wir glauben an die große und wohlthätige Wirkung der Zuchtwahl und vertheidigen dennoch gleichzeitig den Conventionalismus der Ehe, die in ihrer gegenwärtigen Form die Zuchtwahl in den meisten Fällen ausschließt. Kurz, wir spielen eine ewige Komödie, die von uns eine beständige Verleugnung unserer Erkenntniß und Ueberzeugungen verlangt. Wir tragen bei hundert Gelegenheiten mit feierlicher Miene und gemessenem Anstand ein Gewand, das uns selbst eine Narrenjacke dünkt, wir heucheln äußerliche Verehrung vor Personen und Einrichtungen, die uns innerlich im höchsten Grade absurd dünken, und halten an einer in zahlreichen Stücken ganz ungerechtfertigten Schablone fest.

Nordau ist in allen Abschnitten seines Buches bestrebt, hervorzuheben, daß die bestehenden Einrichtungen nicht für die Masse, sondern nur für die „Culturmenschen" *Lügen* seien; andrerseits aber nimmt er an, daß *jeder* Gebildete die modernen Zustände für unerträglich halte und daher ein Heuchler sei, wenn er sich ruhig in sie füge. So z. B. findet er im Abschnitte „Die religiöse Lüge" ganz begreiflich, daß die große Mehrheit der Menschen noch immer so sehr an den positiven Bekenntnissen hängt; sie verständen es eben nicht besser und seien folglich keine Heuchler; aber „die Verehrung, welche auf der Höhe der Civilisation stehende Menschen den Religionen, ihren Glaubenssätzen, ihren Einrichtungen, Festen, Ceremonien, Symbolen und Priestern zollen" oder eigentlich zu zollen vorgeben — diese wirkliche „religiöse Lüge" widert ihn an. Seine Darlegung und Motivirung der Entstehung des religiösen Gefühls hat das Verdienst, manche neuen, auf naturwissenschaftlichem Raisonnement beruhenden Details zu enthalten, die die Competenz des Verfassers für solche Studien handgreiflich beweist. Die Causalität nämlich, die doch eine Form der Kategorie des menschlichen Denkens ist, wird vom primitiven Menschen grob materiell, wesenhaft, sicht- und greifbar aufgefaßt. Er sucht für die ihn beunruhigenden Erscheinungen möglichst naheliegende Ursachen. Seine Abstractionsunfähigkeit führt ihn zum Anthropomorphismus; er bevölkert die Natur mit einem persönlichen Gotte oder mehreren persönlichen Gottheiten. Vor diesen fürchtet er sich und diese Furcht vor vermeintlichen Feinden — den Naturkräften der Wirklichkeit — veranlaßt ihn zu Opferhandlungen, Gebeten, kurz, einem äußerlichen Cultus. Durch die Wirkung der Causalität und die Unfähigkeit, sich Kräfte in anderen als den gewohnten organischen Formen vorzustellen, kam der Mensch zu dem Gottesbegriff: er schuf, wie gesagt, Gott nach seinem eignen, menschlichen Ebenbilde. Durch das ungenaue Beobachten der Erscheinungen „Leben", „Tod", „Schlaf", „Traum" gelangte er zur Annahme einer Seele und durch das Unvermögen des Ich, sich als nichtvorhanden vorzustellen, zum Glauben an die individuelle Unsterblichkeit in irgend einer Form. Zu den Gründen des Weiterbestandes religiöser Empfindungen im Menschengemüthe trotz der modernen Aufklärung gehört die natürliche Feigheit des Menschen, der nicht gern auf mächtige Bundesgenossen verzichtet und nicht leicht den Gedanken verträgt, ganz allein auf sich selbst gestellt zu sein, sich blos auf die eigne Kraft verlassen zu dürfen, auf keinen unsichtbaren Helfer und Schützer rechnen zu können. Das Durchschnitts-

Digitized by Google

Individuum will den Kampf ums Dasein nicht als Einzelkampf bestehen, sondern als Massengefecht in geschlossener Schlachtreihe. Er will Commandorufe hören und seine Handlungen von höheren Verantwortlichkeiten gegängelt wissen. Er klammert sich an den Glauben als an eine Waffe und einen Trost.

Nach unserem Gewährsmann ist die liberale constitutionelle Monarchie die widersinnigste Einrichtung des neunzehnten Jahrhunderts. Man hat da versucht, zwei politische Formen, zwei Weltanschauungen zu verschmelzen, die einander unbedingt ausschließen. Ebenso ungünstig wie die Verfassungsmonarchie unserer Tage beurtheilt der Autor der „conventionellen Lügen" die Republik der Gegenwart. Wenn er also jener den Proceß machte, so geschieht es nicht, um sie zu Gunsten der letzteren sachfällig zu erklären. Im Gegentheil, er ist weit entfernt, für die Republik mit der Naivetät des marktläufigen Liberalismus zu schwärmen, der an dem Worte Gefallen findet, ohne dessen Bedeutung genau zu prüfen. So lange das alte Europa in seinen gegenwärtigen Culturformen lebt, ist die Republik nach Nordau „ein Widersinn und ein unwürdiges Spiel mit einem Namen". Das Staatswesen lassen wie es war und nur seine Bezeichnung „Monarchie" in „Republik" zu verwandeln, dünkt ihm ein politisches Seitenstück zu dem Buchhändlerkniff, verbotene Bücher in censurbehaftete Länder dadurch einzuschmuggeln, daß das verpönte Titelblatt ausgeschnitten und durch das harmlose irgend einer Jugendschrift oder eines Gebetbuchs ersetzt wird. Er nennt es ganz richtig „die Tragik unserer zeitgenössischen Cultur", daß die alten Institutionen nicht mehr den Muth und das Selbstvertrauen haben, sich schroff in ihrer „allein logischen geschichtlichen Form" zu zeigen, daß sie vielmehr einen Ausgleich zwischen ihren eigenen Voraussetzungen und den Ueberzeugungen der Neuzeit anstreben, den letzteren Zugeständnisse machen, sich von geistigen Elementen, die ihrem Wesen fremd sind und es zersetzen, durchdringen lassen.

Eine Quelle bittern Verdrusses für den Verfasser ist die Speichelleckerei berühmter Künstler und Autoren gegenüber den Monarchen und Fürsten; aber seine anthropologische Abneigung gegen das Königthum verleitet ihn zu argen Uebertreibungen (S. 123—125). Freier von solchen ist, was er über den falschen Heroencultus sagt.

Nach alledem sollte man Nordau für einen Anhänger des Gleichheitsprincips halten. Fehlgeschossen! Freiheit und Brüderlichkeit hält er für durchführbar, die Gleichheit im Sinne der französischen Revolution aber nimmermehr. Ganz im Gegentheil, er weist ausführlich nach, daß eine Aristokratie berechtigt sei. Er erkennt an, daß die Aristokratie eine natürliche und darum unvermeidliche und voraussichtlich ewige Einrichtung der Menschheit ist. Er lehnt sich gegen die ihr zugestandenen erblichen Ehren und Vorrechte nicht auf. Aber er stellt eine wichtige, unerläßliche Bedingung: daß der Adel aus dem besten und tüchtigsten Menschenmaterial des Volkes bestehe. Wenn eine Adelskaste berechtigt sein soll, so muß sie eine anthropologische Begründung ihrer Ansprüche nachweisen könnnen. Sie muß ursprünglich aus einer auserlesenen Gruppe hervorgegangen sein und durch Zuchtwahl ihre Vorzüge erhalten und vergrößern. Geschichtlich sind in der That alle Aristokratien so entstanden; sie gingen aus den vollkommensten Individuen ihrer Stämme oder aus höheren Eroberer-Rassen hervor. Eine solche Aristokratie wird mit Recht die ersten Stellen im Gemeinwesen einnehmen und sie wird die Macht haben, dieselben an sich zu reißen und zu behaupten. Von Haus aus besser organisirt und höher gesinnt als die Masse der Plebejer, wird sie ihre Stärke und ihren Muth fortwährend üben und entwickeln müssen, soll sie nicht den Vorsprung vor den niedrigeren Ständen verlieren. Sobald sie aufhört, heroisch zu sein und die Pflicht von Vorkämpfern und Bannerträgern auf allen Gebieten zu erfüllen, wird sie verdrängt und muß dem nachstürmenden Volksrest weichen. Auch darf sie keine geschlossene Kaste bilden, weil sie sonst der Verkümmerung anheimfällt, somit nicht die bessere Rasse bleiben kann. Sie darf sich dem freien Spiel des Naturgesetzes, aus dem sie ihre Berechtigung zieht, nicht widersetzen. So oft im Volke eine Individualität auftaucht, welche Proben einer besondern Ueberlegenheit liefert und den Haufen zur Anerkennung ihrer höheren Organisation zwingt, muß die Aristokratie sich beeilen, derselben ihre Reihen zu öffnen und sich sie einzuverleiben. Das Emporkommen der Besten, das zur Entstehung einer Aristokratie geführt hat, darf nie verhindert werden.

Dies ungefähr ist die von unserem Autor näher ausgeführte Theorie eines Adelstandes, dessen „Berechtigung man anerkennen", dessen „Ueberlegenheit man tragen müßte". Wie steht es aber mit der Wirklichkeit? Entspricht die europäische Aristokratie jener Theorie? Nordau antwortet mit wohlbegründeter Entschiedenheit: „Es gibt keinen seiner Sinne Mächtigen, der diese Frage bejahen könnte." Die Klasse, die sich durch erbliche Titel vor dem Reste der Nation auszuzeichnen sucht, erfüllt keine einzige der Bedingungen einer natürlichen Aristokratie. Der berechtigte Uradel ist überall ausgestorben. Ein individueller Willensact, nicht ein anthropologisches Gesetz ist heute der Rechtstitel der vornehmen Geschlechter. Bald heraklitisch, bald demokritisch sind Nordaus eingehende Analysen des Briefadels, der Mesallianzen und der käuflichen Adelspatente, — stellenweise übertrieben grell, aber durchweg auf physiologischer, psychologischer, historischer, naturwissenschaftlicher Basis fußend.

Der bittere Sarkasmus, mit dem unser trübe blickender Weltweiser die religiöse und die monarchisch-aristokratische Lüge überschüttet, fehlt so ziemlich in dem Kapitel „Die Ehelüge". Hier spielt der naturwissenschaftliche Standpunkt die Hauptrolle. Wäre Nordau nicht Arzt oder mindestens Physiolog von Beruf, er hätte diesen Essay über die modernen Eheverhältnisse nicht schreiben können. An die Stelle des beißenden Spottes tritt hier ein ideales Pathos, eine menschheitsfreundliche Entrüstung. Es kommt ihm hauptsächlich auf Erhaltung und thunlichste Vervollkommnung der Gattung an und das Wohl der Gattung kommt in letzter Instanz ja auch dem Individuum zu Gute. Ueber die Ehelüge ist er vornehmlich darum so aufgebracht, weil sie nicht die Erhaltung und Verbesserung der Gattung, d. h. des Menschengeschlechts anstrebt, sondern deren Verschlechterung zur Folge hat, wenngleich sie schon nicht deren quantitative Verminderung herbeiführen kann. Die Form der Beziehungen beider Geschlechter zu einander innerhalb eines Volkes ist ein Grabmesser der Lebenskraft des letzteren. An der Hand dieses Maßstabes gelangt man zu sehr beunruhigenden Wahrnehmungen. Die Verlogenheit sämmtlicher Einrichtungen hat alle natürlichen Instinkte, welche die Erhaltung und Vervollkommnung der Gattung sichern sollen, gefälscht, auf Abwege geleitet; das Geschlechtsleben ist vergiftet; der herrschenden Selbstsucht und Heuchelei werden die künftigen Generationen geopfert.

Was hat die Lüge unsrer Civilisation aus der Ehe gemacht? Eine materielle Uebereinkunft, in welcher für die Liebe so wenig Platz bleibt „wie im Genossenschaftsvertrag zweier Kapitalisten, die zusammen ein Geschäft unternehmen". An der Hand des Darwinismus beleuchtet Nordau die Schädigung der Gattung durch die Convenienz-Ehe, das rasche Verkommen aristokratischer Familien aus dieser Ursache, die Folgen, welche entstehen, wenn ohne Liebe Verheirathete sich später in Andre verlieben — Ehebruch oder namenloses Unglück oder, wo zwar die Scheidung, aber nicht die Wiederverheirathung gestattet ist, Concubinat —, die Gründe, aus denen es so viele alte Jungfern und Hagestolze gibt, die große Ungleichheit in der geschlechtlichen Stellung des Mannes und des Weibes, und in der gesellschaftlichen Beurtheilung dieser Stellung, die Vergänglichkeit selbst wirklicher Liebe trotz des Dichters: „Die war's nicht, der's geschah."

Ganz vorzüglich argumentirt unser Autor über das Wesen der Monogamie, für und wider deren Berechtigung er wissenschaftliche Gründe angibt. Im großen Ganzen ist er gegen die Monogamie in ihrer heutigen Gestalt — sie ist nur zu oft eine geheime Bi- oder Polygamie — eingenommen; aber er predigt weder die Vielweiberei der Mohammedaner und Mormonen, noch die Rückkehr zur freien Liebe, sondern Abschaffung des strict-monogamischen Princips durch Gestattung der Scheidung und Ermöglichung der anderweitigen Verheirathung Geschiedener.

Digitized by Google

Von der „Frauenemancipation" als Heilmittel gegen das jetzige Loos der Frauen will er durchaus nichts wissen. Nicht der Ehe zu entrathen sollte man dem Weibe ermöglichen, sondern ihm seinen natürlichen Antheil am Liebeleben der Menschheit sichern," d. h. zu gefunden naturgemäßen Ehen, statt zu unsittlichen Convenienzheirathen verhelfen. Nordau hält es zu diesem Zwecke für eine „Pflicht der Gesellschaft, ihre Frauen vor physischer Entbehrung zu schützen; das Gemeinwesen schuldet dem Weibe Schutz und Erhaltung". Aber die Art, wie er sich diesen Staatsschutz durchgeführt denkt, ist kaum prakticabel und selbst wenn sie es wäre, so bliebe es noch immer fraglich, ob die rosigen Ergebnisse, die er sich davon verspricht — die Verwandlung der „Ehelüge" in eine Wahrheit — wirklich eintreten würden.

Und hier sind wir bei einem Punkte angelangt, in welchem das in Rede stehende Buch eine nicht geringe Schwäche aufweist: die Therapie. Nordau ist, wie gesagt, Arzt und behandelt Alles, wie ebenfalls schon bemerkt, naturwissenschaftlich. Als literarischer Weltverbesserer ist er in der Pathologie stärker als in der Heillehre. In der Schilderung fast aller socialen Krankheitserscheinungen erweist er sich als sehr geschickter Gesellschaftsankläger; minder glücklich ist er in seinen Vorschlägen zur Abhülfe der getadelten Uebelstände. Die Verstaatlichung des Weibes haben wir soeben erwähnt. Ein anderes Beispiel ist sein Plan zur Hebung der sittlichen Bedeutung der Zeitungspresse. Nachdem er die ungeheure Macht der letzteren geschildert, zieht er gegen ihre Mißbräuche los, nicht ohne dieselben zu übertreiben und ihnen eine allzu große Ausdehnung zu geben. Behufs Beseitigung der journalistischen Mißstände schlägt er vor, daß nur solche Personen Redacteure sein mögen, die durch ein Plebiscit mit einem „Volksmandat" bekleidet werden; er läßt sich dabei in erstaunliche Details ein, die uns ein bedenkliches Kopfschütteln kosten. Was er da proponirt, ist absolut undurchführbar; zur praktischen Anwendung seiner Lösungen bedürfte es einer idealen Welt, die es wohl nie geben wird. Das ganze Volk wird nie die Reife haben, die Befähigung eines Menschen zum Redacteur zu beurtheilen; sowohl der seitens Nordaus von einem solchen geforderte moralische Charakter, als auch der geistige Werth eines Journalisten ist von der Masse schwer zu bestimmen. Auch würde es bei den Journalistenwahlen ebenso leicht Mißbräuche absetzen wie jetzt bei den Parlamentswahlen. Kurz, es geht nicht! Auch die Vorschläge, die er zur Beseitigung der „wirthschaftlichen Lüge" macht, werden wohl kaum jemals realisirbar sein, obgleich sie sich, wie die anderen, auf dem Papier recht gut ausnehmen.

Merkwürdig! Als Patholog ungemein mürrisch, ist er als Therapeutiker äußerst optimistisch. Besonders rosig blickt er im letzten, „Schlußharmonie" betitelten Abschnitt. Wir unsrerseits theilen unsres Gewährsmannes Ansicht nicht, daß nur die Gegenwart lügt, die Zukunft aber die Wahrheit sprechen wird, daß aus unseren Lastern die Tugenden der Nachkommen erblühen werden, daß das von Nordau als „rother Faden" fortwährend betonte Solidaritätsgesetz jemals in seine vollen, wünschenswerthen Rechte eintreten wird, ob nun seine problematischen Abhülfsmittel zur Anwendung kommen oder nicht. Er verlangt ein schleuniges Niederreißen des bestehenden Gesellschaftsbaues, — würde aber das hastige Demoliren nicht eine große Unordnung im Gefolge haben? Uebrigens ist er kein Anarchist, kein Communist, kein Gleichheitsfaseler — im Gegentheil, er ist ein überaus vernünftiger Idealist; allein Ideale werden selten erreicht und „grau, Freund, ist alle Theorie".

Pater Didon über Deutschland.

Von W. Lauser.

Als ich in den ersten Tagen des Waffenstillstandes zwischen Deutschland und Frankreich — es war am 5. März 1871 — nach Tours kam, hörte ich ein merkwürdiges Zwiegespräch zwischen einem Bewohner dieser Stadt und einem Pariser Schriftsteller an. Der Erstere konnte nicht genug die Manneszucht der deutschen Besatzung und ihr freundliches Verhältniß zu den Einwohnern loben, worauf der Pariser, der die Schrecken des Krieges unter dem angenehmen Himmel von Pau überdauert hatte, in patriotischem Eifer ausrief: „Wir in Paris werden über die Deutschen in ganz anderem Sinne sprechen und schreiben, und glücklicherweise liest ganz Europa nur das, was wir Pariser schreiben; wir werden die dumme gute Meinung, welche die Deutschen durch ihre Kriegserfolge über sich verbreitet haben, durch unsere Schilderungen wieder zu zerstören wissen."

Nun haben die französischen Schriftsteller gewiß dieses cynische Recept pünktlich befolgt. Selbst angesehenere unter ihnen schämten sich nicht, was sie vor den Niederlagen Frankreichs etwa Gutes vom deutschen Nationalcharakter gesagt hatten, feierlich zurückzunehmen. Der Genfer Cherbuliez wandelte das Bild vom deutschen Gretchen in das Zerrbild eines berechnenden, herzlosen Geschöpfes um, und die verbrecherischen Lügen des Freiburgers Tissot schmeichelten der Kurzsichtigkeit der Franzosen mit der Wahnvorstellung, daß nur einmal durch einen glücklichen Zufall der in alle Laster und Gemeinheiten versunkene deutsche Barbar über den ritterlichen Franzosen habe siegen können. Tissot und Genossen tragen die Verantwortlichkeit dafür, wenn so manche Franzosen heute noch leichtfertig mit dem Gedanken des Rachekrieges spielen, wie seiner Zeit Girardin und Genossen sich an ihrer Nation durch die Hetzartikel versündigt hatten, in denen sie die Unbesiegbarkeit der Franzosen priesen und sich über die Kriegstüchtigkeit der Deutschen lustig machten. Umsonst hatte damals Oberst Stoffel seinen Landsleuten ein anderes Licht über die Deutschen aufzustecken gesucht; er wurde mit seinen Warnungen als Prediger in der Wüste verspottet. Wir wollen sehen, ob heute ein besseres Schicksal einem Franzosen blüht, dem Pater Didon, vom Orden der Predigt-Brüder, der in seinem Buche Les Allemands (Paris, Calmann Lévy) versucht hat, seinen Landsleuten reinen Wein einzuschenken.

Das Werk des berühmten französischen Predigers steht nicht nur, um dies gleich hier zu sagen, im schärfsten Gegensatze zu der Tissot'schen Schandliteratur, sondern es ist auch in manchem Betrachte ein eigenthümliches Gegenstück zu Reinholds eben erschienenem, in der „Gegenwart" neulich besprochenem Buche: „Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft". Zunächst verdient es aber eben wegen des priesterlichen Charakters seines Verfassers alle Beachtung. Drei Vorgesetzte seines Ordens haben dem Werke das Imprimatur ertheilt, obwohl dasselbe weder den Haß gegen die modernen Ideen, noch gegen die Volksaufklärung, noch gegen die Republik predigt und obwohl es eine glühende Vaterlandsliebe athmet. Von seinen deutschen Amtsbrüdern hatte aber Reinhold gesagt: „Für ihr sogenanntes ewiges Seelenheil werden die Sklaven der römischen Hierarchie jeder Zeit auf einen Wink des Priesters zu Feinden gegen Kaiser und Reich." Während Reinhold vielleicht zu schwarz sieht, erscheinen Didon die Dinge wohl zu rosig, indem er versichert, trotz der Maigesetze sei nicht nur die Vaterlandsliebe der preußischen Katholiken ganz unerschütterlich geblieben, sondern dieselbe habe bei ihnen auch noch einen Zug besonderer Leidenschaftlichkeit gegen Frankreich angenommen, offenbar wegen der antireligiösen und unduldsamen Haltung der französischen Regierung. Didon findet insbesondere in Württemberg den Beweis der Möglichkeit, daß ein in entgegengesetzte Bekenntnisse getheiltes Land seine Vaterlandsliebe unversehrt erhalten könne. „Wie ruhig und patriarchalisch ist dieses Schwaben! In Tübingen leben die beiden theologischen Facultäten, die katholische und protestantische, friedlich neben einander; die Einwohner verkehren in wahrer Brüderlichkeit. Ich fragte einen wackeren Württemberger über die Schwierigkeiten, die aus der Verschiedenheit der Bekenntnisse entstehen könnten. „Es gibt keine," sagte er mir, „wir sind alle die Söhne des deutschen Vaterlandes. Wollen Sie einen Beweis dafür? Vor einigen Jahren hatten die Katholiken keine Kirche: sie sammelten in der ganzen Welt, um die nöthigen Gelder zusammen zu bringen; die Protestanten gaben. Heute stellen die Protestanten ihren Tempel wieder her, unsere frühere Kirche:

Digitized by Google

sie sammeln nun auch; wir geben ihnen, wie sie uns gegeben haben." Dies war weder Gleichgültigkeit nach Schwäche, sondern vielmehr die Uebung einer weisen Duldsamkeit und einer brüderlichen Achtung der Bekenntnisse." Wie vielen seiner deutschen Amtsbrüder könnte dieser französische Geistliche als Vorbild echt menschlicher Gesinnung dienen!

Im Uebrigen mögen sich dieselben bei den Franzosen für manches Ehrenzeugniß bedanken, das er ihnen ausstellt und das, wie wir gern zugestehen, wohl verdient ist. Er erklärt die deutsche (katholische) Geistlichkeit für die gebildetste und gelehrteste der ganzen Welt. Allerdings meint er, auch die Geistlichkeit Spaniens, Italiens und Deutschlands würde wieder so große Geister, wie sie einst die Kirche erleuchtet und die Literatur ihres Landes geschmückt haben, aufweisen können, wenn dieselbe durch ähnliche Universitätsbildung vorbereitet würde, wie die deutsche. Die wissenschaftliche und philosophische Freiheit, die auf den deutschen Universitäten herrscht, nennt er die Quelle der geistigen Ueberlegenheit der deutschen Geistlichkeit. Allein wir möchten zweifeln, ob die spanische, italienische und französische Geistlichkeit sich auf die gleiche Höhe emporschwingen würde, auch wenn ihre wissenschaftliche Vorbildung in gleicher Weise eingerichtet würde wie diejenige der deutschen; denn es fehlt hier die mächtige Hülfsquelle, aus der die katholische Theologie Deutschlands schöpfen konnte, die protestantische Theologie.

Im Uebrigen hat Pater Didon wohl Recht, wenn er die Seele Deutschlands nicht blos in seinen Kasernen, sondern vor Allem in seinen Schulen und Universitäten findet. In der Beurtheilung der letzteren streift er so ziemlich alle nationalen Vorurtheile ab und erzählt er seinen Landsleuten so Manches, was ihre Schmeichler ihnen seither weislich vorenthalten hatten. Wenn auch er hier und da ihnen zu Gefallen redet, so fließt dies nicht aus Berechnung, sondern ist eben ein Beweis, daß man nicht aus der Haut heraus kann, in der man steckt. Er hat z. B. in Deutschland den Eindruck erhalten, daß der Schatten des französischen Königs, der das Elsaß geraubt, noch alle Gemüther beherrsche. Wenn er nun den einem Geistlichen wohl anstehenden Satz ausspricht: „Alles was von Eroberung und Annexion gelebt hat, ist in Zerstückelung untergegangen", so soll dies beileibe nicht auf Ludwig XIV. und sein Werk gemünzt sein, sondern auf Bismarck und Moltke, denen Deutschland den Wiedergewinn des Elsasses verdankt. Im Uebrigen ist der französische Pater Philosoph genug, um den Satz auszusprechen: „Die Menschheit wandelt einen Weg voll Blutes. Mord und Gewalt mischen sich in Alles, in die Entwicklung der Völker, in die Ausbreitung der Racen, in die Gründung der Religionen wie der Reiche."

Gewiß hätte Pater Didon manche Widersprüche, in die er mit sich selbst geräth, vermeiden können, wenn er noch entschlossener, als er wirklich thut, manche der seinen Landsleuten lieb gewordenen falschen Voraussetzungen verabschiedet hätte. Hierher gehört die Betonung des Unterschiedes, der angeblich zwischen dem Preußen einerseits und dem Sachsen, Bayern und Schwaben andererseits herrsche, sowie die Annahme, daß der Degen Frankreichs die künstliche, von Bismarck geschaffene Einheit Deutschlands mit einem Male zerstören könnte. Abgesehen davon, daß der ohne Zweifel unverhältnißmäßig erheblichere Unterschied zwischen dem Provenzalen und Nordfranzosen die „wunderbare Einheit" Frankreichs nicht stört und daß Preußen schon in sich selber einen Auszug so ziemlich aller deutschen Stämme darstellt, gibt Didon selber zu, daß noch etwas Anderes als die „Arche" seiner Universitäten Deutschland in seiner Bedrängniß bleiben werde, indem er schreibt: „Man fühlt, daß in Deutschland Alle, Könige und Kaiser, Kanzler und Minister, Männer des Kriegs und der Wissenschaft, Studenten und Arbeiter nur daran denken, an dem deutschen Vaterlande mitzuarbeiten. Sie haben nur eine Losung: Das Vaterland vor Allem; sein Reichthum vor Allem; seine Vorherrschaft vor Allem. Ihre Vaterlandsliebe steht über jeder Erörterung. — Diese Tugend ist bei ihnen nicht ein unbestimmtes Gefühl, sondern eine Kraft, die sich einem großartigen und bestimmten Zweck entgegen bewegt. Ein solcher Zweck läßt Niemand gleichgültig, stößt bei keinem Bekenntniß an; er verlangt das Opfer gewisser Particularismen, den Verzicht mehrerer kleiner Staaten auf Heeres- und Zollunabhängigkeit; aber er zieht durch sein Licht und seine magnetische Kraft alle Germanen ohne Unterschied von Glauben und Race an. Hierin besteht die große deutsche Einheit."

Man vergleiche diese Zeilen Didons mit dem düsteren Bilde, das der geistreiche Reinhold von der inneren Uneinigkeit der Deutschen entwirft. Der Franzose rühmt unsere werkthätige Vaterlandsliebe. Dabei unterschreibt er allerdings mit der einen Hand Döllingers Ausspruch, man finde im Wesen des Deutschen die wahre Humanität, das wahre Weltbürgerthum, viel mannichfaltiger und reicher, als bei einem andern civilisirten Volke; und mit der andern Hand schreibt er die Anklage nieder, daß wir, zum Unterschiede von den ritterlichen Franzosen, nie einen Aufschwung nehmen, der über den Gesichtskreis des deutschen Vaterlandes gehe, daß wir keine Sympathie für irgend eine andere Nation haben, daß wir wohl Bundesgenossen, aber keine Freunde besitzen und daß die Vorherrschaft Deutschlands in Europa die Herrschaft der Furcht, der Gewalt und des Interesses sei. Wir dächten, in letzterer Beziehung hielte die jetzt vierzehnjährige Herrschaft Kaiser Wilhelms wohl den Vergleich mit der Regierungszeit Napoleons III. aus, während welcher bald die französischen Obersten mit den Säbeln gegen England rasselten, bald die Heere Frankreichs gegen Rußland und Oestreich kämpften, bald die Alpen überschritten, um für Italiens Freiheit zu kämpfen und bei der Gelegenheit Nizza und Savoyen zu holen, oder auch um den Kirchenstaat gegen die Italiener zu vertheidigen. Hier liegt ja auch die Erklärung, warum Frankreich heute weder Bundesgenossen noch Freunde findet; und wenn uns solche heute zur Seite stehen, so dürfen wir dies wohl vor Allem dem Umstande zuschreiben, daß man unsern Sympathien für andere Nationen nicht so gefährliche, egoistische Hintergedanken unterschieben darf, wie seiner Zeit den edlen Sympathien der Franzosen für „unterdrückte" Völker. Pater Didon ängstigt sich allzu sehr über den „Pangermanismus" der Deutschen, während Reinhold denselben bittere Vorwürfe macht, daß sie dem kühnen Fluge der alten Kaiserpolitik nicht zu folgen vermocht hätten. Wenn der Erstere aber die traurige Nothwendigkeit, daß das gallische Schwert wieder aus der Scheide fahre, erst in dem Falle eintreten sieht, daß Deutschland den pangermanischen Traum verwirklichen wolle, dann mag er sich völlig beruhigen. Denn die Seelenruhe, womit die Deutschen des Reichs die Loslösung der zehn Millionen Deutschöstreicher aus dem nationalen Verbande hinnahmen und heute den Bedrängnissen derselben durch die Slaven zuschauen, die Enthaltung jeder Einmischung in die Geschicke der Deutschen in den andern Nachbarstatten muß ihm ja als die beste Friedensbürgschaft erscheinen.

Welche Lehren der französische Schriftsteller aus dem, was er in Deutschland beobachtete, unmittelbar für seine Landsleute schöpfen und wie er namentlich durch eine Umgestaltung des Unterrichtswesens die Wiedergeburt seines Vaterlandes herbeiführen will, dies braucht uns nicht weiter zu beschäftigen. Wir wollten nur die immerhin erfreuliche Thatsache bestätigen, daß hier ein ernst und human gesinnter Franzose ausgegangen ist, um die Wahrheit über Deutschland zu suchen, und daß er dieselbe auch in mehr als einem Punkte wirklich gefunden hat.

Certaldo.

Eine toscanische Skizze von Ludwig Hevesi.

„Certaldo ist, wie ihr vielleicht gehört habt, ein Schloß im Elsathal in unserer Gegend gelegen, welches, so klein es ist, einst von edlen und wohlhabenden Leuten bewohnt war." (Decameron, 6. Tag, 10. Nov.)

An der allertoscanischesten Eisenbahn, welche von Empoli über Siena und Orvieto hinab mitten durch Herz und Nieren Tusciens führt, liegt unter anderen Merkwürdigkeiten auch die

Digitized by Google

Wiege des allertoscanischesten Dichters. Nicht als ob Boccaccio in Certaldo das Licht der Welt erblickt hätte, war er doch vielmehr ein geborner Pariser und das war gut für ihn und die italienische Literatur. Auch stelle ich mir den geheimen Zusammenhang seiner von den Biographen berichteten Entstehungsgeschichte folgendermaßen vor. Wie ein bunter Schmetterling rang sich die toscanische Sprache nach überwundenem Mittelalter aus der lateinischen Puppenhülle zu Tage. Dante löste dem prächtigen Falter den einen Flügel, Petrarca den anderen, der Kopf aber und mit ihm die Zunge, welche Prosa reden sollte, waren noch dick mit Mönchslatein verklebt. Da erschien der Genius der lingua toscana einem jungen Florentiner Kaufmann, der hieß Boccaccio, Sohn des Chellino, Sohnes des Bonajuto. Dieser Geist, der sich vermuthlich nicht als eine Lichterscheinung, sondern als ein reiner Wohlklang, nur dem Gehör wahrnehmbar darstellte, sang dem Jüngling ins Ohr: „Höre mich an, Sohn meines Landes. Zwei Jahrhunderte haben mir gestern und heute die bunten Flügel entfesselt, daß ich episch zu fliegen und lyrisch zu flattern vermag; ich möchte aber auch reden können, klar und deutlich, in glatter, süßer Prosa und es ist Niemand, der mir das Zungenbändchen löse." — „Ich doch am allerwenigsten, holde Klangfigur," wandte Boccaccio, amtlich: Bulcatius de Certaldo, ein, „denn kein Singer und Sager bin ich, sondern zu Rechnung und Handel geboren." — „Sehr richtig," entgegnete der Genius, „aber du stammst aus Certaldo, das da liegt an der toscanisch murmelnden Elsa, im ölträufelnden Elsathal, wo die lindesten Lüfte wehen und Alles weicher ist als sonstwo im Lande, die Oliven wie die Mädchenherzen, ja wo selbst das klappernde „K" auf der Menschenzunge schmilzt wie harter Zucker und zum honigweichen „H" wird, also daß die Leute von Poggibonsi den Fremdling fragen: Signor, haben Sie schon die Hasa Rihasoli gesehen, welche auch il Honte Hamillo Havour besucht hat? Aus dem H-hauchenden Elsathal brauche ich Einen, und der bist du. Und du gehst nun schleunigst nach Paris, ich will dir dort eine Stelle im Bankhause der Bardi vermitteln, damit du zu leben hast. Rechne aber nicht zu viel, sondern liebe vielmehr, besonders eine gewisse junge, muntere, schwarzäugige Wittwe, die du alsbald finden wirst." — „Ich werde sie heirathen," rief der Jüngling voll patriotisch-literarischen Eifers. — „Bei Leibe!" rief der Geist, „ich brauche ein Kind der Liebe, ein toscanisches Pariserkind ohne Priestersegen, denn nur ein solches kann euch den Decameron erzählen und mir die gebundene Zunge befreien für Zeit und Ewigkeit." Der Genius verschwand und Boccaccio ging nach Paris. Zwei Jahre später brachte er den kleinen Pariser Giovanni heim, um ihn als Toscaner, als Certaldesen aufwachsen zu lassen. Und als Sohn Certaldos hat dieser sich gefühlt sein Leben lang und in seinem Stammhause zu Certaldo ist er sogar gestorben und in seinem Gedicht „Amorosa Visione", diesem größten Akrostichon der Weltliteratur, dessen fünfzigmal neunundzwanzig Terzinen mit ihren Anfangsbuchstaben zwei verliebte Sonette und eine Ballata bilden, nennt er sich auf solche kryptographische Art „Giovanni di Boccaccio da Certaldo". Der Pariser Sohn des Florentiner Vaters will durchaus Certaldese geblieben sein... Und Boccaccios Vater? Er geht durch die Literaturgeschichte als niedriger Verführer, der die Mutter seines Sohnes schnöde sitzen gelassen und dann daheim eine reiche Frau genommen. Keinem Menschen hat er von seiner übernatürlichen Sendung gesprochen, keinem anvertraut, daß er damals nur in höherem Auftrage handelte, selbst seinem Sohne nicht, der ihn dieserhalben im „Ameto" grausam mitnimmt. Der alte Boccaccio ist ein Märtyrer der italienischen Literatur und wird es wohl bleiben, wenn ich auch mit diesen Zeilen einen Versuch zu seiner „Rettung" gemacht habe.

„Certaldo!" ruft der Schaffner und wiederholt dann „Celtardo!" denn so sprechen die Bewohner selbst den Namen ihres Wohnortes aus. Aber eine ungeheure englische Inschrift ist das Erste, was man an der Wiege der italienischen Prosa erblickt. „The Certaldo Marble Company Limited" steht an einer langen blendend weißen Wand geschrieben, hinter der eine englische Gesellschaft Gipsmarmor verfertigt. Man hat Verwendung für diesen Stoff, denn das Städtchen ist neugeboren und will sich noch entwickeln. Oben auf dem mäßigen Hügel steht das alte Certaldo des Alberti'schen Herrengeschlechts mit dicht gedrängten grauen Häusern, in seinen festen Mauerwall wie in ein steinernes Mieder eingeschnürt, am Fuße der Anhöhe aber dehnt sich das neue, kaum hundert Jahre alte, mit etlichen anständigen Gassen, welche sogar erhöhte Bürgersteige haben, und einer großen viereckigen Piazza, wo ein stattliches Gemeindehaus steht und eine nagelneue Kirche mit halbfertigem Thurm und eine Boccaccio-Statue in der Mitte, noch schimmernd in blanker Marmorpracht, wie sie aus Passaglias Werkstatt zu Florenz gekommen und am 22. Juni 1879 hier aufgerichtet worden. „A Giovanni Boccaccio la patria XXII. giugno 1879" heißt es auf dem Sockel und dies ist so ziemlich die kürzeste der vielen Inschriften, mit denen Certaldo das Andenken des größten Certaldesen zu feiern getrachtet. Uebrigens fehlt an dem Postament auch die Zwiebel nicht, die berühmte Cipolla von Certaldo, welche zur duftigen Wappenblume der Stadt geworden; Boccaccio selbst verkündet ja ihren Ruhm in der letzten Novelle des sechsten Tages („Zwiebeln berühmt in ganz Toscana") und hat sogar den Helden dieses Schwankes nach ihr Frate Cipolla genannt.

Eine alte, gröblich gepflasterte Fahrstraße windet sich den Rebenhang hinan zu einem gothischen Thore, über dem, wie über allen anderen, ein altes Fresco schimmelt. Der Führer ist aber gebildet genug (sein Sohn war sogar in Amerika und „sa l'Amerihano", sagt er) mich lieber eine sachtere Macadamstraße zu führen. Ein kleiner rother Marmorlöwe sitzt auf der Brustwehr der Stadtmauer und guckt auf den Neugierigen, der da emporklimmt, noch viel neugieriger herab. Ein kleiner Junge, der sich neben ihm über die Mauer herauslehnt, hat ihm seine blaue Mütze aufgesetzt, die ihm auch noch sein letztes bischen Furchtbarkeit kostet. Die Hauptgasse der Akropolis heißt Via Boccaccio und das Haus des Dichters trägt Nummer zwölf. Ein Rohziegelbau, braun vor Alter, bescheiden in die Linie der unberühmten Häuser hineingestellt; doch trägt es links einen viereckigen Thurmaufsatz und das Obergeschoß öffnet sich zu einer breiten Loggia, welche ein kurzer Mittelpfeiler stützt. Ueber der Hausthür liest man zwei Inschriften, oben eine alte, darunter eine neue von 1875; man hat auf diese Art gleichsam die alte Tafel niedriger gehängt. Da steht es denn deutlich geschrieben: „Giovanni Boccaccio aus Certaldo, Fürst der italienischen Prosa und großherziger Erneuerer der durch lange Barbarei vernachlässigten humanen Studien, starb in diesem Hause seiner Väter ruhmbedeckt und zu höheren Gedanken emporgelenkt am 16. December 1375. Seine Heimatsgenossen setzten dieses Denkmal am fünfhundertsten Jahrestage seines Todes unter dem Beifall Italiens."

Die Zweckmäßigkeit solcher Inschriften leuchtet dem Leser alsbald ein, denn während er sie enträthselt oder gar abschreibt, holen fünf oder sechs Freiwillige jedes Alters und Geschlechts, nicht für schnödes Trinkgeld, sondern aus reiner literarischer Begeisterung die klassische Matrone herbei, der allein unter allen Sterblichen die Macht gegeben, diese Pforte zu öffnen. Eine braungeräucherte Frau erscheint, so braun, daß mir der unheimliche Gedanke kommen muß, sie heiße Bruna und sei leibhaftig jene „Bruna filia Cianghi de Montemagno", welche im Testament des Dichters eine so große Rolle spielt, denn nach der heiligen Reparata von Florenz und der heiligen Maria sowie dem heiligen Jacobus von Certaldo kommt alsogleich „Bruna, die Tochter des Ciango aus Montemagno, welche lange Zeit mit ihm lebte", als seine treue Magd und Pflegerin natürlich, deren er in seinen alten Tagen um so dringender bedurfte, je gründlicher er und Petrarca die Aerzte haßten. „Das Bett, in dem sie zu schlafen gepflegt in der Veste von Certaldo", vermachte er ihr, „mit dem Federbett und einem kleinen weißen Kopfkissen zum Gebrauch in besagtem Bette und einem Paare Bettlaken und einem Schemel, so neben obbemeldtem Bette zu stehen gepflegt. Item einen kleinen Eßtisch aus Nuß, zwei gebrauchte Tischtücher, je drei Ellen lang. Item zwei Servietten.

Digitized by Google

Item ein Fäßchen zu drei Oxhoft Weines. Item ein Gewand aus Mönchstuch, mit purpurfarbenem Tafft gefüttert, Unterkleid, Oberkleid und Kapuze, und überdies ihren ganzen rückständigen Lohn." Ich begrüßte sie höflich, wie man eine so reiche Erbin begrüßt: „Guten Morgen, Frau Bruna." Mit ihrem munteren toscanischen Verstande begriff sie auch die Meinung sofort und protestirte lebhaft: „Oho, Signor, die Bruna bin ich nicht, da müßt' ich ja über fünfhundert Jahr alt sein und bin doch erst ... nein, jetzt sag ich's Ihnen erst recht nicht." — „Sie ist kaum zweihundert und fünfzig alt", flüsterte mir der Führer zu, aber laut genug, daß sie es hören konnte; allerdings tappte sie ihm dafür auf den Rücken, daß es eine Art hatte. Darauf Gelächter rings an allen Fenstern und auf allen dreibeinigen Stühlchen vor den Thüren, wo die geehrten Mitbürgerinnen im Schatten der engen Hauptgasse sitzend strickten und flickten. In der That trug sie kein Gewand aus Mönchstuch mit rothem „Zendade" gefüttert, nach der Mode des Jahres 1374, sondern höchstens nach der Mode von 1830.

Auf der gewundenen Stiege, die zu den Wohnzimmern hinaufführt, liest man wieder eine Inschrift, diesmal eine lateinische: „Das von Giovanni Boccaccio bewohnte Haus kaufte Carolotta Medicea Lenzonia (Charlotte Medici Lenzoni) im Jahre 1822, bewahrte es vor dem Verfalle, ließ, nachdem sie blos den Schmutz des Alters hatte beseitigen lassen, das nächste Gemach mit bescheidenen Verzierungen schmücken, auch die Stiege für die Besucher bequemer herstellen, indem sie dem Genius dieser Stätte genug zu thun glaubte, wenn sie die Heimat eines so großen Namens und die Pflegestätte der Wissenschaften für die Nachwelt unversehrt aufrecht erhielte." Drei etruskische Aschenkisten stehen vor der Wohnstube des Dichters, der „hamera di Bohaccio". Man thut der guten Bruna den größten Gefallen, wenn man ihr glaubt, daß Boccaccio selbst auf den vermoderten goldgepreßten Ledersitzen der Armstühle gesessen habe, mit denen seine Stube jetzt ausgestattet ist; Frau Lenzoni hat sich Mühe gegeben, den ältesten Hausrath, der im Orte noch aufzutreiben war, zu diesen Zweck zu erwerben. Auch die ungeheure Sanduhr mit litergroßen Gläsern ist kaum dieselbe, mit deren Sand um die Wette vor einem halben Jahrtausend Boccaccios Leben abgelaufen, und die paar wurmstichigen Heiligenbilder an den Wänden haben ebenso wenig jemals sein fromm gewordenes Alter getröstet, als der alte Kupferstich unter ihnen die Pest in Florenz, welche den schwarzen Hintergrund jener hundert goldenen Liebesfabeln bildet, authentisch darstellt. Und noch eine Inschrift, eine nicht unverdiente, diesmal wieder italienisch: „Im Jahre 1822 sammelte Carlotta Lenzoni geborne de' Medici, in diesem von Boccaccio bewohnten Gemach seine Werke, hinterlegte die Tafel seines zerstörten Grabes und ließ sein Bild malen durch den Cav. Pietro Benvenuti." Diese drei Gegenstände sind noch jetzt die Hauptsehenswürdigkeiten des Zimmers. Das lebensgroße Freskobildniß zwar, welches den Dichter in ganzer Figur, sitzend, die Linke auf der Brust, in der Rechten den monumentalen Gänsekiel, darstellt, bringt nur einen störenden modernen Zug in dieses Haus, das eine Gruft ist, die Gruft eines Namens. Auch in der Klosterkapelle Torquato Tassos bei Sant' Onofrio in Rom ärgert man sich nur, wenn man plötzlich dem windigen Stutzer in seidenen Tricots gegenübersteht, den ein Neu-Italiener an die weiße Wand gepinselt hat, um reisenden Misses den hübschen Herrn ad oculos zu demonstriren, welcher nach ihrer Meinung dadurch berühmt geworden, daß Lord Byron sich für ihn interessirte. Was die Werke Boccaccios betrifft, so sind sie wirklich in einem Bücherschrank aufgestellt; auch der Dichter selbst besaß ja nur einen einzigen solchen Kasten, der für seine kleine Sammlung handschriftlicher Codices vollauf genügte. Seine Werke hat Frau Lenzoni in verschiedenen Ausgaben gesammelt, „in anständigen", bemerkt die Bruna, „wo gewisse Dinge nicht aufgenommen sind, denn die sind nicht für Damen." Armer Boccaccio! Er ist der berühmte Berüchtigte von Certaldo. Die schönen Seelen bewundern ihn, unter der ausdrücklichen Versicherung, daß sie ihn nicht gelesen haben. Indeß scheinen die jungen Damen von Certaldo dies doch nur der Form wegen vorzuschützen, denn sie zucken dabei lächelnd die Achseln, welche mitunter gar nicht übel sind. Ja es gibt sogar welche, die aufrichtig genug sind, dem annoch weißen Mann da unten auf seinem hohen Sockel im Vorbeigehen ein Kußhändchen zuzuwerfen, daß es auch der Fremde sehen kann, und wer weiß, ob nicht gerade diese die tugendhaftesten sind.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Die Ueberschrift „Opern" klingt fast ironisch gegenüber der Thatsache, daß während der ganzen Wintersaison das Königl. Opernhaus zwei alte Singspiele als Novität und Mozarts „Entführung" als „neu einstudirt" vorgeführt hat und daß die einzig wirklich neue, d. h. vordem nicht gegebene „Oper" das Singspiel „Jery und Bätely", Text von Goethe, Musik von Frau Ingeborg von Bronsart war, das als Vorspiel eines neuen Ballets (als „lever de rideau") zur Aufführung kam. Diesem wollen wir gerne zugestehen, daß es manche sehr freundlich melodiöse, auch gut gearbeitete Nummer enthält; im Uebrigen kann jeder einigermaßen musikalisch gebildete Leser und Opernbesucher nach flüchtigem Durchblicken des Textes selbst urtheilen, ob die heutige Bühne ihn zu tragen vermag. Frau von Bronsart, eine ausgezeichnete Pianistin und Musikerin, Gattin des Hofintendanten in Hannover, wird sich vielleicht einmal veranlaßt finden, ihr liebenswürdiges Talent einem „modernen" Ansprüchen besser entsprechenden Texte zu widmen; der von Goethe ist entschieden einerseits zu schön im Wohllaut der Sprache, andrerseits zu undramatisch. Die Darstellung durch Frl. Lola Beeth, die Herren Rothmühl, Oberhauser und Krolop verdient alles Lob. Was das neue Ballet betrifft, so beabsichtigten wir nächstens über die Kunsttanzfrage an dieser Stelle einige Betrachtungen zu veröffentlichen, worin dann auch jenes neue „Werk" seine Würdigung finden soll; heute wollen wir nur sagen, daß Frl. dell Era sehr graziös war. Außer dem eben erwähnten „Ereignisse" hat nur noch das Auftreten eines neuen Tenoristen, Hrn. Kalisch, Aufmerksamkeiten erregt. Derselbe ließ ein schätzenswerthes Talent für die leichtere sentimentale Gattung (Traviata und dergl.) erkennen; höheren dramatischen Stil wird er durch fleißiges Studiren erlangen.

An Concerten waren die letzten Wochen überreich. Frau Joachim gab deren fünf im Kroll'schen Saale; dieser größte Concertraum der Stadt war stets überfüllt und der enthusiastische Beifall bewies der Künstlerin, daß sie noch immer als die Erste im edlen getragenen Kunstgesange anerkannt wird. In ihren Concerten stellte sich eine junge Geigerin, Frl. Marianne Eißert, eine Oestreicherin, die aber ihr Studium in Paris vollendet hat, dem Publicum vor und gewann viele und verdiente Theilnahme. Herr von Bülow gab mehrere Concerte mit der Meininger Kapelle als Dirigent und eines als Pianist. In den ersten trat wieder seine bewunderungswürdige elektrisirende Energie hervor und seine außerordentlich reiche und geistvolle Auffassung, die oft ungeahnte und doch ganz charakteristische Effecte in der Aufführung bekannter Compositionen hervorzurufen weiß. Man mag vielleicht manchmal finden, daß der interessanten Einzelfärbungen so viel geboten worden, daß fast eine Abschwächung des Gesammteindruckes entsteht; aber man muß immer gestehen, daß höchst Interessantes geboten wird. Als Pianist hatte Herr von Bülow den glücklichsten Abend seit seiner ersten unerreichten Vorführung der letzten fünf Beethoven'schen Sonaten vor mehreren Jahren. Wir haben ihn nie schöner, klarer, durchsichtiger, geistvoller spielen hören. Das Publicum war begeistert. H. Ehrlich.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendunge (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Der
Liebe Müh' umsonst.
Drei Novellen von
Julius v. d. Traun.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—.
Neu! [Im Buchhandel!]

Otto Spamer's illustrirtes Konversations-Lexikon für das Volk.
Mit 5—6000 Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten etc.
In acht Bänden oder 200 Lieferungen à 50 Pf.
Prospekte gratis! Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig!
Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Format.

Soeben erschien:
Ein Streifzug durch den N.-W. Amerika's. Festfahrt zur Northern-Pacific-Bahn im Herbste 1883. Von R. Mohr, Redakt. der Weser-Zeitung. 8°. VI. u. 394 S. Preis M. 5.—
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

Die höchst interessanten Memoiren
der letzten Liebe
HEINRICH HEINES
(genannt Mouche)
sowie der mit Spannung erwartete neuste Roman von
E. WERNER
Ein Gottesurteil
beginnen demnächst in der illustr. Zeitschrift
Schorers Familienblatt.
Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern.
— Auch in Heften zu 50 Pf. —
Nach 6jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt.
Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Im Verlag der **J. G. COTTA'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** erschienen soeben:

Anonymi
de situ orbis libri duo.
E codice Leidensi nunc primum ed. **M. Manitius.**
8°. XVI u. 84 Seiten. *M.* 5.—

Der Kaiser Hadrian.
Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Dritte Auflage, der zweiten neugeschriebenen unveränderter Abdruck.
8°. X u. 505 Seiten. *M.* 10.—. Eleg. geb. *M.* 12.—

Zur Geschichte
des
Bauernkriegs in Südwestdeutschland.
Von
Dr. Karl Hartfelder.
8°. VIII u. 476 Seiten. *M.* 8.—

Die Urkunde.
Ihre Behandlung und Bearbeitung für Edition und Interpretation.
Zur Anleitung bei Archivbenützung.
Von
Dr. Friedrich Leist.
8°. VIII. u. 143 Seiten. *M.* 5.—

Die deutsche Arbeit.
Von
W. H. Riehl.
Dritte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.
X u. 297 Seiten. *M.* 5.—

Geschichte der Erziehung
vom Anfang an bis auf unsere Zeit.
In Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern bearbeitet von
Prälat **Dr. K. A. Schmid.**
Erster Band: **Die vorchristliche Erziehung** bearbeitet von
K. A. Schmid und G. Baur.
Gr. 8°. VI u. 333 Seiten. *M.* 10.—
Das Werk ist auf vier Bände berechnet, deren in jedem Jahr einer erscheint.

Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache.
Von
Karl Simrock.
Zweite, teils vermehrte, teils verkürzte Auflage.
8°. XIV u. 414 Seiten. *M.* 5.—

Kaiser Maximilian I.
Auf urkundlicher Grundlage dargestellt von
Dr. Heinrich Ulmann.
Erster Band.
8°. XVIII u. 870 Seiten. *M.* 14.—

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 29. März 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Verlängerung des Socialistengesetzes. Von Deputatus. — Die Stadt Berlin vor der Frage der Steuerreform. — Literatur und Kunst: Carrieres Poetik. Von Eduard von Hartmann. — „Jetta" von George Taylor. Besprochen von Theophil Zolling. — Die Fremdwörterseuche und die preußischen Schulen. Von Herman Riegel. — Certaldo. Eine toscanische Skizze von Ludwig Hevesi. (Schluß.) — Aus der Hauptstadt: Die Shakespeare-Inscenirungen im Deutschen Theater. Von Rudolph Genée. — Offenbachs letzte Oper. Von Eugen Zabel. — Notizen. — Inserate.

Die Verlängerung des Socialistengesetzes.

Vor dem Beginn der diesjährigen Reichstagssession ging die Notiz durch die Presse, daß man seiten der verbündeten Regierungen nicht sowohl die einfache Verlängerung des Socialistengesetzes fordern, als vielmehr eine neue Vorlage einbringen werde, welche jenes Ausnahmegesetz gewissen Modificationen unterziehen und anstatt einer abermaligen Verlängerung dieses unerfreulichen Gesetzes ein Uebergangsstadium schaffen sollte. Es schien sich also nicht nur um eine dritte, sondern zugleich um eine verbesserte Auflage des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie zu handeln. Inzwischen ist das Gesetz in unveränderter Form dem Reichstag zum Zwecke der Verlängerung unterbreitet und in zweitägiger Debatte discutirt worden. Selten ist ein so schwer wiegendes Gesetz in so leichter Form zur Vorlage gekommen. Die Motive füllen kaum eine Spalte. Vielleicht war der Verfasser derselben schon mit der Abfassung der Motive zu einem neuen Socialistengesetz befaßt gewesen. Da kommt die Ordre: „Kein neues Gesetz, sondern einfache Verlängerung", und an die Stelle einer eingehenden Begründung treten einige große Bleistiftszüge.

Man wird auch schwerlich behaupten können, daß der äußeren Kürze die Knappheit des Inhalts entspreche, und daß stoffliche Reichhaltigkeit jene Kürze als etwas Erfreuliches erscheinen lasse. Auf den Versuch eines Beweises der Wirksamkeit und der Nothwendigkeit der Verlängerung des Gesetzes hat man sich nicht eingelassen, und was die Dauer der Verlängerung anbetrifft, so kann nach der Versicherung der Motive „offenbar" eine kürzere als eine zweijährige Frist gar nicht in Frage kommen. Aber merkwürdig ist der Widerspruch, welcher offenbar zwischen den zwei Hauptsätzen dieser Begründung vorhanden ist. Im ersten Absatz wird nämlich festgestellt, d. h. behauptet, daß die Wirkungen, welche man sich von dem Gesetz versprochen, im Großen und Ganzen erzielt seien, und nach der Versicherung in dem zweiten Alinea „kann ein Zweifel darüber nicht obwalten, daß die socialdemokratische Bewegung in wesentlich gleicher Stärke fortbesteht". Das Gesetz hat sich hiernach also unwirksam erwiesen, darum soll es verlängert werden.

Es wäre denkbar gewesen, daß man die eingehende Begründung der Vorlage der mündlichen Auseinandersetzung im hohen Hause vorzubehalten gewillt war. In der That haben denn auch der Herr Staatsminister von Puttkamer und nach ihm der Herr Reichskanzler selbst in längeren Ausführungen die Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maßregel darzuthun versucht. Aber der erstere entnahm seine Argumente zumeist aus einem Werk, dessen Ungeheuerlichkeiten und Abenteuerlichkeiten so offenbare sind, daß die Prätension, ein solches Opus ernst zu nehmen, nur mit einem Lächeln beantwortet werden sollte. Daß Herr Bebel ein begabter Mensch ist, hat er in diesen Tagen durch seine Rede gegen die Verlängerung des Socialistengesetzes bewiesen. Aber daß auch ein solcher Mann auf literarische Abwege gerathen kann, ist leider eine Erfahrung, die man nicht erst mit dem Bebel'schen Werk über die Stellung der Frau in der Hand zu machen braucht. Wenn es Herrn Bebel Freude macht, ein Zukunftsbild von der Stellung der Frau und von dem socialistischen Zukunftsstaat überhaupt zu entrollen, in welchem der Normalarbeitstag auf vier Stunden beschränkt wird, und wenn es Menschen gibt, die Zeit und Lust haben, derartige geniale Hirngespinnste zu studiren, so wird der Bestand des Deutschen Reiches ebenso wenig wie derjenige der modernen Gesellschaftsordnung dadurch gefährdet. Diese Bebel'schen Zukunftsscherze sind wahrlich nicht dazu angethan, um die Beibehaltung eines Gesetzes zu rechtfertigen, welches die hohe Polizei ermächtigt, die Existenz ganzer Familien zu vernichten, weil das Oberhaupt der Familie sich im Banne der Socialdemokratie befindet.

Was aber die Ausführungen des Herrn Reichskanzlers anbetrifft, so richteten sich dieselben weniger gegen die Socialdemokratie, als vielmehr gegen die deutsche Fortschrittspartei, welche inzwischen in der deutsch-freisinnigen Partei aufgegangen ist. Es wiederholte sich hier im Reichstage, was man bei den Wahlkämpfen so oft beobachtet hat. Während sich die Gouvernementalen und die Liberalen heftig befehden, gehen die Socialdemokraten ziemlich frei aus. Die Liberalen, nicht die Socialdemokraten sind es, welche von der Regierungspresse bekämpft werden, dem Socialisten fällt die Rolle des tertius gaudens zu. In der That ist es aber auch den Liberalen, deren wirthschaftliche Anschauungen zu den socialistischen im diametralen Gegensatze stehen, durch das Socialistengesetz erschwert, die Socialdemokratie zu bekämpfen. Der Abg. Hänel hat mit Recht betont, daß es einem anständigen Manne zuwider sein muß, mit einem Gegner zu kämpfen, der in seiner Redefreiheit beschränkt ist, während jener einer solchen Beschränkung nicht unterliegt. Der Socialdemokrat riskirt Bestrafung und Ausweisung, wenn er seine Theorien entwickelt und vertritt, während sein Gegner sich frei bewegen darf. Indessen ist es auch für den liberalen Gegner der Socialdemokratie nicht immer leicht, in der Bekämpfung der letzteren die Klippen des Socialistengesetzes zu umschiffen, denn eine eingehende Widerlegung socialdemokratischer Theorien erfordert doch auch eine Darlegung der letzteren, die leicht bei der hohen Obrigkeit Anstoß erregen könnte.

Nach den Berichten, welche z. B. aus dem zweiten Meininger

Digitized by Google

Wahlkreis über die Ersatzwahl vom 17. März d. J. vorliegen, ist ebendiese Erscheinung dort zu Tage getreten. Die ganze Kraft der liberalen Agitation richtete sich gegen die Conservativen, welch letztere ihrerseits gegen die Socialdemokratie in keiner Weise vorgingen. Es gelang den Liberalen ohne große Schwierigkeiten, den conservativen Candidaten unschädlich zu machen, welcher erklärt hatte, daß er in allen Fragen, die den Wahlkreis nichts angingen, mit der Regierung stimmen werde, um sie für sich zu gewinnen. Inzwischen machten die Socialdemokraten ihr Wahlgeschäft und brachten ihren Candidaten in die Stichwahl, und zwar in einem Wahlbezirk von vorwiegend ländlicher Bevölkerung und mit Hülfe von Wählern, die nichts weniger sind als Socialdemokraten, die im Gegentheil an ihrem Besitzthum zäh festhalten und von der Expropriationstheorie des Herrn Bebel, wenn man sie darüber aufklärte, sicherlich nichts wissen möchten.

Dazu kommt ferner, daß der Arbeiterstand die Zurücksetzung schwer empfindet, welche in der Verhängung des Ausnahmezustandes über denselben zu erblicken ist. Mit Recht ist in der Socialistendebatte im Reichstag wiederholt daran erinnert worden, wie sich das Selbstbewußtsein unseres Arbeiterstandes im letzten Jahrzehnt wesentlich gehoben hat. Die Werthschätzung der Arbeit ist ein Zeichen fortschreitender Culturentwickelung, und in diesem Sinne ist jene Erscheinung ein erfreuliches Symptom. Ueberdies haben es auch andere Parteien an mancherlei Ausschreitungen nicht fehlen lassen, und man konnte es den Socialdemokraten nicht verargen, wenn sie wiederholt auf eine gewisse Latitüde hinwiesen, deren sich ihre christlich-sociale Verwandtschaft zu erfreuen hatte.

Wenn aber die Motive des Socialistengesetzes dritter Auflage ausdrücklich constatiren, daß die socialdemokratische Bewegung mehrfacher Schwankungen ungeachtet in wesentlicher gleicher Stärke fortbestehe, so liegt die Frage nahe, ob nicht das Ausnahmegesetz geeignet ist, die socialdemokratische Agitation eher zu fördern, als zu schädigen. Die Motive selbst warnen davor, aus der an der Oberfläche eingetretenen Ruhe den Fehlschluß auf ein Ermatten oder gar Erlöschen der Bewegung zu ziehen. Eine Agitation, die im Dunkeln wirkt, ist viel gefährlicher, als die offene Agitation. Gegen die unterirdischen Minen ist der Kampf weit schwerer zu führen, als gegen den offenen Angriff. Durch das Ausnahmegesetz ist dieser Kampf mehr und mehr verbittert worden; die Agitation verschwand vielfach von der Oberfläche, um insgeheim nur um so intensiver zu wirken. Die socialistischen Wortführer im Reichstage sprachen zuversichtlicher denn je. Sitzen doch dermalen 13 socialistische Abgeordnete im deutschen Reichstag, die größte Zahl, welche die Socialdemokratie in dieser Körperschaft bisher erreichte. Die Abgeordneten Hasenclever und Bebel entrollten ein für sie sehr erfreuliches Bild von dem dermaligen Stand der socialistischen Bewegung in Deutschland; für Jeden, der ein Freund der staatlichen Ordnung ist, eine betrübende Erscheinung. Es mag sein, daß jenen Rednern eine etwas optimistische Auffassung nahe lag; aber auch die Denkschrift der Regierung über die Ausführung der Maßregel des kleinen Belagerungszustandes in den davon betroffenen Districten constatirt selbst für diese Orte den Mißerfolg dieser odiösen Maßregel.

Nun hat man die socialdemokratische Bewegung in Deutschland mit den anarchistischen Bestrebungen in unseren Nachbarstaaten in Verbindung zu bringen gesucht. Mit allgemeinen Redewendungen ist jedoch in dieser Frage nichts gethan. Dies ist von dem Abgeordneten Windthorst richtig hervorgehoben. Die Motive behaupten zwar wiederum, daß die in der letzten Zeit sowohl in Deutschland wie in anderen Culturstaaten zur Erscheinung gekommenen verbrecherischen Angriffe auf das Leben und Eigenthum mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die Initiative der Umsturzparteien zurückzuführen seien; aber es ist auch nicht einmal der Versuch eines Nachweises unternommen. Mit demselben Rechte könnte man auch die Bestrebungen der Fenier auf die deutsche Socialdemokratie zurückführen. Die socialistischen Abgeordneten im Reichstage haben gegen jene Unterstellung heftig protestirt, und man ist ihnen bis jetzt den Beweis schuldig geblieben. Ebenso machte es in der That einen peinlichen Eindruck, daß die Behauptungen der socialistischen Redner über gewisse Agents provocateurs und über einzelne übereifrige Polizeibeamte, deren Namen genannt wurden, eine Zurückweisung vom Regierungstische aus nicht erfuhren. Ebenso war von einer eigentlichen Widerlegung der Behauptung nicht die Rede, daß man das Socialistengesetz je nach Lage der Situation sehr verschieden gehandhabt habe. Bekanntlich wird es auf diesen Umstand zurückgeführt, daß etliche Socialdemokraten in die geweihten Räume des Berliner Stadtverordnetensaales Eingang gefunden haben. Man ließ der „Arbeiterpartei" damals einen gewissen Spielraum, und es steht damit allerdings in einem nicht unwesentlichen Contrast, wenn z. B. neuerdings eine socialistische Versammlung aufgelöst ward, weil ein Redner eine Stelle aus der Schrift Engels über den Werth des Menschen zum Besten gab. Eine solche discretionäre Gewalt der Polizeibehörde steht mit dem Wesen des Rechtsstaates in der That im grellsten Widerspruch.

Der eigentliche Schwerpunkt des Socialistengesetzes liegt in seinem präventiven Charakter, und eben darum ist es nicht richtig, wenn man die Nothwendigkeit dieses Gesetzes betont, um Dynamitattentate und hochverrätherische Unternehmungen zu verhüten und zu bestrafen. In ersterer Hinsicht kann die Sicherheitspolizei ihre Thätigkeit auch ohne Socialistengesetz entfalten, und an Strafbestimmungen zur Sühne verübten Unrechts solcher Art fehlt es im Strafgesetzbuch bekanntlich nicht.

Dagegen ist es, wie Herr Dr. Hänel bemerkte, eine verhängnißvolle Wirkung des Ausnahmegesetzes, daß große Massen der Bevölkerung sich daran gewöhnen, außerhalb des Gesetzes zu leben, und es gibt zu sehr ernsten Betrachtungen Veranlassung, wenn man Herrn Bebel erzählen hört, in welch consequenter Weise das Socialistengesetz in Deutschland umgangen wird. Es fragt sich sehr, ob dieser Weg nicht vielleicht zu solchen anarchistischen Bestrebungen führen könnte, welche man jetzt den Socialdemokraten schuld gibt, ohne den Nachweis dafür zu führen. Herr von Puttkamer ist der Meinung, daß innerhalb der zweijährigen Frist auch die socialpolitischen Gesetze eine wohlthätige Wirkung äußern und zur Beruhigung der Arbeiter mit beitragen werden. Wer die Socialdemokraten im Reichstage beobachtet hat, sollte sich solchen Illusionen wahrlich nicht hingeben. Mit welcher Schadenfreude beleuchtete nicht neulich Herr von Vollmar die neueste socialpolitische Vorlage, den dritten Unfallversicherungsgesetzentwurf! Und Bebel nannte mit stolzer Ironie den Herrn Reichskanzler den Lehrling der Socialdemokratie. Allerdings stellte ihm der Fürst Bismarck in Aussicht, daß er an seinem Lehrlinge nicht viel Freude erleben werde, indessen waren die Versuche zur Verstaatlichung der Tabaksindustrie immerhin beachtenswerth, ebenso wie es jetzt die in Aussicht genommene Verstaatlichung des Versicherungswesens ist.

Glaubt man wirklich, daß man nach zwei Jahren weiter gekommen sein werde, als jetzt? Glaubt man in der That, nach zwei Jahren das Socialistengesetz entbehren zu können? Nein, es ist, wie Windthorst sagte, lediglich ein Leben von der Hand in den Mund. Die kurzen Verlängerungsfristen sollen bedenklichen Gemüthern die Verlängerung des Ausnahmegesetzes erleichtern. Von einer Rückkehr auf den Boden des gemeinen Rechtes ist leider keine Rede, und doch wäre hier vielleicht die Möglichkeit gegeben, Remedur zu schaffen gegen socialistische und ähnliche Ausschreitungen, und gleichwohl das gehässige Ausnahmegesetz entbehrlich zu machen. Hoffen wir, daß man in der Commission, an welche die Regierungsvorlage gegen den Wunsch des Kanzlers verwiesen ist, den Versuch hierzu machen wird. Der Abg. Windthorst ging so weit, die Commission nicht blos darum zu bitten, sondern anzuflehen. Gleichwohl hat das Centrum bei der drohenden Auflösung des Reichstages nur wenig zu fürchten. Daß nämlich die Ablehnung der Verlängerung des Gesetzes vom Kanzler mit der Auflösung des Reichstages beantwortet werden wird, ja von seinem Standpunkte aus beant-

Digitized by Google

wortet werden muß, dürfte außer Frage stehen. Indessen scheint es, als ob das Centrum eine solche für sich nicht zu fürchten brauche. Die ultramontanen Wählerschaften sind so gut disciplinirt, daß sie sich durch eine derartige Maßregel nicht beirren lassen werden. Der Schlag der Auflösung richtet sich lediglich gegen die Liberalen, und zwar, da die Nationalliberalen ihre Zustimmung zu der Verlängerung bereits ertheilt haben, gegen die deutsche freisinnige Partei. Man sagt, daß Herrn Windthorst eine Schwächung der letzteren und eine Verstärkung der Conservativen wenig erwünscht sei. Wie dem auch sein mag, die Liberalen können von ihrem Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle" nicht abgehen. Die neu begründete Partei kann der Probe einer Neuwahl nicht ausweichen, auch wenn sich diese unter der Wahlparole: „Für oder gegen die Verlängerung des Socialistengesetzes" vollziehen wird. Deputatus.

Die Stadt Berlin vor der Frage der Steuerreform.

Wer Steuerfragen und Steuerdebatten zu den interessantesten Gegenständen allgemeiner wie praktischer Betrachtung zählt, wird selbst bei dem gebildeten Theile des Volkes nur eine sehr bedingte Zustimmung finden. Ueber den Kreis des naiven und egoistischen Interesses hinaus reicht die Theilnahme nur bei den verhältnißmäßig Wenigen, welche in den scheinbar weit auseinander liegenden Erscheinungen des öffentlichen Lebens den Zusammenhang der ganzen Volksentwicklung festzuhalten sich bemühen. Unser zeitungverschlingendes Publicum nimmt den die Spalten der Tagespresse füllenden Verhandlungen des preußischen Landtags und deutschen Reichstags über Steuerreform-Vorlagen gegenüber durchweg die Haltung des ungeduldigen Zuschauers ein, welcher den Schluß eines langweiligen Schauspiels herbeisehnt. Die fortschreitende Entwickelung zu politischer Reife und die geschichtlich gebildete Einsicht in die Bedingungen des staatlichen Lebens wird auch in Deutschland allmählich größere Klarheit über das inhaltsschwere Wechselverhältniß von nationaler Volkskraft und starken Finanzgrundlagen des Staates herbeiführen.

Anziehender und lebendiger wird schon gegenwärtig das weite Gebiet dieser Fragen, wenn man von der kühlen Sphäre des abstracten Staatsgedankens zu dem individuelleren und wärmeren Bilde städtischen Gemeindelebens herabsteigt. In der kleinsten Commune regt sich das sonst unbetheiligte Interesse, wenn die Stadtväter über den „gemeinen Säckel" zu Rathe sitzen. In hervorragendster Weise beansprucht in neuester Zeit die Stadt Berlin die allgemeine Aufmerksamkeit, seitdem sie als mächtigstes Gemeinwesen des deutschen Volkes und als dessen politische Hauptstadt zur Lösung derselben Steuerprobleme gedrängt wird, welche die hohe Politik von Reich und Staat beschäftigen. Das für den erstarkenden Reichsgedanken symptomatische Interesse der Nation für die Reichshauptstadt und das Bewußtsein, daß die gesunde und technisch-richtige Lösung des schwierigen Problems typisch sein wird für die deutsche Städteentwickelung, hebt die dort hervortretende Bewegung auf eine Höhe der Bedeutung, welche in der ganzen nationalen Peripherie eine wachsende Antheilnahme herausfordert.

Mit Recht bemüht sich die ausgezeichnete und einsichtige städtische Verwaltung Berlins, von der Erörterung und Beschlußfassung über die ihr vorliegenden Steuerreform-Fragen den jede sachliche Entscheidung durchquerenden Einfluß der Politik im engeren Sinne fernzuhalten. Aber die innere Bewegung der für die äußere Betrachtung noch stillstehenden Gedankenentwickelung zeigt in erkennbaren Zügen die menschliche Gebundenheit, über welche der beste Wille oft nichts vermag und die sich erst unter dem wohlthuenden Zwange nicht beherrschter Angriffskräfte löst. Die heute drängende Entscheidung ist keine freie. Die Stadt kann sich für ihr inneres Leben nicht isoliren weder von dem größeren ihr übergeordneten Organismus des Staates, noch von ihrem eigenen Entwickelungsgange mit seinen politischen und wirthschaftlichen Besonderheiten. Die theoretisch und bei entsprechender Willenskraft auch praktisch unschwer zu lösenden Probleme der Steuerpolitik werden verwickelt und oft unlösbar in der Verkettung der Leidenschaften, der Interessen und vor Allem der festgewurzelten Vorurtheile. Die heutige Finanzlage Berlins kann, sofern man über die nächste Gegenwart hinausblickt, als eine günstige nicht bezeichnet werden. Mit unverhohlener Schadenfreude sieht der Parteihaß und die trostlose Feindschaft alten nationaldeutschen Sondergeistes die steigende Finanznoth der mächtig entwickelten Stadt. Die weitere Zukunft wird diesen übelwollenden Propheten Recht geben, wenn nicht mit rücksichtsloser Energie und klarer Einsicht in den Zustand wie in die Auswege der jetzigen Situation praktische Schritte zu einer grundlegenden Reform gethan werden. Die städtischen Budgets zeigen für jeden aufmerksamen und mit der Sprache der communalen Finanztableaux einigermaßen vertrauten Blick nach zahlreichen Richtungen hin eine bedenkliche Progression, nach anderen vorhandene erhebliche und bevorstehende beträchtliche Degressivtendenz. Diese Situation spiegelt sich mehr und mehr in den Etatsberathungen. Die ständige Losung einer wachsenden Minderheit variirt dasselbe Thema, das uns von den Tribünen der Wahlversammlungen und des Parlaments erfolglos vorgetragen wird: Sparsamkeit. Hier wie dort erfolglos, weil das Unmögliche verlangt wird. Die gewissenhafteste und wiederholte Durchberathung des Berliner städtischen Budgets ergibt, wie bei den Landes- und Reichsetats, daß wesentliche und fühlbare Ersparnisse ohne Schädigung dringender Bedürfnisse nicht gemacht werden können. Die oft mit agitatorischer oder demagogischer Tendenz versuchten und durchgesetzten Abstriche sind entweder ohne Belang oder nur eine Vertagung der nothwendigen Abhülfe auf das nächste Jahr. Während desselben aber sind hunderttöpfige neue Bedürfnisse hervorgetaucht, deren Ablehnung selbst für den sparwüthigen Volksfreund ebenso gefährlich ist wie die Bewilligung. Wer den Berathungen des Berliner Etats und der consequent aufsteigenden Curve seiner Gesammtziffer gefolgt ist, bedarf hier keiner weiteren Beweise. Was an Ersparnissen gemacht werden konnte, hat der Magistrat redlich und oft mit schwerem Herzen selbst abgesetzt und das Collegium der Stadtverordneten nur um geringe Positionen vermehren können. Man parlamentirt mit dem Bedürfniß, aber man ergibt sich ausgehungert im nächsten Jahre. Das Schulbudget, der Etat der Canalisation, der Gas- und Wasserwerke ist schon zum Schaden der Sache künstlich auf einer Höhe gehalten, die über den Mittelsatz der Jahressteigerung emporschnellt, wenn man nur ein Jahr wartet. Diese Thatsachen sind bei den Etatsberathungen von verschiedenster Seite anerkannt und vom Magistrat mit nachhaltigem Ernst betont worden.

Trotzdem spielt der theoretische Gedanke der Ersparnisse weiter seine unheilvolle praktische Rolle — genau wie bei der Berathung des Landes- und Reichsetats. Hier wird der latente Feind wirksam, der programmgemäß selbst von seinen geheimen Partisanen ferngehalten worden ist: die Politik. Und mit ihm das Unglück aller gesunden und freien Entwickelung: die Orthodoxie. In den Berliner Stadtverordnetensitzungen ist zum Erstaunen aller Unbetheiligten ein Dogma proclamirt worden: Der Zuschlag zur Einkommensteuer in Berlin darf nur 100 Procent betragen. Der Magistrat hat nach eingehendster Prüfung und mit voller Klarheit über die Tragweite der Sache die Erhöhung des Zuschlages auf 110 Procent sowie der Canalisationsabgabe auf $1^1/_2$ Procent vorgeschlagen und von einsichtiger Seite im Stadtverordnetencollegium Unterstützung gefunden, während eine starke Opposition durchaus an dem bisherigen Satze festhalten will. Man fürchtet hier die Ausbeutung der Steuererhöhung von den demagogischen Feinden der gegenwärtigen Stadtverwaltung und fühlt zugleich mit innerem Widerstreben eine an anderer Stelle bisher bekämpfte Steuerpolitik Boden gewinnen. Man hatte einen Stolz darin gesetzt, im Gegensatz zu der seit einigen Jahren von der Regierung betriebenen Steuerpolitik an einem überwiegend auf directe Steuern gegründeten Finanzsystem festzuhalten. Bis jetzt war dies anscheinend gelungen, ohne in die unerträglichen Zustände anderer, namentlich der westdeutschen Städte mit ihren vielhundertprocentigen Steuerzuschlägen zu ge-

Digitized by Google

rathen. Jetzt zum ersten Male sieht man sich in denselben Strom unaufhaltsamer Steuererhöhung hineingezogen, in welchen immer mehr deutsche Communen den Hülferuf nach einer staatlichen und communalen Steuerreform erheben. Die letztere ist zur Zeit vom Magistrat vorbereitet und wird Gegenstand eingehender Verhandlungen werden.

Es ist in hohem Maße wünschenswerth, daß in weitesten Kreisen der Fortgang dieser Entwickelung beobachtet und durch eine ruhige Discussion gefördert wird. Das praktische Resultat derselben darf keine Einwirkung von Dogmatismus zeigen. Es ist ein Irrthum, wenn die starren Anhänger der bisherigen Steuersätze annehmen, daß man dauernd mit ihnen wirthschaften könne und daß man in Wahrheit bis jetzt ohne indirecte Steuereinnahmen ausgekommen sei. Thatsächlich schleppt sich seit Jahren ein latentes Deficit durch den städtischen Etat — genau so wie im preußischen Staatshaushalt seit den Jahren nach dem Kriege. Nothwendige, dauernde und unausgesetzt steigende Bedürfnisse sind im Extraordinarium und aus Anleihen gedeckt worden, deren Verzinsung jetzt beginnt drückend zu werden. Die heute künstlich zurückgestellten Bedürfnisse werden in den nächsten Jahren eine erschreckende Höhe annehmen, namentlich der Schul- und Hochbau-Etat. Andererseits zeigen die Einnahmen aus den Gas- und Wasserwerken sowie einigen analogen Quellen, daß man indirecte Steuergefälle nicht verschmäht hat. Der Preis für Gas und Wasser ist nicht auf die Höhe bemessen, welche für die Verzinsung und Amortisation der Anlagen nothwendig ist, sondern wesentlich höher. Man hat Licht, Wasser und Reinlichkeit besteuert. Die nach unten progressiv wirkende Miethssteuer ist von Niemandem vertheidigt, aber beibehalten. Die Befreiung der unteren Klassensteuerstufen auch von der Communalsteuer ist hinausgeschoben worden, obwohl Jedermann sie für gerecht und unvermeidlich hält.

Es ist bekannt, daß gegenwärtig die Formel für die Lösung der schwierigen Situation mit Eifer gesucht wird. Aber voraussichtlich wird ihre Discussion und praktische Anwendung noch einen langwierigen Kampf veranlassen. Die Stadt Berlin wird indeß die Natur eines staatlichen Organismus bethätigen und sich der Richtung der allgemeinen Steuerpolitik anschließen müssen. Ohne vernünftigen Ausbau des indirecten Steuersystems wird weder der Staat noch das städtische Gemeindeleben in Deutschland sich weiterhin fruchtbar entwickeln können. Die in Angriff genommene Reform der Personalsteuer wird schwerlich mehr als eine Verschiebung der Steuerlast in dem Sinne einer gerechteren Ausgleichung herbeiführen. Eine irgendwie beträchtliche Vermehrung des directen Steueraufkommens für die Städte ist nicht zu erwarten.

Es kommt gegenwärtig darauf an, die öffentliche Meinung mit den Ueberraschungen der Zukunft vertraut zu machen und eine sachliche Prüfung der Lage vorzubereiten. Es kann sich heute nicht um Wiedereinführung der Schlacht- und Mahlsteuer handeln, deren Zweckmäßigkeit der Gegenstand eines unausgetragenen Streites geblieben ist. Ueberhaupt ist die Besteuerung wirklicher Lebensmittel nicht in Frage, so daß dies schwierige Problem die Köpfe nicht zu erhitzen braucht. Es bleiben nur gewisse große Gebrauchs- und Luxusartikel, welche als „Volksdelicatessen" in den Kämpfen der Gegenwart eine so große und vielfach übertriebene Rolle spielen. Jeder einsichtige und durch die Erfahrungen anderer Länder belehrte Politiker muß dringend wünschen, daß die vier großen Luxusobjecte Zucker, Branntwein, Bier und Tabak durch die Reichsgesetzgebung in stärkerer Weise als bisher zu den öffentlichen Einnahmen herangezogen und damit die Landesbudgets entlastet werden. Erst dann werden den Gemeinden die ihnen zweckmäßiger Weise zukommenden Realsteuern überwiesen werden können. Allein auch mit den letztern werden die meisten Communen nicht auskommen, wie ein Tableau der Ueberweisungen ergibt. Selbst für den Fall der Uebernahme der persönlichen Schullasten durch den Staat wird das steigende städtische Bedürfniß auf eigene indirecte Steuern angewiesen sein. Vor Allem bietet sich hier die communale Getränke- und Schanksteuer als eines der vorzüglichsten und nach mehreren Richtungen hin segensreichsten Mittel zur Verbesserung des städtischen Haushalts. Dieser Gedanke wird siegreich seinen Lauf durch alle größeren Gemeinden Deutschlands fortsetzen, seitdem er einmal angeschlagen ist. Die hochbedeutungsvolle Agitation der neuentstandenen Vereine gegen die Trunksucht wird sich in eine organische Verbindung mit der Bewegung für die Steuerreform setzen müssen. Gegenwärtig gehen in wachsendem Maße die rheinischen Städte zur Einführung einer communalen Biersteuer über. Das öffentliche Gewissen hat bald den Widerstand in der Bevölkerung und in den Stadtvertretungen zum Schweigen gebracht. Es ist eine Forderung der Sittlichkeit und Vernunft, den maßlosen und stetig steigenden Bierconsum in Deutschland zu den öffentlichen Lasten heranzuziehen. Das Vorbild der freisinnigsten Länder muß die vielfach vorhandene Abneigung gegen diese Steuer beseitigen. Der Verein gegen die Trunksucht hat in weiteren Kreisen die unverzeihliche Verschwendung zum Bewußtsein gebracht, welche vom deutschen Volk durch den maßlosen Genuß geistiger Getränke getrieben wird. Ueber 870 Millionen Mark werden hierfür jährlich ausgegeben, während die Gesammtsteuern des deutschen Reiches nur etwa 470 Millionen betragen. Es ist die höchste Zeit, dieser Ausschweifung entgegenzutreten und gleichzeitig die Gemeindeeinnahmen mit auf die Getränkesteuer anzuweisen. Es wird demnach mit Nachdruck auf die Gesetzgebung einzuwirken sein, daß dieselbe direct wie indirect dem Gemeindehaushalt diese neuen Hülfsquellen öffnet.

Die Hauptsache aber ist, daß die Einsicht gewonnen wird, daß man dauernd für reichliche Einnahmen sorgen muß. Die Furcht vor der Demagogie darf die leitenden Elemente der Gemeinde nicht abhalten, zum Wohl Aller selbst unpopuläre Steuerpolitik zu treiben. Ein Theil der fortschrittlichen Berliner Presse hat mit Recht darauf hingewiesen, daß für große Leistungen auch entsprechende Opfer gebracht werden müssen. Es wäre eine traurige Verirrung, wenn man die segensreichen Folgen freiheitlicher Entwickelung wesentlich in der Abwälzung öffentlicher Lasten erblicken wollte. Die Freiheit wird nur mit steigenden Opfern erkauft. Ein Volk, das nur auf billige Verwaltung sehen wollte, würde am besten den aufgeklärten Absolutismus wählen. Es ist überdies ein durch die Erfahrung widerlegtes Dogma, daß eine niedrige Besteuerung unbedingt von wirthschaftlichem Segen sei. Bei Verwendung reichlicher Mittel in öffentlichem Interesse, bei Förderung der Allen gemeinsamen Anstalten für ökonomische Wohlfahrt, Gesundheit und Geistespflege ist ein ergiebiges Finanzsystem die Quelle volkswirthschaftlicher Blüthe. Wer die Lage des Proletariats in den verschiedenen deutschen Gebieten beobachtet, wird finden, daß sie in den sogenannten theuern Gegenden am besten ist. Mit den Berliner Verhältnissen verglichen ist der standart of life der arbeitenden Bevölkerung der rheinischen Industriebezirke beneidenswerth. In Kleidung und Nahrung, in Wohnung und Meublement herrscht hier ein relativ erstaunlich guter Zustand. Proletarierkinder in Lumpen oder mit nackten Füßen sieht man im Gegensatz zu anderen Gegenden höchst selten. An Stelle der Holzpantoffeln sieht man fast nur Lederschuhe. Der vom Bürgermeister einer großen rheinischen Industriestadt gestellte Antrag auf Anschaffung von Holzpantinen für die Armenverwaltung wurde von der Stadtverordnetenversammlung einstimmig mit der Erklärung abgelehnt, daß man der Bevölkerung eine solche Zumuthung nicht machen könne, da hier das ärmste Kind in Lederschuhen gehen wolle.

Das Hauptbestreben der Berliner Stadtverwaltung wird daher auf eine allgemeine Steigerung der städtischen Entwickelung gerichtet sein müssen. Die damit bedingte Vermehrung der Arbeitsgelegenheit und der Löhne, des hauptstädtischen Lebens und seiner Anziehungskraft auf Land und Volk wird eine energische Steuerpolitik glänzend rechtfertigen. Die Stadt Berlin wird sich ihrer nationalen Aufgabe bewußt werden müssen. Auf den erst in den letzten Jahren kühner betretenen Wegen wird sie sich bald aufgehalten sehen, wenn nicht mit gleicher Kühnheit an den Ausbau eines ergiebigen Finanzsystems herangetreten wird. Schon seit mehreren Jahren ist man genöthigt gewesen, an einzelnen der Verbesserung und Verschönerung der Stadt

Digitized by Google

dienenden Etats zu sparen. Die Parkverwaltung, das Extraordinarium für Straßendurchbrüche und Straßenanlagen ist künstlich niedrig gehalten, obwohl die betreffenden Anforderungen naturgemäß wachsen. Wenn Berlin die Rolle als Centrum und Blüthe deutscher Städte-Entwickelung spielen und den Proceß nationaler Einigung und nationaler Cultur fördern will, so wird es noch in größeren Zügen als bisher den Charakter der Reichshauptstadt ausprägen müssen. Der Reichthum und die Gediegenheit, mit der Städte wie Frankfurt am Main, Hamburg, Hannover, Köln und andere ihre öffentlichen Bauten und Anlagen vom Großen bis zum Kleinsten ausstatten, wird in Berlin an vielen Stellen vermißt, da hier durchweg nur mit einem nackten Minimum gearbeitet und oft in der pedantischesten Weise gespart wird. Manche Straßenzüge, die Anlage öffentlicher Plätze und Bauten zeugen noch immer von einer gewissen kleinbürgerlichen Aengstlichkeit, welche der Entwickelung der Stadt nicht mehr entspricht. Eine weitaussehende Planmäßigkeit in der baulichen Ausdehnung der Stadt ist nicht zu bemerken. Man denkt fast immer nur an das nächste Bedürfniß. Dies von der Hand in den Mund Leben ist eben aufgenöthigt durch den Mangel einer großangelegten Steuerpolitik, welche nicht mit dem kurzsichtigen Widerstande des kleinen Philisters zu markten hat. Wirkliche Freiheit des Handelns und damit eine berechnete wirthschaftliche Vorbereitung und Benutzung der Situationen ist mit einer Knauserpolitik, wie sie egoistischen und kurzsichtigen Bauerngemeinden eigen ist, nicht möglich. Berlin bietet gegenwärtig das größte praktische Beispiel einer umfassenden Selbstverwaltung. Der frühere Glaube, daß eine solche sich durch besondere Billigkeit auszeichne, ist wohl überall jetzt geschwunden. Ihr Schwerpunkt liegt in der Intensität und Volksthümlichkeit, mit welcher sie öffentlichen Bedürfnissen gerecht wird und in dem Zuge freiheitsliebender Völker zur Selbstregierung. Diese erfreuliche Entwickelung würde gefährdet werden, wenn der Nerv aller staatlichen Kraft, reichliche Geldmittel, fehlt. Power of the purse, power of the sword, sagt das engliche Wort. Macht des Geldbeutels, Macht des Schwertes. Ein kräftiges staatliches und Gemeindeleben, die Beherrschung der menschlichen Unfreiheit, die Durchführung der modernen Culturideale ist abhängig von der Kraft und Freiheit der Bewegung, welche die Herrschaft über die materielle Güterwelt gewährt. Deshalb ist ein hohes Steuereinkommen staatlicher Weisheit höchster Schluß, nicht die billige und kurzsichtige Tagesphrase „Steuererleichterung" oder der blinde Widerstand gegen die „Fiscalität". Der ebenso gegen die staatliche Einheit wie gegen die Machtstellung Berlins feindselige Particularismus, wie er immer wieder und noch in den letzten Landtagsverhandlungen hervorbricht, kann durch nichts wirksamer bekämpft werden, als durch eigene Kraftentwickelung, welche im Erfolg ihrer Größe die Gegner überwindet. Nichts wäre verderblicher, als wenn die Stadt in einer Zeit, in welcher sie zum ersten Male in ihrer Geschichte den Anlauf zu einer wahrhaft weltstädtischen Entwickelung nimmt, ihre Energie erlahmen ließe, um das formale Dogma zu retten, das sich an Namen und Ziffern klammert und den Kern der Fragen übersieht. „Die Provinz soll nicht mehr für Berlin frohnden." Dies gehässige und thörichte Wort warf ein Centrumsführer in die letzte Berathung des Etats für Kunstverwendungen für Berlin. Die Stadt acceptire mit Stolz den Satz. „Frohnde" sie für sich selbst. Sie wird dann in edler Umkehrung des unterstellten Vorwurfs nicht nur für sich, sondern für das deutsche Volk gearbeitet haben, indem sie ein Muster von selbstthätigem Gemeindeleben verwirklicht und gleichzeitig das herausbildet, was dem Reiche noch fehlt, eine vom ganzen deutschen Volke mit Liebe betrachtete nationale Hauptstadt. Läßt die Stadtverwaltung dagegen die rechte Energie und das empirische Verständniß bei der Lösung der Steuerreform-Frage vermissen, so wird die weitere städtische Entwickelung nur da Befriedigung hervorrufen, wo man sich des gegenwärtigen Dilemmas freut: im Lager der Feinde der Stadt.

Literatur und Kunst.

Carrieres Poetik.

Von Eduard von Hartmann.

Es mag unentscheidbar sein, welche der Künste sich der weitesten Verbreitung und der allgemeinsten Anerkennung erfreut; aber das wird kaum zu bestreiten sein, daß das Aesthetisiren über keine andre Kunst in so breiten Schichten des Publicums Wiederhall findet als dasjenige über die Dichtkunst. In allen Lehrbüchern der Aesthetik ist der Abschnitt über Poesie am meisten gelesen, und weder die Geschichte der bildenden Kunst noch diejenige der Musik kann sich an Verbreitung mit der Literaturgeschichte messen. Es darf deshalb eine ästhetische Behandlung der Poesie immerhin auf einen dankbaren Leserkreis rechnen, zumal wenn sie sich nicht zu sehr bei den zum Theil trockenen Formalitäten der poetischen Technik aufhält und nicht minder auf der andern Seite das Versinken in abstracte Speculationen über den idealen Gehalt der Kunst meidet. Die gewöhnlichen Lehr- und Handbücher der Poetik sagen aus dem ersteren Grunde, die Auseinandersetzungen der idealistischen Aesthetik aus dem letzteren Grunde dem Geschmack des Publicums weniger zu; will man das Interesse wirksam fesseln, so müssen die concreten Beispiele in Gestalt vergleichender Literaturgeschichte das Gerüst der Darstellung bilden, um welches sowohl die technischen Belehrungen wie auch die mehr speculativen ästhetischen Erörterungen sich gefällig herumranken, ohne die Aufmerksamkeit der Leser einseitig und ermüdend in Anspruch zu nehmen.

Ein solches Werk bietet der Münchener Aesthetiker Moriz Carriere in seinem so eben erschienenen Buch: „Die Poesie. Ihr Wesen und ihre Formen mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte." (Leipzig, Brockhaus.) Obwohl es als „zweite, umgearbeitete Auflage" des im Jahre 1854 erschienenen Buches: „Das Wesen und die Formen der Poesie" bezeichnet ist, wird man doch nicht fehlgehen, wenn man die Umarbeitung weit mehr als eine neue Arbeit ansieht. Erst das letzte Menschenalter hat z. B. auf dem Gebiete des Epos die Materialien zu einer vergleichenden Literaturgeschichte in einiger Vollständigkeit zur Verfügung gestellt. Zwischen beide Auflagen fallen ferner die Hauptwerke des Verfassers, die zweibändige „Aesthetik" und die fünfbändige „Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung". In beiden Werken nimmt die Behandlung der Poesie einen breiteren Raum ein, als sie nach der Oekonomie des Ganzen sollte, und zwar, wie der Verfasser selbst gesteht, weil sie ihm von Anfang am nächsten unter den Künsten stand. In einer dritten Auflage der Aesthetik verspricht derselbe, die Darstellung der Poesie auf das Gleichmaß mit den übrigen Künsten wieder zurückzuführen, nachdem er in dem vorliegenden Werk zur ausführlicheren Darlegung seiner Ansichten Gelegenheit gefunden. Wer Carrieres Hauptwerke kennt, findet in dem letzterschienenen keine wesentlich neuen Gesichtspunkte, wenngleich manches durch vergleichende Zusammenstellung in eine neue Beleuchtung gerückt ist; aber wenn schon jene mehrbändigen Werke zwei bis drei Auflagen erlebt haben, so wird dieser Auszug aus denselben in einem handlichen Bande unter Beschränkung auf die Dichtkunst gewiß dazu beitragen, den Autor noch beliebter zu machen, ähnlich wie seine akademischen Vorlesungen über diesen Gegenstand sich von jeher besonderer Beliebtheit erfreuten.

Für Carrieres wichtigste Leistung halte ich seine „Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung", sein eigentliches Lebenswerk, und bedeutend genug, um ein ganzes Leben auszufüllen. Hier ist zum ersten Mal die Geschichte der Ideale der Menschheit im Zusammenhang geschrieben, die Culturgeschichte unter ästhetischen Gesichtspunkt gerückt, und die schwierige Aufgabe mit umfassendster Gelehrsamkeit, feinstem Geschmack und idealer Wärme der Gesinnung behandelt. Auch die Verdienste seiner Aesthetik sind nicht zu unterschätzen. Schon das ist anerkennenswerth, daß

Digitized by Google

er die Geschichte des Schönen und der Phantasie, welche z. B. bei Hegel und Vischer die Aesthetik unförmlich anschwellt, aus derselben herausgelöst und gesonderter Behandlung unterzogen hat. Gegenüber dem Anspruch einer reinen dialektischen Entwickelung der ästhetischen Begriffe und Wahrheiten bei Hegel, Weiße und Vischer war Carriere der erste Aesthetiker der Hegel'schen Schule im weiteren Sinne, welcher nachdrücklich ein Ausgehen von der Anschauung forderte, die Dialektik verwarf und der Betrachtung der formalen Seite der Schönheit größeren Raum gönnte als die Vorgenannten. Er stellte die Aesthetik auf eine gesunde erkenntnißtheoretische Grundlage und strebte über den einseitigen (abstracten) Idealismus hinaus zu einem höheren vermittelnden Standpunkt, den er mit einer wenig glücklichen Wendung als „Realidealismus oder Idealrealismus" bezeichnete.

Sein zweibändiges Werk hat vor allen Dingen den Vorzug, ein lesbares Buch mit übersichtlicher Stoffvertheilung zu sein, was man weder von den posthumen Veröffentlichungen der Schelling'schen, Solger'schen, Hegel'schen, Krause'schen, Schleiermacher'schen Vorlesungen über Aesthetik noch von Weißes hochspeculativer Aesthetik noch von Vischers unbehülflichem, dunklem und von ihm selbst größtentheils desavouirten Werk sagen kann. Der zweite Band, welcher die Theorie der Künste behandelt, ist heute noch unbestritten das bequemste und in der Hauptsache ausreichende Orientirungsmittel auf diesem Gebiet, da Kirchmann und Köstlin sich wesentlich auf den grundlegenden Theil der Aesthetik beschränken, welcher bei Carriere den ersten Band einnimmt. Auch in einzelnen Fragen aus dem ersten grundlegenden Theil der Aesthetik ist Carriere der Wahrheit näher gekommen als die meisten seiner Vorgänger; so hat er namentlich Vischers falsche Entgegensetzung des Erhabenen mit dem Komischen aufgelöst, das Humoristische aus der falschen Unterordnung unter das Komische herausgelöst und dem richtigen Gegensatz des Tragischen und Komischen übergeordnet.

Als Carriere seine Aesthetik in erster Auflage herausgab, war soeben der erste mißrathene Versuch einer „Geschichte der Aesthetik" (von Zimmermann) ans Licht getreten; in der zweiten Auflage hat er Lotzes „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" eingehend benutzt, während Schaslers kritische Geschichte kurz zuvor erschienen war. Leider hat Carriere sich weder in der ersten noch in der zweiten Auflage entschließen können, nicht nur in Bezug auf die Geschichte des Schönen und der Phantasie, sondern auch in Bezug auf die Geschichte der Aesthetik von seinem nächsten Vorgänger Vischer abzuweichen und die Aesthetik durch Ausscheidung alles Geschichtlichen auf ihren systematischen Kern zu verdichten. So löblich auch das Bestreben ist, den Vorgängern ihr geschichtliches Recht widerfahren zu lassen, so wünschenswerth ist es doch, diese theils positive theils negative Abrechnung mit der Vergangenheit von der eigentlichen Darstellung der Aesthetik zu sondern. So anerkennenswerth ferner das Bestreben ist, zur Wahrung der Objectivität die Vorgänger möglichst mit ihren eignen Worten reden zu lassen, so führt doch solch ein ausgedehntes Citiren leicht zu einer babylonischen Sprach- und Gedankenverwirrung, da niemals zwei Aesthetiker die gleiche Sprache reden. Werden nun gar sogenannte „schöne Stellen" bevorzugt, so gewinnt das Ganze allzu leicht den Anstrich einer populären Anthologie, der zwar der Verbreitung der Bücher im Publicum, nicht aber ihrem wissenschaftlichen Werth dienlich sein kann. Die deshalb gegen Carriere gerichteten Vorwürfe könnten leicht gegenstandslos gemacht werden, wenn derselbe sich entschlösse, in der dritten Auflage seiner Aesthetik nur mit eigenen Worten zu reden und die geschichtliche Würdigung der Vorgänger in eine besondere Schrift zu verweisen.

Allerdings hängt die Neigung zum Citiren „schöner Stellen" mit einem principiellen Irrthum Carrieres zusammen, nämlich mit seinem Glauben, daß man über das Schöne auch nicht anders als schön reden müsse. Nun ist aber die Aesthetik ohnehin derjenige Zweig der Philosophie, wo am allerleichtesten statt der fehlenden Begriffe Worte sich einstellen und wo Phrasen die Dunkelheit der Probleme verhüllen; da scheint es grade auf ästhetischem Gebiet am dringendsten geboten, sich der größten Nüchternheit des Denkens und der größten Schlichtheit des Ausdrucks zu befleißigen, um überall die nöthige Klarheit und Controlirbarkeit des Gedankens zu retten. Diese Forderung, die unter allen Aesthetikern am besten von Kirchmann erfüllt ist, widerstrebt nun Carrieres Natur. Die Wärme der Gesinnung, die ihn durchglüht, den Enthusiasmus für die Sache, der ihn beseelt, drängt es ihn auch einen sprachlichen Ausdruck finden zu lassen, anstatt sie als verborgene Triebkräfte im Grunde zu behalten. Diese Eigenthümlichkeit trägt abermals dazu bei, die Popularität und Beliebtheit seiner Schriften zu erhöhen, leider auf Kosten ihrer gedanklichen Durchsichtigkeit und begrifflichen Schärfe. Nüchternheit und Präcision sind die beiden Eigenschaften die man am meisten bei ihm vermißt. Anstatt die vorhandenen Gegensätze vor dem Versuch ihrer synthetischen Lösung in voller Schärfe herauszuarbeiten, bricht seine milde conciliante Natur gern zu früh deren Spitze ab, und seine Begeisterung überredet ihn leicht, die seiner sittlichen Gesinnung genugthuenden Lösungen auch als theoretisch genugthuend anzusehen. Dies tritt z. B. in seiner philosophischen Bekenntnißschrift „Die sittliche Weltordnung" hervor, wo Theismus und Pantheismus, Freiheitslehre und Determinismus, Weltleid und Glückseligkeitsglaube u. s. w. ihre in mildem Opallicht schimmernde Versöhnung erhalten.

Die Begriffsschärfe würde im ersten Bande der Aesthetik wesentlich gewinnen, wenn die störende Unterbrechung jeder eigenen Gedankenentwickelung durch eingestreute Citate aufhörte, und mit der äußerlich gewonnenen Concentration würde ohne Zweifel auch eine innerliche Hand in Hand gehen. In der fünfbändigen Kunstgeschichte tritt der Mangel an Präcision wenig zu Tage, weil dort keine speculativen begrifflichen Entwickelungen nöthig sind; in dem neuen Werke wird er ebenso wenig merklich, weil es sich um mehr concrete Gegenstände handelt und nur einleitungsweise in populärer Form über Kunst und Leben, Sprache und Mythus, Kunst und Wissenschaft und die Stellung der Poesie im System der Künste gesprochen wird. Man thut Carriere entschieden Unrecht, wenn man in seiner Aesthetik, die so günstig zur Popularisirung der speculativen idealistischen Aesthetik gewirkt hat, blos eine Popularisirung oder doch blos eine halb-populäre, halb-wissenschaftliche Bearbeitung sieht, da sie durchaus eigenartige wissenschaftliche Verdienste besitzt; bei dem neuen Werke wird der Verfasser selbst nichts dagegen haben, wenn man es nach seiner ästhetischen Bedeutung als eine popularisirende Ausführung der betreffenden Abschnitte seiner Aesthetik bezeichnet und den eigenthümlichen wissenschaftlichen Werth desselben in den literarhistorischen Illustrationen sucht, also in der vergleichenden Geschichte des Epos, der Lyrik und des Drama, welche auch räumlich bei weitem den Löwenantheil des Werkes erhalten hat.

Ein solches Unternehmen ist meines Wissens neu, wenigstens für die epische und lyrische Poesie, während die Geschichte des Dramas allerdings schon verschiedene Versuche vergleichender Darstellung in weiterem Umfange hervorgerufen hat. In dem engen Raume eines Bandes kann es sich selbstverständlich nur um die wichtigsten Grundzüge handeln; aber mit einer solchen Beschränkung auf das Wesentlichste kann auch meines Erachtens dem Publicum nur gedient sein, da vielbändige Geschichten der epischen Dichtung, ebenso wie solche der dramatischen, außer von wenigen Fachleuten kaum gelesen werden würden. Gerade in diesen Skizzen vereinigen sich alle Vorzüge, welche den Verfasser auszeichnen. Die Eintheilung der Geschichte der epischen Poesie in eine vergleichende Darstellung des Volksepos, der epischen Kunstdichtung, der epischen Erzählung in Prosa und der epischen Gedankendichtung erleichtert die Uebersicht und das Verständniß. Ich glaube, daß Carriere mit diesem Buche die Quintessenz seiner Lebensarbeit in einer den Bedürfnissen des Publikums in jeder Richtung entgegenkommenden Form gezogen hat, und daß dasselbe aufs Beste geeignet ist, Sinn und Verständniß für die Schönheit und den idealen Gehalt der Poesie aller Völker zu wecken und zu entwickeln.

Digitized by Google

„Jetta" von George Taylor.

Der neue Roman von Professor Hausrath*) spielt im vierten Jahrhundert am Rhein und Neckar, wo Kaiser Valentinian schwere Kämpfe gegen die unendlich andrängenden germanischen Völkerschaften zu bestehen hatte. Das Dogma: Romanus utraque ripa wurde da arg zerstört, und Taylors Roman zeigt sehr anschaulich, wie die Römer das rechte Rheinufer endgültig räumen müssen. „Wir haben nicht Treue gehalten, darum gehen wir zu Grunde", sagen die abziehenden Welteroberer. Aber mit tiefem Bedauern sehen wir, wie zugleich ihre hohe Cultur verschwindet. Die Bilder des hohen Zeus und der holden Kypris weichen der Barbarei und der Anbetung morscher Zähne. Der Christenglaube verbreitet sich rasch, wenn auch noch durch ein Schisma in seinem Schoße gelähmt. Die Nicäner sind stärker, als die Arianer, hier wie überall im Westreiche. Noch will der Kaiser es mit keiner Religion verderben. Taylor hat dies hübsch exemplificirt. Valentinian ist Nicäner und besucht die Basilica, seine Gemahlin ist Arianerin und pflegt den Hausgottesdienst, und der Augustus Gratian hält es mit den Heiden und besucht ihre Grotten. Aber die Zeit naht, wo es Stellung zu nehmen gilt, und schon gewärtigen wir den völligen Sturz Roms unter dem Siegertritt der gesunden Barbarenvölker. Der Christengott triumphirt. „Fahrt wohl, Statuen und Urnen, Marmor und Rosen!" ruft einer von Taylors Römern, „die Helden im Schaffell und die Mönche zimmern die neue Welt!"

Die Titelheldin von Dahns letztem Roman, der unglückseligen „Bissula", finden wir auch in dieser Völkerwanderungsgeschichte wieder. Aber Bissula, die in der „Mosella" des Dichters Ausonius gefeierte Alemannin, ist hier nicht Hauptperson, sondern bloße Episode, ein muntere Nebenfigur, die Soubrettenrolle. Taylor macht aus ihr die Ehegesponsin des Ausonius, der da wiederum den Part des Komikers übernimmt und sogar einmal, trotz seines anderweitig abgeschlossenen Ehecontracts, als Bewerberin um die schöne Jetta, die Tochter des Comes Arator auftritt. Die stolze Römerin wählt jedoch nicht den feisten Collegen der poetae Latini minores, sondern den blonden Alemannen Rothari, den Sohn des Gaukönigs Vadomar. Auch Rothari ist, wie es einst sein Vater war, Rom ergeben, wird vom Kaiser begünstigt und hat die Führung der Alemannen in römischen Diensten übernommen. So wäre er in der That ein würdiger Gemahl für die schöne Jungfrau. Aber wenn sich Beide auch herzlich zugethan sind, trennt sie doch wieder die Verschiedenheit ihres Charakters, ihrer Bildung, ihrer Religion, ihrer Nationalität. Rothari ist Krieger, nichts weiter, einfach, tapfer und stark, einer jener sieben Fuß hohen Germanen, deren Anblick hinreicht, um die kaiserlose Stadt der sieben Hügel in Gehorsam zu erhalten. Jetta aber ist Trägerin der raffinirten Cultur Roms; sie liebt die Kunst und die Götter des Olymp, spricht wie ein Gelehrter von der Harmonie der Zahlen, aus der Pythagoras die Welt erklärt, und ist der Zauberei ergeben. Der tapfere Germane stutzt ein wenig, ehe er sich ins Ehejoch beugt, doch die Dinge sind schon zu weit gediehen. Die Hochzeit findet statt. Seine Widersacher rufen ihn aus der Brautkammer hinaus, zu den grauenvollen Prüfungen des Mithrasdienstes und Jetta scheint diesen unzeitgemäßen Mysteriencultus zu billigen. Unversehrt, aber zornig kehrt er aus der schaurigen Grotte zum Thalamos zurück. Die zarte germanische Scheu vor der Profanation des Brautgemachs, welche die Römerin nicht empfindet, hat ihn verletzt, und er bettet sich mürrisch auf seinen Wolfspelz an den Boden, indessen Jetta unwillig in dem leeren Hochzeitsgemache zurückbleibt. Erst am andern Morgen, als sie verspricht, ihm in seine schlichte germanische Pfahlhütte, die keine Hinterthüren und mystischen Gänge hat, zu folgen, wird sie seine Gattin. Dort in dem mächtigen Barbarenbau hat es einen Augenblick den Anschein, als könnten die in ihren Gefühlen und Anschauungen so verschiedenen zwei Wesen sich endlich vertragen und verstehen. Bald vereinsamt aber Jetta wieder, kränkelt, verfällt aufs Neue in ihre alten somnambulen Zustände, und das Kind, das sie ihrem Gatten schenkt, vermag den Bund nicht enger zu schließen: es ist ein blonder Alemanne und nicht, wie sie hoffte, ein Römer. Dann zieht Rothari in den Krieg. Das Wiedersehen nach vielen Monaten ist unerfreulich. Jetta hat Rotharis Wunsch, ihre hexenhafte Dienerin Phorkyas zu entlassen, nicht erfüllt, überdies „mit der Gier einer Ausgehungerten" sich wieder in ihre philosophischen und kabbalistischen Studien gestürzt und obendrein ihre ausgelassenen welschen Vettern zu täglichen Gästen ihres Hauses erwählt. So erweitert sich die Kluft von Tag zu Tag. Als Rothari gar eines Abends in seinem eigenen Heime durch einen tückischen Pfeilschuß verwundet und aufs Siechenlager gefesselt wird, da reizt ihn Jettas ungeschickte Pflege, und es gilt ihm für ausgemacht, daß Phorkyas die Schützin war und im Einverständniß mit seiner Frau handelte, während die Dienerin das Attentat doch nur auf Befehl der Kaiserin beging, die in Rothari einen künftigen Cäsar fürchtet. Stündlich zurückgestoßen, schließt sich Jettas Herz aufs Neue zu. Das Krankenlager hat die Gatten noch mehr entfremdet. Auch wie sein Knabe erzogen wird, will Rothari nicht gefallen. Soll er ein süß redender Affe werden, wie Jettas Vettern, statt ein Held wie seine Ahnen? Rothari beschließt, ihn heimlich seinen alemannischen Verwandten in Pflege zu geben, damit er aufwachse wie andere Knaben seines Blutes, aber die Mutter vereitelt den Anschlag. Sie flüchtet mit dem Kind in Valentinians Palast zu Alta Ripa, nachdem sie ihrem Gemahl, um sich seiner Verfolgung zu entziehen, ein Zaubermittel in die Augen gegossen, das den Helden für die Dauer mehrerer Tage der Sehkraft beraubt. Allein der Knabe hat sich bei der übereilten nächtlichen Flucht eine tödtliche Krankheit zugezogen, und die Zaubermittel der alten Phorkyas und ihrer Vertrauten, der Kaiserin Justina, beschleunigen seinen Tod. Er wird begraben, und Jettas Schmerz ist grenzenlos. Jetzt stürmt Rothari, der seine Sehkraft wiedergefunden, voll finsteren Grolls an den Kaiserhof, und das Erste, was er dort erblickt, ist das bleiche Haupt seines Kindes, dessen sich Justina und Phorkyas ohne Vorwissen der Mutter bemächtigt haben, um es als willkommenes Requisit für ihre wahnwitzigen Beschwörungen zu verwenden. Rothari erwürgt auf der Stelle die alte Hexe, klagt die Kaiserin offen des Mordes an, und Gratian verspricht ihm Sühne. Doch der Alemanne hat jetzt genug gesehen von dieser römischen Welt voll Lug und Trug und magischer Gräuel und lechzt förmlich nach der reinen Luft seiner heimischen Berge. Wohl kehrt er noch auf seinen Posten zurück, aber er ist entschlossen, sich von den Römern zu trennen. So leichten Kaufes gibt Valentinian seinen germanischen Feldherrn nicht frei, um so weniger, als ein neuer Krieg mit den Alemannen vor der Thüre steht. Rotharis Unglück will, daß gerade jetzt sein Bruder ihm mit anderen Beutestücken seines Hauses auch den Goldhelm heimlich überbringt, den Valentinian in einer siegreichen Schlacht gegen die Alemannen eingebüßt. Der verlorene Helm war dem Cäsar ein böses Zeichen, daß sein Geschlecht entthront und sein Nachfolger ein Germane sein werde, und nun muß er ihn gerade in Rotharis Hand sehen! Jetzt ist dessen Tod beschlossene Sache. Rothari, der durch die Bluttaufe der Taurobolien sich von der Blutschuld zu entsühnen wünscht, wird mitten in dem heiligen Act von seinen Widersachern ermordet. Sein eigener Schwiegervater führt den tödtlichen Streich, und sein Blutbruder, der Augustus Gratian, kommt in Folge eines Mißverständnisses in den Verdacht, den Mord, den er vereiteln sollte, mitverschuldet zu haben.

Das lang gedehnte Nachspiel enthält die Rache der römischen Kriemhild. Zuerst übt Jetta an den Ihrigen, den Römern, Verrath. Wahnsinn im Auge, eilt sie in des Gaukönigs Macrian Lager und führt seine Mannen hinterlistig mitten ins Castell. Die Kaiserin selbst geräth in Jettas Hand. „Kind um Kind!" schreit sie der Megäre zu, reißt den kleinen Valentinian aus den Armen Bissulas und übergibt ihn als Geißel den Alemannen. Doch ihre Rache mißlingt noch im letzten Augenblicke. Bissula weiß den jungen Prinzen den Kriegern abzuschwatzen und bringt ihn seiner

*) Leipzig, S. Hirzel.

Digitized by Google

Mutter wieder. Bald darauf wird das römische Lager gestürmt, Arator fällt, und nur mit Mühe gelingt es Jetta, die Gefangenen, die geopfert werden sollen, durch ihre Fürsprache zu retten. Und während König Macrian mit dem Kaiser Frieden schließt und ein Bündniß aufrichtet zu Schutz und Trutz, zieht sich Jetta in eine Höhle zurück, wo sie ein Anachoreten- und Sibyllendasein führt. Sie lehrt den Kindern die lateinischen Runen lesen und schreiben und gewinnt die Barbaren für Bildung und Sitte. Aber die Zauberfrau entfremdet sich die Gunst Macrians, indem sie dessen Werbung stolz abweist, und bald wird sie sogar ein Gegenstand der Furcht, des Abscheus. Die Kirche der Christianer erhebt sich gegen sie und vertreibt und ächtet sie. Da bietet ihr Gratian seine Hülfe an; er will sie in die Heimat zurückführen, für sie sorgen, sie lieben. Aber in Jetta regt sich plötzlich ein wildes Verlangen nach Rache. Will er zu dem Morde des Gemahls noch die Schmach der Wittwe fügen? Sie hat Rothari Rache gelobt, und der schmählich Gemordete soll noch ein Todtenopfer haben. Sie gibt dem Augustus ein Stelldichein im Walde, in einer grauenvollen Wolfsschlucht, die noch Keiner lebend verließ. Da erfährt sie zu spät, daß Gratian keineswegs nach Rothari geschossen hatte und auch an dessen Ermordung ganz unschuldig sei. Und sie hat ihn jetzt in den Tod gelockt! ... Sie eilt, ihm zuvorzukommen. Noch ist er nicht zur Stelle, wohl aber ein ganzer Rudel von Wölfen, die knurrend, zähnefletschend, mit grünlich leuchtenden Augen sie umzingeln. Vergeblich bekämpft sie die Bestien mit dem Zornblicke ihres zauberkräftigen Auges; ein tückisches Thier wagt den Ansprung im Rücken, sie fällt und die ganze Meute ist über ihr her. Gratian findet nur ihre blutig entstellte Leiche.

Das Wenige, was wir von Valentinians I. Kämpfen gegen die Alemannen wissen, z. B. aus den Annalen des Geschichtschreibers Ammianus Marcellinus, hat Taylor äußerst geschickt vertieft, ergänzt und poetisch fruchtbar gemacht. Aus den dunklen Andeutungen Ammians über Hortari, einen der Häuptlinge (primates) der Alemannen in römischem Dienst, den der Kaiser zum Offizier machte und der später beschuldigt wurde, an Macrian und die Vornehmen (optimates) der Barbaren verrätherische Briefe geschrieben zu haben, dann die Wahrheit auf der Folter bekannte und zur Strafe verbrannt wurde (Amm. XXIX, 4) — aus dieser dürftigen Skizze scheint die Heldengestalt Rotharis erwachsen zu sein. Es ist eine wahre Lust zu sehen, wie Taylors reiche Phantasie die dürrste historische Ueberlieferung zu vollsaftigem Leben aufblühen läßt. Alles ist sinnreich verwerthet: die beiläufige Erwähnung der Feste Robur und des Mons Pirus, der Verlust des kaiserlichen Goldhelms, die Ablenkung des Flusses Nicer (Neckar), die Operationen mit den Burgundern gegen die Alemannen, der vereitelte Versuch einer Gefangennahme Macrians, dessen Zusammenkunft mit Valentinian, der unter allen Umständen Frieden schließen will und dabei genöthigt wird, den Barbarenkönig, nicht wie Valens und Athanarich einst mitten im Strom auf Schiffen, sondern auf seinem Gebiete aufzusuchen, da die Alemannen den hinterlistigen Römern nicht trauen, — Alles gliedert und lebt sich hier aus zu hochdramatischen, farbenreichen Scenen, die der Leser so leicht nicht wieder vergißt. Die Composition ist gut, namentlich im ersten Theile. Die Erzählung kommt zwar etwas langsam in Fluß und beginnt eigentlich erst mit Jettas Auftreten (S. 60) fesselnd zu werden, läßt uns dann aber nicht wieder los und entwickelt sich in epischer Behaglichkeit und kunstvoller Steigerung. Nach Rotharis' Ermordung stockt sie wieder. Jettas Leben in der Höhle und schmerzliche Prüfungen sind zu breit behandelt, so schön auch einzelne Schilderungen sind, z. B. wie sogar der Wald der Geächteten das Gastrecht kündigt. Der Abschluß aber mit Gratians Versuchung und Jettas Tod ist wieder vortrefflich gehalten. Die Charaktere sind mit Meisterschaft gezeichnet; nicht nur die Hauptfiguren, die stolze, kluge, mondsüchtige Römerin und ihr naiver Alemanne, sondern auch die Nebenpersonen und Episoden. Wie prächtig ist der schielende Cäsar porträtirt und psychologisch consequent bis zum tödtlichen Schlagfluß durchgeführt! Er ist ein echter Römer, wie Justina eine ganze Imperatorin ist. Trefflich sind auch Rothari, Macrian, Vulfilaich gezeichnet. Wir glauben an diese Germanen; sie führen keine Maskerade auf; ihre Gewänder und Requisiten kommen nicht vom Maskenverleiher. Sie sind aus Einem Stück, echt in ihrem Fühlen und abgelegen in ihrer Sprache, ohne mit Gustav Freytags und Dahns Helden Stabreime zu stottern und gegen die Syntax zu sündigen. Sie reden einfache, gute Prosa und verzichten auf gesuchte Wendungen und alterthümlichen Krimskrams, der nach dem germanistischen Colleg schmeckt. Hier stoßen wir auch nie, wie bei Dahn, auf ein unkünstlerisches Ueberwuchern der culturhistorischen und philologischen Notiz. Wenn Taylor uns verrathen will, daß z. B. Alta Ripa das Dorf Altrip bei Mannheim ist, so verweist er nur in einer lakonischen Fußnote unter dem Texte darauf, und blos einmal accentuirt er mit fürsorglichem Eifer: Mogontiācum, Borbetomāgus, Noviomāgus. Im ganzen Buch kommt es auch nur einmal vor, daß der objective Erzähler aus dem Ton fällt: ich meine die Stelle, wo der fröhliche Ton des Meißels ebenso hell und erfreuend durch den Maienwald klingt, „wie wenn heute in den tiefer gelegenen Sandsteinbrüchen fleißige Arbeiter die Steine behauen und dabei vom deutschen Kaiser reden".

Der Stil ist schön, kräftig. Hier stört auch nie Ebers' fortwährende Rücksichtnahme auf weibliche Leser. Taylor thut sogar ein Uebriges in der Schilderung des Entsetzlichen, Peinlichen, Traurigen. Er ist gegenüber seinen Geschöpfen hart, grausam, unerbittlich, wie es freilich jene eiserne Zeit auch war. Die Scene, wie Rothari die alte Phorkhas erwürgt, streift die Grenze des ästhetisch Unzulässigen. Leider vermag Rotharis Ermordung kaum unser Mitleid zu erregen, denn die Art, wie er zuletzt in die offenkundige Falle tappt, zeugt doch von einer Einfalt, die selbst bei einem so naiven Recken das billige Maß der Wahrscheinlichkeit übersteigt. Vulfilaich, der asketische Bruder Rotharis, verschwindet auch gar zu summarisch, als der Verfasser nichts mehr mit ihm anzufangen weiß, da er ihm bei Jettas Sühne nur im Wege stehen würde. Der Leser erwartet mit Sicherheit, den Mönch schließlich an der Spitze seiner Alemannen zu sehen, und ist mit Recht ärgerlich über sein plötzliches Ende. Sonst gehen die meisten Figuren wirklich an unlöslichen Conflikten zu Grunde, zumal Jettas Tod erscheint folgerichtig und trotz seiner Schrecken fast befreiend. Ihr ist wohl, und uns ist besser. Das lobenswertheste Stück ist jedenfalls die psychologische Darlegung des ehelichen Auflösungsprocesses. Nicht minder vollendet sind die römischen, christlichen und barbarischen Pfaffen und ihre Streitigkeiten geschildert. Man merkt, daß der Verfasser da aus der Schule schwatzt.

Taylor hat auch Humor. Die frische Figur Gratians führt sich mit der Erzählung vom Bären Valentinians charakteristisch ein; fein ist auch die Ironie Rotharis gegenüber der antiken Blaustrümpfelei seiner Braut und der Liebeskampf um Jetta. Ergötzlich sind Bissula und ihr dicker Poet; die paar Kapitel, in denen das Naturkind auftritt, wiegen psychologisch und dichterisch den ganzen letzten Völkerwanderungsroman Felix Dahns auf. Lustig ist es, wie Jetta das Eheglück des Ausonius wieder herstellt; ohne allen und jeglichen Zauber, nur durch Anwendung eines alten probaten Hausrecepts, das sich in Hebels Schatzkästlein („Mittel gegen Zank und Schläge") und wohl schon früher findet. Und wie der deutsche Wald und sein Leben und Weben schön geschildert wird, so spielt auch die Thierwelt eine ansprechende Rolle. Die zahme Wölfin erinnert an Scheffels berühmten Kater Hiddigeigei. Wie humorvoll erzählt ist ihr Leben in schnöder Hundehütte, ihre Befreiung, ihre nächtlichen Streifzüge! Der Verfasser scheint mir aber zu weit zu gehen, wenn er Jetta am Halse ihres Wolfes über den Neckar setzen läßt, wenn Isegrim so manierlich ist, daß er Hasen und Rehe unbehelligt neben sich in der Höhle duldet, und wenn das außerordentliche Vieh sich am Ende gar als geschulter Todtengräber bewährt.

Theophil Zolling.

Digitized by Google

Die Fremdwörterseuche und die preußischen Schulen.

Von Herman Riegel.

Als meine Schrift wider die Fremdwörterseuche („Ein Hauptstück von unsrer Muttersprache; Mahnruf an alle nationalgesinnten Deutschen." Leipzig 1883) erschien, brachte die Magdeburgische Zeitung einen sehr gesunden Leitartikel über diese Frage, der an seinem Schlusse auf „das den Puttkamer'schen Regeln beigegebene Wörterverzeichniß" hinwies, indem er unter Anführung eines schier unglaublichen Beispiels sagte: „man meine ein Fremdwörterbuch vor sich zu haben". Und dabei rief er aus: „und das soll in der Schule gelehrt werden!"

Ich hatte bis dahin das kleine Buch nicht in die Hand genommen, weil ich von der ganzen Neuerung, die mir ebenso überflüssig als willkürlich erschien, nichts wissen mochte und sie für meine Person unbedingt ablehnte. Das aber machte mich denn doch neugierig. Ich kaufte mir also das Heft: „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen. Herausgegeben im Auftrage des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten", und sah dasselbe durch. Die Neuerungen der Schreibweise unsrer Sprache waren mir bekannt; ich fand nichts, was mich zu einer Aenderung meiner Stellung dieser Angelegenheit gegenüber auch nur im geringsten hätte veranlassen können. Ich halte das Vorgehen nach wie vor, um mit den Worten des Reichskanzlers zu reden, für „eine willkürliche Entstellung unserer hergebrachten Rechtschreibung". Aber das Wörterverzeichniß! Wahrlich die Magdeburger Zeitung hatte Recht: „man meint ein Fremdwörterbuch vor sich zu haben!" Ich, sonst gerade nicht schreckhaft, bekam doch einen gewaltigen Schrecken und mußte mir die schmerzliche Frage stellen: ist das in der That das Deutsch, um dessen Rechtschreibung es sich beim Unterrichte „in den preußischen Schulen" hier handelt?

Doch ich will dem Leser zunächst einen Bericht über dieses Wörterverzeichniß geben.

Das Wörterverzeichniß umfaßt auf 25 Druckseiten zu je 3 Spalten im ganzen etwa 3500 Wörter und darunter rund 1500, in Buchstaben eintausendfünfhundert, fremde, nicht deutsche. Das heißt also Dreisiebentel oder beinahe die Hälfte aller hier aufgeführten Wörter sind Fremdwörter, reine Fremdwörter, die in ihrer Form sofort ihre Zugehörigkeit zu einer fremden Sprache erkennen lassen und die, bis auf einige wenige vielleicht, ganz und gar zu entbehren sind. Ich habe Wörter wie Partei, Katalog, Nation, Modell, Nerv und dergleichen mehr gar nicht mitgezählt, weil ich dieselben als in unsere Sprache aufgenommen erachte, obwohl manches dieser Wörter dermaleinst auch durch einen Ausdruck rein deutschen Ursprungs sich würde ersetzen lassen. Doch auf solche Einzelheiten kommt es gar nicht an. Das Bestreben, die deutsche Sprache von dem ihr anhaftenden Unflath zu befreien, richtet sich gegen das Uebermaß fremder Eindringlinge und ganz besonders gegen die Masse der französischen Schmarotzer. Von einzelnen Wörtern und selbst von einer Hand voll solcher Wörter wird kein verständiger Mensch viel Aufhebens machen. Aber das ist doch noch etwas Anderes als die Verwälschung und Verquatschung der deutschen Sprache. Das „Wörterverzeichniß" scheint nun aber in der That die Verwälschung, die echte und richtige Fremdwörterseuche recht hegen und pflegen zu wollen. Das Gift wird der Jugend nicht tropfenweise, nein gleich eimerweise eingeflößt, die Verquatschung der Sprache wird methodisch betrieben und zu einer Aufgabe der Schule gemacht. Es gibt Spalten in diesem Wörterverzeichnisse, wo nicht ein einziges deutsches Wort steht, wo unter den 44 oder 46 Wörtern, die sie enthalten, die größere Hälfte der französischen, die kleinere der lateinischen Sprache angehört. Lauter wälsche Ausdrücke! Da möchte ich denn doch lieber gleich französisch oder lateinisch reden. 25 bis 30 und selbst 40 fremde Wörter auf der Spalte bilden die Regel. Nur einige wenige Spalten mit 2, 3 oder überhaupt nur einer geringen Zahl von Fremdwörtern kommen vor. Der Buchstabe W. ist der glücklichste. Auf drei und einer halben Spalte hat er nur ein einziges Fremdwort, dafür freilich auch eines der alleralbernsten, das urdumme Wort Waggon, das echten alten deutschen Ursprungs ist, eine englische Form hat und französisch ausgesprochen wird. Und so etwas wird der Jugend auf den „preußischen Schulen" unter dem Aushängeschilde „deutscher Rechtschreibung" beigebracht!

Was aber soll der Ausländer, der die „deutsche" Rechtschreibung aus den amtlichen Lehrmitteln erlernen will, von unsrer Sprache denken? Müssen wir uns nicht vor ihm und vor uns selber schämen? Es wird so viel von dem „Gefühl für nationalen Anstand und Würde" gesprochen, in den Reichs- und Landes-Vertretungen, in den Zeitungen, in Vereinen und wo sonst nicht überall. Eine Partei sucht die andere damit zu verkleinern oder auch zu gewinnen, sich selbst aber nicht wenig damit zu brüsten und zu heben, — aber von einem Gefühl nationalen Anstandes in Bezug auf die deutsche Sprache sind kaum irgendwo Spuren zu entdecken. Die unselige Neuerung der Puttkamer'schen „Regeln" leitet mit ihrem „Wörterverzeichniß" sogar amtlich zur stärksten Vergiftung und endlichen völligen Abtödtung alles nationalen Sprachgefühles an. O Jammer über Jammer!

Was würde man in Frankreich darum geben, wenn man eine genaue Kenntniß dieser Zustände haben könnte! Wie würde man über uns herfallen und uns höhnen! Von der République française bis zum Antiprussien, vom Univers bis zum Voltaire würden die Zeitungen jubelnd die Lärmtrommel rühren und die Deutschen verspotten, die eine Nation sein wollen, — mit einer nationalen Sprache, die halb französisch ist. Wie würden sie die unendlich überlegene Bildung und Bedeutung der Franzosen mit dem höchsten Grade ihrer Eitelkeit, ihres Stolzes und ihres Dünkels in das hellste Licht setzen! Und hätten sie nicht recht? Und was sollten wir erwidern? Wir füttern das Elend Tag für Tag und merken es gar nicht. Und doch ist es nicht nur an sich selbst so groß und beschämend, noch mehr ist es verhängnißvoll als ein Zeichen der inneren Lage des deutschen Volkes. Was ist aller Ruhm und aller Reichthum nütze, wenn die Nation an ihren geistigen und sittlichen Gütern krankt und Schaden nimmt!

In den dem Wörterverzeichnisse vorangehenden Regeln wird auf 4 Seiten (S. 16—19) Anweisung „über die Schreibung der Fremdwörter" gegeben, und nachher werden anderthalbtausend dieser Fremdwörter ausführlich verzeichnet. Das heißt doch so viel, daß diese Fremdwörter als Bestandtheil des Sprachschatzes amtlich angesehen werden, den man in den preußischen Schulen für deutsch ausgibt und dessen Rechtschreibung man regeln wollte. Denn daß diese Sprache noch die deutsche genannt werden könnte, darf doch nur Der behaupten, der gar keinen lebendigen Begriff vom Wesen und Geist der deutschen Sprache hat, der kein Gefühl für nationalen Anstand besitzt und der nicht weiß, wie stark und nachhaltig das fremde Wort die Gesinnung beeinflußt. Da stehen sie in geschlossenen Reihen, diese Franzosen! Auf dem Schlachtfelde haben wir sie überwunden, nicht aber auf dem Felde unserer Sprache. Da herrscht noch ganz die schmählichste Unterjochung, die albernste Affferei. Affaire, — affrös, — Assemblee, — Balance, — charmant, — Parasol, — Revanche, — soupieren, — Jalousie, — brillant, — Etage, — changieren, — Cousin, — genieren, — Queue, — Recherche, — transpirieren, — rikoschettieren, — Raffinement, — Eloge, — Decharge, — Entree, — Chance, — Chaine, — Nuance — und so fort, schier ins Unendliche. Die Belehrung über diese Wörter und deren Schreibung gehört doch in die französische Sprachstunde, aber im Leben nicht in den Unterricht über die deutsche Rechtschreibung.

Uebrigens halte ich die Gesichtspunkte, nach denen die „Schreibung der Fremdwörter" behandelt wird, größtentheils für ganz falsch. Es wird „Entree" geschrieben, aber kein Mensch spricht Entree; es wird Angtreh gesprochen. Man schreibe

Digitized by Google

deshalb doch Entrée und lasse dem französischen Worte sein Recht, seine Natur und seine Gestalt. Wenn es hernach der „preußische Schüler", der noch nicht französisch gelernt hat, auch nicht versteht, so achte ich das für doppelten Gewinn: er wird dann einen deutschen Ausdruck gebrauchen. Statt affreux wird affrös geschrieben, aber es bleibt Affaire stehen und es wird nicht Affäre geschrieben. Man verwandelt in ricocheter das c in k und das ch in sch und schreibt rikoschettieren, aber läßt das c in Carré (so!) und das ch in hundert Wörtern unverändert stehen. Man schreibt Kurs und Kurier, aber Cour und courant. Man schreibt Nuance mit dem deutschen u und weiß doch, daß das Wort nicht Nuanze gesprochen wird, sondern Nüangs. So flickt und quacksalbert man an den Wörtern herum, um ihnen einen Schein deutscher Schreibweise zu geben, — aber die Art, wie sie gesprochen werden, ist und bleibt die ursprüngliche, französische.

Dann wieder schreibt man Attaque, setzt aber in Klammern Attacke dabei: man hält also hier die französische, echte Schreibweise für richtig, läßt aber die deutsch zurecht gemachte auch „als zulässig gelten" (S. 22). Dagegen hält man die deutsch zugestutzte Allianz für richtig, aber die echte Alliance nur für zulässig. Banquier ist die Regel, aber Bankier ist zulässig, während Billete (Mehrzahl) für richtig, Billets für zulässig erklärt werden. „Ce n'est pas logique" pflegt der Franzose in solchen Fällen zu sagen. Ganz besonders auffallend ist aber dieser Mangel an Klarheit und Folgerichtigkeit in Bezug auf die Schreibung des c. Bei einem Worte steht für den C-laut das z und daneben dann oft in Klammern als auch zulässig das c, — bei einem anderen ist es gerade umgekehrt. Man liest: Patricier (Patrizier), aber daneben Parzelle (Parcelle); man liest Particip (Partizip) und doch Prozent (Procent), dann wieder liest man Präcedenzien, aber auch prätentiös, beides ohne weiteren Beisatz. Wer kann in dieser Willkür „Regel" finden?

Zwar werden ja Regeln „über die Schreibung der Fremdwörter" aufgestellt, aber das ist nur scheinbar. Denn diese Regeln bestehen nur darin, den Sprachmischmasch, wie er nun einmal von vielen Leuten getrieben wird, so wie er steht und liegt, aufs Papier zu bringen. Da heißt es z. B., der Laut a, nämlich der deutsche Laut a, wird durch das französische e bezeichnet in Appartement, Emballage, Entree, Pension. Dieses französische e sieht aber gedruckt genau so aus wie das deutsche e, und der preußische Schüler, der noch nicht französisch gelernt hat, kann demselben doch unmöglich anriechen, wo es herkommt und was es vorstellt. Hinaus also mit solchen Zwittergeschöpfen aus dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung! Doch ich thue dem amtlichen Regelhefte unrecht. Es ist bescheiden genug, es hat nur Anweisungen „über die Schreibung der Fremdwörter" geben wollen, es verzichtet also selbst und von vorn herein auf die Aufstellung von Regeln über die Rechtschreibung der Fremdwörter.

Zusammengesuchter, nackter Erfahrungskram ist hier geliefert, und es ist so ein Stoff zusammengehäuft, wo jede wissenschaftliche Methode fehlt und dessen Bewältigung an das Gedächtniß des Schülers Riesenansprüche erhebt. Da verbannt man aus etlichen hundert deutschen Wörtern ein h oder ein e, nur damit der viel geplagte theure Schüler die Sache einfacher habe und sein Gedächtniß nicht so zu quälen brauche. Aber tausend französische Wörter, die bald französisch geschrieben, bald deutsch zugestutzt, bald halb französisch und halb deutsch zurecht gemacht sind: die soll er auswendig lernen. Und was lernt er damit? Die schöne deutsche Sprache verhunzen. Dazu, denke ich, sollten doch die Zöglinge der „preußischen Schulen" zu gut und zu kostbar sein.

In diesem Augenblicke, wo eine nationale Bewegung in Fluß kommt, um dem Unwesen der Fremdwörterseuche von der Schule aus zu begegnen, wo mehrere erleuchtete deutsche Bundesregierungen in diesem Sinne vorgehen, wird die preußische Schule zum eigentlichen Hecknester dieser Seuche gemacht. Oder will man dies zu leugnen wagen? Was sollen dann aber diese 1500 Fremdwörter hier in diesem „Wörterverzeichnisse" bedeuten? Doch nur, daß es selbstverständlich ist, sie anzuwenden, — auch auf den preußischen Schulen! Die Schüler und Schülerinnen werden also in bester Form angeleitet und abgerichtet, ein Kauderwälsch zu reden, in dem jedes zweite oder dritte Wort ein fremdes, ein französisches ist.

Aber auch ganz entlegene gelehrte Fremdwörter enthält das „Wörterverzeichniß", die vielleicht zum Theil in der obersten Gymnasialklasse einmal auftauchen können, aber doch auf der ganzen großen Masse der „preußischen Schulen" nicht die geringste Spur eines berechtigten Vorkommens besitzen: Chrie, Solöcismus, Syllogismus, Votant und viele andere Ausdrücke mehr. Was soll das?

Ich ziehe den Schluß. So überflüssig und willkürlich die „Regeln für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauche in den preußischen Schulen" sind, so schmählich, verderblich und beschämend ist das denselben beigefügte „Wörterverzeichniß". Hier thut Abhülfe, schleunigste Abhülfe Noth. Möchte sich doch der Herr Cultusminister von Gosler, dessen klarem und ruhigem Wirken man schon so manches Gute und Heilsame verdankt, entschließen, die deutsche Nation von dieser Schande lieber heute als morgen zu befreien! Millionen würden es ihm danken und großen Segen würde er stiften.

Bei der gesammten Sachlage, von der dieses traurige Bild doch nur ein einzelnes Zeichen ist, muß immer und immer wieder die Forderung nach der Errichtung einer Akademie der deutschen Sprache erhoben werden, wovon ich in meiner Eingangs erwähnten Schrift gesprochen habe. Die Akademie der deutschen Sprache ist das einzig zuverlässige und würdige Mittel, um den Kampf gegen diese entehrende Fremdwörterseuche nach einheitlichen und höheren Gesichtspunkten, sowie mit der Bürgschaft vollen Erfolges zu führen oder doch zu leiten.

Certaldo.

Eine toscanische Skizze von Ludwig Hevesi.

(Schluß.)

So viel scheint gewiß, daß selbst die züchtigsten Certaldesinnen mehr vom Decameron wissen, als von den gelehrten Werken ihres Mitbürgers über die berühmten Frauen (deren Reihe er mit Eva beginnt) und über die heidnischen Götter und über die „Berge, Flüsse und Seen". Man guckt ihnen unwillkürlich nach den Fingern, ob man nicht an einem hübschen weißen Goldfingerchen die drei Ringe erblicke, welche sich Lessings Nathan von Boccaccios Melchisedech geborgt. Und selbst den Gärtner, der da in der Sonnengluth schweigend seine Salathäupter begießt, möchte man für irgend einen Masetto von Campovecchio halten, der sich stumm stellt, um im Nonnenkloster Gärtner sein zu dürfen. Und der gichtbrüchige Steinheilige dort an der Ecke, heißt er nicht San Ciappelletto? Denn welcher andere könnte es sein, als dieser von Boccaccio erfundene, den noch immer kein Kalender aufnehmen will? Und doch ist ja Certaldo an allen diesen Dingen ganz unschuldig, Neapel und Florenz sind das wahre Certaldo, der küssende Hof und der raufende Bürgerstaat. Neapel besann sich keinen Augenblick, dem Dichter eine Fiammetta zu liefern, ein lichterloh entflammtes Königskind, die natürliche Tochter König Roberts dem natürlichen Sohne des Kaufmanns Boccaccio di Chellino. Und Florenz machte eine Staatsangelegenheit daraus, daß die „Deputati" des Papstes, welche Anno 1573 das Decameron nach den Vorschriften des heiligen Concils von Trient zu verbessern und zu säubern hatten, ihnen den Pfarrer von Varlungo in der 72. Novelle zurückgeben sollten, dieweil er ihnen bereits zum Sprichwort, zu einem Stück Muttersprache geworden sei. Welche moralische Genugthuung für einen todten Dichter, der sich selbst für höchst unmoralisch gehalten und seinen Freund Cavalcanti bei seiner Freundschaft beschworen hatte, das unfläthige Buch seiner jungen Frau ja nicht in die Hände zu geben, wie er in unglaublicher Verblendung, wenn nicht eher in natürlicher Lebensklugheit beabsichtigte.

Digitized by Google

Auch etliche Bruchstücke vom zerstörten Grabmal Boccaccios sind in eine Wand dieses Zimmers eingelassen. „Dieser Stein deckte die Asche Giovanni Boccaccios in der Kirche der Heiligen Jacobus und Philippus zu Certaldo", bezeugt eine beigefügte Inschrift. Ein armseliger, zerbrochener Stein, der letzte Rest des schönen Grabmals, das man 1783 aus der Kirche der „Canonica" hinauswarf, als Großherzog Leopold I. das Begraben in den Kirchen aus Gesundheitsrücksichten verbot; der beschränkte Unterthanenverstand hielt das Gesetz für rückwirkend bis ins dunkelgraue Mittelalter. Die Kirche dient jetzt als Töpferwerkstätte und Niemand bedauert den Verlust der berühmten literarischen Knochen lebhafter, als der Töpfer, der dadurch um ein Vermögen an Trinkgeldern kommt. Der Dichter hatte dem heiligen Jacob mehrere Kirchengefäße und eine Madonnenstatue vermacht, damit er sein Grab ehrlich schütze, aber Jacobus wich nach langem Widerstand der force majeure und Boccaccios Reste gingen verloren, nachdem ihr Hüter, der wackere Pfarrer der Canonica, ins obere Arnothal versetzt worden war. Welcher Pflug geht jetzt über die berühmte Grabschrift, die der Greis sich selber an den Leib gedichtet?

Unter dem Stein allhier ruhn Asch' und Gebeine Johannes',
Aber es sitzt sein Geist vor Gott, mit des sterblichen Lebens
Arbeit geschmückt und Verdienst. Bocchaccius war ihm Erzeuger
Und Certaldo die Heimat, Beruf die erhabene Dichtkunst.

„Genitor Bocchaccius illi, Patria Certaldum, studium fuit alma poesis." Die Worte haben etwas entschieden Lapidarisches. So schreibt ein Todter über sich selbst. Er sargt sich selbst ein und schlägt mit kurzen festen Hammerschlägen einen Nagel nach dem andern in den Deckel. Denn längst ist der Dichter Boccaccio todt und es ist der Gelehrte Boccaccio, der ihn hier feierlich begräbt. Er sammelt jetzt Reliquien und bittet alle Welt um Verzeihung, daß er die hundert Novellen geschrieben, er sei damals noch ganz jung gewesen und wolle es gewiß nicht wieder thun. Manchem seiner Verehrer schien das eigenhändige Epitaph viel zu kurz und sein Zeitgenosse Coluccio Salutati verfaßte darum folgende ausführliche Nachschrift dazu, ein Kapitel der Literaturgeschichte in lateinischen Hexametern:

Dieses schrieb Johannes Bocchaccius über sich selbst:
Colucius Pyerius fügte Folgendes bei:

Rühmlicher Dichter, warum im bescheidenen Ausdruck der Rede
Uebergehst du so Vieles von dir? Du steigerst die Tristen
Hoch empor durch herrlichen Sang. Du fassest der Berge,
Wälder und Quellen, der Ströme und Seen und Teiche und Meere
Namen, mit emsigem Fleiß ergründend Jedes, zusammen.
Aller berühmten Männer unselig Schicksal erkundest
Du von Adam dem Ersten herauf bis auf unsere Zeiten.
Hell und laut verkündest den Ruhm du der wackeren Mütter.
Du erspähst die verborgenen Keime der sämmtlichen Götter,
Sie in göttlichen Büchern der Welt zu erzählen und Keinem
Weichst du der Alten. Aus tausend Werken kennt dich das Volk und
Hält in Ehren dich hoch. Keine Zukunft wird von dir schweigen.

Die Loggia im Obergeschoß ist ein gar lauschiges Plätzchen, bei Tage sich zu sonnen, des Abends sich zu kühlen, je nachdem der ehrwürdige Dichter-Leichnam dessen eben bedürfen mochte. Hoffentlich hatte sie gegen die Gasse Vorhänge und auf ihrem rothen Ziegelpflaster einen Teppich liegen. Vollends ist es eine Herrlichkeit, auf dem trotzigen Hausthurme zu stehen und das toscanische Paradies zu überblicken. Unmittelbar dem Rundschauer zu Füßen kauert sich die kleine Altstadt, in einer Art Vertrauensseligkeit, daß er nicht etwa aus Unachtsamkeit oder Muthwillen einen Fuß auf sie setzen werde und sie zerstampfen wie einen Maulwurfshaufen. Fast jedes Haus übrigens — das sieht man von hier am besten — hat einen solchen kurzen, dicken Thurm auf dem Dache; diese Baukunst war ja Kriegskunst in alter Zeit. Einige Häuser sind villenartig gebaut, z. B. das des Marchese Istiozzi aus Florenz, mit seinem hübschen Hof und rothen Pavillon. Weiter unten streckt sich die harmlose Neustadt, so weit ihre etwas kurze Decke reicht. Ringsumher aber ist eine der lieblichsten Landschaften verbreitet; die behagliche Thalebene der Elsa, deren fette Krume das schwerste Korn Toscanas und die üppigsten Maulbeerbäume nährt und sich alljährlich in Wein und Oel badet, unbekümmert um gelegentliche Missethaten des Flüßchens Ghiena, das sich im Winter Einiges von diesen Herrlichkeiten als Steuer zu holen pflegt. Ringsum ein Kranz von erdfahlen Hügeln, deren Grün längst ein Raub des Sommers geworden, auf deren Kuppen aber meist selbstbewußte Dörfer oder Städtchen sitzen, von spitzen Cypressen umstarrt wie von Palissaden. Ganz in der Ferne, im Westen aber, am „Kapuzinerkloster" und den Cypressen vorbei, steht auf einem viel höheren Berge eine viel größere Stadt, oder vielmehr ein merkwürdiges Gebilde, einem riesigen Krystallgefüge ähnlich, welches eine dichte Gruppe regelmäßiger Prismen in die Höhe schießen läßt und links daneben einen großen viereckigen Block, die „harceri", das Gefängniß. Auch ohne zu fragen, weiß man es sofort, das kann nur San Gimignano sein, die Stadt Benozzo Gozzolis, die „Stadt der schönen Thürme". Ach ja, sie war es; seitdem aber die wehrhaften Familienthürme des Mittelalters Steinbrüche geworden sind (man bezahlt jetzt 15 Centesimi für jeden der größeren Steine), verschwindet ein Thurm nach dem anderen und von den vierundsiebzig sind nur noch dreizehn übrig. Unten aber mitten in der Thalebene erheben sich zwei seltsame Hügel, eirund, wie mit dem Zirkel umschrieben, ihre flachen Rücken dünn mit Bäumen bestanden. Welchen Namenlosen sind diese Tumuli gethürmt worden in datumloser Zeit? Man hat Kammern in ihnen gefunden, in denen einst Getreide aufbewahrt wurde. Und vor dem Getreide? Daß diese Hügel sehr alt sind, gibt auch der Führer zu: „Hügel aus der Zeit des Boccaccio", sagt er. Die Herrlichkeit des Rundblicks füllt das Auge, ohne es zu sättigen. Welch tiefer Friede da oben, wie platonisch wehen die Lüfte, oder lucrezisch wenigstens. Man hat sich von der Erde entfernt und dem Himmel genähert. Wenn man auf einem solchen mittelalterlichen Hausthurme steht, geht Einem Manches auf, was man sonst nicht geahnt hätte. Man stelle sich Dante vor auf dem Thurme seines Hauses sitzend in schweigender Nacht, während der funkelnde Sternenhimmel Italiens über ihm und um ihn her seine geheimnißvollen Kreise zieht. In solcher Nacht, auf solchem Thurm muß sich ihm das Gesicht offenbart haben vom ewigen Wirbelreigen der Sphären. Im Anblick der Plejaden hat er zum ersten Male das Auge jenes Adlers (Paradiso, Canto XX) geschaut, das aus sechs glänzenden Seelen zusammengesetzt ist, unter denen der Psalmist als Pupille leuchtet; das blitzende V der Hyaden und das diamantene H des Orion waren seine Vorbilder für die mystischen Buchstaben, zu denen sich ihm die leuchtenden Geister in der Sphäre des Jupiter ordnen. Man hat die frühen Fortschritte der Araber in der Sternkunde aus der Pracht und Klarheit des Sternenhimmels der Wüste erklärt; ebenso ist auf den Hausthürmen des dreizehnten Jahrhunderts die mystische Astronomie der Divina Commedia entstanden und auf einer ähnlichen Sternwarte hat Boccaccio dieselbe nachzuempfinden gestrebt, als die Republik Florenz ihn zum öffentlichen Erklärer des Nationalgedichts bestellte. Als sinnliche Natur faßte er freilich seine Aufenthalte in Certaldo, zu denen ihn die Erbitterung über die politischen und socialen Umstände in Florenz trieb, mehr bucolisch auf. In seinem Trostbrief über die Verbannung, den er 1361 an seinen reichen Leidensgenossen Pino de' Rossi richtete, schildert er sein Landleben im Vaterhause folgendermaßen: „Ich bin, getreu meinem Vorsatze, den ich Euch mittheilte, nach Certaldo zurückgekehrt und habe hier unter weit geringeren Schwierigkeiten, als ich gedacht hatte, angefangen mein Leben zu trösten. Auch beginnt mir schon das grobe Tuch zu gefallen und die ländliche Nahrung, und daß ich den Ehrgeiz, die Widerwärtigkeit und Protzigkeit unserer Mitbürger nicht sehe, ist mir ein solcher Seelentrost, daß, wenn ich nur auch nichts davon zu hören brauchte, mein Behagen dadurch wahrscheinlich noch bedeutend wachsen würde. Statt des geschäftigen und unablässigen Getümmels der Bürger sehe ich Triften, Hügel, Bäume mit grünem Laub und bunten Blüthen bedeckt, Dinge, welche die

Digitized by Google

Natur naiv hervorbringt, während bei den Bürgern jede Bewegung falsch ist; ich höre Nachtigallen singen und andere Vögel, und das macht mir kein geringeres Vergnügen, als es mir ehedem Beschwerden machte, den ganzen Tag die Betrügereien und Unredlichkeiten unserer Bürger mit anzuhören. Mit meinen lieben kleinen Büchern (libricciuoli) kann ich, so oft ich Lust habe, ohne jedes Hinderniß frei verkehren. Und um in wenigen Worten den Zustand meines Geistes auszudrücken, sage ich Euch, daß ich hier, sterblich wie ich bin, die ewige Glückseligkeit würde zu schmecken und zu fühlen glauben, wenn Gott mir einen Bruder gegeben, oder vielmehr mir keinen gegeben hätte."

Den Brief an Pino de' Rossi kennt das große Publicum nicht, wohl aber ist ihm die oben erwähnte Novelle bekannt, in welcher das Leben von Alt-Certaldo so gemüthlich geschildert wird. Das Elsathal ist das Nilthal Toscanas; Getreide und Zwiebeln sind sein Reichthum. Ein fattes Völkchen hauste daselbst und auch Frate Cipolla, der Mönch des heiligen Antonius, kam nur wegen der nahrhaften Kost so häufig dahin und predigte den gastfreien Leutchen, nach dem Essen und vor dem Essen, und wollte ihnen sogar eine Feder aus dem Fittig des Erzengels Gabriel zeigen, wozu er sie sämmtlich in den Schloßhof bestellte. Aber satte Leute sind stets zu allerlei losen Streichen aufgelegt und so vermaßen sich zwei muthwillige Jünglinge, Giovanni del Bragoniere und Biagio Pizzini, dem Frate die Reliquie zu mausen und den Schrein mit Kohlen zu füllen. Fra Cipolla jedoch faßte sich rasch und zeigte der Versammlung diese Kohlen als einen Theil derjenigen, auf denen der heilige Laurentius geröstet worden, ja er machte sogar jedem Anwesenden ein schwarzes Kreuz damit auf das weiße Gewand. Das Schloß, in dessen Hofe solches geschehen, steht noch aufrecht, wenn es auch mit gelitten hat in der großen Feuersbrunst, als die Neapolitaner Anno 1479 nach ihrem Sieg über die Florentiner bei Campo di Poggio das feste Certaldo verbrannten. Es heißt Pretorio, oder Munizipio, oder Tribunale (man nimmt es nicht so genau) und sieht gar anziehend aus in seinem Verfalle. Der Thorbogen ist tief in den Boden gesunken oder es hat sich das Erdreich an ihm emporgestaut, die Bildsäulen sind längst verschollen, aber die Thorhalle schimmert noch von alten Fresken und großmächtigen Wappen und vielzeiligen lateinischen Inschriften. Im Hofe sind sogar alle Wände, durch sämmtliche Stockwerke bis ans Dach hinauf, buntgescheckt von heraldischen Seltenheiten. Alle florentinischen Vicarii, welche im Lauf der Jahrhunderte diesen Palast bewohnt, haben ihre Familienwappen an den Wänden desselben zurückgelassen. Die meisten sind echte Kunstwerke im Stile der Robbia, aus farbig glasirtem Thon, mit prächtigen Fruchtschnüren, bausbackigen Genien und einem Geschnörkel umgeben, das der Reihe nach alle Launen von Früh-, Hoch- und Spätrenaissance, ja sogar Barock durchmacht. Als Leopold das Vicariat eingehen ließ, hörte auch dieser liebenswürdige Wetteifer auf; in neuerer Zeit hat man dafür zu stehlen begonnen und gar manches schöne Wappen in aller Stille entführt. Immerhin bleiben noch genug der unregelmäßig über die Wände verstreuten, daß man ein Stündchen sich an ihnen und den entsprechenden Inschrifttafeln ergötzen kann, deren Jahreszahlen ein halbes Jahrtausend weit zurückreichen. Wie eine Parodie nimmt sich unter ihnen ein hellgoldener Markuslöwe aus, allerdings nur auf dem Geschäftsschilde der Assicurazioni Generali in Venedig, wo man den Palast gegen Feuer versichert hat. Auch von den alten Certaldasen, die hier, am Fuße der zweiarmigen, säulengestützten Hoftreppe, die Kohlen des Frate Cipolla verehrt haben, ist keine Seele mehr übrig; nur armseliges Bettelvolk lungert in den Winkeln und fällt dich an; wo nur die Leute die viele Armuth hernehmen, die sie zu ihrem Geschäftsbetrieb brauchen!

Ich ging langsam hinunter nach Neu-Certaldo, zum blutjungen Wirth Guido, dessen noch jüngeres Frauchen eben einem Ereigniß entgegensah, das im Decameron nicht selten vorkommt. Ich mußte in die geräumige neue Kirche hinein, deren weiße Wände noch ihren Benozzo Gozzoli erwarten, und dann mußte ich die fiera im Garten des Gemeindehauses besichtigen, die fiera di beneficenza zum Besten der Verunglückten von Casamicciola. Da waren Tausende von kleinen geschenkten Gegenständen, welche verlost werden sollten, darunter das Geschenk des Königs, eine silberne Zuckerdose mit Zubehör, und das des Papstes, eine Camee mit der Himmelfahrt Mariens als Busennadel; das waren die beiden Haupttreffer. Jeden Sonntag und Donnerstag, den halben Sommer hindurch, war fiera und die Schönen von Certaldo suchten möglichst viel Loose zu verkaufen. Das hübsche sechzehnjährige Rothköpfchen, die Jungfer Schwägerin des Wirthes, rühmte sich, das letzte Mal 101 Lire erlöst zu haben. Freilich geschieht auch etwas, um die Leute aus der ganzen Provinz herbeizulocken. Aus Empoli, Florenz, Siena kommen ganze Karawanen zu Wagen und Eisenbahn; die Velocipedisten von Florenz lassen sich bewundern, auf dem Corso von Certaldo ist Pferderennen (einen eigenen Rennplatz, wie das nahe Castel Fiorentino, haben sie leider noch nicht) und die Musikbande von San Gimignano spielt dazu auf. Kurz, es ist ganz herrlich; wenn nur schon wieder Sonntag wäre — oder wenigstens Donnerstag! seufzte sie, die kleine Fiammetta nämlich mit den 101 Lire. Sie sprach wie geschrieben; den Rothköpfchen, und wohl auch den Schwarzköpfchen, im correcten Val d'Elsa ist ja die Grammatik angeboren. Darum ist auch in dem dicken Buche*) des Herrn Giovanni Papanti, der eine Novelle Boccaccios in sämmtlichen Dialekten der Halbinsel, von dem deutschen der Sette Comuni bis zum griechischen der letzten Italioten im Süden abgedruckt hat, gerade der von Certaldo einer der uninteressantesten. Aber das stört Fiammetta nicht im Geringsten, sie schwatzt so zuversichtlich drauflos, als spräche sie spottschlecht und ich wäre von der Accademia della Crusca eigens entsendet, alle Bocksprünge ihres Züngleins aufzuzeichnen und auf Staatskosten herauszugeben.

Aus der Hauptstadt.

Die Shakespeare-Inscenirungen im Deutschen Theater.

Von Rudolph Genée.

In seinen Anschauungen über Shakespeare hatte sich Ludwig Tieck oft zu den größten Wunderlichkeiten verirrt, die man einfach als Schrullen bezeichnen kann. Es gilt dies namentlich von seinen capriziösen Erklärungen einzelner Shakespeare'scher Charaktere. Am Entschiedensten aber wird man heute noch wie schon zu seiner Zeit gegen seine Ansicht protestiren, daß die große Einfachheit der altenglischen Bühne, d. h. des englischen Theaters der Shakespeare'schen Zeit, auch heute noch bei den Bühnenaufführungen Shakespeare'scher Dramen maßgebend bleiben müsse. In der That wäre es ein thörichtes Unternehmen, unsere heutige complicirte Decorationsbühne auf den simpeln Stand zurückführen zu wollen, den das scenische Theater vor nahezu dreihundert Jahren einnahm. Mit Bezug auf Shakespeare, bei welchem die Dichtung mit des Dichters Vorstellung von der Bühne seiner Zeit allerdings innigst zusammenhängt, könnte man vielleicht als Argument geltend machen: Warum sollten wir ihm gegenüber nicht ebenso verfahren, wie es doch mit den griechischen Tragikern geschehen ist, für deren Aufführungen in neuerer Zeit man doch die Einrichtung des antiken Theaters als nothwendig erkannte und herzustellen bemüht war? Dieser Vergleich wäre nur insofern unzutreffend, als die griechischen Tragiker bei uns auf der Bühne nur seltene Ausnahmserscheinungen gewesen sind, daß sie niemals einen so festen Platz eingenommen haben und einnehmen können, wie es mit dem Shakespeareschen Drama der Fall ist. Aber für Jeden, der die ganze Structur des Shakespeare'schen Dramas genau betrachtet und der die Dichtung mit dem Theater seiner Zeit zu erkennen sucht, muß der Mißstand einleuchtend sein, der zwischen den Dichtungen und dem gänzlich veränderten

*) „I parlari italiani in Certaldo. Alla festa del V. centenario di messer Giovanni Boccacci. Ommaggio di Giovanni Papanti. Livorno 1875."

Digitized by Google

scenischen Apparat des heutigen Theaters besteht. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man im Allgemeinen dem Principe Tiecks beipflichten müssen, wenn er einmal (in der Vorrede zu „Shakespeares Vorschule", 1823) bei einem Vergleich der modernen Bühne mit den Vortheilen der Athenischen Bühne und des altenglischen Theaters sagt: „Seit wir freilich die alte Bühne eingerissen und eine neue, ganz ungeziemende aufgebaut haben, auf welcher uns statt Kunst Wirklichkeit, und statt der poetischen Täuschung ein gaukelndes Hintergehen als die Aufgabe der Poesie erscheint, thun sich Widersprüche hervor, die sich die alten Dramatiker nicht konnten träumen lassen. Muß sich unsere gaukelnde Gemäldeausstellung erst bei jeder Zwischenscene (welche oft unbedeutend, vorübergehend, die Aufmerksamkeit zerstreuend sein soll) verwandeln, so wird schon dadurch eine Wichtigkeit auf sie gelegt und eine Erwartung veranlaßt, die den getäuschten Zuschauer nachher um so verdrießlicher stimmt." Hiermit hatte Tieck allerdings nur die Eine Seite des großen herrschenden Uebels kurz und zutreffend bezeichnet: den Uebelstand schwerfälliger und complicirter Scenenverwandlung bei oft ganz unbedeutenden Anlässen. Dieser der modernen Bühne anhaftende Uebelstand, die Scene so häufig von Grund aus verwandeln zu müssen, tritt in der That nirgends ärgerlicher hervor, als bei den Aufführungen Shakespeare'scher Stücke. Denn auf unserer Bühne bekommen wir die Dichtung in lauter getrennten Stücken vorgeführt, in einem Potpourri verschiedener scenischer Tableaux, während auf der Bühne Shakespeares die Handlung ohne Anstoß, ohne fühlbare Trennung ihrer zusammengehörenden Theile vor dem Publicum sich abspielte, wie der kühne Flug des dichterischen Genius es erforderte. Die Angaben des veränderten Schauplatzes, wie wir sie in dem gedruckten Shakespeare finden, rühren bekanntlich erst von den spätern kritischen Herausgebern her, sie wurden erst seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts von N. Rowe, Pope u. A. nacheinander eingeschaltet, ohne daß man dafür einen andern Maßstab hatte, als den Inhalt der Scenen selbst.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier den Zusammenhang der Shakespeare'schen Dichtung mit der Bühneneinrichtung seiner Zeit näher zu begründen. Ebensowenig kann ich an dieser Stelle die großen Vortheile erörtern, welche jene einfache und doch sehr sinnreiche Einrichtung für den vollen und reinen Eindruck jener Dichtungen bot. Es handelt sich hier nicht um die Frage: Soll das heutige Theater zu der Einfachheit der alten englischen Bühne zurückkehren? Es handelt sich auch nicht einmal darum, ob wir die Shakespeare'schen Stücke nur in der alten Bühneneinrichtung aufführen oder lieber ganz darauf verzichten sollen. Die Bewunderung, welche wir für den in unserer Literatur längst eingebürgerten Shakespeare empfinden, nehmen wir auch mit in das Theater. Es kommt hierbei nicht in Frage, ob und in welchem Maße uns das Stück gefällt, sondern wie es dargestellt wird. Unser Decorationstheater ist uns nun einmal gegeben und wir müssen so gut es geht damit rechnen. Und eben das ist der Punkt, um den sich's handelt. Es kommt darauf an, wie wir am besten diese Dichtungen, die nicht nur auf sondern aus einer ganz andern scenischen Bühne erwachsen sind, mit unserer gegenwärtigen Bühne in Einklang bringen können, ohne daß dadurch die ganze Structur eines klassischen Meisterwerkes zerstört werden müßte.

Wenn Tieck schon vor einem halben Jahrhundert über den Widerspruch zwischen der Shakespeare'schen Dichtung und dem modernen Decorationstheater Klage führen konnte: was würde er wohl sagen, wenn er das heutige Theater sähe, wie es sich auf der schiefen Ebene der „Meininger" Richtung fortbewegt, in einer Weise, daß das gesprochene Wort — das Wort des Dichters und die Kunst des Schauspielers — immer mehr zur Nebensache wird!

Daß die Meininger Decorations- und Kostümausstellungen, mit Begleitung des Textes großer Dichter, keine isolirte Erscheinung bleiben würden, war von vornherein zu erwarten. Auch hat das Beispiel gewiß manches Gute bewirkt; es hat dazu angeregt, mit einem gewissen traditionellen Schlendrian zu brechen und den Inscenirungen der Stücke auch im Interesse der innern Wahrscheinlichkeit größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Und dagegen wird gewiß kein Verständiger etwas einzuwenden haben. Aber neben diesen gewonnenen Vortheilen greift leider auch das Uebel, welches der „Ausstattungseifer" in sich birgt, in immer bedenklicherer Weise um sich.

Ein neues Kunstinstitut wie das „Deutsche Theater" in Berlin mußte ganz naturgemäß mit den Factoren rechnen, die durch das Beispiel der „Meininger" gegeben wurden, obwohl es ja zweifellos über bessere schauspielerische Kräfte verfügt. Aber das Deutsche Theater will etwas Besonderes geben; und da es keine wirklich „großen" Künstler aus der Erde stampfen kann, so ist es ganz natürlich, daß es das Deficit der schauspielerischen Kräfte mit Kostümen und Decorationen zu decken sucht. Ich bin weit entfernt davon, in diesem Prunk das einzige Verdienst in den Leistungen dieses Theaters bezeichnen zu wollen. Es verwendet in der That auf das Einstudiren der Stücke einen Fleiß, wie wir ihn leider an unsern bequemen Beamtentheatern nicht kennen. Wenn die ersten Probemonate dieses Theaters das Publicum vielfach enttäuschten, da die Verkündigungen der Theaterleitung und die dem Publicum zugemutheten Geldopfer zu größern Ansprüchen berechtigten, wenn in der ersten Zeit so viele schwere Mißgriffe vorkamen, daß man an eine glückliche Zukunft dieses Theaters kaum noch glauben konnte, so ist seit dem neuen Jahre eine günstigere Wendung eingetreten. Und das können die Freunde eines guten Theaters mit Befriedigung zugestehn. Wenn ich in diesen meinen Bemerkungen dennoch eine Klage gegen das „Deutsche Theater" erhebe, so gilt diese nicht dem Institute und seinen Leistungen im Ganzen, sondern nur der Einen Richtung, die ich schon charakterisirt habe. Daß die Inscenirungen klassischer Stücke mit allem Aufwand an Kostümen und Decorationen bewerkstelligt werden, wie es nun einmal der neuesten Richtung der „dramatischen Kunst" entspricht, und wie es durch das schon Gebotene dem Publicum bereits zum Bedürfniß geworden ist, mag man immerhin als ein nothwendiges Uebel gelten lassen. Mit Einem Drama unserer deutschen Klassiker — mit Schillers Don Carlos — hat dies Theater auch etwas Vortreffliches geleistet, um so vortrefflicher, als auch die künstlerischen Leistungen zu der prächtigen Gewandung, in der das Drama erschien, im günstigen Verhältniß standen. Bei Shakespeare aber sind die Inscenirungen durch ganz andere Rücksichten bedingt, als bei einem Dichter wie Schiller, der schon unser modernes Decorationstheater kannte und dasselbe bei allen seinen dramatischen Dichtungen im Auge hatte. Nur unter Einer Einrichtung, welche der neuern Zeit erst angehört, hatte auch die Carlos-Aufführung zu leiden, unter dem sogenannten Zwischenvorhang, der auch bei bloßem Scenenwechsel fällt, und der ein fünfactiges Stück willkürlich in zehn bis fünfzehn Acte theilt. Bei der sehr erfolgreichen Aufführung von Calderons „Richter von Zalamea" hatte die Regie die vortreffliche Einrichtung getroffen, daß bei den Veränderungen der Scene die Bühne offen blieb und die Verwandlung unter dem Schutze plötzlich eintretender Dunkelheit stattfand. Indem hierdurch dem Publicum der Einblick in das Arrangement des Theatermeisters erspart bleibt, wird zugleich der Unterschied der bloßen Verwandlungspausen und der vollen Actschlüsse genügend markirt. Aber unser moderner Bühnenausputz ist schon zu complicirt geworden, als daß sich diese treffliche Einrichtung bei allen Stücken durchführen ließe. So geschah es bei der jüngsten Aufführung von „Romeo und Julie" mehrmals, daß während des Actes der Vorhang fallen mußte, während bei andern, einfachern Verwandlungen bei offener Scene die Dunkelheit eintrat.

Um bei Shakespeare'schen Stücken den Uebelstand der häufigen Verwandlungen einigermaßen zu mindern, läßt man sich's bei den Einrichtungen der Stücke angelegen sein, die Veränderung des Schauplatzes zuweilen durch Zusammenlegung einzelner Scenen zu umgehn. Wo dies ohne Schädigung des Dichters geschehen kann, läßt sich nichts dagegen einwenden. Wenn es aber, wie z. B. bei der Othello-Aufführung, gegen allen Sinn der Handlung geschieht, so ist damit wahrlich nichts gebessert. Und als durchaus widersinnig muß es bezeichnet werden, wenn man im „Othello" alle Scenen des dritten und vierten Actes in einem und demselben Raum, einem Wohnzimmer im Schlosse, spielen läßt. Dieser Raum war so reich decorirt, so mit Tischen, Sesseln, Teppichen, Vorhängen u. s. w. überladen, daß, vermuthlich um das stete Wegräumen und Wiederaufbauen zu vermeiden, diese Zimmerausstellung zwei Acte hindurch stehen bleiben mußte. Es mußten also alle jene Scenen, die auf der Straße spielen sollen, und nur dort spielen können, in dies Zimmer verlegt werden. Nicht nur die Scenen zwischen Jago, Othello, Cassio und Desdemona, Lodovico u. s. w. spielen in dem Gemache Othellos, sondern auch die Scene, da Othello das Gespräch zwischen Jago und Cassio belauscht und nur aus dem Mienenspiel des Letztern auf den Inhalt des Gespräches urtheilt, wird in das Zimmer verlegt; ja selbst die Scene, da Roderigo den Jago auffindet und ihn wegen seines Verhaltens laut scheltend (und wie laut!) zur Rede stellt! Und nach allen diesen Vorgängen muß Desdemona mit Emilia erscheinen, um sich zum Schlafengehn vorzubereiten — am Arbeitstische Othellos. Durch dies

Digitized by Google

ganz unbegreifliche Arrangement mußte für diese so eindrucksvolle Scene alle Stimmung und Sammlung verloren gehen. Das kommt aber von all dem Firlefanz, den man jetzt auf die Bühne schleppt, wie für eine Kunstgewerbe-Ausstellung. Wenn es darauf ankommt, ein Drama „würdig" und „stimmungsvoll" zu insceniren, so ist dies mit dem reichen Ausputz der Bühne wahrlich nicht gethan. Auch bei der Aufführung von „Viel Lärm um Nichts" hatte man das Lustspiel, dessen Hauptreiz doch in dem muntern und geistreichen Dialog und in der Charakteristik der humoristischen Gestalten liegt, zu einem Ausstattungsstück forcirt. Wenn man eine Scene, wie diejenige, in welcher Claudio in der Kirche die schändliche Verleumdung gegen Hero schleudert, dadurch aufbauscht, daß man vorher den ganzen Apparat der katholischen Kirche mit Gesängen, Chorknaben, Weihrauch u. s. w. wirken läßt, so liegt es doch auf der Hand, daß dadurch der Charakter des betreffenden Lustspiels völlig vernichtet wird.

Auch die Aufführung von „Romeo und Julie" litt unter dieser Anhäufung unnützer Schwierigkeiten durch scenisches Beiwerk. Es ist ganz unbegreiflich, wie man im dritten Act den Abschied Romeos nach der Vermählungsnacht in dieser grob deutlichen Weise inscenirt konnte, daß dem Publicum sogar das Bett gezeigt wird, von welchem die Liebenden sich soeben erhoben haben. Um was es sich bei diesem Abschied Romeos bei anbrechendem Morgen handelt, das klingt uns doch aus dem zitternden Liebesathem dieser Verse deutlich genug. Wenn Julia beim Eintritt der Mutter schleunigst die Bettvorhänge zuzieht, so hätte dies lieber vor Beginn der Scene geschehen sollen.

Ebenso unglücklich (wenn auch aus andern Ursachen) scheint mir der Gedanke, bei jenen Scenen, die in der Zelle Lorenzos spielen, die Bühnenbreite stets in zwei Hälften zu theilen, von denen die eine das Innere der Zelle, die andere den Klostergarten darstellt. Und dies nur aus dem Grunde, weil Lorenzo bei seinem ersten Auftritt mit einem Körbchen erscheint, um Kräuter zu pflücken. Er pflückt aber hier nicht nur Kräuter, sondern er zerpflückt auch den ganzen Monolog, der hier als ein lyrisch-didactisches Gedicht für sich dastehen soll. Will man durchaus den Klostergarten (die englischen Ausgaben bezeichnen immer nur „friar Laurence's Cell"), so nehme man ihn für die erste Scene Lorenzos, später aber nur das Innere der Zelle. Man erspart dadurch nicht nur die Mühe der wiederholten und ganz überflüssigen Bühnentheilung, sondern man läßt auch den Personen (namentlich in Romeos großer Scene) mehr Raum zum Spiel, und das gilt doch mehr, als alle die Kräuter zu sehn, die Lorenzo pflücken will. Es ließe sich noch Manches gegen das Zuviel der Ausstattung sagen, so auch u. A. gegen die immer wiederkehrenden und geradezu lästig werdenden Beleuchtungseffecte. Doch es sollten hier nur die auffälligsten Dinge hervorgehoben werden, um daran zu zeigen, wie durch das Uebermaß der aufs Aeußerliche gerichteten Mühe oft gerade gegen den Sinn der Dichtung gefehlt wird. Um neben dem Verfehlten das Gute nicht zu verschweigen, mögen hier die ausgezeichneten Prospecte der Straßen Veronas gerühmt sein und die Schlußdecoration, welche den Kirchhof mit dem Grabgewölbe der Capulets in ebenso schöner und eindrucksvoller wie der tragischen Situation angemessener Weise zeigt.

Nochmals sei hier der große Fleiß anerkannt, den das Theater auf das Einstudiren und auf die Inscenirung klassischer Meisterwerke verwendet. Aber man wird für die Dichtungen wahrlich mehr thun, wenn etwas weniger geschieht. Das Uebermaß in dem leidigen Ausstattungseifer schädigt aus den angeführten Ursachen keinen Dichter so sehr, wie gerade Shakespeare. Es ist wohl kaum zu erwarten, daß durch vereinzelte dagegen sich erhebende Stimmen dieser immer gefährlicher werdenden Richtung Einhalt geboten werde könnte, denn die Erscheinung auf jenem Gebiete ist keine isolirte, sie liegt im Zuge der Zeit. Vielleicht aber ist es nicht unnütz, wenigstens die allerwidersinnigsten Dinge und Verirrungen als solche zu bezeichnen.

Offenbachs letzte Oper.

Mehr als drei Jahre hat das letzte Werk Offenbachs gebraucht, um den Weg von Paris nach Berlin zurückzulegen, wo es jetzt im Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in ansprechender Weise zur Aufführung gelangte. Bei der Bedeutung, welche der Name des Componisten für die Operette hat, würde eine solche Verzögerung unbegreiflich sein, wenn nicht ein äußerer und ein innerer Grund bestimmend auf das Schicksal der merkwürdigen Arbeit eingewirkt hätten. Bei der zweiten Aufführung des Werkes in Wien brach jener furchtbare Ringtheaterbrand aus, der sich mit seinen erschütternden Details so tief in unser Gedächtniß eingegraben hat und der wie ein Schreckgespenst unseren Bühnenleitern die Lust nahm, sich an die Oper heranzuwagen. Betrachtet man dieselbe näher, so findet man leicht auch einen inneren Grund dafür, daß „Hoffmanns Erzählungen" nicht so schnell wie ihre Vorgänger über die Theater gehen. Das Werk ist nach Inhalt und Form eines der merkwürdigsten, die man sich denken kann, und eine wirkliche Ueberraschung für alle Freunde des Componisten, der dieses Mal seinem göttlichen Leichtsinn den Abschied gegeben und noch knapp vor seinem Tode eine rechtschaffene künstlerische Arbeit zu Stande gebracht hat. Aber gerade das Neue an der Sache macht die Hörer stutzig und bringt sie erst allmählich dazu, sich dem unerwarteten Eindruck ungetheilt hinzugeben. Endlich bietet die Oper der Regie und den Sängern ungewöhnliche Schwierigkeiten, zu deren Bewältigung es vielen Bühnen an dem nothwendigen Material und Geschick fehlen dürfte.

Wer den Zusammenhang zwischen E. T. A. Hoffmanns Novellen und den Erzeugnissen der französischen Romantik kennt, wird sich schwerlich darüber wundern, daß der Verfasser der „Serapionsbrüder" zum Helden einer französischen Oper gemacht werden konnte. War er doch mit seiner krausen und wunderlichen Phantastik bei unseren westlichen Nachbarn schon zu einer Zeit populär, als für diese Schiller und Goethe nicht viel mehr als bloße Namen waren. J. Barbier, der Librettist, nahm drei der bekanntesten Hoffmann'schen Erzählungen, rollte sie zu dramatischen Bildern auf, stellte in die Mitte derselben als unglücklichen Liebhaber den Dichter selbst und fügte das Ganze in einen Rahmen ein, der diese Vorgänge zu einer Art Traumgebilde macht. Die Scene beginnt nämlich in der berühmten Stammkneipe Hoffmanns und Devrients, der Weinstube von „Lutter und Wegener", die sich freilich in der Phantasie des französischen Textdichters der Wirklichkeit wenig entsprechend als Sammelplatz lustiger Studenten aufbaut. Hoffmann erscheint unter ihnen, ganz berauscht von dem Eindruck einer Sängerin, die es ihm als Donna Anna angethan hat und die Vorzüge der von ihm früher geliebten Frauen zu vereinigen scheint. Man nöthigt ihn diese Liebesabenteuer zu erzählen, und während er seine Plauderei mit den Worten „Meine erste Geliebte hieß Olympia" beginnt, fallen Schleier über die Scene, die den Fortgang der erwarteten Erzählung abschneiden. Was beabsichtigen der Dichter und der Componist mit diesem Kunststück? Sie wollen uns einfach statt des Berichts die Wirklichkeit selbst vorführen und das Vergangene als etwas Gegenwärtiges vor unseren Augen aufleben lassen. Was Hoffmann den Studenten erzählt, sehen wir in drei Acten, von denen jeder ein Liebesabenteuer enthält, leibhaftig vor uns, bis wir ihn zum Schluß wieder im Kreise der Studenten erblicken, wo er, auch von seinem neuesten Ideal enttäuscht, nur noch der Muse zu leben verspricht. Man sieht, der Zusammenhang dieser Bilder ist nur durch die Persönlichkeit des Helden, nicht durch eine dramatische Causalität bewirkt, das Ganze schwebt auf jener Grenze zwischen Wachen und Traum, Wirklichkeit und Phantasterei, auf dem sich Hoffmanns Muse am wohlsten fühlte. Für die drei Liebesgeschichten hat Barbier in der Hauptsache die drei Novellen „Der Sandmann", „Die Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde" und die Geschichte vom Rath Krespel aus den „Serapionsbrüdern" benutzt. In Paris und Wien hat man die zweite Geschichte, die von der schönen koketten Sängerin Giuletta und einem Duell zwischen Hoffmann und einem Nebenbuhler handelt, einfach fortgelassen, was man auch in Berlin ohne Schaden für den Eindruck des Ganzen hätte thun können. Läßt sich doch das Werk an und für sich nur schwer in den Rahmen eines Theaterabends fügen. Dagegen leisten die beiden anderen Liebesgeschichten nach der Seite des Humoristischen und Phantastischen Alles, was ein Componist nur wünschen kann. In der ersten verliebt sich Hoffmann in einen schönen Automaten, den der Dr. Spalanzani für seine Tochter Olympia ausgibt. Man denkt dabei unwillkürlich an das Delibes'sche Ballet „Coppelia", das gleichfalls seinen Stoff dem „Sandmann" des deutschen Dichters entnommen hat. Offenbach hat dem Humor, der in der singenden und tanzenden Puppe liegt, welche durch einen Druck auf die Schulter in Bewegung gesetzt wird, in der reizendsten Weise die Zunge gelöst. Die Bravour-Arie, welche Olympia singt, während das Gesicht unaufhörlich auf einen Punkt starrt und die Arme sich nur mechanisch ein paar Mal erheben, sowie der Walzer, nach dem Hoffmann mit dem Automaten tanzt, sind allerliebste Blüthen von Offenbachs musikalischem Humor,

Digitized by Google

Endlich wird die Puppe von einem Optiker, der sich um den Lohn seiner Arbeit betrogen sieht, zerschlagen und der Act schließt mit einem wilden Durcheinander Angesichts des betrogenen Liebhabers. Des zweiten Abenteuers gedachten wir schon als des am wenigsten charakteristischen und unterhaltenden, das dritte stellt uns die brustkranke Sängerin Antonia vor, die Hoffmann von ihrer unwiderstehlichen Neigung zur Musik heilen will, während sie eine dämonische Erscheinung, der Doctor Mirakel, durch die verführerischen Töne seiner Geige zum Singen und schließlich dahin bringt, daß sie in höchster Leidenschaft entseelt zu Boden sinkt. Wer diese Situation, die in ihrer wilden Phantastik noch durch Antonias als Bild erscheinende todte Mutter verstärkt wird, so zu beherrschen versteht, wie Offenbach, der ist ohne Frage in seiner Art ein großer Künstler. Man kann dem Terzett weder musikalische Charakteristik noch dramatisches Leben absprechen, es ist von einer bestrickenden Gewalt der Stimmung und paßt trefflich zu den Hoffmann'schen Bizarrerien, bei denen man immer meint, es müsse sich eine höhere Welt vor den erregten Blicken auftun. Gerade das Unverständliche und Unmotivirte an der Scene macht ihren phantastischen Reiz aus, man glaubt von unheimlichen Traumbildern verfolgt zu werden, wenn man den scenischen Vorgang mit den wunderlich verschnörkelten Weisen, die aus dem Orchester aufsteigen, zusammenhält. So steigert sich das Werk, in dem schon an und für sich mit der Operette keine Aehnlichkeit obwaltet, zu einer eigenthümlich tragischen und gespenstischen Höhe, zu welcher die Hausgeister unserer Theater bedenklich den Kopf schütteln müssen, die aber mit eigenthümlichen Mitteln bewirkt ist und ihres Erfolges überall sicher sein muß.

Die Musik Offenbachs ist unzweifelhaft das Kunstvollste, was wir ihm überhaupt zu verdanken haben, und zeigt uns seine Physiognomie von einer ganz neuen Seite. Wir erinnern nur an den Studentenchor bei Lutter und Wegener, an Hoffmanns Lied von Klein-Zack, worunter Niemand anders als das Alräunchen Klein-Zaches, genannt Zinnober, zu verstehen ist. In der Automaten-Scene rollen die Coloraturen wie Glaskugeln durcheinander, während man überall das Kichern fröhlicher, etwas satirisch gefärbter Laune zu hören glaubt. In den Duetten zwischen Hoffmann und seinen drei Geliebten Olympia, Antonia und Giulietta fehlt es gleichfalls nicht an glücklichen musikalischen Eingebungen. Jugend und Frische, die in den früheren Werken des Componisten so prächtig aufschäumten, wird man in seiner letzten Arbeit nicht suchen dürfen. Sie will mit Aufmerksamkeit und musikalischem Verständniß genossen werden und wendet sich nicht nur an das Bedürfniß flüchtiger Unterhaltung. Eugen Zabel.*)

*) In Vertretung unseres durch Unpäßlichkeit verhinderten ständigen Musikreferenten. D. R.

Notizen.

Emil Witte, Die sociale Krankheit und ihre naturgemäße Behandlung durch wirthschaftliche Maßregeln. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Nach des Verfassers lebendiger Schilderung erklärt sich unsere sociale Krankheit nicht durch Uebervölkerung, sondern durch Ueberproduction sachlicher Güter. Dampfmaschine und Technik haben seit fünfzig Jahren die Zahl der Arbeitskräfte verzwölffacht, während sich die Einwohnerzahl nur verdoppelt habe. Die Folge sei daher Arbeitslosigkeit eines Theils der „Arbeiter"-Bevölkerung, und damit Noth und Elend. Dazu komme, daß der Staat den Handel in Transport- und Posteinrichtungen auf Kosten der eigentlichen Production zu sehr begünstige. Witte schlägt nun vor, daß zur Hintanhaltung dieser Krankheitsursachen jene Elemente, welche den Kraftüberschuß erzeugen, die Kohle und die Dampfmaschine, speciell die Eisenbahnlocomotive einer solchen Besteuerung unterzogen werden, daß deren Belastung successive in Gleichgewicht mit jener der menschlichen Kraft gebracht werde. Die Erträgnisse dieser Steuern sollen theilweise zur Aufhebung der drückenden Salzsteuer ꝛc., der Ueberschuß aber für öffentliche Arbeiten verwendet werden. Ist es aber wirklich wahr, daß jetzt „der sociale Organismus einem Körper gleicht, welcher fortwährend mit Nahrungs- und Genußmitteln übersättigt wird", ist es wahr, daß heute zu viel producirt wird? — oder hätte der Verfasser nicht richtiger sagen müssen, daß wir in falscher Richtung produciren, und daß die Krankheit zu heilen wäre, wenn die Kräfte sich anderen Zwecken zuwenden würden. Die Ueberproduction ist in Wirklichkeit nur eine lokale auf einigen Arbeitsgebieten, ihr steht ein weitaus überwiegender Productionsmangel auf anderen Punkten gegenüber. Wir haben nicht zu viel Kraft und können auch nie zu viel haben, wenn wir sie nur auf die richtigen Punkte zu vertheilen wissen. Wenn nun auch die Unhaltbarkeit der Diagnose des Verfassers zur Folge hat, daß seine darauf basirte Therapie keine Heilung der Krankheit erwarten läßt, so erscheint dennoch nicht ausgeschlossen, daß ein Theil seiner Vorschläge, wenn realisirt, von wohlthätigster Wirkung sein würde. Insbesondere die Besteuerung der Kohle, welche den Concurrenzkampf der menschlichen Handarbeit mit der Maschine auf bestrittenen Punkten zu Gunsten der ersteren entscheiden würde, wäre ein für den Moment ebenso wirksames als gerechtes Mittel. — Alles in Allem ist das Buch Wittes demnach eine werthvolle Enunciation, die in der Kritik landläufig gewordener Irrthümer — deren Untersuchung häufig schon als phantastisches oder frevlerisches Werk gilt — stellenweise Vorzügliches leistet. O. W.

* * *

Arnold Böcklins Gefilde der Seligen und Goethes Faust. Von Guido Hauck. Mit einer Photolithographie. Berlin, Jul. Springer.

Der gelehrte und geistvolle Verfasser wagt hier den kühnen Versuch, den geheimnißvollen Inhalt eines der räthselhaftesten und vielbestrittenen Bilder des genialen Baseler Malers zu erklären und uns dem vollen Genuß zu erschließen. Während der Abgeordnete Reichensperger in einer Parlamentssitzung das Werk gewissermaßen als den Typus einer ungesunden, unmoralischen modernen Kunst an den Pranger stellte, erklärt es Professor Hauck für eine von poetischem und philosophischem Geist erfüllte Schöpfung idealster Kunst. Indem er den eigentlichen Ideeninhalt des Gemäldes einer scharfsinnigen Interpretation und Analyse unterwirft, kommt er zu dem überraschenden Ergebniß, daß dem Meister dabei jene Scene aus dem zweiten „Faust" vorgeschwebt haben müsse, wo Chiron dem Faust, den er über den Fluß Peneios trägt, erzählt, daß er einst auf seinem Rücken auch Helena getragen habe. Also wäre das Motiv des Bildes: Chiron und Helena, die Erhabenheit mit der Schönheit gepaart, die von der Würde getragene Anmuth. Wir wissen nicht, ob Böcklin sein beharrliches Schweigen nach dem Erscheinen dieser Broschüre gebrochen und seinem Ausleger Recht gegeben hat; jedenfalls ist dessen Interpretation frappant sinnreich. Wenn Schopenhauer einmal sagt, daß Jeder vor ein Bild sich hinzustellen hat wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und was er zu ihm sprechen werde, so waren die „fürstlichen" Worte, die Hauck hier wiedergibt, zum mindesten der Aufzeichnung werth.

* * *

Voltaire-Studien. Beiträge zur Kritik des Historikers und Dichters von Richard Mahrenholtz. Oppeln, Eugen Franck (G. Maske).

Vorliegende Studien sind aus den Sammlungen hervorgegangen, welche Mahrenholtz zum Zweck einer Voltaire-Biographie gemacht hat, deren Vollendung aber noch nicht sobald in Aussicht steht. Um so dankenswerther ist es, daß der Verfasser uns die bereits festgestellten Resultate hier in möglichst abgeschlossener Form zugänglich macht. Sie betreffen Voltaire als Essayist und Geschichtsschreiber, als Dichter, wobei jedes Werk eine gründliche Charakterisirung und Kritik erfährt, und endlich die Grundzüge einer Charakteristik des Dichters. In der Hauptsache berühren sich Mahrenholtz' Resultate natürlich mit den Darstellungen von Hettner und Strauß, doch gibt es noch genug der Abweichungen. Ueberall zeigen sich die Früchte eines selbständigen tiefen und umfassenden Quellenstudiums. Wie schade aber, daß sich Mahrenholtz nur mit der Ausbeutung der Voltaire-Literatur der Dresdner und Berliner Bibliotheken begnügen mußte! Ein längerer Aufenthalt in Paris und Petersburg ist für einen Voltaire-Biographen unerläßlich. Der Stil ist schmucklos, klar, überzeugend. Eine wichtige Ergänzung bildet die im gleichen Verlag erschienene Schrift des Verfassers: Voltaire im Urtheil seiner Zeitgenossen, worin der Dichter getreu nach dem Bilde geschildert wird, das die hervorragendsten oder doch tonangebendsten seiner Zeitgenossen von ihm entworfen haben.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendunge (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **August Hirschwald** in **Berlin** (N. W. Unter den Linden 68) ist soeben erschienen:

Neues Portrait
von
Rudolf Virchow.
Brustbild in Kupferstich von **H. Römer.**
Bildgrösse 17 cm. hoch, 13 cm. breit.
Preis 5 Mark.

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**
Das Kapital.
Kritik der politischen Oekonomie
von
Karl Marx.
Dritte vermehrte Auflage. Preis: 9 M.

Der
Liebe Müh' umsonst.
Drei Novellen von
Julius v. d. Traun.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—.
Neu!] [Im Buchhandel!

Soeben erschien:
Ein Streifzug durch den N.-W. Amerika's. Festfahrt zur Northern-Pacific-Bahn im Herbste 1883. Von **R. Mohr**, Redakt. der Weser-Zeitung. 8°. VI. u. 394 S. Preis M. 5.—
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffenen Cacao.
Preis per 1/1 1/2 1/3 1/4 = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Format.
Otto Spamer's Illustrirtes
Konversations-Lexikon
für das Volk.
Mit 5—6000 Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten etc.
In acht Bänden oder 200 Lieferungen à 50 Pf.
Prospekte gratis! Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig!

Die höchst interessanten Memoiren
der letzten Liebe
HEINRICH HEINES
(genannt Mouche)
sowie der mit Spannung erwartete neuste Roman von
E. WERNER
Ein Gottesurteil
beginnen demnächst in der illustr. Zeitschrift
Schorers Familienblatt.
Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern.
— Auch in Heften zu 50 Pf. —
Nach 4jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt.
Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Tanagra-Figuren.
Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Verlag: Otto Spamer in Leipzig und Berlin.
Mit dem soeben erschienenen **achten** Bande liegt **vollständig** vor die **zweite**, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage von:
Illustrirte
Weltgeschichte.
Begründet von **Held u. Corvin**, fortgeführt von **L. F. Diefenbach**, Prof. Dr. **G. Diefel**, Prof. Dr. **O. Kämmel**, Dr. **E. Lammert**, **J. G. Vogt**, Gymn.-Direktor Dr. **B. Volz** 2c. Mit über 2500 Abbildungen, Tontafeln, Karten 2c. In vier Ausgaben beziehbar: 1) In 142 Lieferungen à 50 Pf. = 80 kr. 2) In 24 Lieferungen à 3 M. = 1 fl. 80 kr. 3) In acht Bänden geheftet. 4) In acht Bänden, in Halbfranz gebunden.
= Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen. =
Volksthümliches Prachtwerk.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.
Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25.
Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Das zweite Heft von 5 Bogen der
Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte
(jährlich 12 Hefte in Oktav à M. 1.—)
ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig.
Preis M. 1.—
(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des zweiten Heftes:
- Das alte Syrakus. Von Ad. Holm. II.
- Die Kriegsbereitschaft einer deutschen Stadt im Mittelalter. Von A. von Luschin.
- Wallensteins erste Berufung zum Generalat. Von K. Wallwich.
- Die Pest in Rußland 1654. Von A. Brückner. II.
- Mitteilungen und Berichte.

Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung E. L. Morgenstern in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 5. April 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Für das Socialistengesetz. Von Eduard von Hartmann. — Ueberseeische Stationen. Von Spiridion Gopčević. — Die spiritistische Saison in Wien. Von J. Weiß. — **Literatur und Kunst:** Der Streit um die Leihbibliothek. Von Wilhelm Goldbaum. — Unbekannte Aphorismen Börnes. Mitgetheilt von Ludwig Geiger. — Der neue Roman von Zola. Von Theophil Zolling. — Aus meiner Werkstatt. Plauderei von P. K. Rosegger. — **Aus der Hauptstadt:** Gurlitts Frühjahrsausstellung. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ein Druckfehler oder Fehler Lessings? Von Dr. Theodor Maurer. — Inserate.

Für das Socialistengesetz.

Von Eduard von Hartmann.

Aus der Thatsache, daß die socialdemokratische Bewegung sich auf gleicher Höhe gehalten habe, und aus den Erklärungen der socialdemokratischen Abgeordneten, daß sie dem Gesetz ein Schnippchen schlagen, glaubt man schließen zu können, daß das Socialistengesetz keine Wirkung gehabt habe. Ich möchte auf den Trugschluß aufmerksam machen, der darin liegt, wenn man einerseits die absichtsvollen Prahlereien der Parteiführer für baare Münze nimmt, und zweitens den gegenwärtigen Stand der Bewegung mit demjenigen vor Erlaß des Socialistengesetzes vergleicht, anstatt ihn mit demjenigen zu vergleichen, wie er gegenwärtig sein würde, wenn jenes Gesetz unterblieben wäre. Nach meiner subjectiven Ansicht würde die Bewegung mit wachsender Progression zugenommen haben; jedenfalls liegt kein Grund vor daran zu zweifeln, daß sie in derselben Progression fortgeschritten sein würde wie in dem gleichen Zeitraum vor Erlaß des Gesetzes, so daß wir jetzt nicht 13, sondern vielleicht 30 socialdemokratische Abgeordnete haben würden. Ich glaube ferner, daß nach Aufhebung des Gesetzes die Zunahme der zurückgedämmten Bewegung um so rapider sein wird, und daß wenige Jahre nach derselben die socialdemokratische Fraction im Reichstage eine Macht darstellen wird, mit der sowohl die Regierung wie die übrigen Parteien rechnen müssen, da bei der Eigenthümlichkeit unserer Fractionsverhältnisse auch eine kleinere Fraction unter Umständen ausschlaggebend werden kann.

Ich halte es für eine zweite, nicht minder wichtige Wirkung des Socialistengesetzes, daß sie einer gemäßigten Richtung innerhalb der Socialdemokratie ihren Kampf mit den Extremen erleichtert, indem Allen klar gemacht wird, daß Regierung und Volk darin einig sind, verfassungswidrige Extreme nicht zu dulden und nur einer mit gesetzlichen Mitteln arbeitenden Partei die Eingliederung in das Staatsleben zu gestatten. Auf diese Weise ist die Periode der Herrschaft des Ausnahmegesetzes zu einer Erziehungszeit für die deutsche Socialdemokratie geworden und zu einer Vorbildungszeit für eine staatlich zulässige socialdemokratische Partei der Zukunft, mit der jeder Politiker heute als mit einer unabwendbaren Thatsache rechnen muß. Dieser Umwandlungsproceß ist aber erst auf halbem Wege angelangt und würde bei vorzeitiger Aufhebung des Ausnahmegesetzes geradezu rückgängig gemacht werden.

Wenn die Regierung bemüht ist, die socialen Organisationsgesetze noch während der Dauer des Socialistengesetzes unter Dach und Fach zu bringen, so heißt das mit andern Worten: sie wünscht dieses Gebiet nach ihrem eigenen Ermessen und nach demjenigen der jetzigen Parteien zu ordnen, bevor die socialdemokratische Partei einen parlamentarischen Einfluß gewinnt, dem auch die Regierung sich unmöglich ganz entziehen könnte, und der am nachdrücklichsten bei solchen socialen Gesetzen sich geltend machen würde. Sollte es nicht im rechtverstandenen Interesse insbesondere der liberalen Parteien liegen, die Regierung in diesem Bestreben zu unterstützen, einerseits durch Verlängerung des Ausnahmegesetzes, andrerseits durch Handanlegen bei der Fertigstellung der Socialreform?

In meinen Augen wäre es eher ein Vortheil als ein Nachtheil für die Socialreform, wenn die socialdemokratische Partei mehr positiven Einfluß auf deren Redaction gewönne, vorausgesetzt freilich, daß die Erziehung derselben zur Eingliederung in das normale Staatsleben vollendet wäre, woran jetzt noch viel fehlt. Mir scheint deshalb die Vollendung dieser Erziehung durch das Ausnahmegesetz wichtiger als die schleunige Fertigstellung des Reformwerkes. Wer aber in der Prämisse meine Ansicht nicht theilt, wird auch in der Schlußfolgerung von ihr abweichen müssen. Die größte Gefahr würde ich darin sehen, wenn nach Ablehnung der Verlängerung des Ausnahmegesetzes sowohl durch den jetzigen als durch den neu zu wählenden Reichstag die socialdemokratische Partei in ihrem jetzigen unreifen Zustande so viel Macht gewönne, daß sie die Regierung zwingen könnte, zur Vollendung des Reformwerkes auf ihre Wünsche Rücksicht zu nehmen, und es scheint mir, daß alle Parteien, namentlich aber die liberale, darin einig sein müßten, dieser Gefahr vorzubeugen.

Im Uebrigen möchte ich noch auf einen andern Gesichtspunkt aufmerksam machen, der aus Opportunitätsgründen — und um andere kann es sich ja bei politischen Ausnahmegesetzen überhaupt nicht handeln — für die Verlängerung spricht. Es ist dies der Umstand, daß das unbehinderte Wirken von drei verschiedenen Oppositionsparteien mehr ist, als ein Staat, namentlich ein so unfertiger wie das deutsche Reich, vertragen kann, ohne daß der Mechanismus des Staatslebens aus den Fugen geht. Das Centrum, die freisinnige Partei und die Socialdemokratie gehen von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus und wirken mit ganz verschiedenen Mitteln, sind also nichts weniger als Nuancen einer und derselben Opposition; aber alle drei wirken als principielle Opposition gegen das bestehende Regierungssystem und agitiren gegen dasselbe mit Erfolg im katholischen Landvolk, in dem gebildeten Bürgerthum und in der industriellen Arbeiterbevölkerung. So lange nicht die Kirche sich den Staatsgesetzen gefügt oder doch einen friedlichen modus vivendi gefunden hat, so lange nicht der principielle Gegensatz

Digitized by Google

zwischen Regierung und Liberalismus sich durch gegenseitige Anerkennung der Unumgänglichkeit von Compromissen zu einem relativen gemildert hat, wird das deutsche Staatswesen kaum den offenen legalen Streit mit der Socialdemokratie aufnehmen können, welche rücksichtsloser als jede andre Opposition in ihren Kampfesmitteln ist, welche unter allen an die stärksten und gefährlichsten Leidenschaften der Massen apellirt, und welche im Unterschied von den beiden andern Oppositionsparteien dem Hohenzollernstaat seine einzige bis jetzt unbedingt zuverlässige Stütze, das Heer, zu untergraben droht.

Täuschen wir uns nicht darüber, daß die deutsche Einheit zunächst ebenso auf dem deutschen Schwerte ruht, wie sie durch dieses errungen wurde; eine Agitation, deren ungehinderter Fortgang die Zuverlässigkeit des Heeres bei äußeren und inneren Kreisen auf das Ernstlichste in Frage stellen würde, darf man sich nicht wundern von den Hohenzollern ernster aufgefaßt zu sehen, als der bürgerliche Horizont der unmittelbaren Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß findet.

Ueberseeische Stationen.

Von Spiridion Gopčević.

Als Italien das „dringende Bedürfniß" fühlte, in die Reihe der Colonien besitzenden Seemächte zu treten, ließ es lange seinen spähenden Blick über den Erdball schweifen, um einen passenden Punkt zur Gründung der ersten Colonie ausfindig zu machen. Die Eifersucht Englands und Frankreichs und die Zagsamkeit der italienischen Regierung führten jedoch ein halbes Fiasco herbei. Man fühlte sich nicht stark genug, jede fremde Einmischung höflichst abzulehnen und schlug daher lieber einen Umweg ein. Die Dampfschifffahrtsgesellschaft Rubattino wurde vorgeschoben. Sie erwarb käuflich die Bai von Assab am Rothen Meere und stellte sie unter den „Schutz" der italienischen Flagge. Dieser „Schutz" war nichts als eine verschleierte Annexion nach dem Muster des französischen „Protectorats". Seit jener Zeit nahm ein italienisches Kriegsschiff (gegenwärtig das Kanonenboot „Cariddi" von 1050 Tonnen) seinen beständigen Aufenthalt in jener Bai und mit Unterstützung der Regierung begann die „Colonisation", welche indeß bisher nur sehr langsame Fortschritte gemacht. Offenbar hatte die italienische Regierung bei Wahl der Bai von Assab die Absicht im Auge, den Handel mit Abyssinien an sich zu locken und zu monopolisiren. Bisher ist diese Hoffnung jedoch nicht in Erfüllung gegangen.

Einen ganz merkwürdig analogen Fall haben wir jetzt in Deutschland erlebt. An der Westküste von Südafrika, ein paar Grade nördlich der Capcolonie, befindet sich eine große Bai, von den Portugiesen „Angra Pequena", d. i. „kleiner Schlupfhafen" getauft. Diese Bai hat treffliche Ankerplätze und ist durch drei vorliegende Inseln vor den Stürmen geschützt, eignet sich also ganz gut zu einer Schiffsstation. Diese Bai ist auf den meisten Karten als englische Besitzung bezeichnet. Um so größeres Staunen rief daher die Nachricht hervor, daß Deutschland so zu sagen Besitz von ihr ergriffen habe. Das Bremer Handelshaus Lüderitz hatte nämlich (nach Muster der Gesellschaft Rubattino) von den Hottentotten und Buschmännern ein Territorium von ca. 60,000 Hektaren (600 Qu.-Kilom.) gekauft und von der deutschen Regierung die Erlaubniß erhalten, sich durch Aufhissen der deutschen Kriegsflagge unter den „Schutz" des deutschen Reiches zu stellen. Um diesen effectiv zu machen, wurde die neue Glattdeckscorvette „Carola" (8 schwere, 8 leichte Geschütze, 232 Mann, 2169 Tonnen) beordert, nach der Angra Pequena zu segeln und dort vorläufig Station zu nehmen. Damit hat also Deutschland seine erste eigene überseeische Station erworben.

Auffallend ist es, daß England, welches doch sonst immer so eifersüchtig die Schritte der Seemächte in fremden Erdtheilen überwacht, diesmal die Besitzergreifung der Angra Pequena ganz ignorirt. Dies ist um so erstaunlicher, als ja dieselbe bisher für englisches Eigenthum galt, wenngleich es wahrscheinlich ist, daß die Angra gleich so vielen andern Punkten des Erdballs (Socotora, Muscha, Carmoran, Keeling, Kuria-Muria, Auckland, Caroline, Starbuck, Walfisch Bai, N. Amsterdam, St. Paul, Süd-Georgia u. s. w.) von England blos nominell, nicht aber factisch in Besitz genommen wurde. Man kann sich die Gelassenheit Englands auf zweierlei Weise erklären: entweder hat sich die deutsche Regierung mit der englischen darüber geeinigt, oder — und dies halte ich für wahrscheinlicher — die englische Regierung findet es nicht der Mühe werth, wegen der Bai sich mit Deutschland zu überwerfen. Wie dem auch immer sei, Deutschland kann mit dem unangefochtenen Besitz seiner Colonie zufrieden sein. Daß es dabei ganz in die Fußtapfen Italiens bezüglich Assab tritt, geht daraus hervor, daß nach den neuesten Nachrichten das Kanonenboot „Nautilus" (4 schwere Geschütze, 4 Mitrailleusen, 105 Mann, 716 Tonnen) angewiesen wurde, nach der Angra Pequena abzugehen und dort bleibend Station zu nehmen.

Sehen wir nun zu, welche Vortheile Deutschland aus seiner neuen Besitzung zu ziehen vermag.

Als Colonie halte ich die Angra Pequena für einen unglücklich gewählten Punkt. Das ganze Land ist auf viele Breiten- und Längengrade hinaus ziemlich trostlos. Die beständige Trockenheit erschwert den Anbau des Bodens. Es soll sich zwar nicht allzu tief unter der Oberfläche Wasser finden, doch würde die Fruchtbarmachung des Landes durch künstliche Bewässerung die Anlage von Brunnen und Kanälen erfordern, und die Kosten stünden in gar keinem Verhältnisse zu dem Nutzen. Zudem ist der culturfähige Theil des Bodens von dem Meere durch einen breiten Wüstenstrich getrennt. Die Bodenprodukte müßten ihn behufs Einschiffung passiren, was große Transportspesen verursachen würde. Die Versuche, welche mit Viehzucht gemacht wurden, sind bis jetzt nicht zufriedenstellend ausgefallen. Zwar begünstigen sie Klima und Boden, aber man kann das Vieh nicht zu entsprechendem Preise verkaufen. Die nach dem Cap geschickten Thiere kamen zwar in gutem Zustande an, doch mangelte es an Käufern. Elfenbein und Straußenfedern könnten wohl Handelsartikel abgeben, aber einerseits sind letztere bedeutend im Preise gesunken und andrerseits werden die Elefanten immer seltener im Lande. Man erwartet zwar Nutzen von den Mineralien, doch liegen die Gebirge so tief im Innern, daß der Transport zu theuer käme, und der Bau einer Eisenbahn, wenn schon möglich, bleibt immer ein sehr riskirtes, kostspieliges Unternehmen. Es steht auch nicht zu erwarten, daß viele deutsche Auswanderer ihre Schritte nach der Angra Pequena lenken werden. So wenig, als es den italienischen Emigranten einfiel, der nationalen „Colonie" Assab zuliebe von dem bisherigen Emigrationsziel Argentina und Uruguay abzuweichen, so wenig werden sich die deutschen Auswanderer statt in Nordamerika und Brasilien in Südafrika niederlassen. Die deutschen Emigranten suchen im Allgemeinen Länder auf, wo sie der drückenden Lasten des Mutterlandes (Geld- und Blutsteuer) überhoben sind und eine Freiheit genießen, deren sie sich in ihrer Heimat nicht erfreuen. Es wäre daher wirklich naiv zu glauben, daß die trostlosen Wüstenstriche Südafrikas im Calcul der deutschen Emigranten über die lachenden Gefilde und die Civilisation Amerikas den Sieg erringen würden. Als Colonie wäre Angra Pequena eine Verirrung. Schon vor 200 Jahren besaß Brandenburg an der Goldküste Colonien, welche unter dem Schutze der kleinen brandenburgischen Flotte von einer deutschen Handelsgesellschaft ausgebeutet wurden. Damals waren Colonien überhaupt meistens weitaus einträglicher als sie es heute sind, und zudem steht die Goldküste in commerzieller und strategischer Beziehung hoch über dem Namaqualande, dessen Hafen die Angra Pequena bildet. Trotzdem fand sich Brandenburg mit seinen Colonien nicht zurecht und verkaufte sie den Holländern. Letztere haben sie ihrerseits wieder den Engländern vor einem Jahrzehnt verkauft.

Heutigen Tags ist die Anlage einer Colonie immer etwas sehr Bedenkliches. Meistens kostet sie Jahrzehnte hindurch

Digitized by Google

heidenmäßig viel Geld und wenn sie einmal sich so gehoben hat, daß sie auf eigenen Füßen stehen kann, reißt sie sich vom Mutterlande los. Wir haben an den spanischen, portugiesischen und englischen Colonien genügende Beispiele. Auch von den Colonien, welche England heute noch besitzt, sind Australien, Canada und Südafrika schon de facto unabhängig. Sie würden es auch de jure werden, wenn es England einfiele, diese Colonien als — — Colonien zu behandeln. In ganz Australien steht nicht Ein englischer Soldat; in Canada blos 1800 Mann und zwar lediglich in Halifax. Blos in Südafrika stehen auf specielle Bitte der Colonie einige tausend Mann wegen der drohenden Zulukafferngefahr. Sonst haben diese „Colonien" ihr eigenes Parlament, regieren sich selbst und lassen sich vom Mutterland in nichts dreinreden. Directen Nutzen zieht England von diesen „Colonien" nicht und könnte ihren Verlust mit Gleichmuth hinnehmen. Auch Indien ist nicht mehr die Melkkuh, welche es unter der Herrschaft der ostindischen Compagnie war. Statt jährlich Hunderte von Millionen daraus zu ziehen, kostet die Erhaltung der Colonie dem Mutterlande bedeutende Summen. Von allen existirenden Colonien sind meines Wissens die holländischen in Ostasien die einzigen, welche die Staatskassen füllen. Die spanischen könnten unter einer besseren Verwaltung dasselbe thun und die französischen in Hinterindien werden sich wahrscheinlich auch bald einträglich erweisen. Alle anderen Colonien sind dem Mutterlande eher eine Last und es kann sich glücklich schätzen, wenn die Ausgaben des Colonialbudgets von den Einnahmen gedeckt werden.

Unter diesen Umständen kann kein Unbefangener der deutschen Regierung die Anlage oder Erwerbung eigentlicher kostspieliger Colonien anrathen. Anders steht es dagegen, wenn es sich darum handelt, für die Handelsmarine im Frieden, für die Kriegsmarine im Kriege überseeische Stationen zu erwerben. Solche kosten weitaus weniger als Colonien und bieten größeren Nutzen. Jener, welchen die Handelsmarine im Frieden aus überseeischen Stationen zieht, liegt auf der Hand und bedarf keiner weiteren Ausführung. Dagegen will ich über den bedeutenden Nutzen sprechen, welcher dem deutschen Reiche während des Krieges aus seinen Stationen erwüchse.

Bekanntlich rüsten sich alle Seemächte zu einem energischen Kreuzerkrieg. In allen Marinen mehrt sich seit einigen Jahren die Zahl der Kreuzer auffallend; daß die wenigsten zweckentsprechend gebaut werden, gehört nicht hierher und sei blos so nebenher erwähnt.

Auch Deutschland ist nicht zurückgeblieben und es kann sogar von seiner Kreuzerflotte mit Stolz sagen, daß sie verhältnißmäßig weitaus bessere und schnellere Schiffe enthält als jene der andern Seemächte, England eingeschlossen. Ich habe dies ausführlicher und fachmännischer in meiner Studie „Die Ostseeherrschaft" („Deutsche Heeres-Zeitung" 12. August bis 9. September 1882) dargelegt. Nun handelt es sich aber darum, daß die vorhandenen Schiffe auch entsprechend verwendet werden. Sehen wir zu, ob dies unter den gegenwärtigen Umständen möglich ist.

Die deutsche Kreuzerflotte zählt heute an flotten Schiffen: 9 gedeckte und 9 Glattdeckscorvetten, 7 Avisos und 10 Kanonenboote — letztere größtentheils wegen zu geringer Fahrtgeschwindigkeit wenig zu Kreuzern geeignet. Im Bau befinden sich noch 1 gedeckte, 3 Glattdeckscorvetten und 1 Kanonenboot. Von diesen 35 Kreuzern befinden sich gewöhnlich nur 12 in überseeischen Gewässern (gegenwärtig 3 gedeckte, 4 Glattdeckscorvetten und 5 Kanonenboote). Wenn nun plötzlich ein Krieg ausbräche, wären diese 12 Kreuzer — von denen nur 7 ihrer Aufgabe gewachsen — Alles, was sogleich im Stande wäre den eigenen Handel zu schützen, den feindlichen zu schädigen und die gegnerischen Kreuzer unschädlich zu machen. Die anderen 23 Kreuzer liegen abgerüstet in Wilhelmshafen und Kiel und es wäre möglich, daß sie durch eine plötzlich erscheinende übermächtige Blockadeflotte am Auslaufen gehindert würden und während des ganzen Krieges unthätig in den Häfen bleiben müßten. Die ausgerüsteten 12 Kreuzer hätten aber auch insofern einen schweren Stand, als sie einerseits in Bezug auf Verproviantirung mit Kriegsbedarf, Kohlen und Lebensmitteln auf den guten Willen der neutralen Mächte angewiesen wären, andererseits riskirten, in den neutralen Häfen vom Gegner gekapert zu werden. Letzteres widerstreitet allerdings dem Völkerrechte und ist auch keine Gefahr vorhanden, daß deutsche Schiffe im Hafen einer respectirten neutralen Macht gekapert würden. Wer könnte aber z. B. englische oder französische Schiffe hindern, deutsche Schiffe in Häfen von Siam, Maskat, Zanzibar, Madagaskar oder ähnlicher zweifelhafter Staaten zu kapern, wenn jene sich über das Völkerrecht hinaussetzten, wie dies ja schon oft genug geschehen ist?

Anders stehen die Dinge, wenn Deutschland überseeische Stationen besitzt. In ihren Häfen würde die Mehrzahl der Kreuzer liegen, um bei Ausbruch eines Krieges sofort ausgerüstet und verwendet werden zu können. Die deutschen Schiffe befänden sich dann auf hoher See, bevor noch der Gegner mit Uebermacht gegen sie auftreten könnte, und mitten auf den Verkehrsstraßen des Oceans. In den überseeischen Stationen fänden die deutschen Kreuzer Alles was nöthig, die verbrauchten Vorräthe aller Art zu ergänzen, Docks zur Reparatur und sichere befestigte Häfen. Dorthin könnten sie auch die gemachten Prisen behufs deren Verwerthung schleppen, während diese sonst meistens auf hoher See vernichtet werden müßten. Die Stationen böten auch den eigenen Handelsschiffen sowie verfolgten Kriegsschiffen ein sicheres Asyl. Da die Seemächte nur sehr wenig verfügbare Truppen in ihren überseeischen Colonien haben, so ließen sich die Stationen mit geringer Besatzung gegen etwaige kleinere Landungscorps vertheidigen. Gegen Angriffe von der Seeseite her würden Torpedos, Torpedoboote und ein Panzerthurm nebst einigen guten Erdwerken vollkommen schützen.

Der Nutzen überseeischer Stationen wäre somit bewiesen; es handelt sich jetzt darum zu untersuchen, welche Punkte sich dazu am besten eignen würden. Deutschland versieht mit seiner Flotte gegenwärtig 5 Stationen. Die afrikanischen Küsten sowie der indische Ocean sind dabei merkwürdigerweise nicht inbegriffen. Es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn noch zwei regelmäßige Stationen: die ostafrikanische und die westafrikanische errichtet würden. Letzteres dürfte mit der Besetzung der Angra Pequena geschehen. Die Angra Pequena liegt zwar strategisch nicht zum günstigsten, da sie von der stark befahrenen Seestraße zwischen Madeira und Liberia zu weit entfernt ist, doch ist sie immerhin besser als nichts und wohl zur Operationsbasis jener Kreuzer geeignet, welche den Weg um das Cap herum zu überwachen haben. Die ostamerikanische Station fände einen trefflichen Centralpunkt in den dänischen Antillen. Ich glaube kaum, daß es Schwierigkeiten machen könnte, diese gegen Cedirung der dänischsprechenden Districte Nordschleswigs einzutauschen. Diese paar Quadratmeilen mit einer dem Reiche feindlich gesinnten Bevölkerung nützen diesem weit weniger als die Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jean. Die Dänen könnten auch mit dem Tausche zufrieden sein, da sie für die „Danimarca irredenta" blos eine Colonie herzugeben brauchten, aus der sie gar keinen Nutzen ziehen und die ihnen blos unnütze Summen kostet.

Schwieriger wäre es, für die westamerikanische Station einen entsprechenden Punkt zu finden, da die Amerikaner nach der Monroe-Doctrin nimmermehr gestatten werden, daß europäische Staaten neue Besitzungen auf amerikanischem Boden erwerben. Sonst ließe sich vielleicht mit Ecuador bezüglich Erwerbung einer der so vorzüglich strategisch gelegenen Galápagos-Inseln ein Geschäft machen.

Die australische Station besitzt in den Samoa-Inseln ein gewissermaßen für das deutsche Geschwader prädestinirtes strategisches Centrum. An anderer Stelle („Die Samoainseln und ihre Bewohner" im Novemberheft 1879 von „Unsere Zeit") habe ich seinerzeit, als die Frage eines deutschen Protectorats über die Inseln ventilirt wurde, nachgewiesen, von welch ungeheurer Wichtigkeit die Erwerbung derselben für Deutschland wäre. Dieser Ansicht bin ich noch heute. Pangopango ließe

Digitized by Google

sich zu einem trefflichen Kriegshafen umgestalten, der die Operationsbasis für den ganzen stillen Ocean abgäbe.

Nebst der australischen ist die ostasiatische Station für Deutschland von der größten Wichtigkeit. Einen vorzüglichen strategischen Punkt würden die Tschusan-Inseln oder auch die Liu-Kiu abgeben. Da Deutschland gegenwärtig mit der chinesischen Regierung auf dem besten Fuße steht, so ließe sich vielleicht die Abtretung der Tschusan-Inseln gegen ein entsprechendes Aequivalent von Waffen erreichen. Deutschland besitzt nämlich Tausende von Kanonen (Beute der drei letzten Feldzüge und älteres Material) sowie über eine Million Gewehre, welche den heutigen Anforderungen nicht mehr entsprechen, der chinesischen Armee aber, welche über kaum 50,000 anständige Flinten verfügt, von bedeutendem Nutzen wären. Ich sehe nicht ein, weshalb ein solches Tauschgeschäft unmöglich sein sollte. Und verhielte sich China ablehnend, so würde sich vielleicht Japan in Bezug auf Liu-Kiu geneigter zeigen.

Von großem Vortheil wäre auch eine Station im malayischen Archipel. Deutschland ließ sich 1867 die treffliche Gelegenheit entschlüpfen, als der Sultan von Sulu dem König Wilhelm das Protectorat anbot. Der Sultan von Bruni scheint indeß dem Landschacher nicht abgeneigt zu sein, denn er verkaufte in den vierziger Jahren Sarawak dem Engländer James Brooke und vor einigen Jahren das Nordostende der Insel dem Oesterreicher Overbeck. Man könnte also gewiß eine passende Station einhandeln. Eventuell würden sich vielleicht die Portugiesen nicht abgeneigt zeigen, Timor, aus dem sie keinen Nutzen ziehen, an Deutschland zu verkaufen.

Bliebe also noch die zu errichtende ostafrikanische Station, welche am besten auf Madagaskar errichtet würde. Es läßt sich erwarten, daß die Howas, schon aus Haß gegen Frankreich, Deutschland einen trefflichen Hafen abtreten würden. Von Frankreich wäre schwerlich Einsprache zu besorgen, da sich die Franzosen wohl hüten werden, eines madagassischen Hafens halber einen verhängnißvollen Krieg heraufzubeschwören. Im Nothfalle könnte man jedoch auch dem Sultan von Zanzibar einen entsprechenden Hafen abkaufen.

Im Besitze der befestigten Operationsbasen S. Thomas, Samoa, Tschusan (oder Liu-Kiu), Borneo (oder Timor), Madagaskar (oder Zanzibar) und Angra Pequena wäre Deutschland im Stande, mit seinen Kreuzern selbst den ersten Seemächten ernsten Schaden zuzufügen und seine maritime Machtstellung in eine allgemein gefürchtete zu verwandeln. Die Kosten, welche die Anlage der sechs befestigten Häfen erheischen würde, würden hundertfach durch ihre bedeutenden Vortheile wettgemacht. Zur Ausführung dieses Planes bedarf es blos rücksichtsloser Energie, deren Fürst Bismarck gewiß nicht entbehrt!

Die spiritistische Saison in Wien.

Von J. Weiß.

Unsere lärmenden spiritistischen und „antispiritistischen" Feste sind vorüber und wenn die Theilnahme des großen Publicums der Ausdruck für das Interesse ist, das einem Gegenstande anhaftet, dann ist der Spiritismus wohl die interessanteste Erscheinung unserer Zeit. Die Kämpfe, welche die Productionen Bastians und dessen Entlarvung, die „antispiritistischen Demonstrationen" Cumberlands und die divergirenden Erklärungsversuche des „Gedankenlesens" hervorgerufen haben, waren von einer lebendigen Wärme, die der Besprechung der ernstesten Fragen zu wünschen wäre. Worin liegt nun das Interessante der Firma „Bastian, Cumberland u. Comp.?" Worin unterscheiden sich die Schaustellungen der Genannten von allen ähnlichen Productionen? Offenbar nur in der Haltung des Publicums. Denn nichts kann merkwürdiger erscheinen als die kindliche Naivetät, mit welcher das große Publicum den Wechsel der spiritistischen Sachlage ohne jede gemüthliche Erschütterung erträgt und den verschiedensten Glaubensströmungen mit voller Hingabe folgt. Heute von der Realität der spiritistischen Manifestationen eines Bastian voll überzeugt, lacht es morgen, wenn ihm sich das entlarvte Medium unter Zurücklassung seiner nothwendigsten Toilettenstücke eiligst davonmacht, um übermorgen in größter Erregung dem Humbug und den bauernfängerischen Kunststücken des „Gedankenlesers" zu folgen. Heute überzeugt, daß dem Gedankenlesen eine „unbewußte Geistesfähigkeit" zu Grunde liegen müsse, und morgen auf dem Standpunkte des erstbesten praktischen Lösungsversuches. Liegt nicht in dieser erstaunlichen Elasticität der öffentlichen Meinung und Ueberzeugung das eigentliche Räthsel des Spiritismus und seiner Abkömmlinge?

Wie oft und vielfältig sind die Medien à la Bastian schon entlarvt worden! Noch kein einziges Medium hat seinen Ruhm und den der „Spirits" ungetrübt aufrechterhalten können. Jedes einzelne hat in schmählicher Weise die Sache der Geisterwelt compromittirt, und dennoch findet jedes neu auftauchende Medium sein Publicum, das sich von den Geistern am Barte zupfen und ohrfeigen läßt und mit staunendem Entsetzen Guitarren und und Tintenfässer durch die Luft fliegen sieht.

Und wie heute Cumberland sein gläubiges Publicum und seine wissenschaftlichen Erklärer findet, so fand vor kaum drei Jahren ein Herr Bishop dasselbe Interesse bei Laien und einigen Gelehrten mit den gleichen Productionen. Auch dieser letztgenannte „Gedankenleser" fand versteckte Nadeln und errieth gedachte Personen und Gegenstände und erklärte, ganz wie Cumberland, für diese seine Fähigkeit keine Erklärung zu wissen. Damals wie heute versuchten ernste und gelehrte Menschen eine wissenschaftliche Darlegung dieses seltenen Naturphänomens und sprach Barrett von einer „veritablen exoneuralen Action des Geistes", wie heute Simony von der „Möglichkeit, daß elektrische Innervationsströmungen" eines Individuums ähnliche Innervationsströme bei einem anderen geeigneten Individuum hervorrufen könne.

Und gerade diese ersten Untersuchungen oder nur die bloße Aufmerksamkeit unbefangener denkender Köpfe sichert diesen Taschenspielerkunststücken eine breite und gewinnbringende öffentliche Theilnahme. Gerade dieses kleine Endchen eines scheinbaren Verständnisses dieser angeblich übernatürlichen Vorgänge verleiht denselben ein Maß von Berechtigung, das allein schon genügt einer neuen großen Narrheit des Menschengeschlechtes Eingang zu verschaffen. Denn nichts kann bedenklicher sein, als der Herausforderung der als Medien einhergehenden Akrobaten und Prestidigitateure zu folgen. Von dem Augenblicke ab, in welchem ruhige und denkende Menschen sich mit ihnen einlassen, sei es nun zum Zwecke einer Widerlegung oder einer sog. „natürlichen Erklärung", sind die producirten Fertigkeiten auch auf das Niveau von Erfahrungsthatsachen gehoben und haben eine Bedeutung, die ihnen sonst gar nicht zugesprochen worden wäre. Der scheinbar berechtigten Forderung der Zuschauer, die spiritistischen Manifestationen zu erklären, fehlt eben jede ernste Berechtigung. In dem Umstande, daß man nicht leicht hinter die langgeübte Fingerfertigkeit und vollendete Geschicklichkeit eines Prestidigitateurs kommen und seine Kunststücke sofort auch imitiren kann, liegt ja gerade die Möglichkeit einen Erwerb mit solchen Productionen zu finden. Und auch wenn der modus practicandi wirklich bekannt wäre, könnte noch immer nicht jeder Beliebige dieselbe Fertigkeit entwickeln. Dazu gehört eben die fortgesetzte und gewerbsmäßige Uebung des Virtuosen. Darin liegt ja das große Geheimniß jedes Virtuosen, auch dasjenige eines Rubinstein. Weil aber nicht Jeder Klavier spielen kann wie Rubinstein, oder Künste machen wie Hermann, sind dies noch nicht Emanationen überirdischer Kräfte und höherer, vierdimensionaler Wesen. Mag nun das „Medium" in welcher Weise immer Abgeschiedene uns vorführen, aus verschlossenen Schränken Gegenstände entnehmen, sich aus einer völlig gebundenen Lage befreien, versteckte Nadeln, und gedachte Personen finden und bezeichnen, — ohne lange berufsmäßige Uebung ist es nicht denkbar. Wunderbare Kräfte und das Hineinziehen übernatürlicher Vorgänge kommen dabei durchaus nicht in Betracht, weil sie ja auch nichts erklären können. Wunder sind für die moderne Generation nicht mehr Stützen eines Glaubens; wir sind heute schon so organisirt, daß

Digitized by Google

uns auch das Wunder erklärt werden muß, wenn wir daran glauben sollen. Aber dieser Durst nach Erkenntniß, nach Erklärung, und wäre diese Erklärung auch tausendmal läppischer, als die vermeintliche Thatsache, die sie erklären will, ist in seiner Wirkung viel fataler, als der naive Wunderglaube. Wir sehen das an den einzelnen wissenschaftlichen Vertretern des Spiritismus. Productionen einer geschickten Escamotage imponiren für genau controlirte Sinneswahrnehmungen und stellen den ahnungslosen Gelehrten vor die bedenkliche Alternative entweder eine allem Anscheine nach gutcontrolirte Sinneswahrnehmung zurückzuweisen, als im Widerspruche stehend zu unserem Bewußtseinsinhalte, oder aber eine, wenn auch hypothetische Erklärung zu suchen, die diesen Widerspruch auszugleichen vermag — für das Denken.

Es ist hierbei in hohem Grade interessant, daß bisher lediglich Mathematiker es versucht haben, die Wunder des Spiritismus und des Gedankenlesens unserem Bewußtseinsinhalte einzuverleiben, indem sie durch Erweiterung des Raumbegriffes und Ausdehnung der Lehre von der Elektricität auf die Denkvorgänge Vereinigungspunkte suchten. Der Mathematiker steht dabei auf dem Standpunkte des Naturforschers, soweit er die erklärungsbedürftigen Erscheinungen als Erfahrungsthatsachen in naturwissenschaftlichem Sinne anerkennt, und indem er durch Heranziehung einer schon transcendental gewordenen physikalischen Anschauungsweise die logische Denkbarkeit der räthselhaften Wahrnehmungen erweisen will. Beides ist unrichtig. Denn einmal sind Sinneswahrnehmungen noch keine Erfahrungsthatsachen. Beleg dafür sind, um nur Eines hervorzuheben, die hallucinatorischen Vorgänge der Geisteskranken, denen die Täuschung durch objectiven und beabsichtigten Betrug an die Seite zu stellen ist. Dann aber ist das mathematisch Denkbare nicht gleich dem logisch Denkbaren. Für die Mathematik sind unendliche, negative und imaginäre Größen nicht nur einfach denkbar, sondern auch brauchbar zu weiteren Denkprocessen; für den Mathematiker ist eine auf die Spitze gestellte Pyramide, oder sind parallele Linien, die sich in einem Punkte treffen, ganz anschaulich. Für dasjenige Denken, das immer und überall an Erfahrungsthatsachen anknüpft, sind die erwähnten mathematischen Begriffe vollständig faßbar. So mögen die Geister des Spiritismus als vierdimensionale Wesen, das fälschlich sog. „Gedankenlesen" als Actionsströme des einen Individuums, welche Innervationsströme in einem anderen wachrufen, mathematisch denkbar sein, — für unser Denken, dessen wesentlichste Stütze die Anschauung, das Experiment ist, haben diese „Erfahrungsthatsachen" keinen Werth.

Was aber jeden Ernstdenkenden von vornherein bestimmen muß, sich gegen die genannten Demonstrationen ablehnend zu verhalten, ist erstens: der trotz des dünnen wissenschaftlichen Firnisses doch unverkennbare professionelle, taschenspielerische Charakter der Productionen, und zweitens: die läppische Inhaltslosigkeit der vorgebrachten Erscheinungen. Mit richtigem Blick bezeichnet Erzherzog Johann in seiner Broschüre („Einblicke in den Spiritismus") diesen letzten Punkt als denjenigen, welcher den ganzen spiritistischen und antispiritistischen Spuk lächerlich macht, auch wenn alle producirten Erscheinungen wirklich das wären, was sie nicht sind, nämlich Emanationen besonderer Wesen und besonderer Kräfte. Wenn die Materialisation der Geister nur dazu dienen kann, um deren mangelhaftes Guitarrespiel, deren Püffe und Nasenstüber und deren höchst dürftigen Witz in banalen und unorthographisch geschriebenen Sentenzen uns zur Wahrnehmung zu bringen; wenn die große, unbewußte Fähigkeit des „Gedankenlesens" nur dazu dienen kann, um verborgene Stecknadeln oder andere Dinge in einem Raume aufzufinden, — dann ist beides eigentlich eine Unterhaltung für nicht zu erwachsene Kinder. Das Lebensglück und die Erkenntniß der Menschheit erleidet nicht den geringsten Abbruch, wenn ihr diese Aeußerungen einer anderen Welt und anderer „Fähigkeiten" abgehen. Wohl aber involviren diese so jämmerlich armseligen Taschenspielerkunststücke eine Gefahr für die breitere, nicht denkgeübte Gesellschaft, wenn voreilige und transcendental-phantastische Gelehrtenköpfe denselben auch nur die Bedeutung von Untersuchungsobjecten zuschreiben.

Literatur und Kunst.

Der Streit um die Leihbibliothek.

Von Wilhelm Goldbaum.

Auf dem letzten Deutschen Schriftstellertag erhob sich ein heftiger Streit. Und zwar um die liebe, die arme, die verkannte und verlästerte Leihbibliothek. Ja schier wäre sie gar in feierlicher Resolution zum Inbegriff aller irdischen Lasterhaftigkeit erklärt und ihr das Gesetz, welches den gemeinen Betrug ahndet, auf den Hals gehetzt worden. Ach, daß ich damals stille blieb und nicht mit einem einzigen Worte für die Leihbibliothek ins Turnier ging, das drückt mir noch heute die Seele ab wie eine unverzeihliche Sünde. Freilich weit, weit in die Vergangenheit hätte ich mit meiner Erinnerung zurückgreifen müssen, um mein Plaidoyer für die Leihbibliothek ordentlich zu begründen.

Ich bin ein armer Knabe, voll Wissensdrang und abenteuerlicher Bücherlust. Was von der lateinischen Grammatik, von dem Einmaleins und den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos zu profitiren war, das habe ich mir angeeignet; aber weit darüber hinaus quält mich ein Verlangen nach mehr, nach Schilderungen ferner Reiseabenteuer, nach Geschichten von Freundschaft, Liebe und Heldentod. Hinterm Rücken meines gestrengen Vaters stehle ich täglich dem Cornelius Nepos, den Metamorphosen des Ovid, der Anabasis des Xenophon ein paar Stunden; des Abends, wenn die Anderen schlafen, verschlinge ich Tromlitz, van der Velde, Clauren; ich lebe mit Auerbachs Schwarzwälder Bauern, ich kokettire mit den ungeheuer geistreichen Frauen der Ida Hahn-Hahn; ich sterbe hundert Tode mit Uriel Acosta und lalle schockweis Liebeserklärungen mit den affectirten Bücherhelden der Louise Mühlbach. Und dann komme ich in die große Stadt, als Gymnasiast, als Student. Ein paar ersparte Groschen reichen hin, um mich mit der Literatur in fortgesetztem Contact zu erhalten. Ich lese, während meine Genossen kneipen. Das Corpus juris ist das nothwendige Uebel, die Leihbibliothek ist mein Paradies. Ich hätte nützlicheren Leidenschaften fröhnen können? Vielleicht, vielleicht auch nicht. So pietätvoll, so andächtig und glaubensstark liest man doch nur in jenen Lebensjahren, die jenseits der Schwelle der rauhen Wirklichkeit liegen; wenn diese Schwelle überschritten ist, hat jeder Tag seine Sorge, jeder Schritt sein Ziel, jede Handlung ihren Zweck. Als ich mit meinen Studien fertig war, war auch diese Empfänglichkeit dahin; ich schlich mich von der Jurisprudenz wie ein Ueberläufer zur Literatur hinweg, und was ich gelesen habe, das ward mir nun zum Kapital, zum Betriebskapital in meinem Berufe.

Doch was rede ich soviel von mir?

Ich sah die arme, schmächtige Nähterin in die Leihbibliothek kommen; sie wollte am Abend den Tag vergessen. Dann flogen unter ihren wunden Fingern die Blätter, ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihre Lippen lachten, kicherten, stöhnten, ihre kleinen Fäuste ballten sich — sie war frei in ihren Regungen am Abend nach der Sklaverei der Noth am Tage. Und ich sah die Mutter mit verweinten Augen am Krankenbette ihres Kindes, indessen der Vater, ein Handwerker, in der Schenke weilte; sie hatte ein Buch in der Hand, welches ihr das Elend hinweglog. Sie las und hoffte. Ich sah auch die alte Jungfer mit dem weißen, faltenreichen Antlitz, die Brille auf der Nase, den Strickstrumpf in der Hand und das Buch vor sich auf dem Tische. Ach, der Armen war das Leben Alles schuldig geblieben; beim Lesen lebte sie mit den Anderen mit, was ihr selbst eine verschlossene Welt geblieben war. Ein Kranker wälzte sich auf dem Kissen; nur wenn er lesen durfte, wenn er sich in eine Geschichte versenkte, die ihn fortzauberte aus dem Moder seiner Krankenstätte, ward ihm die Gegenwart zu zerrinnendem Nebel, die Phantasie zu heilkräftiger Arznei. Und sie sagen, du mein alter, unvergeßlicher Leihbibliothekar aus fernen Jugendtagen, sie sagen, du seiest ein

Digitized by Google

Sünder gewesen! Du habest ihr geistig Gut, ihr Eigenthum mißbraucht zu deinem eigenen Vortheil, du seiest schuld daran, daß die Leute keine Bücher kaufen, weil du sie ihnen für ein paar Groschen liehest, vermietetest. Als ob die arme Nätherin sich die Bücher, die sie las, hätte kaufen können!

Freilich, es gibt zweitausend Leihbibliotheken in deutschen Landen, und auch zarte Frauenhände, welche niemals zu harter Arbeit und zum Kampfe mit der Noth verurtheilt gewesen, scheuen sich nicht, ihre literarischen Bedürfnisse mit den fleckigen, abgegriffenen, zerknitterten Büchern des Verleihers zu befriedigen. Was thut's? Wir sind kein reiches Volk, aber ein bildsames Volk. Wir lesen mehr als jede andere Nation und nimmt man uns die Leihbibliotheken, so nimmt man uns eine nationale Eigenthümlichkeit. Ja wohl, eine nationale Eigenthümlichkeit. Und daran ändert auch die drollige Geschichte nichts, die einstmals Berthold Auerbach in einer süddeutschen Stadt mit Frau Toutlemonde begegnet sein soll, derselben Frau Toutlemonde, an die Paul Heyse das berühmte Vorwort seiner „Moralischen Novellen" adressirte. Besagte Dame hatte den Dichter der Dorfgeschichten, für den sie schwärmte, zu einer Soirée geladen und diese war so splendid, daß der Dichter in seiner liebenswürdigen Eitelkeit, um sich erkenntlich zu zeigen, der Gesellschaft seine „Frau Professorin" vorlesen wollte. Aber das Exemplar? Es gibt nur ein einziges im Hause der Auerbach-Schwärmerin und dieses — ist Tags zuvor aus der Leihbibliothek beschafft worden. Frau Toutlemonde ist auch eine nationale Eigenthümlichkeit, gewiß. Aber ich möchte sie so wenig missen in dem vielgestaltigen deutschen Geistesleben wie die Leihbibliothek. Frau Toutlemonde könnte Bücher kaufen, ach ja; aber sie haust zumeist in einer kleinen Stadt, wo der Buchhändler zugleich Leihbibliothekar und in der letzteren Eigenschaft rühriger ist als in der ersteren. In Deutschland ist kein Städtchen so klein, wo nicht die Mehrzahl von Schiller bis Spielhagen und Ebers in dem heimischen Schriftthum sich zurechtwüßte. Laßt mir Frau Toutlemonde in Ruh! Sie schwärmt für Auerbach, ohne seine Bücher zu besitzen; aber sie liest sie mit Hülfe des Leihbibliothekars und besser ist es jedenfalls so, als wenn sie dieselben besäße, ohne sie zu lesen.

Der Schriftsteller sagt, er sei an seinem Eigenthum, an seiner Habe, seinem Erwerb geschädigt, wenn der Leihbibliothekar mit einem einzigen Exemplar seines Werkes hundert Leser versorgt, deren jeder sich sonst ein Exemplar kaufen würde. Doch das ist ein Irrthum. So unendlich nüchtern, so wirthschaftlich karg, so undeutsch mit Einem Worte dünkt es mir, daß viele unserer heutigen Schriftsteller ihr Verhältniß zum Leser, zum Volke als ein Verhältniß des Producenten zum Consumenten anschauen. Nein, das geistige Leben einer Nation hat seine eigenen Gesetze, es läßt sich nicht nach dem Lohnverhältnisse reguliren. Das Essen und Trinken, der Rock, die Wohnung ist eine Nothdurft, das Buch ist ein edler Luxus. Die Masse des Volkes kann sich ihn gönnen mit Hülfe des Leihbibliothekars, sie muß sich ihn versagen, wenn sie die Bücher kaufen soll. Und wie wären denn unsere großen Erzähler ohne den Leihbibliothekar populär geworden? Ist er etwas Anderes als der Theaterdirector, der wohlfeile Plätze der Masse des Volkes zugänglich macht und so die dramatischen Dichter mit ihrer Nation vermittelt? Der Theaterdirector zahlt Tantièmen. Aber die Höhe der Tantièmen steht fürs Erste in einem Mißverhältnisse zu dem Gewinn, den der Theaterdirector bei gutem Erfolge erzielt, und fürs Zweite hat das Theaterstück nur den einzigen Absatz von der Bühne herab, sofern es nicht als Buchdrama elendiglich und nach Verdienst verkommt. Und paßt das Beispiel des Theaterdirectors nicht ganz, so paßt doch dasjenige des Cafétiers, der ein einziges Exemplar einer Zeitung mit Leitartikel, Depeschen, Feuilleton und Roman abonnirt und mit diesem Exemplar tagsüber funfzig Stammgäste versorgt. Doch halt, der Leiermann in Paris zahlt eine Steuer an den Componisten für jede neue Walze; die er in seinen Leierkasten fügt — warum soll der Leihbibliothekar nicht steuern? Weil bei uns Deutschen das Lesen gleich nach dem Essen und Trinken kommt, und weil die Besteuerung des Lesers — denn eine solche wäre es in letzter Linie — nicht gar sehr sich davon unterschiede, wenn gewisse Majoritäten das Petroleum besteuern. Mehr allerdings für den Ruhm als für den Reichthum der Schriftsteller thut der Bücherverleiher, aber reich zu sein, war niemals bei unseren großen Dichtern ein höheres Verlangen, als berühmt zu sein.

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, sollst du willkommen sein.

Und wäre es doch wenigstens nur wahr, daß der Leihbibliothekar den Schriftsteller schädige! Aber es ist nicht einmal wahr. Ein Gustav Freytag, ein Friedrich Spielhagen brauchen nicht darum zu sorgen, daß ihre Bücher mit bleiernem Gefieder in den Magazinen ihrer Verleger liegen bleiben. Doch nicht Jeder ist ein Freytag, ein Spielhagen, ein Wolff oder Ebers; es gibt auch geringere Götter auf dem deutschen Parnaß und diese — du lieber Gott! — was wären sie ohne den Leihbibliothekar? Wenn von jedem Buche in zweitausend Leihbibliotheken nur ein einziges Exemplar angeschafft wird und jedes Exemplar durch zehn Hände geht, so ergibt sich eine Verbreitung, welche der Neuling oder der Vielschreiber im andern Falle nicht hoffen konnte, die er oft auch nicht verdiente.

Der Leihbibliothekar hat freilich dem Richterstuhl der Kritik gegenüber keine Verantwortung, aber er hat das Risico. Er ist kein Idealist, sondern ein Zwischenhändler. Und zumeist ein Zwischenhändler, der nicht reich wird. Nein, wenn schon die wirthschaftliche Terminologie auf das Schriftthum Anwendung haben soll, dann sagen wir es grade heraus, daß der Leihbibliothekar ein Apostel des geistigen Freihandels ist, während der Schriftsteller von heute sich mit einem Schutzzoll umgeben will und für schlechte Waare denselben Markt begehrt, dessen sich die gute erfreut.

Ich stehe im Geiste vor den morschen Bücherregalen meines kleinen heimischen Leihbibliothekars, und wie ein Schattenbild an der Wand ziehen hundert Jahre deutschen Schriftthums vor meinen Augen vorüber.

Vor hundert Jahren weinten unsere Urgroßeltern über Goethes Werther, über Zimmermanns Buch von der Einsamkeit, über Richardsons und Fieldings langen, thränenseligen Romanen. Damals kamen die Leihbibliotheken in Deutschland auf; das Bedürfniß einer sentimentalen Lesewelt ward zur Wiege ihrer Existenz. Und mancher Selbstmord aus Liebe war die Frucht dieser Lectüre. Dann ward im Theater den Räubern Schillers zugejubelt; man sah den Funken der Freiheit, der von dem Genie des jungen Schwaben aufstob, und es ward ein breites Feuer daraus, das mehr verzehrend als wärmend die Geister ergriff. Rinaldo Rinaldini war der Bastard Karl Moors. In unzähligen Räuber- und Rittergeschichten spann sich der Faden trostlos fort. Bald genug war aber auch die Ritter-, Geister- und Räubergeschichte überwunden. Immer seltener langte die Hand des Verleihers nach den Räuber- und Ritterromanen; immer spröder verschloß sich ihnen der Kreis der Leser.

Es ist in der Leihbibliothek wie im Leben; eine Blume senkt welk ihr Köpfchen und hart in der Nachbarschaft entfaltet eine andere ihre üppige Blüthe. Der Philosoph betrachtet beide mit sinnendem Blicke und schüttelt melancholisch das Haupt; aber die Melancholie ist die Freudigkeit Gottes. Rinaldo ist verschollen in seinen düsteren Waldesgründen; dafür sind Goethes Wahlverwandtschaften gekommen und Friedrich Schlegels Lucinde. Der Leihbibliothekar — unsittlich oder nicht — muß mit; wenn es den Schriftstellern nicht verwehrt sein kann, die subtilsten Probleme, die schlüpfrigsten Situationen zu erfinden, warum sollte es just ihm verwehrt sein, ihre Schriften zu verbreiten?

Freilich, freilich, die Zeit ist eine andere geworden. Die Romantiker haben in unser Schriftthum ihren Einzug gehalten und die Romantiker in der mondbeglänzten Zaubernacht wollen nichts wissen von der alten hausbacknen Moral. Die Romantiker sind auch literarisch die Sklaven der Frauen, und wenn sie den Fesseln entschlüpfen, so greifen die Frauen selbst zur Feder und schreiben, was sie von den Männern erfahren. Die sogenannte „unverstandene Frau" ist damals ein Inventarstück der deutschen

Digitized by Google

Gesellschaft geworden. Dann schließt sich das Zeitalter der Revolution und es wird wiederum stiller in der Welt. Man nennt es die Zeit der Restauration. Napoleon Bonaparte und sein erschütterndes Schicksal wird zur Legende. Da schlägt auch der Roman und mit ihm die Leihbibliothek wieder die alten Geleise ein. Sittiger wird die Phantasie, aber nicht sittlicher. Clauren ist der Held der Leihbibliotheken und seine süßliche Ueppigkeit, sein lächelndes Philisterthum sind so herausfordernd, daß ein junger schwäbischer Dichter, Wilhelm Hauff, ihn als „Mann im Monde" persiflirt. Doch Eins ist von der großen französischen Revolution geblieben, und das läßt sich nimmermehr aus der Literatur schaffen. Der Weltschmerz! Der Conflict zwischen dem Bewußtsein der Menschenrechte und der Wirklichkeit. Vorbei mit Clauren, van der Velde, Tromlitz; Lord Byron ist gewesen, Faust ist geworden. Doch immer wieder flackert die Revolution auf, in Spanien, in Griechenland, in Belgien und Polen, in Paris. Und das Schriftthum hält sich an die Revolution. Man vernimmt bis nach Deutschland die Lieder Bérangers, des vieux republicain, man singt selber Griechenlieder und Polenlieder, und über Nacht, ehe man sich's versieht, hat man seine eigenen revolutionären Poeten und Schriftsteller, einen Heinrich Heine, einen Ludwig Börne. Der Weltschmerz hat den Patriotismus zum Freiheitsgefühl erhoben. Die Poeten, die Schriftsteller gehen ins Exil, die armen Burschenschafter in den Kerker, aber die Zukunft ist ihr. Und von diesem Momente, etwa gleichzeitig mit dem Tode Goethes, datirt eine durchgreifende Wandlung unserer Literatur; die Naivetät ist fort, das Kunstgefühl zerrinnt — Les aïeux s'en vont — aber dafür kommt etwas Anderes in die Dichtung: das Bewußtsein, der Kunstverstand — Place aux jeunes! — wir sind in der Epoche, die man die Epoche der allgemeinen Bildung genannt hat.

Auch der Leihbibliothekar von altem Stil ist ausgestorben; das Lesen ist allgemeines Bedürfniß geworden, und die Zeit, da der Verleiher seinen Kunden den Katalog vorschrieb und den Geschmack octroyirte, ist unwiederbringlich vorüber. Jetzt drängt ihm das Publicum seinen eigenen Geschmack auf, es sagt nicht mehr zum Leihbibliothekar: „Geben Sie mir, was Sie wollen", es sagt: „Geben Sie mir, was ich will."

Bis hieher war das Buch etwas Anderes und die Wirklichkeit ebenfalls etwas Anderes gewesen. Man konnte lesen und lesen und brauchte keine Ahnung zu bekommen von einem Zusammenhange zwischen dem, was der Dichter fabulirte, und dem, was sich in Wahrheit um ihn her zutrug. Was lernt man aus Jean Pauls, aus Claurens, aus Schlegels Büchern über Jean Pauls, Claurens, Schlegels Zeit? Nichts, gar nichts. Aber wenn man Heines Reisebilder liest und Börnes Pariser Briefe, so wird Alles lebendig, man blickt in das Leben eines Volkes, in sein Wohl und Wehe. Um die tausend Fesseln der alten Gesellschaft zu sprengen, ist man vorerst noch zu schwach, aber man ballt die Fäuste, man macht Zeitschriften, man treibt Kritik in der Production und Production in der Kritik. Das ist die Sendung der Jungdeutschen! Durch alle Poren dringt dem Volke der neue Geist in das Blut. Hat dabei die Leihbibliothek nicht eine große Mission in unserem geistigen Leben zu erfüllen gehabt? Und ist es verwunderlich, daß die erste öffentliche Lesehalle in Berlin knapp vor der Märzrevolution entstand? So greift Eines in das Andere, das Kleinste in das Größte, denn die Literatur ist zum Abbilde der Zeit, der Dichter zum Wortführer der Nation geworden. Und jede Schicht der Gesellschaft, jedes Standesinteresse, jede politische Meinung bringt sich in der Literatur zur Geltung, denn Allen gehört die Literatur, ohne Unterschied der Klasse, der Geburt, des Geschlechtes. Dem jungdeutschen Emancipationsroman setzt sich der Salonroman entgegen, dem Salonroman die Dorfgeschichte.

In Wahrheit ist es zunächst das Individuum, das sich seinen Platz in der Literatur erobert. Aber das Individuum strebt von sich hinweg ins Allgemeine, es beginnt sich als Theil eines Ganzen zu fühlen. Was bin ich in der Geschichte, fragt es, und der historische Roman ist da; was in der Gesellschaft, und der sociale Roman entsteht; was in der Zeit, und der Zeitroman kommt auf; was im Staate, und der politische Roman ist geboren. Sind wir am Ende der Kette? Ist es ein Zeichen der Erschlaffung, daß sich schließlich der Roman wieder zurückwendet wie auf eiliger Flucht in das ägyptische, das römische, das germanische Alterthum? Nein, mich dünkt, es gibt einen anderen Grund. Wir haben in drei Jahrzehnten so viel erreicht, sind so ungeheuer, so unerwartet rasch vorwärts gekommen, daß wir einer Pause bedürfen. Für den Augenblick kämpft unsere Dichtung nicht; sie ergeht sich beschaulich auf bequemen Wegen in der Vergangenheit. Aber sie wird wieder kämpfen, wenn sie gerufen wird, denn es ist ihres Amtes, Urwälder auszuroden und neue Pfade zu bahnen. Ein ewiges Heimweh trägt der Dichter in der Brust, das Heimweh nach dem Ideal, und das Ideal wird nimmer erreicht, nur erstrebt. Die Leihbibliothek ein Mikrokosmus — wer hätte das gedacht?

Und ein Mikrokosmus, der seine Geschichte hat. Denn der Leihbibliothekar hat einen sehr respectablen und einen wohlbeglaubigten Ahn, keinen geringeren als den reichen römischen Feinschmecker Lucullus. Dieser, ein Gourmand nicht blos in materiellen Genüssen, sondern auch in denen des Geistes, gründete im Jahre 54 vor Christi Geburt zu Rom eine Bibliothek, deren freien Gebrauch er dem Publicum gestattete. Seinem Beispiel folgten Augustus mit der Gründung der sogenannten Octaviana, Titus mit derjenigen der Palatina. Leihbibliotheken im heutigen Sinne waren dies allerdings nicht, denn charakteristisch für diese ist die Zahlung, welche für den Gebrauch der Bücher entrichtet wird. Und auf diese Zahlung begründet ja grade der Schriftsteller seinen Proceß gegen den Leihbibliothekar. Aber solche Leihbibliotheken hat überhaupt kein Zeitalter als das unserige besessen, nicht das Mittelalter, dessen Bibliotheken sich innerhalb der Klostermauern befanden, und auch nicht die Jahrhunderte zwischen dem Mittelalter und der französischen Revolution. Die Leihbibliothek von heute ist dem natürlichen Bedürfnisse entsprungen, und sie konnte nicht anders aufkommen als bei demjenigen Volke, in welchem die Armuth kein Hinderniß der Bildung ist, bei dem deutschen Volke. In dem alten Rom gab der Reiche dem Armen von seinem Ueberfluß und ein freigelassener Sklave ward zum Historiker des Weltreiches. In Deutschland, dem Deutschland des vorigen Jahrhunderts, lehnte sich die bildungsbedürftige Creatur, ihrer Individualität inne werdend, gegen den Despotismus der Kleinstaaterei auf, der Arme bezahlte seine Bildung, die ihm der Leihbibliothekar vermittelte.

Auf diesem Wege ist die Leihbibliothek zu einem Culturmerkmal der neuen Zeit geworden, und so unermeßlich ist das allgemeine Bedürfniß nach geistiger Belehrung und Unterhaltung geworden, so rastlos die Concurrenz, dieses Bedürfniß zu befriedigen, daß es fast wie ein Anachronismus erscheint, mit der Leihbibliothek dem Volke auch ein Mittel der Bildung entziehen zu wollen.

Ich bin kein Rechenkünstler und verstehe nicht zu veranschlagen, wie viel von seinem Bücherlohne dem Schriftsteller durch die Existenz der Leihbibliothek entgeht. Aber ich habe noch niemals einen Leihbibliothekar in einer Equipage fahren gesehen, dagegen manchen mittelmäßigen Schriftsteller gekannt, der nicht begriff, warum er — ohne den Leihbibliothekar — von Niemandem als von seinen guten Freunden gelesen worden wäre. Was hätte es einem solchen Schriftsteller genützt, wenn, um den Leihbibliothekar entbehrlich zu machen, die Verleger zu wohlfeilerer Herstellung der Bücher sich entschlossen hätten? Und was vor Allem hätte es unserem Schriftthum genützt? Die Verleger wären weniger reich, die Autoren ärmer, die Leser spärlicher geworden.

In unseren Tagen kann man nur wünschen, daß dem Volke die Möglichkeit der Belehrung nicht erschwert werde; vielleicht darf man daneben bescheidener Weise auch meinen, daß es besser wäre, wenn nicht Jeder sich als einen Schriftsteller fühlte, dem das Geschick in seiner unbegreiflichen Güte einen Verleger bescheert. Das geistige Eigenthum soll geschützt werden, ohne Frage; aber es gibt so viel geistiges Eigenthum, an dessen Genuß sich zu betheiligen die Wenigsten sich drängen, daß der Schutz vor dem Leihbibliothekar fast wie eine Ironie sich ausnehmen würde.

Digitized by Google

Der Streit um die Leihbibliothek wird so bald nicht von der Tagesordnung verschwinden; aber mich dünkt, daß die Schriftsteller diesen Proceß verlieren werden. Und zwar aus drei Gründen werden sie ihn verlieren: Erstens, weil es nicht ihres Berufes ist, dahin zu wirken, daß das Bildungsbestreben des Volkes durch eine den Leihbibliotheken aufgelegte Steuer erschwert werde; zweitens, weil der Leihbibliothekar als Zwischenhändler zwischen Verleger und Leser für den ersteren ein werthvoller Consument, für den letzteren ein bequemer und wohlfeiler Colporteur ist; drittens endlich, weil es der idealen Anschauungsweise des deutschen Volkes nicht entspricht, seine Schriftsteller im Bilde von Erwerbsjägern zu erblicken, die auf jeden Leihbibliothekar fahnden, um mit ihm seine kärgliche Leihgebühr zu theilen. Man hüte sich, den Staat zum Büttel der Literatur zu machen, wo dies nicht unvermeidlich ist; er waltet ohnehin schon mehr seines Amtes, als es unserer individuellen Entwickelung dienlich ist.

Unbekannte Aphorismen Börnes.

Mitgetheilt von Ludwig Geiger.

In den Jahren 1811 und 1812 — ob auch in den folgenden Jahren ist mir nicht bekannt — erschienen zu Frankfurt a. M. „Gemeinnützliche Blätter für das Großherzogthum Frankfurt und dessen Umgebung". Die Zeitschrift hatte einen noch ephemerern Charakter als das Großherzogthum. Sie erschien dreimal die Woche in einem Quartbogen, von dessen acht Spalten mindestens die eine durch Anzeigen eingenommen war und zeichnete sich nicht eben durch Reichhaltigkeit ihres Inhalts aus. Um ihren Charakter als gemeinnützlich zu beweisen, brachte sie Berichte über neue Erfindungen, Recepte für Küche und Haus; um sich dem großen Kreise der Gebildeten angenehm zu machen, veröffentlichte sie Gedichte, Reden, Räthsel, moralische, historische, geographische Aufsätze. Es fehlte nicht an Referaten über Theater, über das Kunstleben der Stadt. Das Gebiet der Politik wurde absichtlich nicht berührt: kaum daß der Geburtstag des „Großherzogs" in einem gesinnungstüchtigen Gedichte gefeiert wurde. Napoleons Name kam so gut wie gar nicht vor; und wenn man nicht aus kurzen geographisch-statistischen Artikeln über Smolensk und andere russische Städte ahnte, daß damals in Rußland das Schicksal Frankreichs, ja das Schicksal der Welt entschieden wurde, — die Zeitschrift würde es Keinem verrathen.

Die Mitarbeiter sind heute vergessen, wie die Zeitschrift selbst. Vielleicht waren sie auch beim Erscheinen des Blattes selbst nicht viel über das Weichbild der Stadt hinaus bekannt. Frankfurter Lokalhistoriker mögen von Feuerlein, Bourye, dem Prof. Römer, einigen Hauptmitarbeitern der Zeitschrift, Mancherlei zu sagen wissen, sie mögen sich Mühe geben von Frau Elisa Sommer geb. Brandenburg, der Leibdichterin des Blattes, Nachrichten zu sammeln; für den Literarhistoriker, selbst den, der nicht immer blos auf den Gipfeln der Literatur verweilt, bleiben diese und ähnliche Größen ohne Bedeutung. Nur drei Männer verdienen eine Hervorhebung und beanspruchen eine gewisse höhere Beachtung.

Der eine ist Bernhard Hundeshagen, Architekt, Historiker, Philologe, ein fleißiger Mensch, aber ohne Gründlichkeit, Anregungen leicht zugänglich, aber ohne Tiefe, anspruchsvoll, launisch, vom Schicksale aber recht stiefmütterlich behandelt. Ein Sonnenstrahl fällt auf ihn, da Goethe seiner gedenkt (Reise am Rhein, Main, Neckar. Hempel XXVI, S. 285). Goethe erwähnt und lobt die Wiesbadener Bibliothek, die „in bester Ordnung gehalten" werde. „Dieses geschieht unter der Aufsicht des Herrn Bibliothekar Hundeshagen, welcher dem Publicum schon durch Bemühungen um den Palast Friedrichs I. zu Gelnhausen rühmlich bekannt ist." Hundeshagen trat mit Goethe in Beziehung; zwei Briefe, die der Dichter an ihn richtete, sind bekannt; andere Spuren des Verkehrs zwischen Beiden gedenke ich an anderm Orte aufzuzeigen.

Der Andere ist Joh. Js. Freiherr von Gerning (1769—1837). Auch sein Hauptruhm ist, daß er mit Goethe bekannt, von ihm beachtet war. „Er macht alle Anstalten, berühmt zu werden," sagt Goethe einmal von ihm mit gutmüthigem Spott, „ich wünsche, daß es gut abläuft." Freilich wurde er auch manchmal wegen seiner Wuth, Verse zu machen, und wegen seiner allzugroßen Dienstfertigkeit bespöttelt. Hoffentlich ist seine diplomatische Thätigkeit (er war — man denke! — hessen-homburgischer Gesandter in London) bedeutsamer als seine schriftstellerische, und seine Gesandtschaftsberichte besser als seine Verse. In jener Zeitschrift hat er Uebersetzungen, Epigramme, Gedenksprüche, beschreibende Gedichte veröffentlicht, aber auch ungedruckte Reden Herders und Recensionen über Goethes Werke. Denn er fühlte sich als Weimaraner: hatte er doch kurze Zeit in Weimar zugebracht, und war mit Herder und Knebel auch nach seiner Entfernung in enger Verbindung geblieben.

Der Dritte ist Joh. Jak. Willemer (1760—1838). Er ist ohne Zweifel der Bedeutendste aus diesem Kreise. Ein angesehener Beamter, ein klarer, charaktervoller Schriftsteller, ein feinsinniger Mann. Einzelne seiner pädagogischen, politischen, ästhetischen Schriften verdienen noch heute Beachtung. Er war mit Goethe und seinem Kreise schon bekannt, bevor er Marianne, Goethes „Suleika", heimführte; er wurde durch sie nur noch inniger mit Goethe verbunden. Der Zeitschrift stand er nahe. Wenn er auch keine größeren Beiträge derselben zuwendete — wenigstens nicht mit seinem Namen unterzeichnet — so schrieb er doch manche kleineren Notizen, und gerade die Art und der Ton derselben bekunden, daß er sicher war, auch für die unbedeutendsten Kleinigkeiten dankbare Aufnahme zu finden.

Vielleicht hat er nun Mitarbeiter für die Zeitschrift geworben. Die Genannten repräsentiren die ältere Generation, vielleicht mochte Willemer es für gerathen halten, auch die jüngere Generation mit heranzuziehn. Unter dieser war Ludwig Börne wohl derjenige, der am meisten versprach. Willemer kannte und schätzte ihn. Wir besitzen das Empfehlungsschreiben, das er für Börne an Clemens Brentano richtete, wir wissen, daß er in die „Wage" Beiträge schickte.

Als ich die „gemeinnützlichen Blätter", die ich in einem Briefe Gernings an Goethe erwähnt fand, durchsah, um Aufklärungen über einzelne Andeutungen des Briefes zu gewinnen, stieß ich in Nr. 77 S. 312 (Freitag, 28. Juni 1811) auf „Aphorismen", mit der Unterschrift: Dr. Baruch. Börne trug damals noch den Namen seines Vaters. Er war damals 27 Jahre alt. Er hatte 1808 in Gießen sein Doctorexamen gemacht, zu dem er sich in langen, freilich gar wechselvollen Jahren vorbereitet hatte. Nun war er in die Heimat zurückgekehrt, die unter französischer Oberhoheit religiöse Duldung gewährte und war trotz seines jüdischen Bekenntnisses — oder vielleicht gerade wegen desselben — zum Polizeiactuar ernannt worden. Er war Beamter und bereitete sich vor, Schriftsteller zu werden. Aber er war noch nicht als Schriftsteller aufgetreten; er wartete seiner Zeit. Seine ersten bekannten Arbeiten sind aus dem J. 1817. Hier haben wir nun Versuche, die sechs Jahre früher sind. Man wird zugeben: der geistvolle, gedankenreiche, witzige, satirische Schriftsteller verräth sich schon hier.

Börne hat sich dieses seines ersten schriftstellerischen Versuchs später erinnert. Einzelne der gleich mitzutheilenden Bemerkungen hat er in seine Sammlung der „Fragmente und Aphorismen" (Schriften, 6. Theil, Hamburg 1829) aufgenommen. Es sind die Nummern (ich habe die Nummern des leichtern Citirens wegen hinzugefügt) 2. 12. 13. 15. 16, die sich a. a. O. S. 97. 138. 139 wiederfinden. Sie sind in dem Neudruck fast ohne jede Veränderung wiedergegeben; nur heißt es in Nr. 12: „Der Mensch ist wie eine Spieluhr" statt: „Der Mensch ist wie eine Leyer!"

Und nun mögen die Aphorismen selbst folgen und selbst für sich reden:

„1. Bedenkt Ihr denn nicht — doch nein, man soll nicht bedenken, wo man fühlen muß — fühlt Ihr denn nicht, wie abgeschmackt es sey, mit der Elle des Schneiders das Weltmeer ausmessen wollen?

Digitized by Google

2. Um Kinder Moral in Beispielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geschichte. Das heißt, ihnen Schwerdt und Lanze als Messer und Gabel in die Hände geben.

3. Die ästhetischen High-way-man's lauern an der staubigen Landstraße dem Apoll auf und rufen: la bourse ou la vie. Er gibt singend seinen Beutel hin und freut sich, daß er das Leben behielt und — die Leyer.

4. Die Schriften von dem Verfasser des goldenen Kalbes gleichen einer Schweizergegend. Man genießt überall herrlicher Aussichten, aber der Weg ist steil und ermüdend.

5. Voltaire, dieser elegante Toilettenkasten der französischen Literatur — wie artig wäre er nicht, wenn er weniger Schminke enthielte.

6. Es gibt, wie überall, so auch im Handel, einen Schlendrian, der Schuld daran ist, daß nur reiche Kaufleute große Kaufleute seyn können.

7. Viele Bücher gleichen gewendeten Röcken. Aus der Ferne betrachtet scheinen sie uns neu; tritt man aber näher, dann erkennt man den Irrthum, und Musje Kammerdiener gesteht selbst, er habe das Kleid von seinem gnädigen Herrn geschenkt bekommen.

8. Gewisse Schriftsteller sind die Huiliers auf der Tafel der Wissenschaft. Allein sind sie ungenießbar, aber man gebraucht sie zu allem.

9. Das Herz, auch des größten Bösewichtes, rechnet nie so schlecht, daß es nicht das Ein-mal-Eins der menschlichen Gefühle kennen sollte.

10. Du schöne geräucherte Zeit, du köstlich gesalzenes Leben, wo der Wein, das Deckelglas und der Proceß des Urgroßvaters sich forterbte von Kind zu Kind — nein, du kehrst nie zurück!

11. Es gibt Sonnen- und Mondfinsternisse in der Geschichte, wie in der Natur. Die unkundige Menge bebt bei ihrem Anblick, und wähnt, es stünde der Welt ihr Untergang bevor. Der Weise lächelt, und weiß, daß sie vorübergehen.

12. Der Mensch ist wie eine Leyer. Ein unmerklicher Ruck — und er gibt eine andere Melodie an.

13. Warum Shakespeare auf deutschen Bühnen kein Glück macht? — Weil man nicht gewohnt ist, mit Vorlegelöffeln zu essen.

14. Die Nachtigall singt nur im Dunkeln. So lernen wir die himmlische Melodie eines edeln Herzens erst kennen, wenn es trauert.

15. Es gibt Menschen, die wohnen auf dem Cimborasso der Gemeinheit. Es ist unmöglich, ihnen beizukommen — sie behalten immer Recht. Der Witz, der sie aufsucht, sinkt schon am Fuße des Berges entathmet nieder und bekennt mit Scham, daß ein Prügel besser sey als eine Lanze.

16. Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: Schild, reinige dich!"

Ich widerstehe dem Versuch, einen Commentar zu diesen Sprüchen zu schreiben. Nur wenige Notizen seien gestattet. Politische Bemerkungen verboten sich im Jahre 1811 und in einer Frankfurter Zeitschrift von selbst; die Aphorismen sind daher allgemeiner und ästhetischer Art. Die letzteren entsprechen ganz Börnes späterer Denk- und Ausdrucksweise. Er hatte zwar noch keine Bücherkritiken geschrieben, in denen er später excellirte, und keine Theaterrecensionen, für die er epochemachend wurde, aber sein Urtheil war bereits gebildet genug, daß es kaum einer Läuterung und Klärung bedurfte. Was er hier über Shakespeare sagt, ist der Kern seiner Dramaturgie. Das Wort über Voltaire ist einer übeln Stimmung entsprungen; Börne hat später sein Urtheil geändert und berichtigt. Ich kann mir nicht versagen, ebenfalls aus seinen Aphorismen eine Stelle herzusetzen: „Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch seine Schwächen. Was er gesündigt, hat er für euch gesündigt, ihr dürft seine schuldvollen Lehren schuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödsinn, Aberwitz besiege, hat er gelehrt; denn man besiegt sie nur, indem man sie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieser Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete und die Funken in jedes gefühlvolle Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Ernte, die verzehrt wird; er war die eiserne Pflugschar der Wahrheit, die nicht verwittert und, alles Unkraut zerstörend, für jeden Samen empfänglich macht."

Der in Nr. 4 erwähnte Verfasser des „goldenen Kalbes" wird nicht Jedem bekannt sein. Es ist der Graf von Benzel-Sternau (1767—1850), zu der Zeit, da Börne schrieb, ein vielgelesener Mann. Damals (1808—1813) war er badischer Minister des Innern und also wohl seiner Stellung wegen sehr angesehen. Er ist ein Schüler und Freund Jean Pauls und schon in dieser Stellung Börnes Aufmerksamkeit würdig. „Das goldene Kalb" ist ein vierbändiger Roman, der zuerst in Gotha 1802—1804 erschien und der Nachfolger in desselben Verfassers „Pygmäen" und „Der steinerne Gast" erhielt. Benzel-Sternau war eine Zeit lang ein vielgelesener Autor. Seine gelehrten Anspielungen erfreuten, seine Schilderungen des Hoflebens reizten; er knüpfte gern an die unmittelbare Vergangenheit an und wurde dadurch historisch, wußte aber auch von der Gegenwart zu erzählen und durch derbrealistische Darstellungen zu ergötzen.

Hier könnte ich schließen; aber ich habe noch eine Bemerkung auf dem Herzen. Börne wird heute nicht mehr gelesen. Die früheren rechtmäßigen Ausgaben seiner Werke sind längst vergriffen; seit Jahren wagt kein Verleger eine neue Ausgabe zu veröffentlichen. Die Begeisterung für Börne, die noch bei dem Geschlechte herrschte, das mit ihm groß geworden war, ist gründlich zerstört. An diesem Zerstörungswerke haben die Patrioten und Literarhistoriker gleichmäßig gearbeitet, die letzteren vielleicht schon deswegen, weil sie patriotisch erscheinen wollten. Aber ich kann nicht finden, daß sie Recht haben. Börnes politische Schriften haben zur Bildung unseres politischen Sinnes weit mehr beigetragen, als man gewöhnlich zugibt. Mag er ein unklares Ideal der Freiheit besitzen oder auf die Frage, welchen politischen Zustand er ersehne, die bestimmte Antwort schuldig bleiben, er muß in der Reihe der politischen Erzieher Deutschlands obenan genannt werden. Der Erzieher Deutschlands, denn er war ein guter Deutscher, obgleich er gelegentlich grimmig über sein Vaterland zu spotten wußte. Er spottete, um seine Thränen zu verbergen. Will man aber seine politischen Schriften nicht gelten lassen, warum achtet man der humoristischen und kritischen so wenig? Warum erinnert man sich in einer Zeit, da über Verrohung des deutschen Stils so sehr geklagt wird, nicht seiner reinen und edlen Sprache, die leider genug wenig Nachahmer gefunden hat?

Wie gerne möchte ich denen, welche Börne nicht kennen, zum Schlusse eine Probe mittheilen, die sie begierig machen sollte, Börne kennen zu lernen. Aber ich weiß wohl, daß man mit Mittheilung solcher herausgegriffenen Proben oft eine ganz andere als die beabsichtigte Wirkung erzielt. Doch sei's gewagt. Die Stelle findet sich unter den oben erwähnten Aphorismen; sie lautet:

„Soll man die Menschheit beweinen oder über die Menschen lachen? Jeder wie er will: es ist Eines wie das Andere. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins ist was nützt: die Klarheit. Eins ist was besteht: das Recht. Eins ist was besänftigt: die Liebe."

Der neue Roman von Zola.

(La joie de vivre.*)

Der Titel: „Die Lebensfreude" ist ironisch gemeint. Emile Zola verspottet im Grunde das optimistische Dogma von der besten der möglichen Welten, indem er ein pessimistisch gefärbtes Bild des irdischen Treibens aufstellt. Ein ganzes Spital menschlicher Leiden thut sich da vor dem Leser auf. Die Figuren des

*) Paris, G. Charpentier & Cie.

Digitized by Google

Romans kommen aus den trüben Gedanken und Schmerzen und Plagen gar nicht heraus. Fast jedes Kapitel enthält die Beschreibung einer Krankheit. Hypochondrie, Todesfurcht, Gicht erfüllen das ganze Buch. Jeder Gichtanfall, jede neue Erscheinungsform einer hypochondrischen Veranlagung, jeder Fortschritt in dem Entwicklungsproceß eines jungen Mädchens wird umständlich beschrieben. Nebenher gehen noch allerlei „interessante Fälle", die das Entzücken eines Mediciners bilden müßten: ein Abscеß im Halse, eine plötzlich ausbrechende Wassersucht mit tödtlichem Ausgang, eine schwierige Geburt ... Man glaubt sich oft in einem gynäkologischen Cursus. Und wenn Zola keine Menschen mehr auftreiben kann, um uns an ihnen die physiologischen und psychologischen Wirkungen des Schmerzes zu zeigen, so läßt er einen Hund langsam verrecken. Den Beschluß macht der Selbstmord einer schwermüthigen Dienstmagd, der einem stets von der Gicht gefolterten Lebensfreudigen den klassischen Ausruf entlockt: „Muß man dumm sein, um sich zu tödten!" Damit ist der Optimismus ad absurdum geführt und die Moral des Buches ausgesprochen. Es ist dasselbe Ergebniß, das sich in dem bekannten Sechszeiler von Durger drastisch genug ausspricht:

Que de tous maux je sois le centre,
Que je sois bossu dos et ventre,
Que je n'aie aucuns membres sains,
Que je sois goutteux pieds et mains,
Que la tristesse me poursuive,
Tout va bien, pourvu que je vive!

Eine einzige Person ist gesund in diesem Museum der Pathologie: die Heldin, die Repräsentantin der Lebensfreude, einer jener braven, herben, starken Jungfrauencharaktere, in deren Zeichnung Zola, wie wir noch aus seinem letzten Romane, dem „Bonheur des Dames", wissen, excellirt. Aber auch Pauline Quenu wird von der Krankheit des Lebens, von der uns erst der Tod heilt, arg heimgesucht. Es sind seelische Leiden, eine wahre Passion des Herzens, die sie erdulden muß. Ihr Vermögen nicht nur, auch ihre Zärtlichkeit, ihre Liebe wird von den Menschen ausgebeutet, und sie erntet obendrein Undank, Untreue, Erniedrigung. Und dabei thut sie unentwegt ihre Pflicht und sogar ein Beträchtliches darüber und ist sie die Hingebung in Person und immer fröhlich, mild, lebens- und opferfreudig. Ein einziges großes Martyrium ist ihr Dasein vom Augenblick an, da sie als zehnjährige Waise in das Haus ihres Onkels Chanteau kommt, der die Vormundschaft übernommen hat. Sie bringt ihr Vermögen von 150 000 Francs in soliden Werthen mit, und Madame Chanteau verschließt es feierlich in einen Secretär mit den Worten: „Fürchte nichts, Du findest eines Tages Alles wieder. Kein Centime wird fehlen. Das ist heilig." Pauline wird bald der gute Schutzgeist des Hauses. Dem alten Chanteau, den die Gicht den größten Theil des Jahres an den Sorgenstuhl fesselt, wird die sanfte, stille Krankenpflegerin unentbehrlich; die Tante liebt sie wie ihr Kind; der Sohn des Hauses, der zwanzigjährige Lazare, wird ihr unzertrennlicher guter Kamerad. Nur zu bald nehmen die unschuldigen Spiele der jungen Leute ein Ende. Lazare verreist nach Paris, um Medicin zu studiren und kommt einzig in den Ferien nach Hause. Als er im Examen durchfällt, will er eine große Fabrik errichten, um nach einem neuen, Millionen versprechenden Verfahren die Algen am Meeresstrande chemisch auszubeuten. Was ist natürlicher, als daß man darauf verzichtet, von einem entfernten Verwandten das Betriebscapital zu borgen und sich dafür des im Secretär schlummernden Vermögens von Pauline erinnert? Das junge Mädchen selbst ist glücklich, ihrem geliebten Vetter helfen zu können, und bald beginnt für sie ein neues, schönes Leben. Sie assistirt dem Cousin bei der Destillation der Algen, allein die theuern Experimente mißlingen immer. Man zögert um so weniger, sich abermals und öfter an Paulines Secretär zu wenden, als die ganze Familie sich bereits mit dem Gedanken einer Heirath Lazares mit der Cousine befreundet hat. Die Verlobung findet statt, doch soll die Hochzeit erst in zwei Jahren folgen, denn die ehrliche Madame Chanteau will die Majorennität ihrer Mündel abwarten. Nachdem das verunglückte Laboratorium die Hälfte von Paulinens Vermögen verschlungen hat, gewöhnt man sich ganz daran, auch ohne Paulines Erlaubniß ausschließlich von dem Inhalt des Secretärs zu leben. Das böse Gewissen macht aber, daß namentlich Madame Chanteau das junge Mädchen zu hassen und zu mißhandeln anfängt. Ein neues Unternehmen Lazares, das Dorf durch einen starken hölzernen Wall gegen das Meer zu schützen, leert den Secretär noch mehr. Ueberdies fängt der Bräutigam an, mit seiner reichen Cousine Louise zu liebäugeln. Pauline wird eifersüchtig und erkrankt. Angesichts einer abermaligen Untreue ihres Verlobten jagt Pauline die Nebenbuhlerin aus dem Hause. Kurz darauf stirbt Madame Chanteau plötzlich, nicht ohne ihrer aufopfernden Pflegerin ihren Haß erklärt zu haben. Um Lazare aus seinem Schmerz aufzurütteln und durch eine neue Thätigkeit zu zerstreuen, opfert Pauline abermals bedeutende Summen für einen zweiten Damm gegen das Meer, aber die Fluth bricht aufs Neue die Pallisaden als wären es Zahnstocher. Und Pauline bringt jetzt sogar ihre Liebe zum Opfer, um Lazare glücklich zu sehen. Sie versöhnt sich mit Louise, führt sie ins Haus zurück und verlobt sie mit Lazare. Die Hochzeit wird gefeiert. Das junge Paar siedelt nach Paris über, wo Lazare wieder allerlei Allotria treibt, das Vermögen seiner Frau schädigt und sich recht unglücklich fühlt. Eines Tages siedelt er ins väterliche Haus über, während seine Frau bei ihren Eltern der Niederkunft entgegensieht. Pauline und Lazare leben wieder als gute Kameraden und sind sehr glücklich. Nur einmal vergißt sich Lazare und will ihr die Ehre rauben. Sie verzeiht ihm. Da erscheint Louise. Pauline wohnt ihrer Niederkunft bei und rettet durch ihre Pflege das Leben des Kindes. Aber weiter will sie ihren Opfermuth nicht treiben. Sie mag nimmermehr unter einem Dache leben mit der Frau ihres einstigen Verlobten. Doch sie verschiebt ihre Abreise immer wieder. Mit Kummer erkennt sie, daß ihr Opfer vergeblich war, daß das junge Ehepaar nicht glücklich ist. Sie versöhnt die beiden Gatten mit einander, und triumphirt, als sie sich umarmen. Jetzt will und muß sie bleiben. Sie ist entschlossen, sich nie zu verheirathen, denn sie hat ja jetzt ein Kind, ihr Pathenkind, sein Kind, das sie erziehen will zu einem Mann.

In kleinerem Rahmen und ohne den Pferdefuß des Naturalismus, der nur zu oft hervorguckt, wäre die rührende Geschichte der armen Pauline ein Meisterstück. Das langwierige, oft langweilige Familienbild ist mit plastischer Kunst entworfen. Da leibt und lebt Alles: der ewig ächzende Hausvater, seine egoistische aber nicht eigentlich schlechte Frau, der halb verrückte Projectenmacher Lazare, die herrliche Pauline, die kokette Louise, die nachdenkliche Magd und bis hinab zur Katze Minouche und zum wackeren Hund Mathieu. Es ist ein Intérieur von wahrhaft niederländischer Lebenstreue und Subtilität. Diese gewöhnlichen Menschen, Alltagskinder, tief im Philisterthum versunken, zeichnet dem Pariser Autor so leicht Keiner nach. Wie fein und scharf ist da nicht Alles der Natur abgelauscht und mit einer unvergleichlich reichen Dialektik bis auf die Atmosphäre, die Farbe, den Geruch von Menschen und Dingen fixirt! Nur bei Flaubert finden wir eine ähnliche Virtuosität. Auch das Erfreuliche schildert Zola erfreulich. Die Lichtblicke in Paulines Liebesleben, der prächtige Doctor Cazenove, der rührende Abschied Lazares von seinem Hunde, der in seiner Einfalt glückliche Dorfpfarrer u. A. beweisen, daß Zola nicht nur die Nachtseiten des Lebens zu sehen und zu malen weiß. Die psychologische Zeichnung ist von fabelhafter Sicherheit. Die Wandlungen im menschlichen Gemüth sind meisterhaft entwickelt: die verschiedenen Stadien in der Liebe Paulines und Lazares, der Wechsel in Veroniques Sympathie, wie Madame Chanteau auf der abschüssigen Bahn immer tiefer sinkt und zuletzt die Mündel geradezu bestiehlt und die Verkehrung ihrer Liebe in Haß aus Schuldbewußtsein. Leider erinnert sich der Verfasser nur zu oft, daß er nicht einen auf sich selbst beruhenden Roman schreibt, sondern blos ein Stück der „Natur- und Socialgeschichte einer Familie unterm zweiten Kaiserreich", und daß seine Helden lediglch Glieder einer Kette sind

Digitized by Google

und in den Stammbaum passen müssen, den er seinem Roman „Une page d'amour" vorangedruckt hat. Seine Heldin, die sanfte, aufopfernde Pauline, ist die Tochter jener Lisa, die wir im „Ventre de Paris" kennen gelernt haben. Sie ist nichts weniger als geizig, aber hat einmal eine wohl begreifliche egoistische Regung. Flugs ist der Autor da mit der Erklärung, daß in ihr eine „hérédité d'avarice" liege: die Liebe ihrer Eltern für das Geld in ihrem Fleischerladen. Auch für ihre entschuldbare und echt weibliche Eifersucht hat Zola die Begründung: „Es schien ihr, als ob diese eifersüchtigen Regungen von Weitem kämen, von irgendeinem Ahnen mütterlicherseits, mit Ueberspringung des schönen Gleichgewichts ihrer Mutter und ihres Vaters, deren lebendiges Abbild sie war." Aber Pauline wird im ganzen Buche nicht wieder geizig und erstickt jede Eifersucht, und so durchschaut der Leser, daß es dem Verfasser nur darum zu thun war, gewaltsam die Verbindung mit seinen früheren Romanen herzustellen. Und ähnlich wird auch Lazares Herzfehler, Todesfurcht und Freude an Experiment und Spielerei auf das Gesetz des Atavismus zurückgeführt. Als er seine Zeit und das Geld seiner Cousine verplempert, indem er mit seinen hölzernen Constructionen gegen den Ocean kämpfen will, da erinnert sich seine Mutter bebend des Großvaters, eines unternehmenden, confusen Zimmermanns, dessen unnützes Meisterwerk, das kindische Modell einer sehr complicirten Brücke, unter einer Glasglocke im Wohnzimmer aufgestellt ist. Und bei jeder neuen Liebhaberei Lazares zieht Zola bedeutungsvoll Großvaters Modell heran.

Interessant für den Leser sind die Einwirkungen einer deutschen Geistesströmung. Werther, Wagner, Schopenhauer werden genannt, besonders oft letzterer. Ich bezweifle, daß Zola ihn aus erster Hand kennt. Mehr als die „Aphorismes sur la sagesse de la vie", eine Anthologie, die in Paris viele Auflagen erlebte, und höchstens etwa die Aufsätze von Challemel-Lacour in der Revue des Deux Mondes und Caros „Pessimisme au 19ème siècle" (Leopardi, Schopenhauer, E. v. Hartmann) scheint Zola nicht gelesen zu haben. Jedenfalls ist es ein Anachronismus, wenn in seinem Roman, der unterm zweiten Kaiserreich spielt, für Schopenhauer geschwärmt wird, denn der Weise von Frankfurt ist erst seit ein paar Jahren bei unseren Nachbarn populär. Lazare will die Bekanntschaft dieser Philosophie als Student im Lateinischen Viertel gemacht haben. „Der Pessimismus wehte dort, ein schlecht verdauter Pessimismus, von dem nur die genialen Paradoxa, die große schwarze Poesie Schopenhauers, übrig blieben. . . . Lazare litt an dem skeptischen Spleen seiner ganzen Generation, der nicht mehr jener romantische Weltschmerz von Werther und René ist, der über den verlorenen alten Glauben jammert, sondern die Langeweile der neuen Zweifelshelden: junger Chemiker, die zornig sind und die Welt für unmöglich erklären, weil sie das Geheimniß des Lebens nicht auf dem Grund ihrer Retorten gefunden haben." Lazare überbietet noch die Theorien des „Alten", wie er Schopenhauer nennt, dessen heftigste Aussprüche er aus dem Gedächtniß citirt. Dabei ist er von einer geradezu wahnsinnigen Todesfurcht (l'idée du jamais plus) besessen. Er wird abergläubisch, kindisch, mißtrauisch gegen Jedermann; er sieht sich verkannt, verfolgt, seine Langeweile wird unendlich; der stets lebendige Gedanke an den Tod vergällt ihm jede That und macht, daß er unnütz dahinlebt unterm Vorwande, daß ja doch Alles nichtig sei. Nur einmal, als er Vater wird, ist er mit seinem vieux im Widerspruch: der Gedanke, ein Geschöpf hervorgerufen zu haben, erfüllt ihn mit Stolz. Bald aber verdirbt er sich die Freude durch die Erwägung, die Mutter werde dabei zu Grunde gehen, und durch den Anblick ihrer Leiden und der Schwäche seines Kindes. Die wackere Pauline kämpft tapfer gegen seinen Griesgram. Als der Geliebte in seiner Hypochondrie immer tiefer versinkt, da versucht sie, ihm Muth einzuflößen, ihn das Leben lieben zu lehren, und „cette vilaine bete de pessimisme" zu verjagen. Sie haßt in Schopenhauer auch den Frauenverächter. „Sie hätte ihn erwürgen mögen, wenn er wenigstens nicht so viel Herz besessen hätte, die Thiere zu lieben." Um den Geliebten seinen düsteren Gedanken zu entreißen, scherzt und spottet sie mit lustiger Keckheit. „Mir träumte, Dein Schopenhauer habe in der anderen Welt unsere Heirath vernommen und komme des Nachts als Alp, um uns an den Füßen zu ziehen." Und erst am Ende des Buches, als sie all ihr Hoffen und Lieben auf das kleine Kindeshaupt setzt, erklärt sie lachend, ihr Vetter habe sie zu dem großen Heiligen Schopenhauer bekehrt und daß sie Jungfrau bleiben wolle, um an der allgemeinen Erlösung zu arbeiten.

Diese wackere Pauline ist jedenfalls eine höchst erfreuliche Schöpfung, so traurig auch die Perspective ist, womit uns der Verfasser entläßt. Was wird ihr die Zukunft bieten? Die Stellung einer dienenden Magd, vielleicht den völligen Ruin, gewiß aber die Undankbarkeit des jungen Ehepaars, dem sie ihr Lebensglück geopfert. Und wenn ihr Pathenkind, aus dem sie einen Mann machen will, die üblen, krankhaften Instincte seines Vaters geerbt hat? Aber gleichviel, „pourvu que je vive!" Sie wird auch ferner Alles geduldig ertragen und keinen Augenblick ihre Güte, ihre Heiterkeit, ihre Anmuth verlieren. Bewundernd scheidet der Leser von diesem Muster echter Weiblichkeit. Er erkennt, daß nur die Frauen so leicht das Schwerste ertragen. Ihr Sinnbild sind die Karyatiden, die zierlich mit gesenkten Händen ihre Lasten tragen, während die Atlanten mit gewaltsamem Muskelspiel die Arme aufstemmen und das Gesicht verzerren.

Theophil Zolling.

Aus meiner Werkstatt.

Plauderei von P. K. Rosegger.

„Jetzt muß ich Ihnen aber doch einmal zuschauen beim Dichten!" sagte einst ein anmuthiges Mädchen und lugte mir über die Achsel.

Im Augenblick blieb die Feder stehen.

„Warum schreiben Sie denn nicht?"

„Es sperrt sich, mein Kind, es sperrt sich."

Sie lächelte wunderfein und der Leser ist darauf gefaßt, daß in solchem Moment der Poet dem Maidlein einen Kuß gibt und sagt, das wäre ein Gedicht. Eine wohlfeile Wendung, doch bei mir ist sie niemals wahr gewesen.

Bin ich für eine poetische Arbeit disponirt und in derselben befangen, dann kann mich jeder Eintretende wohl arg verwirren, aber Keiner und Keine mich auf der Stelle für etwas Anderes interessiren. Und wenn in solchem Moment ein Bote mit der Nachricht einträte: Dein dankbares Vaterland hat in Erwägung Deiner Verdienste und in Erwägung ferner, daß Deine Füße Dich nicht mehr so recht im Gebirge herumtragen wollen, Dir einen Ehrenesel zum Geschenk gemacht — das höchste meiner Wünsche! — es würde mich kaum viel angenehmer berühren, als der eintretende Steuerbote, der mir die Frage vorlegt, wie viel meine poetische Melkkuh jährlich an Einkommen abwirft? Es ist das Eine wie das Andere eine Störung und im Augenblicke des Schaffens ist dem Dichter das Dichten das Wichtigste auf der ganzen Welt.

Das Wichtigste und das Genußreichste, der einzige Zustand im Leben, der sich ganz entschieden des Lebens lohnt.

Ich habe mich in den ersten Jahren bei jedem neuen Buche, das ich in die Welt setzte, entschuldigt, daß es da war. Aber das ist ein Narr, der sich alle Jahre einmal entschuldigt, daß er existirt. Existiren und produciren, das ist bei mir Eins.

Habe ich eine Arbeit vollendet, so athme ich auf und verspreche mir eine gute, lange Rast; verspreche mir kleine Reisen, frohe Feste in der Familie, geselligen Verkehr mit heiteren Menschen, mit lehrreichen, wissenschaftlichen und amüsanten Büchern, verspreche mir Kunst- und Naturgenüsse und was derlei Ideale abgemüdeter Kopfarbeiter mehr sind. Einige Tage geht das Schlaraffenleben ganz gut, mit Heißhunger verzehre ich geistige Nahrung, das Hirn ist wie ein ausgepreßter Schwamm, der sich wieder einmal ansaugen will und ansaugt. Das dauert eine, höchstens zwei Wochen, hernach stellt sich allmählich ein geistiges Unbehagen ein, dem rasch das körperliche folgt. Ich

Digitized by Google

fühle mich verstimmt, unstet, appetitlos für leibliche und geistige Nahrung. Es träumt, es gährt, es jagt sich etwas in meinem Kopfe, und wenn ich nachsehe, was es sei, so finde ich nichts, was Gestalt oder Namen hätte. Eines solchen Tages zumeist gegen Abend, oder wenn schon das helle Lampenlicht auf ein weißes Blatt Papier fällt, setze ich mich hin und beginne zu schreiben. Sonst ist die glatte oder störrische Feder oft maßgebend für das Gelingen der Arbeit und das Sprüchwort, das man bei einem gewandten Schriftsteller anzuwenden pflegt: er hat eine gute Feder! ist nicht nur bildlich. Bei einem solchen plötzlich erwachten Arbeitsdrange aber ist jede Feder gut genug, und steht nur erst ein Satz, auch nur ein Wort auf dem Papier, dann belebt sich's, formt sich's, die Stimmung wird zum Gefühle, das Gefühl zum Gedanken, der Gedanke zum Wort, das Wort zur Gestalt. Das Alles aber erst, wenn die Feder schon naß ist oder die erste Zeile auf dem Blatte steht. Es muß ein gewisser äußerer Zwang da sein, der mir das peinigende Ding im Kopfe concentriren hilft. Sätze und Wendungen, die ich mitunter früher ausgedacht, so lange ich noch nicht beim Papier war, nehmen sich, wenn sie hernach ohne weiteres geistiges Zuthun abgeschrieben sind, fast allemal hölzern und ungefüg aus, wogegen das, was im Momente des Schreibens entsteht, und im Momente des Entstehens hingeschrieben wird, kräftiger und lebendiger erscheint.

Ist aber die Stimmung eine zu günstige, fliegt die Feder zu glatt dahin, so laufe ich allemal Gefahr, geschwätzig und weitläufig zu werden, was ich erst später beim „Feilen" oder auch gar nicht merke; während, wenn der Stoff einmal lebendig ist, eine gewisse Schwere oder Mühe in der Wahl der Ausdrücke, im Componiren, ja selbst ein wenig physische Anstrengung im Schreiben, den Text gedrängter und gehaltvoller macht. Je lässiger das Schreiben, desto kürzer sucht man sich zu fassen.

Je größer die Begeisterung für den Gegenstand, desto weniger Sorgfalt hat man für den Stil. Das Versunkensein in den Stoff wirkt selbst oft bei der Correctur des Bürstenabzuges noch so wesentlich, daß man die blühendsten Satzfehler nicht sieht, welche später als Druckfehler auf den ersten Blick höhnend ins Auge springen. Das Auge des Dichtenden geht nicht auf den Buchstaben — es sieht auf dem Papiere nicht Striche und Wörter, sondern ganz andere Dinge.

Für Plaudereien, Stimmungsbilder, Schilderungen und dergleichen genügt die einfache Disposition. Für Erzählungen oder Aufsätze ernsterer Art muß Stoff und Plan im Kopfe selbstverständlich schon vorhanden sein. Aber auch das gewinnt bei mir erst an Deutlichkeit während des Schreibens; und wäre es im voraus noch so sorgfältig durchdacht worden, erst während des Schreibens organisirt sich's und bekommt Leben. Das Schreiben ist das Schaffen.

Am besten von statten geht mir die Arbeit nach dem Frühstück und nach dem Nachmittagskaffee, besonders aber des Abends bei dunklem Zimmer und der Lampe, bei welcher ich fünf bis sechs Stunden thätig sein kann, ohne auch nur im Geringsten zu ermüden. Hingegen darf ich einer solchen, für sich überaus behaglichen Anspannung niemals trauen, weil ihr stets eine Abspannung und Erschöpfung folgt, die um so größer ist, je intensiver und schwungvoller die geistige Thätigkeit gewesen war. Von vielem Einfluß ist mir die Beleuchtung des Zimmers, des Schreibtisches. Wenn die Sonne in das Zimmer oder gar auf den Tisch scheint, ist es mir unmöglich zu arbeiten, und vollends im Freien wäre ich der nöthigen Sammlung nicht fähig. Gegen die Sonne kommt mein Lichtlein nicht auf. Hingegen eine dunkle Stube, in welcher der Tisch nahe am sonnlosen Fenster steht, so daß das ruhige milde Licht recht voll auf das Blatt fällt, ist mir für die Entfaltung des inneren Lebens günstig. Ich pflege — wie meine Hausgenossen sagen — während des Nachdenkens zum Fenster hinauszublicken, so daß es scheint, ich warte auf Ereignisse, die draußen vor sich gehen sollen, oder ich betrachte die Blätter der Bäume oder die Wolken. Selbstverständlich sieht man nichts, als das geistige Bild, an dem man arbeitet. Am besten dient mir, wenn ich zum Fenster hinausstarre, der neblichte Tag oder die finstere Nacht. Der Lärm auf der Gasse, das Geräusch in den Nebenzimmern kann mich nicht stören, nur muß ich versichert sein, daß die Thür nicht aufgeht. Die Vorstellung, daß plötzlich Jemand zu mir hereintreten könnte, stört meine Sammlung und lähmt mich wesentlich im Denken.

Das Aufreibende einer größeren Arbeit liegt für mich darin, daß ich während deren Dauer — das ist oft wochen- und monatelang — für kaum etwas Anderes Sinn und Interesse gewinnen kann. Der Gegenstand meiner Arbeit verfolgt mich immer und überall hin, raubt mir Appetit und Schlaf. Ich suche nichts, als die Einsamkeit, sei es im Hause, sei es auf Spaziergängen, und was mir da begegnet, ich sehe es nur mit halbem Auge, was ich höre, ich höre es nur mit halbem Ohr, ich bin nur ein halber Mensch für meine Umgebung. Die andere Hälfte baut und ordnet und dichtet an dem entstehenden Werke.

Obwohl man naturgemäß den Titel sonst nur nach der Vollendung des Werkes zu bestimmen pflegt, so ist er doch manchmal auch früher da und wird als Leitgedanke Grund und Stab fürs Ganze, das sich an ihm zur größeren Einheitlichkeit heranwächst. Als ich im darauffolgenden Winter zur Ausarbeitung des Planes ging, dehnte sich der Stoff während des Schreibens über meine Erwartung; es wuchsen neue Theile und Episoden heraus, die, als unmittelbar entstanden, mich mehr erwärmten und beseelten als die ursprünglichen Aufzeichnungen, die theils zu Schemen verblaßt waren, während das Neue Fleisch und Blut hatte. So ist in diesem Werke Manches, was ich Anfangs als nebensächlich betrachtete, zur Grundmark geworden, während in demselben die Beschreibung der Erdbeerblätter, des Thautropfens u. s. w. sehr untergeordneter Natur ist.

Jahrelang hatte ich die Gewohnheit, Alles, was mir auf meinen ländlichen Spaziergängen auffiel und einfiel, ins Notizbuch zu schreiben, um es demnächst zu verarbeiten. Aber wenn ich dann etwas aus dem Innern heraus dichtete und dergleichen Notizen hinein verwob, um sie anzubringen, so wurden das allemal Zuthaten, die nicht recht paßten oder zum mindesten überflüssig schienen! sie waren eben nicht organisch aus dem Stoff hervorgewachsen. Ja sie leiteten mich sogar von der eigentlichen Sache ab und wirkten fast immer störend. Seitdem ich das erkenne, habe ich die Notizenjagden aufgegeben. Ich betrachte nichts mehr in der Absicht, um es literarisch zu fassen; was von der äußeren Welt unwillkürlich durch die Sinne einzieht, das wird drinnen sein, dort mit mir verwachsen und wenn ich es brauche, aus dem Innern hervorkommen.

Seit in meinen Rocktaschen weder Notizbuch noch Bleistift zu finden ist, beginnt sich mein Gedächtniß zu stärken, das sich sonst gerne nur auf das Aufgeschriebene und Aufschreiben verlassen hatte. Was vergangene Erlebnisse betrifft, weiß der Mensch nicht immer, was er weiß. Dafür sind mir animirte Gespräche über Bauernthum und Dorfleben ersprießlich, wobei ich ins Erzählen komme und mir Erinnerungen wach werden, die ohne solche äußere Anregung sicher in mir begraben geblieben wären. Eine von Natur etwas schwerfällige Geistesthätigkeit bedarf solcher Triebfeder, und selbst wenn's die eigene Zunge wäre.

„Ich weiß das, denn ich hab's erzählen gehört."

„Von wem?"

„Von mir selber."

Klingt das nicht bedenklich? Und doch kann es mit rechten Dingen zugehen. Die Zunge, wenn sie einmal im Schwunge ist, macht das Perpendikel des Gehirnes und rückt dort den Zeiger der Erinnerung vor und auf Mancherlei, was sonst verborgen geblieben wäre.

Was Einfälle anbelangt, so kann eine plötzlich glänzend aufsteigende Idee sich mitunter wieder rasch verflüchtigen; es war nur eine momentane inhaltslose Stimmung gewesen.

Leider habe ich an mir die Erfahrung machen müssen, daß das Studium aus Büchern, es mag der Gegenstand wie immer sein, gar wenig fruchtend auf meine Schaffenskraft wirkt, dieselbe eher lähmt und mich befangen macht. Auch was mir von anderen Leuten zur Bearbeitung mitgetheilt wird und selbst wenn

Digitized by Google

es aus jenen Kreisen wäre, wo ich Bescheid weiß, vermag mich nur selten entsprechend lebhaft zu begeistern. Nur unmittelbar Erlebtes, oder was mir plötzlich blitzartig durch den Kopf geht, das zündet und entwickelt sich. Andererseits wieder vermisse ich die Vortheile des systematischen Unterrichtes und Studiums, das schon von Kindheit auf den Geist gelenkig macht, in hohem Grade. Man ist unbeholfen im Theoretischen, in der Anordnung; vollends das Nachschlagen in Hilfsbüchern, wenn man über etwas unsicher ist, weiß man nicht zu betreiben, weil man die Bücher, die Quellen nicht kennt.

Worin meine literarische Ausbildung besteht, ich weiß es eigentlich nicht, und wovon ich sie habe, das weiß ich noch weniger. Die Lehrbücher der Poetik, die geschriebene Kritik, die Urtheile des Publicums wirken auf mich gleich Null. Höher schlage ich das Lesen jener Autoren an, mit denen man gewissermaßen naturverwandt ist, so daß man sich Anfangs zu ihnen hingezogen fühlt, und die man als Vorbilder wählt. Große Klassiker oder sonst Schriftsteller, die eine mir ferneliegende Richtung verfolgen, haben mich nie gefördert. Bei meinem leicht zu entmuthigenden Charakter mußte das Ziel nicht zu weit und nicht zu hoch gesteckt sein, und mußte mir die Möglichkeit einleuchten, es ebenso gut oder besser zu machen, als mein Vorbild war. Daß man sich vor dem Nachmachen und Gleichkommen mit seinem Lieblingsschriftsteller zu hüten hat, versteht sich von selbst. Vorbilder müssen fördern, ohne die Ursprünglichkeit und Originalität, wenn eine da ist, zu beeinträchtigen. Am meisten zugute gekommen sind mir stets persönliche Besprechungen mit Freunden. Ein einziges lebendiges Wort bekommt mir besser als ein ganzes Buch, das mich belehren soll. Alles in Allem genommen, ist es wohl die aus vielseitiger Erfahrung reifende Selbsterkenntniß, die den Geschmack und den Takt des Schriftstellers läutert und bestimmt. Ich rufe sie an, sie hat auch an mir noch Manches zu vollbringen.

In früheren Jahren habe ich Alles zwei- und dreimal geschrieben, gewöhnlich in der Absicht, um den Stil zu glätten und beim Umarbeiten einzelne Partien weiter und bedachtsamer auszuführen. In den meisten Fällen mochte das gewiß sehr zweckmäßig gewesen sein, mitunter hat sich aber in der neuen Bearbeitung auf Kosten des Natürlichen und Unmittelbaren die Künstelei eingenistet. Heute schreibe ich nichts öfter als einmal, lasse aber auf dem Blatt Papier links die Hälfte frei, um Raum zum Feilen, Ausbessern und zu Einschaltungen zu haben, für die Möglichkeit, daß mitunter noch ein leidlicher Einfall nachgehinkt kommt, der die Arbeit vervollständigen kann.

Schriftsteller, die sich ja unterfangen über Alles zu schreiben, und auch noch über einiges Andere, sollten gewiß eine große Auswahl von Stoff haben. Und doch haben sie die Wahl nicht. Sie müssen das nehmen, was sie angeflogen, ja gewissermaßen befruchtet hat, was sie anregt, was sich in ihr Gemüth gesetzt hat. Vor einiger Zeit bin ich gefragt worden, wann der Dichter intensiver fühle, beim Erleben des zu Schildernden oder beim Schildern des Erlebten? Nach meiner Erfahrung mußte ich beziehungsweise antworten: Beim letzteren. Ich sehe während des Schreibens die Situationen und Gestalten oft so lebhaft vor mir, daß ich, wieder zu mir gekommen, die Wände meines Zimmers ganz verblüfft anstarre und für den Augenblick nicht weiß, wo ich mich befinde.

Indeß geht dieses Versunkensein in den Gegenstand nicht so weit, daß z. B. eine zu schildernde Gefahr mich in Angst, ein Unglück in Aufregung, eine Liebesscene in Inbrunst versetzen könnte. Das Gefühl ist anderer Art, ich möchte es ein objectives Gefühl nennen, wenn dieser Ausdruck nicht gar so ungereimt wäre. Besonders nervösen Naturen kann es freilich passiren, daß dieses Mitleben mit der entstehenden Erzählung zu mächtig wird, und die Gegenständlichkeit derselben gefährdet; was man in solcher Verfassung schreibt, mißlingt. Seines Stoffes Herr zu sein und zu bleiben, das ist die Hauptsache.

Bisweilen kommt der Dichter in die Lage, Stoffe zu behandeln, die ihn gar nichts angehen, Gefühle zu äußern, die er gar nicht hat, Gedanken zu haben, die er erst suchen muß. Um Gelegenheitsgedichte, Festspiele, Sinnsprüche aller Art wird er angegangen, und hier zeigt sich's, ob er sein Handwerk auch gelernt hat und Bestellungen auf seinen Witz annehmen kann. Mußdichtungen gehen bei mir ganz anders vor sich, als die freiwilligen, da wird nach Ideen gejagt und nach wohltönenden Worten gesucht, die über den Mangel des Gefühles hinwegtäuschen sollen. Bei solcher Gedankensuche muß der Körper in mäßiger Bewegung sein — am besten ein Spaziergang — bei welcher leichten Erschütterung etwaige Fragmente sich im Gehirne loslösen und wie Eiszapfen klingelnd zu Boden fallen. Das Gedicht, der Spruch braucht ja nicht lang zu sein, heißt es tröstend; als ob es der Umfang machte, wie bei einer Kuhhaut! Mit wenigen Worten etwas Rechtes zu sagen, das ist eben die Kunst. Uebrigens braucht's in solchen Sachen gemeiniglich nichts Rechtes zu sein, wenn's nur geistreichelt. Schlaflose Nächte werden dazu hergenommen, um nachzudenken, aber die Gedanken, die in liegender Stellung entstehen, im Dunkel der Nacht leuchten, sind, bei Tage betrachtet, zumeist sehr hinfällig und verblaßt. Doch der Termin verstreicht, die Festpersonen erwarten vom Schuster die neuen Stiefel und vom Dichter das Festgedicht, was bleibt diesem übrig, als schließlich fadenscheiniges Zeug auf ein solides Metrum zu haspeln — und das Opus ist fertig.

Wenn das, was fertig ist, nur immer auch vollendet wäre!

Aus der Hauptstadt.

Gurlitts Frühjahrsausstellung.

Nach soviel Kolossalgemälden thut es wohl, sich einmal vor einer kleinen Zahl ausgewählter Bilder geringeren Formats ausruhen zu können; und nach all den Veranstaltungen, bei denen eine Fülle des Unterwerthigen die wenigen Schöpfungen erstickt, an denen man seine Freude haben kann, gibt man sich mit Behagen dem Genusse hin, wo aller Ballast ferngehalten ist. Und wie angenehm berührt die Beschränkung auf das Maß dessen, was auf einmal genossen werden kann, ohne statt der Gehobenheit Abstumpfung zu erzeugen!

Wie gewöhnlich bei Gurlitts Ausstellungen steht im Mittelpunkt des Interesses ein neues Gemälde von Arnold Böcklin. Die ergreifende Poesie und die, man möchte sagen, absolute Schönheit der malerischen Erscheinung, deren Genuß durch kein Zugeständniß erkauft werden muß, haben selbst diejenigen besiegt, die sich sonst wohl durch eine Aeußerlichkeit abschrecken ließen.

Es kann kein Zweifel sein, daß der Name, den das Bild führt, den Inhalt bezeichnet, wenn ihn auch der Künstler nicht selbst gewählt haben sollte: die Todteninsel. Aus den spiegelnden Fluthen eines unendlichen Gewässers, dessen fernes Ufer ein schwer herabhängendes Gewölk verhüllt, taucht ein schroffer Fels auf, den eine gütige Natur für die Bestimmung vorgebildet zu haben scheint, welche ihm der Mensch gegeben. Im Halbkreis umhegen die ragenden Massen eine friedliche Bucht, deren Strand durch eine Mauer gegen die nagenden Wasser geschützt ist. Dunkle Cypressen erheben sich dahinter, schwingen sich mit ihren schwanken Wipfeln bis über die Felsen empor und stehen gegen den rosig aufblühenden Rand des Gewölks, das über der Insel vom Wind zerrissen ist. Purpurfarbene Löwen aus Porphyrgestein lagern auf der Mauerbrüstung und bewachen die Treppe, welche in der Mitte den einzigen Zugang bildet. Eine einsame Barke steuert auf sie zu. In weißen Gewändern erhebt sich neben dem weißverhangenen Sarg in seinem reichen Rosenschmuck eine trauernde Gestalt. Von einem einzigen Fergen gerudert, gleitet das Fahrzeug regungslos über die glatte, dunkle Fluth dem Hafen zu.

Was ist es, das uns zwingt, mit verhaltenem Athem zu stehen und das Bild gleichsam widerstandslos in uns aufzunehmen? Das Auge wird nicht satt, an der Pracht der farbigen Erscheinung zu schwelgen und ruht nicht, bis es den ganzen Reichthum sinniger Züge erfaßt, mit dem der Künstler seine einfache Conception ausgestattet.

In halber Höhe führt um die Felswände ein Gang mit gemauerter

Digitized by Google

Brüstung, der die einzelnen Grottengräber verbindet. An der einen Seite stehen über der Eingangsthür die Initialen von Arnold Böcklins eigenem Namen eingegraben. Andere Gräber lassen sich im Schatten der Cypressen erkennen. Wie schlicht und wahr ist das Stachlicht-Wollige, das Compacte und doch wieder Lockere ihrer grünen Laubmassen wiedergegeben! Wunderbar ist die Fläche der Felsen belebt von dem dunklen Rand, den das leckende Wasser gebildet, bis zu dem magern Graswuchs der auf den Kuppen ein elendes Dasein fristet. Ein Triumph ist die Darstellung der glatten und doch schwellend bewegten Wasserfläche, die nur hier und da am Rand der Felsen leicht aufschäumt. Die ganze Farbenwelt über ihm wirft sein dunkler, zitternder Spiegel zurück.

Erst nachträglich wurde mir bekannt, daß sich in hiesigem Privatbesitz eine ältere Schöpfung des Künstlers befindet, die dasselbe Thema behandelt. Sie wirft ein neues Licht auf die Eigenart der zweiten Redaction.

Auch hier entsteigt den Fluthen eines uferlosen Meeres die einsame Insel. Doch erscheint sie nicht schroff und starr, und ihre geologische Formation hat etwas Plausibleres. In den Ringwall eines Kraters, der sich kaum bis zur Höhe der Pinien erhebt, die in seinem Schoße aufgesprossen sind, hat ein Erdbeben eine Bresche gerissen, und durch das offene Thor ist die Meerfluth eingedrungen. Aber durch eine Quaimauer hat Menschenhand ihr eine Grenze gezogen. Zwischen den Klippen, welche die zertrümmerte Wand gebildet, gibt sie einen engen Hafen ab. Auf ihn steuert der Kahn mit dem Sarge. Von der Brüstung der Treppe spähen wolfsähnliche Thiergestalten als Wächter des Heiligthums hochaufgerichtet über das Meer. Die Pinien und die Gräber in ihrem Schatten sind wie auf dem zweiten Bilde. Aber weit mächtigere Substructionen ziehen sich am Rand der umwallenden Felsen hin und bilden mit ihren starren regelmäßigen Linien und Flächen ein Mittel, die natürliche Lebendigkeit der Felsmassen fühlbar zu machen. Auch die Vegetation ist üppiger als auf der zweiten Bearbeitung, und statt der verhüllenden Wolken spannt sich ein lichter Himmel über die Scenerie. Noch freundlicher und milder ist der Gesammteindruck. Und vor allen Dingen erscheint das Ganze natürlicher und selbstverständlicher als auf der zweiten Ausbildung, deren fast zu starr regelmäßige Anlage durch den Gegensatz einen Anflug von Decorationshaftem erhält.

Ein zweites Gemälde Böcklins vermag nicht so bedingungslos zu fesseln trotz der größten Schönheiten einzelner Partien. Es ist Odysseus und Kalypso genannt. Vor dem Eingang einer dunklen Grotte sitzt das schöne Weib mit goldener Leier in der Linken und wendet, auf die Rechte gestützt, den bekümmerten Blick nach der fröstelnd in ein blaues Gewand gehüllten Gestalt des Helden, der von einem Felsblock über das Meer schaut. Die coloristische Anlage des Bildes kommt dem Stimmungsgehalt gleich, und wenn die Kalypso in der zeichnerischen Durchbildung dem pathetischen Bewegungsmotiv gerecht würde, dann müßte der blühende Leib, den von der Lende abwärts ein duftiger Schleier verhüllt, in seinem Gegensatz zu den dunklen Felsenmassen umher und dem rothen Mantel, der ihm als Unterlage dient, von wunderbarer Wirkung sein. So aber fängt er durch seine unschöne übertriebene Verrenkung der Schulter den Blick und läßt ihn zu keinem ruhigen Genuß kommen.

Wer sich einen Begriff machen will, was für weit abgelegene Erscheinungen die Kunst einer Zeit zu umfassen vermag, braucht sich nur von Böcklins poetischer Schöpfung einer idealen und doch in dem ganzen Reiz der sinnlichen Erscheinung prangenden Welt zu den impressionistisch angehauchten Bildern Fritz von Uhdes zu wenden. Man hat Mühe, das Auge an die nüchterne Wahrheit zu gewöhnen, mit welcher der Künstler ohne Abzug und Zusatz die Erscheinung wiederzugeben sich bemüht. Seine Scene aus einem niederländischen Hofplatz, auf dem die zu gemeinsamer Strickübung versammelten kleineren und größeren Mädchen durch die Ankunft eines Orgelspielers angeregt worden, fesselt durch die feinsinnige Beobachtung des phlegmatischen Geschlechts, bei dem nur die kleinsten Kinder von einem Impuls des Augenblicks hingerissen werden. Im Sinne des besseren Impressionalismus sind die Lichtstimmung und die stoffliche Erscheinung der Dinge mit großer Wahrheit erfaßt. Dasselbe gilt von den übenden Tambours, nur daß uns die Beleuchtung etwas kalkig vorkommen will.

Durch große Flottheit und geschicktes Arrangement wird Wilhelm Diez' Anbetung der Hirten sich Freunde machen. Aber die äußerliche Manier, in der coloristische und andere Anregungen von Wouvermann und Correggio und Rembrandt verarbeitet sind, lassen doch keine dauernde Freude an der Leistung aufkommen. Es ist ganz aus Reminiscenzen zusammengesetzt und vertritt damit die dritte Seite unserer modernen Kunst, die sich nicht, wie es Böcklin oder Uhde auf ganz verschiedenem Wege durchsetzen, von dem Vorbild der großen Todten befreien kann, und in ihrem Studium nicht zur Natur selbst gelangt, sondern nur zu der Auffassung der Natur im Sinne eines oder mehrerer der alten Meister. Damit ward noch nie etwas Bleibendes gewonnen.

Ganz anders geht J. Scheurenberg mit seinen spielenden Kindern vor. Ein kleines Mädchen hat sich in die Polster eines weichen Lehnstuhles geflüchtet und drückt schützend ein paar Spielsachen an sich, während die ältere Schwester sich neckend über die Lehne beugt. Tracht, Physiognomie und Umgebung sind gleich modern, und ohne im Sinne eines der Alten befangen zu sein, hat das Auge des Künstlers die Erscheinung studirt, die er mit eigenen Mitteln wiederzugeben vermag. Eine so tüchtige liebenswürdige Leistung vermögen uns nicht Viele zu bieten.

A. Holmbergs Vortrag beim Cardinal schwelgt in der Schilderung eines in raffinirtem Luxus ausgestatteten Innenraumes im gedämpften Sonnenlicht. Die Fähigkeiten sind sehr bedeutend, aber das Ganze wirkt matter als frühere ähnliche Werke des Künstlers. — Das Frühlingsmärchen ist eine ältere Arbeit von Gabriel Max und für die Eigenart des Mannes höchst charakteristisch. Ein modern gekleidetes junges Mädchen, das sich an einem Abhang im Park zur Lectüre eines Dichters niedergelassen hat, wird von einem neugierigen Vogel, der sie aus überhangenden Zweigen beäugelt, zu träumerischem Aufschauen verleitet. Nach der Art des sonderbaren Künstlers steht neben der feinfühligsten Durchbildung aller Details eine auffallende Flächenhaftigkeit der Gesammterscheinung. Man sollte meinen, die Figur wäre in den Hintergrund gesunken.

Alle ähnlichen Leistungen schlägt eine Aquarelle Ludwig Passinis, das Bild einer hübschen venetianischen Wasserträgerin mit ihrem Eimer. Dem schwarzen Lockenkopf steht das feurige orangegelbe Tuch um den Hals ausgezeichnet, das einen ebenso lebhaften Contrast zu der blauen geblümten Jacke bildet. Auch hier haben wir es mit einer durchaus modernen Auffassung und Darstellung zu thun. Als tüchtige Leistung eines jüngeren Künstlers möge Hans Fechners Mädchen aus dem Zillerthal angeschlossen werden.

Mit charakteristischen Schöpfungen sind die beiden Achenbach und Louis Gurlitt vertreten. Neue Wege betritt Carl Scherres mit zwei Landschaften, die nach seiner Gewohnheit als Seitenstücke componirt sind. Die Darstellung der ruhigen Wasserfläche bildet bekanntlich sein Lieblingsmotiv und seine Stärke. Er hat ihr diesmal den bewegten Strand als Gegensatz beigegeben. Ein märkische Abendlandschaft von Oskar Begas erinnert schmerzlich an den frühen Heimgang des Künstlers, der auf dem leider so spät betretenen Gebiet der Landschaftsmalerei eine so seltene Begabung an den Tag gelegt.

Fast wie Seitenstücke wirken zwei große Orientbilder von E. Bracht und W. Gentz. Die Rast in der Araba von Bracht führt uns ein Bild der öden Sandfläche unter tiefem, bleiernem Himmel vor. Eine Karawane hat Halt gemacht und gibt sich einer behaglichen Ruhe hin. Menschen, Thiere und Scenerie machen den Eindruck der äußersten Glaubwürdigkeit. Ein glänzendes Bild von den Ufern des Nil entrollt uns W. Gentz. Vom hohen Ufer schweift der Blick über den unbewegten Wasserspiegel zu dem mauerartig hingestrecktem jenseitigen Ufer, über dem sich im Abendlicht, das von hochragenden Tempelruinen abgefangen wird, riesige Pyramiden erheben. Das Wasser ist von schaarenweis auftretenden Pelikanen und Flamingos bedeckt. Ein Meisterwerk in dem Studium der Lichteffecte. Man sollte meinen, das Bild sei an Ort und Stelle im Freien gemalt.

Die Ausstellung der Werke Marées', welche von der Gurlittschen Kunsthandlung in diesem Frühling geplant wurde, ist leider infolge einer Erkrankung des Künstlers nicht zu Stande gekommen. Hoffen wir, daß ihm der Sommer die Gesundheit und uns der Herbst seine Bilder und Statuen bringen möge!

A. L.

Digitized by Google

Notizen.

Garibaldi. Mittheilungen aus seinem Leben von Elpis Melena. Zwei Bände. Hannover, Schmorl & v. Seefeld.

Baronin Esperance v. Schwartz — man weiß, daß diese deutsche Dame sich hinter der griechischen Elpis verbirgt — hat mit diesen zwei Bänden die große Garibaldi-Literatur um einen interessanten Beitrag bereichert. Es drängte sie, einmal eine besondere Eigenschaft des Volksmannes, die Humanität, hervorzuheben, und dann war sie auch, Dank dem großen Vertrauen, das der General ihr durch Jahrzehnte schenkte, im Stande, durch gewisse Mittheilungen seinen kühnsten und so oft getadelten Unternehmungen eine gerechtere Beurtheilung zu verschaffen und das vielfach verkehrte Bild des Generals in das richtige Licht zu stellen. Es geschieht dies, indem die Verfasserin ihre Beziehungen zu Garibaldi erzählt, dem sie mehrfach in geheimer Mission diente, und dessen zahlreiche Briefe und Billets an sie in Uebersetzung mittheilt. Von ihrer ersten Zusammenkunft mit Garibaldi auf Caprera 1857 bis zu dem um 1875 stattgehabten Bruch erfahren wir viel Neues und Interessantes über Garibaldis Pläne, Unternehmungen und Ansichten, und alle Indiscretionen tragen den Stempel absolutester Zuverlässigkeit. Wir lernen den Helden in der Schlacht, im Verschwörer-Conventikel und in Schlafrock und Pantoffeln kennen. So sehr die Verfasserin Garibaldi auch bewundert und verehrt, so ist sie doch weit entfernt von kritikloser Verhimmelung; sie besitzt im Gegentheil ein sehr scharfes Auge für dessen Schwächen. „In der Geschichte bleibt Garibaldi eine Sonne," schließt ihr Buch, „aber auch die Sonne hat ihre Flecken." Nach ihr war der erste Feind seines Ruhmes er selbst. Eine seiner Schwächen war, daß er auch durch seine lächerliche Romanschreiberei zum Generator seines Volkes werden wollte. Trotz aller Selbständigkeit und Schroffheit des Handelns war er, sich selbst unbewußt, fremdem Einfluß zugänglich. Harmlos und leichtgläubig von Natur, fehlte ihm bei aller Hochherzigkeit der feine Takt. Mit seiner ersten Frau war ein Schutzengel von ihm gewichen, und allerlei Parasiten drängten sich mit Erfolg später an ihn heran. Schließlich verirrte sich der als Messias der Freiheit gepriesene Held in eine Art Unfehlbarkeit, welche ärgste Rücksichtslosigkeit gegen wahre Freunde wenig scheute und es nicht merkte, daß er der Spielball egoistischer Parteigänger wurde. So mußte er von Ehrenmännern und edlen Frauen, welche ihm zahllose Opfer gebracht hatten, aufgegeben und seinen Parasiten überlassen werden. Wie alles das, was die Verfasserin für ihr Idol gethan, von Garibaldi gelohnt ward, und das Nähere über den im August 1875 erfolgten geheimnißvollen Tod Anitas, verschweigt die Verfasserin; sie glaubt es dem Andenken des Verstorbenen schuldig zu sein, kein Pamphlet zu schreiben. Besonders interessant für deutsche Leser ist die überraschende Mittheilung, daß Garibaldi von mütterlicher Seite deutscher Abkunft ist. Als untrüglichen Beleg für ihre Behauptung veröffentlicht Elpis Melena die Abschrift einer Notiz aus dem Kirchenbuche der Gemeinde Rüggeberg in Westfalen, wonach der Ahn unseres Helden, der Arzt J. B. M. Garibaldi am 15. August 1735 Katharina Am. v. Neuhof ehelichte, eine Schwester von Theodor v. Neuhof, der als Theodor I. den Königsthron von Corsica bestieg. Sein Enkel ist der Befreier Italiens, in dessen Adern von großmütterlicher Seite somit deutsches Blut rollt.

* * *

Xantippe von Fritz Mauthner. Dresden, H. Minden. Mauthner bietet hier eine ungemein geistreiche Satire auf die „Mode, Gestalten aus alter Zeit in echten Gewändern vorzuführen und die Umgebung bis auf die geheimsten Kammergeräthschaften genau nach den Ergebnissen der augenblicklichen Wissenschaft zu beschreiben, was aus den betreffenden Dichtungen traurige Maskeraden gemacht hat, bei denen ehrliche Leibziger oder Dräsener, als Römer und Griechen verkleidet, mit unmännlicher Stimme ihre Ballgespräche führen, die regelmäßig mit dem geistreichen: Maske, ich kenne dich! schließen." Die versuchte Ehrenrettung der Philosophenfrau kann als vollständig gelungen betrachtet werden. Xantippe wird in der einfachen und doch nicht kunstlosen Darstellung Mauthners, der überall einen soliden Schulsack verräth, aber nirgend damit kokettirt, eine rührende Figur, für die wir bis zu ihrem heroischen Ende ein warmes Interesse fühlen. Die Aufführung von Aristophanes' Wolken ist vortrefflich geschildert. Mancher Leser wird wohl daran Anstoß nehmen, daß da von dem „Salon" der Aspasia, der nationalen und liberalen conservativen Partei des Alkibiades, dem „Nihilisten" Sokrates gesprochen wird, aber der Schalk Mauthner schreibt ja auch sonst nicht den Pedanten und Philistern zu Liebe. Sein witziges Buch ist für Feinschmecker und wirkliche Freunde und Kenner der Literatur, und es wirkt befreiend wie ein Gewitter.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Druckfehler oder Fehler Lessings?

In dem Feuilleton der Frankfurter Zeitung, Nr. 50, Abendblatt, tadelt Herr Gymnasiallehrer Limpert in Lindau in einer „Glosse zu Lessings Emilia Galotti" folgenden Druckfehler (oder Fehler Lessing's?) in allen ihm zugänglichen gangbaren Ausgaben, selbst in der neuesten kritischen der Kürschner'schen Nationalliteratur. Im II. Aufzug, 6. Auftritt erzählt Emilia ihrer Mutter die Begegnung mit dem Prinzen in der Kirche. Die Mutter will davon dem Vater nichts mittheilen — denn — „wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen!" — Dazu bemerkt Herr Limpert: „Nicht ohne Mißfallen? also mit Mißfallen? Aber der Zusammenhang erfordert ja das gerade Gegentheil, etwa „nicht ohne Wohlgefallen" oder „durchaus nicht mit Mißfallen", wie Claudia dem Odoardo in der 4. Scene desselben Aufzugs erzählt. Daß der Irrthum immer wieder auftaucht, ist um so verwunderlicher, als gerade von der „Emilia" bereits zahlreiche Uebersetzungen in fremde Sprachen vorliegen, in welchen allen derselbe wohl vermieden sein dürfte, so z. B. in der mir zufällig verfügbaren englischen des Ch. Lewis („how angry he was on only hearing that the Prince had once looked at you without disfavour") und in der italienischen von Bianchi („quanto non era già adirato solo perchè intese che il principe ti vide di recente, e con piacere")."

Meine Meinung ist, daß weder die Uebersetzer, noch Herr Limpert eben Lessings wahre Meinung verstanden haben. — Daß Claudia nicht sagen kann, was nach den Regeln der strengen Logik der Wortsinn an die Hand gibt, liegt ja auf der Hand und macht Herr Limpert mit Recht geltend. Daß aber der Zusammenhang nicht das erfordert, was er selber oben will, hätten ihn das „schon" und „nur" des einleitenden Satzes lehren sollen, abgesehen von der Zumuthung, kurzer Hand das „ohne" in „mit" oder das „Mißfallen" in „Wohlgefallen" im Texte zu ändern. — Der Engländer hat vorgezogen, einfach das „nicht" zu streichen; der feine Italiener, derselben Spur wie Herr Limpert folgend, sich gegen den ersten von uns erhobenen Einwand durch ein „l" nebst vorstehendem Komma gedeckt. — Alles irrig! Der Zusammenhang gibt ein wesentlich Anderes an die Hand. — Mit ihrer kurzsichtigen mütterlichen Eitelkeit, die sie mit „Entzücken" dem Gatten erzählen ließ, wie „bezaubert" der Prinz bei seiner ersten Begegnung mit Emilien gewesen, war sie bei dem klarsehenden, sittenstrengen Gatten vorhin etwas übel angelaufen. Der Rückschlag offenbart sich in einer gewissen Sucht zu übertreiben; wenigstens ist es für sie im Tone der Uebertreibung gemeint, wenn sie sagen will: Nach dem Sinne deines Vaters durfte dich der Prinz „nicht ohne Mißfallen" sehen, und weil derselbe dich „nicht nicht ohne Mißfallen gesehen", eben darum schon ward er so wild. — Daraus sehen wir, daß um das eine der beiden zu gewärtigenden „nicht" der Satz Claudias zu kurz gekommen ist. — Wollen wir darin etwa einen Fehler in der Ueberlieferung annehmen und aus Conjectur jenes zweite „nicht" zufügen? — Man versuche es, und wird sich überzeugen, wie die Form des Satzes unerträglich wird, zumal im Munde einer Frau, einer Claudia. Soll darum aber überhaupt auf den Gedanken verzichtet werden? Lieber läßt sich die Sprache von dem gestrengen Logiker schulmeistern und spart sich das eine der beiden „nicht". Den Zorn ihres Gatten hat ja Claudia bereits ausgesprochen, implicite damit die Nichterfüllung seines Wunsches; so wird sie, und mit ihr der unbefangene Hörer, sich über der einen Negation, nämlich der des negativ ausgedrückten Wunsches Odoardos, des Ausfalls der vorausgehenden anderen, die Nichterfüllung dieses Wunsches besagenden, nicht bewußt und sicherlich auch von Emilia richtig verstanden.

Mainz. Dr. Theodor Maurer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **August Hirschwald** in **Berlin** (N. W. Unter den Linden 68) ist soeben erschienen:

Neues Portrait
von
Rudolf Virchow.
Brustbild in Kupferstich von **H. Römer.**
Bildgrösse 17 cm. hoch, 13 cm. breit.
Preis 5 Mark.

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu! [Im Buchhandel!

Die höchst interessanten Memoiren
der letzten Liebe
HEINRICH HEINES
(genannt Mouche)
sowie der mit Spannung erwartete neuste Roman von
E. WERNER
Ein Gottesurteil
erscheinen jetzt in der illustr. Zeitschrift
Schorers Familienblatt.
Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern.
— Auch in Heften zu 50 Pf. —
Nach 4jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt.
Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**
Das Kapital.
Kritik der politischen Oekonomie
von
Karl Marx.
Dritte vermehrte Auflage. Preis: 9 *M.*

Der
Liebe Müh' umsonst.
Drei Novellen von
Julius v. d. Traun.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—.
Neu! [Im Buchhandel!

Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Format.
Otto Spamer's Illustriertes
Konversations-Lexikon
für das Volk.
Mit 5—6000 Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten etc.
In acht Bänden oder 200 Lieferungen à 50 Pf.
Prospekte gratis! Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig!

Von höchstem aktuellen Interesse!
Soeben erschien in der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart:**
Uganda und der ägyptische Sudan.
Von
C. T. Wilson und **R. W. Felkin.**
Zwei Bände. (VII u.) 339 Seiten mit 35 Holzschnitten.
M. 7. —
In diesen Tagen, wo die Blicke der ganzen civilisirten Welt den grauenvollen Ereignissen im Sudan zugewendet sind, wird die Schrift zweier tüchtiger Männer, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, allgemein willkommen sein. — Jede Buchhandlung kann dieselbe zur Ansicht vorlegen.

Das dritte Heft von 5 Bogen der
Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte
(jährlich 12 Hefte in Oktav à *M.* 1.—)
ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig.
Preis *M.* 1.—
(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)
Inhalt des dritten Heftes:
Ein Gang durch die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von W. H. Riehl.
Die Kriegsbereitschaft einer deutschen Stadt im Mittelalter. Von A. von Luschin. II.
Die neuesten Handschriftenfunde aus Aegypten. Von A. Bauer.
Mitteilungen und Berichte.
Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Soeben erscheint im Verlage der K. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig:**
Aus Litteratur und Symbolik.
Abhandlungen
von
D. Paulus Cassel.
In gr. 8. eleg. br. *M.* 8.—, eleg. geb. *M.* 9.—
Inhalt: Die Sage vom Tannhäuser. — Aus dem Königreich des Gral. — Tristan und Parzival. — Parzival. — Der König. — Barlaam und Josaphat. — Der dreifarbige Stein. — Gräbersymbolik. — Der Tannenbaum am Weihnachten. — Das Henkelkreuz. — Das redende Lamm. — Athene Tritageneia. — Russen und Waräger. — Shylock.
Das geistreich geschriebene Werk des bekannten Verfassers sei allen Gebildeten bestens empfohlen.

Verlag von **Andr. Fred. Höst & Sohn,** **Kopenhagen.**
KLÖPPELBUCH.
Eine Anleitung
zum Selbsterlernen des Klöppelns
von
SARA RASMUSSEN,
Mitarbeiterin des „Bazars".
Mit 10 Lichtdrucktafeln und zahlr. Holzschn.
Preis 9 *M.*, in eleg. Mappe 15 *M.*

Fette wohlschmeckende
Harzer Handkäse
nur Prima Qualität versendet gegen Nachnahme Postkiste (100 Stück) 3 *M.*, bei Abnahme von 400 St. à 2,75 *M.*, größere Aufträge billiger.
Verpackung wird nicht berechnet.
Wilh. Rienäcker, Stiege i. Harz.

Hierzu Beilagen von E. A. Seemann und der C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 12. April 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Samstag erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Situation in Frankreich. Von Wilhelm Singer. — Der jetzige Stand der Elektrotechnik. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Trinklied. Von Emanuel Geibel. — Ueber die Entthronung der Philosophie. Von Otto Caspari. — Gregorovius' „Kaiser Hadrian". Besprochen von Georg Winter. — Die ersten Deutschen in Amerika. Von Karl Braun-Wiesbaden. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Mohr des Zaren. Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Von Z. — Aus dem Künstlerverein. Von A. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ueber Mr. Cumberland in Dresden. — Inserate.

Die Situation in Frankreich.

Paris, Anfangs April.

Wenn einerseits nicht geleugnet werden kann, daß Frankreich im gegenwärtigen Augenblick sich ohne Alliirten befinde; wenn selbst die Möglichkeit einer ernsten Allianz Frankreichs mit einer europäischen Großmacht durch die momentane Constellation in weitere Fernen gerückt erscheint, so kann man andererseits nicht verkennen, daß die etwas unfreiwillige Politik der „freien Hand", auf welche die Republik momentan beschränkt ist, mit zu den ernsten Bürgschaften des europäischen Friedens gehört und den Franzosen obendrein die willkommene Gelegenheit bietet, ihre Colonialmacht zu vergrößern und sich sowohl in den alten Erwerbungen dauernd festzusetzen, als neue Erwerbungen nach Maßgabe der Nothwendigkeit und der disponibeln Mittel zu unternehmen. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher sich waghalsige französische Politiker mit dem Zustandebringen einer französisch-russischen Allianz schmeichelten. Schon deren Durchführbarkeit ohne Schwierigkeiten vorausgesetzt, und angenommen, daß sich der Beherrscher aller Reußen, umgeben von seinem militärisch-büreaukratischen Stabe, willig bequemt hätte, mit dem Präsidenten der Republik Hand in Hand zu gehen, so ist doch für Jedermann auch ohne Grübelei und Spitzfindigkeit klar, daß eine solche Allianz, wie sehr sie Frankreichs Wiederauftreten im europäischen Concert begünstigt hätte, die Gefahr einer großen europäischen Verwickelung in ihrem Schoße barg. Wenn sich Rußland mit Frankreich in eine Verbindung einlassen wollte, so wußte es genau zu welchem Zwecke — in ihrem Uebermaß von eifervoller Offenherzigkeit haben manche russische Generale es ja auch rund heraus verrathen. Bei der Grundverschiedenheit der staatlichen Bedingungen beider Reiche, bei dem unversöhnlichen Gegensatz der Principien und Anschauungen, welche die innere Regierung beiderseits leiten, konnte die russisch-französische Allianz nur nach Außen hin einen Sinn haben, wo sie in der vermeintlichen Gemeinsamkeit des Gegners ihre bindende und zusammenhaltende Kraft finden würde. Frei herausgesagt: für Frankreich wäre es eine Revancheallianz geworden; für Rußland hätte die Republik ein helfendes Element für seinen Drang nach Westen abgeben müssen. Ist es aber dann nicht mehr als wahrscheinlich, daß der erste greifbare Effect dieser Allianz die Gegensätze zwischen der russisch-französischen und der alten Tripelallianz (Deutschland-Oestreich-Italien) gefährlich verschärft hätte? Vielleicht, ohne es zu wollen, oder besser gesagt zu einer Zeit, in welcher sie es noch nicht gewünscht, wären die beiden Parteien plötzlich, bis an die Zähne gerüstet, mit herausfordernder Geberde einander gegenüber gestanden und von da bis zum Losschlagen ist nur ein kleiner, unbedeutender Schritt. Wie nun auch mancher französische Politiker mit der Wiederannäherung Rußlands an Deutschland den Zusammensturz seines politischen Gebäudes beklagen mag, die Mehrzahl der französischen Bürgerschaft, die den Frieden selbst mit Aufopferung oder mindestens Vertagung auf unbestimmte Zeit einer nicht näher zu bezeichnenden Lieblingsidee zu erhalten wünscht, konnte aufathmen, als der Welt von jener Wiederannäherung Rußlands an Deutschland und Oestreich Kunde wurde. Die gewitterschwangeren Wolken zerstreuten sich, der Himmel blaute wieder über Frankreich und über Europa. Denn die fernen Expeditionen der Franzosen ist man selbst hier zu Lande nicht mehr geneigt, so tragisch zu nehmen, wie zu Anfang, als man die erstaunliche Virtuosität der Chinesen, einer Umgehung auszuweichen, noch nicht gekannt und als man in der Expedition gegen Madagaskar — ob sie jetzt schon eingeleitet werden mußte, lassen wir dahingestellt — noch den Zündstoff für eine englisch-französische Verwickelung erblicken wollte. Ebensowenig wir an die Dauer und Nützlichkeit einer englisch-französischen Allianz ernstlich zu glauben vermochten, ebensowenig fürchten wir jetzt, nachdem sich die Franzosen aus Aegypten zurückgezogen, einen ernsten Conflict zwischen dem „leichtlebigen Frankreich" und dem „perfiden Albion", wie es in den öffentlichen Polemiken jenseits und diesseits des Canals so liebenswürdig lautet. Ja, ein „Condominium" in Aegypten, das scheint uns, hätte im Laufe der Zeit zu einer ernsten Reibung zwischen den beiden Staaten ausarten müssen. Denn in Aegypten haben die Engländer ein Interesse auf Leben und Tod, die Franzosen aber selbst nach dem Bekenntniß ihrer actionslustigsten Diplomaten blos ein sehr respectables, mehr historisches Interesse. Bei einer einseitigen französischen Action (wenn England nämlich eine solche zugelassen hätte) wäre England in eine solche Abhängigkeit von der französischen Politik gerathen, daß sich der englische öffentliche Geist sicherlich dagegen bald aufgelehnt hätte und daß alle möglichen Mittel aufgewendet worden wären, die französische Action als willkürlich und ungerechtfertigt erscheinen zu lassen und die Franzosen aus ihrer eingenommenen Position wieder zu verdrängen. Eine gemeinschaftliche Action in Egypten wiederum wäre bei der Präponderanz der englischen materiellen Interessen auf eine eifersüchtige Vertheidigung der mit dem Schwerte eroberten Hoheitsrechte von Seiten der Franzosen gestoßen, und da wären die Streitigkeiten wie Pilze nach dem Regen hervorgeschossen und der Zustand des Zusammenherrschens mußte sicherlich sehr bald unleidlich werden. Die Opferung des „respectablen Interesses" mag den Franzosen begreiflicherweise sehr schmerzlich gefallen sein, allein sie war für eine größere

Digitized by Google

Sache, für den Frieden zwischen zwei großen Nationen eine Nothwendigkeit. Ist aber die aus den Verhältnissen in Egypten sich ergebende Gefahr beseitigt, so werden wegen Madagaskar und Tonking die Engländer mit den Franzosen in keine weltaufregenden Conflicte gerathen. Wir sagen nicht, daß es keine Zänkereien und Verdrießlichkeiten abgeben werde. Ueber Madagaskar ging ein Schwarm katholischer und protestantischer Missionäre nieder, die daselbst um den Einfluß streiten. Je nachdem die Katholischen oder die Protestantischen eine Niederlage erleiden, wird es bald in Frankreich, bald in England aufschreien, in der Hauptsache aber scheint uns diese Angelegenheit schon entschieden. Die sogenannte Macht werden die Franzosen in Madagaskar ebenso ausüben wie in Tonking. Da die Engländer das militärische Einschreiten derselben nicht verhindern konnten, werden sie wahrscheinlich mit ihrem praktischen Geist trachten, aus der neugeschaffenen Sachlage den möglichst größten Nutzen zu ziehen. Die Allianzmöglichkeit zwischen England und Frankreich findet in der unversöhnlichen Verschiedenheit des Volkscharakters und der Anschauungen und Gefühle beider Nationen ein bedeutendes Hinderniß, welches nur eine große zwingende Ursache, die aber in diesem Augenblicke nicht vorhanden ist, wegzuräumen vermöchte. Allein ebensowenig ist eine große und zwingende Ursache für eine gefährliche Feindschaft vorhanden. Es wird, scheint uns, trotz Madagaskar und Tonking bei dem gegenwärtigen Zustande einer verminderten gegenseitigen Werthschätzung bleiben. Sind solcher Art die großen Sorgen beseitigt, so ist es für die Welt von geringerem Interesse, wie lange noch die französischen Truppen in Tonking mit der Säuberung des Landes zu thun haben werden, wie lange Zeit es bedürfen wird, bis die Königin auf Madagaskar zur Einsicht gelangt, oder auf welche Art sie zur Einsicht gebracht werden kann, daß die Republikaner nicht herausgeben wollen, was Richelieu genommen, und daß die Civilisation dem widerstrebenden Howas nach dem Spruche zu Theil werden wird: „Friß, Vogel, oder stirb!"

Interessant gestaltet sich die innere Lage, obwohl sie sich weniger durch große und erschütternde Aeußerungen als durch kleine symptomatische Vorfälle kennzeichnet, die einen anormalen, noch latenten, ungesunden Zustand errathen lassen. Dabei haben wir nicht die parlamentarischen Zwistigkeiten im Auge, den Ringkampf zwischen Opposition und Regierung sammt ihrer Partei. Dieses listige Kräftespiel regt uns wahrhaftig nur mäßig auf. Ministerien entstehen und vergehen; es gibt noch Leute genug in Frankreich, die ganz stattliche Minister abgeben würden und noch viel, viel mehr, die nichts sehnlicher wünschen, als dem gegenwärtigen glücklichen Besitzer sein Portefeuille aus der Hand zu winden und es selbst mit Anstand und Grazie zu tragen. Dergleichen gibt es allerwärts, wir möchten sagen, das sei die nothwendige Schattenseite des Strebens. Auch die Prätendenten an und für sich erscheinen uns nicht furchtbar. Man verstehe uns recht: die Prätendenten an und für sich, nämlich soweit es von ihrem Talent, ihrer Beliebtheit, ihrer persönlichen Macht, ihrem Unternehmungsgeist und ihrer Kühnheit und Gewandtheit im Intriguiren abhängt. Würden die Republikaner Prinzen Jerome Napoleon und den Grafen von Paris — einstigen Philipp VII.? — nur von dieser Seite zu fürchten haben, so könnten sie unbesorgt ihr Haupt auf ein weiches Kissen legen und ruhig schlafen. Der Graf von Paris wartet geduldig auf den natürlichen Umschwung der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten, tritt aber durch keinen ritterlichen Schritt als Gunstwerber auf. Kalt und unbewegt blickt er auf den Strom, ohne zu versuchen, ihn in sein Bett zu leiten. Mehr Kühnheit und weit mehr abenteuerlichen Unternehmungsgeist hätte schon Prinz Jerome. Allein Jahre lang hat man ihn als feige, als einen cynischen Wüstling, als geizig, haltungs- und principienlos hingestellt nnd jetzt auf einmal soll er die großen imponirenden Eigenschaften haben, die ihn als Erben und Träger der napoleonischen Legende auszeichnen müßten? Seine Klugheit wird als bloße List, sein stolzes, selbstbewußtes Auftreten als Prahlerei, sein Verleugnen der in der Jugend gehegten Anschauungen als Heuchelei dargestellt. Auch das Betonen seiner Armuth, dieser versteckte Appell an das Mitleid des Volkes, nützt nichts, sogar im eigenen Lager findet er unversöhnliche, ihn wüthend anfallende Feinde, die ihm selbst einen Orleans vorzögen. Dennoch ist die Gefahr der Prätendenten nicht zu übersehen und zwar aus schwerwiegenden außerhalb ihrer Person liegenden Ursachen.

Als die Republik in ihrer ersten Jugend in einst vielbeneideter Blüthe stand, da vergaßen ihre Staatsmänner den günstigen Augenblick zu benutzen, jene Reformen einzuführen, welche mit Unrecht dem Liberalismus allein aufgelastet werden, welche die Interessenkreise, die sogenannten Classes dirigeants, vielleicht auch das industrielle und handeltreibende Bürgerthum für eine Zeit lang aufgeschreckt, sicherlich auch große finanzielle Opfer gekostet hätten, wie jede weitgreifende Umgestaltung, die aber zu einer Zeit des Ueberflusses und beispiellosen Wohlergehens bald verschmerzt worden wären. In der Voraussicht einstiger schlechterer Zeiten hätten jene nothwendigen Reformen durchgeführt werden müssen, welche einer großen Klasse der durch das suffrage universel zu einer gewissen politischen Macht gelangten Bevölkerung den Stoff für ihre Revindication benommen hätte. In Epochen wie die heutige, da die französische Industrie den Anforderungen einer rastlos vorschreitenden Concurrenz nicht mehr leicht nachzukommen vermag, da der Handel schmachtet und eines neuen Aufschwunges, weiß Gott wieso und woher, harrt, da die Kapitalswelt von lähmendem Mißtrauen befallen ist und zum Theile sich scheu verbirgt — in solchen Epochen bekommen diese Forderungen nach Umänderung einen drohenden Charakter, welcher die Postulate unserer Zeit mit ruhigem, gerechtem, billigem und mildem Sinn zu betrachten hindert. Und da eine große Umschwung erzeugende Idee oder ein hinreißender Gedanke fehlt, der wenigstens einige Stunden edler und generöser Täuschung hervorzurufen geeignet wäre, da Niemand den Muth hat, rückhaltslos eine neue Aera des Friedens, des offenen Anschlusses an die Friedensmächte zu acceptiren, um die riesigen Budgets entlasten zu können, so liegt eine Krankheit von schleichender Unzufriedenheit in Aller Glieder und der öffentliche Geist, zum Theil auch in Skepticismus oder pure Gleichgültigkeit verfallend, sinkt und sinkt. „So kann es weiter nicht gehen!" hört man vielfach sagen. Niemand weiß aber, wie man herauskommen könne, Niemand versteht recht oder wagt strenge Rechenschaft zu geben, ob man erst am Anfange der prüfungsvollen Tage stehe oder ob man hoffen könne, daß das Ende derselben nahe sei? Sowie nun Industrie und Handel aus der schmachtenden Lage herauszukommen bestrebt sind, so möchten sie wiederum, daß es ohne Gewaltthaten und blutige Umwälzungen geschehe. Die arbeitenden Klassen vermehren durch ungestüme, übrigens durch die Noth des Augenblicks theilweise gerechtfertigte Forderungen, Unruhe und Unzufriedenheit. Die unzweckmäßigsten Lösungen, die ungerechtfertigtsten Anklagen, die schädlichsten Leidenschaften verwirren die öffentliche Ueberlegung, die nie angespannter, ruhiger, vorsichtiger und fester sein sollte, als gerade jetzt. Und da unglücklicherweise augenblicklich Niemand stark genug ist, die auseinanderstrebenden Elemente wieder zum Zusammenwirken zu gegenseitiger Hülfeleistung zu vereinigen, so können die der Republik feindlichen Parteien den Moment benutzen, die Republikaner für eine Sachlage verantwortlich zu machen, die sie nur zum Theil verursacht haben, die in der Hauptsache das Resultat von Anstrengungen außerhalb Frankreichs ist, die zu ändern und einzudämmen hier in Niemandes Macht liegt. Die Wahlen für den Gemeinderath in ganz Frankreich stehen vor der Thür. Die „Conservativen", wie sich die richtigen Umstürzler, nämlich Monarchisten und Imperialisten zu nennen belieben, werden riesige Anstrengungen machen, um aus der trüben Situation Vortheil zu ziehen. Mit Spannung kann man daher auf diese Wahlen blicken. Sie sollen der Gradmesser sein weniger für die Fortschritte der monarchischen Parteien in Frankreich, als wie weit die Verzagtheit über das gegenwärtige Unbehagen schon um sich gegriffen. Erst wenn die monarchisch-reactionären Umstürzler einige Erfolge erzielt hätten, erst dann würden die Prätendenten eine Gefahr für die Republik bilden, nicht des-

Digitized by Google

wegen, weil sie in einigen Gemeinderäthen mehr Stimmen erhielten, sondern weil diese Thatsache als ein Symptom des Niederganges der Republik ausgebeutet würde und weil die Unentschiedenen und Vortheilsüchtigen, die stets „mit dem Strom schwimmen" und als die Ersten ankommen wollen, die Schaar der Gegner in gefahrvoller Weise vergrößern würden. Ein Umschwung vollzieht sich in Frankreich schnell, das zeigt die Geschichte dieses Landes zur Genüge. Ein erster Erfolg bei den Gemeindewahlen gäbe das Signal zum großen Sturm auf die republikanischen Positionen für die Kammer-Wahlen im nächsten Jahre. Haben die Reactionären an der öffentlichen Unzufriedenheit, an dem schlechten Gang von Handel und Industrie, ferner an den Zwistigkeiten zwischen den arbeitenden Klassen und der Kapitalswelt gut ausgenutzte Helfer, dann können die nächste Kammer und der erneute Senat vermöge der bedeutenden Stärkung der Rechten die Thatkraft der Republikaner lähmen und das System zur völligen Ohnmacht, zu unfruchtbaren Kämpfen ums Dasein und zur Unzufriedenheit seiner Anhänger verdammen. Aber selbst wenn der Angriff bei den nächsten Gemeindewahlen von den Republikanern siegreich abgewiesen wird und die Monarchisten sich wieder beschämt in ihre Unmacht zurückziehen müssen, selbst dann ist die Situation eine die öffentliche Aufmerksamkeit im höchsten Grade bedürftige. Das Land bete zum Himmel um eine reiche Ernte. Eine gute Ernte kann Vieles mildern und die Aufgabe erleichtern, welche die republikanischen Politiker durchführen müssen, damit Frankreich industriell, commerziell und finanziell die seinen Ressourcen angemessene Stellung auch fernerhin behaupte.

Wilhelm Singer.

Der jetzige Stand der Elektrotechnik.

Von Gustav Weisbrodt.

Es ist merkwürdig, daß seit den Wundern und trotz der Wunder, welche das elektrische Licht in der Ausstellung in Wien vollbracht, es von diesem Licht verhältnißmäßig sehr still geworden ist. Sind die Elektriker, fragen wir unwillkürlich, auf ihren bisherigen Erfolgen eine Zeit lang auszuruhen willens oder sind sie vielleicht von der Ueberzeugung durchdrungen, daß diese Erfolge nur die ersten Schritte auf einem neuen Wege zu noch undefinirbaren Zielen bedeuten und daß dieser neue Weg noch nicht gebohnt worden?

Die Ausnutzung des elektrischen Lichts freilich ist im Ganzen und Großen als eine bereits gelöste Frage zu betrachten. Wir haben bei Verwendung von Regulatoren Lichtquellen in der Stärke von 5000 bis zu 10,000 und Glühlampen in der Stärke von ½ bis zu 500 Normalkerzen gesehen, wir wissen also, daß sich das elektrische Licht in den größten wie in den kleinsten Dimensionen ausnutzen läßt. Das Problem ist jetzt die Erzeugung des elektrischen Lichts.

Die Dynamomaschinen sind in dem Zeitraum, der zwischen der Pariser und der Wiener Ausstellung liegt, stark vorgeschritten. In Paris glaubte man schon stolz sein zu dürfen, wenn man versprechen konnte, mit ihnen das und das zu leisten; in Wien war man bereits so weit, mit Bestimmtheit erklären zu können, eine Maschine, die das und das zu leisten habe, müsse so und so construirt sein oder, umgekehrt, eine so und so construirte Maschine müsse und werde das und das leisten. In der Wiener Rotunde befanden sich Maschinen, welche während der ganzen Dauer der Ausstellung 10, 20, ja 40 Bogenlampen betrieben, sie barg sogar ein elektrisches Monstrum, welches 1500 Glühlampen mit elektrischem Strom versorgte. Schwerlich wird es Jemandem beifallen, solche Ungeheuer zu bauen, sondern man wird lieber drei Maschinen für je 500 oder fünf Maschinen für je 300 Lampen installiren wollen, denn wenn eine solche Maschine einmal den Dienst versagt, kann man eine Reserve einschalten und wird nicht ganz ohne Licht sein; aber wir haben nur die Thatsache constatiren wollen, daß der Bau so kolossaler Maschinen möglich ist. Noch einen weiteren Erfolg aber haben die Dynamomaschinen aufzuweisen. Wenn man früher solche Maschinen baute, beispielsweise für 6 Bogenlampen, so mußte man sie sämmtlich mit Strom speisen, weil, wenn bei dem ursprünglichen Kraftaufwand nur Eine Lampe in Function gesetzt wurde, durch den zu starken Strom die übrigen Regulatoren verdorben wurden oder weil die überschüssige Kraft der Maschine gleich in ihr (in der Maschine) sich in Wärme umsetzte und die Maschine verbrannte. Diese Schwierigkeiten sind durch die Compound-Schaltung — ihre Theorie ist kein Geheimniß, wohl aber sind die einzelnen Handgriffe nur den Fabrikanten bekannt — überwunden, angewendet zuerst von Schuckert in Nürnberg, aber demonstrirt von Egger und Kremenetzky in Wien. Die Firma experimentirte auf der Ausstellung mit einer für 6 Bogenlampen eingerichteten Maschine. Wenn nun der Strom dieser Maschine die 6 Bogenlampen betrieben hatte und dann, nach ihrer Ausschaltung, der ganze Strom auf eine Glühlampe concentrirt wurde, merkte man wohl beim Uebergang dieser Glühlampe eine gewisse Unbehaglichkeit an, aber nach kurzer Zeit gab sie, trotzdem die ganze Kraft aufgewendet und die Zahl der Rotationen nicht vermindert war, ein ruhiges und gleichmäßiges Licht. Wenn aber hierin ein Fortschritt zu verzeichnen, so ist der Kraftaufwand, der zum Betrieb des elektrischen Lichtes erforderlich, der gleiche geblieben. In Paris wurde constatirt, daß für Bogenlampen von 1000 Normalkerzen 1 Pferdekraft gebraucht werde oder daß man mit 1 Pferdekraft 10 Glühlampen von 16 Normallichtkerzen oder 16 Glühlampen von 10 Normalkerzen speisen könne. Daran hat sich nicht allein nichts geändert, sondern es wurde in Wien constatirt, daß jenes (in Paris gefundene) Verhältniß sich keineswegs mit allen, sondern nur mit den besten Maschinen erreichen lasse — ein Ergebniß, welches beweist, daß die elektrische Beleuchtung (vorläufig wenigstens) einen Kraftaufwand bedingt, der (vorläufig wenigstens) ihre allgemeine Einführung nicht gestattet. Wo die Kosten nicht wesentlich ins Gewicht fallen, bei der Luxusbeleuchtung also, oder dort, wo man von dem elektrischen Licht besondere Vortheile erwartet (größere Lichtintensität, geringere Wärmeentwickelung, absolute Gefahrlosigkeit u. s. w.), oder dort, wo die vorhandene Kraftquelle den Betrieb der Dynamomaschine ohne Erweiterung der Kraftmaschinen gestattet, oder endlich dort, wo man große Räume beleuchten und viele andere Flammen beseitigen will, ist das elektrische Licht sicher von hohem Werth, aber in allen andern Fällen ist es einfach zu theuer. Wenn auch vielleicht nur bis auf Weiteres. Wer dachte, als das Gaslicht noch neu war, auch nur entfernt an die Möglichkeit, mit der brennbaren Luft durch ein Leitungsnetz eine ganze Stadt zu erleuchten? Was mit dem Leuchtgas gelungen, wird hoffentlich auch mit dem elektrischen Licht gelingen.

Kommen wir jetzt zur elektrischen Kraftübertragung. Man scheint sie als Ausgangspunkt einschneidender socialer Reformen zu betrachten und hat dafür ein einfaches Recept zur Hand: es werden große Kraftcentren errichtet, die darin aufgespeicherte Kraft wird in Elektricität umgesetzt, diese Elektricität wird nach den uns bekannten Gesetzen über ein beliebiges Territorium geleitet, die Kraft wird an den kleinen Geschäftsmann abgegeben, das Handwerk hat seinen goldenen Boden wieder, die großen Fabriksunternehmungen sind ruinirt und die sociale Frage ist gelöst. Das Recept ist allerdings einfach, nur rechnet es mit nicht oder noch nicht existirenden Voraussetzungen. Wir sind eben mit der elektrischen Kraftübertragung noch nicht sehr weit gekommen; freilich datiren die betreffenden Versuche auch erst vom Jahre 1876. Auf der Münchener Ausstellung experimentirte der Franzose Deprèz im Großen: auf einem von der bayrischen Telegraphenverwaltung ihm zur Verfügung gestellten 4mm starken Eisendraht übertrug er die Kraft eines Wasserfalls in Miesbach nach dem Ausstellungspalast in München, die Elektrotechniker sagten das Mißlingen des Experiments voraus und es mißlang wirklich. Der Widerstand des (wie gesagt, 4mm. im Durchmesser haltenden) Leitungsdrahtes war so enorm, daß die nothwendig erforderliche Spannung in einzelnen Augen-

Digitized by Google

blicken eine Höhe erreichen mußte, daß die Maschinen verbrannten: nach acht Tagen mußte das Experiment eingestellt werden. Auf der Wiener Ausstellung spielte die elektrische Kraftübertragung nur eine bescheidene Rolle: die Société Gramme hob mit bedeutendem Aufwand von elektrischer Kraft große Wassermassen auf den Springbrunnen in der Rotunde, und die Firma Ganz und Comp. betrieb mit elektrischer Kraft zwei Mühlen. Eminent bewährt hat sie sich nur bei der elektrischen Eisenbahn im Prater, die täglich 50 Fahrten machte und nicht ein einziges Mal den Betrieb einzustellen genöthigt war. Alles in Allem: die elektrische Kraftübertragung ist möglich, aber es wird dabei noch mit so großem Kraftverlust gearbeitet, daß sie nur dort sich empfehlen kann, wo die primäre Kraft eine außerordentlich billige ist — ein Satz, der von einer hervorragenden Fachautorität dahin erweitert ist, daß sich im Bereich eines Kilometers von der Kraftquelle die Krafttransmission mit dem Drahtseil empfiehlt, daß sie in einer Entfernung von 30 Kilometer dann noch rentabel ist, wenn die primäre Kraft sich sehr billig stellt, daß sie aber, wie heute die Sachen liegen, auf weitere Entfernungen weder praktisch noch ökonomisch ist.

Gehen wir zu den Accumulatoren über. Was ist ein Accumulator? Jede Maschine, die dazu dient, Kraft in sich aufzunehmen, sie aufzuspeichern und sie im geeigneten Augenblick abzugeben; ein elektrischer Accumulator also nimmt die elektrische Kraft auf und bewahrt sie bis zu ihrer Verwendung. In der Wiener Ausstellung haben die Accumulatoren nur eine bescheidene Rolle gespielt. Als man auf der Pariser Ausstellung zuerst die Aufspeicherung der Elektricität erschaute, war man von einer gewissen Bewunderung erfüllt, aber gleichwohl vermochte Philippart keine Gesellschaft zusammenzubringen, die zur praktischen Ausnutzung der Accumulatoren Geld hergegeben hätte. Seitdem hat man von ihren Erfolgen wenig mehr gehört und in Wien waren sie in einem bescheidenen Winkel so versteckt aufgestellt, daß man lange suchen mußte, um sie zu finden. Freilich war die elektrische Beleuchtung des Kaiserpavillons von Accumulatoren besorgt und dieses Licht war unbedingt das schönste und ruhigste in der ganzen Rotunde; freilich wurden das elektrische Boot und die elektrische Eisenbahn ebenfalls mit Accumulatoren betrieben und diese functionirten ohne Unterbrechung in der befriedigendsten Weise. Aber dagegen hat die Power Storage Company erklärt, sie werde, nachdem sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Accumulatoren, die gegenwärtigen wenigstens, den an sie gestellten Anforderungen nicht entsprächen, wohl die vorhandenen Bestellungen noch ausführen, neue Bestellungen jedoch nicht mehr annehmen, und in Frankfurt hat Hofrath Stein die betrübendsten Erfahrungen mit Accumulatoren gemacht. Ueber ihren Werth hat sich also vorläufig noch kein allseitig feststehendes Urtheil gebildet. Auf der Ausstellung waren übrigens, das möchten wir zum Schluß anführen, vier Arten von Accumulatoren zu finden, von Faure, von Planté, von Sellon und Volkmar und von Schultze.

Nun das Telephon. Vor sieben Jahren war zum ersten Mal von einem von Graham Bell construirten Apparat die Rede, der die Form des menschlichen Ohrs habe und die Möglichkeit biete, die Schallschwingungen von einem Ort zum andern zu übertragen. Man glaubte damals noch, man habe es im glücklichsten Fall mit einem hübschen elektrischen Spielzeug zu thun, aber da kam die Pariser Ausstellung und führte es als eigentliches Verkehrsmittel ein, so daß in Wien die Telephonie nur wenig Aufsehen mehr erregen konnte. Wohl war die Form theilweise geändert, aber im Wesen war kein Fortschritt zu verzeichnen. Constatirt ist vorläufig nur — und auf dieser Erkenntniß fortzubauen, wird die Aufgabe der Zukunft sein — daß bei richtiger Anwendung der Elektricität ein stärkerer Ton hervorgebracht werden kann, als der Ton, der vor dem Aufgabstelephon gegeben wurde ... Auch die Telegraphie kann sich keiner großen Fortschritte rühmen; wohl hat die Ausstellung eine Reihe schöner und gediegener Telegraphenapparate gezeigt, aber des Neuen hat sie so gut wie nichts gebracht.

Dagegen füllt die Galvanoplastik eine der glänzendsten Seiten in den Annalen der Ausstellung. Die Galvanoplastik ist eben etwas Abgeschlossenes: man weiß genau, daß, wenn man das und das leisten will, man das und das aufwenden muß, und man weiß umgekehrt, daß, wenn man das und das aufwendet, man das und das leistet. Dieses Abgeschlossensein hat es denn auch zu Wege gebracht, daß die Galvanoplastik bereits einen gewerbsmäßigen Betrieb aufweist. Etwas Abgeschlossenes zieht eben aus jeder Verbesserung Nutzen, und so ist sie durch die Erfindung der Dynamomaschine zu einer Großindustrie herausgewachsen und wendet sich bereits dem Kunstgewerbe zu. Die russische Abtheilung speciell wies Produkte der Galvanoplastik auf, die geradezu auf das Gebiet des Kunstgewerbes gehören.

Literatur und Kunst.

Trinklied.

Von Emanuel Geibel.*)

Thee beherrschet die Bezirke,
Wo die lange Mauer steht;
Heißen Kaffee trinkt der Türke,
Und der Perser schlürft Sorbet.

Bei des Kumis hellem Gusse
Wird der Sohn der Steppe froh,
Quas und Fusel trinkt der Russe,
Walfischthran der Eskimo.

Schwärmt der Franzmann beim Champagner,
Glotzt der Britte stumm ins Ale,
Heißes Wasser trinkt der Spanier,
Kaltes Wasser — das Kameel.

Aber wir bekränzten Hauptes
Trinken unsres Stromes Wein;
Soll die Welt sich drehn, o glaubt es,
Muß die Welt auch trunken sein.

*) Die erschütternde Kunde vom Heimgang unseres größten Lyrikers seit Heine geht uns knapp vor Redactionsschluß zu. Der Verstorbene war bis zuletzt ein treuer Freund unseres Blattes, in dessen Spalten seit einem Decennium manch schöne Frucht seines poetischen Sinnens und erst kürzlich — in Nr. 4 — eine Würdigung seines dichterischen Lebenswerkes (bei Gelegenheit der eben vollständig gewordenen Gesammtausgabe seiner Schriften) erschienen ist. Ein Mitarbeiter der „Gegenwart" sendet uns das obige einst in fröhlichem Freundeskreise improvisirte Lied Geibels, das damals sofort nach der Melodie der 9. Symphonie Beethovens (Freude, schöner Götterfunken) gesungen und auch niedergeschrieben, aber niemals veröffentlicht wurde. „Schnell saß einer der Zechgenossen am Flügel," schreibt uns unser Gewährsmann v. U. über die Entstehung des drolligen Gedichtes, „Ton und Vers vereinigte die weinselige Begeisterung; glatt ergossen sich die werdenden Strophen dahin, nur bei dem Reim auf „Ale" zögerte Geibel einen Augenblick, bis er den passenden fand, der dann unsere vollste Heiterkeit erregte. Gewiß ist das reizende Trinklied werth, der Vergessenheit entrissen und componirt und in froher Erinnerung an den Unvergeßlichen viel gesungen zu werden." D. R.

Digitized by Google

Ueber die Entthronung der Philosophie.

Von Otto Caspari.

Man wird nicht behaupten wollen, daß sich das Leben der Wissenschaften ganz unabhängig von denjenigen Erlebnissen, Gedanken und Vorstellungen vollzieht, die im praktischen Leben von den Völkern untereinander und im Staatsleben insbesondere gemacht werden. Daher nimmt es nicht Wunder, daß nach der französischen Revolution, mit der im Staatsleben der Absolutismus streng genommen überwunden wurde, auch allmählich an den Grundsäulen derjenigen Wissenschaften gerüttelt wurde, welche sich stützten auf ein absolutes Dogma, oder auf ein Axiom, das man seiner Festigkeit nach für absolut und unverbrüchlich ausgegeben hatte. Dieser Proceß des skeptischen Rüttelns an allen Dogmen und staatlich absoluten Formen ging praktisch wie geistig sogar fast zu gleicher Zeit in der Geschichte vor sich, und während die staatlich gereifteren Franzosen mit revolutionärer Gewalt alle Formen des Absolutismus zertrümmerten, war es den allerdings durch die Kleinstaaterei viel ohnmächtigeren und unreiferen Deutschen doch schon zur selbigen Zeit — nämlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — beschieden, den gleichen Kampf in der Gedankenwelt und in den Wissenschaften aufzunehmen. Was sich daher bei uns durch den großen geistigen Revolutionär Kant in aller Stille vollzog, geschah dort auf der Arena des Staatslebens unter den furchtbarsten politischen Convulsionen. War durch die Franzosen der Absolutismus gestürzt worden, so wurde bei uns in Deutschland durch die Anstöße Kants der Dogmatismus zu Grabe getragen. Wie der absolute Staat, so hatte sich von nun an auch die absolute Philosophie überlebt. Noch mehrmals zwar flackerten die alten Bestrebungen im Gebiete der philosophischen Wissenschaft von Neuem auf, auch hier ähnlich wie es im Staatsleben geschah, aber die ursprüngliche Macht war gebrochen. Kein Wunder daher, daß die zerstörenden Kräfte immer fortwühlten, und jetzt nun selbst im Wissenschaftsleben Consequenzen zu Tage treten, die man scharf ins Auge zu fassen hat.

Nachdem man den Absolutismus der philosophischen Bevormundung erschüttert hatte, hat auch die Philosophie mit Rücksicht auf ihre aristokratische Geburt den Versuch gewagt, ihre verlorene Position, kraft ihrer Privilegien, zurückzuerobern. In besonderem Maße waren es vor kurzem erst bekanntlich die nachkantischen Epigonen, und unter ihnen namentlich die Idealisten, welche von Neuem darauf drangen, daß sich alle Wissenschaften der Philosophie als oberste Wissenschaft (als Wissenschaft der Wissenschaften) zu fügen und unterzuordnen haben. Von Neuem wurde an die Bestrebungen der Alten angeknüpft und der Werth des Systems scharf betont, in das sich als eine Grundeinheit alle Einzelwissenschaften einzugliedern haben. Indessen ist dennoch dieser erneuerte Versuch gescheitert, und zwar aus den nämlichen Gründen, wie früher. Der moderne Idealismus war eine dialektische Wissenschaft, gegen welche sich die empirischen Wissenschaften mit ihrer vorwiegend inductiven und experimentellen Methode um so mehr verwahrten, als sie Thatsachen aufbringen konnten, welche sich in das Prokrustusbett dieser philosophisch-dialektischen Constructionssysteme nicht hineinbringen ließen. Nach einem abermaligen noch tieferen Sturz war daher die Philosophie gezwungen sich in ihr Schicksal zu ergeben, und sie hatte zunächst bei sich selbst Einkehr bezüglich ihrer neuen Stellung zu halten. Durch den philosophischen Rückgang auf Kant, den großen Zertrümmerer von Dogmatismus und Absolutismus, ist dies denn auch geschehen, und es hat unter solchem Einflusse nicht an Ansichten gefehlt, die sich über die neue, in gewissem Sinne depossedirte Stellung der Philosophie wissenschaftlich verbreiteten.

Ueberblickt man die hervorragendsten Anschauungen hierüber, so lassen sich deutlich zwei Richtungen erkennen, von denen die eine dem Particularismus aller Einzelwissenschaften in gewisser Weise das Wort redet. Die Philosophie soll nach ihr ebenfalls zu einer Art von Specialwissenschaft degradirt werden.

Mit dieser Anschauung ist A. Riehl neuestens hervorgetreten; nach ihm soll die Philosophie sich vollständig allen übrigen gleich berechtigten Wissenschaften coordiniren, und sie soll sich dem entsprechend ihr particuläres Object in der Wissenschaft aufsuchen. Als solches vindicirt ihr unser Forscher vor Allem die Erkenntnißlehre; Philosophie, sagt er daher, ist speciell nichts Anderes, wie sogenannte Erkenntnißwissenschaft. Damit hätte dann die depossedirte Exkönigin doch wenigstens eine Stellung und specielles Handwerk gefunden, durch welches sie sich in der wissenschaftlichen Demokratie und Republik nützlich machen könnte. Das wäre nun gewiß recht schön, wenn nur die übrigen Wissenschaften, nachdem sich die Philosophie so um ihre Autorität gebracht sieht, noch hinreichend auf sie achten würden, indessen, da unter solcher Form die Autorität nun einmal geopfert wurde, findet es sich, daß sie ohne Zweifel von den aufstrebenden Schwestern sicherlich an die Wand gedrückt wird. Denn in der That, was soll und will noch eine den übrigen Wissenschaften nebengeordnete sogenannte Erkenntnißwissenschaft bedeuten? Entweder lehrt sie und findet hier solche Resultate, welche ihr wiederum unter den andern Einzelwissenschaften Autorität und Prärogative verleihen, so erhebt sie sich wieder zu einer Art von aristokratischer Stellung über den Parteien; oder aber sie findet solche nicht, so wird sie ohne Zweifel hiernach nur eine Art von physiologischer Philosophie, und damit schließlich doch von einer Gesammtphysiologie (d. h. von der Alles usurpirenden Naturwissenschaft) verschlungen werden. Diese Consequenz ist daher denn auch von anderer Seite ganz scharf erkannt worden, und es ist merkwürdig, daß gegen sie kein Anderer neuestens Einspruch erhebt, als W. Wundt in Leipzig, der, obwohl eigentlich Physiologe, doch der Philosophie ein gewisses höheres Recht und Prärogativ gewahrt wissen will. Nach Wundt ist die moderne Philosophie nicht nur Erkenntnißwissenschaft, sondern sie hat eben als solche vor Allem ein logisches Vermittlungsgeschäft zu vollziehen, das seine Absicht darauf richtet: die einzelnen Special- und Particularwissenschaften nicht in kämpfende, einander vernichtende Parteien auseinanderfallen zu lassen; da unter solchen Umständen der Staat der Wissenschaften Aehnliches erleben müßte, wie ehedem das große deutsche Reich unter dem mächtigen Einflusse seines schroffen politischen Particularismus. Wundts Ansicht ist jedenfalls discutabel und beherzigenswerth; aber die Kritik wird zu forschen haben, durch welche Mittel er den hinreichend zugkräftigen Kitt zu beschaffen gedenkt, um die durch Vermittelung angestrebte Einheit des wissenschaftlichen Gesammtreiches zu erzielen. Das durch Wundt hervorgehobene Einheitsstreben ist ganz gewiß ebenso im Reiche der Wissenschaften berechtigt, wie es das nämliche politische Streben im deutschen Vaterlande gegenüber den Einflüssen des Partcularismus von jeher gewesen war. Nun aber hat uns der große Zertrümmerer Kant gezeigt, daß es in der Wissenschaft eine Art von metaphysischem Einheitsstreben gibt, das sich gar leicht als eine bloße Illusion, oder wie ein hochgeachteter moderner Kantianer (nämlich Albert Lange) sagte: als eine bloße Dichtung ausweist, die zwar nützlich, schön und angenehm, nicht aber im streng wissenschaftlichen Sinn auch nothwendig und beweisbar sei. Diese inzwischen sehr modern gewordene Ansicht hat ganz gewiß dazu beigetragen, sehr viele Philosophen unmuthig und verzweiflungsvoll zu machen. Es müßte daher unter solchen Umständen im jetzigen Gesammtstaate der Wissenschaften bei einem völlig sich einbürgernden wissenschaftlichen Particularismus, oder vielleicht bei einer (wie nicht verhehlt werden soll) zeitweise einreißenden Anarchie verbleiben, wenn wir nicht bei Kant im Grunde bessere und tiefere Fingerzeige vorfänden, welche in methodologischer Hinsicht auf die neu einzunehmende Stellung der Philosophie zu den Einzelwissenschaften hinweisen. Ich kann nicht finden, daß man im Sinne von Kant auf gewisse Prärogative hinsichtlich der Stellung der Philosophie zu den übrigen Specialwissenschaften gänzlich verzichten kann. Ganz gewiß wird man nicht wieder in den überwundenen früheren Absolutismus fallen können, und so darf man Fichte hierüber nicht beistimmen, wenn er in seiner Wissenschaftslehre die Philosophie als die Grundwissenschaft angesehen wissen will, welche den übrigen Wissenschaften vorausgehe, und

Digitized by Google

jeder einzelnen ihre Grundbegriffe fertig zu übergeben habe. Dies wäre ein Rückfall in die ehemalige mit Unrecht geübte Bevormundung aller Specialwissenschaften. Es hieße aber anderseits die Philosophie ganz aufheben, wollte man sie wie Riehl den übrigen Wissenschaften nur als eine verfeinerte Physiologie, Psychologie oder Erkenntnißwissenschaft coordiniren; denn hat sie auch keine besondere und höhere Methode zur Bearbeitung ihres Materials, so besitzt sie doch von vornherein ganz andere umfassendere Objecte, und in jedem Falle ein viel umfassenderes allgemeineres (synthetisches), und somit zugleich ein ganz besonderes höheres Princip. Erkennt doch auch Wundt (als ehemaliger Physiologe) willig an, daß Philosophie immerhin in dem Sinn Wissenschaftslehre sein und bleiben muß: „daß sie die Methoden und Ergebnisse der Einzelwissenschaften als den eigentlichen Gegenstand ihrer Forschungen betrachtet — ihr letztes Ziel bleibt dabei immer die Gewinnung einer Weltanschauung, welche dem Bedürfniß des menschlichen Geistes nach der Unterordnung des Einzelnen unter umfassende theoretische und ethische Gesichtspunkte Genüge leistet. Dieses Bedürfniß," sagt er weiter, „existirt heute wie immer, und keine andere Wissenschaft kann dasselbe befriedigen. Denn die Gesichtspunkte, zu denen die Einzelforschung gelangt, sind nothwendig einseitig und beschränkt. In nichts zeigt sich dies augenfälliger als in den Widersprüchen, die sich sogar zwischen einander nahe stehenden Wissenschaften in Bezug auf die ihnen gemeinsamen Begriffe herausstellen. Eben darum aber bedarf die Philosophie bei ihrer Untersuchung der allgemeinen wissenschaftlichen Principien des vollen Unterbaues der Einzelwissenschaften. Nur wenn sie sich auf ihn stützt, kann sie sich zugleich der Hoffnung hingeben, daß auch ihre Ergebnisse wieder klärend und fördernd auf die einzelne Forschung zurückwirken werden."

Man wird Wundt voll und ganz zustimmen können; aber man muß von ihm, wie schon hervorgehoben, alsdann auch fordern, daß er zugleich auch das so angesprochene autoritäre Princip aufweist und anerkennt, das hinreicht, um diese Stellung der Philosophie als eine oberste, alle Einzelwissenschaften einander vermittelnde Allgemeinwissenschaft zu legitimiren. Gerade dieses aber hat Wundt uns in seinem neuesten Werke über Methodologie zu zeigen vergessen, obwohl uns ein gründliches Kantstudium deutlich auf ein solches oberstes und vermittelndes Princip hinweist. Nach Kant haben wir anzunehmen, daß alle Specialwissenschaften bezüglich der von ihnen angenommenen Axiome und Ausgangspunkte, methodologisch betrachtet, analytisch verfahren; denn obwohl sie alle das synthetische Moment innerhalb der Bearbeitung ihrer speciellen Stoffe nicht wohl entbehren können und dürfen, so verwerthen sie doch die Synthese selbstverständlich nur in einem verhältnißmäßig untergeordneten Maße, mindestens keinesfalls in dem Umfange wie die Philosophie. Wahrhaft synthetisch in reinem und umfassendstem Maße verfährt methodologisch allein die Philosophie, sie ist daher ohne Zweifel die höchste synthetische Wissenschaft; denn ihre Erklärungen müssen von Grundsätzen ausgehen, welche alle Gebiete gleichmäßig zu berühren und zu durchdringen im Stande sind. Will nun aber die Philosophie durch eine richtig gebildete Synthese alle Einzelnwissenschaften wirklich miteinander vermitteln, so ist leicht zu erkennen, daß die Natur dieser Synthese eine gewisse Höhe der Abstraction erfordert, während anderseits diese doch auch wiederum nicht so überspannt werden darf, daß die Verbindung zu den Specialwissenschaften hiermit zerreißt und nicht mehr deutlich aufweislich ist. Dies ist das hierüber von Kant gestellte Problem. Unschwierig wird man erkennen, daß dasselbe von allen den Schulen falsch gelöst wird, welche hierüber in Skepsis verfallen und die zu findende oberste Synthese gar nicht aufsuchen. Aber diesen Skeptikern gegenüber gerathen auch diejenigen Schulen (der Dogmatiker) in einen Abgrund, der darin besteht, daß sie die zu fassende Synthese rein intelligibel, d. h. in einem geistigen, abstracten Jenseits (rein Transcendentem) suchen, aus dessen Gebiet heraus eine Vermittelung mit dem diesseitig Concreten und Individuellen (Thatsächlichen) der Specialwissenschaften nicht mehr gefunden werden kann. Man wird Kant nur dann in methodologischer Hinsicht verstehen lernen, wenn man erkennt, mit welchen Mitteln er die Skeptiker bekämpft, während er die Dogmatiker, die mit ihren Principien und obersten Synthese in eine verworrene abstracte, rein intelligibele Metaphysik übergehen, zu widerlegen sucht. Wie und in welcher Weise man das Allgemein-Nothwendige (als allgemeines oberstes Princip) mit dem concret Individuellen zu vermitteln hat, das hat uns Kant bekanntlich dargethan in der „Kritik der Urtheilskraft". Sollen methodologische Fragen gelöst werden, so kann das daher nur mit Rücksicht auf Kant und vornehmlich auf die Kritik der Urtheilskraft geschehen. Die Urtheilskraft hat, methodologisch betrachtet, bekanntlich die Vermittlerrolle zu übernehmen, um die von den Wissenschaften des äußeren Erfahrungsumkreises (Naturwissenschaften) beschriebenen und klargelegten Thatsachen durch die inneren geistigen Werthurtheile (des apriori), wie uns solche hauptsächlich in der Ethik und Aesthetik geliefert werden, zu ergänzen und in einen einheitlich logischen Zusammenhang zu bringen. Eben diese logisch-synthetische Vereinheitlichung der Ergebnisse aller Specialwissenschaften ist das besondere methodologische Geschäft der Philosophie. Aber weil eben diese mit den Werthurtheilen umgehende synthetische Wissenschaft allein als Philosophie betrachtet werden darf, muß man um so bestimmter und nachdrücklicher fordern, daß sich alle Specialwissenschaften, sie mögen im äußern oder innern Erfahrungsumkreise forschen, von dieser Fällung von Werthurtheilen (die auf Logik, Aesthetik und Ethik hinweisen) völlig fern halten. Alle Einzelwissenschaften der Naturlehre bleiben daher in ihren Ergebnissen stehen bei den Darlegungen, welche ihnen das zur Klarlegung der raumzeitlichen Verhältnisse am meisten dienliche Instrument der Mathematik gewährt. Nur erst die Philosophie bleibt hierbei nicht stehen, sondern bildet die mathematischen und logisch-systematischen Ergebnisse in der allgemeinen Vernunfterkenntniß um: in mathematisch-ästhetische und ethisch verständliche Formen.

Die Naturwissenschaften mögen daher ihre Stoffe systematisch ordnen oder historisch-genetisch erklären, es ist Alles recht, sobald sie eben nur diese Werthurtheile nicht hineinmischen, um darauf hin Schlüsse und Folgerungen oder Hypothesen zu bilden. Denn geschieht dieses, beschränken sie sich nicht auf diese descriptive Darlegung im weiteren Sinne, so beginnen Verwirrungen, d. h. unklare Mischungen von Philosophie und Specialwissenschaften, so daß leicht Fälschungen des Thatbestandes hieraus resultiren. Umgekehrt aber nun hat der Philosoph wieder um so mehr die Pflicht, alle Ergebnisse der Einzelwissenschaften zu vermitteln, um dieselben mit den Werthurtheilen der Ethik und Aesthetik tiefer zu durchleuchten und in einheitlich verständliche Verbindung zu bringen. Nur die strengste Arbeitstheilung in der Methode von Philosophie gegenüber von Description und Naturwissenschaft kann daher anderseits auch nur ein ersprießliches Zusammenwirken beider so nothwendig zu einander gehörigen Gebiete beständig ermöglichen. Nur der Philosoph, und zwar er allein, hat methodologisch die Aufgabe, die Geisteswissenschaften (Ethik und Aesthetik), die sich auf Werthurtheile stützen, mit den Naturwissenschaften aller Erfahrungsgebiete zu versöhnen und synthetisch zusammenzufassen. In diesem methodologisch obersten synthetischen Geschäft, das über die Specialwissenschaften hinausführt, liegt zugleich das unumstößliche Prärogativ dieser Wissenschaft. Man würde die ganze Philosophie Kants mißverstehen, wollte man ihr dieses rauben und ihre Directiven und Abschlüsse durch die Ethik und Aesthetik für überflüssig halten. Wer dies versucht, täuscht sich über die Menschennatur, die in sich ein einheitliches Bewußtsein trägt, eine Einheit, über welche man nicht hinwegspringen kann, und die somit nothwendig im Endergebniß zu einer obersten Synthese als Ziel und Regulativ für alle Wissenschaften hindrängt. Würde man ein solches methodologisches Geschäft dem Philosophen absprechen, oder würde man überhaupt eine Philosophie nicht mehr in solchem Sinn gelten lassen, so müßte durch Widersprüche, die sich zwischen den einzelnen emancipirten Wissenschaften ergeben, ein zwiespältiger Kampf anbrechen, der jederzeit zur Anarchie des wissenschaftlichen Gesammtgebietes hinführt. Anderseits aber, wie

Digitized by Google

wir aus obigen Erörterungen erkannt, ist die Zeit vollständig vorüber, in welcher die Philosophie rein durch sich selbst, und ohne die constitutionelle Mitwirkung der Specialwissenschaften, ein Princip zu finden trachtete, mit dem sie alle die Einzelwissenschaften meisterte und bevormundete. So also müssen wir, ohne die Prärogative der Philosophie (als Stellung über den Partialwissenschaften) aufzugeben, im Hinblick darauf die Anarchie und den Absolutismus im Gebiete der Wissenschaften, ähnlich wie im Staatsleben, gleichmäßig ausschließen.

Gregorovius' „Kaiser Hadrian".

Besprochen von Georg Winter.

Man hat die mit Trajan und Hadrian beginnende Epoche der römischen Kaiserzeit als die glücklichste Epoche der Menschheitsgeschichte überhaupt bezeichnet, und wohl mag sie dem an die furchtbaren Despoten des ersten nachchristlichen Jahrhunderts gewöhnten Zeitgenossen als solche erschienen sein. Jedenfalls ist sie diejenige gewesen, in welcher die erhabene Idee einer Gemeinschaft des gesammten Menschengeschlechtes ihrer Durchführung scheinbar am nächsten gewesen ist: die großen Hervorbringungen des Alterthums, die römische und hellenische Cultur, waren, nachdem jede die ihr eigene universelle Aufgabe gelöst hatte, zu einer neuen Einheit verschmolzen, und zugleich war durch die Entstehung der ersten Weltreligion die Grundlage gegeben, von welcher aus diese neue Einheit zu einer höheren, über sie selbst hinausführenden Wirksamkeit erhoben werden konnte.

Eben um diese großen dem römischen Imperium innewohnenden Aufgaben einer definitiven Lösung entgegenzuführen, hat Hadrian, der auch hierin eine neue Epoche anbahnt, auf eine weitere Ausdehnung des römischen Weltreichs nach Osten hin, die noch Trajan erstrebt hatte, verzichtet und damit den Grund zu einer Epoche des allgemeinen Friedens gelegt, wie sie die Menschheit seitdem nicht wieder erlebt hat. Just in der klaren Erkenntniß und Durchführung der friedlichen Aufgaben seiner Macht liegt die eminente Bedeutung, welche Hadrian trotz aller seiner Schwächen und seiner chamäleonartig wechselnden Charaktereigenschaften vom universalen Standpunkte aus zukommt. Für die Erhaltung der antiken Cultur, für die Durchdringung der gesammten Welt mit deren Elementen hat er Unermeßliches geleistet. Und darum erscheint er uns in vieler Hinsicht so modern, so allgemein menschlich-verständlich trotz aller der räthselhaften Gegensätze, welche seine Natur in sich vereinigte. Wie die großartigen Sammlungen seiner tiburtinischen Villa gleichsam einen Mikrokosmos der gesammten antiken Kunst darstellen, wie aus ihnen die Denkmale derselben in fast unübersehbarer Fülle in alle europäischen Museen geströmt sind, so repräsentirt seine Regierung überhaupt die Gesammtheit der idealen und realen Kräfte, auf denen die antike Cultur beruhte.

Dieses universale Moment ist es, welches die Darstellung der Regierungszeit Hadrians in Rankes Weltgeschichte so ganz besonders anziehend gemacht hat. Und was dort in großen, genialen Skizzen vor dem Leser entrollt wird, das erscheint dann in dem Werke, welchem die vorliegenden Zeilen gewidmet sind*), in liebevoller Detailmalerei, in der plastischen Gegenständlichkeit eines in kleinerem Gesichtskreise gehaltenen, aber in um so verständlicheren und concreteren Formen ausgeführten Gemäldes. Beruht die ganze Eigenart und großartige Bedeutung der Rankeschen Auffassung vornehmlich in der Darstellung der universalen Elemente, in deren Mitte Hadrian seine Wirksamkeit entfaltete, sucht sie vor Allem verständlich zu machen, inwiefern in dem großen Fortgange der universalen Begebenheiten dem Kaiser Hadrian eine eigenartige Wirksamkeit zugeschrieben werden darf, so erscheint bei Gregorovius diese Epoche aus dem universalen Zusammenhange losgelöst, als ein einzelnes Gemälde, aus der Fülle der Erscheinungen herausgegriffen, aber doch in seinen Motiven und Ausführungen auf die Momente der Gegenwart und Vergangenheit hinweisend, seine Darstellung ist gleichsam ein Querschnitt durch die ganze große Epoche, in welcher Hadrian als eine der bedeutendsten Erscheinungen zu betrachten ist. Indem Gregorovius, räumlich und zeitlich, eine Schilderung der gesammten römischen Welt, welche damals mit der Culturwelt überhaupt identisch war, zur Zeit Hadrians gibt, wirft er stets zugleich einen umfassenden Blick auf die Elemente der Vergangenheit, die in den Ereignissen, die er schildert, noch fortwirken. Die Vereinigung dieser geistvollen und in glänzender, oft enthusiastischer Sprache geschriebenen Cultur- und Sittenschilderungen mit einer Innehaltung der zeitlichen Grenzen, welche ihm seine Aufgabe steckte, ist ihm namentlich darum so vortrefflich gelungen, weil die berühmten Reisen, auf denen Hadrian fast unausgesetzt die sämmtlichen Gebiete seines schier unermeßlichen Reiches besichtigte, gleichsam von selbst den Rahmen für eine lange Reihe von Wandelbildern gaben, in denen uns die Länder der römischen Universalmonarchie in ihrer eigenthümlichen und doch gleichartigen Cultur und Sitte vor Augen geführt werden. Mag er nun den Aufenthalt des für die hellenische Kunst begeisterten Kaisers in Athen, seine umfassende Bauthätigkeit in dieser Metropole des hellenischen Geistes oder seine abenteuerliche und romantische Fahrt den Nilstrom hinauf, seine Reisen nach Troas und dem fernen Orient oder seine großartige Bauthätigkeit in seiner tiburtinischen Villa schildern, immer und überall werden wir von seiner Darstellung gepackt und hingerissen, weil sie niemals bei den isolirten Erscheinungen einer längst entschwundenen Zeit stehen bleibt, sondern immer die innern Zusammenhänge mit der allgemeinen Cultur zeigt, die ja nicht in letzter Linie auf den Hervorbringungen jener Zeit beruht.

Und dieser Zusammenhang wird uns dann auch noch von einer andern Seite veranschaulicht. Es ist kein Zufall, daß in derselben Zeit, in welcher das Christenthum sich definitiv und völlig von der nationalen Befangenheit des Judenthums loslöst, auch in der römischen Ideenwelt zum ersten Male der Gedanke der allgemeinen Humanität, der Gemeinschaft des Menschengeschlechts emportaucht. Der Gedanke der allgemeinen Menschenrechte ist nicht erst in der Zeit der französischen Revolution entstanden, er verdankt eben jener Epoche, in welcher sich das Kaiserthum zum ersten Male seiner friedlichen Culturmission ganz und voll bewußt wird, Ursprung und Fortentwickelung. Wenn noch der größte Denker des antiken Hellenenthums, Aristoteles, mit voller Schärfe an dem Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren festhält und die Sklaverei für eine naturnothwendige Einrichtung hält, wenn das Römerthum in der ganzen bisherigen Epoche in dem Sklaven nur den rein sächlichen Besitz gesehen hatte, so war Hadrian der Erste, der hierin eine Wandlung anbahnte, indem er die willkürliche Tödtung der Sklaven verbot: es ist das eben ein Produkt der allgemeinen Richtung, welche der menschliche Geist in Folge des Aufhörens der nationalen Besonderheiten genommen hatte. Der Gedanke einer ideellen Gleichberechtigung aller Menschen ist allerdings in voller Klarheit aus rein religiösen Motiven zuerst von dem Christenthum ausgesprochen und bis zu einer gewissen Grenze durchgeführt worden, im Keime vorhanden war er schon in dem philosophischen System der Stoa, wie es sich eben damals gestaltete. Es ist bekannt, daß man daraus gefolgert hat, daß einige hervorragende gräco-römische Philosophen, vor Allem Seneca, wirklich geheime Christen gewesen seien: im Gegensatz hierzu weist Gregorovius mit voller Klarheit darauf hin, daß diese Annahme weder erwiesen noch nothwendig ist, weil eben die allgemeine Cultur, indem sie sich über den Erdkreis erstreckte, mit einer gewissen Nothwendigkeit zu ähnlichen Gedanken gelangen mußte.

Meisterhaft hat nun Gregorovius geschildert, in welcher Weise Hadrian an der allgemeinen geistigen Bewegung, die sich so vollzog, theilnahm: wie er, ein Philhellene durch und durch, nicht blos receptiv, sondern auch productiv sich an der Entwickelung der Wissenschaft und Kunst betheiligte. Auch er ist

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

wie Mark Aurel und Friedrich der Große, wenn auch nicht in dem umfassenden und sittlich-idealen Sinne wie diese, ein Philosoph auf dem Throne gewesen: freilich ein skeptischer, zuweilen frivoler, in seinen sittlichen Ueberzeugungen schwankender und wankelmüthiger, aber doch immerhin ein Philosoph. Wie er selbst Verse schrieb und Memoiren über seine Regententhätigkeit verfaßte, so hat er durch seine kolossale Bauthätigkeit, durch seine freigebige Unterstützung jeder Gattung der Kunst dieser einen Impuls gegeben, welcher sie zu einer, wenn auch vorübergehenden, Nachblüthe, gleichsam zu einer Art von Renaissance des Antiken befähigte. Gerade wo Gregorovius diesen eigenthümlichen Zug der Zeit Hadrians zur Nachbildung früherer Vorbilder auf literarischem wie künstlerischem Gebiete schildert, ist seine Darstellung von höchstem Interesse und packender Ueberzeugungskraft. Daneben hat Gregorovius sich aber auch den Schattenseiten in dem Charakter und der Regierungsweise Hadrians nicht verschlossen: im Gegentheil liegt gerade in der musterhaften Objectivität, mit der er ein alle Seiten seiner Thätigkeit umfassendes Bild zu geben bestrebt ist, einer der größten Vorzüge des Werkes, welches überall auf den umfassendsten Quellenstudien beruht. Die maßlose Eitelkeit, die den Kaiser erfüllte und sich namentlich in dem hohen Werthe, den er seiner eigenen göttlichen Verehrung durch das in Knechtssinn versunkene Griechenvolk beimaß, sein Neid gegen fremdes Verdienst, seine ruhelose und unstäte Natur werden ohne jeden Umschweif zugestanden. In besonders vortheilhaftem Lichte erscheint dieses Streben nach unbedingter Objectivität bei seiner Darstellung des räthselhaften, jedenfalls aber für den Charakter des Kaisers wenig vortheilhaften Verhältnisses zu Antinous. Daß Hadrian in der Liebe zu diesem schönen Jünglinge ebenfalls ein Nachahmer der griechischen Sitte oder vielmehr Unsitte gewesen ist, wird rückhaltlos zugegeben, der räthselhafte Tod des Antinous im Nil zwar nicht direct dem Kaiser zur Last gelegt, aber doch die Möglichkeit dieser Sachlage zugegeben. Gregorovius schließt seine Ausführungen über diesen wenig erfreulichen Gegenstand mit dem Ausdruck des Wunsches, daß Hadrian von dieser Schuld freigesprochen werden könne. Mit voller Schärfe aber hat er dann wieder die Lächerlichkeit gegeißelt, welche der göttlichen Verehrung, die auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers dem verstorbenen Antinous gewidmet wurde, anhaftet.

Erhalten wir so in dem vorliegenden Werke einen umfassenden und das höchste Interesse erweckenden Ueberblick über das gesammte geistige und culturelle Leben jener Zeit und über den Antheil, welchen der Kaiser an demselben genommen hat, werden wir durch die Schönheit der Sprache und die Gewalt und Klarheit des Ausdrucks gefesselt und hingerissen, so dürfen wir uns diesem Genuß um so unbefangener hingeben, als wir überall das klare Bewußtsein und die durch Thatsachen belegte Erkenntniß haben, daß es die Arbeit eines mit sauberster Kritik und größter Vorsicht zu Werke gehenden Forschers ist, welche uns in diesem Werke entgegentritt. Der Verfasser zeigt eine umfassende Kenntniß aller neueren Forschungen auf diesem Gebiete, er hat sich aber keineswegs mit deren Zusammenstellung und Verarbeitung begnügt, sondern schöpft überall aus den originalen Quellen der Ueberlieferung, die er in oft sehr eigenartiger und geistvoller Art verwerthet.

Gerade hierdurch ist das Werk auch literarhistorisch interessant: es zeigt uns die großen Fortschritte, welche die Forschung über diese Epoche in den letzten Jahrzehnten gemacht hat; Gregorovius hat denselben Gegenstand schon vor einem Menschenalter behandelt: damals trat er als junger, unbekannter Gelehrter mit diesem Buch als erster wissenschaftlicher Leistung hervor. Dann wurde er mehrere Jahrzehnte hindurch durch andere umfassende Arbeiten in Anspruch genommen, unter denen wir namentlich an sein Hauptwerk, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter erinnern, die seine Ernennung zum Ehrenbürger von Rom zur Folge hatte. Jetzt, nach mehreren Jahrzehnten, ist er noch einmal zu dem Ausgangspunkte seiner Studien zurückgekehrt. Und so gründlich ist er dabei verfahren, so sehr hat er es sich angelegen sein lassen, alle die großen Funde an Inschriften, Denkmälern und Münzen, welche namentlich durch Mommsens rastlose Thätigkeit zu Tage gefördert sind, zu verwerthen, daß man in dem vorliegenden Werke jenes früher erschienene kaum wieder erkennt. Es ist keine Uebertreibung, wenn der Verfasser auf dem Titelblatte sagt: „Zweite, neugeschriebene Auflage." Denn in der That ist von dem alten Werke außer der äußeren Systematisirung kaum irgend ein Theil unverändert geblieben, wie denn das Werk auch auf das Doppelte seines früheren Umfanges angewachsen ist. Es ist ein schönes Denkmal wissenschaftlichen Fleißes und sorgsamer, gewissenhafter Kritik, und last not least: es erscheint in einem Gewande von solcher Schönheit und Farbenpracht, daß seine Lectüre jedem Gebildeten einen wahren und schönen Genuß bereiten wird; der Laie braucht nur den in den Anmerkungen für den Fachmann in gründlichster Weise zusammengestellten kritischen Apparat zu überschlagen, um seine Aufmerksamkeit dem Gegenstande selbst ausschließlich zu erhalten; wir sind überzeugt, daß er den Ausführungen des Verfassers mit großem Interesse, hier und da mit gespannter Begeisterung folgen wird.

Die ersten Deutschen in Amerika.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Am 6. October 1882 sind es zweihundert Jahre geworden, daß die erste deutsche Auswanderer-Gesellschaft die amerikanische Küste betreten. Es war ein kleines bescheidenes Häuflein von 13 Familien oder höchstens 40 Personen, welches am 24. Juli 1683 aus Crefeld ausgezogen und nach 45tägiger Fahrt im Delaware eingelaufen war. Seitdem sind Hunderttausende und Millionen unserer Landsleute jenen schlichten Leinewebern vom Rheine nachgefolgt, und jede deutsche Landschaft hat, die eine in höherm, die andere in geringerm Grade dazu beigetragen, das ursprünglich so unscheinbare Rinnsal deutscher Auswanderung zu einem mächtigen Strome anzuschwellen.

Es ist sonach zwar ein kleiner Anfang, aber ein Anfang zu großen Dingen, welchen man am 6. October v. J. diesseits und jenseits der Atlantis, in Crefeld und in Philadelphia (Germantown) gefeiert; und für uns, die wir weder an der einen noch an der anderen Stelle theilnehmen konnten, an der Feier, welche so große welthistorische Perspectiven nach der Vergangenheit und nach der Zukunft eröffnet, hat der Gedenktag eine Gabe hinterlassen, an welcher sich die Deutschen im Reich und die Deutschen in der Union gleichmäßig erfreuen mögen.

Es ist ein Buch unter den Titel: „Franz Daniel Pastorius' Beschreibung von Pensylvanien. Nachbildung der in Frankfurt am Main im Jahre 1700 erschienenen Originalausgabe. Herausgegeben vom Crefelder Verein für wissenschaftliche Vorträge. Mit einer Einleitung von Friedrich Kapp (Crefeld 1884). Das Buch und die Einleitung sind gleich lesenswerth. Die letztere erzählt uns kurz die Geschichte der Auswanderungsgesellschaft, an deren Spitze der genannte Franz Daniel Pastorius, der Verfasser des hier reproducirten Büchleins, stand.

Pastorius war am 26. September 1651 in Sommerhausen geboren, studirte in Altdorf, Basel und Straßburg die Rechte, ging dann als Hofmeister eines Junkers auf Reisen, wurde, nach Deutschland zurückgekehrt, mit den von Penn in Deutschland, namentlich in Frankfurt und Crefeld, für seine amerikanischen Besitzungen gewonnenen Mennoniten und Quäkern bekannt und entschloß sich, in Gesellschaft dieser „Gott fürchtenden" Menschen nach „der neuerdings erfundenen Provinz Pennsylvania, an denen Endgrenzen Americae in der Westwelt gelegen" überzusiedeln, dort eine Stadt Germantown anzulegen (sie bildet jetzt den 22. Stadtbezirk von Philadelphia) und daselbst „überdrüssig der gesehenen und gekosteten europäischen Eitelkeiten, nebenst ihnen ein still und christlich Leben zu führen".

Pastorius verließ Frankfurt am 2. April 1683, kam am 11. nach Uerdingen und ging von da zu Fuß nach Crefeld. Hier

Digitized by Google

verhandelte er mit den Gebrüdern de Graeff und Tönis Küners, welche ihm sechs Wochen später über das Meer folgten. Dann fuhr er über Rotterdam nach London und traf hier die Vorbereitungen für seine Reise, die er mit einigen Begleitern am 6. Juni im Schiff „Amerika" antrat, worauf er in Philadelphia am 20. August landete.

Die Crefelder kamen etwas verspätet in Gravesend an und fuhren erst am 24. Juli mit dem ihnen von James Claypoole in London, einem Quäker und ihrem Reisegefährten, gecharterten Schiff „Concord" nach Pennsylvanien ab. Sie waren durchaus keine armen Leute oder Abenteurer, allein auch sie suchten in ihrer Flucht aus dem heimischen Elend das, was sie zu Hause nicht gefunden hatten, Gewissensfreiheit und eine Heimstätte, welche sie durch eigene Arbeit aufbauen und verschönern konnten.

Pastorius, als der Leiter der jungen Ansiedlung, ließ die ersten Hütten bauen, entwarf die städtischen Verordnungen und führte das heute noch vorhandene Stammgrundbuch, welches seiner Gefährten Namen auf die Nachwelt gebracht hat. Mit derselben Umsicht traf er auch die ersten Gemeindeeinrichtungen, nannte die drei Bezirke des werdenden Ortes nach dessen ersten Ansiedlern und seinem eigenen Geburtsorte Crefeld, Kriesheim und Sommerhausen, war abwechselnd Friedensrichter und Bürgermeister, Notar und Lehrer, blieb aber immer der geistige Führer seiner Landsleute und vermittelte namentlich klug und verständig zwischen ihnen und den englischen Colonialbeamten. Penn schätzte ihn sehr hoch und nannte ihn „nüchtern, rechtschaffen, weise und fromm, einen Mann, der allgemein hoch geachtet wird und sich des unbescholtensten Rufes erfreut". Penns einflußreicher Secretär, Philipp Theodor Lehmann, Sohn des sächsischen Generalpächters Johann Georg Lehmann, machte mit ihm „vertrauliche Bruderschaft". Pastorius war nicht allein ein hochgebildeter und für seine Zeit gelehrter Herr, der sich vortrefflich auf seine alten Klassiker und auf Mathematik verstand, ja sogar in lateinischer Sprache recht artig dichtete und bald correct Englisch sprach, sondern, was der colonialen Ursprünglichkeit gegenüber noch viel schwerer wog, ein durch und durch praktischer Mann, dabei unabhängig und uneigennützig, stets hülfsbereit und mit seiner reichen Lebenserfahrung Jedem gefällig, der seine Dienste in Anspruch nahm. Pastorius war mit einem Wort ein Mann, der alle für seine Stellung nöthigen guten Eigenschaften in sich vereinigte, — für die Anfänge der jungen Niederlassung ein ungewöhnlich seltenes Glück. Natürlich waren diese Anfänge klein und erbärmlich. Die armen Leute wohnten im ersten Winter in elenden Hütten und nannten mit Galgenhumor ihre Germantown nur Armentown. Pastorius' Keller, der einzige Ort, der gegen den Regen geschützt war, diente Anfangs zu Berathungen. Aber als der Frühling herankam und man das Feld bebauen konnte, wurde es viel besser, und nach einigen Jahren begann schon ein bedeutender Aufschwung sich bemerkbar zu machen. Jede derartige neue Niederlassung ist zu allen Zeiten und unter allen Zonen in ihrer allmählichen Entwickelung vom äußersten Mangel bis zur verhältnißmäßigen Behaglichkeit und Fülle eine Robinsonade im Großen gewesen und hat stets die Anstrengung aller Geistes- und Körperkräfte des Ansiedlers herausgefordert. Pastorius, welcher bis zu seinem zu Ende 1713 erfolgten Tod der treue Berather und uneigennützige Vertreter der jungen Gemeinde blieb, hatte sich wie die meisten Deutschen den englischen Quäkern angeschlossen und erfreute sich bei ihnen desselben Ansehns wie bei seinen Landsleuten.

Pastorius hat auch der von ihm gegründeten Stadt ein Wappen gegeben, das bei unseren europäischen Heraldikern und „Wappenwissenschaftsmännern" wenig Beifall finden würde, und das er beschreibt, wie folgt:

„Auf dem Insiegel der Stadt sieht man ein Trifolium. Auf dem einen Blättlein ist ein Weinstock, auf dem anderen eine Flachsblume, und auf dem dritten eine Weberspule abgebildet. Darum steht die Inschrift „Vinum, Linum et Textrinum" (Wein, Flachs und Weberei), um anzuzeigen, daß man sich dies Orts mit Weinbau, Flachsbau und Handwerk mit Gott und Ehren ernähren wolle. Inmaßen wir friedsam und vergnügt leben, ohne Appetit des vergänglichen Reichthums; so wir nur Kleider und Nahrung in dieser unserer irdischen Pilgerschaft haben werden, so wenden wir übrigens unsere Augen allezeit vorwärts zu dem himmlischen Jerusalem, unserem rechten Vatterlande."

Wie ein Mann von dem Geist, den Kenntnissen und der Stellung des Pastorius europa-, ja sogar weltmüde werden konnte, das begreift man, wenn man einen Blick auf das damalige Europa wirft. Namentlich Deutschland hatte damals seine unglücklichste Periode.

Von Südosten drohten die Türken, von Nordosten die Schweden, von Westen die Franzosen, von Süden die Jesuiten und die Spanier, welche den letzten Funken der Gewissensfreiheit auszulöschen strebten. Das „Heidelberga deleta" und das „Brûler le Palatinat" waren die heroischen Acte, deren sich der allerchristlichste König von Frankreich in officiellen Actenstücken und auf Denkmünzen berühmte. Die Schweden schlossen uns von der Ostsee, die Holländer und die Spanier von der Nordsee aus. Die alten Handelsstraßen waren durch den Krieg verödet. Der Reichthum der freien Reichsstädte, wie Ulm, Nürnberg, Augsburg, war verschwunden. Die Bürger und Bauern waren zu Heloten herabgesunken. Die Reichsfürsten, namentlich die geistlichen, buhlten mit dem Auslande und ließen sich von demselben bezahlen. Die Regierungen „verstaatlichten" und monopolisirten alle wichtigeren Zweige wirthschaftlicher Production. Sie thaten es, um Geld zu gewinnen für „eine hochfürstliche Kammer-Cassa". Und diese bedurfte das Geld, um die stehenden Heere der Beamten, der Landsknechte und sonstigen Söldlinge zu bezahlen, „aufzubessern" und zu vermehren. (Der Großvater des Pastorius war auf einer friedfertigen Reise von Erfurt nach Mainz von den Landsknechten aufgegriffen, und da er nicht genug Geld bei sich führte, auf offener Landstraße buchstäblich todtgeprügelt worden.)

Am schlimmsten war es auf kirchlichem Gebiete, wo Katholiken und Protestanten, Lutheraner und Reformirte wider einander wütheten, und es nicht einmal erlaubt war, sich in irgend einen stillen Winkel der Neutralität zurückzuziehen; denn es war anerkannten Rechtens, „wem das Land gehört, dem gehört auch das Gewissen" (Cuius regio ejus religio); und in Folge dessen mußte jeder Unterthan alltäglich und allstündlich bereit sein, seinen Glauben zu wechseln, sobald dies dem Landesherrn einfiel.

Das trieb die Besten über den Ocean; und das Erste, was Pastorius in seinem Germantown in Pennsylvanien that, war, daß er William Penn veranlaßte, mit Zuthun der Allgemeinen Versammlung festzusetzen:

„Damit sich keine Sect über die andere erhebe, so soll ein jeder der Freiheit des Gewissens geniessen, und soll niemand gezwungen werden einigen offentlichen Ubungen des GOttesdienstes beyzuwohnen, und soll keiner in seinem Glauben oder Religion verunruhiget werden."

Wenn ich diese Auswanderungsgeschichte lese, dann fällt mir immer ein Wort des verstorbenen Grafen Fritz zu Eulenburg ein, der in seiner Eigenschaft als preußischer Minister mit „Eulenburg I." bezeichnet wird. Als man im preußischen Abgeordnetenhause über die Zunahme der Auswanderung klagte und den Minister aufforderte, dagegen einzuschreiten, antwortete er:

„Ich kenne kein anderes Mittel, die Leute vom Auswandern abzuhalten, als daß man es ihnen hier so behaglich macht, daß sie im Lande bleiben."

Und als man kurz danach den Grafen Eulenburg ebendaselbst interpellirte, warum die Selbstverwaltungsgesetzgebung in das Stocken gerathen, da zuckte er elegisch die Schultern und sagte:

„Der Stein, der mir zum Heben zu schwer ist, den muß ich liegen lassen."

Eine Weile danach war er nicht mehr Minister. Dies nebenbei. —

Der alte Pastorius hat sich deutlicher über die Motive seiner Auswanderung ausgesprochen. Es ist eine Variation des alten:

Digitized by Google

„So hab ich denn von Ort zu Ort
Die Welt durchirrt auf flüchtigen Sohlen.
Maul-Christen hier, Maul-Christen dort!
Es ist fürwahr zum Teufelholen."

Nur drückt sich natürlich Pastorius frommer und gewählter aus. Seine Schilderung der europäischen Verderbniß schließt mit den Worten:

„Ich sahe ferner in diesem meinem Tour zu Orleans, Paris, Avignon, Marseille, Lyon und Geneve viel tausend junge Personen aus Teutschland meistens vom Adel die da im Gebrauch haben nur denen Eitelkeiten der Kleidungen, Sprachen, frembden Sitten und Ceremonieen nachzuziehen und in Erlernung des Pferd-Hupffens, Reutens, Dantzen, Fechtens, Piquen- und Fahnen-Schwingens unglaubliche Depensen machen. Also daß ein groß Stuck ihres teutschen Patrimonii an die unnütze Welt-Eitelkeit verwendet, darbey aber an die Liebe Gottes und an die Gott-wohlgefällige Klugheit der Nachfolgung Christi nicht ein einziges mahl gedacht wird; Ja wer von des heiligen Augustini, Tauleri, Arndii, und anderer Gottesgelehrten Männer Schrifften und Soliloquiis cum Deo etwas reden will, der muß für einen Pietisten, Sectirer und Ketzer ausgeschryen werden; und will sich kein in der Aristotelischen Welt-Weisheit ertrunckener Mann mehr einreden noch von dem Geiste Gottes straffen lassen.

„Derowegen setzte ich mich nach Endigung meines Tours in mein Cabinet in eine kurtze Retirade, und revocirte mir in mein Gedächtnuß alles das, was bißhero dieses Welt-Theatrum mir vor die Augen gestellet hatte und konte in keinem Dinge eine beständige Vergnüglichkeit finden, desperirte auch, daß in meinem Vatterlande und gantz Teutschland einiger Ort für künfftige würde erfunden werden, in welchem man von der alten Gewonheit des blossen Operis operati abtretten und die reine Liebe zu GOTT aus gantzem Hertzen aus gantzen Gemüte und aus allen Kräften antretten, auch den Nächsten lieben würde wie sich selbsten.

Gedachte also bey mir, ob es nicht besser wäre, daß ich die von dem höchsten Geber und Vatter des Liechtes mir aus Gnaden geschenckte Wissenschafft zum Guten denen neu-gefundenen Americanischen Völckern in Pensylvanien vortragen und dieselbe hierdurch die wahre Erkäntnuß der heiligen Dreyfaltigkeit und des wahren Christenthums theilhafftig machen thäte."

Das reproducirte, und zwar mit diplomatischer und typographischer Treue reproducirte Buch führt folgenden, den Stempel der Zeit tragenden Titel:

„Umständige geographische Beschreibung der allerletzt erfundenen Provintz Pennsylvaniae, in denen End-Gräntzen Americae in der West-Welt gelegen. Durch Franciscum Danielem Pastorium, Juris Utriusque Licentiatum und Friedensrichtern daselbsten. Wobei angehenket sind einige notable Begebenheiten und Bericht-Schreiben an dessen Herrn Vattern Melchiorem Adamum Pastorium und andere gute Freunde. Franckfurt und Leipzig. Zu finden bei Andreas Otto 1700."

Der Herausgeber hatte einfach die Briefe seines Sohnes in die Druckerei gegeben, ohne sonderliche Sorgfalt. Dies hat für uns etwas Gutes insoweit, als wir damit eine Garantie mehr dafür haben, daß da nichts weggelassen, abgeändert oder retouchirt ist. So gewinnen wir denn durch die Lectüre dieser vertraulichen Briefe eines ausgezeichneten Mannes ein anschauliches Bild der amerikanischen Zustände vor zweihundert Jahren und der deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften von damals.

Der genannte Crefelder Verein hat wohl daran gethan, diese seltene Schrift zu reproduciren und sie „den deutschen Brüdern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als Pfand unzerreißbaren inneren Zusammenhanges mit dem Mutterlande Deutschland zu widmen."

Ich habe in dieser Besprechung hauptsächlich das hervorgehoben, wofür wir Deutschen diesseits des atlantischen Oceans uns interessiren. Die Deutschen jenseits des Oceans finden in dem Buche, namentlich in der Vergleichung der pennsylvanischen Zustände von 1684 mit denjenigen von 1884 nicht minder Erbauliches und Interessantes; und ohne Zweifel hat der Reichstagsabgeordnete Friedrich Kapp Recht, wenn er in der Einleitung seine Auseinandersetzung über die Verdienste, welche sich die eingewanderten Deutschen um Amerika, das Land ihrer Wahl, erworben haben, schließt mit der Behauptung, „daß die Union das, was sie heute ist, ohne die Mitarbeit der Deutschen niemals hätte werden können". Jedenfalls wäre sie ohne dies weder so rasch noch auch so hoch gestiegen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Mohr des Zaren.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß.

(Kgl. Schauspielhaus.)

Der gewissenhafte Richard Voß bemerkt zu seinem neuen Stück ausdrücklich, daß es „nach einem Fragment von Puschkin" gearbeitet sei, obwohl es im Grunde eine durch und durch selbständige Arbeit ist. Der vielversprechende Novellen-Torso des russischen Dichters: „Der Mohr Peters des Großen", der die Geschichte eines afrikanischen Ahnen Puschkins enthalten sollte, lieferte nicht viel mehr als den Ausgangspunkt: der Neger Ibrahim muß auf Befehl des Zaren die widerstrebende Bojarentochter Natalia Gawrilowna heirathen. Voß hat nur die Namen der Hauptpersonen, die Figuren des Zaren und eines französischen Gecken und noch da und dort spärliche Motive benutzt, z. B. die lustige Episode mit dem Adlerpokal, die Satire auf die Damenmoden und ein paar Lokalfarben zu dem Bilde des russisch-barbarischen Hofes von Anno 1720. Puschkins altrussisch erzogene, des Lesens und Schreibens unkundige und in den Sohn eines Strelitzen verliebte Natalia konnte er natürlich nicht brauchen. Den Titelhelden hat er sich in seiner Weise zurecht gelegt. Ibrahim ist bei Puschkin erst französischer Artilleriehauptmann, der sich im spanischen Erbfolgekrieg Wunden und Lorbeeren geholt hat und Geliebter einer lockeren Gräfin am tollen Hofe des Herzogs von Orléans und dann Kapitän einer russischen Bombardiercompagnie und gehorsamer Geheimsecretär seines kaiserlichen Pathen, ganz ohne Bedenken bereit, mit einer reichen Bojarentochter eine Vernunftheirath zu schließen, ohne Liebe von ihr zu verlangen, nur um mit dem russischen Adel in verwandtschaftliche Verbindung zu treten. Doch ist er schon bei Puschkin feurig, melancholisch, argwöhnisch. „Ibrahim fühlte mit Bitterkeit und Widerwillen, daß er von den Frauen als eine seltene Art Thier betrachtet wurde, als ein eigenthümliches Geschöpf, das nichts mit ihnen gemein hat." Auch die Phrase von dem „unseligen Geschick des Negers, eines bedauernswerthen Geschöpfs, das kaum den Namen eines Menschen verdient" findet sich schon in der Novelle. Voß führt die gegebene Anregung weiter aus, vertieft, und, wie das in seiner kraftgenialischen Art liegt, übertreibt sie auch. Sein Mohr ist ohne erkennbaren Berufsstand, kein Mann des Schwertes, nur eine Dichter- und Denkerseele, der poetische Ahnherr eines Poeten. Er ist trotzig, wild, knirschend ob seines Sklaventhums, bizarr, phantastisch, ein düstrer Grübler,

Voll tollen Widerspruchs und Eigenheiten,
Voll Eigensinns. Kurzum: ein Mohr, kein Mensch.

Seine Welt- und Menschenverachtung wird auch darauf zurückgeführt, daß er eine heißgeliebte Schwester hatte, die vor langen Jahren als Sklavin ausgepeitscht, verkauft und für immer von ihm getrennt wurde. Er kann sich namentlich noch immer nicht darüber beruhigen, daß ihn sein schwarzes Gesicht zum Gegenstand der Neugier, des Hasses und der Verachtung seiner weißen Mitmenschen macht. Trotz seiner schopenhauerischen Redensarten ist er also viel weniger Philosoph, als Puschkins praktischer Novellenheld und Aeltervater, und gerne stimmen wir dem jovialen Fischer Este Jurko bei, wenn er ihm in seiner drolligen Weise den Text liest:

Digitized by Google

Du siehst das Ding zu schwarz! Und offenherzig:
's ist nicht die schlechtste Farbe, lieber Herr,
Denn 's ist 'ne kräft'ge Farbe, eine Farbe,
Die Stich hält, guter Herr: Was ist denn Weiß?
Gar nichts! Nicht grau, nicht gelb, nicht Fisch, nicht Fleisch.

Mit welchen Mitteln der Neger bei Puschkin das Herz oder wenigstens die Hand von Natalia Gawrilowna gewinnt, läßt sich aus dem Fragment nicht ersehen. Richard Voß hat sich ein Intriguenspiel erdacht. Wie Estes Kuh kein kaiserliches Gras frißt, so will die stolze Bojarentochter den Mohr des Zaren nicht heirathen, und sobald der mächtige Reformator Rußlands und Sieger von Pultawa, der hier freilich mehr an den Helden von „Zar und Zimmermann" gemahnt, diese Analogie erkennt, so beschließt er die Anwendung seines probaten Kuh-Recepts auch bei der störrigen Natalia: „laß sie hungern . . . bevor sie Hungers stirbt, frißt sie das Gras." Er verbannt also die Schöne auf eine öde Insel und zwar in Gesellschaft des ihr verhaßten Mohren; dort läßt er beide den ganzen Theaterabend zusammengesperrt, und als er am Ende nach dem Rechten sehen will, da kann er constatiren, daß Natalia Gras frißt, nicht doch: den Mohren liebt, was übrigens ja nach seiner geschmackvollen Ansicht auf Eines herauskommt.

Leider fehlt der Intrigue die Steigerung, mehr noch: die Verwicklung. Man höre nur etwas schärfer zu, wie Natalia gleich anfangs ihrem Widerwillen gegen den schwarzen Günstling des Zaren seltsam verdächtige Worte leiht:

Unleidlich ist mir dieser schwarze Anblick,
Ja, unerträglich fast. Wie kann der Mensch
So häßlich — — Nein, das ist das falsche Wort —
So unedel gebildet sein, so würdlos?
— Auch das ist nicht der rechte Ausdruck; denn
Unedel ist sein Antlitz grade nicht. —
Sein Gang ist stolz, stolz ist auch seine Seele.
Und dennoch — dennoch find' ich ihn abscheulich!
Er spricht nicht schlecht. Im Gegentheil, er sagt
In seiner räthselvollen, tiefen Weise
Oft wundersame Dinge. — Kurz und gut: der Neger ist
Mir höchst verhaßt. (Ich drück' sehr stark mich aus, .
Jedoch ich fühl' sehr stark.) —
Mit einem Wort: er ist mir widerwärtig;
Ist mir's in tiefster Seele, wie ich's ihm
In tiefster Seele bin; denn das empfind' ich,
Und bin beglückt, daß ich's empfinden darf.

Man braucht in Amors Wörterbuch nicht allzu bewandert zu sein, um hinter diesem widerspruchsvollen Gallimatthias den verliebten Haß, die hassende Liebe, nein die echte Liebe zu erkennen. Kein Zweifel, trotz aller wüthenden Redensarten hat der Mohr längst angefangen, ihr weniger schwarz zu scheinen; er ist ihr interessant, sie empfindet Mitleid mit ihm, sie entschuldigt, sie versteht, sie liebt ihn. Es handelt sich blos darum, daß sie ihr Herz entdeckt, daß sie es unverfälscht auf den Mund legt. Die Liebe ist da, und das ist das Wesentliche. Den Widerwillen wird sie so leicht besiegen, wie das Kind seine Furcht vor dem Schornsteinfeger. Zu diesem schlichten Zwecke steht aber das schrullenhafte Mittel des kurzsichtigen Zaren und der große dramatische Apparat des Herrn Richard Voß in keinem Verhältniß. Die Verbannung verfehlt ihren Zweck. Die Gegensätze, die im Grunde nicht vorhanden sind, platzen nicht aufeinander. Sie warnt ihn wohlmeinend vor dem gefährlichen Meer; er verbittet sich diese Fürsorge, worauf sie tragikomisch die Hand auf ihr Herz preßt mit der verlogenen Redensart: „Daß man so hassen kann!" Dann wird das alte Komödienmittel aus „Er ist nicht eifersüchtig" in Scene gesetzt. Sie wird eifersüchtig auf ein Bauernmädchen, mit dem er freundlich ist; er auf einen Windbeutel, der ihr eine Liebeserklärung macht. Jetzt, sollte man meinen, hüpft ihnen das Herz auf den Mund? Nein, nun verbittet sie sich den Ausbruch seiner ungebändigten Natur; er erzählt ihr als Exempel ein unklares Märchen von der Erschaffung der schwarzen Menschheit und geht fuchswild ab, worauf sie beschließt, ihr Herz noch weiter zu belügen. Und auch das letzte Auskunftsmittel, die herkömmliche Lebensrettung, bringt uns nicht weiter. Der Mohr wagt in Sturm und Wetter sein Leben, um den Zaren, der dahergesegelt kommt, ans Ufer zu lootsen. Wozu? Dadurch erfährt Natalia nur, daß der Mohr ein muthiges Herz hat, und das weiß sie ja längst. Als daher der Zar nach dem Ergebniß seiner Heilmethode sieht, stehen die Dinge gerade so wie im zweiten Act, und er seufzt mit Recht: „Wär' ich der Mohr, ich wüßte, was ich thät. Ich ließ' sie laufen . . . und nähm mir eine Andere, die mir von Herzen gut wär'." Der Mohr ist noch immer schwarz, die Bojarentochter noch immer stolz und Beide sehen sich noch alleweile so feindlich an und möchten vor Liebe vergehen. Wenn der Zar das probate Mittel, auf das er nun verfällt, schon im zweiten Acte angewendet hätte, so wären die langwierigen Prüfungen in der „Schule der Selbsterkenntniß" gar nicht nöthig und das Stück schon damals zu Ende gewesen. Peter droht nämlich jetzt den Mohren nach Afrika und Natalia ins Kloster schicken zu wollen. Das wirkt. Beide machen dem Autokraten Vorstellungen. Der Mohr schildert ihm das Leben im Kloster in den afrikanisch schwärzesten Farben; Natalia malt es ihm aus, daß es in der Wüste nicht schön sei. Und bereits in der nächsten Scene küßt Natalia das Antlitz des Menschen, dessen lichte Seele sein schwarzes Antlitz sie vergessen macht. Der Zar aber, der Puschkins Novelle zu kennen scheint, hofft von diesem Paare und seinen Söhnen und Enkeln

Wohl schwerlich kalte Diplomaten, schwerlich
Bojaren, die zehntausend Seelen haben;
Doch sicher manchen kühnen, stolzen Denker,
Vielleicht — wer weiß! — gar einen großen Dichter.

Daß Richard Voß mit dieser Intrigue, der es an Spannung wie an Interesse fehlt, und ihrer theatralischen Verkörperung das kritische Publicum der Hauptstadt zu großem Beifall hinreißen und einen schönen Sieg davontragen konnte, spricht jedenfalls für seine entschiedene dramatische Begabung. Er zeigt überall Bühnengeschick. Sein Schauspiel besticht durch zahlreiche Vorzüge. Die Composition ist klar und einfach. Mit Ausnahme des letzten Actes, der ein unmotivirtes Hin und Her und Auf und Ab enthält, folgen und steigern sich die Scenen natürlich und effectvoll. Die Charakterzeichnung des Mohren enthält großartige Züge. Die originelle, farbige Schilderung des schnapsseligen russischen Hoflebens, die an reizvollen Einzelzügen reiche genrebildliche Darstellung des patriarchalischen Treibens auf der Insel, vor Allem die komischen Figuren der alten Fürstin Wera, des geckenhaften französischen Chevaliers, des jovialen gewaltthätigen Zaren, des treuherzigen Brummbärs Este und seines munteren Töchterleins verdienen alles Lob und zeugen von einem starken Talent. Leider ist neben diese humoristischen Partien hart und grell der heroische, beinahe tragisch anklingende Theil gestellt. Der Mohr — namentlich in der Darstellung des Hrn. Ludwig — geberdet sich wie der richtige Tragödienheld. Er hält weltschmerzliche Monologe wie Hamlet, tobt in seiner Eifersucht wie Othello, seine ganze Individualität ist auf das Tragische gestimmt und schadet den heiteren Wirkungen des Lustspiels. Denn das Stück ist im Grunde nichts Anderes. Freilich gerade so widerspruchsvoll, so craß, so gewaltsam auf die Spitze getrieben, wie fast Alles was Voß schreibt. Seine Phantasie drängt zum Phantastischen, sein Humor zum Possenhaften, es steht Alles auf der Kippe, in der Handlung, wie in den Charakteren. Auch die Diction bewegt sich stets auf der Linie zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen. Statt Prosa zu wählen, nimmt Voß für seine Tragikomödie den Blankvers, und so bekommen wir neben den lyrischen Tiraden über den Samum, die Erschaffung des Menschen, das Kloster, wofür der Jambus trefflich paßt, auch die philiströsen Selbstverständlichkeiten des Zaren und seiner naiven Insulaner in einem Silbenfall zu hören, der nur zu oft an Caroli Magni Knüppeldamm erinnert. An wahrhaft poetischen und originellen Bildern, an Genieblitzen und Schwung ist wahrlich kein Mangel:

Nennt Ihr ihren Namen,
So betet ihr . . .
Umkreischt von heisern Meeresvögeln, führt
Ein träger, matter Frühling Rußlands Winter
Dem Meere zu . . .
Schon fühlt die Welt
In ihrem dumpfen Traum die Gegenwart
Des stürmenden Giganten, ächzt und stöhnt,
Wehrlos in ew'ger Regungslosigkeit
Der wüthenden Umarmung preisgegeben.

Digitized by Google

Der Stamm der Birke bebt und schwankt und schauert,
Laßt Fälle welken Laubes niederrieseln.
Und jedes Blatt ist ein verdorrtes Leben,
Und jeder Lufthauch ein erstickter Seufzer,
Und jede schwarze, schaumgekrönte Woge
Die wilde Saite einer Aeolsharfe,
Die diese Windsbraut spielt.

Allein neben diesen Glanzstellen, die den warmen Herzschlag eines Dichters verrathen, finden sich spießbürgerliche, unklare, absonderliche, bombastische Wendungen, welche die metrische Form geradezu schänden: „'s ist nicht zu begreifen", „ein Schwätzchen halten", „ein Birkenwäldchen verbirgt uns", „Nun wohl, dem Manne soll geholfen werden" ... oder die unglaubliche Naivetät:

Da sollte dieser Mann bei Seite gehen
Und man wird selbst bei Seite gehen müssen!

Ich bin gewiß kein Freund des stilvollen Jambenstelzgangs und weiß die Vorzüge eines stets auf das Charakteristische und Natürliche gerichteten Bühnenverses wohl zu würdigen, aber wählt man einmal die gebundene Rede, dann scandire man doch keine platte Prosa. „Das Triviale kommt im Vers am ehesten ans Licht", schreibt einmal Schiller an Körner, wobei er freilich wieder in den entgegengesetzten Fehler der blos und an sich schönen Sprache verfiel.

Die Darstellung that nichts hinzu, um das Werk harmonischer zu machen. Wir hatten da unvermittelt nebeneinander die Donner der Tragödie, das frohe Getändel des Lustspiels, die Lazzi der Posse, — Thalia auf dem Kothurn, im Soccus und — in Socken. Eine Scene des Schlußactes, wo der Chevalier im Kostüm des malade imaginaire über seine Erkältung klagt, stieß mit Recht auf den Widerspruch des intelligenten Publicums. Ich vermisse diese alberne Scene in der Buchausgabe des Stücks.*) Wie ich höre, ist sie eine Erfindung der Regie und ein Postulat des Darstellers. Wie lange müssen sich unsere jungen Dichter derlei Vergewaltigungen noch gefallen lassen?

Z.

Aus dem Künstlerverein.

Munkacsys „Christus" ist durch ein anderes Kolossalgemälde abgelöst, „Die Schwestern" des Genfers Charles Giron. Mit dem Aufgebot aller Phantasie ließe sich zu dem Werk des Ungarn kein so schneidender Gegensatz construiren. Wo Munkacsy in den Räumen einer schattigen Halle der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit Gewalt anthut, um zu einem einheitlichen Gesammteffect zu gelangen, stehen wir bei Giron vor einer lichten, alle Hülfsmittel des Schwarz und Braun verschmähenden Wiedergabe eines kolossalen Stückes modernen Lebens an hellem Frühlingstag auf offener Straße. Statt schauspielernder Statisten, deren Künste keines Menschen Herz rühren, die obendrein Reminiscenzen an Lionardo, Rembrandt und Gott weiß wen wachrufen, haben wir es bei Giron mit einfachen, wahren Menschen zu thun, die so bitterwenig auf Effect agiren, daß unser verwöhntes Publicum im ersten Augenblick gar nicht merkte, welch energisches Leben in ihnen pulsirte. Für Munkacsys verwirrende Unentschiedenheit in der Composition, für sein Füll- und Flickwerk hat Giron eine Anlage von voraussetzungsloser Schlichtheit einzusetzen, die mit so leisen, sachlichen Mitteln arbeitet, daß sogar Künstler im Stande waren, ihr Vorhandensein zu leugnen. Schließlich die Stoffe! Der gewaltigste, die Kräfte des heutigen Geschlechtes himmelhoch überragende bei Munkacsy, und bei Giron ein Vorgang aus dem alltäglichen Leben einer Großstadt. Man sollte meinen, daß die Sympathien sich allgemein dem durch und durch modernen Bilde des Genfers zugewandt hätten. Weit gefehlt! Das Urtheil lautet fast durchweg absprechend, mit Vorliebe sogar vernichtend.

Wie das kommt, ist unschwer zu begreifen. Es fehlen bei uns die Voraussetzungen, deren Giron nothwendig bedarf. An ihrer Stelle ist aus der vergangenen Epoche eine Aesthetik lebendig, die scheu wird und sich aufbäumt, wenn sie auf eine Erscheinung stößt, die sich in keine der gewohnten Formeln zwingen läßt. Selbst wer vom allerbesten Willen beseelt ist, sich der völligsten Unbefangenheit zu befleißigen, hat Mühe, den ersten Eindruck zu überwinden, der allen Anforderungen, die wir an das Verhältniß von Vorwurf und Dimension zu stellen gewohnt sind, ins Gesicht schlägt.

Das Genremotiv leichtester Sorte, ein ehrbares Weib aus dem Volke, das auf der Straße seiner verlorenen Schwester ihre Entrüstung bezeugt, verdient es mit lebensgroßen Figuren, mit Karossen und Architektur in natürlichen Dimensionen vorgeführt zu werden? Liegt nicht ein unüberwindbarer Widerspruch zwischen dem Inhalt, der kaum für eine Illustration hinreicht und dem kolossalen Format? Wo bleibt das Gleichgewicht, wenn, wie bei den Wippmännchen der Kinder, beständig die schwere Form das leichte Motiv hochschnellt?

Die Antwort auf diese Bedenken würde dem Werk das Todesurtheil sprechen, wenn wir nicht die Ueberzeugung hegten, daß Aufgaben dieser Art von anderm Standpunkt angesehen sein wollen. Sollte wirklich der Künstler nicht gefühlt haben, daß sein Vorwurf nicht langt? Dann würde er schwerlich eine so sichere und doch feinfühlende Hand bewiesen haben. Nicht der Stoff scheint ihm der Ausgangspunkt gewesen zu sein, sondern das Problem der malerischen, naturgroßen Behandlung einer Scene aus dem täglichen Leben in freier Luft, bei deren Wiedergabe jede Art von Kunstgriff ausgeschlossen sein sollte. Nur von dieser Annahme aus kann man dem großen künstlerischen Ernst des Werkes gerecht werden.

Doch der sollte auch denen einleuchten, die sich durch das Motiv abschrecken lassen. Wenn es dem Künstler darauf angekommen wäre, seinen Vorwurf zu einem Ausstellungsbilde auszustatten, dann hätte er den Schwerpunkt in eine pikante, aufregende Scenerie gelegt. Wie leicht wäre es gewesen, einen Straßenauflauf zu arrangiren mit der gesticulirenden braven Frau, die in schamlosem Tugendstolz oder in erbitterter Rachsucht die Verworfene insultirt, unterstützt und angefeuert von der skandalfreudigen Menge. Nichts von alledem, ein Sensationsbild ohne die mindeste Sensation. Was zwischen den Frauen vorgeht, merkt kaum Jemand außer den Betheiligten. Die Scene spielt vor der Madeleine-Kirche — sie ist offenbar nicht ohne Absicht als Hintergrund gewählt —; während die Fluth von eleganten Equipagen, die aus dem Bois zurückkehren, einen Moment staut, hat sich eine Arbeiterfamilie über den Fahrdamm geflüchtet. Unterwegs hat das junge Weib in der eleganten Dame, die sich im vordersten Gefährt wiegt, die Schwester erkannt, und wie sie mit Mann und Kindern das sichere diesseitige Trottoir erreicht hat, wendet sie sich blitzschnell zurück und streckt der Verworfenen die Hand entgegen, deren Fingerstellung bei den Romanen zugleich den bösen Blick abwendet und, demonstrativ gezeigt, den empfindlichsten Schimpf zufügt. Sie scheint kein Wort dabei zu äußern, und außer der Schwester, die sich nicht anders als durch verlegene Ruhe zu helfen weiß und doch keinen Blick von der Angreifenden abwenden kann, geben nur Kutscher und Diener vom Bock herunter auf die Scene Acht. Einen Augenblick noch, und die Pferde haben die Beleidigte dem Ort entführt.

Sehen wir uns das Motiv von seiner ethischen Seite an. Es hat nicht das sentimental Ergreifende, das früher einmal Charles Hermans in seiner „Morgendämmerung" angestrebt hat. Seine Arbeiterfamilie auf dem Weg in die Werkstatt steht erschüttert vor dem Ausgang eines Vergnügungslokals, das die geputzte Tochter am Arm eines taumelnden Nachtschwärmers verläßt. In diesem Sinne aufgefaßt, würde die Scene bei Giron wesentlich anders erscheinen. Gesenkten Hauptes, als hätte sie selbst die Last der Schande zu tragen, müßte das Weib über die Straße eilen und ihre unschuldigen Kinder an sich ziehen, ohne nur mit einem Blick die Unglückliche zu streifen. Doch schwerlich würde diese Auffassung der Wahrheit so gut entsprechen wie die bei Giron, und es zeugt von richtigem Instinct oder Bewußtsein, daß er der Sentimentalität aus dem Wege gegangen ist. Er hält sich gleichweit vom Skandal und von der Rührung, und das muß bei einem modernen Künstler als ein sehr gesunder Zug begrüßt werden.

Daß Giron mit dem Manne, der sich wie seine Frau nach dem Wagen umgewendet hat, nicht viel anfangen kann, darf nicht Wunder nehmen. Er spielt eine Nebenrolle und ist überhaupt nur erträglich bei diesem blitzartigen Vorgang. Bei der skandalösen wie bei der sentimentalen Ausbeutung würde er eine ungleich üblere Position haben. Aus den beiden Kindern ist mehr gemacht. Der kleine Knabe merkt gar nichts von dem Vorgang und sieht mit großen Kinderaugen auf den Beschauer, das etwas ältere Mädchen beugt sich vor und betrachtet

*) Frankfurt a. M., Verlag von C. Könitzer.

Digitized by Google

mit nachdenklicher Neugier die geputzte Dame im Wagen. Wie fein ist diese und ihre Umgebung charakterisirt, ohne daß zu einem widerwärtigen Zuge gegriffen wäre! Der elegante Wagen mit dem Strauß blauen Flieders auf dem Vordersitz, den ein zierlicher Schoßhund einnimmt, die beiden Diener in einfacher Livrée auf dem Bock, das Gespann, Alles tadellos, aber mit dem Gepräge der Miethbarkeit.

Von den übrigen zahlreichen Figuren stehen nur wenige in nothwendigem Zusammenhang mit der Hauptgruppe. Damit die Arbeiterfamilie vorn nicht so absichtlich allein stehe, feilscht neben ihr vor einem Blumenstand eine Dame mit der alten Verkäuferin. Die erstere, der Arbeiterfamilie nahe, ist von hinten gesehen und wirkt in ihrer dunklen selbstgemachten Toilette ganz körperlich. Hinter dem Wagen der Geschmähten reitet ein Offizier in rother Uniform, der als Seitenstück zu dem Kutscher und Bedienten auf dem Bock die lichte Gestalt im Wagen von dem Gewirr isolirt. Das ist so ein feiner Zug genialer Fähigkeit, absichtslos zu gestalten, daß man gar zu leicht die hohe künstlerische Leistung, die sich in ihm verbirgt, übersieht.

Ueber den Wagen und Reitern steigen die Säulen der Madeleine empor und daneben grüßen die Bäume des Boulevard Malesherbes in hellem Frühlingsgrün herüber. Ein leicht bewölkter Himmel steigt über den Häusermassen mit spiegelnden Fensterscheiben auf.

Mit der feinsinnigen Composition steht die malerische Durchführung auf gleicher Höhe. Es ist keine Kleinigkeit, eine so ungeheure Fläche ins Gleichgewicht zu bringen, ohne sich einer Tönung zu bedienen. Und bei der lichten taghellen Stimmung des Ganzen bleibt doch die Frau im Wagen der unverkennbare Mittelpunkt. Wie prächtig ist obendrein die Zeichnung, und wie einfach bei aller Wirkungskraft die Malerei! Die Arbeiterfrau in ihrem blaugestreiften Kattunkleid steht in plastischer Wirklichkeit da. So sehr die Kunst Munkacsys Anerkennung heischt in Allem, was Rundheit und Plastik der Hauptfiguren angeht, Giron geht über ihn hinaus, und das bei weit schwierigeren Verhältnissen und ohne zu einem billigen Mittel zu greifen.

„Die beiden Schwestern" sind sicherlich nicht das letzte Wort der modernen Kunst. Es bleibt zweifelhaft, welche Wirkung sie in zehn Jahren ausüben werden. Aber sie sind eine Leistung, die zu den ersten unserer Zeit gerechnet werden muß, und wir können dem Künstlerverein Glück wünschen, daß er der aufstrebenden Generation dies Werk vorgeführt. Mögen nun seine mustergültigen Eigenschaften zur Nacheiferung anspornen!

Von dem Felde, auf dem sich Giron mit Vorliebe bewegt, bis er 1883 mit diesem Bilde auftrat und im Salon eine Medaille erhielt, bringt ein tüchtiges Porträt die Frucht. Parisina nennt es der Künstler, und die etwas süßliche Allgemeinheit des Antlitzes scheint den Gedanken an ein bestimmtes Original abweisen zu sollen. Vor lichtem Hintergrund steht die Dame in schwarzer Promenadentoilette mit den braunen Handschuhen beschäftigt. In seiner Einfachheit und Wahrheit dem großen Bilde ebenbürtig und allgemein als vorzügliche Arbeit anerkannt.

Von der übrigen Ausstellung ist leider nicht viel Erfreuliches zu berichten. Zwei sentimentale, manierirte Bilder von Gabriel Max von gequollener Malerei, ein Makart von unglaublicher Leere und Oberflächlichkeit kommen gegen die einfache Wahrhaftigkeit des Franzosen nicht auf. Ueberhaupt öffnet er uns auf einmal wieder die Augen, wie voll gequälter Diftelei wir zu arbeiten pflegen. Ein tüchtiges Genrestück lieferte Kleinke mit dem jungen Bauernmädchen, das sich zum Scherz den Hut eines vor ihr sitzenden Mannes aufgesetzt hat; überaus sorgsam gemalt. Die Erwartungen, welche das erste Porträt von Conrad Fehr erregt, haben die folgenden Arbeiten nicht enttäuscht. Ein Pastellbild des Geheimen Ober-Regierungsraths L. zeichnet sich durch sprechende Aehnlichkeit aus und ist von der unermüdlichsten Durcharbeitung in Colorit nnd Modellirung.

Zur Erinnerung an den im vergangenen Jahre verstorbenen Landschaftsmaler G. Engelhardt ist eine kleine Auswahl seiner Studien und Bilder ausgestellt, die eine Uebersicht seines anspruchslosen und namentlich in den Arbeiten für die Königliche Porzellanmanufactur erfreulichen Schaffens bietet. A. L.

Notizen.

Verbrechen und Verbrecher in Preußen 1854—1878. Eine culturgeschichtliche Studie von W. Starke. (Berlin, Enslin.)

Die zum Gemeinplatz gewordene Erkenntniß, daß unsere Zeit schnell lebe, findet ihre sicherste Stütze in der täglich zu erprobenden Wahrheit, daß sie mit einer Geschwindigkeit zu lesen erlernt hat, die an die Fahrschnelligkeit amerikanischer Eilzüge erinnert. Ob aber auch mit dem Ernste und mit jener Gewissenhaftigkeit, welche vom Leser erwartet werden darf, oft der einzige Lohn eines deutschen Autors ist? — Die umständliche Beantwortung dieser Frage würde um einen Schritt weiter führen auf dem jüngst mit Erfolg betretenen Weg kritischer Betrachtung des Wirkens unserer Tagespresse; dabei müßte aber auch jener Glieder der verschiedenen Volksvertretungen gedacht werden, in deren Mandat es förmlich zu liegen scheint, heute zu lehren, was sie — nicht etwa „gestern gelernt", sondern was sie vielleicht morgen erst lernen werden. So, und nicht anders ist es zu erklären, daß das auf sorgfältigsten Studien, auf jahrelangen Beobachtungen beruhende, darum aber auch auf intensivstes Studium berechnete Werk Starkes mit seinen 240 Großoctavseiten, 12 graphischen und vielen statistischen Tabellen, bereits im November letzten Jahres von der Parteien Haß und Gunst erfaßt war, während das Vorwort des Buches im October geschrieben wurde. Ein solches Werk läßt sich auch bei größtem Fassungsvermögen nicht in so überraschend kurzer Zeit bewältigen: der Ausweg aber, nur einen Punkt aus dem Gefüge zu lösen, willkürlich eine Gruppe herauszugreifen, steht dem Leser wie dem Werke schlecht an. Umsomehr als das letztere aus der Ueberzeugung seines Verfassers hervorging, daß die öffentliche Meinung in der Beurtheilung der auf strafrechtlichem Gebiete seit 1871 hervorgetretenen Erscheinungen gewichtige Gesichtspunkte unbeachtet ließ und dadurch zu einseitigen Auffassungen gelangt ist. Die Correctur dieser einfließenden Störungsmomente bewirkte der Verfasser durch eine abgeklärte, parteilose Betrachtung der criminalstatistischen Daten aus dem — wenn ich so sagen darf — Unrechtsleben der Bevölkerung in Preußen. Er nimmt dabei gebührende Rücksicht auf die ethischen wie ökonomischen Momente, welche auf die Umgestaltung des Volkslebens Einfluß nehmen, und deren Einwirkung auf die Criminalität. Er zeigt uns die Massenerscheinungen im wechselnden Lichte der Zunahme und Verdichtung der Bevölkerung und mit den erkennbaren Einwirkungen, welche sich aus den Kriegsjahren, aus der wirthschaftlichen Lage des Landes in der Zeit seit 1871, aus dem geistigen Mittel der aufsteigenden politischen Ideen unserer Zeit ergeben. Besonders im letztern Gebiete — Verbrechen und Vergehen am öffentlichen Rechtsgebiete — liefert uns das treffliche Werk eine solche Fülle eigener Beobachtungen und verwerthbaren Materials, daß uns erst jetzt so recht die Lücke auffällig wird, die uns das vorliegende Buch ausfüllt. Daß es allen Schwarzsehern zum Trotz mit einem trostreichen Ausblick und mit der Zuversicht auf ein in Sitte und Wohlfahrt steigendes Volksleben abschließt, wird nur Jenen widerspruchsvoll erscheinen, die statistische Werke nur soweit begreifen wollen, als ihr eigener Vortheil reicht. F. St.

* * *

Tales by Edgar Allan Poe; Poems and Essays by Edgar Allan Poe. Edited by John H. Ingram. Tauchnitz Edition, Leipzig 1884.

Der unglückliche, geheimnißvoll-geniale amerikanische Dichter, der so früh dahinschied, aber nicht ohne einen Weltruhm zu hinterlassen, hat sich in allen civilisirten Ländern einen ausgedehnten Leserkreis erworben, namentlich für seinen merkwürdigen „Raben" und für seine wundersamen Erzählungen. Ingram, der Verfasser einer zweibändigen englischen Poe-Biographie, der Besitzer vieler Originalmanuscripte Poes und der Herausgeber der besten Ausgabe von Poes Werken (4 Bände, Edinburg 1874), hat jetzt für die wohlbekannte Tauchnitz-Edition eine aus zwei Bänden bestehende Auswahl aus den Schriften des Autors der „Morde in der Rue Morgue" zusammengestellt. Für englischlesende Deutsche läßt sich keine spannendere Lectüre denken als Poes Novellen; vielleicht Niemand sonst versteht es, seine Leser so sehr in Athem zu halten und sie zu zwingen, selbst das Unglaublichste gegen ihren Willen zu glauben, wenigstens während der Lectüre. Die Ingram'sche Ausgabe zeichnet sich vor allen andern Poe-Editionen dadurch aus, daß sie nicht seine sämmtlichen

Digitized by Google

Sachen, aber gekürzt und verstümmelt, enthält, sondern nur eine Auswahl bringt, diese aber ganz und voll, nach den eigenhändigen Niederschreibungen des Dichters. Dies bezieht sich namentlich auf die Erzählungen, die durch Weglassungen und Zusammenziehungen an Werth bedeutend verlieren, denn Poe pflegte jeden Satz, ja jedes Wort genau zu bedenken, ehe er ihn oder es an den richtigen Platz setzte. Auch ließ sich Ingram von dem Grundsatz leiten, daß es den mit Poe noch unbekannten Lesern erwünscht sein wird, von jeder Art seiner Leistungen etwas kennen zu lernen, um ein vollständiges Bild seiner schriftstellerischen Individualität zu erhalten. L. K.

* * *

Kleine Schriften von Hermann Hettner. Nach dessen Tode herausgegeben. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.

Diese von Hettners Wittwe herausgegebene Sammlung von Biographien, Gelegenheitsreden, Abhandlungen zur Philosophie, Kunst und Literatur, die meist in Zeitschriften zerstreut waren, ist von großem Werthe für die Beurtheilung von Hettners Bildungsgang und kann uns, so lange noch keine Biographie des bedeutenden Schriftstellers vorliegt, einen gewissen Ersatz bieten. Wir sehen da, wie der jugendliche Verfasser im Jahre 1844 die Philosophie Feuerbachs beurtheilt und als die neue wahre, weltbefreiende Philosophie der Zukunft preist und zugleich in einer besonderen Abhandlung gegen Hegels und Vischers speculative Aesthetik Front macht, wobei er sich namentlich auf Rumohrs Schriften stützt. Auf seinem eigensten Gebiete zeigt sich der durch eine mittlerweile angetretene italienische Reise gereifte Autor in den schönen Aufsätzen über die neapolitanische Malerschule (1846), über die Drangsale und Hoffnungen der modernen Plastik, wobei namentlich Thorwaldsen gewürdigt wird, über Ernst Willers, wobei er in der Landschaftsmalerei die Aufgabe der Gegenwart sieht, und über die neuere Historienmalerei. „Die altfranzösische Tragödie" (1850), eine feinsinnige Ehrenrettung contra Lessing und Schlegel, „Goethe und der Socialismus", „Ludwig Tieck als Kritiker" und „Ueber Hamlet" sind Vorarbeiten zu seinem großen literaturgeschichtlichen Werke. In Folge seiner Versetzung nach Dresden folgen sich jetzt wieder kunstgeschichtliche Arbeiten: die begeisterten und feinen kritischen Betrachtungen über das Neue Museum (1855), die harte Verurtheilung der englischen Bildhauerkunst in der Besprechung der Wellington-Denkmalsentwürfe und die warmherzigen Nekrologe beim Tode von Rethel, E. Rietschel, Schnorr v. Carolsfeld, Cornelius, Schwind, Semper, Baron Stockmar (seinem Schwiegervater) und Wolf v. Baudissin. Die Aufsätze über Goethes Iphigenia und dessen Stellung zur bildenden Kunst sind später in sein Hauptwerk hineingearbeitet worden und auch in dieser Form bedeutend und hochinteressant. Die letzte hier aufgenommene Arbeit (1881) betrifft die Franciscaner in der Kunstgeschichte und den Beschluß machen fünf formschöne, geistreiche, warmherzige Gelegenheitsreden. Ueberall erscheint der feinsinnige und scharfe Beurtheiler der Kunst in seiner ganzen Bedeutung und auch den trefflichen Menschen lernen wir liebgewinnen.

* * *

Meyer's Reisebücher: Oberitalien, von Gsell-Fels, 4. Auflage. — Rom und die Campagna von Gsell-Fels, 3. Aufl. — Leipzig, Bibliographisches Institut.

Die Reisebücher für Italien von Gsell-Fels bedeuteten, als die ersten Bände vor nun bald zehn Jahren ausgegeben wurden, nicht mehr und nicht weniger als eine Revolution auf diesem Gebiete. Das Ziel, das sich der Verfasser steckte, war: auf dem Standpunkte der gegenwärtigen Bildung und Kunst, Geschichte und Landeskunde eine getreue Charakteristik und eine möglichst klare, lebenswarme Darstellung alles in dem so reich begnadeten Lande Bemerkenswerthen zu geben und es gelang ihm, wie die Nothwendigkeit zahlreicher Auflagen seiner Bücher zur Genüge darthun, auch in glänzender Weise, dieses Ziel zu erreichen, indem er mit sicherem Takte aus der Geschichte und aus der Zeichnung der Lage, Entwickelung und Sitten, wie nicht minder aus dem Naturleben dasjenige aufnahm, was dazu dienen konnte, die Physiognomie der beschriebenen Orte zu charakterisiren und bei der Uebersicht der bedeutenderen Kunstwerke neben der eigenen Anschauung überall auch die betreffende Literatur bis auf die letzten Tage herab möglichst vollständig benutzte. Dabei waren bei den neuesten Bearbeitungen ganz besonders die neu errichteten Museen und das Interesse zu berücksichtigen, das die Gegenwart an dem Architektonischen und Decorativen, an der Kunstindustrie und an den Kunstwerken der späteren Zeit nimmt. Da dem Wunsche der Verlagshandlung gemäß durch Verkürzung des Textes eine Minderung des Preises erzielt werden sollte, so blieb, um den Grundgedanken, auf dem die Reisebücher von Gsell-Fels mit so viel Glück aufgebaut sind, nicht zu zerstören, nur das Eine übrig, die Kürzungen auf Kosten der Eintrittsrouten und der nicht zu Italien gehörigen Gegenden vorzunehmen, auch die allgemeinen historischen Einleitungen so weit möglich kürzer zu halten. Dagegen wurden andererseits die kunstgeschichtlichen Abschnitte und Vorbemerkungen sowie die lokalgeschichtlichen Notizen bei einzelnen Kirchen, Palästen ꝛc. vielfach bereichert. So sind Werke entstanden, von denen man, gestützt auf praktische Benutzung derselben an Ort und Stelle, ohne Widerlegung fürchten zu müssen, behaupten kann, daß sie alle bisher erschienenen, wie sie auch heißen mögen, weit hinter sich lassen, weil jene, so ausführlich und brauchbar sie auch in einzelnen Theilen sein mögen, doch nicht überall aus den rechten Quellen geschöpft haben. Gsell-Fels behandelt Geschichte, Alterthum und Kunst ebenso gediegen wie den landschaftlichen Charakter und die nationalen und lokalen Eigenthümlichkeiten, und hat, was wir ihm hoch anrechnen, nicht blos Gelehrte und Künstler im Auge, sondern überhaupt ein gebildetes Publicum. Eine höchst willkommene wie durchaus praktische Beigabe wird Vielen Rud. Kleinpauls im gleichen Verlag erschienener „Italienischer Sprachführer", ein italienisches Reisewörterbuch sein, das insbesondere die Sprache des Reiseverkehrs ins Auge faßt. R.

* * *

Im freien Reich. Ein Memorandum an alle Denkenden und Gesetzgeber, von Irma v. Troll-Borostyáni. Zürich, Verlagsmagazin.

Als beschränkter Alt-Europäer wurde Referent mehr als einmal stutzig auf seiner Wanderung durch das vorliegende Buch. Wer wollte einer Frau das Recht absprechen über Materien, wie: die politische und sociale Gleichstellung beider Geschlechter; die vollkommen und unbedingte Lösbarkeit der Ehe; Abschaffung der Prostitution; Reform der Jugenderziehung der Kinder in Staats-Instituten auf Kosten und unter Leitung des Staates u. s. w. — ihre durch ökonomische und staatswissenschaftliche Studien fundirte Meinung abzugeben? Daran dürfte kein Billigdenkender Anstoß nehmen. Im Gegentheile. Es muß uns erwünscht sein, wenn eine geistvolle und strebsame Frau die Schranken der Prüderie übersteigt und mit uns in den Secirsaal socialer Fragen sich begibt. Dort erwarten wir aber, daß sie uns aus der Tiefe der Frauenseele heraus das biete, was unser Gedankenstückwerk zu ergänzen vermöchte. Das fehlt aber der vorliegenden Arbeit so gut wie gänzlich, und sie wird darum bei allem interessanten Detail und trotz geistvoller Züge dem großen Problem von keinem Nutzen sein. Die Verfasserin faßt nämlich ihre Aufgabe allzu männlich resolut an, um nicht in den „Verdacht" der Weiblichkeit zu gerathen. Sie sollte uns mehr sagen, als die geistvollsten Männer wissen können — und sie sagt uns das, was wir von geringeren schon längst erfuhren. Nicht das Feigenblatt erheuchelter Unkenntniß ist es, was wir verlangen, sondern wir verlangen Resultate, wenn wir in so ungewohnter Begleitung in die Tiefen der socialen Krankheiten steigen. Wenn uns aber beispielsweise eine Frau die Frage der Uebervölkerung nicht anders lösen hilft, als „durch das sanfte schmerzlose, durch Einathmung von Chloroform zu erzielende Einschlummern des neugeborenen Kindes zum Tode" (S. 264) — dann sehen wir den Zweck der Neuerung verfehlt, und dann verzichtet wohl die Mehrzahl der Leser auf die socialwissenschaftliche Mitwirkung der geschlechtlosen Geister aus dem „freien Reich". K.

Offene Briefe und Antworten.

Ueber Mr. Cumberland in Dresden.

Verehrtester Herr Redacteur!

Ich bin neulich, ohne es zu wollen, nach Dresden gerathen; d. h. ich wollte blos durchpassiren, denn ich kenne die gute brave Stadt von früher her „wie meine Tasche", würde der Franzmann sagen; aber in einem Anflug von Ritterlichkeit hatte ich mir die Sorge um das Gepäck einer jungen Frauensperson — ein Köfferchen und zwei Pappschachteln, inclusive darin pipsendem Kanarienvogel — aufgebürdet, — genug, ich versäumte die Abfahrt meines Zuges. Einmal im Pech drin, wollte ich

Digitized by Google

daraus auch Vortheil ziehn, — das ist meine Maxime, und so hätten Sie mich eine Stunde später in der glücklichen Lage sehen können, einer hocharistokratischen Stegreifkomödie beizuwohnen, noch dazu für mein Geld, also mit dem beruhigenden Gefühl, nicht inmitten des Stücks beim Kragen gefaßt und auf die Straße hinausgedrechselt zu werden. Die Mitspielenden kann ich ohne Indiscretion nennen, denn die Lokalpresse ist mir damit schon vorausgegangen. Es waren — ich nenne nur das tiefblaue Blut — ein Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen und ein Prinz von Weimar; außerdem eine Anzahl Grafen und Barone. Sie wissen jetzt schon, wohin mich der Zufall geführt hatte: in eine Cumberland-Soirée, und jene Herren waren im Interesse der Aufklärung so liebenswürdig gewesen, den Feldzug Mr. Cumberlands gegen den Spiritismus durch ihr Erscheinen auf dem Podium und ihr Mitexperimentiren zu unterstützen. Fürchten Sie nicht, daß ich nun mit einer Beschreibung vorfahre. Alle drei Soiréen, die ich mitmachte — ich wollte eben wirklichen Vortheil aus meinem Pech ziehen — glichen sich nicht nur in der wunderbaren — Monotonie will ich's nicht nennen — aber in der staunenswerthen Hartnäckigkeit, mit welcher der Magier an der Ueberzeugung festhielt, in dem Geisterzelt müsse alle Mal eine Uhr verschwinden, es müsse alle Mal ein Tambourin rasseln, eine Art Querpfeife quäken, ein Bretterzwilling auf einen Stuhl festgenagelt werden ꝛc. ꝛc., sonst werde das Publicum sich über zu viel Abwechselung beklagen; sie glichen auch den längst durch alle Penny a liners dankenswerth ans Licht der Oeffentlichkeit gebrachten Referaten über besagte Soiréen und zwar in so hohem Grade, daß ich Ihre Druckerschwärze nicht nochmals dafür in Anspruch nehmen will. Wir bekamen also Geisterrumor in Fülle zu hören, wir sahen den zuvor in einen Sack eingesiegelten Mr. Cumberland aus seinem verschlossenen Zelt drei oder vier Mal in unterschiedlicher Gestalt als materialisirter, weißleinener Spirit hervorkommen und wieder ins Zelt verschwinden, wir sahen ihn gleich darauf beim Oeffnen des Zelts in seinem Sacke regungslos dasitzen, — mit einem Wort: allen Respect vor seinen Verrenkungsfähigkeiten und Fingerfertigkeiten, denn darauf beruhte der schließlich als durch natürliche Magie hervorgebracht von ihm selbst erklärte Theil seiner Spiritisten-Productionen. — Neben diesen Enthüllungen, welche im Grunde für uns Nichtspiritisten nur den zweifelhaften Reiz besaßen, den in jungen Jahren die Kunststücke der Kautschuk-Männer oder der Taschenspieler für uns hatten, gingen aber Experimente, welche wirkliches Interesse boten. Dies sind die verschiedenen Proben von Hellsehen, welche Mr. Cumberland vorführte. Ich höre Schreie der Entrüstung: Hellsehen! Clair-voyance! Cagliostro redivivus! — Natürlich! Wir geben zwar zu, daß hysterische Frauenzimmer Anfälle von Hellsehen haben können. Wir halten Bellinis Sonnambula für eine Entlehnung aus der Wirklichkeit, — fast Jeder von uns hat ja Familien gekannt, unter deren Mitgliedern Nachtwandler vorkamen. Wir erklären uns auch die Sicherheit, mit der die Schwalbe, der Storch nach einem Fluge von hundert Meilen ihr heimatliches Dorf, den Spürsinn, mit dem die Lachse, nachdem sie lange Zeit im Meere umherfloßten, das kleine Bächlein im Erzgebirge oder in den Vogesen wiederfinden, wo sie aus dem Ei schlüpften, wir erklären uns Alles das harmlos als eine Art Hellsehen, da uns das Wort Instinct eben nichts mehr sagt. Wir geben auch zu, daß ganz und gar ungewöhnliche Begabungen unter uns hin und wieder auftauchen, z. B. Menschen mit einer Phantasie, wie sie das Hirn Goethes, Schillers, Shakespeares, Calderons befähigte, uns die Welt in einer Beleuchtung schauen zu lassen, die über die natürliche weit hinausreicht. Wir bestreiten auch nicht, daß durch große Uebung bestimmte Anlagen bis zur Abnormität gesteigert werden können, z. B. Mezzofantis Gedächtniß für Sprachen, Bülows Gedächtniß für Beethoven und Brahms, Dahses Gedächtniß für Zahlen, und wir drucken die auf Aehnliches abzielenden Berichte alter Schriftsteller gläubig nach, z. B. daß es Literatur-Sklaven gab, deren ein gewisser Calvisius Sabinus sogar auf einmal elf kaufte — beiläufig für eine Million Sesterzen oder ca. 80,000 Thaler — Literatur-Sklaven, deren Jeder einen ganzen Dichter im Kopfe hatte, unter ihnen den Vater Homer, also die ganze Ilias und Odyssee, — man denke! Aber kommt uns Einer mit der höflichen Frage, ob bei der Unverständlichkeit des neuen Flickwortes Muskelsinn und bei dem Unzureichenden seiner Verwendbarkeit für das von Mr. Cumberland producirte Quasi-Gedankenlesen nicht das harmlose Wort Hellsehen zu substituiren sei, so möchte schier Jeder aus der Haut fahren. Für mich, der ich auf meinen vielen Kreuz- und Querfahrten manche betrügerisch sich als hellsehend producirende, aber auch manche durch magnetische Striche und die ja durchaus nicht seltene körperliche Disposition hellsehend gewordene Person gesehen und unvoreingenommen beobachtet habe, war Mr. Cumberland nur deswegen etwas Neues, weil er, abweichend von dem unter dem Einfluß eines Magnetiseurs clair voyant Werdenden, einen gewissen, etwa auch nur ganz niedrigen Grad des Hellsehens durch das Berühren eines beliebigen Andern in sich selbst zu entwickeln vermag. Er veranlaßt also z. B. Jemanden mit möglichster Concentration an eine Person, die in erreichbarer Nähe ist, zu denken, legt dann, nachdem er sich die Augen verbinden ließ, die Hand auf die Stirn des Concentrirten und ergreift kurze Zeit darauf seine Hände, worauf in großer Hast die Suche nach der betreffenden Person vor sich geht, voran immer Mr. Cumberland, ihm nach der unfreiwillig Folgende. An eine unbewußte Führung durch den Sehenden, wie sie Dr. Weinlechner voraussetzt, kann man beim nahen Beobachten des Vorganges nicht mehr denken. Ausdrücklich versicherte denn auch in einer der Soiréen der bei einer solchen Suche als Partner betheiligt gewesene Graf Hohenthal, er sei vollständig passiv gewesen und habe seinen Gang durchaus nicht zu seinem Vergnügen in einen Geschwindschritt verwandelt. Ich will hier nicht auf weitere Einzelheiten eingehen und namentlich nicht von Dingen reden, die ins Bereich der Fingerfertigkeit gehören, also vom Lesen eines zusammengefalteten Zettels, quasi mit der Stirne und Aehnlichem. Mr. Cumberland verheißt in seinen Prospecten die Erklärung seiner antispiritistischen Productionen und einige, auf Verlangen vielleicht auch alle, erklärt er ja in der That. So das erwähnte Hammern, dann das Geisterpochen, was er innerhalb seines Stiefels durch Zusammenschnellen gewisser Muskeln zu Wege bringt; endlich das Vertauschen der Stelle eines Ringes oder hölzernen Reifs, den das Experimentir-Object eben auf dem Kopfe hatte und, ohne daß er es begreifen konnte, gleich darauf um seinen Arm liegend findet, ein Experiment, zu welchem Mr. Cumberland den betreffenden Herrn übrigens durch magnetische Manipulationen, wie jeder einigermaßen mit derartigen Dingen Vertraute wahrnehmen mußte, gerade so hypnotisirt, wie dies bei den Hansen'schen Experimenten seiner Zeit das Wesentliche war. Nicht erklärt dagegen hat Mr. Cumberland jene Vorgänge, die ich auf clair-voyance zurückführe, also das Ausfindigmachen einer Nadel, einer Person. Warum sollte er es auch? Um sich dem Odium auszusetzen, das nun einmal dem Hellsehen anhaftet? Alle auf diesem Gebiet vor ihm Aufgetretenen sind den Betrügern zugezählt worden. Das ist ein Schicksal, dem man nicht ohne Noth die Thür öffnet. So hütet er sich denn wohlweislich, die Fahne seines Kreuzzugs gegen die Spiritisten einzuziehen. Unter ihr kämpft sich's ja vortrefflich. Jeder Verständige spendet ihm Beifall. Selbst was vielleicht für Manche nur den Reiz eines Salon-Sports hat erscheint unter dem Rollen dieser Fahne als ein Feldzug hochverdienstlicher Art. In jeder Stadt, wo Mr. Cumberland seinen Einzug hält, stellen sich ihm Leute aus den privilegirten Klassen zur Verfügung, ist das österreichische Kaiserhaus doch muthig damit vorangegangen. Aber — was profitirt die Wissenschaft dabei? Ich glaube, trotzdem Mr. Cumberlands Englisch nicht von sonderlichem Wohlklange war, so ziemlich alle seine Auseinandersetzungen, Erklärungen und Scherze verstanden zu haben. Daß er irgend etwas Anderes dabei zu verstehen gab, als die Versicherung, er lasse sich nicht durch Geister helfen, er bediene sich keiner „supernatural means", habe ich nicht gehört. Aber allerdings sagt er in seinem Prospect, sogenannte Clairvoyance wende er nicht an, und so wurde im Gewerbhaussaal von dem gelehrten Herrn, welcher dem Publicum die Schlußworte Mr. Cumberlands verdeutschte, in dessen Namen versichert: Mr. Cumberland bediene sich nicht des Hellsehens. Hauptsächlich betheiligt bei den Productionen des vorletzten Abends war ein in Dresden, so schien es, allbekannter Arzt. Jene Bemerkung wurde aber nicht corrigirt, und von Seiten der Wissenschaft nahm das zahlreiche Publicum also nur die Belehrung nach Hause . . . ja, welche denn eigentlich? — Wie heißt noch das spanische Sprichwort? Es preciso encender los faroles. „Ihr müßt die Laternen anzünden." Vielleicht erwirbt man sich dieses Verdienst in Berlin. Der ungläubige Thomas.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

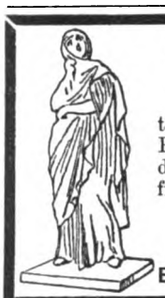
An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Ein bekannter junger Schriftsteller,

dessen Werke (Skizzen, Novellen 2c.) eine glänzende Aufnahme seit. Publik. wie Presse fanden (eine der vornehmsten Zeitschriften bezeichnet diese Werke als „von vollendeter Meisterschaft"), sucht zu sofort oder später Stelle als **Feuilletonredacteur** einer größ. Zeitung, resp. Zeitschrift. Da selbst etwas bemittelt, sind Ansprüche höchst bescheiden (circa 1500 *M.*). Suchend. ist 27 Jahre, evangel., unverheir., von ausgezeichnet. Famil. Bücher, Probearb. 2c. zu Diensten. Gef. Off. unter **R. M. Z. 25** Exped. ds. Zt. erbeten.



Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**

Beiträge
zur
Physischen Geographie der Ostsee
von Dr. **Carl Ackermann.**
Mit einer Tiefenkarte und 5 lithogr. Tafeln.
Preis: 10 *M.*

Der
Naturgenuß
Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre.
Von
Hieronymus Lorm.
Vornehme Ausstattung (Prochaska's „Salon-Bibliothek") brosch. M. 2.50, geb. M. 3.—.
Neu! [Im Buchhandel!

Die höchst interessanten Memoiren
der letzten Liebe
HEINRICH HEINES
(genannt Mouche)
sowie der mit Spannung erwartete neueste Roman von
E. WERNER
Ein Gottesurteil
erscheinen jetzt in der illustr. Zeitschrift
Schorers Familienblatt.
Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern.
— Auch in Heften zu 50 Pf. —

Nach 4jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt.

Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s w. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Das dritte Heft von 5 Bogen der
Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte
(jährlich 12 Hefte in Oktav à *M.* 1.—)
ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig.
Preis *M.* 1.—
(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des dritten Heftes:

Ein Gang durch die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von W. H. Riehl.
Die Kriegsbereitschaft einer deutschen Stadt im Mittelalter. Von A. von Luschin. II.
Die neuesten Handschriftenfunde aus Aegypten. Von A. Bauer.
Mitteilungen und Berichte.

Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verlag von **Otto Spamer**
in **Leipzig** und Berlin.

Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.

Buch der Hausfrau.
Dritte völlig umgearbeitete Auflage.
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.

Preis:
Geheftet *M.* 9.50.
Elegant gebunden *M.* 12.—
(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)

Prospekte überallhin gratis und portofrei.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Ueber
Wissen und Glauben
von
Dr. Alois Geigel,
Professor d. Medicin a. d. Universität Würzburg.
2 Mark.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Der
Liebe Müh' umsonst.
Drei Novellen von
Julius v. d. Traun.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 3.50, geb. M. 4.—.
Neu! [Im Buchhandel!

Im Verlage von **August Hirschwald** in **Berlin** (N. W. Unter den Linden 68) ist soeben erschienen:

Neues Portrait
von
Rudolf Virchow.
Brustbild in Kupferstich von **H. Römer.**
Bildgrösse 17 cm. hoch, 13 cm. breit.
Preis 5 Mark.

Soeben erschien:

Ein Streifzug durch den N.-W. Amerika's. Festfahrt zur Northern-Pacific-Bahn im Herbste 1883. Von **R. Mohr,** Redakt. der Weser-Zeitung. 8°. VI. u. 394 S. Preis *M.* 5.—
Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**

Das Kapital.
Kritik der politischen Oekonomie
von
Karl Marx.
Dritte vermehrte Auflage. Preis: 9 *M.*

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 19. April 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Verantwortliches Reichsministerium. Von *. — Das Universitätsstudium in den letzten fünf Decennien. Von Ludwig Elster. — **Literatur und Kunst:** Emanuel Geibel. Persönliche Freundeserinnerungen. Von Wilhelm Jensen. — Eine Biographie Bulwers. Von Karl Witte. — Ein philologischer Klopffechter. Von Jacob Mähly. — Die neue Mineralmalerei. Von Carl Albert Regnet. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Zerstreut. Schwank in drei Acten von Théodore Barrière und Edmond Gondinet. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Zu Geibels Trinklied. — Inserate.

Verantwortliches Reichsministerium.

Die im Programm der durch Anschluß der Secessionisten zur „deutschen freisinnigen Partei" erweiterten Fortschrittspartei enthaltene Forderung eines verantwortlichen Reichsministeriums hat Anlaß zu einer merkwürdigen Campagne des Bundesrathes gegeben, welche in der Presse mit großer Lebhaftigkeit fortgesetzt wurde. Betrachtet man den Gegenstand des Streites an sich mit objectiver Ruhe, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren: „Viel Lärm um Nichts", wie wir dies sofort begründen werden. Unwillkürlich hat man demnach die Empfindung, daß irgendwelche Vorgänge hinter den Coulissen gespielt haben, welche den tieferen Grund für das Vorgehen des Bundesrathes enthalten. So wie die Dinge sich äußerlich darstellen, scheint sich Preußen zum Wortführer nicht eines berechtigten Föderalismus, sondern eines ungerechtfertigten Particularismus gemacht zu haben: die wiederholte starke Betonung der Verträge als der Grundlage des Reiches ist ungerechtfertigt, da die Verträge lediglich historische Bedeutung haben; staatsrechtlich ruht das Deutsche Reich auf dem Grundgesetz seiner Verfassung.

Bei Gründung des Reiches war die Schöpfung des Bundesrathes durchaus ein Problem. Man fand für denselben keinerlei staatsrechtliche Analogie in anderen Ländern, auch nicht in der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Nordamerika; der Bundesrath trug etwas von einem Ministerium, etwas von einer ersten Kammer, etwas von einer Staatenrepräsentanz (Ständerath in der Schweiz, Senat in der Union) an sich. Alle Welt stand der neuen Institution skeptisch gegenüber, und bekannt ist Waldecks Ausspruch: der Bundesrath werde Preußen ruiniren; Reichstag und Presse wetteiferten, den Bundesrath zu verkleinern.

Man wird bei ruhiger Betrachtung der Entwickelungsgeschichte des Reiches nicht leugnen dürfen, daß die Beurtheilung des Bundesrathes inzwischen eine wesentlich andere geworden ist. Die vom Bundesrath befürchteten Gefahren, insbesondere nach der particularistischen Seite, sind nicht eingetreten; die neue Institution hat regelmäßig und gut functionirt; das Einvernehmen der Bundesglieder war ein in der Hauptsache ungetrübtes; Meinungsverschiedenheiten führten niemals zu wirklichen Kämpfen; speciell fand eine factiöse Opposition gegen Preußen im Bundesrath nicht statt. Mag immerhin viel von diesem Erfolge auf Rechnung der Persönlichkeit des Reichskanzlers kommen, dessen große Klugheit einerseits, speciell gegenüber den Bundesfürsten, alle Schwierigkeiten zu ebnen vermochte, dessen gewaltiger welthistorischer Bedeutung andrerseits die Einzelstaaten in anerkennenswerther Weise Rechnung trugen: jedenfalls bildete der Bundesrath kein Hinderniß für die Entwickelung des Reiches und insbesondere nicht für die socialen Reformpläne des Kanzlers, welche vielleicht die größte und fruchtbarste Gedankenarbeit dieses großen Lebens einschließen.

Im geraden Gegensatz zum Bundesrath war der Reichstag bei der Gründung des Reiches der erklärte Liebling der Nation. In ihm war die Einheit des Volkes zu imposantem äußerem Ausdruck gelangt und jeder Deutsche fühlte sich unmittelbar betheiligt an dem Vertretungskörper der ganzen Nation. Neben dem Kaiser war es der Reichstag, der alle Sympathien genoß. Diese erste Liebe dauerte nicht allzu lange. Durch den preußischen Culturkampf trat reichlich ein Viertel des Parlamentes in schroffe Opposition zur Regierung; und wenn auch seit 1879 das Centrum nicht mehr absolute Oppositionspartei ist, so ist doch das Verhältniß desselben zur Regierung immer noch ein gespanntes und von gegenseitigem Vertrauen keine Rede. Seitdem nun auch der weit überwiegende Theil des Liberalismus sich zu einer bedeutenden und geschlossenen Phalanx der Opposition vereinigt hat, fehlt der Regierung ziffernmäßig der Halt in der Volksvertretung und die Reichsmaschine vermag nur unter den größten Schwierigkeiten zu fungiren. Seit Jahren leben wir im Reiche in unausgesetzten peinlichen Frictionen zwischen Parlament und Regierung.

Wir untersuchen nicht, wer hieran die Hauptschuld trägt. Für unseren Zweck genügt es, die obigen Thatsachen constatirt zu haben. Denn von diesen Thatsachen fällt vielleicht ein Lichtstrahl auf die jüngsten Vorgänge im Bundesrath: diejenige Institution, welche man als den Hort des Particularismus bezweifelte, beargwohnte, ja verachtete, hat der stetigen Fortentwickelung des Reiches im Sinne des Reichskanzlers kein nennenswerthes Hinderniß bereitet; diejenige Institution dagegen, welche recht eigentlich als der Ausdruck der Reichseinheit betrachtet und geliebt wurde, hat den Gang der Reichsentwickelung nach der Meinung des Kanzlers seit Jahren geschädigt und gehemmt, vielleicht schädigen und hemmen müssen — wir enthalten uns darüber des Urtheils — jedenfalls thatsächlich gehemmt.

Darum hat das Urtheil über Bundesrath und Reichstag auch in weiten Kreisen des Volkes eine so beträchtliche und für den Reichstag ungünstige Aenderung erfahren. Und darum hat Preußen jüngst dem Particularismus wie es scheint Concessionen auf Kosten der Reichseinheit gemacht, weil der Particularismus des Bundesrathes der Entwickelung des Reiches keinen Schaden gebracht hat, während die Gestaltung unserer parlamentarischen Verhältnisse diese Entwickelung zum Stillstand zu bringen droht. Daraus mag sich der Denkzettel erklären, den Fürst Bismarck im Namen Preußens unter dem lebhaften Zuruf von Bayern,

Digitized by Google

Sachsen, Württemberg derjenigen Partei angehängt hat, die jetzt den Reichstag negativ beherrscht.

Was aber den Inhalt des Protestes betrifft, so ist derselbe in der That, wie oben bemerkt, viel Lärm um Nichts.

Das Ministerialsystem, welches i. J. 1808 durch Stein in Preußen geschaffen wurde, beruht, um ein modernes Schlagwort zu gebrauchen, auf dem Ressortparticularismus. Die Verwaltung des Staates wurde in eine Anzahl Ressorts getheilt, ursprünglich vier, jetzt neun, an deren Spitze je ein Minister in voller Selbständigkeit und alleiniger Verantwortlichkeit gegenüber dem König stand und steht. Der Ministerpräsident hat — wir sehen ab von der Periode des Staatskanzleramtes, welche 1822 endete — keinerlei staatsrechtlich übergeordnete Stellung, sondern nur die formelle Leitung der Sitzungen des Gesammtstaatsministeriums, welchem nur die ihm ausdrücklich übertragenen Functionen zukommen. Sind mehrere Ressorts an einer Sache betheiligt, so haben die competenten Minister sich zu verständigen. Staatsrechtlich liegt der Schwerpunkt des preußischen Systemes durchaus in den Ressorts. Inwiefern thatsächlich, sei es durch Gründe der Staatsraison, sei es durch das Schwergewicht einer welthistorischen Persönlichkeit, in den letzten Jahren die Bedeutung des Ministerpräsidenten bezw. des Gesammtstaatsministeriums gewachsen ist, mag dahingestellt bleiben, da es für unsere Erörterung irrelevant ist. Des Fürsten Bismarck Klagen über den preußischen Ressortparticularismus sind bekannt genug.

Die Verantwortlichkeit der Ressortminister, welche ursprünglich lediglich dem Staatsoberhaupt gegenüber bestand, besteht seit Erlaß der Verfassung auch der Volksvertretung gegenüber. Bekanntlich ist diese constitutionelle Verantwortlichkeit ein bis jetzt in Theorie und Praxis völlig ungelöstes Problem. Der Liberalismus hat jedoch auf dieselbe immer das allerhöchste Gewicht gelegt; die Forderung der Ministerverantwortlichkeit in einem liberalen Parteiprogramm ist demnach gewissermaßen selbstverständlich. Das Princip dieser Verantwortlichkeit ist übrigens in der Reichsverfassung materiell ganz ebenso wie in der preußischen Verfassung anerkannt. Das preußische System aber, welches für jedes Ressort eine allein und selbständig verantwortliche Persönlichkeit statuirt, muß natürlich dem Liberalismus sympathischer sein, als ein System, welches nur Einen verantwortlichen Träger der gesammten Verwaltung kennt, denn es liegt auf der Hand, um wie viel wirksamer nach jenem Systeme die Rechte der Volksvertretung geltend gemacht werden können, als nach diesem: divide et impera — gilt auch hier.

Die Reichsverfassung kennt keine verantwortlichen Ressortministerien, sondern nur einen einzigen Minister, den Reichskanzler, als dessen „Bureaux" die erste wissenschaftliche Autorität des Reichsstaatsrechtes die sämmtlichen Reichsbehörden bezeichnet hat. Dies trifft staatsrechtlich vollkommen zu. Materiell enthält auch die preußische Verfassung nicht mehr an „Verantwortlichkeit", als die Reichsverfassung; der Unterschied ist nur: nach letzterer ist einzig und allein der Reichskanzler, nach ersterer sind neun Ressortminister der Volksvertretung „verantwortlich".

Dieses staatsrechtliche Verhältniß hat jedoch durch das die Reichsverfassung abändernde Gesetz vom 17. März 1878, betreffend die Stellvertretung des Reichskanzlers, eine fundamentale Veränderung erfahren.*) Nach diesem Gesetz können — wir sehen von der praktisch nicht bewährten Generalstellvertretung, die das Gesetz gestattet, ab — Specialstellvertreter des Reichskanzlers ernannt werden für alle Regierungszweige, die sich in der eigenen und unmittelbaren Verwaltung des Reiches befinden; die Stellvertretung umfaßt auch die constitutionelle Verantwortlichkeit; zu Stellvertretern sind zu ernennen die Chefs der einzelnen Verwaltungszweige; der Reichskanzler ist jedoch berechtigt, jeder Zeit jede Amtshandlung in dem betreffenden Ressort selbst vorzunehmen, selbstverständlich unter eigener Verantwortlichkeit.

Betrachten wir die thatsächliche Entwickelung, welche sich an dieses Gesetz knüpfte, so ist dieselbe folgendermaßen zu skizziren: es wurden sofort die vier großen Verwaltungszweige des Auswärtigen, des Post- und Telegraphenwesens, der Reichskriegsmarine und der Reichsfinanzen nach Maßgabe des Gesetzes eingerichtet; dazu kamen noch weiterhin, nicht ohne daß Bedenken hinsichtlich der Interpretation des Gesetzes überwunden werden mußten, die Ressorts des Innern, der Justiz, des Eisenbahnwesens. Wir haben demnach zur Zeit sieben Stellvertreter des Reichskanzlers als Träger der constitutionellen Verantwortlichkeit für die Ressorts des Auswärtigen Amtes, des Reichspostamtes, der Admiralität, des Reichsschatzamtes, des Reichsamtes des Innern, des Reichsjustizamtes, des Reichsamtes für die Verwaltung der Reichseisenbahnen. Mit anderen Worten: wir haben sieben verantwortliche Reichsministerien, nur führen die Chefs nicht den Titel Minister wie in Preußen, sondern Staatssecretär.

Die Forderung verantwortlicher Reichsministerien ist somit für die sieben oben bezeichneten Ressorts, und dies sind die sämmtlichen Ressorts des Reiches, erfüllt: die Forderung des freisinnigen Programmes wie der Protest des Bundesrathes demnach insoweit völlig gegenstandslos.

Dabei ist ja allerdings zwischen dem preußischen und dem Reichssystem ein hochwichtiger staatsrechtlicher Unterschied: einen Ressortparticularismus wie in Preußen kann es im Reich nicht geben. Indem der Reichskanzler jeder Zeit in jedem Ressort jede Amtshandlung selbst vornehmen kann, kann er jede ihm unerwünschte Selbständigkeit eines Ressorts abschneiden und unterdrücken. Die Verwaltung bleibt nach wie vor principiell im Reichskanzler allein concentrirt. Dagegen hauptsächlich dürfte sich, wenn man auf die Verhandlungen über das Stellvertretungsgesetz zurückblickt, die Forderung des freisinnigen Programmes richten. In dem Protest des Bundesrathes tritt aber dieser Punkt gar nicht hervor, darum ist dieser Protest gewissermaßen ein Monolog, der mit der Frage der verantwortlichen Reichsministerien nur in sehr losem Zusammenhange steht.

Ob übrigens das Collegialsystem der preußischen oder das Personalsystem der Reichsverfassung vorzuziehen sei, ist eine sehr unentschiedene Streitfrage, und wir sind der Meinung, das Personalsystem sei mit sehr liberaler Gesinnung wohl zu vereinigen, wofür ja auch England ein starkes und schlagendes Argument bietet. Die welthistorische Persönlichkeit unseres Reichskanzlers wie die Noth der unfertigen Verhältnisse drängten dem Reiche geradezu das Personalsystem auf. Aber auch abgesehen von diesen beiden Argumenten sind wir der Meinung, daß das Reich bei dem in der Verfassung und dem Stellvertretungsgesetz statuirten Ministerialsystem beharren muß, denn dasselbe bietet allein die gerade bei uns unbedingt erforderliche Garantie für eine concentrirte einheitliche starke Verwaltung des Staates.

Darum antworten wir auf die Forderung des freisinnigen Programmes nach verantwortlichen Reichsministerien: insoweit die Forderung berechtigt ist, ist sie im Reichskanzler und den sieben verantwortlichen Staatssecretären des Reiches erfüllt. Und soweit die Forderung nicht erfüllt ist, ist sie nicht berechtigt.

Auf den Protest des Bundesrathes aber haben wir zu entgegnen: soweit er verantwortliche Reichsministerien ablehnt, ist er nach Maßgabe des Obigen theils gegenstandslos, theils berechtigt; soweit er die staatsrechtlichen Grundlagen des Reiches berührt, ist er in hohem Grade bedenklich und steht überhaupt mit der Frage der Reichsministerien nur in einem künstlich gesuchten Zusammenhang. *

*) Dies Gesetz ist so mangelhaft redigirt, daß man seinen juristischen Sinn nach dem Wortlaut gar nicht, sondern nur mit Hülfe der Reichstagsverhandlungen feststellen kann. Die Abänderungsanträge der Abgeordneten Beseler und Hänel wurden zurückgezogen bezw. abgelehnt, nachdem Fürst Bismarck erklärt hatte, es sei nicht ohne große Mühe gelungen, im Bundesrath dasjenige Maß von Uebereinstimmung zu erzielen, dessen Ausdruck die Vorlage sei; jede Abänderung des Entwurfes durch den Reichstag gefährde das Zustandekommen des Gesetzes aufs Höchste. So wurde die Vorlage Gesetz, indem alle Redner, insbesondere Lasker, anerkannten, welch ungeheurer Fortschritt für die Organisation der Reichsgewalt in demselben liege.

Digitized by Google

Das Universitätsstudium in den letzten fünf Decennien.

Von Ludwig Elster.

Die in den letzten Jahren eingetretene gewaltige Steigerung der Universitätsfrequenz hat die Aufmerksamkeit Aller, die für das öffentliche Wohl besorgt sind, in hervorragendem Maße auf sich gezogen. Schon heute macht sich in den meisten gelehrten Berufszweigen eine überaus starke Concurrenz um Amt, Stellung, ausreichenden Erwerb geltend und das bereits gegenwärtig zu starke Angebot gegenüber der Nachfrage muß in Zukunft sich noch stärker gestalten, wenn erst diejenigen, welche heute die Universitäten übervölkern in das praktische Leben ein- und als Concurrenten für Beamten- und ähnliche Lebensstellungen auftreten.

An diese Betrachtung reihen sich unwillkürlich weitere Fragen: wird der Nachwuchs aus den höheren Gesellschaftsklassen in Zukunft nicht noch mehr als bisher in die realistischen Berufsarten des praktischen Lebens hineingedrängt werden müssen? Und wenn dieses als wahrscheinlich erscheint, — wird bereits gegenwärtig in der Gestaltung unseres Unterrichtswesens, in unserer ganzen Jugenderziehung hierauf genügend Rücksicht genommen?

Diese und andere hiermit im Zusammenhange stehende Fragen sind in neuerer Zeit mehrfach aufgeworfen und erörtert worden. Die Meisten aber, welche sich mit denselben beschäftigten, vermißten zuverlässige statistische Unterlagen, um alle die verschiedenartigen Fragen genau beantworten zu können. Wohl wußte man, daß der Besuch der Universitäten besonders seit Beginn der siebziger Jahre, nach Beendigung des Krieges, ganz bedeutende Dimensionen angenommen hatte, aber man war nicht in der Lage die Zunahme des Universitätsbesuches für einen längeren Zeitraum zu vergleichen mit der Zunahme der Bevölkerung, man wußte auch nicht, ob eventuell früher schon einmal etwas Aehnliches dagewesen sei ꝛc. Daß Schwankungen in den Frequenzverhältnissen der Universitäten stattgefunden hatten, war hinlänglich bekannt, aber genaue Angaben über die zum Theil sehr bedeutenden Schwankungen fehlten theils völlig, theils erstreckten sie sich auf einen so kleinen Zeitraum, daß sie zur Grundlage weiterer Untersuchungen nicht dienen konnten.

Diese von Vielen empfundene Lücke ist kürzlich durch eine ungemein mühselige, aber auch außerordentlich dankenswerthe Arbeit, die Professor Conrad in Halle veröffentlicht hat, ausgefüllt.*) Wir wollen im Folgenden auf diese statistische Untersuchung eingehen, die Hauptresultate derselben, die auch für weitere Kreise von Interesse sind, hervorheben.

Conrad untersucht zunächst die Frequenzverhältnisse der Universitäten Deutschlands im Allgemeinen während der letzten fünfzig Jahre; er beginnt mit dem Wintersemester 1830/31 und endet mit dem Semester 1882/83; in jenem gab es 15,585, in diesem 24,187 Studenten, in beiden entfielen auf 100,000 Einwohner 52,5 Studirende. Wir haben es hier mit einer zufälligen Gleichheit in dem Verhältniß der Studirenden zu der Einwohnerzahl zu thun, beide Ziffern, welche für die Endpunkte dieser statistischen Untersuchung ermittelt sind, zeigen überdies zufällige Extreme. Das Wintersemester 1830/31 gehört zu dem Gipfel einer Hochfluth, der Anfang der zwanziger Jahre die Ebbe vorangegangen war, wie eine ebensolche darauf folgte. Denn bereits 1831 beginnt die Frequenz allgemein außerordentlich zu sinken, um (wenn hier zunächst nur die absoluten Ziffern berücksichtigt werden) in den Sommersemestern 1841 und 1843 mit 11,072 und 11,017 Studenten den Tiefpunkt zu erreichen. Zieht man indes, wie nothwendig, die Studirenden im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung in Betracht, so fällt die tiefste Depression in den Zeitraum 1856—61, in dem auf 100,000 Einwohner nur 32,0 Studenten kommen. Mit 1860 beginnt die Steigerung, die dann bis zum Jahre 1870 langsam aber stetig zunimmt, nach Beendigung des Krieges größere Dimensionen annimmt, namentlich seit 1877/78, von welcher Zeit an pro Semester eine durchschnittliche Zunahme von 675 Studenten zu verzeichnen ist. — Es liegt nahe, nach den Ursachen dieser bedeutenden Schwankungen zu forschen.

Conrad glaubt die starke Zunahme des Universitätsbesuchs in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts theilweise zurückführen zu können auf den allgemeinen Bildungstrieb jener Zeit überhaupt, auf das neuerwachte religiöse Gefühl. Während in den beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts das Studium tief darniederlag, suchte man unter dem Schutze des wiedergewonnenen Friedens jene Güter zu pflegen, welche das Leben im Staate erst wahrhaft lebenswerth machen und eine ideale Begeisterung des Wissens und Forschens, die sich weiterer Kreise bemächtigte, half jene Wunden heilen, die dem Staate auf dem schweren Gange seiner politischen Machtentwickelung geschlagen waren. Dazu kam, daß in Folge der Umgestaltungen in den staatlichen Verhältnissen ein großer Bedarf an Beamten hervorgetreten war und die schnelle Beförderung derselben reizte zu dieser Carrière. Als ein weiteres Moment, welches den Zudrang zu den Universitäten begünstigte, hebt Conrad noch die Prüfung der Reife zum Universitätsstudium durch die Universitäten selbst hervor, die außerordentlich lax betrieben wurde.

Nachdem aber allmählich eine Ueberfüllung in allen Studienfächern fühlbar geworden war, trat jener oben in Ziffern bereits dargelegte Rückschlag ein. Gleichzeitig begannen die wirthschaftlichen Verhältnisse nach langer Depression sich wieder zu heben und Viele, die kurz vorher dem Studium sich gewidmet haben würden, wandten sich wirthschaftlicher Thätigkeit zu. Die realistische Bildung, Anfangs sehr vernachlässigt, wurde gleichfalls mehr gepflegt, Akademien für Forst- und Landwirthe, Bergleute, Architekten, Polytechniker ꝛc. wurden errichtet, hierdurch aber wiederum ein Theil der Studirenden den Universitäten entzogen. Das preußische Prüfungsreglement vom Jahre 1834, welches die Zulassung zum Universitätsstudium an strengere Bedingungen knüpfte, trug mit dazu bei, den bereits eingetretenen Rückgang zu verschärfen.

Wie somit durch allgemein wirkende Momente die Abnahme der Universitätsfrequenz hervorgerufen wurde, so sind es auch wiederum vorwiegend allgemein wirkende Ursachen gewesen, die den neuesten Aufschwung des Studiums anbahnten und förderten. Als solche sind zu nennen: einmal die wirthschaftliche Depression, die, wenngleich eine Besserung in den allerletzten Jahren nicht zu verkennen ist, immerhin noch empfindlich fühlbar ist. Mit Recht sagt Conrad: „wie die Handwerker, Kaufleute ꝛc. sich um selbst den kleinsten Posten bewerben, der ihnen gleichmäßige Beschäftigung und bestimmtes, wenn auch noch so dürftiges Einkommen gewährt, eine ausgeschriebene Portier-, Schreiberstelle und dergl. Hunderte von Bewerbern aus allen Kategorien anzieht, so sucht in dieser Zeit der Landwirth, der Kaufmann, der Handwerker seine Söhne dem eigenen ungewissen Erwerbszweig zu entziehen und studiren zu lassen." Die gesellschaftlich bevorzugte Stellung der Studirten in Deutschland wirkt in gleicher Richtung, — auch das ist ein Moment, das mit in Anschlag gebracht werden muß. Man verzichtet auf pecuniäre Vortheile, um sich einer bevorzugteren socialen Stellung zu erfreuen. Vor Allem aber ist der starke Zudrang zu den Universitäten in neuerer Zeit auf unsere Schulverhältnisse zurückzuführen. Das mit Nachdruck betont und soweit wie möglich ziffermäßig begründet zu haben ist ein ganz besonderes Verdienst der Conrad'schen Studie. Er hebt die einseitige Begünstigung der gelehrten, die zu geringe Unterstützung der mittleren Schulen durch den Staat hervor und sucht zu zeigen, wie gerade hierdurch weite Kreise gezwungen oder verleitet werden ihren Kindern, die ursprünglich für den praktischen Lebensberuf bestimmt waren, eine gelehrte Vorbildung zu geben. Nichts ist natürlicher, als daß dann eine große Zahl derselben der einge-

*) Dr. J. Conrad (Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. S.), Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten fünfzig Jahre. Statistische Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung Preußens. Jena 1884, Gustav Fischer.

Digitized by Google

schlagenen Richtung treu bleibt. Diese Schulverhältnisse sollen weiter unten noch berührt werden.

Die Ueberfüllung unserer Universitäten im Allgemeinen und die der einzelnen Facultäten im Speciellen ist ziffermäßig erwiesen. Ein zu starkes Angebot gegenüber der Nachfrage macht sich in einzelnen Fächern bereits empfindlich geltend, in anderen muß ein solches Mißverhältniß binnen kurzem eintreten. Wir haben es hier somit mit einer ernsten, besorgnißerregenden Erscheinung zu thun und die Frage tritt an uns heran: wie entlasten wir unsere Universitäten, wie können wir der bereits eingetretenen und immer noch steigenden Calamität entgegenwirken? Da Conrad als die wichtigste Ursache der rapiden Zunahme des Universitätsbesuchs unsere Schulverhältnisse bezeichnet, so glaubt er auch, daß eine dauernde Besserung erst dann erfolgen kann aber auch dann erfolgen wird, wenn durch eine Reform des Schulwesens die hier hervorgetretenen Mißstände gehoben werden. Diese Mißstände findet er, wie schon erwähnt, in der einseitigen Begünstigung und künstlichen Verallgemeinerung der gelehrten Bildung.

Die Erörterung über die Schulen bezieht sich nun zwar hauptsächlich auf Preußen, weil für das ganze Deutschland die bez. Zahlen nicht zu beschaffen waren, man wird jedoch die Schlüsse, die hier aus dem preußischen Material für Preußen gezogen werden, im großen Ganzen auch auf das übrige Deutschland anwenden können, da die Entwickelung Preußens auf dem Gebiete des Schulwesens mit der der übrigen Staaten des deutschen Reiches in den wesentlichsten Punkten harmonirt.

Mit großem Nachdruck fordert Conrad die weitere Ausbreitung der mittleren Schulbildung; er wünscht, daß diese immer mehr von jenen Bevölkerungsschichten erworben wird, welche sich bisher nur mit elementarer Bildung begnügten. Im Handwerker-, Bauern- und Kaufmannsstande brauche man Leute mit höherer Intelligenz, ebenso aber sei eine Erhöhung des Niveaus der Schulbildung in der großen Masse der niederen Subalternbeamten dringend nothwendig. Die unteren Mittelschulen sind nun aber in neuerer Zeit mehr in den Hintergrund getreten, während die höheren Schulen, die Realschulen und die „gelehrten Schulen" die Gymnasien, an Terrain gewonnen haben. Was zunächst die letztgenannten Anstalten, die Gymnasien, betrifft, so bedauert Conrad, daß die preußische Regierung es sich habe angelegen sein lassen, die Gymnasien überall im Lande zu verbreiten, wenngleich sie darin keineswegs eigenmächtig vorgegangen, sondern nur dem Drängen der maßgebenden Kreise gefolgt sei. Wiese hat seinem Werk „Das höhere Schulwesen in Preußen, historisch-statistische Darstellung" (Band III) eine Uebersichtskarte, die Vertheilung der höheren Schulen in Preußen darstellend, hinzugefügt, aus welcher ersehen werden kann, in wie vielen und in welchen Städten im Jahre 1873 nur Gymnasien vorhanden waren. Hiernach ergibt sich, daß die Zahl der Gymnasien in Preußen excl. Progymnasien sich auf 220 belief, von diesen lagen 122, also über die Hälfte isolirt, mit anderen Worten: die betreffende Gegend war, und da sich die Verhältnisse nicht geändert haben, ist darauf angewiesen, die Kinder, die überhaupt eine über die Volksschule hinausgehende Bildung erhalten sollen, auf ein Gymnasium zu schicken. Bezüglich der Vertheilung der Gymnasien tritt aber noch ein sehr beachtenswerthe Unterschied zwischen den alten und neuen Provinzen hervor. In den letzteren lagen 32% isolirt, in den ersteren dagegen 60%, in den vier bezw. fünf Agrarprovinzen 67% (!). Die Folge hiervon ist, daß auch Kaufleute, Handwerker, Gutsbesitzer und Bauern der Umgegend, welche ihre Söhne für ihren eigenen Beruf bestimmt haben, ihnen aber eine bessere, als die blos elementare Bildung geben wollen, genöthigt sind, dieselben dem Gymnasium zu übergeben, statt sie auf die angemessene höhere Bürger- und Realschule zu schicken und diese absolviren zu lassen. „Die weitere Folge ist, daß die meisten dieser Schüler und damit ein übergroßer Procentsatz aller Gymnasiasten von den mittleren Klassen abgeht, ein anderer aber, von Ehrgeiz getrieben, die Schule durchmacht und sodann, dem ursprünglichen Plan entgegen, zur Universität geht, um im Studentenleben den Lohn für die überstandene Mühsal zu genießen und das nun einmal Erlernte auch fachmäßig zu verwerthen." Conrad verlangt, daß ein Gymnasium erst dort begründet werden dürfe, wo eine mittlere Schule existire. Im großen Ganzen ist diese Forderung eine entschieden berechtigte. Ebenso berechtigt aber ist jenes weitere Verlangen nach einer schärferen Scheidung zwischen den beiden, verschiedene Zwecke verfolgenden, höheren Bildungsanstalten, den Gymnasien und Realschulen; gerade auf die Ignorirung des Gegensatzes zwischen diesen beiden Schulen sind wesentliche Uebelstände in unserem höheren Unterrichtswesen zurückzuführen. Während die Realschulen den Unterricht an Ort und Stelle abzurunden haben, während eine Fortsetzung desselben bei der Mehrzahl der Schüler nicht vorausgesetzt werden kann, haben die Gymnasien die Abschließung des Unterrichts nicht selbst zu übernehmen, sondern diese der Universität zu überlassen, welche zwischen Schule und Lebensberuf tritt. Das Gymnasium ist die Vorschule für die Universität, die Realschule hingegen „sollte ursprünglich," so sagt Wilh. Schrader in seiner „Verfassung der höheren Schulen" (Berlin 1881), „die Vorschule für das aufstrebende Bürgerthum im Unterschied zu den gelehrten Berufsklassen, also für Handel, Technik und das höhere Gewerbe sein. Dies war eine klare und lösbare, zugleich eine eigenthümliche und in der Volksentwickelung begründete Aufgabe; innerhalb dieses Kreises hätte sie eine eingreifendere und unbefangenere Fürsorge des Staates verdient, als ihr leider zu Theil geworden ist. Vielleicht gerade weil ihr diese vorenthalten wurde, glaubte sie bald jenes Ziel überspringen zu können und mit den Gymnasien eine Concurrenz eingehen zu dürfen, welche beiden Theilen großen Schaden gebracht hat."

Im Hinblick hierauf sind jene Ziffern beachtenswerth, die Conrad bezüglich der zur Universität gehenden Realschulabiturienten mittheilt. Es zeigt sich aus dieser kleinen Tabelle, die wir hier zum Abdruck bringen wollen, von welch durchgreifendem Einfluß die Erweiterung und Berechtigung der Realschulen gewesen ist.

Jahr.	Gesammtzahl der Realabiturienten.	Von diesen gingen zur Universität.	Gymnasialabiturienten.	Die Realabitur. machen Proc. der Gymnasialab. aus
1869	256	4	1897	0,2 %
1870	419	5	2473	0,2 „
1871	309	15	1475	1 „
1872	425	45	2050	2 „
1873	482	89	2054	4,5 „
1874	514	133	1897	7 „
1875	499	115	2040	5,7 „
1876	532	191	2202	8,7 „
1877	597	248	2230	11,1 „
1878	662	300	2332	12,7 „
1879	678	333	2474	15,5 „

Die Steigerung ist eine auffallende; die Ziffern aber gewinnen noch an Bedeutung, wenn man, wie nöthig, berücksichtigt, daß die zur Universität gehenden Realschulabiturienten sich allein einer Facultät zuwenden, innerhalb welcher sie sich auf das Studium weniger Zweige concentriren. In irgend einer Weise muß hier eine Aenderung eintreten, d. h. entweder müssen noch für andere Fächer die Realschulabiturienten zum Studium zugelassen werden, oder aber es muß ihnen ein Theil der gewährten Rechte wieder entzogen werden. Den ersten Weg zu betreten wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen Niemand ernstlich befürworten wollen, in Zeiten der Ueberfüllung der Universitäten neue Zugangscanäle zu denselben zu eröffnen „hieße dem gesunden Laufe der historischen Entwickelung mit offenen Augen entgegenarbeiten", der andere Weg aber, der auf eine Entziehung jener Rechte hinausläuft, die den Realschulen vor nun 14 Jahren eingeräumt, sie zu jenem hoffnungslosen Concurrenzkampfe mit den Gymnasien getrieben haben und die nicht im Einklange mit den eigentlichen Zwecken dieser Anstalten stehen, dürfte sich allerdings empfehlen. Wir sehen hier von einer weiteren Begründung ab, verweisen zu dem Zwecke auf die gründlichen Ausführungen bei Conrad und bemerken nur, daß

Digitized by Google

wenn hier ein Zurückschrauben der Anforderungen, welche heute die Realschulen an ihre Besucher stellen, empfohlen wird und für eine Zurücknahme jener Berechtigung, die den Realschulabiturienten den Besuch der Universität gestattet, eingetreten wird, der Gedanke fern liegt, die Realbildung als eine niedrigere hinzustellen gegenüber der Gymnasialbildung, — nur als eine andere. Niedriger ist sie als Vorbildung für den Besuch unserer Universitäten, nicht aber für den Eintritt in die realistischen Berufsarten des praktischen Lebens. Man muß sich darüber klar werden, daß die Mannichfaltigkeit unseres socialen Lebens für die einzelnen Berufszweige einen verschiedenen Bildungsgang erfordert. Wird aber den Realschulen der Eintritt zur Universität untersagt, so werden nicht nur die Universitäten entlastet, sondern den Realschulen selbst würde eine entschiedene Wohlthat erwiesen. So ist es z. B. auffallend, daß das Alter der Realschulabiturienten in den letzten Jahren nicht unerheblich gestiegen ist, was in erster Linie auf die veränderte Stellung dieser Schulen zurückzuführen sein dürfte. Waren in den sechziger Jahren noch 24,4% unter 18 Jahren, so jetzt nur noch 8%. Während damals 22,1% der Abiturienten zwanzig Jahre und darüber waren, sind es jetzt 38,7%. Indem die Realschule sich bemühte, ihren Schülern sowohl für den kaufmännischen wie landwirthschaftlichen Beruf, für die technischen Hochschulen ebenso wie für die Universitäten die nöthige Vorbildung zu geben, zwang sie dieselben sich länger in ihr aufzuhalten. Eine über das nothwendige Maß hinaus verlängerte Schulzeit entspricht aber weder unseren Wohlstandsverhältnissen, noch ist sie den jungen Leuten, die nach Absolvirung der Schule in den praktischen Beruf eintreten wollen, förderlich. Wer sich bis in ein relativ hohes Alter auf der Schulbank herumgedrückt hat, hat vielfach jene Frische und Arbeitsfreudigkeit eingebüßt, die beim Eintritt ins Leben so dringend erforderlich ist. Viele aber sehen sich aus diesen oder anderen Gründen gezwungen die Schule früher zu verlassen, erhalten somit keinen abgerundeten Schulunterricht und tragen dann mit zur Verbreitung jener Halbbildung bei, die eine der größten Gefahren für unsere gesunde nationale Entwickelung ist. Hier zeigt sich allerdings auch besonders die schädliche Wirkung unseres Wehrgesetzes: die unteren und mittleren Klassen der Realschulen wie der Gymnasien sind von solchen Leuten überfüllt, die nur in möglichst bequemer Weise die schwarz-weißen Schnüre sich ersitzen wollen, welche dann, sobald sie die Secunda absolvirt haben, mit einer, weil nicht harmonisch abgerundeten, durchaus unzureichenden Bildung die Schule verlassen. All das sind Uebelstände, die mit den Jahren noch immer schärfer hervortreten, dann aber auch die nicht zu umgehende Reform immer entschiedener verlangen werden.

Daß eine gründliche, durchgreifende Reform in unserem Unterrichtswesen dazu beitragen wird, der Uebervölkerung der Universitäten zu steuern, erscheint uns zweifellos, ob indes mit dieser Reform allein schon, wie Conrad annimmt, die genannten Mißstände gehoben werden, lassen wir dahingestellt sein. Jedenfalls wird diese Universitätsfrage nur im Zusammenhange mit unserem ganzen Schulwesen behandelt und gelöst werden können. Möge man rechtzeitig auf Abhülfe der erwähnten Mißstände bedacht sein, damit Deutschland vor einem Proletariat in den studirten Kreisen bewahrt werde, das seiner politischen und socialen Entwickelung ernste Gefahren bereiten dürfte!

Literatur und Kunst.

Emanuel Geibel.

Persönliche Freundeserinnerungen.

Von Wilhelm Jensen.

Es ist Sonntag, und seit heut' Morgen ist es mir, als läuteten die vielen Glocken Freiburgs rastlos: „Seitdem die Sonne aufgegangen, liegt Emanuel Geibel todt drüben im Norden." Auch in Lübeck wird sonntägliches Nachmittagsgewoge jetzt die Straßen füllen, und von denen, welche ihr Weg durch die Königsstraße bringt, haben vielleicht einige die Trauerkunde schon vernommen und sie schauen, anhaltend, nach den verhängten Fenstern auf, hinter welchen ihr Ehrenmitbürger, der weitestgenannte Sohn ihrer Vaterstadt, der Ruhm und Stolz derselben aus dem Leben geschieden daliegt. Kaum Einer wird unter ihnen sein, der ihn nicht von Angesicht gekannt; daß verhältnißmäßig nur Wenige seine dichterische Bedeutung voll zu würdigen wissen, liegt in der Natur der Menschheit. Aber Alle werden empfinden, daß Lübeck einen hohen Verlust erlitten hat, und Jeder wird diesem Gefühl nach der Stufe seines Verständnisses Ausdruck geben. Denn es war etwas Seltenes in unserer Zeit, wie der Verstorbene nicht allein dem weiten deutschen Geistesleben, sondern im engeren Sinne seiner Heimatstadt angehörte. Wohl in der mittleren Zeit seines Daseins von ihr getrennt, hatte es ihn mit dem beginnenden Alter an die Stätten der Jugend zurückgezogen; wo seine Wurzeln hafteten, breiteten seine abendlich beglänzten Wipfel sich aus, fiel der Schnee auf seine Haare. Die alte Travestadt war seine Mutter, und er hing mit treuer Sohnesliebe und Pietät an ihr; sie hat's ihm vergolten und ihr nachgewachsenes heutiges Geschlecht wiederum zur Liebe und Pietät für ihn erzogen. Ein festes und schönes Band verschlang sie; ob er einsam lebte, mit den Jahren seltener Andere sah und gesehen wurde, war er in dem Bewußtsein Aller stets vorhanden. Selbst Solche, die, ohne Interesse und Verständniß für die Dichtung, von seinem wirklichen Werthe kaum eine Ahnung besaßen, die Wirksamkeit eines Poeten vielleicht sehr geringschätzten, konnten sich dem Allgemeingefühl nicht entziehen, mit einem gewissen patriotischen Stolz von „unserem Geibel" zu sprechen. So wird kein Haus in Lübeck sein, das ihn nicht vermißt, nicht eine Verarmung der Stadt empfindet.

Und dennoch sehe ich im Geiste, wie die Leute gegenwärtig, nachdem sie zu den verhängten Fenstern aufgeblickt, ihren Weg fortsetzen. Sie reden im Weitergehen eine Weile über den Todten, sagen ihm Gutes, Rühmliches, Unverstandenes nach, dann erreichen sie vorm Thor die Plätze der sonntagnachmittägigen Vergnügungen, essen, trinken, schwatzen und lachen, als sei nichts geschehen. Was sollten sie auch anders? Das Leben geht eben weiter, es mag aus ihm fortgegangen sein, wer immer.

Vielleicht — und ich wollte, es wäre so — sind die Fenster auch nicht verhängt, sondern die linde Frühlingssonne, der erste, süße Blüthenduft und das helle Glockenspiel von St. Marien grüßen noch einmal das kalte Antlitz dessen, der sie Alle so sehr geliebt und oft der Verkünder ihrer Schönheit gewesen. Wie ich hinaushorche, wandeln sich mir die Münsterglocken Freiburgs traumhaft zu denen von Sanct Mariens hohen Doppelthürmen, eine Woge von Glanz, Duft und Lebenswärme des Lenzes bricht durch die offenen Fenster zu mir herein, und ich glaube es immer noch nicht, daß Er, dessen Bild dort vom Schreibtisch altvertraut und verehrt auf mich herabsieht, für ewig ausgelöscht, nirgendwo auf Erden mehr ist.

Dies ist kein Blatt, das des Dichters gedenken will, nur des Freundes, des Menschen, dem bald seit einem Vierteljahrhundert Wenige näher gestanden, den Keiner mehr geliebt hat, als ich. Andere werden in vielfältigen Schriften das würdigen, was er der deutschen Dichtung gewesen und bleiben wird; der Liebe kommt es zu, auszusprechen, nicht was er uns hinterläßt, sondern was man mit dem Todten ins Grab legt.

Er war körperlich leidend schon seit einem Menschenalter, im Verlauf des letzten Jahres verschlimmerte sein Zustand sich mehr und mehr, die telegraphische Trauerbotschaft konnte mich nicht unvorbereitet treffen. Im siebzigsten Jahre stehend, hatte er sogar ein höheres Alter erreicht, als ich früher oft zu hoffen gewagt; seit langen Jahren in täglicher Wiederkehr von häufig fast unerträglichen Schmerzen gepeinigt, zuletzt leiblich und geistig erschöpft, langsam hinschwindend, ist ihm das Ende eine sicher selbst erwünschte Befreiung gewesen. Man kann keine Klage gegen den Tod erheben, der ihn entrissen, kaum den Wunsch, ihn ungeschehen zu machen. Nur gramvolle Schwermuth weckt

Digitized by Google

die Botschaft, daß man so den Schluß seines Lebens erharren mußte, daß auch das reichste Leben so zum Ende gehen muß. Aber dennoch traf die Nachricht mich mit jähem Schlag. Es ist anders, sich etwas als unabänderlich vorzustellen, als in einer Stunde, drin man nicht daran gedacht, plötzlich zu vernehmen, daß es geschehen, wirklich unabänderlich geworden ist. In der Ferne erhält der tägliche Gang der Dinge gewohnheitsmäßig die Hoffnung aufrecht; ich hatte immer geglaubt, ihn in diesem Jahre noch einmal zu sehen. Und zwar so, wie er von unserem letzten Zusammensein her vor mir steht: wohl leidend und gealtert, doch immer der alte noch: lebhaftesten Gemüthes, begeisterungsfähig für alle höchsten Ziele des Lebens und der Kunst, leidenschaftlich für seine Meinung eintretend, auch manchmal wohl auflodernd und von seinem Temperament zu einer heftigen und ungerechten Aeußerung fortgerissen, doch zumeist schon um eine Minute später mit verwandelter Stimme nachfügend: „Seid nicht bös, ich war heftig." Dann besaßen seine Züge, seine Augen etwas Bezauberndes; klein von Gestalt, machte er doch einen imponirenden Eindruck. Sein Lächeln konnte etwas Großes, Mildes, Gütiges haben, wie ich es auf keinen anderen Lippen gesehen. Ich wußte, das Alles sei nicht mehr — man hatte es mir geschrieben — aber ich glaubte trotzdem nicht daran. Es war für mich immer noch bis heut', erst dieser Tag hat es für immer ausgelöscht. Niemals wieder! Nur der Traum wird ihn mir noch so zurückbringen und das Aufwachen das Wehegefühl dieses Tages erneuern. Die Sprache drückt selten aus, wie sehr man einen Menschen liebt, und zumeist muß er erst von dannen gehn, damit der Zurückgebliebene es ihm voll sagen kann.

An manchen Orten, in wechselnder Umgebung sehe ich ihn vor mir, das Leben brachte uns mehrfach dauernd zusammen. Er veranlaßte mich im Beginn der sechziger Jahre, nach München zu gehen, und nahm sich dort fürsorglich meiner an. Wo die Dachauerstraße in die Karlsstraße einmündet und mit dieser einen kleinen dreieckigen Platz bildet, wohnte ich ihm zwei Jahre lang schräg gegenüber. Wie still war München damals noch, ein weitgedehntes Dorf, wunderlich mit griechischen Tempeln, Säulenhallen und Thoren durchsetzt. Aber am stillsten, kleinstädtischsten lag unsere Gegend; das Alles ist jetzt ausgelöscht. Die Pferdebahnen kreuzen sich dort, es rasselt und pfeift unablässig auf ihnen, ein Menschenstrom wälzt sich ebenso rastlos nebenher, hohe, vierstöckige Miethskasernen verengen die Luft. Der Zufall hat, fast als das einzige, das Haus, in dem Geibel gewohnt, noch unverändert dazwischen erhalten; über Nacht wird es einmal auch verschwunden sein, es steht „unzeitgemäß" in seiner neuen Umgebung.

Mir aber war Geibels Wohnung „über eine Stiege" in der Karlsstraße eine Heimat in der Fremde. Mit ernster, ätherischer Schönheit sah das lebensgroße Bildniß seiner verstorbenen, kurz besessenen Frau von der Wand, es durchwehte das Zimmer mit einem Hauch von Einsamkeit und Schwermuth. Er lebte völlig allein mit einer alten Wirthschafterin, sein Töchterchen hatte er weiblicher Pflege bei Verwandten in Lübeck anvertraut. Man ward jedesmal von dem Gefühl überkommen, eine vereinsamte Wohnung zu betreten, doch er sprach nie davon. Er war nicht heiter, und ich kann mich nicht entsinnen, daß ich ihn damals je lachend gesehen; aber in seinem Zimmer lag immer die Atmosphäre eines warmen, verhängten Sommertags und man empfand seine freundlich theilnehmende Gesinnung als unsichtbare Sonne. Und stets fand man ihn zum Beurtheilen, zum Berathen, zum lehrreichen Gespräch über Kunst und Dichtung bereit. Sie bildeten das Innerste seines Denkens und Seins; die Wissenschaft, außer der Geschichte und Philologie, besonders das große Gebiet der Naturwissenschaften, lag ihm seitab. Doch in dem ihm eigenen Reich der künstlerischen Darstellung des Schönen, ihres Inhalts und ihrer Form, herrschte er als Souverain, zuweilen despotisch, niemals nachsichtig, oft unnachgiebig streng. Er war, wie Heyse treffend und schön von ihm gesagt, „der hohen Kunst ein priesterlicher Hüter", und wich nicht um Haaresbreite von dem, was mit Recht oder Unrecht von ihr forderte. Die Dichtung war ein Kunstwerk und zwar ausschließlich in Versen; die Prosa rechnete er deshalb nicht zu ihr, weil ihr in seiner Anschauung die Form gebrach, welche den Inhalt erst adelte. Sein Urtheil ließ sich schwer im Voraus bestimmen, nicht selten verwarf er allgemein Anerkanntes vollständig; ich glaube, daß ihn „das Farbige" dann und wann bestechen konnte, die Mangelhaftigkeit der darunter verborgenen Grundlinien etwas zu übersehen. Er schätzte den Humor, ohne ihn in seiner Dichtung eigentlich zu besitzen, selbst aus seinem Lustspiel „Meister Andrea" blickt eine nur äußerlich etwas verkleidete Ernsthaftigkeit hervor, die den Grundzug seines ganzen künstlerischen Wesens ausmachte. Im Leben dagegen, bei heiterer Vereinigung war ihm der Humor ein stets willkommener Gast, wenn derselbe nicht in unbescheidener Art ausschließlich die Herrschaft an sich zu reißen suchte. Er hörte und erzählte selbst gern gute Schwänke und Witzworte, doch durften sie, wie gesagt, nur gleichsam als Verbrämung einer ernsten Unterhaltung dienen, sonst konnte er wohl am Schluß des Abends mißmuthig äußern: „Das Wort war den Wein nicht werth." Uebrigens hatten seine Jugendgedichte in weiten Kreisen bis zuletzt ein durchaus falsches Bild von seiner Persönlichkeit entworfen. Man betrachtete ihn nur als den „zarten Sänger", hielt sein Wesen äußerlich und innerlich für sentimental überhaupt, dem Ideal einer mondscheinschwärmerischen Jungfrau entsprechend. Statt dessen erregten seine edelgebildeten Züge mit buschigen Brauen, starkem Schnurrbart und Zwickelbart, den er beim eifrigen Gespräch zwischen den Fingern flocht, einen höchst männlichen, später sogar martialisch-verwitterten Eindruck, dem Alles näher lag als salbungsvolle Weichheit, und er liebte in der Rede sehr den kräftigen, oft drastischen Ausdruck. Ich muß auch dem vielverbreiteten Irrthum begegnen, der ihn mit Vorliebe als den „gottesfürchtigen Sänger" bezeichnet. Die naturwissenschaftlichen Anschauungen unserer Tage übten allerdings keinen Einfluß auf ihn, allein er war keineswegs dogmatisch gläubig, gehörte innerlich keiner Confession an. Sein Standpunkt hielt nur an einer theistischen Weltordnung, einem durch diese bedingten Fortschritt der Menschheit fest, den er in der sich mehr und freier entwickelten Möglichkeit für den Einzelnen, zur selbständigen Individualität und höheren Bildungszielen zu gelangen, gewahrte. Nichts dagegen war ihm verhaßter als „das Pfaffenthum", das katholische wie das lutherische, die geistige und politische Herrschsucht der Orthodoxie, welcher er die Hauptschuld an allem staatlichen Uebel mit heftiger Entrüstung beimaß. Sonst verhielt er sich jeder andersgearteten religiösen Meinung gegenüber im höchsten Maße tolerant und vermied nach dieser Richtung alles Debattiren „über Dinge, die man nicht wissen könne". Dafür brachte er bei besonderen Anlässen die Rede gern auf große politische Fagen, obwohl er diesen keine active, sondern eigentlich nur eine historische Beachtung und Betrachtung entgegentrug und ebensowenig einer bestimmten politischen Partei, als einer Glaubensconfession angehörte. Im Ganzen entsprachen ihm wohl die Freiconservativen am meisten; sein von früh auf bethätigter Wahlspruch war: „Für Kaiser und Reich", lange eh' das Wiedererstehen beider zur Wirklichkeit geworden. Mit solch' hohem Rausch der Begeisterung hat schwerlich ein Zweiter die Siege und die volle Neueinigung Deutschlands begrüßt, als er. Der Kaiser bildete ihm die sichtbare Verkörperung und die höchste Gewähr derselben und war ihm eine weihevolle Persönlichkeit; so oft er von ihm redete, rückte er stets am Hut oder an dem im Hause getragenen, von seinem Aufenthalt in Griechenland beibehaltenen Fez. In seiner Natur lag ein tiefer Drang der Ehrfurcht vor aller Größe, ein pathetisches Wesen im besten, erhabenen Sinn. Auch beim Vorlesen seiner Gedichte kam dies zur Geltung; er las ungemein volltönig, doch etwas monoton und häufig das, von ihm sonst überall so fest innegehaltene künstlerische Maß überschreitend. Aber er gab seine ganze energische Individualität darin wieder, mir verband sich seine Stimme und Art des Lesens mit dem Vorgetragenen zu einem erhöhenden poetischen Reiz, und ich hörte ihn außerordentlich gern.

Manches aus dieser Darstellung trat mir noch nicht in

Digitized by Google

München, sondern erst in späterer Zeit näher, als er völlig in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Alljährlich sah ich ihn dort zu mehreren Malen und brachte manchen schönen, eindrucksreichen Abend mit ihm im alten Lübecker Rathskeller, in befreundeten Häusern oder in seiner eigenen Wohnung zu. Er lebte nicht mehr allein, sondern seine Nichte führte ihm nach der Verheirathung seiner Tochter den Haushalt, entzog ihn dem Gefühl der Vereinsamung und umgab ihn mit treulichster Sorge und Pflege, deren sein zunehmendes Leiden mehr als früher bedurfte. So erschien er mir trotz dem letzteren eigentlich heiterer als an der Isar; seine Kinder und Enkel, der Umgang mit wenigen Freunden erfreuten ihn, ein behaglicher, friedvoller, wohlthuend anathmender Geist waltete in seiner Wohnung. In ihrer Stille lag etwas Altmodisches, physisch und figürlich drang kein Tagesgelärm in sie herauf. Beim Eintritt begrüßten mich die altvertrauten Penaten seines Arbeitszimmers, die Bücher, Bilder, Einrichtungsgegenstände, Gedächtnißstücke immer in wandelloser Ordnung; wie er selbst, so paßten auch sie besser hierher als nach München, waren in ihrer Heimat. Und diese wob sich mit ihren alten Thürmen und Giebeln, ihrer ernstschönen Physiognomie einklangsvoll um ihn. Sie waren sich vertraut und ebenbürtig, vom gleichen Lebensstamme, Mutter und Sohn, beide altersgrau und ruhmbedeckt.

Im Sommer zog er in die schöne Umgegend Lübecks aufs Land, bald in die kleine Hafenstadt Travemünde, bald in den oldenburgischen Flecken Schwartau, eine Stunde von Lübeck gleichfalls an der Trave, in dichten Wald eingebettet, belegen. Am letzteren Ort verbrachten wir in der Mitte der siebziger Jahre zwei Sommer lang einige Monate gemeinsam und fanden uns täglich zu Spaziergängen in der wundersam idyllischen Umgegend oder am Abend zusammen. Aus dieser Zeit steht sein Bild am lebendigsten vor mir, wenn er stets um die gleiche Stunde einen langen geraden Weg herangeschritten kam, weithin erkennbar, einen Plaid auf der Schulter, zumeist mit einer irgendwo im Wald gefundenen Raubvogelfeder am grauen Filzhut. Er kam und ich frug: „Wie geht's?" Tiefstimmig antwortete er gewöhnlich: „Schlecht", aber auch wenn er anfänglich etwas schweigsam-bedrückt gewesen, verflog dies immer bald. Anregend und angeregt, in lebhafter Unterhaltung ging er die gewohnten Wege unter den gewaltigen alten Bäumen und durch sonnige Haide, vor der stets die sieben mächtigen Thürme Lübecks am Horizonte in die Luft stiegen. Dann bei der Heimkehr in der Dämmerung, mit dem Anbruch des Abends begann seine beste Zeit.

Acht Jahre sind's erst, und doch liegt mir der freundliche Erdenfleck dort wie eine stillgewordene Gräberstatt in der Ferne.

„Seit ich das Land verlassen hab',
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt —"

Und nun ist auch er dahin, der damals an der Schwelle des Alters dort nur noch, wie er selbst in jenen Tagen dichtete,

„aus Luft und Sonne
Des Daseins reinste Pflanzenwonne"

sog und doch uns Alle täglich mit dem alten, ungeschwächten Feuer seines Geistes und seiner Empfindung freudig belebte. Nur einmal noch, vier Jahre später, sah ich ihn in Lübeck wieder. In der Frühlingswärme schauert es mich kühl an — die Welt ist um einen großen, edlen und guten Menschen ärmer geworden.

Um einen edlen Menschen — das ist's, was dieses kurze Freundeswort aussprechen gewollt. Er stand fast wie ein Fremdling in unserer Zeit, mit der Stirn in eine reinere Luft ragend, unter der auch „zu wesenlosem Scheine" das Gemeine versank. Alles Kleine, Rechnende, Klügelnde, Alltägliche fiel von ihm ab, wie von keinem Andern, den ich gekannt; wo er ging, waren hohe, schöne, leuchtende Gedanken, es lag Erhabenes in ihm. Jeder, der ihm nahe gestanden, weiß, daß diese Worte keine Enkomiastik enthalten; Keiner wird im Stande sein, sich einer kleinlichen Aeußerung aus seinem Munde zu erinnern. Er war ein tief überzeugter Priester aller Götter der Schönheit, die hohe Mitgift ihm gefallen, nur das Schöne für wahr zu halten. Und so sehr mir das Fremdwort widerstrebt, muß ich mich desselben ergänzend bedienen, um sein Wesen im Alltagsleben voll zu bezeichnen. Denn das Wort „edel" deckt sich nicht damit; er war vor Allem auch eine „noble" Natur.

So tönt ihm selbst, Wort für Wort, was er einst am Grabe Uhlands sang:

Es ist ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutschen Dichterwald,
Ein Sänger schied, getreu vor Allen,
Von denen deutsches Lied erschallt.
Wie stand mit seinem keuschen Psalter
Im jüngern Schwarm er stolz und schlicht,
Ein Meister und ein Held wie Walter,
Und rein sein Schild wie sein Gedicht!
— — —
So stand er, deutschen Reichthums Wächter,
Ein Leuchtthurm in der Zeiten Lauf,
Und huldigend schauten drei Geschlechter
Zu seiner stillen Hoheit auf.
— — —
Doch segnend waltet sein Gedächtniß
Unsterblich fruchtend um uns her,
Das ist an uns sein groß Vermächtniß,
So treu und deutsch zu sein, wie Er.

Und so, mit leiser Schlußwandlung seines schönen Gedichtes „Ferien",

gönnt ihm's nun,
Im Grünen friedvoll auszuruhn.

Aus des Lebens ihm vielfach herber Schule ist er nach Hause in die Ferien gegangen; wir Alle, die ihn geliebt, werden ihm folgen.

Es ist Palmsonntag heut' — Palmzweige des Dankes, des Ruhmes und der Liebe werden Deine Gruft decken, Emanuel.

Freiburg i. B., 6. April 1884.

Eine Biographie Bulwers.

Von Karl Witte.

Es ist zur Zeit in England ein Buch im Erscheinen begriffen, das den Titel führt: „The Life, Letters and literary Remains of Edward Bulwer, Lord Lytton, by his Son". Bis jetzt sind zwei Bände davon veröffentlicht, und nach der „Academy" werden noch drei zur Vollendung folgen. Dem Verfasser ist der Vorwurf nicht erspart geblieben, das Fundament zu diesem Denkmal seines berühmten Vaters zu breit angelegt zu haben. Das ist Geschmackssache. Wir für unsern Theil möchten nur wenige Seiten aus den erschienenen Bänden missen. Wie man auch immer über den Rang denken mag, den Bulwer in der englischen Romanliteratur einnimmt, soviel steht fest, daß er zu den eigenartigsten Erscheinungen derselben gehört. In Deutschland hat er vielleicht einen größeren und sympathischeren Leserkreis gefunden als in seinem eigenen Lande, daher darf man auch wohl erwarten, daß das Unternehmen seines Sohnes, sein Leben in authentischer Weise vor der Oeffentlichkeit auszubreiten, von vielen Seiten in Deutschland freudig begrüßt werden wird.

Der größte Theil des ersten Bandes ist autobiographisch. Bulwer selbst nannte diese Aufzeichnungen „Memoiren eines literarischen Lebens", aber sie verdienen leider insofern nicht diesen Titel, als sie gerade vor dem Beginn seiner eigentlichen schriftstellerischen Laufbahn abbrechen. Immerhin erregt jedoch dieses autobiographische Bruchstück ein vielseitiges Interesse, einmal, weil es uns einen intimen Einblick in die erste Entwickelungs-

Digitized by Google

periode dieses frühreifen, bedeutenden Talentes gewährt, dann aber auch, weil es den Stil Bulwers von seiner glänzendsten Seite zeigt. Sein Sohn setzt die Abfassungszeit in die Jahre zwischen 1852 und 1855. Der Anfang, in dem der Verfasser seine Großeltern und Eltern in glücklicher Charakteristik Revue passiren läßt, erinnert in der Ausdrucksweise lebhaft an den Roman „The Caxtons", der im Jahre 1849 erschien, und in dem Bulwer bekanntlich den Sterne'schen Familienhumor wieder belebte.

Von mütterlicher wie von väterlicher Seite konnte Bulwer auf eine ahnenreiche Abstammung zurücksehen, doch wir lassen hier alle genealogischen Einzelheiten bei Seite. Erwähnenswerth erscheint uns aber der Umstand, daß eheliches Glück eine seltene Erscheinung im Geschlecht der Lyttons (mütterliche Seite) war. Wir erfahren sein Geburtsjahr keineswegs von ihm selbst, er sagt im Gegentheil hierüber: „Wenn Neugierige gerne wissen möchten, in welchem Jahre unseres Herrn jenes Ereigniß stattfand, so mögen sie es für sich selbst ausfindig machen." Als er drei Jahre alt war, starb sein Vater. Bulwers äußerer Bildungsgang während des Knabenalters war ein ziemlich unregelmäßiger. Im Alter von siebzehn Jahren trat Bulwer mit den ersten Erzeugnissen seiner dichterischen Muse vor die Oeffentlichkeit. Die kleine Sammlung führte den Titel „Ismael and other Poems". Sein Sohn gesteht ein, daß die Gedichte nur geringen literarischen Werth haben, aber sie trugen ihm doch höchst schmeichelhafte Anerkennung von berufenen Seiten ein.

Dann kommt das zweite wichtige Ereigniß im Seelenleben Bulwers, vielleicht das wichtigste überhaupt — seine erste Liebe. Es liegt etwas Tiestragisches im Verlauf dieser jugendreinen Herzensgeschichte des großen Romanschriftstellers. Am Anfang lauter Sonnenschein eines Liebesfrühlings, am Ende der kalte Schatten und Winterhauch des Todes. Und was die Brust des Knaben mächtig durchglühte, was sich mit dem ersten tiefen Schmerz unauslöschlich in sie eingrub, das hat dem Charakter des Mannes die Färbung gegeben. Die Kenntniß dieser Jugendliebe Bulwers wirft ein bedeutsames Licht auf sein ganzes Leben und seine Weltanschauung, ja, für viele psychologische Tiefen in seinen Romanen kann sie allein als Senkblei dienen. Er selbst hat in seinen autobiographischen Aufzeichnungen das für ihn heilige Gedächtniß an jene Zeit nur mit wenigen Worten angedeutet. „Eine kurze Geschichte wahrer Leidenschaft und großen Schmerzes: eine Geschichte, die nie erzählt werden wird. Als jene Tragödie vorüber war, fühlte ich mich fürs Leben umgewandelt. Dann wurde Melancholie der charakteristische Zug meines Wesens, von der Zeit an beherrschte mich die Neigung zum Alleinsein und zum Brüten. Ich erlangte die Fähigkeit, die Quellen der Freude und des Schmerzes in mir zu concentriren." Bulwers Sohn hat diese „Geschichte wahrer Leidenschaft und großen Schmerzes" fragmentarisch erzählt im Nachlasse seines Vaters aufgefunden, und wir sind ihm zu großem Dank verpflichtet, daß er sie der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten hat. Sie füllt freilich auch in dieser Form kaum drei Seiten aus, aber diese wiegen nach unserer Ansicht manchen bändereichen Roman auf. „Sie war ein oder zwei Jahre älter als ich. Sie hatte das süßeste Gesicht und das sanfteste Gemüth, das je ein Mädchen zierte. Die Art Liebe, die wir für einander fühlten, kann ich nicht beschreiben. Sie war so unähnlich der Liebe erwachsener Leute, so rein, daß nie ein unrechter Gedanke sie je bewölkte, und doch so leidenschaftlich, daß ich nie wieder ein so heißes Gefühl empfunden und nie wieder empfinden werde." Es war zur Sommerzeit. Die Beiden trafen sich fast jeden Tag heimlich am Rande eines Baches. Der Himmel lächelte und glühte über ihnen, als wenn er selbst von Liebe erfüllt wäre. Aber dieser süße Traum nahm ein plötzliches Ende. Eines Tages kam sie nicht wieder — sie konnte nie mehr kommen. Sie war zur Heirath mit einem Anderen gezwungen worden. Drei Jahre trug sie die Last ihres geheimen Kummers, dann versagten ihre schwachen Kräfte. Sie starb an gebrochenem Herzen. Auf ihrem Sterbebette schrieb sie einen Brief an Bulwer, in dem sie ihn ihrer alten Liebe bis zum letzten Athemzuge versicherte und ihn bat, ihr Grab zu besuchen.

Im Alter von achtzehn Jahren bezog Bulwer die Universität Cambridge. Seine eigenen Aufzeichnungen über die drei Jahre, die er hier zubrachte, sind ziemlich dürftig. Mit Bezug auf seine Studien deutet er nur an, daß er sich besonders englischer Geschichte und Literatur gewidmet habe. Noch vorhandene, umfangreiche Notizbücher von ihm aus jener Zeit bezeugen, daß er schon damals jene bewunderungswürdige Kenntniß des englischen Volkslebens früherer Jahrhunderte sammelte, die dann später das Fundament seines großen Romans „Der Letzte der Barone" bildete. Fast alle Romane seiner ersten schriftstellerischen Periode lassen übrigens erkennen, daß er sich während seiner Universitätszeit auch eifrig mit der klassischen Literatur und metaphysischen Studien beschäftigt haben muß. Nach Beendigung seiner akademischen Studien folgte für Bulwer ein Wanderjahr (1824—1825). Zunächst durchstrich er wie ein fahrender Schüler den seenreichen Norden seines Landes. Am Anfang seiner Aufzeichnungen über diese Excursion sagt er: „Ich hatte einen Zweck bei dieser Fußreise im Auge, der weit über irgend einen Gedanken an Abenteuer und Vergnügungen hinaus lag. Es gab in diesen Districten einen Ort, nach dem ich mich mit so heiliger und andächtiger Leidenschaft sehnte, mit welcher es den Araber nach dem Grab des Propheten ziehen mag: einen Ort, an dem jene wilde und schmerzvolle Romanze meiner Knabenzeit, die so völlig meine Jugend beeinflußt hatte, für immer begraben lag. Und ich fühlte, daß, ehe ich allein und in der Nacht und unter den Sternen an jenem Grabe niedergekniet hätte, jene Erscheinung aus einer anderen Welt mich nie verlassen, mein Herz nie wieder Frauenliebe empfinden, noch mein Geist am thätigen Leben der Menschen theilnehmen würde. Ich führte jene Pilgerfahrt aus. Was ich in einer langen, einsamen Nacht litt, will ich nicht sagen. Als der Morgen dämmerte, verließ ich den Ort, gleichsam von Neuem getauft und wiedergeboren. Ich erlangte die gesunde Stimmung meines Gemüthes wieder; und diese Prüfung, durch die mein junges Leben gegangen war, trug viel dazu bei, mich zu dem zu machen, was ich seitdem geworden bin." Brauchen wir hinzuzufügen, daß es das Grab der verstorbenen Geliebten war, an dem er unter dem nächtlichen Himmel niederkniete und betete? Bald darauf erzählte er die Geschichte seiner ersten Liebe in Versen. Er nannte das Gedicht „Die Erzählung eines Träumenden". Trotz des Byron'schen Mantels, in das es gekleidet ist, hört man doch immer das Klopfen des vollen Herzens und die Seufzer der schmerzdurchwühlten Brust des Dichters. Wir können uns nicht versagen, den Theil dieses Gedichtes, der auf jene Pilgerfahrt Bezug hat, in eigener, freilich etwas freier Uebersetzung hier wiederzugeben.

„Ich stand an ihrem Grab. Die Nacht war still
Und süß und sternig. Von Wolken ungetrübt
Schien klar der volle Mond. Der kleine Bach
Sprach träumend laut und rauschend mit sich selbst.
Dort wuchsen wildes Kraut und Kriechgesträuch,
Und drunter fand ein glücklich' Schwesterpaar
Von kleinen Purpurblumen sichern Schutz.
Das dichte, überdachende Gezweig
War voll von Flüstern. In dem Mondenlicht
Schien klar der graue Kirchthurm, den Weg mir zeigend
Für inniges Gebet und rechten Glauben,
Von Grab und Kummer hier, zu Freuden dort.
Des Lebens Lieblichkeit lag rings umher: —
Mein Denken und mein Weinen galt der Todten."

In diese Zeit fällt ein Abstecher nach Paris, wo Bulwer bei den alten Adelsfamilien des Faubourg St. Germain eine sehr schmeichelhafte Aufnahme und Gelegenheit fand, jene Beobachtungen über die höheren französischen Gesellschaftskreise anzustellen, die er bald in „Pelham" verwerthen konnte. Im Frühling des Jahres 1825 kehrte er nach England zurück. In der Londoner Gesellschaft sah er jetzt zum ersten Male Rosina Wheeler, die eine so verhängnißvolle Rolle in seinem späteren Leben spielen sollte. Sie war die Tochter irischer Eltern, die getrennt von einander lebten. Der Glanz ihrer äußeren Erscheinung und die freie Anmuth ihres

Digitized by Google

Wesens bezauberten Bulwer derart, daß seine Mutter über die wachsende Intimität zwischen ihrem Sohne und dem vermögens-, gleichsam auch heimathlosen Mädchen unruhig wurde. Sie hatte über seiner vaterlosen Knabenzeit mit der sorgfältigsten Liebe gewacht und auf ihn fast allein die ganze Fülle ihres reichen Herzens, dem in der Ehe kein sympathisches Verständniß zu Theil geworden war, ausgegossen; sie hatte mit wachsendem Stolz die vielversprechende Entwickelung seiner hohen Geistesgaben verfolgt. Und jetzt, da er an der Schwelle der Erfüllung seiner Versprechungen stand, sollte eine in ihren Augen tollkühne Ehe mit einem Schlage vielleicht alle Bedingungen einer glücklichen und ruhmreichen Zukunft für ihn zerstören? Sie machte die ernstlichsten Einwände gegen die Fortdauer des schon ziemlich weit vorgeschrittenen Verhältnisses, und Bulwers ehrfurchtsvolle Liebe zu seiner Mutter war damals noch stärker als seine Neigung zu der schönen Tochter Erins. Um sich ihrem Zauberkreis zu entziehen, ging er wieder nach Paris. Den gewaltigen psychologischen Proceß, den er damals durchzumachen hatte, spiegelt deutlich ein Briefwechsel wieder, den er in jener Zeit mit einer älteren Freundin unterhielt, die ihn hier einige Male sehr passend „Mein lieber Childe Harold" anredet. Byron'scher Weltschmerz, Werther'sche Sentimentalität, in der Vergangenheit begrabene und enttäuschte Liebe, in der Gegenwart der Widerstreit zwischen dem Pflichtgefühl seiner Mutter gegenüber und der berauschenden Erinnerung an die schöne Irländerin, dazu verworrene Zukunftsbilder von Erfolgen und Ruhm — das scheint das Stimmungsbild des damals zweiundzwanzigjährigen Bulwers während seines zweiten Pariser Aufenthaltes gewesen zu sein. Jetzt las er zum ersten Male Rousseaus „Nouvelle Héloïse". Das Buch erfüllte ihn mit Abscheu, der Charakter der Julie und des St. Preux berührten ihn gleich unsympathisch. Unterdeß fing er an, sein eigenes Können als Prosaschriftsteller zu prüfen. Das in dieser Zeit entstandene Fragment einer unvollendet gebliebenen Erzählung mit dem Titel „Glenallan" ist deshalb merkwürdig, weil es jener Neigung zum Romantischen Ausdruck gibt, die in den großen Romanen der ersten schriftstellerischen Periode Bulwers fast gar nicht zum Vorschein kommt, dagegen das charakteristische Merkmal der letzten bildet. Nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er seine Prosa-Romanze „Falkland", die er aber später aus seinen Werken ausschied, und die erst nach seinem Tode wieder in die Reihe derselben aufgenommen wurde. Sie blieb bei ihrem ersten Erscheinen fast unbeachtet und lenkte die Aufmerksamkeit nicht eher auf sich, als bis der Name des Verfassers durch spätere Werke bekannt geworden war. Dann fand sie keine Gnade vor den Augen der englischen, um so größere aber vor denen der deutschen Kritiker.

Das Jahr 1827 war ein folgenschweres für Bulwer — er heirathete Rosina Wheeler. Zwischen ihm und seiner Mutter riß dieser Schritt zunächst eine Kluft offen, die nur mit Mühe wieder überbrückt werden konnte. Auf fernere Unterstützung von ihrer Seite durfte und wollte er unter diesen Umständen nicht rechnen, und da das gemeinschaftliche Vermögen von ihm und seiner Frau in keinem Verhältniß zu ihrem kostspieligen Haushalt auf einem größeren Landsitze stand, so mußte Bulwers Feder das Fehlende ersetzen. Sie erwies sich bald als eine reiche Quelle. Im Jahre 1828 erschien der erste größere und vielleicht berühmteste aller Romane Bulwers — „Pelham". Er machte den Namen des jugendlichen Verfassers mit einem Schlage weit über die Grenzen seines Landes hinaus bekannt. Die fremde Kritik (besonders die „Revue des deux Mondes") sprach sich sofort sehr günstig über das Werk aus, nicht so, mit wenigen Ausnahmen, die einheimische. Sie mißverstand oder verstand überhaupt nicht seine Satire. Ganz ist Bulwer freilich von dem Vorwurf nicht freizusprechen, die Uebergänge zwischen den lächerlichen, zum Theil sogar verachtenswerthen Eigenschaften seines Helden einerseits und den lobenswerthen andererseits zu wenig abgestuft zu haben. Aber wie leicht wird dieser Mangel durch die plastische Sittenschilderung und die bewunderungswürdige Menschenkenntniß aufgewogen! Aus dem vorliegenden Buch über sein Leben lernen wir übrigens, daß Bulwer, als er „Pelham" schrieb, viele Berührungspunkte mit seinem Helden hatte, von denen eine Art Dandyismus, freilich im harmloserm Sinne des Wortes genommen, nicht der am wenigsten hervortretende war.

Während der zwei Jahre, die auf das Erscheinen Pelhams folgten, gab Bulwer der Welt drei andere große Romane: „Der Verstoßene" (1828), „Devereux" (1829), „Paul Clifford" (1830). Diese Fruchtbarkeit bei einem so jungen Autor wird um so mehr die Bewunderung herausfordern, wenn man die Fülle von tiefen Lebensproblemen und zum Theil vollgültigen Charakteren, denen hier greifbare Gestalt gegeben ist, in Betracht zieht. Sie findet jedenfalls nur eine oberflächliche Erklärung in dem unabweislichen Bedürfniß, das an Bulwer herantrat, die Mittel zur Aufrechterhaltung seines Hausstandes, der namentlich seit seiner Uebersiedelung nach London ein sehr kostspieliger geworden war, herbeizuschaffen. Er war zu stolz und besaß ein zu lebendiges Selbständigkeitsgefühl, um selbst jetzt, nach der Versöhnung mit seiner Mutter, eine Unterstützung von dieser anzunehmen. Die gewaltige Schaffensnothwendigkeit aber, die sich ihm nicht weniger stark von innen als von außen aufdrängte, ließ schon in den ersten Jahren der Ehe jene Entfremdung zwischen ihm und seiner Frau aufkeimen, die sich zu so verhängnißvoller Saat entwickeln sollte. Man wird unwillkürlich an den Ausruf von Carlyles Frau: „Quelle vie! Möge keine Frau, die den Frieden ihrer Seele schätzt, einen Schriftsteller heirathen. Ich meine einen ehrlichen, der sich ein Gewissen daraus macht, das wirklich zu thun, was er zu thun vorgibt", erinnert, wenn man folgende Stelle aus einem Briefe von Bulwers Frau an ihre Schwiegermutter liest: „Ich fürchte, daß keine Aussicht auf Edwards Besserung vorhanden ist, denn er unternimmt eine Art Arbeit, die auszuführen, ohne Uebertreibung, keine drei Personen die Gesundheit und Zeit haben würden. So unaufhörlich ist er beschäftigt, daß ich ihn selten oder nie sehe, ausgenommen für fünf Minuten um zwei oder drei Uhr Morgens. Und es nützt nichts, daß ich ihm vorhalte, er werde nur den ganzen Zweck seines Lebens in dem Versuch, mehr auszuführen als er kann, vernichten." Wie Carlyle faßte Bulwer seinen Beruf als Schriftsteller mit dem heiligsten Ernst auf, wie dieser war er von der Ueberzeugung beseelt, daß ihm vom Schicksal die Erfüllung einer besonderen Mission angewiesen sei, und indem er den gewaltigen Kreis des allgemeinen Menschendaseins mit seinen tiefen Räthseln und Geheimnissen zu ergründen und zu umfassen suchte, blieb ihm das Verständniß für den engen Kreis der Familie mit seinen Reizen und Pflichten verschlossen. Seine Liebe zu seiner Frau hatte einen großen Mangel, ihr fehlte die stets lebendige und freudige Bethätigungskraft. Sein Sohn sagt mit Bezug auf seine Mutter: „In dem fieberhaften Leben erntete sie nicht die Früchte seiner Liebe." Liegt nicht etwas Erschütterndes im Geschick dieser großen Männer, deren häusliches Glück unter dem Schatten ihrer weltliebenden Bestrebungen nicht gedeihen konnte? Vielleicht mochte sich bei Bulwer in diesen Widerstreit noch oft das Gedächtniß an seine begrabene Jugendliebe verdunkelnd und verwirrend einmischen. Dazu kam, daß er namentlich in der ersten Periode seiner schriftstellerischen Laufbahn mehr von böswilligen Kritikern zu leiden hatte als vielleicht irgend ein anderer der großen Romanschriftsteller seines Landes. Unter denen, die sich selbst nicht scheuten, ihn mit den ärgsten, persönlichen Schmähungen zu überschütten, that sich wenig rühmlich Thackeray hervor, der freilich in reiferen Jahren bittere Reue darüber empfand. Bulwer sagt in seinem Essay „Ueber den Geist wahrer Kritik", den er im Jahre 1832 in einer Monatszeitschrift veröffentlichte: „Keine Wissenschaft erfordert ein so tiefes Studium wie die Kritik. Sie ist die analytischste aller unserer geistigen Operationen. Zu überlegen, zu prüfen, zu sagen, warum jene Stelle eine Sünde gegen die Natur, oder jener dramatische Knoten eine Verletzung der Kunst ist; tiefe Kenntniß des Lebens in allen seinen Gestalten, des Herzens in allen seinen Geheimnissen zu besitzen; ein Urtheil der Mißbilligung oder der Zustimmung abzuwägen; das Gefühl der Schönheit in dem Maße ausgebildet zu haben,

Digitized by Google

daß seine Empfindung der Harmonie so fein geworden ist wie das Ohr eines Musikkenners, ebenso empfindlich jedem Mißton, wie verständnißfähig neuen Verbindungen gegenüber — das sind keine leicht wiegenden Eigenschaften.... Aber ich bezweifle, daß ein Mann ein guter Kritiker sein kann, der nicht wenigstens die elementaren Eigenschaften eines guten Mannes hat. Er muß die geistige Einsicht von Neid und Bosheit und persönlicher Abneigung unbewölkt halten. Er muß das Genie freudig bewillkommnen. Er muß sich nicht darüber erhaben fühlen, etwas aus dem neuen Werk, das er prüft, lernen zu wollen, und er muß tief in anderen Werken die Principien der Kunst, die er beleuchtet, studirt haben. Wo diese Spannweite des Geistes fehlt, da wird dem Urtheil des professionirten Kritikers immer etwas Kleinliches und Krüppelhaftes anhaften."

Im Jahre 1831 wurde Bulwer zum Parlamentsmitglied gewählt, und damit nahm seine politische Wirksamkeit ihren Anfang. Um diese Zeit wurde auch der Grund zu der lebenslangen Freundschaft zwischen ihm und Benjamin Disraeli, dem späteren Lord Beaconsfield gelegt. Erwähnen müssen wir noch des zwischen dem Winter des Jahres 1828 und dem Sommer von 1829 entstandenen Fragmentes eines unvollendet gebliebenen Romans „Greville". Hätte Bulwer ihn zu Ende geführt, so würde er wohl ein ebenso wahres wie ergötzliches Bild des englischen „high life" jener Zeit dargestellt haben.

So weit im Leben und Wirken des großen englischen Romanschriftstellers führt uns der zweite Band des hier besprochenen Werkes. Was die noch zu erwartenden Bände bringen werden? Wohl wie die beiden ersten die Erfolge und Enttäuschungen eines ringenden Genius und hinter dem Flittergold-Mantel des Ruhmes das alte Menschendasein mit seinen Leiden und Freuden.

Ein philologischer Klopffechter.

Von Jacob Mähly.

Man war früher gewohnt, an einen Geschichtschreiber, selbst wenn er mit seinem Griffel das Wallen und Wogen der Zeitgeschichte schilderte, die Anforderung kühler Objectivität zu stellen, und Thucydides galt den Aesthetikern in erster Linie darum für ein unerreichtes Muster, weil er diese Eigenschaft in noch nie dagewesenem Grade zum Ausdruck brachte. Heut zu Tage scheint jedoch in den Kreisen, die über Werth oder Unwerth literarischer Erzeugnisse zu entscheiden haben, ein anderer, wir möchten sagen, ein *wärmerer* Wind zu wehen. Man will den Herzschlag des Schriftstellers in seinen Sätzen und Gedanken vernehmen, die vornehm kühle, über den Zeitereignissen erhaben schwebende Reflexion wird als ein Manco in der schriftstellerischen Persönlichkeit angesehen, diese soll vielmehr, wenn auch nicht mitthaten, so doch mitreden und mitrathen. Nun steht, wie bekannt, die Geschichtschreibung in der Mitte zwischen literarischer und rein wissenschaftlicher Darstellung, es ist aber noch Niemandem eingefallen, die Anforderungen der Subjectivität, die man an jene stellt, auch auf die letztere überzutragen. Ohne daß man sich also vorerst darüber auszusprechen hat, wie man sich zu jener Forderung stelle, ob billigend, ob ablehnend, darf man zuversichtlich behaupten, daß in rein *wissenschaftlicher* Darstellung die subjective Färbung wegzubleiben habe. Freilich, insofern jeweilen *Individuen* die Träger der Wissenschaft sind, so können diese auch bei der objectivsten Beanlagung des Darstellenden nicht ganz aus dem Spiele gelassen werden, sie sind Factoren in der Rechnung, aber diese Rechnung setzt sich doch schließlich aus dem Plus oder Minus von *Leistungen* zusammen, und diese Leistungen sollen, und können auch, kraft des wissenschaftlichen Beweises als Plus oder als Minus aufgeführt werden, ohne daß diese logische Operation dem Publicum in Begleitung von Gefühlsmusik zu Gehör gebracht wird. In der Theorie wenigstens steht dieser Satz bei allen Gebildeten fest; er entwickelt sich nothwendig aus dem Begriff der Wissenschaft selber heraus; und so wenig diese strenge Herrin selber Rücksicht nimmt auf ihre Träger und Pfleger, so wenig darf sie auch diesen ein Abschweifen von der streng wissenschaftlichen Linie auf Nebenpfade und Gebiete verstatten, wo die Subjectivität schön oder unschön sich tummeln kann. Aber was hilft uns alle Theorie, grau oder nicht grau, wo die Praxis, die grüne, ja oft sehr grüne, „waldursprünglich" grüne, die sorgfältig gesteckten Zaunpfähle ausreißt und damit nach links und rechts „über die Schnur haut"? Und daß dieses *Ausreißen eingerissen* ist, davon wissen unsere Tage leider empörende Beispiele zu erzählen. Was früher die allzu eifrigen Theologen in diesem wenig erbaulichen Kapitel geleistet, respective gesündigt haben, konnte und kann man auch heute noch, wenn auch nicht entschuldigen, so doch begreifen. Die Theologie läßt sich eben von der Religion nicht so sauber und glatt weglösen, als man wünschen möchte, und sintemal Religion Sache des Gemüths, so muß die Sache auch etwa einmal „gemüthlich" (d. h. ungemüthlich) ausgetragen werden; — heut zu Tage aber haben leider die Philologen den Löwenantheil an besagter „Errungenschaft" zu beanspruchen und in diesen, man kann nicht mehr sagen wissenschaftlichen, sondern muß sagen persönlichen Duellen herrscht oft eine Kampfesart, welche mit den Dreschflegeln immer größere Aehnlichkeit hat als mit den feinen und zierlichen Stößen der ritterlichen Klinge. Unter den Kampfhähnen unserer Tage aber hat sich keiner ein solches (wenig beneidenswerthes) Renommé zu erringen gewußt, als der Mann, dessen neuestes Werk uns zur Besprechung vorliegt, Lucian Müller, dermalen Lehrer der Humaniora zu St. Petersburg. Wir wollen aus unserem Standpunkt kein Hehl machen, sondern mit der Offenheit, welche ja auch Herr L. Müller jeweilen liebt und pflegt, eingestehen, daß uns weniger um eine Anzeige seines neuen Buches zu thun war, als darum, an ihm, als dem Hauptrepräsentanten jener Sitte, d. h. Unsitte, das Unschöne und Verwerfliche derselben aufzuzeigen, und da Herrn L. Müllers ganze bisherige philologische Thätigkeit so sehr von dem Fermente der Subjectivität durchsäuert ist, daß man sich seine wissenschaftliche Physiognomie ohne jenen Hauptzug gar nicht denken kann, so wird es angezeigt sein, auf diesen Hauptzug auch einmal mit dem Finger zu deuten. Dabei betonen wir: Als Typus einer Unsitte, nicht als individuelle Persönlichkeit gilt uns Herr Müller; *jene* wollen wir zeichnen, nicht gegen *diese* auftreten — denn ihr gegenüber fühlen wir uns vollständig neutral und gleichgültig und würden uns scheuen, die Spalten eines öffentlichen Blattes zu Zwecken persönlichen Angriffes in Anspruch zu nehmen. Aber weil wir eben einem Unwesen zu Leibe gehen wollen, das gerade in der ungebührlichen, maßlosen Wucherung der Persönlichkeit besteht, so müssen wir diese als Object gebrauchen, wenn es nicht ein Kampf gegen einen Schatten sein soll. Unsere Mühe wäre höchst wahrscheinlich überflüssig, wenn die große Zunft der Philologen gegenüber Herrn L. Müller jeweilen die richtige Taktik zur Anwendung gebracht hätte; diese war auf doppelte Weise denkbar: Entweder hätte, was blos vereinzelt geschah, die Form eines allgemeineren Protestes gegen Herrn L. Müllers Exuberanzen annehmen, es hätten bewährte Philologen jeweilen, wenn besagter Schriftsteller seinen subjectiven Gelüsten den Zügel schießen ließ, vereint dagegen auftreten, oder aber man hätte ihn consequent und fortgesetzt ignoriren sollen, ihn und seine Schriften, bis er sich eines Besseren besonnen hätte; wir wären vielleicht auf solche Weise um einige Ausgaben römischer Schriftsteller gekommen — denn Herr Müller ist gewohnt, viel für den Druck zu arbeiten, aber doch gewiß nicht länger als seine Produkte Abnehmer finden! — indessen einen großen Verlust hätte ein zeitweiliges Pausiren des Publicationsfiebers auch nicht gerade bedungen, sintemal dieser unselige Drang zu ediren nun nachgerade eine Modekrankheit bedenklichsten Charakters geworden ist. Herr Müller allerdings denkt von seiner Editorenthätigkeit anders, wie er auch von seiner ganzen Persönlichkeit eine andere Ansicht haben mag, ja ganz gewiß hat, als die meisten seiner Fachgenossen; aber gerade dieser letztere Moment spricht dafür, daß er, der Einzelne, sich täuschen wird. Nun sei sofort zugestanden, daß Herr

Digitized by Google

L. Müller schon Tüchtiges geleistet hat und daß einzelne seiner Arbeiten sich allgemeiner Anerkennung erfreuen, daß aber hieraus, und selbst wenn jene Arbeiten wirklich bahnbrechend und epochemachend wären, noch nicht die mindeste Berechtigung erwächst weder zu den Posaunenstößen, womit Herr Müller als Herold seiner selbst sich gewöhnlich ankündet, noch zu der Katzenmusik, die er seinen wissenschaftlichen, und oft hoch überlegenen Gegnern bringt. Beides resultirt theils aus maßloser Selbstüberschätzung, theils aus „berühmten Mustern". Es muß gesagt sein: L. Müller hat leider erlauchte Vorgänger, aber war es denn sogar diesen erlaubt rücksichtslos und inhuman zu sein? Wird man denn wirklich in Deutschland fortfahren, an einem großen Kritiker, wie Lachmann, sein „Salz" (das durchaus nicht immer attisch war) als den nothwendigen Ausfluß seines biedern deutschen Wesens zu bezeichnen oder gar als schöne Eigenthümlichkeit rühmen zu wollen? Wir vermögen den wahrlich nicht zu beklagen, der für diesen Zug bärenmäßigen Urgermanenthums keinen Sinn und keinen Resonanzboden hat. Aber leider ist derer, die sich gerade in jenem Charakterzug der Lachmanne zu spiegeln gefallen, noch immer eine große Zahl, und sie sind an dem Gebahren Müller'scher Reckenhaftigkeit mit schuld, nicht nur weil er an ihnen Exempel und Exempelchen fand, sondern weil sie vermöge ihres bösen Gewissens seinen behemothartigen Kraftübungen nicht entgegenzutreten wagten. Es kam so etwas wie die Nemesis. Schulen und Individuen, die sich zu selbstgefällig und absprechend geberdet hatten, wurden nun auf einmal recht unsanft aus ihrem Unfehlbarkeitstraum aufgeweckt durch einen Polterer, der, wenn auch nicht aus besserem, so doch aus viel gröberem Holz geschnitzt war, als sie selber. Für die Wissenschaft brachte es keinen Schaden, auch für die Selbsterkenntniß der Betroffenen konnte es nur zuträglich sein, wenn diese die Erfahrung machen mußten, daß auch ihre Autorität anfechtbar, ja sogar vor dem Dreschflegel nicht geschützt sei; nur trat jetzt der widerwärtige Umstand ein, daß derjenige, der die Altäre der Autoritätsgötzen so grob und ungeschlacht zu zertrümmern sich anschickte, nunmehr sich selber als Hauptgötzen aufspielte und aufstellte. Der Glaube an die Autoritäten sollte, nach L. Müller, dem an die Autorität weichen, und als letztere proclamirte er sich selber und verlangte unbedingte Anerkennung. Zu dieser Art von geistiger Monarchie hat aber Niemand das Recht, und hätte es je einer, so jedenfalls nicht L. Müller. Das darf mit bestem Wissen und Gewissen gesagt werden, ohne der Persönlichkeit des Mannes zu nahe zu treten. Als seiner Zeit einige Gelehrte sich erlaubten auf einem Feld zu arbeiten, das L. Müller zufällig auch cultivirte, so nahm er Veranlassung, dies geradezu als einen Frevel zu bezeichnen, denn man habe ja doch gewußt, daß er (αὐτὸς!) sich mit diesen Dingen beschäftige! Er nahm den bekannten Spruch von Goethe über die Bescheidenheit zu buchstäblich und vergaß darüber offenbar seinen Sokrates. — Herr L. Müller hält sich für einen großen Gelehrten. Wir müssen dieses aussprechen nicht um dagegen zu opponiren — das könnte ja leicht als persönlicher Angriff gedeutet werden — sondern weil es ihn charakterisirt und sein ganzes Auftreten beleuchtet. Es wird hoffentlich gestattet sein, das, was auf und zwischen hunderten unter hunderttausenden seiner Zeilen für Jeden, der Augen hat, zu lesen steht, in eine kurze und präcise Form zu fassen. Auch wird es solchen, die sich nicht zu dieser seltenen Klasse bevorzugter Geister zählen, erlaubt sein (und wären es nur einfache Lehrer) sich darüber auszusprechen, was sie unter einem Gelehrten großen Stils verstehen, wenn dieses Vorstellungsbild auch in Hauptzügen zu der geistigen Physiognomie L. Müllers nicht stimmen sollte. Der erste Artikel des Müller'schen Credo heißt doch wohl, wenn wenigstens ein Schluß aus der persönlichen Thätigkeit gestattet ist: Schreibe möglichst viel. Nehmen wir für einmal an, dieser Satz sei richtig, richtig auch in unserem Jahrhundert der ungezügeltsten Schreibelust, so werden doch auch die Anhänger dieser Theorie die Restriction machen, daß das Geschriebene (oder besser, das Gedruckte, denn die Texte der alten Autoren sind ja zum Glück schon längst geschrieben!) einem Bedürfniß entspreche, d. h. wenn auch nicht durchweg, so doch vielfach Neues, oder das Alte wenigstens in neuer Form bringe und in ein neues Gesichtsfeld rücke. Und nun frage sich Herr Müller, ob seine Schriftstellerei diese Anforderung erfülle. Neu und eigenartig ist sie allerdings in einer Beziehung, aber um diese wird Niemand ihren Verfasser beneiden. Wäre es Salz, wie es seinem berühmten Namensvetter aus Samosate so reichlich zu Gebote stand, ja, dann; aber — —

Wir wollten eben in unsere Definition vom echten Gelehrten die Forderung einflechten, daß ein solcher mit Schwung und Geschmack begabt sei, und siehe da, während des Niederschreibens dieser Zeilen finden wir beim Durchblättern seines Buches eine ganz ähnliche, nur negativ gehaltene Stelle, woselbst L. Müller einen Schulmeister als einen „Pedanten" charakterisirt, der „den Kopf mit Notizen gefüllt hat, aber weder Geschmack noch Schwung besitzt". Wer wird dem Schreiber hierin nicht vollständig beistimmen, und allerlei vergleichende Gedanken an diese Stelle knüpfen?

Aber genug des Prologes; wir wollen nun endlich einmal das jüngste Kind der Müller'schen Laune, den Quintus Ennius, auf die Scene treten lassen. Um eine eingehende erschöpfende Besprechung dieses Buches kann es sich an diesem Orte nicht handeln, es gilt blos einzelne „großartige" Eigenthümlichkeiten des in seiner Art so originellen Verfassers zu beleuchten, hoffentlich nicht ganz erfolglos für Diesen oder Jenen. Zuerst das Persönliche, ohne das es nun einmal bei Herrn Müller nicht abgeht; es gibt uns eine passende Gelegenheit zu vergleichenden Betrachtungen. „Fern von Hoffahrt und Selbstgefälligkeit" müsse sich der Schriftsteller in seine Aufgabe versenken, belehrt uns Herr Müller, und als einen Ausfluß dieser goldenen Regel scheint er es zu betrachten, daß über eine Anzahl bekannter, ja berühmter und berühmtester Männer auf die unbarmherzigste — und wär' es nur das! — auf die perfideste Weise Gericht gehalten wird. Wir müssen einige Namen nennen. Ritschl findet noch verhältnißmäßig Gnade, obschon er sich in der Wahl seiner Lebensaufgabe (Plautus) übel vergriffen hat (nach Herrn Müller nämlich!); Niebuhr erhält einen kräftigeren Denkzettel — warum mußte er auch so wenig Geschmack haben und diesen Defect durch sein Urtheil über die „Voß'sche Luise" so sonnenklar darthun? Aber was vollends Theod. Mommsen hören muß, und zwar gelegentlich und ungelegentlich vom Zaun gerissen oder nicht, übersteigt das Maß des Glaublichen. Sogar sein Latein wird ihm gewaschen. Herr Müller, der Philologe, versteht das; der hält etwas auf Form, er ist keiner von denen, welche den „Schwerpunkt der philosophischen Wissenschaft in Inschriftenkunde und Alterthümer", in „Oskisch oder Umbrisch" legen, nein! sondern sein Princip ist, ganz unverkennbar: Goldene Früchte in silberner Schale. Und also schreibt der Formkünstler Müller neben seinem makellosen Latein auch ein exemplarisches Deutsch, was Mommsen und andere Stilpfuscher aus folgendem kurzen Florilegium sich entnehmen mögen. (Wir haben eigentlich „Blumenlese" sagen wollen, indeß da Herr Müller selber von „Enthusiasmiren", sogar von „professionirten" Künstlern spricht und seiner Vorliebe für sprachliches Rococo überhaupt freiesten Spielraum gönnt, wenn auch nicht mehr in dem Ueberschwang wie in seiner Horaz-Biographie, so wird eine oder die andere wälsche Arabeske auch kleineren Leuten hingehen.) Also man merke: Etwas ist solchermaßen; ein anderes hat insofern große Aehnlichkeit, daß ...., bei einem dritten finden wir die schöne Inversion: „So liegt nahe die Vermuthung daß" ... und wunderbar schmeichelt sich auch ein das vierte: „in der Fälle Mehrzahl", an „nummerisch" (sic!) fünfter Stelle werden wir mit einer „geistigen Fackel" bekannt gemacht, welche zugleich „erquickend und erwärmend wirkt". Auch die drei Gebiete, die „untereinander nichts zu schaffen haben", nehmen sich recht eigenthümlich aus; auch wenn man sonst „nicht weiß, was zu thun" wird man „keinen Hehl daraus machen", daß „Dank dem Verluste der vorklassischen Dichterwerke" ... eine recht ungewöhnliche Bezeichnung ist für Dinge, welche man zu beklagen hat, ingleichen, daß die Construction „Naevius brachte Anspielungen von den vornehmen Römern", wenn nicht nachlässig, so doch unerhört ist, daß die Häufung der Präpositionen in Sätzen wie „der Römer,

Digitized by Google

der dazu seit der Mitte des Jahrhunderts ohne Unterbrechung auf der Weltbühne im eigenen Hause wie in den Nachbarreichen" ... die rhetorische Wirkung kaum verfehlen können, „selbst abgesehen, daß" Gräco-Romanismen wie „nicht der Luxus hat die Kraft der Römer gebrochen, sondern daß sie in Ueberhebung meinten" uns Deutsche freundlich daran erinnern dürften, wie viel wir den Alten auch in der Syntax unserer Sprache verdanken.

Im Lateinischen und Griechischen läuft hier und da — Herr L. Müller, der geborene Textverbesserer, weiß das besser als irgend ein anderer Kritiker — durch Schuld der Abschreiber ein Räthsel über den Weg; auch diese Erscheinung hat er anschaulich zu machen gewußt in dem seltsamen Gebilde: „Die Vertreibung der Könige behandelte gewiß, wie das gleichnamige Stück des Accius, eines ihm wohl gleichzeitigen Cassius Brutus" (sic!). Schließlich ist Herr L. Müller der Einzige, der den Romulus und Remus, die Söhne der Rhea Silvia, „zum Enkel des Mars" macht; die Sage macht sie, weniger wunderbar, blos zu Enkeln.

So viel von der Form. Und nun der Inhalt. Dieser hat es mit der Verherrlichung des bisher, nach L. Müllers Ansicht, viel zu niedrig taxirten römischen Ennius zu thun, er ist der Schwerpunkt, nach welchem sämmtliche Kapitel des Buches, auch die scheinbar nebensächlichen, gravitiren; eine Masse von geschichtlichem, literargeschichtlichem und technischem (d. h. metrischem) Rüstzeug wird herbeigeschafft, um zu beweisen, was bisher Niemand glaubte und auch nach der Prüfung des besagten Apparats kaum Jemand glauben wird, daß „Ennius einer der größten Dichter aller Zeiten" gewesen sei, und „seine metrische Begabung in der Literatur aller Völker wohl ohne Beispiel dastehe". Die Verdienste dieses Dichters um die lateinische Metrik — Einführung des griechischen Hexameters und was sich Alles um diese Thatsache ansetzt — hat bereits Ritschl richtig gewürdigt, und wir können nicht finden, daß L. Müller auch nur ein neues Moment beigebracht habe, um seine eigene Hyperbel zu rechtfertigen; was Gründe und Beweise sein sollen, hat sich in das freilich weit bequemere, aber schlottrige und keineswegs imponirende Gewand subjectiver Behauptungen und Machtsprüche gehüllt, verbrämt mit einzelnen Broderien aus dem Schubsach der Aesthetik, oder es verflüchtigt sich zu einfacher Negation schwerwiegender Autoritäten aus dem Alterthum. Was Kenner, wie Cicero, Horaz, Ovid, Quintilian über Ennius urtheilen, wird, wenn es mit Herrn Müllers Urtheil contrastirt — und das ist in hohem Grade der Fall — mit dem Prädicat flüchtig oder nachlässig abgethan. Natürlich! ein moderner Metriker, der aus ein paar Dutzenden von Versen sein Urtheil herausdestilliren muß, weiß doch viel besser und gründlicher Bescheid in dieser Frage, als jene alten Kritiker, denen für ihr Urtheil ein stattlicher Apparat von beiläufig 30,000 Versen zur Verfügung stand. Wir möchten zwar diese Zahl auch nicht verbürgen, aber warum sollten wir uns hier nicht an Müller selber halten? Er ist es, der sie für die „Annalen" herausgerechnet hat, und noch vieles Andere, das, mit den heutigen Hülfsmitteln, er so wenig wie irgend ein Anderer richtig stellen oder auch nur ins Gebiet der primärsten Wahrscheinlichkeit erheben kann. Vieles zwar, was gar zu ruppig und struppig an der sonst makellosen Marmorgestalt seines Ennius sich vordrängte — das bekannte Taratantara der Trompete oder geschmacklose Spielereien mit der Paronomasie u. A. — muß natürlich auch L. Müller (man sieht aber, wie ungern!) als „Platitude" bezeichnen, Anderes aber, wahrscheinlich auch die schweren Einsilber am Ende so manchen Verses oder cäsurlose und lendenlahme Exemplare solcher, wie das bekannte sparsis longis hastis campus splendet et horret rangiren jetzt unter die mit Bewußtsein eingestreuten Schönheiten dieses Dichters, der zwar „etwas rasch arbeitete", dem aber trotz Allem und Allem und trotz dem Kunststück, sämmtliche zwölf Götter des Olymps in die engen Räume von zwei Hexametern einzulogiren, „die Stadt doch schuldete, daß sie die ewige blieb". Letzteres ist zwar nicht „edle" Ueberlieferung, sondern nur die Ansicht L. Müllers, der überhaupt über Ennius und einschlägige Dinge viel mehr zu sagen weiß, als man bisher wußte. Er schildert z. B. jenes „collegium poetarum", zu dessen Mitglied er Ennius stempelt, so lebhaft und realistisch, als ob ihm ein Blick in die Statuten vergönnt gewesen wäre: da wird gebechert und gezecht, trotz einer mittelalterlichen Zunftstube, aber immerhin so, daß die „geselligen Vergnügungen nicht den Hauptzweck bildeten". Ennius selber „griff oft zum Becher". Warum sollt' er auch nicht? Aus Geiz? Aber es war ja gerade seine Specialität (vide andere große Dichter), daß er „mit dem Geld nicht gut umzugehen" wußte. Ob die eine Magd, die er sich hielt, ihren Herrn nicht auf die fatalen Folgen dieser seiner Untugend aufmerksam machte, darüber weiß, oder sagt wenigstens Herr L. Müller nichts. Eine andere Frage ist: Woher floß das Geld in Ennius' Kasse? Da lautet denn die Antwort: „unser Dichter scheint die Leitung eines Bureaus für Abfassung von Schriftstücken innegehabt zu haben". Also schon damals die Misère der Kunst, die — nach Brod geht! Gleichwohl scheint auch dieses Metier nicht für Beschaffung der ἄλφιτα ausgereicht zu haben, denn wir finden den Ennius auch als Besitzer eines „stenographischen Bureaus". Wenn das Mommsen gesagt hätte, wie übel würde er bei L. Müller angelaufen sein! — Es wäre ungerecht, zu verkennen, daß in dem Buche sich manches Gute findet, besonders in den Kapiteln, die über Grammatik und Metrik handeln, aber doch viel weniger, als man nach einzelnen öffentlichen Kundgebungen anzunehmen berechtigt war; zudem war es weniger unsere Absicht, die Sonnenfläche als vielmehr die Schattenseiten des Buches und zugleich Herrn L. Müllers hervorzuheben, um zu zeigen, daß er, der so eifrig Jagd macht auf fremde Fehler, an seinem eigenen Leibe mehr als eine Stelle hat, wo er sehr sterblich ist. Die bedenklichen Partien des Buches (es sind auch einzelne Conjecturen darunter zu rechnen, wie auf S. 194, 235, besonders aber gewisse Parallelen zwischen Rom und Griechenland, griechischen Klassikern und lateinischen Kirchenvätern, die an Originalität wenig, an Glaubwürdigkeit viel zu wünschen übrig lassen), besagte Stellen also ließen sich mühelos vermehren. Sie entspringen großentheils aus dem Hauptfehler — der so vielen Biographen anklebt — aus dem vorhandenen Material um jeden Preis, auch um den Preis der Wahrheit Helden zu schnitzen. Aus dieser Neigung entspringen dann nicht blos Uebertreibungen aller Art (immerhin solche, die sich auf subjectivem Boden bewegen), sondern auch Behauptungen, die dem objectiven Thatbestand geradezu ins Gesicht schlagen, wie z. B. daß „Ennius" gerade ebenso der „Schöpfer des historischen Epos" sei, „wie Homer des mythischen". Mit solchem Zeug bauscht man seine Heldenfigur nicht auf. Kurz: Der Panegyriker L. Müller, den man als solchen nur auf antikem Boden sich spreizen sieht, nimmt sich hier zwar auch nicht vortheilhaft aus, immer aber noch besser als der Satiriker und Pamphletist L. Müller, der mit seinem bäurischen Instrument so plump und rücksichtslos auf seine Zeitgenossen losdrischt. Er ist leider nicht der einzige aber wohl der ausgeprägteste Typus dieser Gilde, die nur in der Anmaßung groß ist. Ihn oder seines Gleichen belehren zu wollen, wäre wohl ein verwegenes Hoffen, vielleicht aber wissen uns andere human gesinnte Männer Dank, daß endlich einmal ein Protest gegen solches Unwesen öffentlichen Ausdruck gefunden hat.

Die neue Mineralmalerei.

Von Carl Albert Regnet.

Es ist ein hohes Verdienst, das sich der Münchener Akademie-Professor Wilhelm Lindenschmit um die Kunst erworben hat, indem er der von Adolf Keim erfundenen Technik der Mineralmalerei seine ganze Aufmerksamkeit zuwendete, mit ihr eine Reihe praktischer Versuche anstellte und schließlich im Laufe des vorigen Sommers in ihr seine großen Wandgemälde im Rathhause zu Kaufbeuren ausführte und so deren Verwerthung in großem

Digitized by Google

Maßstabe unternahm. Seitdem hat Professor Lindenschmit diese Technik mit Vorliebe gepflegt und damit wahrhaft glänzende Erfolge erzielt. So namentlich mit dem heute noch auf seiner Staffelei stehenden lebensgroßen Bilde eines nur mit einem Schleier bekleideten jungen Mädchens, das einen nackten Knaben durch Vorenthalten eines Apfels neckt. Er nennt es „Verlangen". Es treten uns hier die Fleischtöne in einer Helle und Klarheit entgegen, welche mittels Oelfarbe nun und nimmer erzielt werden können.

Was die Vorzüge der neuen Technik vor jeder bisher für Monumentalmalerei angewendeten älteren anlangt, so haben sich hervorragende Künstler und Sachverständige in einem gemeinsamen Gutachten vom 10. und 14. Januar d. J. darüber in einer Weise ausgesprochen, welche jedes weitere Anpreisen derselben überflüssig erscheinen läßt.

Hier aber handelt es sich um etwas Anderes, darum nämlich, welchen Einfluß die allgemeinere Pflege der Mineralmalerei auf die fernere Entwickelung der Münchener und der deutschen Kunst gewinnen könnte.

Die Münchener Kunst nahm ihren Ausgang von der Architektur, welche mit dem Bau der Glyptothek das Fest ihrer Wiedergeburt feierte. Aus dem Verständniß klassischer Kunst und Schönheit hervorgegangen, bildete dieser Bau den ersten Ring der Kette, an welcher sich in langer ununterbrochener Folge andere öffentliche Gebäude anreihten. Und keine Kirche ward errichtet, kein öffentlicher Bau, sei es dem Staatsdienste, sei es der Kunst oder der Wissenschaft, der Belehrung und Erziehung, sei es dem geselligen Verkehr oder der Erholung geweiht, ward aufgeführt, ohne daß die der Architektur verschwisterten Künste der Plastik und Malerei hinzugetreten wären, um sie in entsprechender Weise mit ihren Werken auszustatten.

Die Schöpfungen des Cornelius in der Glyptothek bürgerten mit der historisch-monumentalen Kunst die Frescomalerei erst wieder in München ein und bahnten ihr von da aus den Weg in alle Theile Deutschlands, ja Europa's, wo noch Sinn für eine höhere Richtung der Kunst vorhanden war. Denn die Frescomalerei war, wie viel auch bayerische Künstler noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts darin geleistet hatten, eine fast verloren gegangene Kunst und ihre Wiederbelebung durch die deutschen Künstler in Rom, welche der König nach München berief, kommt einer ursprünglichen Erfindung nahe. Und es war eine ganz natürliche Folge dieses Systems, staatlich nur die hohe ideale Kunst zu pflegen, daß auch die untergeordneteren Gattungen der Kunst, wie das Genre, die Landschaftsmalerei ꝛc. sowie weiterhin die vervielfältigenden Künste diesem allgemeinen Aufschwunge und Zuge der historischen Kunst folgten.

Doch die Zeiten ändern sich. An die Stelle der monumentalen Malerei trat als herrschende die Staffeleimalerei, die aus ihrer Verbindung mit der Baukunst heraustrat und auch an der Akademie vorzugsweise Pflege fand und noch findet. Leider machten sich auch klimatische Einflüsse der Monumentalmalerei gegenüber störend genug geltend, wenigstens soweit diese an gar nicht oder nur unzulänglich geschützten Orten zur Anwendung gekommen war. Die Fresken an den beiden Giebeln des kgl. Hof- und Nationaltheaters, an der neuen Pinakothek, an der Fronte des kgl. Maximilianeums, ja selbst jene unter den Arkaden des Hofgartens sind fast alle mehr oder minder zerstört — Grund genug vor ähnlichen Unternehmungen abzuschrecken, wäre ihnen nicht die allgemeine Kunstrichtung schon abgeneigt gewesen.

Da erfindet der Münchener Chemiker Adolf Keim ein Verfahren für Monumentalmalerei, dessen Beständigkeit und Wetterfestigkeit vollkommen erprobt ist, das der decorativen Architektur ganz neue Bahnen eröffnet, das auch auf die Staffeleimalerei angewandt werden kann und dem Künstler erlaubt, die ihm geläufige Art des Malens beizubehalten, überdies aber demselben eine in der Frescomalerei unmögliche Ausführung gestattet.

So haben wir eine Monumentalmalerei-Technik, welche das Fresco in jeder Beziehung hinter sich läßt, und Angesichts derselben liegt der Gedanke nahe genug, durch sie zu der großen Kunst zurückzukehren, durch welche sich München einst zur ersten Kunststadt in Deutschland aufgeschwungen, und deren Traditionen es nur zu seinem Schaden verlassen hat. Bereits haben zahlreiche Privaten, haben Gemeindekörper sich dieser Technik bedient, unterstützt von einer in den letzten Jahren erstaunlich entwickelten decorativen Kunst, und was auf ihr Geheiß geschaffen ward, verdient alle Anerkennung.

An den bayerischen Staat aber tritt eine höhere Aufgabe heran. Wie er es war, unter dessen Aegide zur Zeit Ludwigs I. sich die Münchener Kunst durch monumentale Schöpfungen zu ungeahnter Höhe aufschwang, indem er Architektur, Plastik und Malerei mit einander in innigste Verbindung setzte, so bietet sich ihm jetzt in der Erfindung Keims die Gelegenheit, zur großen monumentalen Malerei zurückzuführen.

Stehen ihm auch gegenwärtig in Folge der Kargheit der Volksvertretung nur wenig Mittel zu Gebot, um die Kunst überhaupt zu pflegen, so reichen sie doch immerhin für den Anfang aus, um die neue Maltechnik in weitern Kreise einzuführen und die günstigen Folgen können und werden nicht ausbleiben. Tüchtige alte und junge Talente werden sich wieder der hohen monumentalen Kunst zuwenden, die Staffeleimalerei wird sich bequemen müssen, auf den ihr gebührenden zweiten Platz zurückzutreten, anstatt sich auf dem ersten breit zu machen, und wird mehr und mehr an idealem Gehalte gewinnen, mit einem Worte: die Münchener Kunst wird sich wieder zu einem höheren Standpunkte aufschwingen.

Es handelt sich vorläufig auch gar nicht darum, Millionen auf monumentale Neubauten zu verwenden, es genügt schon halb und ganz Zerstörtes wieder herzustellen und bei Vertheilung der für die Kunstpflege im Allgemeinen verfügbaren Mittel zu den alten Traditionen zurückzukommen, Zuschüsse an Gemeinden für Kunstzwecke von der Anwendung der neuen Technik abhängig zu machen, kurzum sie in derselben Weise in staatlichen Schutz zu nehmen und ihr staatliche Begünstigung zu Theil werden zu lassen, wie vordem der Frescomalerei. Die vor etlichen Jahren bethätigte Restauration der historischen sogenannten Fresken in den Hofgarten-Arkaden hat aus hier nicht näher zu erörternden Gründen den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Nun beabsichtigt Professor Lindenschmit das Andenken seines Vaters dadurch zu ehren, daß er das von selbem dort ausgeführte Bild in der Keimischen Maltechnik neu herstellt. Ist das geschehen, dann werden die übrigen historischen Gemälde kaum mehr länger in ihrem dermaligen herabgekommenen Zustande belassen werden können. Der Contrast wäre ein zu schlagender und es wird nichts erübrigen, als auch sie in gleicher Weise zu erneuern. Dasselbe gilt von den weltberühmten Fresken Karl Rottmanns ebendort, nachdem sie aus der Wand gesägt worden. Dem Vernehmen nach hat die Staatsregierung die Erneuerung der beiden Bilder in den Giebelfeldern des kgl. Hof- und Nationaltheaters mittels der Mineralmalerei ins Auge gefaßt und sich dadurch vollen Anspruch auf unseren Dank erworben.

Was in dieser Beziehung in München geschaffen wird, das wird übrigens schließlich nicht blos München und Bayern, es wird ganz Deutschland zu Statten kommen und das mag auch die Besprechung des scheinbar specifisch bayerischen Themas an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen lassen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Zerstreut.

Schwank in drei Acten von Théodore Barrière und Edmond Gondinet.

(Residenz-Theater.)

Der verstorbene Barrière, der Verfasser von Filles de marbre, Un scandale d'hier, Faux bonshommes und noch einer Menge auch bei uns vielgespielter Stücke, hat die Skizze einer Intriguenposse hinterlassen,

Digitized by Google

die sein Freund und College, der beliebte Gondinet, ausarbeitete und unter dem Titel „Tête de linotte“ (wörtlich der Hänflingskopf oder das [schwache] Vogelgehirn, also eine Person mit schwachem Kopf, hier Gedächtniß) jüngst unter großem Beifall in Paris zur Aufführung brachte. Herr Neumann, der Director des Residenz-Theaters, übersetzte das ausgelassene Stück, strich oder milderte die von der Censur beanstandeten Stellen mit dem nämlichen Geschick, und „Zerstreut“, wie er den Schwank betitelt — in Wien hieß dieser, wenn wir nicht irren, „Die Confusionsräthin“ — hat nun auch das Berliner Publicum sehr erheitert. Selbst im Glücke scheint das Mißgeschick den tüchtigen Director und Uebersetzer zu verfolgen. Wegen Besetzungsschwierigkeiten hat sich die Aufführung der Novität bis gegen den Schluß der guten Saison verzögert, so daß an eine ergibige Ausbeutung des schönen Erfolges kaum mehr zu denken ist.

„Zerstreut“ gehört in die Klasse der Pariser Imbroglio-Stücke, für welche der „Proceß Veauradieux“ und die „Rosa-Dominos“ von Hennequin und Delacour typisch geworden sind. Es ist die ewig junge und wirkungsvolle Verwechslungskomödie, aber nicht in der behäbigen Art von Kotzebue und Benedix, sondern getrieben bis zum complicirtesten Nonplusultra der Personen-, Begriffs- und Namensverwechslung — die letzte Consequenz der grobmateriellen Bühnentechnik. Da bildet ein Dutzend von Mißverständnissen und Verwechslungen ein theatralisches Rechenexempel; die Menschen und Verhältnisse sieht man verkleidet, versteckt, durch einander gerüttelt; fast lauter bekannte, aber mehr oder weniger stets wirksame Situationen und Combinationen werden bis in das beinah Unentwirrbare gehäuft, ohne Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit, Charakteristik, Moral, Logik und Codex. Der Verfasser gleicht dem Jongleur, der seine bunten Kugeln empor- und durcheinanderwirft und immer wieder geschickt auffängt, so daß dem Zuschauer bei aller Anerkennung der Geschicklichkeit am Ende die Augen übergehen. Nur den besseren unter diesen Arithmetikern des Quiproquo gelingt es, den Aufbau planvoll und klar zu gestalten, die Verwicklungen durch einen sinnigen Grundgedanken und einen witzigen Dialog in die Sphäre der feineren Komik zu erheben und durch einen wahrhaften Herzensconflict interessant zu machen. Dies ist den Autoren von „Zerstreut“ fast durchweg gelungen. Die verzwickte und verzwackte Handlung läßt sich nicht erzählen, aber sie fesselt, belustigt, verblüfft. Charakteristisch ist es, daß zwei volle Acte, der erste und dritte, nöthig sind, um den Rattenschwanz von Mißverständnissen und Verwechslungen, dem der ganze zweite Act gewidmet ist, vorzubereiten und zu entwirren. Der erste Aufzug, obwohl munter und lebendig, ist im Grunde gerade so schwach wie der letzte, der die Situationskomik nicht mehr zu überbieten vermag, sondern alle Scenen voll zu thun hat, um die zahllosen Knoten, die der zweite Act geschürzt, zu lösen. In dieser Beziehung steht das neue Stück hinter den „Rosa-Dominos“ zurück, wo das Interesse und die Steigerung bis zuletzt vorhalten. Versuchen wir wenigstens die hauptsächlichsten Motive in dieser tollen Komödie der Irrungen anzudeuten, so nennen wir den Ehemann, der den Anbeter seiner Frau in eine Modistin vernarrt glaubt und denselben von dieser Fessel zu befreien unternimmt, um ihn zu seinem Schwiegersohn zu machen, wobei er natürlich mit seiner Frau und dem wirklichen Galan der Putzmacherin in Conflict geräth und die Wahrheit schließlich — nach Pariser Theatermoral — doch nicht erfährt; dann die Ehefrau, die einem anderen Liebhaber gegenüber den Namen einer Freundin sich aneignet, welche in Folge dessen nun tausend Unannehmlichkeiten erlebt und am Ende mit der ganzen Entrüstung einer komischen Alten ihre Unschuld, die wie ernsthaft in Frage gekommen, vertheidigt; ferner eine leichte Person, die eine möblirte Garçonwohnung miethet und dadurch mit ihren eigenen und ihres Vermiethers Besuchern in Collision geräth u. s. w. Diese Wirrnisse erfordern selbstverständlich die altgewohnten Requisiten: eine Unzahl von Ein- und Ausgängen in der Scenerie, verwechselte und verlorene Kleider, Handschuhe, Hüte und Briefe, gefällige Wandschränke zum Verstecken höchst erwachsener Personen . . . Die (sehr hübsche) Decoration des zweiten Actes zeigt die ganze typische Maschinerie solcher theatralischen Taschenspielerstücke, aber ins Raffinirte gesteigert. Die Bühne ist in zwei Hälften getheilt, rechts ein Zimmer mit zwei Thüren und einem geräumigen Wandschrank, links ein Hausflur mit zwei Thüren und im Hintergrund eine Treppe, die von ebener Erde nach dem Ort der Handlung, der im ersten Stocke gedacht ist, und von da in den zweiten Stock führt, also zwei Ausgänge, einen nach unten und einen nach oben. Im Ganzen sind demnach sechs zum Verschwindenmachen der Personen bestimmte Vorrichtungen da. Und nun beginnt ein anscheinend regelloses Chassez-croisez von wohlgezählten acht Personen, die nach- oder miteinander die Treppe, den Flur oder das Zimmer betreten, sich verstecken und vor einander die Flucht ergreifen. Einer komischen Wirkung sicher ist namentlich das Bild der menschenbelebten Treppe, die unten die Hüte der Kommenden, in der Mitte die volle Figur der Verweilenden und zugleich oben die Füße der Entfliehenden zeigt, indessen die Stimme des unsichtbaren groben Portiers gleichsam die Rolle des Pater Seraphicus spielt. Zu diesem ergötzlichen Auf und Nieder und Hin und Her kommt ein nicht gewählter, aber heiterer, witziger Dialog, der die operirende Maschinerie angenehm vergessen läßt, und ein wirklich drolliger Grundgedanke. Nur Zerstreutheit verursacht nämlich das ganze Durcheinander: das vermeintlich strafbare Verhältniß der „Heldin“ mit ihrem Secretär ist durchaus platonisch; die im Grunde ganz unschuldigen Liebesbriefe des Pärchens sind mit nichten verloren, sondern werden von der ewig Zerstreuten drei Acte lang (!) im Mieder getragen und erst zuletzt in ihrem allzu sicheren Verstecke gefunden; die heimkehrende Familie muß den Weg in ihre Wohnung durchs Fenster nehmen, worauf die Vergeßliche den Schlüssel in ihrer Tasche findet. Also Alles nur um ein Nichts — und doch so unterhaltend!

Die Aufführung verdient Lob, doch muß das Tempo für solche Confusionsscherze viel schneller genommen werden. Hat der Zuschauer erst Zeit sich zu besinnen, so lacht er nicht mehr. „Ueberlegungsrecht vorbehalten“, sollte das Motto für derlei Stücke lauten, die sich gegen das Denken des Publicums verwahren. Als Gäste traten auf Fr. Ottilie Genée, welche die komische Alte mit amerikanischer Verve spielte, und Hr. Anton Anno, der zukünftige Director des Residenztheaters, ein einfacher und natürlicher Schauspieler, dessen trockener Humor sich wohl bald an die pikantere Art der französischen Komödie gewöhnen wird.

Z.

Notizen.

Unser Reichskanzler. Studien zu einem Charakterbilde von Moritz Busch. Zwei Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Es ist ein charakteristisches Zeichen unserer von der Parteien Haß und Gunst erregten Generation und zumal ihrer Wortführerin, der Presse, daß Buschs Bismarck-Bücher so selten objective Würdigung gefunden haben. Wohl mag es schwer sein, den rein historischen Standpunkt zu wahren gegenüber einer machtvollen Persönlichkeit, die so tief in unsere Aspirationen eingegriffen hat, wie der Kanzler; wir glauben aber, daß jede andere Nation, als die von ihren Individualismus und ihrem Erbfehler der Induction geplagte deutsche, den richtigen Standpunkt viel leichter finden würde. Auch dieses neueste Buch von Bismarcks Eckermann wurde von einem Theil der Presse mit gehässigen Angriffen bedacht, als ob wir nicht für jeden Versuch dankbar sein sollten, der uns die Kolossalfigur des ersten modernen Diplomaten menschlich vermitteln möchte. Im Uebrigen ist es unter den gegebenen Verhältnissen begreiflich, daß dieses neue Opus viel schärfer angegriffen wird, als „Graf Bismarck und seine Leute“, denn es ist viel weniger rein referirend, viel tendenziöser. Busch will ein Porträt oder vielmehr Beiträge zu einem Charakterbilde des Kanzlers liefern, aber er hat sein Material von vornherein geschickt arrangirt und zurechtgestutzt, seine Farben nach gewissen Principien gemischt, sein Bild ist „geschmeichelt“. Dazu kommt, daß dies auch den ausgesprochenen Zweck verfolgt, für den Kanzler und seine Politik zu wirken, daß es eine prononcirte Streitschrift ist, wie es denn auch höchst charakteristisch am Schlusse seine Moral im folgenden Citate ausspricht: „In'n Froschpfuhl all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt.“ Das ist doch deutlich. Aber auch diese Schrift hat ihren großen Werth. Der Verfasser ist seinem Meister 1870 persönlich näher getreten, war während des großen Krieges um ihn und hatte auch seither mehrfach Gelegenheit, mit ihm zu verkehren. Und Busch hat, wie er selbst rühmt, sehr gute Augen. Was er aber nicht sehen und hören konnte, das entnahm er der reichen Bismarck-Literatur. So finden wir denn hier zum größten Theil Bekanntes aus allen möglichen mehr oder minder zuverlässigen Quellen, wobei die Bücher des Herrn Busch natürlich in erster Linie berücksichtigt sind: Documente, Vorträge, Reden, Briefe, Aussprüche, Anekdoten, Klatsch, Indiscretionen,

Digitized by Google

große, kleine, auch kleinliche Züge, aber Alles vortrefflich gewählt, disponirt und benutzt. Es ist ein gewandt componirtes Mosaikbild, in dem der schneidige, geniale Staatsmann, der schlaue Diplomat, der prunklose Privatmann lebendig und farbig heraustritt. Bei der großen Liebe, womit das Porträt ausgeführt ist, wundert man sich jedoch unwillkürlich, daß Busch mit dem Bilde seines Helden, den er vergrößern will, eher eine gegentheilige Wirkung erreicht. Wenn er unablässig wiederholt, daß die Macht und Einheit Deutschlands nur auf zwei Augen ruht und mit diesen zu Grunde geht, so erniedrigt er Bismarcks „ausschließliches" (?) Werk zu einer Eintagsschöpfung. Wenn er die Diplomaten, mit denen Bismarck zu thun hatte, fast sämmtlich als bornirte Dupirte schildert, so verkleinert er unwillkürlich damit auch seinen Helden. Die Pariser Kritik will denn auch richtig herausgefunden haben, daß Bismarcks Genie in der Dummheit seiner Gegner besteht! Ihr zweifelhafter Trost ist, daß nur Drouyn de Lhuys unseren Kanzler durchschaut hat und, wenn er sich mit Beust hätte einigen können, Preußen 1866 erdrückt hätte. Buschs Buch gibt leider zu so naiven Schlüssen nur allzu oft Anlaß. Neues enthält das Buch Vielerlei. Am interessantesten ist in dieser Beziehung das Kapitel über Frankreich. Zum erstenmal erfahren wir von diplomatischen Unterhandlungen zwischen Preußen und Oestreich, welche den Zweck einer gegen Frankreich gerichteten Coalition hatte: die Mission Gablenz scheiterte aber an dem Widerstande des Grafen Mensdorff, und einige Wochen später standen die Preußen in Böhmen. Auch der Vertrag vom Mai 1866 bezüglich eines Congresses in Paris ist bisher noch unveröffentlicht, desgleichen der Versuch einer Allianz der drei conservativen Großmächte gegen die „Revolution", knapp vor dem Ausbruch der Commune; Rußland ging damals auf Bismarcks Vorschläge ein, nur Oestreich zögerte. Erst Andrassy war es vorbehalten, Bismarcks Versailler Project durch Oestreichs Beitritt zu verwirklichen. Die letzten Kapitel behandeln Bismarck als Staatssocialist, Redner, Humorist und Privatmann mit interessanten Einblicken in sein intimes Leben. Dem Verfasser ist jedenfalls historischer Sinn und sittlicher Ernst nicht abzusprechen, nur möchten wir ab und zu seine Leidenschaftlichkeit in majorem domini gloriam und in der Verdonnerung der Liberalen etwas milder, urbaner, seine Frische unbefangener sehen. Der hohe Werth dieser Publication für die Geschichtschreibung der drei letzten deutschen Kriege und die Biographie Bismarcks muß trotz alledem und alledem anerkannt werden.

* * *

Kleine historische Schriften von Alfred von Reumont. Gotha, F. A. Perthes. Sechs vorwiegend culturgeschichtliche Aufsätze, schön in der Form, gehaltvoll und auf umfassender Kenntniß der Quellen beruhend. Das Leben der Florentinerfamilie Strozzi, der Aufenthalt Gustavs III. von Schweden in Aachen (1780—91), die Geschichte von Victor Amadeus II. Thronentsagung und Ende und das Leben des letzten Stuarts, all diese Abhandlungen haben einen fast novellistischen Reiz, so sehr auch der strenge Historiker immer das Wort führt. Mit einer Ausnahme gehören diese Aufsätze in das Memoirenfach, während sie wiederholt an persönliche Erinnerungen anknüpfen. Den Preis möchten wir dem farbenreichen Gemälde geben, das Reumont von dem Liebesroman Alfieris mit der Gräfin Albani entwirft. Es enthält viel Neues und Poetisches, wie es denn auch bereits einen Dichter, Wilhelm Jensen, zu einer dramatischen Bearbeitung, dem schönen Einacter „Aus Wettolsheim", angeregt hat. Wie hoch stehen solche culturgeschichtliche Abhandlungen über den landläufigen sogenannten „historischen" Romanen und Novellen!

* * *

Kunst- und Wanderstudien aus der Schweiz von Rudolf Rahn. Wien, J. P. Faesy. Der rühmlichst bekannte Schweizer Kunsthistoriker gibt hier eine dankenswerthe Sammlung von interessanten Abhandlungen und Vorträgen, die ein vielseitiges Bild der Kunstentwicklung seiner Heimat bieten. Von allgemeinem Interesse sind die Vorträge: Kunst und Leben und die Studien über die Pariser Liederhandschrift, und viel Neues enthalten die Aufsätze über das altberühmte Kloster Wettingen und den Maler Ardüser. Poetisch, lebendig und voll Farbe und Geist sind die munteren Wanderbilder aus dem Tessin, in ihrer Art ganz vortreffliche Feuilletons, die namentlich auch um ihrer warmen Kunstbegeisterung willen wohlthun. Etwas aus dem Ton fallen die zornerfüllten Auseinandersetzungen über die schmählich verzettelte und verschacherte Berner Bürki-Sammlung. Das Schönste ist wohl die Beschreibung eines Schweizer Bürgerhauses und Edelsitzes im 16. und 17. Jahrhundert mit einer begeisterten Schilderung des farben- und formenfreudigen damaligen Daseins. — Empfehlen können wir auch das im nämlichen Verlag erschienene Reallexikon der Kunstgewerbe von Bruno Bucher, ein umfassendes Nachschlagebuch für Liebhaber und Ausübende über die Terminologie der Kunstgewerbe mit fleißigen Hinweisen auf die Fachliteratur. Vielleicht hätte die christliche Archäologie eingehender berücksichtigt werden müssen, auch bedauern wir das Fehlen von Illustrationen. — Populärer und reich illustrirt ist das eben vollständig gewordene Lexikon der bildenden Künste von H. A. Müller (Leipzig, Bibl. Institut). Hier finden wir über Technik und Geschichte der Baukunst, Plastik, Malerei und der vervielfältigenden Künste, Künstler, Kunststätten, Kunstwerke ꝛc. in mehr als 4000 Artikeln stets präcise und bei aller Kürze ausreichende Auskunft. Es ist ein fast unentbehrliches Vademecum für Kunstfreunde.

* * *

Franz von Kobell. Eine Lebensskizze. Von Luise von Kobell. München, Braun und Schneider.

Wie Fritz Reuter und Klaus Groth vorzugsweise im Norden ihre Leser, aber doch auch im Süden Deutschlands ein verehrendes Publicum haben, so ist umgekehrt Kobell zumeist im Süden bekannt, aber auch im Norden anerkannt. Er hat die Poesie der Gebirgsbayern erschlossen und in die Literatur eingeführt, und auch in Pfälzer Mundart manch ergötzliches Lied gesungen, ja man kann sagen: er war vornehmlich Dichter, wenn er reden konnte wie ihm der Schnabel gewachsen war, seine bayrischen Gedichte sind das Vorzüglichste, dann kommen die Pfälzer, dann die Hochdeutschen. In seiner dreifachen Gestalt als Poet, als Mineralog, als Jäger war er eine der beliebtesten Persönlichkeiten in München, naturfrisch, voll Humor. So wird das Lebensbild, das seine Tochter, Frau Staatsrath Eisenhard, von ihm entworfen hat, Vielen willkommen sein. Es ist ein Lichtbild, es erläßt uns nicht die Aufzählung der Orden und Ehrenmitgliedschaften, aber es zeigt den Mann auch im Hauskleid, im Kreis der Familie, und beim Becher unter den Freunden. Es ist durchwoben von Reimsprüchen, und bringt Briefe von und an Kobell aus alter und neuer Zeit. Ein Mann hätte vielleicht das Büchlein bündiger abgefaßt, und einige Schatten zu schärferer Charakteristik angebracht. C.

* * *

Von Iwan Turgenjew sind die letzten Erzählungen in nicht weniger als vier deutschen Ausgaben erschienen. Eine treffliche Uebersetzung hat Constantin Jürgens mit Autorisation des Verfassers geliefert in Die vier letzten Dichtungen J. Turgenjews (Mitau, Felsko), enthaltend: Das Lied triumphirender Liebe, Poltjew, Clara Militsch und Gedichte in Prosa. In den Vier Erzählungen von J. Turgenjew (Leipzig, Otto Wigand) finden wir zwei neue „Fragmente aus eigenen und fremden Erinnerungen", und der soeben erschienene 12. Band der autorisirten Ausgabe seiner Ausgewählten Werke (Mitau, Behre) ist uns besonders lieb durch die dankenswerthe Aufnahme des Essays über Hamlet und Don Quichatte, eines 1860 gehaltenen Vortrags voll tiefsinniger und geistreicher Bemerkungen.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Geibels Trinklied.

Geehrtester Herr!

In dem Geibel'schen Trinklied, das Sie in Ihrer Nr. 15 mittheilen, und das mir ebenfalls seit längerer Zeit bekannt ist, befindet sich ein Schreib- oder Gedächtnißfehler. In der 3. Strophe muß es heißen:

Heißen Xeres trinkt der Spanier,
Kaltes Wasser das Kameel.

Hochachtungsvoll
Ein alter Leser der „Gegenwart".

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Die letzten Tage Heinrich Heine's.

Erinnerungen

von

Camilla Selden.

Einzige autorisirte Uebersetzung.

Aus dem Französischen.

8°. In hocheleg. Ausstattung. br. 2 *M.*

Die als „mouche" bekannte Dame, **Heinrich Heine's letzte Liebe,** bietet uns in Obigem ihre Aufzeichnungen und Erinnerungen.

Das Buch bringt viel **Neues,** noch **gänzlich Unbekanntes** und eine **größere Anzahl noch ungedruckter Briefe** unseres Lieblingsdichters.

Verlag von **Otto Spamer**
in **Leipzig** und **Berlin.**

Mitgabe für **Frauen** und **Jungfrauen** zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.

Buch der Hausfrau.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage.
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.

Preis:
Geheftet *M.* 9.50.
Elegant gebunden *M.* 12.—
(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)

Prospekte überallhin gratis und portofrei.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Die höchst interessanten Memoiren
der letzten Liebe
HEINRICH HEINES
(genannt Mouche)
sowie der mit Spannung erwartete neueste Roman von

E. WERNER

Ein Gottesurteil

erscheinen jetzt in der illustr. Zeitschrift

Schorers Familienblatt.

Preis viertelj. 2 M. in Wochen-Nummern. — Auch in Heften zu 50 Pf. —

Noch jährigem Bestehen hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt.

Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** erschienen soeben:

Der Kaiser Hadrian.

Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte Auflage, der zweiten neugeschriebenen unveränderter Abdruck.

8°. X u. 505 Seiten. *M.* 10.—. Eleg. geb. *M.* 12.—

Die deutsche Arbeit.

Von

W. H. Riehl.

Dritte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.

X u. 297 Seiten. *M.* 5.—

Geschichte der Erziehung

vom Anfang an bis auf unsere Zeit.

In Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern bearbeitet von

Prälat **Dr. K. A. Schmid.**

Erster Band: **Die vorchristliche Erziehung** bearbeitet von

K. A. Schmid und **G. Baur.**

Gr. 8°. VI u. 333 Seiten. *M.* 10.—

Das Werk ist auf vier Bände berechnet, deren in jedem Jahr einer erscheint.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt,** in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. **Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Das dritte Heft von 5 Bogen der

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte

(jährlich 12 Hefte in Oktav à *M.* 1.—)

ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung vorrätig. Preis *M.* 1.—

(Jedes Heft wird einzeln berechnet.)

Inhalt des dritten Heftes:

Ein Gang durch die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von W. H. Riehl.
Die Kriegsbereitschaft einer deutschen Stadt im Mittelalter. Von A. von Luschin. II.
Die neuesten Handschriftenfunde aus Aegypten. Von A. Bauer.
Mitteilungen und Berichte.

Probehefte und Prospekte sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg:**

Beiträge
zur
Physischen Geographie der Ostsee
von Dr. **Carl Ackermann.**
Mit einer Tiefenkarte und 5 lithogr. Tafeln.
Preis: 10 *M.*

Für einen **Volkskalender** werden größere u. kleinere **Beiträge** gesucht, darunter eine Novelle im Umfange von 4 Druckbogen. Gefl. Offerten mit Honorar-Forderung unter Chiffre **J. O. 6993** befördert **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 26. April 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Verstaatlichung des Feuer-Versicherungswesens. Von Hugo Schramm-Macdonald. — Preßfreiheit und Anklagerecht. Von A. Bodek. — Das Institut für Völkerrecht. Von L. Geßner. — Literatur und Kunst: Unerklärtes und Ungedrucktes von Goethe. Von Albert Lindner. — Ignaz Kuranda. Von Wilhelm Goldbaum. — Zur Popularisirung Kants. Von A. Rosenstein. — „Marienburg" von Rudolf Genée. Besprochen von Z. — Ein Sänger und ein Spielmann. Von Hugo Klein. — Aus der Hauptstadt: Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Zur Verstaatlichung des Feuer-Versicherungswesens.

Von Hugo Schramm-Macdonald.

Bei der Berathung des Unfallversicherungs-Gesetzes im Reichstage in der Sitzung am 15. März cr., in welcher der Reichskanzler in großen Zügen seine weitzielenden Gesichtspunkte für die social-politischen Aufgaben des Reiches zu Gunsten der armen Volksklassen kund gab, ist von ihm die Nothwendigkeit hervorgehoben worden: daß bei dem Zustandekommen dieses Gesetzes die Zulassung von Privatversicherungen vorweg auszuschließen sei. In der Motivirung dieser Ansicht bemerkte der Reichskanzler u. A.: „daß Unglücksfälle und Unfälle keine Gelegenheit bieten dürften, um für Actionäre hohe Zinsen und Dividenden herauszuwirthschaften, wie das in der Feuerversicherung schon geschehe, bei der einzelne Actiengesellschaften so ungeheuerliche Dividenden zahlten". Wer wollte nicht die Nothwendigkeit der Errichtung von Institutionen zum Wohle des Arbeiters Angesichts der immer drohender ihr Haupt erhebenden „rothen Internationale" anerkennen und des Reichskanzlers Absichten freudig begrüßen? Durch die Sicherstellung der Existenz des Arbeiters, soweit sie in der Praxis durchführbar ist, wird der Unzufriedenheit der Arbeiterklassen und damit auch der Socialdemokratie der Boden entzogen. Und wenn für eine solche Institution die Staatsverwaltung der Privatversicherung der Vorzug gegeben und aus derselben kein Gewinn für Actionäre erzielt werden soll, so wird diese Auffassung sicher gern acceptirt werden und jeder wahre Patriot wird die bezüglichen Pläne des Reichskanzlers im Interesse der Wohlfahrt der deutschen Nation gern unterstützen. Der gefliſſentliche Hinweis aber, daß bei den vom Reichskanzler, wie es scheint, mit einer besonderen Vorliebe bedachten Feuerversicherungs-Actiengesellschaften zum Theil eine „ungeheuerliche" Verzinsung aus dem Feuer-Versicherungs-Geschäfte gewonnen werde, bedarf um so mehr einer Richtigstellung, als derselbe thatsächlich auf einem Irrthum beruht, welcher insbesondere im Laufe des letzten Jahres wiederholt zu Tage getreten ist.

Die gesammten deutschen Feuerversicherungs-Actiengesellschaften haben nach den veröffentlichten Abschlüssen in den Jahren 1879 und 1880 durchschnittlich einen Gewinn aus dem Versicherungsgeschäfte von 3,44 und 2,07 % der Prämie gehabt und im Jahre 1881 haben von den 28 deutschen Feuerversicherungs-Actiengesellschaften 11 überhaupt mit Verlust gearbeitet. Auch in den Jahren 1882 und 1883 sind die Gewinnresultate in ähnlicher Weise im Durchschnitt ungünstig gewesen, und diese Totalerträgnisse sind in der That nicht geeignet, als sichtbares Zeichen eines lucrativen Geschäfts gepriesen zu werden.

Die Betonung der ungeheuerlichen Dividenden einzelner Gesellschaften bezieht sich auf wenige ältere Gesellschaften, welche dieselben keineswegs als Resultat eines günstigen Geschäftsjahres aus dem Feuerversicherungs-Geschäfte zu verzeichnen haben. Jene älteren Gesellschaften, welche hohe Dividenden gewähren, haben das lediglich dem Umstande zu danken, daß sie vor 70, 60, 50 ,40 Jahren eine Reihe von Jahren gar keine Dividenden aus dem Versicherungsgeschäfte vertheilten, weil sie für die Höhe der mit dem einzelnen Risico verbundenen Gefahr noch keinen Maßstab hatten und deshalb, statt die Actionäre mit Dividenden zu bedenken, den Reservefonds um so reichlicher ausstatteten, als eine Gesellschaft in den ersten 10—20 Jahren ihres Bestehens, wo ihr Geschäft noch klein ist, ein weit größeres Risico im Allgemeinen trägt, als nach 50 Jahren, wo ihr Geschäft groß geworden und durch seinen Umfang mehr Chance des Ausgleichs bietet, als im Anfange. Bei kleinem Geschäftsumfange ist die Chance erschütternder Schäden größer, als bei großem Geschäftsumfange.

Vielleicht könnte die Frage aufgeworfen werden, ob die von weiser Fürsorge und Sparsamkeit erfüllten Leiter jener Gesellschaften auch darin richtig gehandelt haben, daß sie, als ihnen die Sachlage klar geworden war, das überschüssige Plus der Reserven nicht an die Actionäre jener Zeit vertheilten, zumal diese, wie schon erwähnt, eine Reihe von Jahren nach der Betriebseröffnung gar keine Dividenden aus dem Versicherungsgeschäfte bezogen und nur die mit einem gefahrvollen Unternehmen verbundenen Risicos und Sorgen zu tragen hatten. (Die Aachen-Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft zahlte z. B. erst 15 Jahre nach der Betriebseröffnung die erste Dividende aus dem Feuerversicherungs-Geschäfte, und die Bedeutung solcher Enthaltsamkeit wird klar, wenn man sich die Frage vorlegt, welche Antwort wohl derjenige bekäme, der heute mit dem Vorschlage hervortreten wollte: „Laßt uns eine Actiengesellschaft gründen, aber in den ersten 14 Jahren bekommt ihr keine Dividende!")

Jene Frage war jedenfalls aber nur der Competenz der früheren Actionäre unterstellt und ist von diesen im Sinne der derzeitigen Gesellschaftsvorstände durch Genehmigung der Bilanzen entschieden worden.

Der Staat und das Publicum haben keinen Nachtheil davon gehabt, und es kann heute mit gutem Rechte oder auch vom Standpunkte der Moral aus jenen längst aus dem Leben geschiedenen Gesellschaftsleitern daraus nicht der leiseste Vorwurf

Digitized by Google

nachgerufen werden; im Gegentheil: es ist ihnen im öffentlichen Interesse Anerkennung deshalb zu zollen, weil sie den Boden der als Sicherheitsanstalten dienenden Gesellschaften befestigten. Andererseits ist es factisch ein gewaltiger Irrthum, wenn man die aus den dargelegten Verhältnissen herrührenden Einnahmen, welche allerdings durch den von Alters her jenen Gesellschaften angehörenden Stamm guter Versicherungen unterstützt werden, als Beispiel einer „ungeheuerlichen" Verzinsung aus dem heutigen Feuerversicherungs-Geschäfte bezeichnet. Für die heutige Staatsregierung und für die heute Versicherten kann es sich doch lediglich um die Frage handeln: ob die Prämien der Gesellschaften heute so hoch sind, daß aus ihnen die Dividenden der Actionäre über Gebühr hoch gezahlt werden. Wäre das der Fall, dann müßten diese Prämien herabgesetzt werden, und dafür würde die große Concurrenz sorgen, welche die Privat-Actien- und die Privat-Gegenseitigkeits-Gesellschaften und die öffentlichen Societäten mit einander führen. Das ist eben der große, im Interesse des Versicherung suchenden Publicums liegende Vortheil der freien Concurrenz.

Die Beiträge, welche die öffentlichen Societäten im Durchschnitt erheben, sind, abgesehen von der ihnen anhaftenden bedrohlichen Nachschußverbindlichkeit, nicht niedriger als die festen Prämien der Actiengesellschaften. Ja, es hat z. B. der Jahresbericht der Land-Feuersocietät der Kurmark Brandenburg, der Niederlausitz nnd der Districte Jüterbog und Belzig pro 1883 wiederum so hohe Beiträge für die Mitglieder zu verzeichnen, daß diese erheblich billiger bei Actiengesellschaften sich gegen Brandschaden versichert hätten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der frühere Gesetzgeber Recht gehabt, wenn er die Privatthätigkeit in der Feuerversicherung zugelassen hat, um gegen Erhebung einer festen Prämie das Risico gegen Brandschaden zu übernehmen. Ein Unfallversicherungs-Gesetz zu Gunsten der arbeitenden Klassen zu erwirken wäre vor 70 Jahren — trotz Stein und Hardenberg — und selbst vor 10 Jahren noch eine Unmöglichkeit gewesen. Wenn eine weise Regierung jetzt durch die Errichtung einer staatlichen Unfallversicherung auf Gegenseitigkeit für die Arbeiter Präservativmaßregeln trifft, um der Gefahr der socialdemokratischen Agitation vorzubeugen, so kann die Feuerversicherung dazu keine Analogie bieten.

Preßfreiheit und Anklagerecht.

Von A. Bodek.

Für die politischen Zustände einer Zeit und eines Landes gibt es kaum ein Spiegelbild, daß so untrüglich wäre wie die Preßgesetzgebung. Wie charakteristisch ist es, daß die Censur die Erfindung eines Papstes (Alexanders VI.) ist, daß sie zuerst im freien England abgeschafft wurde, daß ihre Herrschaft in Deutschland, wo sie unter der Bundestagsmisere üppig wucherte, erst durch den Frühlingssturm des Jahres 1848 erschüttert ward, um dann nach Aufrichtung des neuen Reichs gänzlich gebrochen zu werden! Und wie charakteristisch endlich, daß neuerdings, seitdem wir wieder in das Zeichen der Reaction eingetreten sind, die Versuche zur Knebelung der Presse immer von Neuem und immer dringlicher hervortreten! Sinnt man doch, wie die in der officiösen Presse ausgestreckten Fühler zeigen, nicht etwa nur auf eine Erweiterung und Verschärfung der im Reichspreßgesetze festgestellten Verantwortlichkeit der geistigen Urheber und Leiter eines Preßunternehmens; nein, man möchte die mißliebige Presse auch von der gewerblichen Seite fassen und einen tödtlichen Schlag gegen sie führen durch den den Unternehmern drohenden Ruin — ganz wie in der Reactionszeit der fünfziger Jahre.

Hört man nur die officiösen Stimmen, so muß man glauben, daß wir in Deutschland bereits eine schrankenlose, alles Maß übersteigende und der schärfsten Correctur bedürftige Preßfreiheit haben. „Der Reichskanzler ist wehrlos den schlimmsten Ueberfällen preisgegeben; Minister und Beamte müssen schutzlos stillhalten, wenn die Presse sie mit Angriffen verfolgt." So lautet die immer wiederkehrende bewegliche Klage. Sieht man aber näher hin, so wimmelt es allerorten von Preßverfolgungen und Preßbestrafungen. Die Acten der Bismarck-Beleidigungsprocesse allein würde eine stattliche Reihe von Bänden füllen, und die Summe der Gefängnißstrafen, die in diesen Processen verhängt worden sind, beziffert sich bereits nach vielen Jahrzehnten. Andererseits aber hört man selten oder nie von Strafverfolgungen gegen die sogenannte gutgesinnte Presse. Bietet diese wirlich niemals Anlaß zum Einschreiten? Verstößt sie wirklich nie gegen die Preß- und Strafgesetze? Von dieser Kehrseite schweigen sehr weislich die Regierungsblätter. Aber um so beredter sprechen die Thatsachen. Nirgends bietet sich einem unbefangenen Beobachter mehr Material für Preßprocesse als eben in diesen Blättern, die über die Mißhandlung unseres Reichskanzlers und über die Verrohung der Presse nicht genug Krokodilsthränen vergießen können. Wir sehen ab von der Privatehre unabhängiger und der Regierung unbequemer Politiker, die in der gouvernementalen und regierungsfreundlichen Presse jahrein jahraus durch den Koth gezogen wird. Mit solchen Kleinigkeiten begnügt man sich nicht; die Ehrabschneiderei wird im Großen betrieben. Ganze Parteien werden als reichsfeindlich und landesverrätherisch an den Pranger gestellt; je nachdem der Wind sich drehte und es der Regierung in den Kram paßte, haben nach einander bereits alle Parteien in Deutschland, mit Ausnahme vielleicht der Freiconseravtiven, von der officiösen Presse die absurde Verdächtigung der Reichsfeindschaft hinnehmen müssen. Ja von Zeit zu Zeit wird die Hetze gegen die einzelnen Parteien zusammengefaßt in einer großen Razzia gegen die gesammte Volksvertretung und den Parlamentarismus überhaupt. Zur Verunglimpfung der Parteien und Parlamente gesellt sich die ganzer Stände, Berufsarten und Bevölkerungsklassen. Bald sind es die Kapitalisten, die Kaufleute und Zwischenhändler, bald die Professoren, bald die Rechtsanwälte, ja selbst die Richter, gegen welche Spott und Neid, Haß und Verachtung aufgeregt werden.

Unwillkürlich fragt man sich solchem Treiben gegenüber: wird hier nicht in der freventlichsten Weise mit dem öffentlichen Frieden gespielt? Steht bei der Verhetzung ganzer Gruppen und Klassen des Volkes, bei der Verhöhnung großer und wichtiger Landesinstitutionen, bei der Gefährdung verfassungsmäßig gewährleisteter Rechte kein öffentliches Interesse in Frage? Ist denn kein Staatsanwalt da? Ja, da liegt eben der Hase im Pfeffer. Der Staatsanwalt, der hier allein helfen könnte, steht zur Verfügung der Regierung, die ihn anstellt und absetzen kann, von der er abhängig ist und in deren Sinne er sein Amt versieht, auch ohne daß er im Einzelnen bestimmte Anweisungen von höherer Stelle zu erhalten braucht. Soll er gegen die Freunde der Regierung, wenn sie im Eifer für die „gute Sache" über das Ziel hinausschießen, mit derselben Strenge vorgehen wie gegen ihre Feinde? Das wäre doch wider die Natur. Wir meinen nicht, daß ein Staatsanwalt gegen bessere Ueberzeugung mit ungleichem Maße messe, daß er aus Willkür oder Liebedienerei Anklagen unterlasse, die zu stellen er sich eigentlich für verpflichtet hält. Allein die Natur seiner Stellung bringt es mit sich, daß er, der im Namen der Regierung das öffentliche Anklagerecht handhabt, dies nur in einseitiger Weise thun kann. Wer dies bestreitet, der erkläre uns doch, warum die Staatsanwälte so wachsam und unermüdlich sind, wenn es Ausschreitungen der Opposition zu ahnden gilt, warum sie aber weit seltener in die Lage kommen, diese in ihrem Rechte zu schützen; der löse das statistische Räthsel, daß die Amtsverfolgungen gegen die mißliebige Presse sich in so hohen, die gegen die „gutgesinnte" aber in so verschwindenden Ziffern bewegen.

Wir stoßen hier auf einen sehr wunden Punkt, an dem nicht nur unser Preßwesen, sondern unser gesammtes Rechts- und Staatsleben leidet. Einen anderen Weg der Strafverfolgung als den durch Vermittlung des Staatsanwalts gibt es in Deutschland nicht. Das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft, das trotz der der Justizreform vorangegangenen Kämpfe in unserer Reichsstrafproceßordnung aufrecht erhalten worden ist, macht jede strafrechtliche Untersuchung von der Erhebung

Digitized by Google

einer Anklage durch den Vertreter des öffentlichen Interesses abhängig. Nur in wenigen untergeordneten Fällen (von Beleidigung und Körperverletzung) ist eine Privatanklage zugelassen; aber diese hört eben dort auf, wo die Gefahr eines Mißbrauches oder eines Versagens des Anklagemonopols beginnt. Auf die Presse angewandt, ist dieser harmlose und kümmerliche Ansatz einer Privatanklage fast ohne Werth. Sie kann nur vom Beschädigten selbst in seinem eigenen Interesse, nicht im öffentlichen Interesse erhoben werden. Dazu ist sie von umständlichen und peinlichen Formalitäten umgeben; sie darf erst erhoben werden, nachdem ein vorher angestellter Sühneversuch erfolglos geblieben und entbehrt, vor das Schöffengericht gewiesen, der Feierlichkeit und Gewichtigkeit, die einer von dem öffentlichen Ankläger im öffentlichen Interesse vor den Strafkammern erhobenen Anklage beiwohnt. Ein Gegengewicht gegen parteiische Handhabung der Proceß- und Strafgesetze gewährt diese Privatanklage somit gar nicht.

Wie die Presse, so wird auch das Vereins- und Versammlungsrecht, die Wahlfreiheit, die Verantwortlichkeit der Beamten für Ueberschreitung ihrer Amtsbefugnisse durch das Anklagemonopol beeinträchtigt. Auf die Vermittlung der Staatsanwaltschaft angewiesen, steht der Bürger amtlichen Uebergriffen und einseitiger Handhabung der Gesetze in vielen Fällen wehrlos gegenüber. Es liegt hier einer der entscheidenden und grundlegenden Punkte des Rechtsstaates, den man in anderen, freieren Ländern längst richtig erfaßt hat. In England bildet das allgemeine Anklagerecht eine Hauptgrundlage der bürgerlichen Freiheit, eine wirksame Waffe gegen Amtsüberschreitung und Vergewaltigung. Dort kann jeder Bürger ohne einen vom Staate bestellten Mittler auf eigene Verantwortung vor den Strafrichter hintreten, um nicht nur sein eigenes Recht zu suchen, sondern auch im Namen der verletzten Rechtsordnung eine Anklage zu erheben. Dort, wo man mit der Selstverwaltung Ernst macht, hat man als deren wichtigste Function die Selbstübung des Anklagerechts erkannt, durch welche alle Gesetze zum Schutze der Preß-, Vereins- und Wahlfreiheit erst einen Sinn erhalten, durch welche die Verantwortlichkeit der Beamten, bis hinauf zur Ministerverantwortlichkeit, erst zur Wahrheit wird.

Dort sind aus diesem Grunde Preßzustände, wie sie bei uns herrschen, unmöglich. Nicht als ob von der Waffe der Privatanklage ein besonders häufiger Gebrauch gemacht würde. Im Gegentheil, sie braucht nur selten geschwungen zu werden, eben weil sie immer im Hintergrunde steht, weil sie eine ungleichmäßige Behandlung der Presse von vornherein ausschließt. Schon durch die bloße Existenz des privaten Anklagerechts und die Möglichkeit seiner Anwendung werden Einseitigkeiten und Uebergriffe, wie sie durch das bei uns herrschende Anklagemonopol gefördert werden, im Keime erstickt. Dadurch wird nicht nur das Recht der Presse besser gewahrt; die gleichmäßige Vertheilung von Wind und Sonne wirkt auch ausgleichend und erziehend auf die Presse selbst zurück. Es bildet sich durch gegenseitige Uebereinkunft ein gewisser Takt aus, der dem Recht ergänzend zur Seite tritt, so daß Preßverfolgungen zu seltenen Ausnahmen werden. Dagegen trägt bei uns das System der einseitigen Strafverfolgung zur Verbitterung um so mehr bei, als der Presse obendrein noch eine Ausnahmestellung angewiesen ist, indem die Aburtheilung ihrer Delicte im größten Theile des Reiches den Schwurgerichten entzogen ist.

Die Beseitigung dieser Ausnahmestellung und die Abschaffung des Anklagemonopols der Staatsanwaltschaft — das sind Grundforderungen, von deren Erfüllung eine gesunde Entwickelung und würdige Gestaltung unserer Preßzustände abhängt. Hätten die gouvernementalen Preßdoctoren eine solche im Auge, so würden sie uns nicht Recepte verschreiben, die nur dahin zielen können, die Presse zu verkrüppeln, sie zum Zerrbild und Prügelknaben der öffentlichen Meinung zu machen. Das Zerrbild hat aber doch das Verdienst, daß es uns das wahre Bild besser würdigen lehrt, und insofern haben die officiösen Preßpolitiker sich Anspruch auf unseren wärmsten Dank erworben als Pioniere der Preßfreiheit wider Willen.

Das Institut für Völkerrecht.

Von L. Geßner.

Am 2. und 9. October 1880 hat Bluntschli in der „Gegenwart" über das völkerrechtliche Institut und besonders über die Verhandlungen desselben, welche in gedachtem Jahre zu Oxford stattgefunden haben, eingehenden Bericht erstattet. Die wissenschaftliche Thätigkeit des Instituts hat seitdem ohne Unterbrechung fortgedauert. Im Jahre 1881 fanden in Wiesbaden nur Commissionssitzungen statt, welche sich mit Berathung eines Referats des Professors Bulmerincq über die Reform des internationalen Seerechts beschäftigten. Die Verhandlungen in Turin begannen Anfangs September 1882.

Auf der Tagesordnung befanden sich zunächst verschiedene Commissionsberichte, welche sich mit Aufstellung von allgemeinen Grundsätzen beschäftigten, nach welchen internationale Verträge abzuschließen sind, die den Zweck verfolgen, Conflicte zwischen den Civil- und Criminalgesetzgebungen der verschiedenen Länder zu beseitigen. — Von allgemeinem Interesse waren besonders die Berathungen über den Conflict von Handelsgesetzen. Das Institut gelangte hier zur Annahme der folgenden drei Regeln: 1) Einzelne Theile des Handelsrechts sollen auf dem Wege einer allgemeinen Gesetzgebung geordnet werden, um Rechtsconflicte auf diesem Gebiete gründlich zu vermeiden. 2) Die Gegenstände, hinsichtlich deren eine Uebereinstimmung ganz besonders wünschenswerth ist, sind die Wechsel und übrigen kaufmännischen Geschäftspapiere, das Transportwesen und die wesentlichsten Grundsätze des Seerechts. — Für das gesammte Handelsrecht ist es erforderlich, daß die Entscheidung wichtiger Conflicte durch Verträge geregelt wird, insofern es in den Landesgesetzgebungen an übereinstimmenden Grundsätzen fehlt.

Es folgten dann sehr eingehende Verhandlungen über das internationale Seerecht. Im Jahre vorher war besonders durch die Autorität und die vermittelnden Bemühungen Bluntschlis, in den meisten wesentlichen Punkten sowohl mit dem Referenten als auch mit den englischen Mitgliedern ein Einverständniß erzielt worden. Nur in einem wesentlichen Punkte hinsichtlich der Prisengerichtsbarkeit blieben die Differenzen ohne Ausgleich. Fast sämmtliche Mitglieder waren mit Bluntschli darin einverstanden, daß es ein Beschluß von rein theoretischer Tragweite sein werde, wenn eine völlig internationale Prisengerichtsbarkeit in Vorschlag gebracht werden sollte. Es wurde namentlich auch von Perels und Geßner eingehend ausgeführt, daß ein solcher Vorschlag niemals die Zustimmung der europäischen Mächte finden werde. Die meisten Mitglieder erklärten es daher für opportun, daß die Prisengerichtsinstanz erster Instanz nach wie vor den Gerichtshöfen der kriegführenden Mächte auch über aufgebrachte neutrale Güter verbleiben. Dagegen sei es angezeigt, nach dem Vorgange des Vertrages von Washington gemischte internationale Commissionen einzusetzen, denen es obliegen solle, die Entscheidungen der territorialen Prisenhöfe einer Revision zu unterwerfen. Es wurde ausgeführt, daß durch diese internationale Revision die Rechtmäßigkeit der Entscheidungen völlig gewahrt bleibe, insofern der Prisenhof erster Instanz durch seine Entscheidung eine Verletzung des Völkerrechts begangen haben sollte. Der Referent bestand aber auf seinen Vorschlag, daß auch in erster Instanz die Prisengerichtsbarkeit einen internationalen Charakter haben müsse, und die Arbeiten der Commission führten in Folge dessen nicht zu einem völligen Einvernehmen. Ein solches Einvernehmen wurde auch demnächst in Turin nicht erzielt, wennschon über das materielle Seerecht in allen irgendwie wesentlichen Punkten eine Uebereinstimmung erreicht wurde. Das gilt namentlich von den Beschlüssen über die Kriegscontrebande, über das Blockade- und Durchsuchungsrecht, über den neutralen Frachtverkehr und andere für den internationalen Handelsverkehr wichtige seerechtliche Fragen. Wir können auf diese streng wissenschaftlichen Fragen hier nicht näher eingehen und bemerken daher nur, daß die Differenz mit dem Berichterstatter, welcher die Einsetzung

Digitized by Google

eines internationalen Prisenhofes erster Instanz mit dem Sitze in Brüssel beantragt hatte, auch in Turin nicht zur Erledigung gelangte.

Zum Schluß wurde noch über eine Frage des internationalen Privatrechts verhandelt, welche bereits durch die Commissionsverhandlungen in Wiesbaden auf Grund eines Referats von Martens vorbereitet worden war. Es handelte sich dabei um die Prüfung, welche Reformen in den jetzt in den Ländern des Orients gültigen Gerichtsverfassungen erforderlich sind, sobald es sich um Processe handelt, wo eine der Parteien einem christlichen Staate Europas oder Amerikas angehört. Die Dauer der Sitzung gestattete nicht, die Verhandlungen über diese überaus schwierige Frage, für deren Entscheidung nicht blos rechtliche, sondern wesentlich auch politische Interessen maßgebend sind, zu Ende zu führen. Nach längeren, sehr interessanten und gelehrten Debatten mußte daher die endgültige Entscheidung für eine spätere Sitzung vertagt werden. Namentlich bereitet auch die Verschiedenheit des Culturstandes in den verschiedenen orientalischen Staaten, von denen einige, wie die Türkei, China, Japan und auch Persien der europäischen Civilisation sich mehr und mehr genähert haben, einer für alle Orientländer gemeinschaftlichen Lösung große Schwierigkeiten. Die allgemeinen Beschlüsse, zu denen man in Turin vorläufig gelangte, sind folgende: 1) Die jetzige Praxis in den gemischten Processen entspricht nicht der Würde der civilisirten Mächte und ist den berechtigten Interessen ihrer im Orient lebenden Unterthanen im hohen Grade nachtheilig. 2) Es ist ein dringendes Bedürfniß, daß die Exterritorialität der Unterthanen christlicher Mächte, welche im Orient leben, gesichert wird. Diese Exterritorialität kann nach Lage der Verhältnisse nicht als ein Privileg angesehen werden. 3) Das Verfahren in den gemischten Processen kann nicht durch die Gesetzgebung einzelner Staaten geregelt werden. Um dieses Ziel zu erreichen, ist ein internationales Uebereinkommen unter sämmtlichen interessirten Staaten erforderlich. 4) Das geeignetste Mittel, um die mit der gemischten Consulargerichtsbarkeit in Verbindung stehenden Grundsätze zu regeln, ist eine internationale Conferenz, zu welcher die betheiligten Mächte Deputirte abzusenden haben. 5) Als Grundlage und Vorbild für derartige Verhandlungen werden am besten die in Aegypten eingeführten gemischten Gerichtshöfe dienen können, welche bisher eine gute Wirksamkeit bereits geübt haben. Die Möglichkeit, derartige Gerichte in den übrigen Ländern des Orients einzuführen, hängt von dem Grade der Civilisation ab, den diese einnehmen. Japan würde z. B. für die Einführung solcher Gerichtshöfe besser vorbereitet sein, als die Türkei.

Im vorigen Jahre fanden die Sitzungen des völkerrechtlichen Instituts zum ersten Male auf deutschem Boden statt. Nachdem dieses Institut durch Männer wie Bluntschli, Mancini, Rolin-Jacquemyns und Professor Lieber in New-York ins Leben gerufen worden, hat es nacheinander in Genf, im Haag, in Zürich, in Paris, in Brüssel, in Oxford, in Turin und schließlich in München seine Sitzungen gehalten. An allen diesen Orten und namentlich in München, wo diese Sitzungen unter dem Vorsitze des Professor von Holtzendorff stattfanden, wurden das Institut und seine Mitglieder von den Regierungskreisen sowohl wie von den städtischen Behörden in der würdigsten und gastfreundlichsten Weise aufgenommen. — In München gelangten die beiden wichtigen Aufgaben, an denen so lange und gründlich gearbeitet worden ist, die Consulargerichtsbarkeit im Orient und das internationale Seerecht, im Wesentlichen zum Abschlusse. Der erstgenannte Gegenstand wurde, nachdem über alle Einzelnheiten Uebereinstimmung erzielt war, noch einmal an die Commission verwiesen, um die letzte Hand an denselben zu legen. Auch über das internationale Seerecht ist völliges Einverständniß herbeigeführt worden, und es unterliegt nach den in den Verhandlungen zu München kundgegebenen Aeußerungen keinem Zweifel mehr, daß die Einführung einer internationalen Revisions-Instanz in Prisensachen befürwortet werden wird. Auch ein angesehenes englisches Mitglied, Mr. Westlake, sprach sich in diesem Sinne aus. In der nächsten Sitzung, welche in diesem oder dem nächsten Jahre in Brüssel oder Berlin stattfinden soll, wird daher das völkerrechtliche Institut auch diese beiden wichtigen Aufgaben, welche es sich gestellt hat, voraussichtlich zum Abschluß bringen. Dasselbe darf auf eine reiche wissenschaftliche und politische Thätigkeit zurückblicken. Den Regierungen ist eine sorgfältige, auf Grundlage der Beschlüsse der Brüsseler Conferenz ausgearbeitete Vorlage über ein der heutigen Civilisation entsprechendes Kriegsrecht vor einiger Zeit bereits vorgelegt worden. Der in Oxford von politischen und juristischen Vertretern sämmtlicher civilisirter Länder gefaßte Beschluß, daß politische Flüchtlinge, welche gleichzeitig ein gemeines Verbrechen, wie Mord, Brandstiftung und Raub begangen haben, nicht gegen die Auslieferung geschützt sein sollen, ist in einer Zeit, wo die öffentliche Sicherheit und die gesellschaftliche Ordnung durch Dynamitattentate bedroht wird, sicherlich von großer sittlicher und politischer Bedeutung. Auch die Beschlüsse über die Neutralisirung des Suezcanals und über den Schutz der internationalen Kabel haben in der politischen Welt eine anregende Wirkung gehabt. Auch die in München auf die Initiative des Präsidenten der internationalen Gesellschaft des Rothen Kreuzes, G. Moynier, gefaßte Resolution über die Neutralisirung des Congostromes, an dem in diesem Augenblicke so wichtige Handelsinteressen der verschiedenen Nationen sich kreuzen, hat in der politischen und in der handeltreibenden Welt die günstigste Aufnahme gefunden. — Wir glauben daher zu der Hoffnung berechtigt zu sein, auch über die ferneren Arbeiten des Instituts für die Entwicklung und Veredlung des internationalen Rechts und der internationalen Beziehungen der Nationen demnächst Günstiges berichten zu können.

Literatur und Kunst.

Unerklärtes und Ungedrucktes von Goethe.

Von Albert Lindner.

Im Prinzessinnengarten zu Jena befindet sich eine abgestumpfte Pyramide, von Moos so bedeckt, von Farrenkraut so umwuchert, daß kein Besucher ohne Veranlassung den Blick darauf wirft und eine Deutung der darauf eingegrabenen Sprüche versucht. Mir wenigstens ist nicht bekannt, daß in den Goetheschen Ausgaben ein Commentator sich der Sache angenommen hätte. Ich theile meine Meinung darüber mit in der bescheidenen Erwartung, daß ein Goethekenner mich eines Besseren belehre.

Als Goethe nach der Rückkehr aus Italien sich der Umgegend von Weimar annahm und mit Karl August den schon vor jener Reise entworfenen Plan der Regeneration des Parkes ausführte, benutzte er dabei die Sitte der alten Griechen, welche an ihren Kreuzwegen auf steinernen Wegweisern kurze Sprüche anbrachten, die sie dem Wanderer gleichsam als Xenie, d. h. als Gastgeschenk mit auf den Weg gaben, wie denn an einem Wegweiser im Hohlwege von Daulia, der nach Delphi führte, der Spruch stand: Erkenne dich selbst. Nach dieser Gepflogenheit der Griechen ließ Goethe verschiedentlich in der Umgebung von Weimar dergleichen orphische Sprüche anbringen, u. A. die Distychen unter dem Borkenhäuschen im Park von Weimar:

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt. u. s. w.
(S. Goethes Werke.)

Eine gleiche Veranlassung haben auch die Sprüche in jenem Garten zu Jena. Sie lauten:

1. Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
   Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.
2. Irrthum verläßt uns nie, doch leitet ein höher Bedürfniß
   Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.
3. Zierlich Denken und süß Erinnern
   Ist das Leben im tiefsten Innern.

Digitized by Google

Ich habe in Jena viele Besucher des Parks beobachtet, welche das lasen und kopfschüttelnd weiter gingen mit der Äußerung: „Nur, daß sich's reimt!" „Ich versteh's nicht!" „Das ist ja Unsinn!" u. dergl. Unverständlich ist für den Augenblick nur der dritte jener Sprüche, d. h. wenn er an und für sich betrachtet wird. Aber nimmt man an, daß diese Trias ein Ganzes bilden, daß jeder Spruch den integrirenden Theil einer Sinnesgesammtheit darstellen soll, so dürften die drei in folgendem Sinne zu erklären sein.

Die obige Dreiheit enthält die höchsten menschlichen Ziele bezeichnet, wie sie auf den drei Gebieten Leben, Wissenschaft, Kunst dem Sterblichen gestellt sind.

Was ist das höchste Gut, das dem Menschenleben erreichbar ist? Freudiges Handeln, dessen man sich auch nach dem Vollbringen noch freuen darf, oder das Sittlich-Gute oder die Tugend.

Wahrheit ist das Ziel aller geistigen Arbeit, der Weg dahin mit Irrthümern besäumt und gepflastert. Das Streben allein nach Wahrheit hat uns die Gottheit zugebilligt, die Wahrheit aber hat sie sich selbst vorbehalten — nach dem bekannten Lessing'schen Wort („ich fiele ihm mit Demuth in die Linke und spräche: Vater gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!").

In der Kunst aber offenbart sich das Leben „im tiefsten Innern". Nach dem griechischen Mythus schon ist die Erinnerung die Mutter der Musen. „Zierlich denken" hat allerdings etwas von spätergoethischem Sprachklang, wohin auch das von Goethe in der Hälfte seines Lebensalters oft und bis zum Uebermaß gebrauchte Wort „reinlich" gehört. „Zierlich" will hier besagen: im Wesen des Rhythmus, des Metrums, überhaupt der ästhetischen Form.

Und so bestände der Werth des Lebens erstens aus der Wahl der Thätigkeit, zweitens aus dem Gewinn der Idee, drittens aus dem Erfiegen der Form. Es ist mithin das Ideal, das der ganzen Schiller'schen Kunstphilosophie (Briefe über ästhetische Erziehung und „naive und sentimentale Dichtung") zu Grunde liegt. — —

Goethe und Luther. — Man weiß, was Goethe sowohl wie Schiller von der damaligen pietistischen Kirchenrichtung und ihren Anhängern haben erdulden müssen; man kennt das Stichwort „vom großen Heiden Goethe". Es braucht heute auch nicht mehr gesagt zu werden, daß man dergleichen Anschuldigungen, die besonders bei Goethe auf Atheismus hinauslaufen, sehr leicht und massenhaft aus den Werken selbst aufsammeln kann, wenn man die Stellen aus ihrem Zusammenhange reißt und isolirt betrachtet — und nicht blos aus dem Zusammenhange der Werke selbst, sondern aus dem ganzen Proceß der geistigen Entwicklung dieser Dichter, für welch letzteres vor Allem Schillers „Götter Griechenlands" von der Geistlichkeit bis in die neueste Zeit immer als flagrantes Beispiel geistlichen Unverstandes gegolten hat. Dem Goethe hat es ein gewisser Klerus nie verziehen, daß Brander in Auerbachs Keller singt:

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebt' nur von Fett und Butter.
Hatt' ſich ein Ränzlein angemäſt,
Als wie der Doctor Luther.

Vor wem, von wem das Rattenlied gesungen wird, in welcher Zeit die Scene spielt, das kümmert solche Herren nicht, weil sie keinen Genius unter dem Gesichtspunkte der höchsten Objectivität begreifen. Daher setzte es die Geistlichkeit in den zwanziger Jahren durch, daß der Faustische Text lauten mußte:

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebt' nur von Butter und Käſe.
Hatt' ſich ein Ränzlein angemäſt't
Wie der gelehrtſte Chineſe.

Die Herren mußten sich ja auf das Chinesenthum verstehen! Uebrigens ist es selbstverständlich, daß dieser Verbesserungseifer kaum einige Jahre Zeit hatte, in Preußen sich breit zu machen. Aber gedruckt ist's doch worden. Das geht noch über jenen östreichischen Censor, der 1848 die Worte:

Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn

beanstandete, weil Fräulein ein Vorrecht adliger Stände sei, und also in seiner Weisheit decretirte:

Bin weder Jungfer, weder ſchön ...

Eine andere Stelle, die den frommen Herren von damals ein Dorn im Auge war, findet sich in den Xenien (93):

Revolutionen:
Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

Oder wie diese Stelle später in Goethes „Jahreszeiten" lautete:

Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

Auf den ersten Blick mag nun wohl die Xenie wie eine Verdächtigung des Lutherthums klingen, aber nur auf den ersten Blick. Man hat auch hier Goethe nicht sehen wollen, wie er ist. Selbst wer die Revolutionen als eines der großen Mittel der Vorsehung betrachtet, heilsame Krisen in der Entwicklung der Menschheit zu erzeugen, wird zugeben müssen, daß Niemand, in dessen Lebenszeit so erschütternde Scenen fallen, zu beneiden ist, und daß dann alle großen, besonders dichterisch begabte Naturen Märtyrer für die Allgemeinheit werden müssen, d. h. daß sie, die großen Geister, dazu bestimmt sind, Spiegel wie Reflex ihres Zeitalters zu sein, das, was in der Allgemeinheit sich vollzieht, der Mit- und Nachwelt mikrokosmisch, im Rahmen des Individuums, zu wiederholen. Was Goethes damalige Stellung zur französischen Revolution betrifft, so hat er sie deutlich genug in der Erklärung gegen Eckermann abgegeben: „Es ist wahr, ich konnte kein Freund dieser Revolution sein, denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich eine Folge großer Nothwendigkeit waren." Wie gesund ist dieses Urtheil. Sind wir etwa in den letzten Jahrzehnten frei von dem Vorwurf geblieben, daß unser Volk nur deswegen revolutionäre Bewegungen durchmachte, weil es glaubte — nein gewohnt war, sich sein Verhalten in Politik, Literatur und Socialismus bei den Tonangebern an der Seine holen zu müssen? Liegt nicht in jenen schlichten Worten Goethes eine intensive Betonung desjenigen nationalen Elementes, welches unsre (die germanische) Weltstellung, welches die Selbständigkeit unsrer Volksseele bedingt? Die fragliche Xenie soll und kann also keine Anklage jener Reformen in Staat und Kirche enthalten, sondern nur eine Klage des Dichters über die unlauteren, das ruhige Fortschreiten der Bildung hemmenden Elemente in denselben. Man kann die Revolutionen hassen, ohne ein Freund des Bestehenden zu sein; man kann es beklagen, daß das Nothwendige von unten her erzwungen wird, ohne daß man Reform an sich und für sich verdammt. Luther sagte freilich: „Wahrheit hat alle Zeit rumort", aber er hat damit nicht gesagt, daß man ein Wohlgefallen am Rumoren haben müsse. Die „frommen" Feinde Goethes vergessen es, daß er als Jüngling, Mann und Greis an dem Bekenntniß festhielt: „Luther war ein Genie sehr bedeutender Art, er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, productiv zu sein, ist nicht abzusehn." Man ignorirt es von jener Seite, daß der 67jährige Goethe im Jahre 1816 den großartigen Plan entwarf, das dritte Reformationsjubiläum durch ein Oratorium: „Christus in der Weltgeschichte" zu begrüßen, in welchem der Hauptbegriff des Lutherthums würdig begründet wäre. (Vergl. Briefwechsel zwischen Goethe und

Digitized by Google

Zelter II, 348ff.) Daher ist den unverständigen Eiferern gegenüber keine Antwort weiter angebracht, als die er selbst gegenüber den Angriffen auf seinen Werther abgab:

Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

Faust. Da sich die Gelegenheit dazu bietet, so erlaube ich mir, auch auf die Gefahr, heute nur Aphorismen zu schreiben, dem Leser einen geringen Beitrag zur Geschichte des Goetheschen Faust zu unterbreiten. Im Einzelnen mögen die Resultate bei den zahlreichen Commentatoren, die ich bei weitem nicht alle kenne, vorhanden sein, aber in chronologischer Anordnung sind die folgenden Ergebnisse meiner Faststudien jedenfalls noch nicht vorhanden.

Die forschende Kritik hat sich in den zwei letzten Decennien auffallend viel mit dem Schiller'schen Tell beschäftigt, aber während ihre Resultate im Ganzen nur negativer Natur sind (das Hauptwerk ist „Rochholz: Tell und Geßler in Geschichte und Sage"), findet das Umgekehrte beim Faustmythus statt. Hier bleibt für die Ausschachtung des Historisch-Positiven noch ein starker Rest. Folgende Punkte waren und sind zum Theil noch heute der Klärung bedürftig: Wann ist das Volksschauspiel geschrieben? Hat der Verfasser seinen Anstoß im Volksbuche von 1587 (Frankfurt a. M. bei Fries) oder in Marlowe gefunden? Wann ist das Volksschauspiel zum Puppenspiel geworden? Welcher von den acht vorliegenden Texten (gesammelt bei Scheible in Stuttgart) ist der älteste — und wenn ein Originaltext doch nicht mehr vorhanden ist, welcher von diesen Texten war es, den Lessing und den Goethe kennen gelernt hat?

Die allumfassend kritische Behandlung der Sage brach 1843 mit Reichlin-Meldeggs ausführlichem Werke ab. Was nun noch folgte, war Nachlese, Detailbehandlung und Textausgabe. So von Notter 1847, Schade, Engel, Scherer. Der bekannte Aesthetiker Fischer gab 1877 nur eine Darstellung des Längstgewonnenen in glänzender Rhetorik für akademisch Gebildete. Gründlicher und mit manchem neuen Ergebnisse ausgestattet ist die Schrift von Creizenach „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels Dr. Faust 1878".

Was die Entstehungszeit des Volksschauspiels anlangt, so habe ich mich schon vor Jahren ausgesprochen, daß man die Abfassung dem bekannten Theaterunternehmer Veltheim oder Velthen, der nach dem 30jährigen Kriege in Deutschland umherzog und sich bis 1670 verfolgen läßt, zuschreiben dürfe. Es ist nämlich bekannt, daß dieser intelligente Mann viele deutsche Volkssagen zu Theaterstücken machte und dazu die alten Volksbücher benutzte. So hat er die Geschichten vom verlornen Sohne, von der schönen Melusine, von dem ewigen Juden, vom Finkenritter, von Genofeva u. s. w. dramatisirt, von einem Faust aber wird nichts berichtet. Gleichwohl ist bekannt, welch ungeheures Aufsehen bis tief ins 17. Jahrhundert das Faustbuch von 1587, dann dessen Umarbeitungen von Widmann und Pfizer in Deutschland gemacht haben, und ein so praktischer Mann sollte gerade das allerpopulärste dieser Volksbücher nicht benutzt haben, für welches ihm das Interesse des Volkes von vornherein sicher war? Nun entsteht aber die Frage: Hat Velthen das Volksbuch direct benutzt, oder hatte er Anknüpfungspunkte an Marlowe durch die damals herumziehenden englischen Komödianten? Der Gedankengang der tragischen Hauptstellen ist freilich im ältesten Text und im Volksbuch identisch, aber dasselbe ist der Fall mit Marlowe, der sein Drama 1588 bekanntlich nach dem deutschen Volksbuche abfaßte. Ein Faust von Marlowe fand sich indessen im Repertoire der englischen Komödianten bis auf das Jahr 1620 nicht. Erst im Jahre 1626 geschieht die erste Erwähnung in dem Dresdener Verzeichniß von Schauspielen der Engländer: „Julius 7. (1620) ist eine Tragödie von Dr. Faust gespielt worden." Es kann kein andrer als der Marlowesche sein. Die nächste Erwähnung stammt erst wieder aus dem Jahre 1651: Joh. Schilling, sächsischer Hofkomödiant, reicht in Prag ein Gesuch ein, daß er unterschiedliche sittliche Theaterstücke aufführen dürfe. In seinem Verzeichniß ist die Tragödie von dem „Erzt-zauberer Dr. Faustus". Auch dieser ist noch der Marlowesche Nun aber springt plötzlich das Volksschauspiel als deutsches Originalstück in zwei verschiedenen Gegenden ungefähr gleichzeitg auf: in Danzig 1668, in Bremen ungefähr eben damals, 1670 giebt es Gottsched in seinem „Nöthigen Vorrath". In einem Bericht von Schröder, einem Danziger Rathsherrn, aus dem Jahre 1668, worauf bisher die Commentare des Goethe'schen Faust meines Wissens nicht reflectirt haben (der Bericht befindet sich auf der Danziger Stadtbibliothek) wird zum ersten Male jener merkwürdigen Stelle Erwähnung gethan, die wir in dem bekannten Faustfragmente unseres Lessing benutzt finden.

Der Teufel versammelt seine Geister und fragt, wer der geschwindeste sei. „Ihm ist nicht genug, daß sie so geschwind seien wie die Hirsche, wie die Wolken, wie der Wind, sondern er will einen, der so geschwind ist wie des Menschen Gedanke." Offenbar haben wir in diesem Danziger Spiele das echte Volksschauspiel, womit auch der übrige Inhalt übereinstimmt: ein Einsiedler (später ein Mönch, weil man sich der Satire gegen Rom in protestantischen Ländern gar zu gern bediente), räth dem Faust vom Vertrage ab. Der Teufel beschwört ihm Carolum magnum und die schöne Helena; in der letzten Stunde erscheint Pluto mit seinen Teufeln und zerreißt ihn mit den Worten: accusatus es, iudicatus es, damnatus es! ganz wie im ältesten jener acht Texte, den bekanntlich Simrock zu restituiren versucht hat. Marlowes Faust hat diese drei lateinischen Posaunenstöße nicht, sie sind die geniale Zuthat des deutschen Bearbeiters, wie das auch die eingefügte Figur des Kasperle ist, den damals der Geschmack nirgends, auch nicht im traurigsten Trauerspiel entbehren mochte. Aber dieser Kasperle (ich meine nicht den rohen, unflätigen Burschen des 18. Jahrhunderts, der nichts als Zoten im Munde führt) gehört meinem Gefühl nach zu den kühnsten Gebilden, die der Volksmuse gelungen sind. Die Kühnheit liegt in der Gegenüberstellung des himmelstürmenden, nie befriedigten Faust, des „Unmenschen ohne Rast und Ruh", und des hausbacknen, beschränkten Philisters Kasperle, dessen Auge über den Horizont seiner vier Wände nicht wegträgt, und dessen Magen bei Brod und Käse sich im Himmel dünkt — es ist derselbe geniale Contrast, den Cervantes in Don Quixote und Sancho Pansa gedichtet hat. Und was gibt es auch Furchtbareres als jene Gerichtsscene, wo die Teufel ihr Opfer zu holen kommen und über dem von Seelenangst gefolterten Faust sich alle Schrecken des jüngsten Gerichtes häufen, während Kasperle als Nachtwächter sein Liedchen bläst und keine Furcht kennt als die vor seinem zänkischen Weibe und ihrem Besen. Ich habe mich immer gewundert, warum kein moderner Dramatiker sich die Kraft zutraut, die Energie dieser Scene und ihrer Gegensätze an einem andern Stoffe zu wiederholen. Shakespeare wußte, wo er hinsichtlich der tiefen Wirkung in die Lehre zu gehen hatte und hat Vieles in seine unvergängliche Form gebracht, was vor ihm in der Volkspoesie nur als Andeutung vorhanden war.

Die Verwirrung der Urtheile über die Texte führt sich auf den Umstand zurück, daß dieselben als unnütz von den Komödianten aufgegeben wurden, seit Faust ein Puppenspiel geworden war. „Ich habe den Text von meinem Vater, mein Vater hat ihn vom Großvater gelernt, mein Junge lernt ihn jetzt bei den Puppen von mir," sagte mir ein in Thüringen herumziehender Puppenspieler, indem er meine Frage nach einem Manuscript mit einer gewissen Verachtung anhörte. Noch vor einigen Jahren frug ich den Berliner Puppenspieler Linde nach seinem Faustmanuscript, und auch dieser antwortete: „In meiner Familie ist zwar eins dagewesen, aber wozu braucht man eins, da sich's in der Familie mündlich forterbt!" Da sind denn die zahlreichen Abweichungen in den uns erhaltenen acht Texten, die willkürlichen Einschiebsel nach dem Bedürfniß der Menge und des Ortes allerdings erklärlich genug! Eins aber, dünkt mich, hätten wir Ursache zu beklagen: daß Goethe nicht auf die Figur des Kasperle eingegangen ist, nicht den echten Typus deutscher Komik, den Gottsched gar nicht erkannte, gerettet hat, sondern daß er die Lücke durch einen wissenschaftelnden Pedanten (Wagner) ausfüllte. Oder hätte er in Leipzig ein Puppenspiel späterer

Digitized by Google

Abfassung gesehen, in welcher ihn die unflätige Rohheit des Hanswurst schrecken mußte? Wir wissen darüber nichts, dürfen ihm aber zutrauen, daß seinem Genius die geniale Verschmelzung von Tragik und Komik zum Humor in höherem Sinne nicht entgangen wäre, wenn er den ältesten Text gekannt hätte. Hat er doch notorisch den Marlowe nicht gekannt, in dessen Faust jene Verschmelzung bereits im Keime angelegt erscheint.

Wem es auffallen sollte, daß dem unbekannten Verfasser der letzten Gerichtsscene ein so überraschender Glückswurf gelungen ist, daß er die lateinischen Rufe so wirksam benutzt hat, als ob ihm der geniale Einfall vom Himmel gefallen sei, dem will ich entgegenhalten, daß dergleichen in der Geschichte niemals ganz unvermittelt und ohne Verbindung geschieht. Das Kühnste, was Shakespeare geschaffen hat, das hat Keim und Anfang in seinen Vorgängern und in den Quellen gehabt, und Guizot's Wort wird wohl richtig sein: „Das Genie erfindet nichts, es gestaltet nur." Das Effectmittel, am Schluß eines Stückes dergleichen Kernworte in Flammenschrift erscheinen zu lassen, war ein in der gleichzeitigen dramatischen Literatur allgemein übliches. So schließt der Polyeukt von Komart mit der Flammenschrift: „Gottes Wort bleibt ewig." Da nun schon im Volksbuche der Teufel den Faust mit den Worten holt: „Fauste, Du bist verdammt" — wie nahe lag es dem Bearbeiter, für den ihm bekannten Theatereffect die lateinische Gerichtsformel zu benutzen. Daß im Danziger Spiel diese Worte am Schluß im Feuer gesehen wurden, erzählt der obige Schröder in seinem Tagebuche.

Evident ist damit der Zusammenhang Marlowes mit dem deutschen Schauspiele allerdings noch lange nicht; aber die Wahrscheinlichkeitsrechnung, wie sie hier kurz dargelegt worden, ist immerhin ein Fortschritt gegen den Stand der Forschung vor 20 Jahren, wo man diesen Zusammenhang noch entschieden leugnete. Wir wissen heute, daß der sogenannte Ulmer Text, der älteste, etwa um 1670 entstanden ist, daß er, wie kein zweiter, den Idealgehalt des Mythus am vollgehaltigsten wiedergibt; wir wissen, daß Marlowe in Deutschland bekannt geworden, daß sein Faust vom deutschen Schauspiele direct abgelöst worden ist und daß wir jenen Idealgehalt nur ihm verdanken, weil er sich selbst so streng an das älteste Volksbuch hielt; daß also die Verbindung zwischen Marlowe und Goethe trotz alledem und von nun an ohne Widerspruch hergestellt ist.

Aber ein anderes Resultat von größter Wichtigkeit hat sich aus den letzten Forschungen ergeben. Wir verdanken die deutsche Posse demnach nicht den Engländern, obwohl man meinen sollte, daß die Verwandtschaft des englischen mit dem deutschen Humor hier von Belang gewesen, und daß das Puppenspiel mit seinem Kasperle dazu einen bedeutenden Ansatz enthalten habe. Wir verdanken vielmehr unsere Posse den Italienern, welche dicht nach dem 30jährigen Kriege den englischen Einfluß auf unser Theater ablösten.

Ein ungedrucktes Autograph. In meinen Jenenser Studienjahren hatte ich Gelegenheit, den unten mitgetheilten mit W. Goethe 1765 unterzeichneten Aufsatz zu lesen. Er war angeblich aus einem Stammbuche der Friederike Oeser in Leipzig copirt worden, und man weiß ja, was Stammbücher in jener Zeit für eine wunderliche Rolle spielten. Das Schriftstück lautet:

Sagen de Geym, mer hätten kä König, kä Kayser, kä Scepter, kä Kron, da will ich äch ober beweise, daß geschribben stäht, daß mer habben ä König, ä Kayser, ä Scepter, ä Kron'. Aber wo habben mer denn unsern Kayser? Das will ich äch och sage. Do drüben über's große, grause Meer. Und da wäre dreimalhunnerttausend Jahr vergangen sei, do werd ä groser Mann mit Stiefle und Sporn gerad aus spornstrechs gegange komme übers grose grause rothe Meer, und werd in der Hand habe ä Horn, und wos denn fer ä Horn? Ä düt Horn (Tuthorn). Und wenn der werd in's Horn düte, do wären alle Jüdlich, die in hunnerttausend Jahren gepökert sind, die wären alle gegange komme ans große grause Meer. — No, was sagt ehr darzu? Unn was ä gros Wunner sein wärd, däs will ich äch och sage: Er werd geritte komme uf ä große schnee weise Schimmel, un wos ä Wunner, wenn dreimal hunnert und neun und neunzig tausend Jüdlich wärn of den Schimmel sitze, do wäre se olle Platz habbe, un wenn än eenziger Geym sich werd aach uf den Schimmel setze, do wärd äh keenen Platz finne. — No was sagt ehr dasu? Abber was noch fär ä groser Wunner sey werd, des will ich äch och sage. Unn wenn de Jüdlich alle wäre of den Schimmel sitze, do werd der Schimmel kerzengerade seine große, grause Wädel ausstrecke, do wern de Geym denke: komme mer nich uf de Schimmel, setze mer uns uf de Wädel. Und nu wern sich alle of de Wädel ruf hucke; un wenn se alle druf sitzen, un der grose schnee weiße Schimmel werd gegangen komme durchs grose grause Meer zurück, do werd äh de Wedel falle lasse und de Geym wern alle runter falle ins große grause rothe Meer. No was sagt ehr darsu?

Aus welchen Beziehungen der Einfall hervorgegangen ist und ob er überhaupt eine persönliche Spitze besitzt, das weiß ich nicht und überlasse die Untersuchung gründlicheren Kennern des Dichters.

Ignaz Kuranda.

Von Wilhelm Goldbaum.

Mit allen Ehren, die ihm gebührten, ist der wackere Mann begraben worden, und das war ein Trost für Jene, welche besorgen, daß Wien aufhören könnte eine deutsche Stadt zu sein. Denn was hätte die ungeheure Menschenmenge, welche sich hinter dem Sarge Kurandas nach dem Centralfriedhof wälzte, an diesem Todten mehr zu ehren gehabt, als den festen deutschen Mann, der bis zum letzten Augenblicke auf der Stelle ausgeharrt, auf der er einmal seinen Platz genommen hatte? Die Gaslaternen brannten, während der Leichenzug sich durch die Gassen wand, vom Parlamentshause wehte die Trauerfahne, die hundert Kränze, die den Sarg bedeckten, sprachen von Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit, die sich der kleine, unansehnliche Mann während eines langen Lebens erworben hatte. Und er war doch nicht einmal Minister gewesen, nur ein Journalist zuerst und dann ein Abgeordneter! Aber freilich, es ist auch noch in unseren vielgeschmähten Tagen etwas Schönes um die unentwegte Gesinnungstreue, die durch vierzig Jahre unter Gefahren und Entbehrungen sich selbst bewahrt, und immer wieder erscheint es wie ein Protest gegen Streberthum und Materialismus, wenn an einem offenen Grabe Zeugniß dafür abgelegt wird, daß es noch etwas Anderes gibt, um rebus bene gestis zu sterben, als eine stolze Carriere und eine erfolggekrönte Ordensjagd.

Vielleicht war es lediglich ein subjectiver Eindruck, daß Kuranda mich, so oft ich ihm begegnete, in Art und Gestalt halb an Berthold Auerbach und halb an Eduard Lasker erinnerte. Den niederen Wuchs, das Feierliche der Mittheilsamkeit hatte er mit beiden gemein, wie die Abstammung und das Bewußtsein des von ihm Erreichten; an Auerbach gemahnte er außerdem durch eine gewisse Selbstgefälligkeit, die immer mit dem lieben Ich manipulirte, ohne jedoch Anderen dasselbe Recht zu verkümmern. Wenn Kuranda, lässig debattirend, irgend eine Betrachtung anstellte, so hatte er sicher eine Reminiscenz aus dem eigenen Leben zur Hand und diese ward mit einer Behaglichkeit ausgesponnen, daß darüber das eigentliche Thema völlig verloren ging. Aehnlich, nur tiefer, sententiöser, hat auch Auerbach zu plaudern gepflegt, weil in ihm stets der Philosoph nach vorn drängte, während Kuranda sich als Publicist und Politiker mit loseren Nutzanwendungen und Anknüpfungen begnügte. An Lasker aber dachte man unwillkürlich, weil, wie bei diesem, auch bei Kuranda der moralische Pathos alles Gedankenleben unwiderstehlich beherrschte, wenn auch der Oestreicher heiterer, nachgiebiger, läßlicher den Dingen ins Gesicht schaute, als der ernsthafte, unerbittliche Norddeutsche. Ich habe beide als Parlamentsredner zu beobachten Gelegenheit gehabt und es dünkt mich, daß der Unterschied nur sozusagen ein klimatischer, ethnographischer, ein Unterschied der Himmelsgegend war. Lasker sprach viel und lange wie Kuranda und ohne große Sorge um die Form wie dieser; aber Anekdoten, Bilder, Beispiele waren Kurandas Beweismittel, während Lasker mit einer jeden Zier-

Digitized by Google

rath verschmähenden Dialektik seinen Gegenstand zerwühlte. Und dann war noch ein bestimmter Punkt, in dem Kuranda an Berthold Auerbach und Eduard Lasker unmittelbar erinnerte; das war die Scheu, irgend etwas zu sagen oder zu thun, was man als specifisch jüdisch oder, um es correcter zu sagen, als undeutsch, als fremd, als zum großen Ganzen gegensätzlich hätte ausfinden können. Sie waren alle drei nicht furchtsam in und mit ihren Bekenntnissen, doch nur so weit, als dasselbe nicht von ihnen forderte, sich von den Anderen abseits zu stellen und in Staat, Gesellschaft, Beruf etwas Besonderes zu repräsentiren.

Ob man nun aber diese aus subjectiven Eindrücken geschöpfte Vergleichung gelten läßt oder nicht, ob man in dem Lehrerssohn aus Nordstetten, dem Glashändlerssohn aus Jarocin und dem Antiquarssohn aus Prag nahe verwandte oder grundverschiedene Individualitäten erblickt, so viel ist gewiß, daß die Geschichte ihrer Entwicklung und Vollendung eine Menge frappanter Aehnlichkeiten darbietet. Ignaz Kuranda wurzelt wie Berthold Auerbach mit seinen literarischen Interessen im Vormärz und beide haben sich im Nachmärz einer völlig neuen Lage zu accommodiren. Auerbach thut es, ohne sich zu wesentlichen Concessionen zu verstehen, und Kuranda macht es nicht anders. Der Erzähler hat nur den größeren Ruhm und die größere Bildung voraus, indem er im Jahre 1849 sein „Neues Leben" beginnt, während der Publicist — noch dazu als Autodidakt — sich nach der Revolution auf die Wirksamkeit in der engeren Heimat zurückzieht. Ignaz Kuranda hat zwar in seinen jungen Jahren auch etwas vom Poeten in sich gespürt, und ein Drama „Die weiße Rose" ist diesem dichterischen Drange entsprungen; auch zu Uhland und Kerner ist er, wie damals alle jungen östreichischen Sänger, gegen Ende der dreißiger Jahre nach dem Schwabenlande gepilgert. Aber der Dichter ist in ihm nicht fruchtbar geworden. Dagegen schwimmt der Böhme schon im Jahre 1841, als Dreißigjähriger, auf den Wogen der Politik, wir finden ihn in Paris, dann in Brüssel, wo er, von Hendrik Conscience gestützt, zuerst Vorlesungen über die deutsche Literatur hält und dann die „Grenzboten" gründet.

„Die Grenzboten!" Es ist ein starker Klang in diesem Namen, den man fast noch ganz unmittelbar hindurchhört durch die mehr als vierzig Jahre, die er überdauerte. In den grünen Heften, die nur kurze Zeit von Brüssel, dann aber von Leipzig ausgingen, sprach das junge Oestreich, das sich gegen das Metternich'sche Regiment aufrichtete, zu Deutschland und — was fast noch wichtiger war — das literarische Deutschland zu dem von einer chinesischen Mauer umgebenen Oestreich. Man sahndete nach diesem fliegenden Frühling, der seine Fäden keck über alle Grenzen spann, an allen Zollämtern dies- und jenseits des Erzgebirges; es war umsonst. Der Frühling war da und seinen Athem spürte man an allen Ecken, in allen Winkeln. Ballenweise wurden die „Grenzboten" nach Oestreich geschmuggelt. Damals war Ignaz Kuranda eine geistige Macht, als Publicist vielleicht nicht einmal so hervorragend wie als publicistischer Commandeur, als solcher aber von einem unvergeßlichen Stabe umgeben, den Jacob Kaufmann, Gustav Freytag, Wilhelm Hamm, dem als Jüngere Moritz Hartmann und Alfred Meißner, Nordmann, Julian Schmidt, Kuno Fischer u. A. angehörten. Blättert man in den längst vergilbten Jahrgängen der „Grenzboten" aus jener wundersam rührigen Epoche, so begreift man den Reiz, den diese lebhaft, frisch und furchtlos geschriebenen Artikel und insbesondere die Berichte aus Oestreich üben mußten. Die jungen Leute, die hier sich zusammenfinden, sind arge Doctrinäre und Idealisten, aber sie haben sich einen neuen publicistischen Stil zurechtgemacht, halb rhetorisch und halb raisonnirend; sie sind über den süddeutschen Liberalismus, über das Rotteck'sche Pathos hinausgewachsen, aber sie bereiten das großdeutsche Ideal vor, das in Frankfurt seinen höchsten Glanz, aber auch seine völlige praktische Unbrauchbarkeit offenbarte. Selbstverständlich kann dann ein Mann wie Kuranda in der Paulskirche nicht fehlen; wo ein Dichter, ein namhafter Publicist war, wurde er damals vom Volke jubelnd hervorgezogen und in das große Parlament geschickt. Und als es aus ist mit diesem Parlamente — dem Ver sacrum unseres politischen Lebens — da stiebt Alles auseinander, ins Exil oder in die Verborgenheit, das Schwache, um mit der neugestärkten Reaction seinen Frieden zu machen, das Starke, um weiter zu kämpfen mit anderen Waffen.

Ignaz Kuranda ist wieder in Wien; er hat die „Ostdeutsche Post" gegründet. Da schreibt er, des Nachts, wenn ringsumher der Schlaf auf allen Augen liegt, seine kurzen, zündenden Artikel, die ein originelles Gemisch von Causerie, Berichterstattung und pathetischer Rede sind. Er hat sich in Frankfurt einflußreiche Freunde erworben, darunter Schmerling und Giskra; er ist populär in Wien und bei allen Schichten der Gesellschaft. Seinem Blatte droht wiederholt durch die Faust des Polizeiregiments der Untergang; ihm selbst will man einen Revers abnehmen, daß er aufhören werde, über Politik zu schreiben. Aber unsichtbare Hände schützen ihn, weil er sich sein großdeutsches Ideal unversehrt aus Frankfurt heimgebracht hat, das ihm selbstverständlich unter Felix Schwarzenbergs Regime, aber sogar vom Concordats-Ministerium als Entlastungsgrund angerechnet wird. Und das Jahr 1859 bringt die Schillerfeier, um deren Veranstaltung in Wien auch Kuranda sich ein Verdienst erwirbt; der italienischen Katastrophe folgt der Schmerling'sche Constitutionalismus, dessen publicistischer Herold Kuranda ist. Ueber ein Weilchen ist der winzige Mann mächtiger durch sein Wort als durch seine Feder; als Mitglied der Verfassungspartei zieht er in den Reichsrath ein. Du lieber Gott! sie haben es Alle vortrefflich gemeint und auch die Schmerling'sche Halbheit soll man nachträglich nicht schelten; aber es ist ihnen mit ihrem großdeutschen Ideal ergangen wie dem eifersüchtigen Knaben, der sein Mädchen einsperrte, bis es, verblaßt und abgehärmt, in seinem Käfig zu Grunde ging.

Die innere östreichische Politik hat Kurandas Geist niemals sonderlich interessirt; er kämpfte mit, aber nicht als Führer. Um so lebhafter aber beschäftigte ihn die auswärtige Politik und namentlich das Verhältniß in Deutschland und zu Preußen. Seine Parlamentsreden waren, wie die vormärzlichen Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung, mehr eine von allgemeinen Betrachtungen durchwobene Revue, ein Weltbild, als der Ausdruck einer präcisen politischen Willensmeinung. In dieser raisonnirenden Unklarheit, die trotzdem als Widerschein einer tiefen patriotischen Gesinnung im höchsten Grade achtungswerth war, steuerte man dem Jahre 1866 entgegen, und als das Unglück hereinbrach, warf man im ersten Augenblicke kleinlaut die Büchse ins Korn. Kuranda ließ damals die „Ostdeutsche Post" eingehen, die er achtzehn Jahre lang mit Muth und Ausdauer geleitet hatte. Und als er, eine parlamentarische Stütze des Bürgerministeriums, wieder die politische Arena betrat, als es sich zu bewahrheiten schien, daß auf dem Schlachtfelde von Königgrätz für Oestreich die Lerchen der Freiheit geschlagen hatten, da war er trotzdem noch immer der äußeren Politik lebhafter zugewendet als der inneren, jetzt aber allerdings mit größerer Aussicht auf allgemeine Wirkungen, da durch den Dualismus der Discussion über auswärtige Dinge in den Delegationen eine autoritative Stätte geschaffen worden war. Hier nun, in den Delegationen, ging Ignaz Kuranda, ein Unverbesserlicher, mit dem Grafen Beust, bis die große weltgeschichtliche Wendung des Jahres 1870 eintrat, und seinen Frieden mit der neuen Lage hat er kaum jemals oder wenigstens nur mit der großdeutschen Reservation gemacht, daß die Geschichte bisweilen gethane Schritte auch wieder zurückthut. Man kann dies sagen, ohne auf das Andenken des Heimgegangenen einen Schatten zu werfen. Diese vormärzlichen Liberalen aus dem Süden Deutschlands haßten nichts so sehr wie die „preußische Spitze" und ihr Haß wurde desto intensiver, je mehr Preußen sich gegen den Liberalismus kehrte. Kuranda war Oestreicher bis in die innersten Fasern seines Herzens, er schwamm in jenem Liberalismus, der halb aus der Phrase und halb aus dem Gemüthe stammte, er sträubte sich gegen Alles, was preußischer Dressur und Nüchternheit verwandt war. Ganz merkwürdig spiegelte sich diese Aversion gegen Preußen in den Urtheilen, die Kuranda bisweilen über den Fürsten Bismarck äußerte. Bewunderung und subjectiver

Digitized by Google

Widerwillen kreuzten einander, man glaubte fast das Wort des Tischlermeisters Anton in Hebbels Trauerspiel zu hören: „Ich verstehe die Welt nicht mehr".

Nicht lange wird es währen und diese großdeutschen Malcontenten werden allesammt ausgestorben sein. Aber man täusche sich nicht, mit ihnen wird auch ein gutes Stück jenes fröhlichen, himmelanstrebenden deutschen Idealismus zerronnen sein, der das Jahr 1848 gemacht hat. Gerade Kuranda — um auf die Parallele mit Eduard Lasker zurückzukommen — hat noch den im Verschwinden begriffenen Politiker von Beruf repräsentirt und zwar just, wie Lasker, in verehrungswürdiger Gestalt. Es ist ihm dies auch im Parlamente von dem Czechen Rieger vorgeworfen worden, dem er die berühmte Antwort zuschleuderte: „Man kann auch das Geschäft mit Nationalitäten zu seinem Berufe machen!" Und wie Lasker als Mitglied einer von der Herrschaft zur Nothwehr hinabgestürzten Partei persönlich die Obmacht des Siegers zu spüren hatte, so mußte auch Kuranda in der Delegation sich schließlich den Spott des Grafen Julius Andrassy gefallen lassen, der vergessen hatte, daß man auch ihn einst in effigie hingerichtet hatte. Im Grunde paßt, was Fürst Bismarck von den „Herbstzeitlosen" in Oestreich gesagt hat, auch auf die Freisinnigen in Deutschland, und sieht man näher zu, so paßt es auf den Liberalismus in allen Ländern, denn die politische Freisinnigkeit ist ja gar nicht ohne einen starken Beisatz von Idealismus, von Optimismus, von Doctrinarismus zu denken. Aber wenn jene Brutalität der realpolitischen Obmacht der Weisheit letzter Schluß ist, wenn die Junker in Deutschland und die polnisch-czechische Coalition in Oestreich die Blüthe politischer Wahrheit darstellen, dann mag man sie, was bis vor zehn Jahren als deutsch galt, nur ohne Weiteres in die Rumpelkammer werfen. Kuranda war ein Deutscher von jenem alten Schlage, vielleicht kurzsichtig in Bezug auf die praktischen Möglichkeiten und einseitig vermöge seiner östreichischen Traditionen, aber charaktervoll, treu, verläßlich. Er hat die Occupation Bosniens und der Herzegowina bekämpft, wie sie nothwendig das Gewicht der Deutschen in Oestreich vermindern mußte, er hat auch das Wort vom „Schwerpunkt im Osten" gehaßt, weil er die Vorstellung vom deutschen Oestreich nicht von sich abzustreifen vermochte. Das sind die Sünden, um derentwillen die Deutschen in Oestreich heute in der Minderheit, warum sie allein und verlassen sind.

Es ist ein Stück tragischer Gemeinsamkeit, das an dem Ende Kurandas, wie an demjenigen Laskers und Auerbachs haftet. Alle drei sind tadellos in ihrer Lebensführung, von großer Wirkung auf ihre Zeitgenossen, musterhafte Bürger, und alle drei begleitet ein schriller Mißklang zu Grabe. Soll man wirklich glauben, daß eine Zeit gekommen, in der es patriotischer, dankenswerther, ersprießlicher ist, sich auf die Bedingungen des Streberthums einzurichten? Ich habe Ignaz Kuranda zum letzten Male im vorigen Sommer gesehen; er war bereits körperlich gebrochen und schlich hinfällig, vorgebeugt, wankend durch den Wiener Stadtpark. Auch seine Rede floß nicht mehr wie ehedem breit und behaglich von den Lippen; er hatte die Freude am Leben verloren. Aber noch als Ruine dünkte er mich verehrungswürdig, das Bild einer unvergeßlichen Vergangenheit, und es wird recht leer werden um uns, wenn es uns etwa beschieden sein sollte, unseren Kindern nicht mehr Männer als Muster zeigen zu können, die einst in Treue bei der Sache des Volkes aushielten, als es fast eine Gefahr und ein Verbrechen war, sich zu dieser Sache zu bekennen.

Zur Popularisirung Kants.

Von A. Rosenstein.

Vor nunmehr drei Jahren veranstaltete ein Petersburger Kaufmann, Herr Julius Gillis, eine Preisbewerbung für die beste populäre Darstellung der Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit; der Preis wurde einem jungen Gelehrten, Kurd Laßwitz, zuerkannt, der sich der gestellten Aufgabe mit Geschick erledigt hatte.*)

Die Absicht des Preisstifters war ohne Zweifel die beste. Er wollte, wie es in dem Preisausschreiben heißt, dem immer mehr in allen Schichten sich ausbreitenden Materialismus gegenüber die idealistische Richtung Kants zur Geltung bringen. Es fragt sich aber, in wie weit dies durch eine populäre Darstellung der Philosophie Kants möglich ist. Wäre der Materialismus, der sich heute breit macht, dem Boden der Theorie entsprungen, z. B. der Lectüre Büchners, Moleschotts u. A., so wären Gegenschriften das passende Remedium, die Waffen wären, wie es in der Ausdrucksweise der Studenten heißt, so gut als gleich, und der Ausgang des Kampfes hinge nur von der Güte der Gründe und der Geschicklichkeit der Kämpfer ab. Doch die Voraussetzung ist eine falsche. Kann man schon im Allgemeinen es als ausgemacht betrachten, daß Geistesrichtung und Sittlichkeit irgend einer Epoche ihre Wurzel nicht in den gleichzeitigen literarischen Erzeugnissen haben, daß vielmehr umgekehrt diese nur die entwickeltste Blüthe an dem Baume der Menschheit sind, so darf der moderne Materialismus, *insoweit er sich nach Außen geltend macht*, am allerletzten auf das Conto der Büchner, Moleschott u. s. w. geschrieben werden. Die Quellen dieses Materialismus sind viel tiefer und ganz anderswo zu suchen, dort, wo die Welt des Vorstellens und Erkennens vor der des Wollens ganz im Hintergrunde liegen bleibt. Wollten wir zu diesen Quellen hinuntersteigen, so würden wir bald die Entdeckung machen, daß wir uns an dem Wendepunkte zweier Culturen, der erlöschenden idealistischen des 18. Jahrhunderts und der aufdämmernden materialistischen des 19. befänden, und ein Blick auf beide würde genügen, um uns mit einem Schlage die Gründe der veränderten Denkungsart klar und eindringlich vor das Bewußtsein zu führen. An jenem Wendepunkt macht dem ruhigen Dahinleben ein heftiges Drängen, dem ungezwungenen Nebeneinanderarbeiten ein gewaltiger Kampf um das Dasein, dem Streben nach Freiheit ein Verlangen nach Macht, der Werthschätzung der Gattung (Humanität, Kosmopolitismus) die höher gestellte Verherrlichung der Art (Nationalismus), der das Leben rundenden Kunst die das Leben zergliedernde Wissenschaft, der inneren Entwicklung der Individuen die äußere Entfaltung der Staaten Platz, und indem sich dieser Wechsel vollzieht, scheidet der Idealismus, zieht der Materialismus triumphirend ein und beginnt die Reaction des neunzehnten Jahrhunderts auf das achtzehnte.

Wird diesem Umschlag ins Gegentheil die Stimme des Philosophen Halt gebieten, wird er den Strom wieder zurücklenken, er, der entzogen dem Lärm des Tages, dem beweglichen Treiben der Menge, auf den reinen ewigen Aetherhöhen der Begriffe und Ideen seinen Sitz hat? Wir glauben, er wird es ebensowenig vermögen, als er diesem Strom Ursprung gegeben hat. Er wird — das geben wir nicht nur zu, sondern hoffen wir — stets eine kleinere oder größere Gemeinde um sich schaaren, die, im Streben nach Wahrheit, sich aus eigener Kraft zu ihm, zu seiner Höhe hinaufgerungen hat und im Kampfe der Meinungen treu auf seiner Seite steht, immer aufs Neue aus seinen Lehren Stärkung für diesen Kampf gewinnend. Aber der Kampf der Meinungen wird abseits vom Kampfe des Lebens ausgefochten, und, um den letzteren mit Ruhm zu bestehen, ist es durchaus nicht nöthig, an dem ersteren Theil genommen zu haben. Mit dem praktischen Materialismns kann und soll sich Jeder auseinandersetzen auf der Grundlage der sittlichen Erfahrung, die er an sich selbst und an Anderen im Leben gemacht; vermag er das nicht, so wird der Schatten Kants, der zwar die Truggebilde des theoretischen Materialismus zu zerstören, nicht aber eine auf materialistischen Grundlagen aufgebaute Gesellschaft zu erschüttern vermag, vergeblich heraufbeschworen.

Trotz dieser Erwägungen verkennen wir nicht den Werth,

*) Kurd Laßwitz, Die Lehre Kants ꝛc., allgemein verständlich dargestellt. Gekrönte Preisschrift. Berlin, 1883, Weidmann'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

den eine gute allgemeinverständliche Darstellung der Kant'schen Philosophie unter Umständen haben kann. Sie kann für Leute, die sich gern mit etwas Philosophie drapiren (und deren gibt es heutzutage nicht wenige) das passendste Gegengift gegen die Lectüre der populären Materialisten abgeben, sie kann den jungen Studenten auf das Studium der Kritik der reinen Vernunft vorbereiten, sie kann zur schnellen Orientirung dienen und Aehnliches mehr. Allen derartigen Anforderungen wird die Arbeit des Herrn Laßwitz gerecht, und die gestellte Aufgabe wäre somit als völlig gelöst und erledigt zu betrachten. Es scheinen aber die Lorbeeren des Herrn Laßwitz Frau E. Last, die sich nicht nur zur eigenen Bildung, sondern auch zum Nutzen ihrer Mitmenschen mit Philosophie beschäftigt hat, nicht haben schlafen lassen, und sie veröffentlicht ihrerseits eine Schrift, die ebenfalls das Thema der Preisaufgabe (an deren Stellung sie, wenn wir nicht irren, Antheil hat) behandelt.*) Das frappirt etwas, denn die Concurrenz bleibt immer materialistisch, mag sie sich auch um die Verbreitung des Idealismus drehen. Man sollte meinen, daß, wenn es sich um keine Erweiterung des philosophischen Denkens, sondern nur um die genaue Wiedergabe des schon Gedachten handle, ein Werk dieser Art genüge, jedes weitere geradezu überflüssig sei.

Die Verfasserin scheint dieser Ansicht nicht gewesen zu sein. Sie hatte einmal das Thema behandelt und wünschte, daß man auch ihre Bearbeitung desselben kennen lerne; vielleicht hat auch der Glaube an die Güte ihrer Arbeit sie geleitet. Diesen Glauben müßten wir allerdings als einen Aberglauben bezeichnen. Alle Vorzüge Laßwitz', Klarheit der Darstellung, Einfachheit der Schreibweise, glückliche Wahl der Beispiele, gehen der Last'schen Schrift ab, ohne daß wir durch Anderes entschädigt werden. Frau Last ist ohne Zweifel von einem lebhaften Gefühl für das „Wahre, Gute und Schöne" beseelt, aber sie hätte dieses Gefühl als *solches* bei ihrer Arbeit zurückdrängen und sich bei der Abfassung derselben von dem zwar kälteren, aber in philisophicis stets überzeugender wirkenden Verstande führen lassen sollen; man hätte dann allerdings weniger Gelegenheit, das edle Herz, aber mehr den klaren Kopf der Verfasserin zu würdigen. Wir glauben recht gerne, daß Frau Last dem Königsberger Philosophen ein gutes Verständniß entgegengebracht hat, aber aus der Darstellung ist das nicht immer ersichtlich, und es bestätigt sich auch in diesem Falle, daß etwas verstehen und das Verstandene Anderen verständlich mitzutheilen zweierlei Dinge sind. Bisweilen allerdings hat die Verfasserin bei Kant das gelesen, was sie darin zu finden gewünscht hat, so daß merkwürdigerweise ihr eigener Wunsch der Vater des Kantischen Gedankens gewesen ist. Z. B. sucht sie gleich in der Vorrede ihr Unternehmen durch den Hinweis auf angebliche Aeußerungen Kants in der „Vorrede" der Kritik der reinen Vernunft zu rechtfertigen. Nun sagt Kant selbst aber in der Vorrede zur ersten Ausgabe (Ed. Kehrbach, 2. Auflage, S. 9): „Ich fand es unrathsam, es (nämlich das Werk) durch Beispiele und Erläuterungen, die nur in populärer Absicht nothwendig sind, noch mehr anzuschwellen, zumal *diese Arbeit keineswegs dem populären Gebrauche angemessen werden könnte.*" Und in der Vorrede zur 2. Ausgabe (ebd. S. 28) heißt es: „Die Kritik der reinen Vernunft *kann niemals populär werden*, hat aber auch nicht nöthig es zu sein, weil, so wenig dem Volke die fein gesponnenen Argumente für nützliche Wahrheiten in den Kopf wollen, ebensowenig kommen ihm auch die ebenso subtilen Einwürfe dagegen in den Sinn." Man sollte glauben, das sei deutlich genug gesprochen und könne über die Meinung des Philosophen keine Zweifel aufkommen lassen. Trotzdem, wie gesagt, beruft sich Frau Last auf Kants „Vorrede" (welche, ist nicht gesagt) und die Art, wie sie dies thut, ist wenig geeignet, Jemandem, der Kant auch nur etwas kennt und ihn hoch schätzt, Vertrauen zu der Führung Frau Lasts einzuflößen. Wenn ein Buch, wie das vorliegende, die Möglichkeit seiner Existenz ausschließlich einem Heros in dem Reiche des Denkens verdankt, ist die Pflicht der Treue gegen ihn nicht schon damit erschöpft, daß man seine grundlegenden Gedanken kennt und in seinem Sinne wiedergibt, sondern man muß überall wo man sich auf ihn zu stützen vorgiebt, sowohl seine eigenen Worte und den Ort, von dem man sie geholt hat, angeben, als auch diese Worte nur in dem Sinne gebrauchen, in dem er sie hat verstanden wissen wollen. Gegen diese beiden unerläßlichen Gebote sündigt leider die Verfasserin gleich in ihrem ersten Citat. Denn weder hat Kant den Ausspruch, so wie er citirt wird, irgendwo gethan, noch steht der dem Wortlaut ähnliche Ausspruch in einer der Vorreden des gesammten Werkes (vielmehr ganz am *Schlusse* der Kritik der reinen Vernunft, Ed. Kehrbach, S. 644!), noch hat er endlich den Sinn, den die Verfasserin ihm gibt. Kant fordert nämlich an der herangezogenen Stelle den Leser der Kritik auf, das Seinige dazu beizutragen, den Fußsteig der kritischen Methode zur Heeresstraße zu machen. Frau Last liest das Wort „Heeresstraße" und betrachtet sogleich die Stelle als einen Hinweis Kants auf ihr eigenes popularisirendes Unternehmen. Hätte doch Frau Last, als sie den Schluß der Kritik gelesen, nicht gleich das Buch zugeklappt und den Entschluß gefaßt, dem gewaltigen Eindruck einen, leider nicht ganz ädäquaten, Ausdruck zu geben. Hätte sie doch lieber die Lectüre noch einmal angefangen, und zwar bei den von ihr citirten und nicht citirten Vorreden. Da wäre es ihr ganz deutlich geworden, daß mit der Heeresstraße nicht die große Landstraße gemeint sei, auf der sich Alles durcheinander tummelt, Gelehrte und Ungelehrte, Wissende und Unwissende, Denker und Phrasenmacher, sondern die Heeresstraße, d. h. „der sichere Weg", *der Wissenschaft*, die Straße, die für Mathematik und Physik, wie Kant in der Vorrede zur 2. Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft des Näheren auseinandersetzt, schon seit langer Zeit aufgefunden war und die für die Philosophie angebahnt zu haben eben das unvergeßliche Verdienst des Königsberger Philosophen ist. Nur in diesem Sinne spricht Kant von der Heeresstraße und nur in diesem Sinne sind die übrigen diesem verunglückten Citat angereihten Stellen aus Kant zu verstehen.

Man lasse also, wie man auch über die Popularisirung der Philosophie denke, Kant aus dem Spiele und noch weniger versuche man, sich die Zustimmung zur populären Verarbeitung seines Werkes aus diesem selbst zu construiren. Kant wußte sehr wohl, daß der Berg nicht zu Muhamed kommen könne, sondern Muhamed zum Berge kommen müsse, d. h., daß es dem Volke nichts nütze, wenn man ihm die Philosophen in mundgerechter Form vorsetze, sondern daß ihm nur dann seine Denker förderlich sein könnten, wenn die denkfähigen und denklustigen Elemente des Volkes aus eigenem Antriebe auf die Eroberung der in den Werken der Philosophen niedergelegten Gedankenwelt ausgingen. Freilich würde dann vielleicht die Wahrheit weniger zahlreiche, aber um so aufrichtigere und selbstlosere Verehrer haben. Heute ist die Wahrheit in populärer Form Sache der *Mode*, man legt etwas Philosophie als Puder dem inneren Menschen auf und kommt unter Umständen (exempla docent) dem positiven Kirchenglauben mit Kant zu Hülfe. Das nenne Fortschritt, wer will. Wir können die Erscheinung nur zu den von Nordau constatirten conventionellen Lügen der heutigen Culturmenschheit rechnen, eine Lüge, die darum nicht erträglicher wird, daß sie in dem Lichtgewande der Philosophie vor uns hintritt.

Damit hätten wir unsere Meinung über das Buch, das den Anlaß zu diesen Ausführungen gegeben, bereits gesagt; ein näheres Eingehen auf dasselbe dürfen wir wohl uns und dem Leser ersparen. Wäre es das erste und einzige seiner Art, so könnte man immerhin denen, die partout ihrer Bildung auch mit „etwas Philosophie" aufhelfen wollen, das Buch empfehlen. So aber müssen wir, bei dem Vorhandensein einer viel besseren Schrift über das völlig gleiche Thema, das Werk der Frau Last, auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen, als überflüssig erklären. Doch halt, wir vergessen, daß die populäre Literatur sich bereits spaltet in Bücher für die „Gebildeten", für „Frauen und Jungfrauen", für „die reifere Jugend". Jede Kategorie fordert eine andere Behandlung desselben Themas.

*) E. Last, Die realistische und idealistische Weltanschauung entwickelt an Kants Idealität von Zeit und Raum. Mit dem Porträt der Verfasserin. Leipzig, 1884. Th. Griebens Verlag.

Digitized by Google

Frau Last scheint, nach dem Aufwand von Pathos und Gefühl in ihrem Buch zu schließen, Kant speciell für „Frauen und Jungfrauen" bearbeitet zu haben, so daß nur noch der Kant für „die reifere Jugend" eine Lücke in der populären Literatur bilden würde. Sollte übrigens, was trotz Allem nicht unwahrscheinlich ist, das Buch der Frau Last eine 2. Auflage erleben, so begehe der Verleger nicht wieder die Geschmacklosigkeit (von der die Verfasserin, wie wir zu ihrer Ehre annehmen wollen, nichts weiß), das Bildniß der Frau Last hineinzukleben statt desjenigen des großen Philosophen, mit dessen Pfunde gewuchert wird.

„Marienburg" von Rudolf Genée.

Es ist wunderlich, daß das malerische Hochmeisterschloß an der deutschen Ostmark, die großartigste und merkwürdigste Schöpfung aller aus dem Mittelalter erhaltenen Profanbauten, und seine heroischen Schicksale nicht öfter zum Gegenstande poetischer Darstellungen gewählt worden. Man sollte meinen, daß vor Allem der historische Roman sich dort besonders heimisch fühlen müßte. Es läßt sich nicht leicht ein gleich pittoresker Schauplatz denken. Auch die Zeit ist interessant genug, um unsere Dichter anzuregen. Die Culturmission der Kreuzzüge ist im Orient kläglich gescheitert und findet im Osten Deutschlands eine neue Aufgabe. Fest und glänzend in jahrhundertelangem Ringen steht das erhabene Bollwerk am Nogatflusse. Jedes patriotische Herz schlägt höher, wenn es jener glorreichen Kämpfe gegen die slawische Ueberfluthung gedenkt. Die Ordensritter verbreiten nicht nur die Schrecken der Schlacht, sondern auch die Segnungen des Friedens; sie gründen Burgen und Städte, lehren Religion und Gesittung, Kunst und Wissenschaft und verstehen viel besser als das Haus Habsburg ihre Mission: Cultur nach Osten zu tragen. Dann aber kommt die Zeit des Verfalls. Weniger vor dem Andrängen der Polen sinkt das Kreuz im Osten, als weil seine Träger die Verfechter einer überlebten Weltanschauung sind. Ritterthum und mönchische Ascese lassen sich nicht länger vereinigen. Aber wie groß und herrlich sind sie noch im Sturz! Nur Verrath macht die Marienburg polnisch, und bald blüht neues Leben aus den Ruinen. Der Hochmeister Albrecht von Brandenburg hat, um das Ordensland zu retten, dieses zum weltlichen Herzogthum erklärt, dessen Herrschaft die Kurfürsten von Brandenburg und die preußischen Könige übernehmen, deren einer heute die deutsche Kaiserkrone trägt.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß dieser dankbare patriotische Stoff den deutschen Nachahmern von Walter Scott, den Spindler, Tromlitz und Van der Velde, entgehen konnte. Und nun gar dem Schöpfer des märkischen Romans: Wilibald Alexis! Selbst „Die letzten Ritter von Marienburg" des liebenswürdigen Erzählers Wilhelm Hauff, eine Conversationsnovelle in der Manier Tiecks, spielen in modernen Literaturkreisen, und der wunderschöne und vielversprechende Titel bezieht sich lediglich auf einen Roman, der zum ästhetischen Thee vorgelesen wird. Auch in Gustav Freytags „Ahnen" wird das Hochmeisterschloß nur gestreift. Erst in neuester Zeit hat Marienburg seinen eigentlichen historischen Roman erhalten. Vor einigen Jahren veröffentlichte Ernst Wichert seinen trefflichen Roman: „Heinrich von Plauen", der fast ausschließlich in Marienburg spielt und die Kämpfe des Ordens gegen die Polen und namentlich wider den preußischen Städtebund behandelt.

Die Heldenfigur des Grafen Plauen steht auch im Mittelpunkt von Genées neuem Roman.*) Er schildert uns den Orden der Marienritter, der sich zwar überlebt hat und innerlich gebrochen ist, aber doch noch so viel Kraft in sich trägt, um den furchtbaren Schlag, den er in der Schlacht von Tannenberg (1410) empfängt, zu verwinden und eine heftige Belagerung der siegreichen Polen ruhmvoll zu überstehen. Freilich fehlt da der Abschluß. Genée verfällt auf das unkünstlerische Mittel, in einem Briefe die späteren Schicksale der Marienburg erzählen zu lassen. Es wäre wohl besser gewesen, er hätte nicht die erste polnische Belagerung zum Hintergrund genommen, sondern die spätere ebenfalls vergebliche von 1457, wo der Städtebund schmählicher Weise mit Polen gemeinsame Sache machte und Geldnoth den Fall des Schlosses herbeiführte. Die Hochmeister mußten nämlich das Schloß den böhmischen Söldnerführern verpfänden, die es dem König Kasimir von Polen überlieferten. Noch widerstand eine Zeitlang die Stadt, aber als sie vom Schlosse aus beschossen wurde, erlag auch sie der Uebermacht, und der patriotische Bürgermeister fiel unterm Henkerbeil. Mit diesem endgültigen Falle der Marienburg, dem Triumphe des preußischen Städebundes und dem Einzuge der Woywoden und Starosten in ihre neue Residenz wäre der historische Abschluß gefunden, den Genée vergeblich sucht. Hauff hat ebenfalls diese letzten Ritter zu Helden des Romans in seiner Novelle ausersehen, — eben mit dem sicheren Blick eines echten Schülers von Walter Scott.

Hier hat ohne Zweifel die Begeisterung den Dichter gemacht. In warm empfundenen Strophen preist Genée im Prolog

„Das Denkmal alter Zeiten
Im neuen Vaterland,
. . . als deutsche Warte
Dem Osten zugewandt",

und er versucht es, jene Ruinen in alter Pracht vor uns aufzubauen und mit den Gestalten der Vorzeit zu beleben. Er folgt nur allzu treu den Ueberlieferungen der Geschichte; seine dichterischen und romantischen Zuthaten betreffen blos Episoden, lediglich die Motivirung, doch ist diese meist geschickt eingesetzt. Ein Beispiel dafür. Im großen Remter zeigt man noch heute die steinerne Kanonenkugel, welche die polnischen Belagerer während einer Sitzung des Kapitels durch das Fenster schossen und die in erster Linie dem Mittelpfeiler galt, der das kunstvolle Gewölbe ganz allein trägt. Natürlich wählen die Kanoniere den Augenblick, da der Meister mit seinen Rittern versammelt ist, um durch einen wohlgezielten Schuß den Pfeiler und mit ihm den ganzen Saal zu zertrümmern. Wie können aber die Polacken draußen diesen „psychologischen Augenblick" wissen? Ganz einfach durch Verrath, antwortet Genée, und flugs erfindet er die Gestalt des Palutis, eines gefangenen Samogitenjünglings, dem die Polen den Besitz seiner Geliebten versprochen haben, wenn er mit seiner rothen Mütze die Stelle bezeichne, wohin der polnische Artillerist zu zielen habe. So schließt sich an die dürre Notiz der Urkunde das planvolle Motiv des Fabulisten, der Klarheit und Zusammenhang in die Ueberlieferung bringt.

Rudolf Genées historische Erzählung — denn für einen Roman ist die Composition doch zu einfach — hat den schlichten Vortrag des Chronikstils und entbehrt gänzlich des archäologischen Elements. Da finden wir keine weit hergeholten und kokett hinein geklebten culturgeschichtlichen Raritäten und antiquarischen Liebhabereien, die den historischen Roman von heut oft so ungenießbar machen. Die Treuherzigkeit des Chronisten äußert sich auch in den gar nicht romanhaften Verwicklungen. Es fehlt die leidenschaftliche Bewegung, der tragische Zusammenstoß. Die Ränke des Intriganten, Vogt Küchmeister, sind gar zu harmlos; wir müßten ihn wühlen und schüren sehen, Schlag auf Schlag, Mine gegen Mine. Statt dessen bleibt er meist bescheiden im Hintergrunde und verschwindet plötzlich hinter der dürren Notiz, daß er bei der weiteren Verfolgung der Polen in Gefangenschaft gerathen sei. Auch die andere Intrigue, der Verrath des Palutis und seine sentimentale Liebe zu der schönen Landsmännin, fesselt uns noch weniger, als die Krankheits- und Liebesgeschichte des jungen schwäbischen Ritters, der während der Belagerung eine sehr untergeordnete Rolle spielt und dessen Mission zu den livländischen Schwertbrüdern ohne Vollwirkung bleibt. Genée vermag uns nicht recht für seine ohne markige Linien und warmes Colorit skizzirten Personen zu interessiren.

*) Berlin, A. Deubner.

Digitized by Google

Sie sind nicht greifbar, nicht leibhaftig; sie haben Gesichter aber keine Physiognomie. Sie huschen wie Schemen am Auge des Lesers vorüber und wecken wenig Antheil. Ruhig mag man sie erscheinen, ruhig gehen sehn. Genée referirt zu viel und gestaltet nicht genug. Wo wir ein Gemälde, eine dramatische Scene erwarten, begnügt er sich meist mit der trockenen, kurzen Erzählung ohne Stimmung und Temperament. Um nicht ein schwieriges Schlachtenbild entwerfen zu müssen, verfällt er auf ein originelles Auskunftsmittel, das freilich dem Kenner des Dramas und Shakespeares im Besonderen nahe lag. Er schildert die Schlacht von Tannenberg nicht in ihrer lebendigen Actualität, sondern nach Botenberichten. Die der Metzelei Entsprungenen fliehen nacheinander in die Marienburg, und das Gesammtbild erwächst aus ihren athemlosen Meldungen. Auch in anderen Fällen hätten wir einen höheren Glanz der Schilderung gewünscht. Treue geht dem Verfasser zu sehr über Anschaulichkeit. Am besten ist noch das Polenlager, der Charakter des Königs Jagiello und die Scene zwischen diesem und Plauen gelungen, doch fehlt so ziemlich ganz das Genrebild, die Schilderung des Kleinlebens. Eben weil die Uebergangstöne mangeln, muthet Alles wie eine bloße Skizze an. Und nun sollen dieselben matten Farben, womit die Personen gemalt sind, uns die Marienburg vor die Augen zaubern! Wie viel hat in dieser Beziehung Genée von Walter Scott noch zu lernen! Bei ihm sehen wir die Abtei Melrose plastisch vor uns, jeder Winkel des halbwüsten jakobitischen Landsitzes Tully-Veolan (Waverley) ist uns vertraut, die gemüthliche Wirthschaft auf Schloß Ellangowan (Guy Mannering) gemahnt uns heimatlich, als ob wir dort aufgewachsen wären. Genées Marienburg jedoch greift uns nicht ans Herz, drängt sich nicht einmal farbig und plastisch vor des Geistes Auge. Sie gleicht ein wenig der edlen Stute des rasenden Roland, die nur den einen Fehler hat, daß sie todt ist:

Morta là sull' altra ripa giace,
Altro diffetto in lei non mi dispiace.

Der treffliche Literarhistoriker hat sich bei seinem ersten Roman für den heutigen Geschmack zu ausschließlich des ungelenken Rohrs des Chronisten bedient, aber seine schlichte, anmuthige und gut geschriebene Erzählung wird gewiß auch Freunde finden.

Z.

Ein Sänger- und ein Spielmann.

Von Hugo Klein.

Graf Géza Zichy hat soeben wieder eine Concerttournée beendigt, die sich von Königsberg bis Bologna erstreckte. Jedes Jahr, wenn sich die Lerchen zu Frühlingsliedern stimmen und die ersten Schwalben unsere Kirchthürme umfliegen, erscheint auch der gräfliche Virtuose mit seinem merkwürdigen Klavierspiele in den Concertsälen. Er hat es eigentlich nicht nöthig, der Welt seine Kunst zu zeigen, und wenn dieselbe vor das Publicum tritt, so steht sie ausschließlich im Dienste der Wohlthätigkeit. Der Ertrag der überall stark besuchten Concerte ist humanitären Zwecken gewidmet und unsere Zeit kennt keinen zweiten „fahrenden Künstler" dieser Art, der jährlich Monate lang von Stadt zu Stadt zieht, um die Kasse der Armen und Dürftigen zu bereichern; dies ist eine Erscheinung, die allein genügen würde, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Grafen zu lenken. Im Concertsaale mag es nun manche Größere geben, als er ist; seine Leistungen gehören aber sicherlich zu den Interessantesten, die wir dort finden können. Sie füllen ein bemerkenswerthes Blatt in der Geschichte des Virtuosenthums. Der Rechten beraubt, die er durch einen Unfall auf der Jagd verlor, ist der Graf trotzdem ein ausgezeichneter Clavierkünstler; er hat die linke Hand in einer ganz überraschenden Weise ausgebildet, und wenn sie die Tasten berührt, scheint sie sich zu vervielfältigen. Das Ohr des Laien wird, wie viele Beispiele beweisen, häufig getäuscht durch die Kunstfertigkeit und Rapidität, mit welcher eine Hand zwei Hände bilden und ihre Leistungen zu Stande bringen will. Wenigen ist es gegönnt, mit zwei wohlausgewachsenen Händen die Virtuosität zu erreichen, es läßt sich daher leicht ermessen, welche Mühe es dem ungarischen Grafen gekostet haben mag, den schweren Preis mit der Linken allein zu erringen. Seine Leistungen wurden von eminent kunstverständigen Federn als staunenswerth anerkannt, sein Spiel als seelenvoll, begeistert, glänzend bezeichnet. Seine Compositionen erfreuen sich nicht mindern Beifalls; sie sind sämmtlich für die linke Hand berechnet. Franz Liszt erklärte, sie seien von besserem Stil, feinerem Geschmack und stärkerer Wirkung, als viele Compositionen für zwei und vier Hände; er fand sie aber ausnehmend schwer und meinte, es könne sie nur derjenige spielen, der die überraschende Technik ihres Verfassers inne hat. Franz Liszt, Robert Volkmann, Mayrberger, der Regenschori in Preßburg, waren die Lehrer Géza Zichys. Als er fünfzehn Jahre alt war, entlud sich durch einen unglücklichen Zufall seine Flinte auf der Jagd und die Kugel zerschmetterte ihm die rechte Hand. In einem Gedichte, welches die Ueberschrift trägt: „Der 24. September" erzählt der Graf, daß er, unbehindert seines Unfalls, an diesem Jahrestage desselben stets auf die Pürsche gehe und zu Ehren des heiligen Hubert ohne Groll das Jagdhorn ertönen lasse. In launigem Tone bemerkt der Dichter, er würde, falls ihm an einem solchen Tage im Sonnenglanz der rechte Arm von Neuem wüchse, ihn rasch mit der Linken erfassen und in die Tasche stecken; vorher aber, setzt er ernst hinzu, möchte er auf die Knie sinken und beide Hände zum Himmel erheben, um für sein Vaterland zu beten. Er kann, im Leben und in der Kunst, zur Noth die Hand entbehren; was ihn schmerzt ist nur, die Hände zum patriotischen Gebete nicht falten zu können. Niemals wurde eine verlorene Rechte, ein kostbarer Schatz des Mannes, schöner besungen, als in diesen stolzen Versen.

Und damit haben wir auch die poetische Begabung des Grafen berührt, von der wir heute hier vorwiegend sprechen wollen. Der Klaviervirtuose ist auch in Deutschland, Italien und anderen Ländern bekannt, den Dichter kennt nur sein Vaterland. Graf Géza Zichy ist aber nicht nur ein Spielmann, sondern auch ein Sänger vornehmer Art. Er hat in ungarischer Sprache einige höchst interessante poetische Erzählungen geschrieben, von seinen zahlreichen kleineren Gedichten erschien im vergangenen Jahre eine erste Sammlung. Die Verse scheinen leicht und spielend hingeworfen und sind dabei voll schöner Gedanken; sie enthüllen uns ein echtes Dichtergemüth und die Zartheit der Empfindung, die in jeder Zeile zum Ausdruck kommt, ließe eher auf einen deutschen Verfasser dieser Poeme schließen, als auf einen Sohn jenes Magyarenlandes, in dessen Dichtwerken der feurige Wein zu glühen scheint, der auf den Bergabhängen der Karpathen wächst.

Was den Autor vor Allem auszeichnet, ist sein lebhafter Familiensinn. Die Gedichte, die er an seine Braut, an seine Frau, an sein Kind richtet, sind die schönsten in dem Buche seiner Lieder. Er verehrt in seiner Braut ein engelhaftes Wesen, das in himmlischen Regionen zu Hause ist; ein Thau des Himmels ist ja die erste Liebe eines Mädchenherzens, und diese schenkt sie ihm, ihr Lächeln ist ja ein Sonnenstrahl, der nur flüchtig diese Erde trifft, ihr Händedruck wie die Berührung eines Engels, welche himmlischen Segen in das irdische Dasein zaubert. Wer die Braut so poetisch besingt, widmet wohl auch der Frau die Klänge seiner Lyra. — Die schöne, dunkeläugige Gräfin Karácsonyi, welche Géza Zichy geheirathet, verdient im Uebrigen mehr als ein wohlgedrechseltes Verslein zum Ruhme. Sie theilt sich im Herzen des Poeten mit der Muse:

„Die Eine zieht mich in die Höhe,
Dort blinkt so hell der Sterne Glanz —
Die Andre ruft mich auf die Erde,
Um die sich schlingt der Blumen Kranz."

Die Eine verspricht den Lorbeer und himmlischen Ruhm, die Andere zeigt ihm ein kleines Baby auf dem Arm und flüstert:

Digitized by Google

„Sieh dein Kind!" „Und so schwebe ich", schreibt der Poet, „wie der Sarg Mohammeds zwischen Himmel und Erde und fühle, daß ich weder ohne Frau, noch ohne Muse leben kann." Von den Gedichten, die an seine Braut gerichtet sind, möchte ich noch eines in einer anspruchslosen Uebersetzung hier folgen lassen, ein kleines Poem, das mit den Worten „Schöne Tage" überschrieben ist und am Krankenbette der Geliebten verfaßt wurde. Es lautet:

„Ihr seid die Schmetterlinge schöner Stunden,
Ihr holden Tage, die ihr rasch enteilt,
Wollt ihr schon flieh'n, kaum daß wir euch gefunden,
Ihr brachtet uns das Glück — verweilt, verweilt!

Nicht sollt ihr rasch, so wie ihr kommt, verrauschen,
Den Sonnenglanz, den heit'ren, sah'n wir kaum;
Mit meinem letzten Liebeshoffen tauschen
Wollt' sie im Mai den ersten Liebestraum.

Soll dieser duft'ge Blumenkranz der Liebe
Verwelken früh auf einem öden Grab?
Wär's möglich, daß er mit dem Tod zerstiebe,
Der reiche Schatz von Blüthen, den sie gab?! . . ."

Eigentliche Liebeslieder gibt es, wie sich aus dem Ausgeführten von selbst ergibt, unter den Gedichten Zichys sehr wenige. So laut er auch hie und da das Lob seiner schönen Frau singen mag, anderen Frauen als dieser streut er selten Weihrauch. Nur in einem einzigen kleinen Poem sagt er, ein Frauenbild, das er meine, sei wie eine trügerische, wenngleich zaubervolle Fata Morgana; in einem andern Gedichte, das eines „lieben, kleinen Mädchens" zärtlich gedenkt, spricht sich auch nur klagende Entsagung aus, da die Holde, wie es scheint, einem Andern ihr Herz geschenkt hat. Im Uebrigen bezeugen die Verse Zichys, daß sich Liebe und Ehe durchaus nicht ausschließen. Wie aufrichtig er es mit seinen Gefühlen meint, ersehen wir aus einem andern, kleinen, epigrammatisch zugespitzten Poem, welches die Ueberschrift trägt: „Am Sarge einer Frau." Es lautet wie folgt:

„Es ist die letzte Nacht ein Weib gestorben,"
So spricht der Fremde kalt, gelassen.
„Die gute Frau," so sagen die Verwandten,
„Sie hat den Sündenpfuhl verlassen!"

Der Priester nennt sie „eine gläub'ge Seele",
Der Arzt „des int'ressanten Falles
Merkwürdiges Subject, von seltnem Muthe" —
Der Gatte flüstert nur —: „Mein Alles! . . ."

Der Preis allerdings ist jenen Gedichten zu ertheilen, welche Zichy an sein Kind richtet und in denen die väterliche Zärtlichkeit eine poetische Verklärung findet. Bald in ernstem, bald in scherzhaftem Ton wendet er sich an das vielgeliebte kleine Wesen und streut ihm seine Verse vor, Perlen der Weisheit und Perlen des Humors, wie Zuckerbrod. Es ist ein kleines Mädchen, ein ungarisches Mädchen, und mit nationalem Stolze preist er diese im Frauengarten dieser Erde auch sonst wohlaccreditirte Blume. Sie ist von mächtiger Kraft in der Liebe wie im Leide, treu dem Vaterlande und so schön, wie es nichts Schönres im Himmel und auf der Erde gibt — selbst die Engel möchten ungarische Mädchen werden, wenn es ginge. Die Poeten wissen eben Allem eine gute Seite abzugewinnen und das sei denen zur Beachtung empfohlen, die, wie Géza Zichy, ein „gesundes Mädchen" vom Storche präsentirt erhielten „und nicht einen Knaben, wie wir gehofft". Gleich hübsch, wie dieses Gedicht, sind die launigen Verse, mit welchem Zichy „einem jungen Vater" zur Ankunft seines Sprößlings gratulirt, die Freuden und Leiden schildert, mit welchem die Anwesenheit des kleinsten Hausgenossen und größten Haustyrannen verbunden ist, um mit dem Worte zu schließen, es gäbe nichts Klügeres und nichts Froheres, als sein eigenes Kind zu wiegen. Dann finden wir auf einem andern Blatte rührende Vierzeilen an die „welkende Knospe", sein krankes Kind, mit dem der „Rosenstock seiner Liebe" leidet, „dessen Wurzeln sein Herz umklammern". Sehr sinnig ist auch das nachfolgende Gedichtchen: „Kuß, Lächeln und Thräne":

„Weine nicht, mein süßes Mädchen,
Denn mein Herz darüber bricht,
Sieh', was soll dein kindisch Klagen
In der heit'ren Sonne Licht?!

Ja, die Thrän' in deinem Auge
Ist, als wie ein weises Wort
Wär' in deinem schönen Munde —
Küsse suchen wir nur dort.

Kuß und Lächeln sind dein eigen,
Klug vertheil' sie einst, mein Kind,
Wenn du schön und groß geworden,
Die so süß und kostbar sind.

Deinem Liebsten schenk' das Lächeln,
Deinem Kinde schenk' den Kuß
Und die Thräne weih' dem Vater,
Wenn er von dir scheiden muß."

Wie alle ungarischen Poeten besingt auch Zichy begeistert das ungarische Tiefland, die weite Pußten-Ebene in seinen Gedichten. Andere Strophen, die Franz Deák und Baron Joseph Eötvös gewidmet waren, beweisen, daß der Dichter auch ein warm fühlendes Herz für die politischen Geschicke seines Vaterlandes hat und die Verfechter liberaler Ideen mit allen seinen Sympathien begleitet. Höchst bemerkenswerthe Stücke sind ferner seine Balladen, welchen die knappe Fassung zu vorzüglicher Wirkung verhilft und die sich durch einen sehr volksthümlichen Ton auszeichnen. Nach so viel Liebenswürdigkeit, wie der Dichter in den Poesien bekundet, die an seine Frau und sein Kind gerichtet sind, wird man schwer glauben, daß er auch recht boshafte Epigramme verfassen kann. Und doch enthält die Sammlung seiner Gedichte einige witzige Stücke dieser Art.

Auch die poetischen Erzählungen Géza Zichys zeichnen sich durch Formvollendung, gewinnenden Humor und tiefe Empfindung aus. Sie erinnern in Anlage und Ausführung an die ähnlichen Dichtungen Paul Heyses, welcher dem ungarischen Grafen sicherlich als Vorbild diente. Eine dieser Erzählungen Zichys, deren Lectüre Jedem Vergnügen bereiten muß, ist: „Der arme Hans." Der Held der Erzählung ist ein wackerer Bauernbursche, der leider im Rufe steht, nicht allzu klug zu sein. Wie sehr er sich auch in der Wirthschaft des Vaters mühen mag, er ist von den Eltern wegen seines beschränkten Geistes verachtet, wird von dem Gesinde nur der „dumme Hans" geheißen, von Jedem verspottet und gestoßen. Er wird die Plage endlich satt und beschließt, in der weiten Welt sein Glück zu versuchen. Er wendet sich vor Allem an seinen Pathen, einen reichen Bauern, der ein schönes Töchterlein hat, verlangt Arbeit und eine Frau. Da kommt der „dumme Hans", wie er auch hier genannt wird, aber schön an. Der Vater weist ihm die Thür, die Tochter lacht ihn aus. Er richtet nun seine Schritte zum Hause eines guten Freundes, der im nächsten Dorfe wohnt, und bei dem er auch Arbeit sucht. Der gute Freund ist gern bereit, die starken Arme des Burschen in Dienst zu nehmen, der nun Dreścher und Pflüger und Hirte wird, sich auf jede erdenkliche Art nützlich macht, für alle Mühe bei kargem Lohn nur Schimpfworte erhält. Ja, eines Tages, da sich ein Widder aus der Heerde verläuft, die der Obhut unseres Hans anvertraut ist, gibt ihm der Dienstherr auch einen Schlag ins Gesicht. Schon erhebt der Bursche, welcher alle Besinnung verliert, das Beil, um den Mann niederzuschlagen, da ertönen Hilferufe vom Flusse her. Das Kind des Dienstherrn fiel in das Wasser und ringt mit den Wellen. Da wirft Hans das Beil fort, eilt zum Ufer, stürzt in den Fluß und rettet das untersinkende Knäblein vom Tode. Die glücklichen Eltern wollen ihm reichen Lohn geben, er schlägt indessen Alles aus und verläßt das Haus, wo er so ungerecht behandelt wurde. Nachdem es ihm überall in der Welt schlecht gegangen, will er zu den Eltern zurückkehren. Auf dem Heimwege kehrt er beim Pathen ein und wird mit großer Freude empfangen.

Digitized by Google

Das Töchterlein hat blasse Wangen und verweinte Augen; verführt und verlassen, wäre ein Freier dringend nöthig. Unser Held läßt sich feiern und betrachtet mitleidig das arme Kind. „Meinetwegen," denkt er, „möge man mich einen dummen Jungen schelten — ich nehme das Mädchen!" Und er feiert das Verlöbniß mit der Unglücklichen. Dann will er doch nach Hause sehen. Er kommt gerade zur rechten Zeit, das Elternhaus steht in Flammen, der Vater konnte sich nicht rechtzeitig flüchten und droht ein Opfer der Feuersbrunst zu werden. Der arme Hans aber dringt in das brennende Haus und trägt den Alten auf den Schultern ins Freie. Dieser jammert um sein Geld, das ihm lieber ist, als das Leben, und so entschließt sich Hans, nochmals in das Haus zu dringen, welches aber über seinem Haupte zusammenstürzt und ihn unter seinem Schutte begräbt. So endet der arme Hans, und der Dichter hat in der gewinnendsten, gewiß nicht aufdringlichen Weise die These demonstrirt, daß ein Herz auf dem rechten Flecke doch besser ist als aller Verstand der Verständigen. Von der gleichen anziehenden Anspruchslosigkeit sind die übrigen poetischen Erzählungen des Grafen Géza Zichy, von welchen wir noch die „Hexe von Leányvár", eine fesselnde Dichtung, die hie und da in einem romantischen Clairobscur sich bewegt, hervorheben wollen. Einen weit höheren Flug nimmt ein episches Gedicht in drei Gesängen: „Der Epilog der Menschheit", welches das erschütternde Drama vom Tode der letzten Menschen behandelt und die Scenen des jüngsten Gerichtes vor unserm Auge entrollt. Es würde zu weit führen, wollten wir hier nur eine Skizze dieses epischen Werkes geben, dem es weder an philosophischer Tiefe, noch an Originalität der Gedanken fehlt. Die Uebersetzung dieser wie der übrigen Dichtungen des Grafen Géza Zichy wäre wirklich wünschenswerth — man vergißt aber in Deutschland, wie es scheint, über dem Spielmann den Sänger. Und doch haben wir es hier mit einer dichterischen Individualität zu thun, welche Jeden bezaubert, der ihre Bekanntschaft macht.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Die interessantesten Neuigkeiten der letzten Wochen waren zwei altbekannte Werke, Richard Wagners „Walküre" und Hector Berlioz' Symphonie „Harold in Italien" — jene zum ersten Male in der Königlichen Oper, diese ebenso in einem Symphonie-Abende der Königlichen Kapelle aufgeführt. Die Leser der „Gegenwart" werden gewiß keine Betrachtungen über das Musikdrama Wagners erwarten, da ich hierüber bereits zweimal sehr Ausführliches in diesen Blättern geboten habe. Jetzt kann ich nur die neueste Thatsache berichten, daß die Anziehungskraft des Werkes nach wie vor dieselbe ist, daß die vier Vorstellungen, die bis zum Augenblicke, wo ich diese Zeilen niederschreibe, stattgefunden haben, vollständig gefüllt waren bis in die letzten Winkel des Hauses, und daß die erste Vorstellung, der ich beigewohnt, eine glänzende zu nennen war. Frau Sachse-Hofmeister ist als vortreffliche Wagner-Sängerin bekannt und gab als Siglinde eine vollendete Leistung in Gesang und Spiel. Neu war Frau v. Voggenhuber als Brünhilde; sie feierte einen wahren Triumph; die Erinnerung an die große unvergeßliche Reicher-Kindermann, die so früh der Kunst entrissen ward, lebte in den meisten Hörern noch in voller Kraft — um so ehrenvoller war der Erfolg der Frau v. Voggenhuber. Die sonst hochgeschätzte Fräulein Lili Lehmann konnte als Fricka uns nicht befriedigen, sie war zu theatralisch leidenschaftlich, zu wenig Göttin der Ehe, der häuslichen Ehre. Niemann sang und spielte an jenem Abende wie in den schönsten Bayreuther Tagen von 1876. Betz war ein vortrefflicher Wotan, wenn auch die Stimme etwas kälter und weniger vollendet schön klang, als in früherer Zeit. Herr Fricke als Hunding trug das Seinige bei zum Gelingen. Die Partien der acht Walküren waren von den besten Künstlerinnen vertreten, welche die Königliche Oper neben den erstgenannten Trägerinnen der Hauptrollen besitzt; nichtsdestoweniger brachte die erste Scene des dritten Actes nicht die Wirkung hervor, welche viel weniger bedeutende Sängerinnen in kleineren Theatern mit diesem Gesange erzeugt haben; es fehlte eben das stramme Zusammenwirken und das Feuer; nicht den Künstlerinnen fällt hier die Schuld zu, sondern der Leitung. Herr Kahle ist ein ganz vortrefflicher, verläßlicher Orchesterführer im gewöhnlichen Kapellmeister-Sinne, aber für das Wagner'sche Musikdrama fehlt ihm die poetische Auffassung und der Flug der Phantasie, der mit voller Kraft und Sicherheit immer das rechte Ziel erreicht. Manche Tempi waren zu schnell genommen; in manchen war wieder die Vorsicht des genauen Takthaltens zu sehr erkennbar. Auch klang das Orchester durchwegs zu stark. Ueber die Ausstattung können wir ein Urtheil nicht fällen, da unsere Grundsätze denen der Regie ganz entgegengesetzt sind; wir wollen nicht, daß die Aufmerksamkeit vom Kunstwerke auf Nebensachen gelenkt wird; die Art dagegen, wie der Feuerzauber dargestellt wird, zeigte aufs Unwiderleglichste, daß das Decorative als in erster Reihe stehend betrachtet wird; die Flammen sprühten so natürlich, daß viele Leute schon deswegen das Musikdrama weniger beachteten, weil sie sich vor einem Unfalle fürchteten. Dagegen wirkte die Erscheinung des Rosses Grane, das Frau v. Voggenhuber gemüthlich über drei Felsenwindungen hinter sich in die Coulisse herzog, worauf sie den Wälsung Siegmund zum Tode ruft, eher erheiternd — keinesfalls dem Ernste der Scene angemessen.

Wir haben noch einer neuen Erscheinung an der Königlichen Oper zu erwähnen, einer jungen Anfängerin, Fräulein Leisinger aus Stuttgart, einer Schülerin der Viardot. Die junge Dame hat als „Rosine" im Barbier und als Mignon einen ganz durchschlagenden und ganz verdienten Erfolg errungen. Es fehlt ihr noch viel von der eigentlichen Theaterkunst; aber was die Gesangskunst und die musikalische Bildung verlangt, besitzt sie in bedeutendem Grade, und dabei wohlthuende natürliche Empfindung! Also kann man eine glänzende Zukunft vorhersagen.

Die „Harold-Symphonie" von Berlioz, welche die Königliche Kapelle in ihrem letzten Symphonie-Abende vorführte, ist auch kein in Deutschland unbekanntes Werk; wir selbst haben sie 1853 in Frankfurt am Main unter des Componisten Leitung gehört; der selige große Geiger Ernst, den damals noch die letzten Strahlen seines großen Ruhmes umgaben und der als Gast in der Stadt weilte, spielte die Violopartie. Wir halten das Werk für die beste einheitlichste der dramatischen Symphonien Berlioz', der bekanntlich seine großartige Begabung in Versuchen abmühte, denen die Wesenheit der Tonkunst widerspricht. Was Berlioz wollte, konnte man als „Musikdrama ohne Worte" bezeichnen. Er schuf höchst Interessantes, Geniales und Großartiges, leider niemals Durchgreifendes, allgemein Ueberzeugendes, und wird immer zu den Künstlern gehören, deren Werke mit großer Achtung genannt, aber wenig aufgeführt werden. Daß sie in letzter Zeit in Paris mit so großem Enthusiasmus aufgenommen worden sind, ist vielmehr dem Hasse der Pariser gegen das Deutsche zuzuschreiben, dem Verlangen, einen großen französischen Instrumentalcomponisten und Programm-Musiker dem verhaßten Richard Wagner*) entgegenzusetzen, als der Verehrung und Auffassung der Berlioz'schen Composition. Diese wird immer auf einen kleinen Kreis beschränkt bleiben. Die Ausführung von Seiten der Königlichen Kapelle war eine vorzügliche unter Herrn Hofkapellmeister Radecke, dem besondere Anerkennung für die Mühe und das Wagniß gebührt. Das Publicum dieser Concerte ist durchaus nicht für neuromantische Richtung gestimmt; doch verhielt es sich im Ganzen eher freundlich. Die zweite Neuheit des Abends war eine in der That neue kleine Serenade für Streichinstrumente in vier Theilen von H. Hofmann, eine sehr angenehme musikalische Plauderei ohne jeden tieferen Gehalt, aber sehr geschickt gemacht, sehr hübsch klingend und der bestgewählte Gegensatz zur Berlioz'schen Symphonie; die Zuhörer erwiesen sich auch ganz besonders zufrieden und zollten lebhaftesten Beifall.

H. Ehrlich.

*) Seit dem Tode R. Wagners haben ja seine Werke wieder Gnade gefunden.

Digitized by Google

Notizen.

Essais sur l'histoire politique des derniers siècles par Jules van Praet. Bruxelles, Bruylandt-Christophe & Cie.

Der hervorragende belgische Staatsmann gibt in diesem dritten und letzten Bande seiner historischen Essays kritische Untersuchungen über die englische Regierung unter Georg III., über die Lage Frankreichs bei Beginn der Revolution, über die Politik von Katharina II. von Rußland und die Irrthümer, in Folge deren Joseph II. den Abfall der Niederlande vom deutschen Reiche herbeiführte. Es sind ebenso viele anziehende und meisterhaft ausgeführte Gemälde von der Hand eines geschichtskundigen Politikers und unparteiischen Beobachters. Besonders werth ist uns das Buch um seiner lebendigen Porträts von Pitt, Fox, Georg III., Katharina, Joseph, Mirabeau, Dumouriez, Louis XVI. willen, die alle leidenschaftslos, aber scharf und sicher entworfen sind. Mehr als einmal ist van Praet im Wiederspruch mit der Meinung zumal französischer Geschichtsforscher. So wenn er die Ansicht vertritt, daß Mirabeau zur rechten Zeit für seinen Ruhm gestorben und wenn er mit nichten die Begeisterung für Talleyrands diplomatisches Talent theilt. „Er hat", sagt der Verfasser, „persönlich keinen entscheidenden Proceß zu Gunsten seines Landes gewonnen. Die Regierungen, denen er diente, haben ihn, mit Ausnahme der letzten, nach einiger Zeit immer fallen lassen und kalt gestellt. Die verschiedenen Scenen, in denen er auftrat, gab er noch vor der Lösung des Dramas preis. Sein staatsmännischer Ruhm ist mit einem gewissen geheimnißvollen Nimbus umhüllt worden, der ihm sehr gut zu statten kam." Wir empfehlen das geistreiche und elegant geschriebene Buch allen denen, die sich für die Geschichte des letzten Jahrhunderts interessiren. G.

* * *

Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs herausgegeben von einem Mitglied der Familie. 2. Auflage. Gotha, F. A. Perthes.

Daß nach einem Decennium schon eine zweite Auflage dieses biographischen Denkmals nöthig wurde, spricht für die Beliebtheit des frommen Sängers. Die zahlreich hier mitgetheilten Briefe an die Brüder Schlegel und andere Freunde verleihen dem mystischen Charakterbilde des jung verstorbenen Romantikers einen intimen Reiz. Das Wichtigste bleiben wohl die Enthüllungen über Novalis' angeblichen Uebertritt zur katholischen Kirche, eine durch Fälschung F. Schlegels und ein literarisches Mißverständniß Tiecks veranlaßte Legende, die noch heute in unseren Literaturgeschichten spukt. Wir wissen jetzt aus dieser Publication, daß die Marienlieder nicht als geistliche Lieder, sondern als einzulegende Dichtungen zum „Heinrich von Ofterdingen" concipirt wurden und daß F. Schlegel, nachdem er selbst katholisch geworden und durch den Wunsch geleitet, in Novalis der römischen Kirche einen werthvollen Convertiten zu verschaffen, eine entscheidende, nichts weniger als ultramontan gedachte Stelle in des Freundes Aufsatz: „Europa oder die Christenheit" mit mehr Geschick als Gewissenhaftigkeit einfach secretirt hat.

* * *

Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1875 bis jetzt. Von Hermann Wagener. 2 Abtheilungen. Berlin, R. Pohl.

Der einstige Redacteur der Kreuzzeitung erzählt uns hier ein Stück preußischer Geschichte, freilich in seiner Weise gefärbt, höchst parteiisch und tendenziös. Leider unterbricht er seinen Bericht gerade da, wo er am Interessantesten zu werden verspricht, in der Zwischenperiode von 1866 bis 1873; seine damalige Anstellung als vortragender Rath im Staatsministerium verpflichtet ihn nämlich zur Amtsverschwiegenheit. Das Werthvollste ist jedenfalls, was er über hervorragende politische Persönlichkeiten, mit denen er in nähere Berührung trat, z. B. über den Reichskanzler, zu „enthüllen" weiß, wobei er mit großer Genugthuung auch einen Ausspruch Lassalles anführt, der ihm das Compliment machte, er sei nach Bismarck und Lassalle der klügste Mann. Das Ganze ist ein mißlungener Versuch einer Selbstrettung mit der üblichen Verunglimpfung der Liberalen und des Parlaments. Alles Unheil, meint der Verfasser, kommt vom constitutionellen Gedanken; auch daß der vielberufene Geheime Ober-Regierungsrath Wagener seine Dienstentlassung erhielt, über deren Gründe derselbe allerdings sehr wenig Ueberzeugendes zu äußern weiß.

Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts von Adolf Hausrath. Leipzig, S. Hirzel.

Der gefeierte Heidelberger Kirchenhistoriker und Novellist (George Taylor) widmet die vorliegenden durchgängig nach den Quellen gearbeiteten zehn Essays aus dem Alterthum und Mittelalter, der Reformation und Neuzeit seinem Lehrer, dem Altmeister der Kirchengeschichte Professor K. A. Hase. Einen tiefen Einblick in das Zeitalter der Kirchenväter des zweiten Jahrhunderts gewährt die erste Abhandlung. „Die mit Geist am reichsten erfüllte Periode der menschlichen Geschichte ist die römische Kaiserzeit," beginnt Hausrath; „man zeige uns doch in der ganzen Weltgeschichte zwei Jahrhunderte, die etwas Aehnliches geleistet hätten wie die zwei Jahrhunderte von Augustus bis Septimius Severus!" Und der Verfasser schildert mit schönen, kräftigen Farben die Vorzüge des heidnisch-antiken Staates, wobei dessen Widersacher, die Christen, freilich nur allzu übel wegkommen. Nach dieser Darstellung sollte es unmöglich scheinen, daß dies erhabene Heidenthum in der That, wie es der Fall war, dem verschlagenen, gemeinen und schwachen Gegner unterliegen konnte. Eine stark tendenziöse Spitze ist der Schilderung der Kirchenväter jedenfalls nicht abzusprechen. Mehr einverstanden sind wir mit der zornerfüllten Untersuchung über den unheilvollen Ketzermeister Conrad von Marburg, — es ist ein vernichtendes Urtheil über die päpstliche Politik des 12. und 13. Jahrhunderts. Die Aufsätze zur Kirchengeschichte Südwestdeutschlands, zumal der Artikel über den religiösen Entwicklungsgang von D. F. Strauß, enthalten viel Gutes. Das Beste ist jedenfalls der geradezu herrliche Essay: „Luther und Käthe", den wir in jeder Beziehung über Freytags „Doctor Luther" stellen. Der strenge Quellenforscher geht hier Hand in Hand mit dem Novellisten und Künstler. Das Bild ist zutreffend, farbig und stimmungsvoll, auch mit feinem und biderbem Humor ausgeführt, wie es sich für ein Lutherbild schickt — ein meisterhafter apologetischer Beitrag gegenüber den neuesten ultramontanen Zerrbildern. Welch congenialer Luther-Biograph wäre nicht Hausrath! Hoffentlich führt er die hier gebotene Skizze zu einem Kolossalbilde des großen Mannes aus, — wir würden zu Gunsten dieses Werkes gerne auf ein paar zukünftige Romane von George Taylor verzichten.

* * *

Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren. Eine Mittheilung bisher unbekannter Briefe von Theodor Distel. Leipzig, J. A. Barth.

Schon wegen des entzückenden Bildes der Frau von Humboldt ist das hübsch ausgestattete Büchlein allgemein zu empfehlen. Aber auch der Inhalt, Briefe Humboldts an den Freiherrn von Rennenkampf, ein ausführlicher Bericht des letztern über Humboldts Lebensende ist von großem Interesse. Die innige Liebe des großen Staatsmannes, Gelehrten und Weltweisen zu seiner ihm im Tode vorausgegangenen Gattin ist rührend ausgedrückt, seine Ansichten über Welt und Leben empfangen neue Beleuchtung, seine Bemerkungen über sein Verhältniß zu Schiller und Goethe sind höchst wichtig. Bei Gelegenheit des Falk'schen Buches über Goethe äußert er sich eingehend über die Art von Goethes Unterhaltung. G.

* * *

Die letzten Merowinger. Sittenroman aus jüngster Vergangenheit von Ernst Mewert. Wandsbeck, Mencke.

Studien am Secirtisch verlangen bekanntlich stählerne Nerven; möge sich daher jeder prüfen, bevor er das neueste Werk Mewerts in die Hand nimmt. Der Verfasser verschmäht es absichtlich, seiner Darstellung ein irgendwie versöhnendes Element beizufügen, wir sehen nichts als einen immer erneueten Zergliederungsproceß, der in seiner abstoßenden Gräßlichkeit kaum überboten werden kann. Die verwendeten Romanmotive gehören zu den abgebrauchtesten ihrer Gattung; der Held selbst wird von den Verhältnissen getragen, diese aber sind so gezeichnet, daß es den Anschein gewinnt, als ob der Autor nicht einen Sittenroman, sondern eine Beispielsammlung zu einer socialpolitischen Tendenzschrift geplant habe. An welche Adresse sich diese richtet, wird nach der Lectüre des Buches Niemandem zweifelhaft sein. B.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Ein bekannter junger Schriftsteller,
dessen Werke (Skizzen, Novellen ꝛc.) eine glänzende Aufnahme seit. Publik. wie Presse fanden (eine der vornehmsten Zeitschriften bezeichnet diese Werke als „von vollendeter Meisterschaft"), sucht zu sofort oder später Stelle als **Feuilletonredacteur** einer gröss. Zeitung, resp. Zeitschrift. Da selbst etwas bemittelt, sind Ansprüche höchst bescheiden (circa 1500 M.). Suchend. ist 27 Jahre, evangel, unverheir., von ausgezeichnet. Famil. Bücher, Probearb. ꝛc. zu Diensten. Gef. Off. unter **R. M. Z. 25** Exped. ds. Zt. erbeten.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben:
Kampf und Schutz
gegen drohende Schwindsuchtskrankheiten des Kehlkopfs und der Lungen
in 80 Lebensregeln nebst Tagesdiät.
Für Ärzte und Laien von
Dr. med. **Michaelis**, prakt. Arzt.
Mit 2 Holzschnitten. 8. geh. 1 M. 20 Pf.

Novität.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Die Egoisten.
Drama in vier Akten
von
Albert Gaebeler.
7 Bogen. 8. elegant brosch. M. 1.50.
Verlag: **J. B. Metzler** in **Stuttgart.**

Diese Schrift, aus der Feder eines bekannten deutschen Industriellen, wird überall das grösste Aufsehen erregen und so recht dazu bestimmt sein, Klarheit in die grösste weltbewegende Frage zu bringen, die nicht eher von der Tagesordnung verschwinden wird, bis sie ihre definitive Lösung gefunden.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**
Das erste Auftreten
des Eisens in Nord-Europa.
Eine Studie in der vergleichenden vorhistorischen Archäologie
von **Dr. Ingvald Undset.**
Deutsche Ausgabe von **J. Mestorf.**
Mit 209 in den Text gedruckten Holzschnitten und 500 Figuren auf 32 Tafeln.
Preis: 15 M.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Luther,
Historisches Charakterbild in sieben Abtheilungen
von
Otto Devrient.
Ein Festspiel, erstmalig im Herbste 1883 zur vierhundertjährigen Geburtstagsfeier Luther's dargestellt von Bewohnern Jenas.
Zweite Auflage.
gr. 8. XII, 160 S. geh. M. 3.60. Eleg. geb. M. 5.—.

Abonnements für Mai und Juni
für 3 Mark 50 Pf. bei allen Postanstalten.

Gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.
Auflage 71,000.
Probe-Nummern gratis und franco.

„Berliner Tageblatt"
nebst seinen werthvollen 4 Separat-Beiblättern: Illustr. Witzblatt „ULK", illustr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" und „Industrieller Wegweiser".

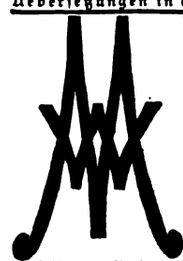
Im **Roman-Feuilleton** des „B. T." erscheinen folgende interessante Werke: „Auf der rauhen Alb" von E. Vely; „Prinzessin Licora" von Hieronymus Lorm.

Zweite, neugestaltete Auflage in handlicherem Format.
Otto Spamer's Illustrirtes
Konversations-Lexikon
für das Volk.
Mit 5—6000 Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten etc.
In acht Bänden oder 200 Lieferungen à 50 Pf.
Prospekte gratis! Erste Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig!

Soeben erscheint im Verlage der K. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig:**
Aus Litteratur und Symbolik.
Abhandlungen
von
D. Paulus Cassel.
In gr. 8. eleg. br. M. 8.—, eleg. geb. M. 9.—
Inhalt: Die Sage vom Tannhäuser. — Aus dem Königreich des Gral. — Tristan und Parzival. — Parzival. — Der König. — Barlaam und Josaphat. — Der dreifarbige Stein. — Gräbersymbolik. — Der Tannenbaum am Weihnachten. — Das Henkelkreuz. — Das redende Lamm. — Athene Tritageneia. — Russen und Waräger. — Shylock.
Das geistreich geschriebene Werk des bekannten Verfassers sei allen Gebildeten bestens empfohlen.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:
Jetta.
Historischer Roman
aus der
Zeit der Völkerwanderung
von
George Taylor.
Preis geheftet: M. 8.—
In Halbkalblederband eleg. geb.: M. 10.15.

Tanagra-Figuren.
Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco
Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25.
Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 3. Mai 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die östreichische Gewerbenovelle. Von D. Zeller. — Eisenbahnlinien in Vorderasien. Von Heinrich Kohn. — **Literatur und Kunst:** Schummern. Von Klaus Groth. — Zum Schopenhauer-Denkmal. Von Karl Hillebrand. — Novellen von Hans Hoffmann. Besprochen von Theophil Zolling. — Florentiner Ostertage. Von F. Boettcher, M. d. R. — Die Pariser Theatersaison. Von Eugen von Jagow. — **Aus der Hauptstadt:** Die Menzel-Feier. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die östreichische Gewerbenovelle.

Von D. Zeller.

Wie man in Deutschland durch die sogenannte Reform der Gewerbeordnung, die Grundlage jeder modernen wirthschaftlichen Entwicklung, die Gewerbefreiheit zu erschüttern sucht, so haben auch in Oestreich Strömungen die Oberhand gewonnen, welche in der veralteten Zunftverfassung Rettung vor den wirklichen und eingebildeten Mißständen im Gewerbewesen sehen. In Deutschland wie in Oestreich ist es ein charakteristischer Zug der zünftlerischen Handwerkerpartei, für so viele Gebrechen und gewerbliche Unbequemlichkeiten vorzugsweise die Gesetzgebung verantwortlich zu machen. Am 15. September v. J. trat in Oestreich das neue Gewerbegesetz in Kraft, welches Dank der feudalklerikalen Partei das Fundament der Gewerbeordnung von 1859, die Gewerbefreiheit, in vielen Punkten verletzt hat. Die Gewerbenovelle schuf zunächst neben den bisherigen freien (auf einfache Anmeldung hin) betriebenen und den concessionspflichtigen, eine dritte Kategorie: die handwerksmäßigen Gewerbe, ohne eine genaue Begriffsbestimmung zu geben. Einer Ausführungsverordnung ist es überlassen das Räthsel zu lösen, das Gesetz selbst enthält nur die vage Definition: „Als handwerksmäßige Gewerbe sind die anzusehen, bei denen es sich um Fertigkeiten handelt, welche die Ausbildung im Gewerbe durch Erlernung und längere Verwendung in demselben erfordern. Die praktische Bedeutung dieser Neubildung liegt in der Fernhaltung der Concurrenz des Kleinhandels, da zum Betriebe des handwerksmäßigen Gewerbes der Befähigungsnachweis verlangt wird. Die Neuerung wird mit der Nothwendigkeit des Schutzes der redlichen Arbeit und der bestehenden Gewerbbetriebe gegen Schleuderproduction, gegen Unerfahrenheit, Leichtsinn beim Antritt des Gewerbes zu rechtfertigen versucht. Das vom Vorsteher der Zwangsgenossenschaft (Zunft) — in Gemeinden, in denen keine Innungen bestehen, vom Gemeindevorstande — zu bestätigende Lehr- und Arbeitszeugniß dient zum Nachweis der Befähigung, die mehrjährige Lehrlingszeit ersetzt ein Zeugniß über den erfolgreichen Besuch einer gewerblichen Fachschule. Die Novelle hat ferner den Kreis der concessionspflichtigen Gewerbe erweitert, überhaupt der Concessionspflicht und behördlichen Einmischung, als Inbegriff der öffentlichen Rücksichten, einen großen Spielraum eingeräumt, endlich das Princip der Zwangsgenossenschaften (Zünfte, Innungen) wesentlich verschärft. Die 1859er Gewerbeordnung behielt die alten Innungen, wenngleich im geschmälerten Wirkungskreise, als „Zwangsgenossenschaften" bei. Der Entwurf war viel weiter gegangen, er wollte unter Aufhebung der bestehenden Zünfte und Handelsgremien die gewerblichen Corporationen lediglich als freie Vereine der Gewerbtreibenden constituiren. Allein man entschied sich schließlich doch für den Fortbestand obligatorischer „Genossenschaften", wie die gewerblichen Corporationen in der Sprache der östreichischen Gesetzgebung genannt werden. Die Zwangsgenossenschaften sollten dem Gewerbestande einen Vereinigungs- und Stützpunkt für seine speciellen Interessen bieten und nebenbei ein Mittelglied zwischen den Gewerbtreibenden und Behörden bilden. Nicht mehr den exclusiven Charakter der alten Zunft tragend, war ihnen in der Verfolgung von Humanitäts-, Disciplinar- und Unterrichtszwecken die Möglichkeit verdienstvollen Wirkens erschlossen. Trotz zahlreicher Petitionen aus den Kreisen der Gewerbsinhaber und Hülfsarbeiter wurde die Institution der Zwangsinnungen nicht fallen gelassen, man verschloß sich der Ueberzeugung, daß sich ein selbstthätiges Wirken und Schaffen nicht durch Gesetzesparagraphen ersetzen läßt. Auch in Oestreich hatten die Zwangsgenossenschaften keine Einwirkung auf die Bessergestaltung der Verhältnisse des Handwerkes. Natürlich machte man seitens der Apostel der Zwangsinnungen hiergegen das Argument geltend, es sei noch nicht Zwang genug vorhanden, es müsse noch mehr Zwang angewendet werden. So hat denn die Gewerbenovelle unter dem Drucke der herrschenden Strömungen die Competenz der Zwangsgenossenschaften erweitert und erscheint als die wichtigste Neuerung im östreichischen Gewerberecht die allgemeine Einführung obligatorischer Genossenschaften. Der Wortlaut des Gesetzes zeigt, daß keineswegs blos die handwerksmäßigen Gewerbe, sondern mit Ausnahme der Fabriken alle Gewerbbetriebe Innungen bilden sollen. Handelte es sich doch darum, den Wünschen der Vertreter des Kleingewerbes Rechnung zu tragen! Bezüglich der zwangsweisen Einbeziehung der Gewerbtreibenden eines bestimmten Bezirkes in die Genossenschaften gilt im Wesentlichen das bisherige System, wonach unter denen, welche gleiche oder ähnliche Gewerbe in einer oder in benachbarten Gemeinden betreiben, der bestehende Verband aufrecht zu erhalten, oder, falls er nicht besteht, von den Behörden herzustellen ist. Die Zwangsgenossenschaft kann unter Umständen auch die Gewerbtreibenden und Arbeiter mehrerer Gemeinden oder verschiedenartiger Gewerbe umfassen, z. B. auf dem Lande, wo nur vereinzelte Gewerbebetriebe sich vorfinden. Mitglieder der Zwangsgenossenschaften sind nicht blos die Arbeitgeber, sondern auch die Gehülfen (Gesellen), diese allerdings in untergeordneter Vertretung, die Gewerbeinhaber sind im Gegensatz zu den Gehülfen, den Angehörigen der Zwangsgenossenschaften, deren eigentliche

Digitized by Google

Mitglieder. Die Beitrittspflicht ist einfach die Folge des Beginns eines Gewerbes; wer mehrere Gewerbe selbstständig betreibt, welche nicht in eine Genossenschaft vereinigt sind, kann daher auch mehreren Genossenschaften angehören. Der territoriale Umfang der einzelnen Genossenschaften kann jederzeit von der Verwaltungsbehörde nach Einvernehmen der Handels- und Gewerbekammern und Anhörung der Betheiligten bestimmt werden. Eine paritätische Vertretung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer innerhalb der Zwangsgenossenschaft hielt man wegen der Interessengegensätze und Verschiedenheit der socialen Stellung für undurchführbar. Die Gehülfen sind deshalb nur bei den gemeinsamen Angelegenheiten der beiden Elemente, bei dem schiedsrichterlichen Ausschuß und der Verwaltung der Krankenkassen (zu welchen sie Beiträge neben den Arbeitgebern zahlen) den Gewerbsinhabern gleichgestellt. Im Uebrigen bilden sie ein gesondertes Organ in der Gehülfenversammlung zur Wahrung und Erörterung ihrer speciellen Interessen. Demgemäß bestehen als Organe der Zwangsgenossenschaften: die Genossenschaftsversammlung und die Genossenschaftsvorstehung mit dem Genossenschaftsausschuß, ausschließlich aus Meistern als Mitgliedern, wobei es den Statuten vorbehalten ist zu bestimmen, inwiefern den Gehülfen eine Vertretung im Ausschuß eingeräumt werden kann. Jeder Genossenschaftsversammlung sind Vertreter der Gehülfenversammlung (2—6) beizuziehen, welchen Behufs Vorbringens von Wünschen berathende Stimmen zustehen. Da nun auch der schiedsgerichtliche Ausschuß, dessen Competenz die Gewerbeordnung feststellt, zur Hälfte aus Gehülfen besteht, endlich die Vorstände der Krankenkassen zu zwei Drittheilen aus Gehülfen zusammengesetzt sein müssen, sind auch diese Delegirten von der Gehülfenversammlung zu entsenden. Entsprechend der Theilnahme der Gehülfen an der Genossenschaftsversammlung kann die letztere ihrerseits Delegirte in die Gehülfenversammlung entsenden, welche derselben mit berathender Stimme beiwohnen.

Das Programm der Genossenschaften ist ein überaus reichhaltiges. Nach der Gewerbenovelle besteht der Zweck der Genossenschaft in der Pflege des Gemeingeistes, der Erhaltung und Hebung der Standesehre unter den Mitgliedern und Angehörigen, wobei die facultativen Aufgaben mit Anführung von Beispielen, wie Errichtung von Vorschußkassen, Rohstofflagern, Verkaufshallen, gemeinschaftlichem Maschinenbetrieb u. s. w. vorangestellt sind. Als obligatorische Aufgaben sind aufgeführt: die Sorge für Erhaltung geregelter Zustände zwischen Gewerbsinhabern und ihren Hülfsarbeitern besonders in Bezug auf den Arbeits- und Lohnverband, die Austragung von Streitigkeiten durch Schiedsgerichte, die Sorge für ein geregeltes Lehrlingswesen, die Gründung und Förderung von Fachschulen, Krankenanstalten, Unterstützungskassen, gewerblichen Associationen u. s. w. Es läßt sich nicht verkennen, daß das neue Gesetz die Organisation der Genossenschaften sorgfältig ausgearbeitet hat, was besonders bei dem Krankenversicherungswesen hervortritt. Auf letzteres einzugehen liegt außerhalb des Zweckes der Arbeit, welche nur ein Bild des östreichischen Innungswesens in allgemeinen Zügen geben will. Ob die neue Organisation die Genossenschaften zu regem Eifer in der Betheiligung der ihnen zugewiesenen Aufgaben entflammen wird, muß nach competenten Stimmen aus Oestreich bezweifelt werden. Vielfach werden die Opfer an Zeit, Mühe und Beiträgen da, wo der Kreis der Theilnehmer nicht ein sehr großer ist, als eine drückende Last empfunden. Insbesondere taucht fortwährend die Frage auf: Warum denn alles das, was die Reform schaffen soll, nicht bereits bei dem mehr als zwanzigjährigen Bestande der Zwangsgenossenschaften realisirt sei? Niemand kann die Berechtigung dieser Frage bestreiten. So schreibt die „Genossenschaft", Organ des Verbandes der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften in Oestreich: „Bis jetzt haben die Gewerbtreibenden von der genossenschaftlichen Institution — wenn wir von den Vorschußvereinen absehen, — nur einen sehr unzureichenden Gebrauch gemacht. Gerade das Verhalten der Gewerbtreibenden gegenüber diesen Einrichtungen, welche ihnen wenigstens zum Theil die Vortheile des Großbetriebes verschaffen sollen, ist bezeichnend für die Sorgfalt, welche sie der Hebung und Besserung ihres geschäftlichen Betriebes zuwenden. Sie besteht in vollständiger Gleichgültigkeit. Wo man aber wirklich den Versuch machte, derartige Genossenschaften ins Leben zu rufen, da zeigte sich neben dem Streben der Einzelnen, die Genossenschaften zu ihren Gunsten und zum Nachtheil des Ganzen auszubeuten, ein vollkommener Mangel kaufmännischer und volkswirthschaftlicher Kenntnisse u. s. w." Das Organ der Associationen spricht sich gegen Errichtung von Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften durch Zwangsgenossenschaften als mit dem Wesen der ersteren unverträglich aus und tritt ganz entschieden der Tendenz entgegen, Vorschußvereine zu gründen, welche ausschließlich aus Mitgliedern einer bestimmten Gewerbsgenossenschaft bestehen.

Durch das Produkt wirthschaftlicher Reaction auf dem Gebiete des Gewerbrechtes ist indessen nur ein Theil der Wünsche des Kleingewerbestandes realisirt worden. Seine Forderungen gehen noch weiter, und er wird den erlangten Erfolg nur als eine erste Etappe betrachten auf dem Wege, das Handwerk zu dem „alten goldnen Boden zurückzuführen". Ob diese Bestrebungen des östreichischen Kleingewerbestandes noch weitere Förderung erfahren werden, hängt bei den eigenthümlichen Verhältnissen in Oestreich-Ungarn von der politischen Constellation ab.

Eisenbahnlinien in Vorderasien.

Von Heinrich Kohn.

Ich wünschte in folgendem die Aufmerksamkeit auf ein Ländergebiet zu lenken, welches zwar momentan etwas mehr in den Hintergrund der Tagespolitik getreten ist, das aber von heute auf morgen wieder in den Brennpunkt europäischer Interessen gerückt werden kann, ein Gebiet, welches nach langer lethargischer Ruhe bestimmt zu sein scheint, in erreichbarer Ferne die Arena für zwei mächtige Streiter zu bilden. Südwest-Asien, worunter ich für diesen Zweck neben Mesopotamien, Armenien und Persien noch den westlichen Theil Turkestans, Afghanistan und Belutschistan verstehe, ist es, wo schon lange Indoengland mit dem russischen Nachbar „Fühlung" gewonnen hat, wohin sich längst die keineswegs, und aus guten Gründen, von Sorgen freie Aufmerksamkeit englischer Politiker und die Hoffnungen unternehmungslustiger russischer Geister gerichtet haben, und wo die Frage, wem die indische Halbinsel für das nächste Jahrhundert gehören solle, in nicht zu ferner Zeit entschieden werden muß.

Doch es sind keine Zukunftsspeculationen politischer Art, so verlockend solche auch für Leute erscheinen möchten, welche sich eingehender mit diesen Fragen beschäftigen, die ich hier auseinandersetzen will, sondern nur um über eine Bewegung zu referiren, welche sich unlängst in handelspolitischen Kreisen Englands gezeigt hat, möchte ich den Leser einladen, die Karte jener ältesten Culturländer zur Hand zu nehmen, in deren großartigen Ruinen das Gesindel der heutigen Epigonen seine ärmlichen Behausungen aufgeschlagen hat.

Ehe noch der erste Spatenstich geschehen war, um die Gewässer des rothen mit denen des syrischen Meeres zu vermischen, war bereits ein anderes Project aufgetaucht, das den fernen Osten in noch schnellerer Weise mit dem Occident in Verbindung bringen sollte; aber eben die Ausführung des Suezkanals war neben Anderem die Ursache, daß das Project einer Bahn durch Mesopotamien in den Hintergrund gedrängt wurde, und es wäre dasselbe, gleich den hundert anderen alljährlich aufschießenden, durch die technischen Riesenbauten unserer Tage angeregten Projecten derart, wohl ebenfalls längst der Flucht der Zeit zum Opfer gefallen, wäre sein Grundgedanke nicht ein zu gesunder und klarblickender gewesen. Zwar noch in den 60er Jahren Gegenstand der Aufmerksamkeit des Parlaments und noch 1872 von einer Commission des Unterhauses untersucht und befürwortet, war das Project bisher immer doch nur mehr in aka-

Digitized by Google

demischer Weise behandelt worden, und erst in der neuesten Zeit ist dasselbe, namentlich durch die energische Agitation in dem Organ der Londoner Handelskammer, wieder mehr in die Reihe praktischer Erwägungen getreten; unmittelbaren Anlaß zu letzterer hatte zunächst die Broschüre von Charles Marwin „The proposed railway to Herat and India" und ferner die nicht ungegründete Befürchtung gegeben, daß französisches Kapital sich wieder wie beim Suezkanal den englischen „Interessen" in unliebsamer Weise allzu „zuvorkommend" erweisen möchte. Ehe wir aber auf obige Schrift und das Project selbst eingehen, mögen zuvor einige resümirende Bemerkungen gestattet sein.

Bis vor wenige Jahre war Malta das einzige Depot gewesen, das England im Falle von Verwicklungen im Osten eine vorläufige Concentration von Streitkräften und Material gestattet hätte. Das energische Auftreten Beaconsfields erwarb England ebenso geräusch- wie mühelos eine weitere äußerst wichtige Position im syrischen Meere, wenige Meilen von der asiatischen Küste, in der Insel Cypern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Beaconsfield in dieser Insel, neben einem allgemeinen eventuellen Centraldepot auch in der Erinnerung an die seinerzeit Lord Palmerston (s. u.) gemachten Vorschläge, gewissermaßen einen Brückenkopf für die große Straße durch Mesopotamien nach dem persischen Meerbusen gewinnen wollte. Seitdem der gegenwärtige liberale englische Premier mit seiner torystischen äußeren Politik so unbestreitbare Erfolge erzielt hat, ist als letzterer und wichtigster Posten Aegypten zu jenen getreten: mögen auch in ruhigeren Zeiten, wie die des gegenwärtigen Augenblicks, aus galanten Rücksichten und zu parlamentarischem Versteckspielen die Namen des Khediven und Sultan noch öfters genannt werden, als ihrer wirklichen Bedeutung entspricht, in denjenigen Zeiten, für welche Aegypten erobert wurde, werden solche Rücksichten fortfallen, wird das Nildelta eine ebenso wichtige Position, wie Malta und Cypern, für England bedeuten. Die Debatten über den zweiten Suezkanal endlich sind in noch zu frischer Erinnerung, als daß wir darauf zurückkommen sollten.

Aber selbst diese Errungenschaften, welche den Weg nach Indien zu einem von englischen Sperrforts besetzten Defilé machen, bieten England noch nicht die gewünschten Garantien betreffs der Erreichbarkeit seines indischen Kaiserreiches, denn von Suez bis Bombay sind es noch nicht weniger als 2972 Seemeilen (nach Karratschi, welches bei diesen Calculationen viel mehr in Betracht kommt, etwa 130 Seemeilen weniger), zu deren Durchmessung selbst die schnellen vom Staat subventionirten Dampfer der „Peninsular and Oriental" Linie 11 Tage gebrauchen. Und das erscheint dem englischen Politiker eine unsäglich lange Frist, wenn er seine Augen nach Norden wendet. Zwar ist es dort noch nicht gelungen, allerdings wohl mehr aus Geldrücksichten, als aus technischen Gründen, die Felsenmauer des Kasbek zu durchbohren, und die Bahn von Rostow ist in Wladikaukas noch eine Sackgasse, aber das europäische Pennsylvanien, das naphtareiche Georgien, ist von Poti bis Baku überschient und die kaspische Flotte (bekanntlich darf laut Vertrag Rußlands mit Persien auf den Gewässern dieses Binnenmeeres nur die russische Flagge wehen) wächst durch schnelle Zunahme an Zahl wie an Größenrang ihrer Schiffe zu einem schwer ins Gewicht fallenden Transportfactor heran. Vor einem halben Jahre erregte ferner auch die Nachricht Interesse, daß von Enseli, dem einzigen brauchbaren persischen Hafen dieser Küste, oder vielmehr von dem benachbarten Resht aus eine Trace nach Teheran von russischen Ingenieuren vermessen werde. Eine solche Bahn hätte zwar mit dem Wege nach Indien direct nichts zu thun, wäre aber insofern von Wichtigkeit, als sie noch mehr wie bisher Persien in commercieller Hinsicht auf Rußland verweisen und letzterem durch den Besitz einer bequemen Straße in das Herz dieses Staates einen viel größeren Einfluß auf denselben ermöglichen dürfte.

Doch das eigentliche Gespenst, indem wir auf die oben angezogene Broschüre von Marwin zurückkommen, das den Hauptvorwand zu der neuerlichen Agitation für die mesopotamische Bahn gegeben hat, ist der von General Annenkoff der russischen Regierung vorgeschlagene Bau einer Bahn von der Ostküste des Kaspischen Meeres entlang der persischen Nordgrenze nach Herat und von dort weiter bis zu dem südlichen „Schlüssel von Indien", dem Bolanpaß, bis zu welchem (d. h. bis Sibi, aber noch nicht durch den Paß selbst) bereits eine englische Abzweigung der großen Indusbahn führt. Von dieser projectirten Bahn, die in der That von einer eminenten strategischen Wichtigkeit wäre, besteht schon seit einigen Jahren als Militärbahn die Strecke von Michailowsk, einem russischen Fort gegenüber von Baku, bis Kisil-Arwat (56° ö. L. v. G.) in der Länge von 217 Werst (232 Kilom.), deren Herstellungskosten 13 Millionen Mark betragen hat. Von Kisil-Arwat bis Sarachs, südöstlich von dem durch Skobeleff traurig berühmten Merw, wo der Heri Rud die nördlichen Gebirgsketten Afghanistans durchbricht und dadurch die einzige natürliche Straße nach den südlichen Hochebenen eröffnet, zöge sich die Bahn in 516 Kilom. Länge am Südrande der Turkmenenwüste dahin und würde dann das Flußthal aufwärts in das Gebirge eindringen, um in weiteren 326 Kilom. Strecke das bereits 2500 englische Fuß hoch gelegene Herat zu erreichen. Von dort ab erst würde die Bahn, des gebirgigen Terrains wegen, größere Schwierigkeiten zu überwinden haben: während bis Herat der Kilometer etwa 50,000 Mark kosten dürfte, müßte man für die 965 Kilom. von dort über Kandahar und Ketta nach Sibi allermindestens 90 Millionen Mark Herstellungskosten berechnen.

Da diese Trace die von der Natur selbst vorgezeichnete directeste Straße von Südosteuropa nach Indien ist, und auch für den Handel von größter Bedeutung werden könnte, so ist nicht zu zweifeln, daß sie später einmal erbaut werden wird; daß aber heute schon, wie die englischen Pamphletisten Glauben machen möchten, in der bloßen Möglichkeit ihrer Erbauung für England eine Gefahr liege, das ist eine übertreibende, aber, wir möchten sagen, in guter pädagogischer Absicht übertreibende Anschauungsweise: augenblicklich, wo Rußland mit chronischem Deficit gegen einen Bankerott anzukämpfen hat, ist es nicht im Stande, für indische Zukunftsmusik 130 Millionen Mark auszugeben und die russische Stimmung ist dem Project auch keineswegs günstig zugethan; dagegen halten wir das Manöver, durch einen solchen, wenn auch nicht augenblicklich bedrohlichen, so doch in seiner Realität nicht wegzuleugnenden Popanz ein in politischer wie commercieller Hinsicht so ungemein bedeutendes Werk, wie die mesopotamische Bahn, zu fördern, für ein verdienstliches und erlaubtes. Daß übrigens die russischen Generale, der energische bisherige Statthalter Turkestans, Tschernajeff, voran, keinen Moment ihr Auge von ihren panslavistischen Zielen verlieren und General Annenkoff sein Project auch keineswegs nur als akademischen Essay betrachtete, beweisen unter Anderem die neuesten Versuche, die nördliche, durch die schwierigen, 12,000 Fuß hohen, monatelang eingeschneiten Pässe des Hindukusch unvorteilhaftere Route nach Indien über Kabul durch die Entdeckung der neuen Straße nach Turkestan praktikabler zu machen, beweist auch ferner die militärische Recognoscirungsexpedition, die vor einem halben Jahre unter Führung des bekannten Asienreisenden Prschewalski nach Pamir und Tibet aufgebrochen ist, beweist endlich die soeben officiell verkündete Einverleibung Merws in das russische Reich. Durch diese Besitzergreifung, deren Bedeutung nur englische Blätter mit schlecht geheuchelter süß-saurer Miene herabzumindern versuchten, ist Rußland nunmehr in der Lage, die erste Hälfte der genannten Bahn bis zum Heri Rud auf eigenem Gebiete auszuführen. Daß der allzueifrige Tschernajeff vor einigen Tagen aus dem ein chauvinistisches Regiment nicht wohl vertragenden Turkestan abberufen worden, nachdem er nunmehr die Befestigung der Stellung Rußlands dortselbst zu einem gewissen vorläufigen Abschluß gebracht hat, als ein Désaveu der Thätigkeit desselben anzusehen, mag höchstens in England zu Zwecken der Selbsttäuschung Befriedigung gewähren. Noch bemerken wir eins zu der genannten Bahn, sowie Bahnen in Turan und Persien überhaupt, in betriebstechnischer Hinsicht. Der Mangel an Holz in jenen waldlosen Sandsteppen, sowie an benachbarten Steinkohlenlagern, wäre früher für den Betrieb und damit viel-

Digitized by Google

leicht für das Zustandekommen der Bahn ein ernstlicher Vertheuerungsfaktor gewesen. Die in dem 70er Jahrzehnt so rasch aufgeblühte und wohl bereits in den nächsten Jahren den europäischen Markt versorgende Erdölindustrie Bakus hat jedoch in dieser Hinsicht Abhilfe geschaffen. Die zähen Destillationsresiduen der kaukasischen Naphta werden schon seit einigen Jahren auf den Kaspi- und Wolgadampfern, wie auf einigen südrussischen Bahnen, pulverisirt als ebenso compendiöses wie heizkräftiges Feuerungsmaterial verwendet und lösen die Heizmaterialfrage für Bahnen in Vorderasien in befriedigendster Weise.

Ein Bahnzug nun, so calculiren jene englischen Politiker, von etwa 40 Kilom. Geschwindigkeit in der Stunde, würde zur Zurücklegung der 1700 Kilom. von der Küste des Kaspischen Meeres bis zum „Thore Indiens" keine 2 Tage gebrauchen, während England erst in 11 Tagen die Mündung des Indus von Aegypten aus erreichen kann. Um dieses grelle Mißverhältniß wenigstens einigermaßen auszugleichen, wäre es Lebensaufgabe für das angloindische Reich, ebenfalls eine directere Verbindung mit dem Mutterlande und dessen Stationen zu erhalten. Wir haben oben angedeutet, daß dieses Project schon sehr alt ist, und höchst charakteristisch ist, daß bereits in der ersten Deputation, welche, von Lord Shaftesbury eingeführt, im Juni 1857 in dieser Angelegenheit Lord Palmerston ihre Ansichten darlegte, neben dem nicht zu unterschätzenden commerciellen Vortheil von Anfang an die politische Bedeutung der Bahn in den Vordergrund gestellt worden ist. Sir William P. Andrew sagte damals (die große Indusbahn, die jetzt von Pischawar über Lahore bis Karratschi geht, war zu jener Zeit selbstverständlich noch nicht erbaut): „Das große Ziel, das wir dabei verfolgen, ist, England und die Nordwestgrenze von Indien mit Dampfeshilfe durch die Thäler des Euphrat und Indus zu verbinden. Die letztere Bahn wird es uns ermöglichen, die indische im Pendschab stehende Truppenmacht rasch nach Bedürfniß auf den Bolan oder den Kaiber-Paß, die beiden Thore Indiens zu concentriren; die erstere mit dem Indus durch eine rasche Dampferlinie verbunden, wird es uns ermöglichen, die Flanke und den Rücken jeder durch Persien nach Indien ziehenden Kriegsmacht zu bedrohen." Wir führen diese Worte nur an, um den von vornherein als vorzugsweise politisch zugestandenen Charakter dieser Bahn zu präcisiren; im Uebrigen ist die letzte Bemerkung betreffs des Bedrohens der Flanke eine vollständig sinnlose: daß dies nicht geschieht, dafür sorgen die fast unübersteiglichen 10,000 Fuß hohen Gebirgsketten der persischen Westgrenze, sorgen ferner die ungeheuren Sandwüsten Ostirans; dagegen ist die Bahn als Transportmittel, seien es nun Truppen, oder compendiösere Waaren, von höchster Wichtigkeit.

Nach dem ursprünglichen Plan Sir Williams nun würde die Bahn in Alexandretta das Mittelmeer verlassen, das Küstengebirge überschreiten, nach 145 Kilom. Aleppo erreichen, nach weiteren 67 Kilom. an den Euphrat bei Balus gelangen, von da ab sich stets außerhalb des Ueberschwemmungsgebietes des Flusses auf dem rechten Ufer des Euphrat halten und über Ana, Hit, Kerbella, Mesched Ali und Semarva den Hafen Koren (oder Kouet) am persischen Meerbusen erreichen. Die ganze Strecke vom syrischen bis zum persischen Meer betrüge 1480 Kilom. und böte keine besonderen technischen Schwierigkeiten der Herstellung. Dagegen liefe die Bahn durch meist ödes, wenn auch wahrscheinlich recht wohl cultivirbares Steppenland, und würde eine Reihe von bedeutenden Handelsstädten Mesopotamiens nicht berühren, wenn auch Bagdad durch einen Seitenarm von wenigen Meilen mit der Hauptlinie verbunden werden könnte. Allerdings hätte sie den unbestreitbaren Vortheil, die directeste Linie zu sein; es ist jedoch in solchen Fällen der kürzeste Weg nicht immer der vortheilhafteste, und deshalb hat ein anderes Project, das auch den Handels- und Localbedürfnissen mehr Rechnung trägt, ungleich größere Aussicht auf zunächstige Verwirklichung.

Nach diesem Project, der Tigrislinie, würde die Bahn sich von Aleppo nach Norden wenden, bei Birdschik den Euphrat überschreiten, um über Orfa, Diarbekir, Mosul auf dem linken Ufer des Tigris nach Bagdad zu laufen. Bis Bagdad herauf kommen bereits englische Flußdampfer von Basra, welcher Hafen, beiläufig einer der ungesündesten, fieberverpestetsten dieser Gegenden, seinerseits durch Schiffe der britisch-indischen Dampfergesellschaft mit Karratschi in Verbindung steht. Es wäre somit schon allein die Bahn bis Bagdad von größtem Werthe; andererseits könnte sie von hier, wobei allerdings die in dem unteren sumpfigen Inundationsbette des Zwillingsstroms keineswegs so sehr leichte und kostenlose Ueberbrückung des Tigris und Euphrat nöthig wäre, vollends weiter bis Basra oder dem oben erwähnten Koren geführt werden. Diese Linie wäre zwar etwas kostspieliger und (bis Koren) etwa 350—400 Kilom. länger, als die erste; dagegen würde sie nicht nur den fruchtbarsten und bestcultivirtesten Theil Mesopotamiens durchziehen und größere Handelsstädte berühren (folgendes sind die ungefähren Einwohnerzahlen der längs der Linie oder in ihrer Nähe liegenden Städte: Alexandretta 2500, Aleppo 90 000, Birdschik 12 000, Orfa 40 000, Mardin 20 000, Diarbekir 60 000, Mosul 40 000, Arbil 12 000, Kerkuk 20 000, Bagdad 80 000, Kerbella 60 000), sondern sie würde auch, ein weiterer nicht zu unterschätzender Factor, der Pforte, deren Zustimmung zum Bau eben einmal nothwendig ist, wohl insofern plausibler erscheinen, als sie für dieselbe in ihrer ersten Hälfte militärische Vortheile in sich schlösse, während die Euphratbahn allein den Zwecken des Transits und speciell Englands dienen würde.

Welche der beiden Bahnen zuerst und unter wessen Auspicien sie erbaut werden wird, muß die nächste Zukunft lehren; aus den letzten Gründen, und weil der gesteigerte Localverkehr eine höhere Rentabilität der Bahn in Aussicht stellen würde, erscheint die letztgenannte Trace als die wahrscheinlichere. Um den Umfang dieser Mittheilungen nicht zu sehr auszudehnen, bemerken wir nur noch kurz, daß die früher meist im Zusammenhang mit der mesopotamischen Bahn genannte Linie von Konstantinopel resp. Scutari über Ismid (das vollständig unproductive Stück Scutari-Ismid, 92 Kilom., ist seit 1872 erbaut), Afiun-Karahissar und Konia nach Adana und von dort weiter nach dem Norden Syriens, wohl noch längere Zeit zu den frommen Wünschen der Pforte gehören wird; denn da die mesopotamische Bahn zur Abkürzung des Weges nach Indien vollkommen genügen wird, dürfte bei den jämmerlichen wirthschaftlichen, „türkischen" Zuständen Kleinasiens sich nicht leicht eine Gesellschaft bereit finden lassen, zu dem Bau dieser an und für sich allerdings sehr wichtigen Bahn Geld vorzustrecken; ebenso werden die zwei anderen Localbahnen Kleinasiens, welche von Smyrna nordwärts über Manissa (ant. Magnesia) nach Alescher (ant. Philadelphia), und nach Süden über Ayasluk (ant. Ephesus) nach Aidin-Güsel-Hissar (ant. Tralles), erstere 170, letztere 130 Kilom. lang, abzweigen, noch lange Sackbahnen bleiben. Uebrigens zeigte eben in der letzten Zeit an verschiedenen Punkten Kleinasiens Kapital Lust zu kleinen Bahnunternehmungen; so sind neulich Concessionen ertheilt worden zu einer Bahn von Jean d'Acre nach dem Jordan, von Suedieh nach Antiochia, von Mersina nach Adana; alles das sind aber nur größere Tramways für den Localverkehr, während die mesopotamische Bahn bestimmt sein wird, eine der Hauptadern des Weltverkehrs zu werden.

Literatur und Kunst.

Schummern.

In Schummern to sitten,
Wo kumt dat noch vör?
De Welt is to ilig —
Dat gift dat nich mehr.

Grotvader in Eck,
Mit en Gör oppe Kneen,
En Nawer mit Piep —
Nich de Damp mal to sehn,

Digitized by Google

En Snack so gedüllig
Fung an un gung fort,
As hör man den Athen
Un wieder keen Wort.

De Hann in den Schot
Seet de Husfru un rau,
De Hund un de Katt
Kennt de Schummern genau.

Int Finster en Glem
Is vun Maan oder Steern,
Wietaf noch mal lieſen
En Wagen to hörn. —

Denn mag man wul dröm',
As dat Kind oppe Knee,
Vun Blöm un vun Böm,
Öwer Land un to See,

Vun Engeln dar baben
Un en Welt, och! so schön,
Un man hört jümmer sachten
Na Obbe sin Klön'.

Doch endlich kumt Vader,
Rasch op geit de Dör.
Wi seten in Düstern —
Kumt Licht achterher.

Un Obbe un Enkel
De drückt sik de Hann —
Dat Schummern, dat Schlummern
Is Allens dervan.

Klaus Groth.

Schummern Dämmerung, Dämmerstunde. Gör Kind, besonders Mädchen, engl. girl. Nawer Nachbar. Snack Gespräch, Geplauder. gedüllig geduldig, ruhig. rau ruhte, von raun ruhen. Glem Schein, Glanz. baben oben. Obbe (Oldpa) Großvater. Klön' Gespräch, von klönen sprechen, plaudern.

Zum Schopenhauer-Denkmal.

Von Karl Hillebrand.

Gestern, als am „Geburtstage der Stadt Rom", wurde die Büste Leopardis feierlich unter dem Vorsitze des Bürgermeisters, Herzog Torlonia, in Gegenwart des Gemeinderathes, sowie von Deputationen des Senats, des Abgeordnetenhauses und der Presse, auf dem Capitol aufgestellt. Seine Statue schmückt schon längst den Hauptplatz seiner Vaterstadt Recanati. Nirgends in Italien ward und wird eine Stimme laut um diese dem großen Todten erwiesenen Ehren zu bekritteln. Die willige Anerkennung bedeutender Männer, selbst anders denkender, sobald sie nur dem Kampf ums Leben entrissen sind, ist ein schöner Zug im italienischen Charakter. Neid und Haß sind lebhafter hier als anderswo, aber sie schweigen, wenn das persönliche Interesse keinen Gegenstand mehr hat. Mir scheint das menschlicher, natürlicher, als die deutsche Gewohnheit, uns das Bild unserer großen Männer selbst noch nach ihrem Tode durch Herauskehren aller Flecken zu trüben und den Widerstreit der Meinungen in die Beurtheilung des Menschen zu tragen. Im Grunde ist keine Nation Europas optimistischer gesinnt, als die italienische; aber vor dem Genius Leopardis vergißt sie, daß dieser Genius stets den Pessimismus und ihn allein verherrlicht hat. Sie kennt die Schwächen des Menschen — und sie waren zahlreiche und tiefgehende —; sie verhehlt sich auch nicht, daß ein großer Theil der Leopardischen Dichtungen bereits veraltet ist und daß der Denker eben dort nur eine Seite der Welt seiner Prüfung unterworfen hat. Es genügt ihr, daß Leopardi der Dichter der „Ginestra" und der größte italienische Prosaiker seit Galilei war, um ihn für den nationalen Ruhmestempel zu beanspruchen.

Heute gilt es einem deutschen Schriftsteller, dem größten unserer Sprache nach Lessing und Goethe, dem vielseitigen Denker, der, ein todter Cid, noch nach seinem Ende das erstorbene philosophische Interesse in seinem Vaterlande wiederzuerwecken gewußt, und alle großen Probleme der Welt, oft mit Erfolg, immer mit Geist und Originalität in Angriff genommen hat, dessen philosophische Grundlehren die heutige europäische Weltanschauung durchdrungen haben und zum großen Theile beherrschen — es gilt Schopenhauern — ein Denkmal zu errichten, der nicht, wie sein um zehn Jahre jüngerer Zeit- und Gesinnungsgenosse Leopardi, schon bei Lebzeiten eine Anerkenntniß genossen, welche dieselbe seiten der Nachwelt fast überflüssig macht, und was hören wir? Eine freudige Zustimmung der Nation? Die war kaum zu erwarten; denn so weit sind wir noch nicht in Deutschland, daß die „nichtstudirte" Nation wissen sollte, wer Schopenhauer war. Die Philosophen von Fach? Die stehen schmollend abseits, da sie sämmtlich ihrer Zunft etwas zu vergeben glaubten, wenn sie mit echter Vornehmheit die Verdienste eines Mannes anerkännten, der diese Zunft so unglimpflich behandelt. Die philosophischen Dilettanten und die literarischen Feinschmecker? Sie fürchten sich als „Oberflächliche" gebrandmarkt zu werden, wenn sie eine Größe ehren, die noch nicht seit zweihundert Jahren patentirt ist. Die Liberalen aber verzeihen ihm seine reactionären Gesinnungen nicht; die Conservativen, die ja meist noch im Banne der Kirche liegen, wollen von einem Gesinnungsgenossen nichts wissen, der so frei von allem positiven Autoritätsglauben ist. Die Juden haben nicht vergessen, wie unbarmherzig er mit ihnen umgegangen ist und die Patrioten tragen's ihm nach, daß er nicht blind für die Schwächen seiner Landsleute war.

Wohl birgt sich alle diese Rancune, die noch ein Vierteljahrhundert nach dem Tode des Beleidigers fortlebt, unterm Deckmantel aller möglichen Vorwürfe, die man dem Denker und Schriftsteller vom moralischen und wissenschaftlichen Standpunkte aus machen könne; aber dieser fadenscheinige Vorwand täuscht Niemanden. Gewiß war Schopenhauer als Mensch nicht vollkommen, aber wer ist es unter den Größten? In seiner Philosophie reizt Vieles zum Widerspruch, Manches sogar zum Lächeln; aber wo ist der Denker, der nicht im selben Falle wäre?

Sollte man großen Männern das Recht auf den Nachruhm bestreiten, wenn sie menschliche Schwächen hatten, so würden sie übel fahren. War Alexander nicht ein Trinker, Cäsar ein Schuldenmacher und Schlimmeres, war Karls des Großen Familienleben ein fleckenloses? Sind sie darum weniger groß, eines Denkmals unwürdiger? Und sind die Helden des Geistes alle so ganz vorwurfsfrei? War Dante nicht rachsüchtig und hochmüthig? War Luther ein Meister der Duldsamkeit, der Langmuth und der Mäßigung? Welche Gefäße menschlicher Schwächen waren nicht Voltaire und Rousseau, Swift und Byron, denen man den schuldigen Tribut der Bewunderung doch so gerne zahlt; und was waren Schopenhauers harmlose Sünden dagegen? Er hatte eine hohe Idee von sich selber; aber welcher Mittelmäßigkeit verzeiht man nicht dies Gebrechen, das meist viel tiefer sitzt und verderblicher wirkt, wo es im Geheimen zehrt, als wo es mit Schopenhauer'scher Naivetät zur Schau getragen wird? Er war schmähsüchtig; aber war er nicht dazu herausgefordert und fühlt man bei seinen heftigsten Auslassungen nicht, daß nicht Neid und Galle, sondern Entrüstung über die Thorheit der Menschen und den Erfolg dessen, was er als Marktschreierei betrachtete, ihm solche jambischen Invectiven entriß? „Er verachtete die Menschen." Nun und weiter? Schreiber dieses gehört sicherlich nicht zu den Menschenverächtern, aber die Geschichte hat ihm gelehrt, daß die überzeugtesten Verächter der Menschennatur oft die größten Menschenbeglücker gewesen. Jedenfalls will es ihm scheinen, als ob es eine ganz sonderbare und unerträgliche Prätention gewisser Leute sei, zu behaupten, man

Digitized by Google

müsse schlecht sein, weil man die Menschen verachtet. Was hat das mit gut oder schlecht zu thun? Kann man nicht gerecht, mildthätig, selbstlos, muthig, unbestechlich sein und dabei doch die Menschen en gros wenig hochachten? Wer hat hinwiederum nicht Philanthropen vom Handwerk gekannt, die herrschsüchtig, eitel, unduldsam, neidisch und heftig waren? Nichts von alledem bei Schopenhauer. Wer ihm nur nahe getreten, kann nicht genugsam seine wohlwollende Höflichkeit, sein Selbstvergessen im Interesse der allgemeinen Interessen, seine Wahrheitsliebe, seine Billigkeit, seine Bewunderungsfähigkeit, seine Güte gegen Untergebene, vor Allem aber seine Mäßigkeit rühmen. Nun geht aber der Groll gegen ihn so weit, daß man ihm selbst aus letzterer Tugend ein Verbrechen machte: nicht mäßig, ascetisch, so meint man, oder sagt man, hätte ein Philosoph sein müssen, der die Ascese gepredigt. Gewöhnliche Sterbliche, selbst wenn sie Professoren der Philosophie sind, mögen Abends Weib und Kind daheim sitzen lassen und drei, vier Stunden bei Bier und Cigarre zubringen, aber wer der Welt die Verneinung des Willens zum Leben als das Ziel aller Moral hingestellt, der darf sein Hähnchen und seine Erbschen im Englischen Hofe nicht mit Wohlgefallen verzehren. Dagegen wäre nun doch vor Allem einzuwenden, daß Schopenhauer nie „gepredigt" hat. Er hat Niemanden bessern und bekehren wollen, brauchte also nicht bei sich selber anzufangen. Er hat einfach dargelegt, was er als das Wesen der Dinge ansah; und er war so wenig gehalten als ein Heiliger zu leben, weil er die Heiligkeit als höchstes Ideal der Moral hingestellt, als er eine Symphonie zu componiren brauchte, weil er in dieser Kunstgattung den höchsten Ausdruck der künstlerischen Anschauung sah. Aber wie gesagt, alles das sind doch wahrlich nur Peccadillen, die bei einem solchen Geiste gar nicht in Betracht kommen. Wäre Schopenhauer ein Wüstling oder Völler, ein Geizhals oder Verschwender, ein Lügner oder Betrüger gewesen, hätte er Knechtsinn, Herrschsucht, Bestechlichkeit oder Unredlichkeit an den Tag gelegt, so möchte man den Versuch, seine Größe als Denker durch seine Mängel als Mensch zu verringern, begreiflich finden, wie man es natürlich findet, daß die unmittelbare Nachwelt an der Apotheose Bacons Anstoß nahm; — aber hier handelte es sich doch wahrlich nur um Blößen, auf die gar Wenige unter uns das Recht haben den Stein zu werfen.

Uebrigens handelt sich's auch gar nicht darum dem Menschen, sondern dem Denker und Schriftsteller ein Denkmal zu errichten. Was den letzteren anlangt, so ist mir denn auch nicht der geringste Einwand zu Ohren gekommen und es müßte in der That schlimm um den deutschen Geschmack stehen, wenn man für die Vollendung der Schopenhauer'schen Prosa kein Verständniß mehr haben sollte. Dagegen wirft man dem Philosophen Paradoxien und Widersprüche, Willkürlichkeit und Phantasterei vor; und obschon man anzuerkennen gezwungen ist, daß Wenige ihm an Tiefe und Breite der Kenntnisse, der allgemeinen, wie der speciellen, gleichkommen, so zeiht man ihm doch gern des Dilettantismus. Letzterer Vorwurf ist absolut grundlos und wird nur dadurch plausibel gemacht, daß Schopenhauer die höchsten Fragen gemeinverständlich und lebendig behandelt und keiner Akademie angehört. Haben wir doch erst kürzlich von einem der Koryphäen der modernen Wissenschaft hören müssen, Goethe sei nur ein Dilettant in der Naturforschung gewesen, mit der sehr vernehmlichen Reticenz: „Ja, wenn er ein Universitätsprofessor gewesen wäre, wie sein Faust!" Denn mehr als je beherrscht heute das Professorenthum unsre Bildung, wenn auch nicht mehr direct, wie zu Fichtes und Hegels Zeiten, so doch indirect: man erkennt nur als gediegen, tüchtig, gründlich, als exacte Wissenschaft an, was von den Universitäten ausgeht, das aber auch ohne es zu prüfen, auf Treu und Glauben. Es ist dies eine Thatsache, die hinzunehmen ist wie alle Thatsachen und es liegt mir ferne, die deutsche Bildung geringer zu schätzen, weil sie von den Universitäten ausgegangen und ausgeht. Im Allgemeinen haben ja auch die Professoren ganz Recht, wenn sie die extra-universitarische Wissenschaft in Deutschland etwas mißtrauisch ansehen; nur sollte dies berechtigte Mißtrauen nicht in Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit ausarten. Wie sehr auch alles wissenschaftliche Leben Deutschlands in den Universitäten concentrirt sein mag, hier und da tritt doch auch eine bedeutende wissenschaftliche That — man denke nur an J. R. Mayer — außerhalb ihrer Weichbilde zu Tage. Das will man aber nun einmal nicht zugeben und ich hätte Locke und Hume, Grote und Darwin nicht rathen wollen, in Deutschland außerhalb der Facultäten aufzutreten, wie sie in England gethan: sie wären sicherlich als Dilettanten begrüßt worden. Las ich doch neulich einen, übrigens sehr interessanten Aufsatz eines unserer bedeutendsteu Historiker der Philosophie über die Causalitätsfrage, worin alle Schriften und Schriftchen von Ordinarien, Extraordinarien und Privatdocenten, von Trendelenburg bis auf Herrn Raab angeführt waren, Schopenhauers grundlegende Schrift von der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, dem Tiefsten und Erschöpfendsten, was überhaupt je über diese Frage geschrieben worden, auch nicht mit einer Silbe erwähnt ist. Stände nicht irgendwo im Text eine kleine abfällige und nebenbei ganz unherausgeforderte Bemerkung über „die Welt als Wille", man sollte glauben, die Existenz Schopenhauers sei dem Verfasser unbekannt gewesen. — Und nicht allein die Philosophen von Fach, auch die Professoren anderer Facultäten scheinen sich Schopenhauern gegenüber nicht zu einer unbefangnen Anerkennung erheben zu können. Wenn man den überwiegenden Antheil bedenkt, den die Universitäten an unserm geistigen Leben nehmen, und findet unter den Namen, welche den Aufruf zu Errichtung eines Denkmals für Schopenhauer unterzeichnet haben, nur die dreier Professoren — freilich dreier, die schwerer wiegen als Dutzende — so muß man doch wohl annehmen, ich will annehmen, instinctives Solidaritätsbewußtsein glauben. Der Mann hat sich auf eigne Faust mit Optik beschäftigt und ist zu andern Schlüssen gelangt als wir; er hat nicht nur an den Magnetismus, sondern sogar an Tischklopfen geglaubt — und letzteres wird ihm auch sein fanatischster Bewundrer nicht zum Lobe anrechnen, wenn schon er sich erinnern wird, daß selbst ein David Fr. Strauß zur Hellseherin von Prevost gewallfahrtet; er hat uns Physiologen insbesondre als eine Art Metzgerzunft dargestellt, die bis zum Knöchel im Thierblute watet; und wer wollte leugnen, daß Schopenhauer bei seiner überreizten Thierliebe und von seiner Einsiedelei aus, wo ihm die Wirklichkeit manchmal zu Phantomen anschwoll, in seinen Anklagen zu weit gegangen ist, wenn auch Manches darin gerechtfertigt ist? Aber sind das Alles nicht geringfügige Ausschreitungen, die man ganz unverhältnißmäßig aufgebauscht hat? Und wo ist der Philosoph, welcher der Versuchung widerstanden hätte, scheinbare Thatsachen und unleugbare Gefühle als Beweise aufzuführen, wenn sie so trefflich in sein System paßten?

Was nun aber die Einwände gegen Schopenhauers Philosophie betrifft, so fallen dieselben ganz anders ins Gewicht, und wenn es überhaupt ein philosophisches System gäbe, welches keine anhaltbaren Theile enthielte, so möchte man schon irre werden; wenn man aber bedenkt, daß selbst ein Plato, ein Descartes, ein Leibniz, ein Kant nur cum beneficio inventarii angenommen werden können, so wird man auch Schopenhauer gegenüber weniger hohe Ansprüche erheben. Man erlaube mir gleich von vornherein und lediglich um den Verdacht abzuwenden, als spräche hier ein blinder Parteigänger, die persönliche Bemerkung, daß ich weder Schopenhauers Aesthetik noch seine Moral unterschreibe; und zwar zu ersterer ganz oppositionell stehe, von der letzteren nur gewisse Seiten annehmen kann. Niemand hat das Problem der Willensfreiheit tiefer ergründet als Schopenhauer, Niemand die Lehre vom Mitleiden, als dem Fundament der Moral, plausibler begründet; aber die daraus gezogenen Schlüsse sind doch meist in offnem Widerspruch, sei's mit den Prämissen, sei's mit der Metaphysik der Philosophen. Wenn der Wille wirklich das Primat in der Welt hat, wie Schopenhauer annimmt, so hat auch der Optimismus Recht gegen den Pessimismus, als welcher er nur vor dem Intellecte besteht, und es ist nicht abzusehen, warum der Schwächere, d. h. der Intellect, durch Verneinung des Willens zum Leben den voraussichtlich erfolglosen Kampf gegen den Stärkeren, d. h. eben den Willen, aufnehmen solle. Denn erfolglos, hoffnungslos muß der Kampf immer sein, so lange das philosophische

Digitized by Google

Moralsystem sich nicht in einer Religion verkörpert hat; und das will ja gerade Schopenhauer um keinen Preis. Wissenschaftlich mag nichts interessanter sein, als das Studium der Grundlagen der Moral; aber auf die Handlungen der Menschen hat ein solches Studium auch nicht den geringsten Einfluß; erst wenn Nächstenliebe, Fatalismus, Prädestination zu religiösen Dogmen geworden, d. h. aufgehört haben Philosophie zu sein, beginnen sie bestimmend auf die Thätigkeit des Menschen zu wirken.

Mag man nun aber Schopenhauern auch nicht überall hinfolgen, so bleibt doch unbestreitbar, daß er in den zwei wichtigsten Zweigen der Philosophie, der Erkenntnißtheorie und der eigentlichen Metaphysik, sich den allergrößten Geistern aller Zeiten an die Seite gestellt hat. Man kann sagen, daß die große Forschungs- und Entdeckungsreihe der innern Welt, welche, fast gleichzeitig mit der der äußern Welt durch Copernicus, Galilei, Kepler und Newton, von Locke, Hume und Kant geleitet worden, durch Schopenhauer zum Abschluß gelangt ist. Schon sein Meisterwerk, die Kritik der Kant'schen Philosophie, trug wesentlich zur Klärung bei; das erste Buch, die „Welt als Wille und Vorstellung", hat dann unsre ganze Erkenntnißlehre auf unerschütterliche Grundlagen gestellt.

Nicht minder groß ist Schopenhauers Leistung auf dem Gebiete der Kosmologie, um mich des Ausdruckes zu bedienen, den er selber gerne brauchte, um seine metaphysische Welterklärung zu bezeichnen. Nicht das Woher, noch das Wohin, noch das Wie, sondern einzig und allein das Was der Welt zu erklären war seiner Ansicht nach die Aufgabe der Philosophie; und als dieses Was fand er den Willen: Alles ist Willen in dem ausgedehnten Sinne, den er dem Worte gab. Mit welcher Gelehrsamkeit, welchem Scharfsinn, welcher Folgerichtigkeit, welch überzeugender Dialektik er dies sein System aufgeführt hat, weiß jeder Leser seiner Werke, und selbst Gegner, wie die drei eminenten Franzosen — ein Deist, ein Pantheist und ein Positivist —, die ausführlicher über ihn geschrieben, stehen bewundernd vor diesem großartigen Aufbau. Man mißverstehe mich nicht: jedes metaphysische System — sei's Spiritualismus oder Materialismus, Pantheismus oder Dualismus — ist und bleibt immer eine riesenhafte Hypothese und hat nur in den Augen einer ganz verschwindenden Minderheit die Gewißheit, welche eine Religion für Millionen hat. Bei jeder Hypothese aber handelt sich's um ihre relative Wahrscheinlichkeit. Wo die meisten stichhaltigen Argumente, die bestconstatirten Thatsachen, wo am meisten Folgerichtigkeit, Zusammenhang der Theile, widerspruchlose Einheit zusammenkommen, um eine Hypothese annehmbar zu machen, da wird dieselbe am Ueberzeugendsten wirken. Es ist Schopenhauers unsterbliches Verdienst, eine solche Hypothese aufgestellt zu haben, indem er, statt des Geistes oder der Materie, den Willen als das Wesen der Welt hinstellte, und diese Hypothese, wir glauben siegreich, jedenfalls mit einem noch nie dagewesenen Aufwand von Geist, Consequenz und Beredtsamkeit, gegen alle anderen Hypothesen vertheidigt zu haben. Zwei solche Verdienste aber würden genügen, selbst wenn er dunklere Flecken auf seinem Charakter trüge als es in Wirklichkeit der Fall war, und seine Philosophie in manchen Theilen zu berechtigteren Widersprüchen herausforderte, als die sind, welche man gegen sie erhoben hat, Schopenhauern, wie der Aufruf sagt, „als ein würdiges Glied an die hohe Reihe jener königlichen Geister anzuschließen, die von Platon und Aristoteles durch Descartes, Spinoza, Locke und Leibnitz zu Kant hinführt". Einem solchen Manne, zumal wenn sich die Mitwelt an ihm versündigt, wie sie's an Schopenhauer gethan, ein Denkmal zu verweigern, wäre in der That einer großen Nation wenig würdig; denn

„. . . . was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben."

Florenz, 22. April 1884.

Novellen von Hans Hoffmann.

Unter unseren jüngeren Novellisten gebührt Hans Hoffmann unstreitig eine erste, wenn nicht die erste Stelle. In der Form an keinen Geringern als Paul Heyse gemahnend, hat er mit diesem auch in Bezug auf die Geistesrichtung eine große Verwandtschaft. Die süße, doch nie süßliche Grazie, das Streben, alles Unschöne zu vermeiden und tragische Conflicte zu mildern, der liebenswürdige Humor, ein stark weiblicher Zug eignen auch ihm. Er wendet ebenfalls gerne der Gegenwart mit ihren schroffen, unauszugleichenden Gegensätzen den Rücken und vertieft sich am liebsten sinnend in eine ferne historische Vergangenheit. Er hält sich nicht mit archaisirendem Plunder auf, und doch stört kein moderner Zug seine Bilder, kein modernes Fühlen seine Charaktere, kein Modewort ihre Sprache. Es ist eine Echtheit, die nicht mit sich selbst kokettirt, nichts von Gelehrsamkeit und Absicht weiß, und die deshalb nur um so unmittelbarer aus dem Vollen schafft und wirkt. Seine antiken Gesellen und mittelalterlichen Sippen sind naiv, und darum wachsen sie uns auch ans Herz. Freilich ist ihnen allen ein Familienzug gemeinsam. Sie sind sämmtlich liebenswürdig. Selbst wo ein Bösewicht geschildert werden soll, mischen sich liebwerthe Züge und vermittelnde Uebergänge ein. Es sind meistens passive Helden mit weichen, fast weiblichen Zügen. Am besten gelingen ihm die jungen Mädchen, deren eines er stets in den Mittelpunkt seiner Novellen zu stellen pflegt: am häufigsten eine junge Schöne von keuscher Sinnlichkeit, mädchenhaftem Trotz und Stolz, klug, neckisch. Auch wo sie in wilder Leidenschaft auflodert, ist ihre Gluth mehr erwärmend als leuchtend, und ihr Thun und Lassen mehr das Produkt ihrer Reflexion, als eines rücksichtslosen Instincts, einer Naturgewalt. Dabei ist das Typische stark betont. Charakteristisch ist überall das schöne Ebenmaß, die künstlerische Abrundung und Glätte, die sonnige Beleuchtung. Sonnig, das ist die Signatur dieses Dichters. Sonnig sind seine Landschaften, seine Menschen, seine Fabeln, auch wo sie tragisch ausklingen. Sogar in dem erschütternden Charaktergemälde: „Brigitta von Wisby"*) spürt man noch die weiche Künstlerhand, die einen rosafarbenen Schleier um die tieftraurige Lebenswahrheit zieht.

Schöne Composition, stilvolle Figuren, stimmungsvolle Bilder stets in Bewegung und Handlung findet man auch hier. Wie prächtig ist nicht gleich der erste Accord: der Besuch des Goldschmieds Nils und seiner schönen stolzen Tochter Brigitta auf dem gothländischen Unghansehof und der Ritt der letzteren zu dem Gestüte, an der Seite des mit seiner Base Botildis verlobten Thjelvar. Mit herrlichen Farben schildert Hoffmann, wie die wilden Pferde „gleich einer ungeheuren Wellenbewegung" den Reiter und die Reiterin umbrausen, die wie in einem athemlosen Wirbelsturme gefangen dahinsprengen; wie Brigittas Renner scheu wird, und wie Thjelvar die Stürzende, fast Ohnmächtige auffängt und vor den Hufen den Rosse schützt „mitten im tosendsten Strudel blind stürmender und stürzender lebendiger Fluthen". Als sie wieder zur Besinnung kommt, gesteht er ihr, daß er das Schwinden ihrer Sinne benutzt und sie geküßt habe. „Ich war wach und bei hellem Bewußtsein", erwiederte Brigitta schalkhaft, allein ihr Scherz verwandelt sich in Wuth, da der Jüngling die Bemerkung nicht unterdrückt, daß er sie gerne zu seinem Weibe nehmen würde, wenn er nur nach seinem eigenen Willen wählen dürfe, aber er könne sich dem Beschlusse seines Oheims nicht widersetzen, denn Recht und Sitte wollen es, daß der Väter Erbe in den Händen seines Geschlechtes erhalten bleibe. Nun bäumt sich der Stolz der Bürgerin von Wisby auf, und sie nennt ihn einen Feigling. In ihre Kemenate zurückgekehrt, erklärt sie ihr Empfinden deutlicher. „Daß er mich liebt und mir das zu gestehen wagt, und mich dennoch verschmäht um seines Erbes und seiner Sippe willen, das ist unerhört. Wehe dem Weibe, wenn es nicht mehr mit dem Scheine der Wahrheit sagen kann: Ich bin's, die dich

*) Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. Leipzig, Bernhard Schlicke (B. Elischer).

Digitized by Google

verschmäht! weil es, wie ich gethan, ihm schon sich hingegeben von ganzem Herzen, war's auch nur einen Augenblick, mit dem stillen Eidschwur solchen Kusses!" Und sie schwört Rache.

König Waldemar von Dänemark, der einst um ihre Liebe warb und vor dem sie geflohen war, kommt voll böser Pläne wider Wisbys Freiheit in der Maske eines harmlosen Roßhändlers nach Gothland. Brigitta erkennt ihn und droht, ihn zu verrathen, wenn er nicht nach dem Unghansehof ziehe und Botildis zu seinem Ehegemahl küre. Waldemar verspricht eidlich Gehorsam, und nur zu bald gewinnt er als rossekaufender Gastfreund das Herz der Bauerntochter. Aber Botildis erräth, wem sie sich hingegeben, denn Brigitta hat ihr früher so genaue Dinge von Waldemar erzählt, daß sie ihn jetzt danach erkennen muß. Waldemar beruhigt sie leicht über seine Absichten und weiß der Arglosen Alles zu entlocken und abzulisten, was er über das Land und die Streitkräfte der Gothländer zu wissen begehrt.

Eines Tages wird auf der Insel ein Volksfest gefeiert, an dem der König in seiner Vermummung Theil nimmt. Die Wisbyer haben ein Spiel erdacht, eine Art Ringelreihen zur Verspottung des hinterlistigen Dänenkönigs. Ein Jüngling wird als König Waldemar ausgewählt und soll den Ring der sich an den Händen fassenden jungen Leute durchbrechen, wobei ein Spottlied auf Herrn Waldemar angestimmt wird. Begreiflich ist der echte König ob des neckenden Spiels ergrimmt, und er verspricht sich im Herzen, es den Wisbyern einst desto reichlicher heimzuzahlen. Als er nach Spielrecht Botildis küßt und diese seine Liebkosung vor allem Volke herzhaft erwidert, da gehen dem Unghansebauer doch die Augen auf: er verflucht den ehrvergessenen Gastfreund und schlägt ihn auf die Wange. Waldemar greift zum Schwerte.

Doch ehe er es ganz entblößt hatte, überwand die kühle Besonnenheit den königlichen Zorn, und er stieß es klirrend in die Scheide zurück. Seine Gestalt aber schien plötzlich zu wachsen und in neuer Jugendfülle zu schwellen, als er das stolze Haupt zurückwarf und ruhig drohend sagte: „Ich weiß einen, der diese Wange mit Strömen Blutes rein waschen kann von dem Schlage, und was ein Bauer gethan, wird Gothland büßen. Der Eine heißt Waldemar Atterdag, der König der Dänen!"

— „Dein Roß nun sporn', dein Roß nun sporn',
Daß dich nicht schlage der Gothen Zorn —
Wenn wir's erlauben, Herr Waldemar!"

So antwortete es lustig seinen Worten. Er aber wandte sich langsam ab und ging ruhig und hochmüthig von dannen, und Keiner von den sorglosen Sängern kümmerte sich um ihn, den sie unbewußt und spielend beim rechten Namen genannt hatten ... So konnte es geschehen, daß König Waldemar ungefährdet die Stadt und den Hafen erreichte und seine harrenden Schiffe die Anker lichten ließ.

Die Katastrophe bricht bald herein. König Waldemar landet auf Gothland, jedoch keineswegs um das Bauernkind, wie er geschworen, als Königin heimzuführen, sondern als Eroberer mit einem wohlgerüsteten Heer. Er besiegt die Schaaren, die sich ihm entgegenwerfen, und zerschmettert mit einem Schwerthieb die Rechte, die ihn einst auf die Wange geschlagen. Botildis soll von den Ihrigen als Verrätherin auf den Tod verklagt werden, doch es gelingt der schuldbewußten Brigitta das arme Mägdlein, das darob den Verstand verloren, ihrem schrecklichen Vater durch die Flucht zu entziehen. Bald darauf kommt es zur Schlacht. Aber statt daß Thjelvar den eidbrüchigen Waldemar lebend als Gefangenen zu Brigitta bringt, wie diese es von ihm als Liebespreis gefordert, findet er seinen Tod im Kampfe. Wisbys Schicksal ist entschieden. Die Stadt ergibt sich dem Sieger. Brigitta und Botildis suchen auf der Wahlstatt die Leiche Thjelvars und finden sie. Die Wahnsinnige singt dazu das Lied vom Herrn Waldemar.

Brigitta rang die Hände in sprachlosem Grauen. Plötzlich tönte Hufschlag hinter ihr; sie wandte sich herum und sah einige Reiter in scharfem Trabe sich nähern. Sie blieb stehen und blickte ihnen ruhig und furchtlos entgegen. Aber als sie in Gesichtsweite gekommen, entrang sich ein Ausruf der Ueberraschung ihrem Munde und mit schneidender Stimme rief sie: „Jetzt, Botildis, jetzt singe dein Lied, hier nahet der, an den es gerichtet ist, aber singe es ihm so, daß es Grausen und Entsetzen in die Seele des Eidbrüchigen schleudere, der Thjelvar getödtet und der deinen Geist zerbrochen hat, daß es wie ein Posaunenton in sein Ohr dringe und sein steinernes Gewissen aus nie gestörtem Sündenschlaf aufreiße und erwecke!" Schnell kamen die Reiter heran und hielten neugierig vor den beiden Mädchen ihre Rosse an. Der König fuhr heftig zurück, als er sie erkannte; er glaubte ein wüstes Nachtgesicht zu erblicken.

„Tummle dein Rößlein im Kreise flink,
Reit' in den Ring, reit' in den Ring,
Wenn wir's erlauben, Herr Waldemar!"

sang die unglückliche Botildis, ohne ihn zu erkennen oder anzusehen. Ihre Stimme klang weich und feierlich, so unmittelbar aus der Wahnsinnsnacht ihres Geistes heraus, daß Alle verstanden, was die seltsame Begrüßung bedeutete und ein unheimlicher Schauer die stolzen Sieger befiel. Keiner wagte zu reden, nur Waldemar versuchte zu lachen, aber das Gelächter ward so rauh, fremd und häßlich, daß er selbst darüber erschrak und verstummte. — Fragend heftete er den Blick auf Brigitta. Die aber hob sich stolz in die Höhe, daß Alle ob ihrer Schönheit erstaunten nnd sagte laut und mit furchtbarem Ernst: „... Wisse, König Waldemar, der du einst als verlorener Mann vor mir, dem Weibe, standest und der du nur von meinen Gnaden hier reitest als Sieger: Der Eid, den du mir für dieses Mädchen schwurest und den du gebrochen hast wie hundert andere, mag vielleicht erst drüben deine verurtheilte Seele martern; aber der andere, den du mir für Wisby schwurest, wird noch auf Erden, deß bin ich gewiß und Tausende mit mir, dein schuldiges Haupt mit seiner Rache erreichen: In den Ring bist du geritten, wie diese dir singt, aber siehe wohl zu, wie du wieder hinausgelangest." — Der König versuchte der leidenschaftlichen Worte des schönen Mädchen zu spotten; aber ein heimliches Grausen umfing ihn, daß er sich zornmüthig abkehrte, um vorüberzureiten. Da auf einmal klang eine andere, weiche, süße Stimme in sein Ohr: Botildis war dicht an sein Roß getreten, streckte die Arme ihm zärtlich entgegen und flüsterte so herzlich und vertraulich, wie sie einst gewohnt gewesen: „Waldemar!" Der König erbleichte, fuhr mit der Hand an seine Stirn, riß sein Roß zurück mit starrem Blick und jagte von dannen, als würde er von zornigen Rachegeistern getrieben.

Brigitta von Wisby aber rudert mit der Leiche ihres Geliebten, der für sie gestorben ist, aufs Meer hinaus, und kein sterbliches Auge weiß, wo sie mitsammen ihr kühles Brautbett im Meeresgrunde gefunden. —

Der liebenswürdige Humor des Dichters, der schon in der oben angeführten Schilderung vom Ringelreihen erkennbar ist, durchleuchtet noch mehr die vier Novellen, die gleichzeitig unter dem zusammenfassenden Titel: „Im Lande der Phäaken"*) herausgekommen sind. Die sommerlich blühende Landschaft des nordischen Eilands und seiner vielthürmigen Stadt verschwindet vor dem gesegneten, glanzumflossenen, mit dem Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückten Korfu. Wohl spöttelt Hoffmann über den Glauben eines Schwärmers, der nach einer Ueberlieferung der Alten das glückselige Sageneiland der fröhlichen Phäaken hierher verlegt, aber die Sonne Homers lächelt in seinen Erzählungen überall. Besagter Phantast nennt seine Landsleute nur noch Phäaken, seine Tochter Nausikaa, statt ihres rechten christlichen Namens Irene, und so fort bis zu den Knechten und Mägden. Er gibt glänzende Feste mit allerhand homerisch zugeschnittenen Spielen und Wettkämpfen, und auch seine Irene macht Ernst aus ihrer Nausikaa-Rolle. Sie fährt alle Wochen einmal auf einem Maulthierwagen, von etlichen Mägden begleitet, an den Strand, wenn sich auch ihre reinlichen Händchen dort nicht gerade mit der Wäsche befassen, indessen eine stattliche Schaar von Anbetern aus gewisser bescheidener Ferne folgt und begeisternd die bezüglichen homerischen Verse citirt:

„So wie Artemis herrlich einhergeht, froh des Geschosses,
Also schien vor den Mägden an Reiz die erhabene Jungfrau."

Einmal jedoch geschah es, daß ein vorwitziges Herrchen in der Meinung, der Nausikaa gefällig zu sein und in ihrer Gunst einen Vorsprung zu gewinnen, in allzu gewissenhafte Nachahmung der klassischen Handlung verfiel und sich beikommen ließ, in stark erleichterter Kleidung plötzlich aus dem Gebüsche

*) Berlin, Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

zu tauchen und mit sinnreich einstudirter Geberde eine schutzflehende Ansprache zu halten: da war Nausikaa die Erste, welche beflügelten Laufes an der Spitze ihrer Mägde die Flucht ergriff und Wagen und Wäsche im Stiche ließ.

Dieselbe Ironie belächelt noch einen anderen Wahn. Nausikaa hält sich leider auch für eine große Malerin und zwar im Sinne der steifen byzantinischen Schule, und will von der „mancherlei seltsamen" Kunstrichtung, die gerade damals von Italien herüberdringt und sich zumal an den Namen Lionardos knüpft, nichts wissen. Um sich ihrer vielen Freier zu erwehren, erdenkt sie ein Preisausschreiben für das beste Gemälde und die schönste Erklärung des Homer und Platon, wobei sie schlau sich selber die höchste Entscheidung vorbehält. Hans Hoffmann berichtet nun höchst ergötzlich, wie sich die ganze Stadt mit einem Schlage gleichsam in eine große Malerakademie und philosophisch-ästhetische Hochschule verwandelt und wie zuletzt ein lustiger fahrender Malerschüler aus Italien durch seine Kunst und seine eines Odysseus würdige Verschlagenheit die Hand und das Herz Irenes gewinnt, obwohl er von den „sonderbaren Lehren und Wörtern der wildfremden Heiden Platon, Aristoteles und Homeros" nicht das Geringste begriffen hat.

Wir wissen aus Hoffmanns früher erschienener Meisternovelle: „Der Hexenprediger", daß unser Dichter, der, irre ich nicht, aus einem protestantischen Pfarrhause stammt, in theologischen Dingen sehr wohl Bescheid weiß, ohne just sonderlich frommen Gemüthes zu sein. Es steckt im Gegentheil viel von Alt-Hellas' sinnlich-frohem Heidenthum in ihm, das ihn das Christenthum als einen Bruch mit der Natur auffassen läßt und gern zur Polemik anregt. Der „Hexenprediger" ist aus dieser Stimmung erwachsen. Auch in den Phäakengeschichten lächelt er über die Dogmen, wobei aber sein feiner Spott nie den Personen, sondern nur der Lehre gilt, nie verletzt, höchstens kitzelt. Es ist ungefähr jene Stimmung, in welcher Gottfried Keller in seinen „Sieben Legenden" die heidnisch-weltlichen Elemente in den christlichen Heiligensagen herauskehrte. Es ist also nicht zufällig, wenn Hoffmann seine Novellensammlung dem Schweizer Dichter widmet. Noch ein anderer Anklang findet sich. Wie im „Grünen Heinrich" das Patricierkind Meretli von einem zelotischen Pfarrer als junges Hexlein zu Tode erzogen wird, so geschieht es ähnlich mit den beiden Korfiotinnen Photinissa und Kalomira. Die Eine endet in ihrem heiligen Bekehrungsdrange tragisch, die Zweite aber findet in einem frechen Gesellen ihren Meister und stülpt über den Heiligenschein die Haube der glücklichen Hausfrau. Von sinnvoller Schelmerei erfüllt ist das Genrebild von der Heiligen-Erziehung.

Der Vater des Wunderkindes läßt auf Grund des zufällig entstandenen Volksglaubens von der Segenskraft seiner Tochter diese unter seiner Aufsicht allerhand glänzende Heilungen vollbringen. „Und weil er zugleich ausstreute, an heimlichen Bösewichtern müsse die himmlische Kraft unwirksam bleiben, so fand sich Niemand, von dem nicht alles Kopf- und Zahnweh, Gliederreißen, Husten und Schnupfen bei Annäherung des Kindes bereitwillig entwich." Die Kleine übt auch stillheimlich den wunderbarsten Einfluß auf das etwas lockere und faule Wesen ihrer korfiotischen Landsleute aus. Ein Jeglicher muß der gutthätigen Kalomira seinen Dank in einem kleinen laufenden Zinse von seinem Verdienst abtragen; damit er aber selbst durch eine solche dauernde Steuer nicht in Schaden kommt, braucht er nur jeden Tag ein wenig länger als sonst zu arbeiten, um die früheren Ernten in gleicher Fülle zu erhalten. Auf solche Weise wächst der Fleiß und damit auch der Wohlstand des Dorfes von Jahr zu Jahr, ohne daß das Völkchen irgend etwas an seiner alten Fröhlichkeit und Festeslust einbüßt.

Und seit sie einmal zu einem Jungen, der etwas unsauber gekleidet war und ein gar arges Schmutznäschen ihrer Hand näherte, laut gesprochen hatte: „O pfui doch, wie darf ein solches Ferkel meine Hand küssen?" da ging ein Schrecken durch die Schaar der Kinder, und keines wagte künftig anders als in reinem Gewande und mit vorwurfsfreier Nase ihre Nähe zu genießen. Und von den Kindern lernten das hinwiederum auch die Eltern.

Nun wird geschildert, wie sich als unausbleibliche Folge des stattlichen Bewußtseins, ein auserlesen Werkzeug Gottes zu sein, ein kleiner Hochmuthsteufel dem Gnadenprinzeßchen oder gar der Heiligen in den Nacken setzt, ihr das Näschen kräftig in die Höhe reckt und ihren Kindergeberden eine seltsam possirliche Würde leiht. Darum bleibt auch die gerechte Strafe nicht aus, und der Leser mag es selbst in dem Buche nachlesen, wie Kalomiras Stolz von dem bösen Buben Perikles, dem Sohne des Xanthippos, gehänselt und gebrochen wird. Am Ende sehen wir, daß das Gnadenkind zwar keine Heilige mehr, aber ein liebespendend und liebefordernd Weib, eine brave Gattin und Mutter ist, und daß das Glück der Gemeinde und ihrem jungen Hause gleichwohl treu bleibt. Man muß überall die feine und anmuthige Weise bewundern, wie Hans Hoffmann hier naives Leben schaut und zur Anschauung bringt, eine echte Dichterironie walten läßt und Manches schalkhaft der nachschaffenden Phantasie des Lesers überläßt. Der beste Poet sagt uns ja nicht Alles, was er auf dem Herzen hat, sondern regt den Leser an, selbst weiter zu denken und zu dichten.

Theophil Zolling.

Florentiner Ostertage.

Von F. Boettcher, M. d. R.

Der Gründonnerstag begann mit einem kräftigen Gewitter, dem ein längerer Regen nachfolgte. Für die Campagna war das sehr wohlthuend, weniger angenehm aber für die Stadt. Florenz hat vielleicht das schönste Pflaster der Welt, und zwar durchgehends bis in die letzten Winkel hinein. Aber im Punkte der Straßenreinlichkeit ist es nicht besser, als seine italienischen Schwestern. So kommt es, daß an Regentagen der Fußwanderer ununterbrochen mit einer häßlichen Schlammmasse zu kämpfen hat. Und Fußwanderer gibt es am Gründonnerstage mehr als irgend sonst. Es ist der Tag der „visita delle sette chiese". Jeder gute Katholik ist verpflichtet, in sieben verschiedenen Kirchen seine Andacht zu verrichten. Doch wird demjenigen, dem die buchstäbliche Ausführung der Vorschrift etwa zu schwer fallen sollte, auch das wiederholte Erscheinen in derselben Kirche als voll angerechnet, wenn nur — sei es auch durch einfaches Hinaus- und Wiederhineingehen — die Siebenzahl der Besuche richtig erfüllt wird.

Als ich in den späteren Nachmittagsstunden, aus dem Villenviertel vor der Porta ranana kommend, die Stadt betrat, wogte ein Meer von Regenschirmen durch die enge Straße; ganz Florenz schien auf den Beinen zu sein. Darüber konnte ich mich nicht wundern. Aber alsbald sollte mir eine unerwartete Ueberraschung zu Theil werden. Vor der Kirche S. Felice drängte sich eine dichte Menge; aus dem Gebäude selbst heraus erscholl ein fürchterlicher Lärm, ähnlich wie Theaterdonner, oder wie wenn ein mit schweren Blechplatten beladener Wagen einhergefahren würde. Alles lachte, die aus der Kirche Heraustretenden nicht minder, als die Hineinströmenden. Als ich eintrat, war das Getöse bereits verstummt. Im Mittelschiff, nicht weit vom Eingange, war eine wächserne Christusleiche aufgebahrt. Alles Volk beeilte sich, ihr die Füße zu küssen. Kleine Kinder wurden über die Köpfe der Voranstehenden hinweggehoben, um das Bild des Heilandes zu sehen, es zu berühren. In den Seitenschiffen schlenderten scherzende Gruppen umher. Von der Ursache jenes Höllenlärms aber war nichts zu sehen.

Beim Beginn der Dämmerung kam ich in den Dom. Die Menge der Besucher während des Regentages hatte den schönen Marmorboden in eine schmutzige Straße verwandelt; nichtsdestoweniger machte der herrliche Bau — umsomehr, als die am Tage so nüchterne Kahlheit seiner Wände durch die Schatten des Zwielichts verschleiert war — einen überwältigenden Eindruck. Am Hochaltar, unter Brunelleschis majestätischer Kuppel, sang man eine Messe. Plötzlich begann dasselbe infernalische Toben wie in S. Felice, nur, infolge des Echos in den weiten

Digitized by Google

Hallen, noch viel toller. Ich sah mich um nach rechts, nach links, ohne in der Dunkelheit das Wie und Woher ergründen zu können. Erst bei dem Kerzenschimmer einer vorüberziehenden Procession erkannte ich, daß durch den ganzen Dom zerstreute halbwüchsige Jungen mit Bündeln von dünnen Stöcken aus Leibeskräften auf den Boden schlugen, während alle Uebrigen sich an dem ohrenzerreißenden Rasseln und Brausen höchst naiv ergötzten. Nachher bemerkte ich dann auch, daß an den Thüren des Domes wie an denjenigen der übrigen Kirchen jene Ruthenbündel in aller Form feilgeboten wurden.

Den Sinn dieses wunderlichen Brauches hat man mir nicht recht erklären können. Offenbar soll irgend Jemand oder irgend etwas bildlich gezüchtigt oder vernichtet werden. Dem mag eine ganz gute Idee zu Grunde liegen, aber wahrhaft entsetzlich ist es denn doch, diese rohe Ausführung derselben in die geweihten Räume des Gotteshauses zu verlegen. Bei uns würde sich gegen eine solche Unsitte jedes deutsche Gemüth, ob protestantisch, ob katholisch, in allen seinen Fasern auflehnen. Die Italiener sind eben anders geartet. Ich fragte eine junge Florentinerin, welchen Eindruck ihr der Lärm, der übrigens auch ihr unerwartet gekommen war, gemacht habe, und sie antwortete lächelnd: „Oh! ho avuto tanta paura!" Das war Alles — von Entrüstung keine Spur!

Niemals ist mir die sprichwörtliche Aeußerlichkeit des religiösen Cultus in Italien abstoßender vorgekommen als an diesem Gründonnerstage. In jeder Kirche war eine Kapelle als „heiliges Grab" hergerichtet, meistens mit einem großen Aufwande von Kerzen und überall mit einer entzückenden Blumenpracht. Aber das massenhaft herbeiströmende Publicum betrachtete das wie ein Schauspiel, ohne irgend welche tiefere Empfindung zu verrathen. Ueberall auf den Straßen sah man Gruppen gewöhnlicher Leute, die einander erzählten, in welcher Kirche es am schönsten gewesen. Die visita delle sette chiese ist in der That nichts Anderes als ein sportähnliches Vergnügen.

Nicht erbaulicher waren die Wahrnehmungen des folgenden Tages. Auch in Deutschland besteht das eigenthümliche Verhältniß, daß, während die Protestanten den Charfreitag als hohen Feiertag begehen, die Katholiken denselben in der äußeren Heilighaltung auffallend vernachlässigen. Wie dort, so fällt auch hier der Schwerpunkt in den musikalischen Theil des Nachmittagsgottesdienstes. In deutschen Domen ist zu demselben regelmäßig ein großer Andrang, aber es bleibt wenigstens die Würde des Ortes gewahrt; hier dagegen meint man in einem Concertsaale zu sein. Besonders die goldstrotzende S. S. Annunziata mit ihrem wunderthätigen Marienbilde machte diesen Eindruck. Sie ist immer die beliebteste Kirche der feinen Damenwelt; man sagt von ihr, daß allmittäglich in ihr die „messa delle belle" stattfinde. Am Charfreitag aber schien es vollends, als ob das Rendezvous, welches sich die „Gesellschaft" sonst im Park der „Cascine" oder im Theater zu geben pflegt, an diese heilige Stätte verlegt wäre. In einer anderen Kirche freilich ereignete sich an demselben Tage ein merkwürdiger Fall von Entrüstung über solch weltliches Treiben: ein Geistlicher versetzte mit seinem Barett einem jungen Mädchen, das während der Messe vergnüglich mit seiner Nachbarin plauderte, einen Schlag auf den Rücken. Aber die Folge davon war, daß die versammelte Menge in großem Tumult für das Mädchen Partei ergriff. Nur dem Einschreiten der Polizei hatte es der erzürnte Priester zu verdanken, daß er nicht in seiner eigenen Kirche mißhandelt wurde.

Derartige Beobachtungen sind nicht ohne Werth. Sie machen die Thatsache verständlicher, daß sich die Italiener, trotz all ihrer Kirchlichkeit, von den Bedrängnissen, in welche das Papstthum und die katholische Hierarchie durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte gerathen sind, weit weniger tief ergriffen zeigen, als irgend eine andere katholische Bevölkerung, namentlich die deutsche. Für eine mystische Begeisterung, wie sie bei uns der Klerus mit Zuhülfenahme des „Culturkampfes" vielfach anzufachen gewußt, fehlt hierzulande aller Boden. Die Geistlichkeit selbst ist von erheblich weltlicherem Schlage. Von den Landpfarrern, die mit ihren Beichtkindern etwa auf dem Fuße stehen, wie es in Altbayern in der allmählich zu Ende gegangenen guten alten Zeit der Fall war, gar nicht zu reden — auch in den Städten lebt wenigstens der niedere Klerus ganz in und mit dem Volke und wird von demselben nicht anders als wie seinesgleichen angesehen. Die Herren sind meist starke Schnupfer. Da kann man denn häufig beobachten, wie sie auf der Straße mit Leuten der unteren Klassen den Inhalt ihrer Dose theilen oder auch von solchen darum ausdrücklich angegangen werden. Bei uns pflegt sich der Geistliche, auch wo er „sich populär macht", immer einer gewissen Vornehmlichkeit zu befleißigen; hier herrscht — nicht selten sogar bei den gottesdienstlichen Functionen — ein Sichgehenlassen, das uns Deutsche stets aufs Neue in Erstaunen setzt. Ich weiß nicht, ist es Wirkung oder Ursache davon — jedenfalls ist es Thatsache, daß von dem eigenthümlichen „Respect", welchen die deutsche Bevölkerung ihrem Pfarrer entgegenbringt, hier wenig zu finden ist. Auch der Einfluß der Geistlichen ist geringer. Zwar ist der Versuch, was sie bei den politischen Wahlen zu Wege bringen könnten, noch nicht gemacht worden; immerhin aber haben sie nicht verhindert, daß die ungeheure Mehrheit des italienischen Volkes sich auf den Boden des „kirchenräuberischen" Staates gestellt hat. Und von vielen, vielleicht von den meisten, kann man annehmen, daß sie das gar nicht hätten verhindern wollen. Von jenem glühenden Hasse gegen den Staat wenigstens, wie er sich in Preußen noch heute nur zu oft kund gibt, ist nach glaubwürdigen Urtheilen der in der praktischen Seelsorge thätige italienische Klerus fast vollkommen frei.

Auf der anderen Seite aber zeigen die erwähnten Beobachtungen auch, wie wenig die Opposition gegen das Kirchenthum, der Rationalismus in seinen verschiedenen Formen das italienische Volk vermocht hat, sich der äußeren Formen des Katholicismus zu entschlagen. Die Macht der Gewohnheit und der Gedankenlosigkeit mag dazu das Meiste beitragen; aber im Allgemeinen halten auch die „Aufgeklärten" auf strenge Berücksichtigung der kirchlichen Dehors. Das ist um so natürlicher, je weniger man aus der Religion eine Gewissenssache macht. So sind die Italiener zugleich das religiös seichteste, gleichgültigste und das kirchlich eifrigste Volk. Jeder nach Italien kommende Deutsche ist überrascht, wie in den Kirchen nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer aller Stände sich einstellen, dieselben Männer, welche zum Grabe Viktor Emanuels wallfahrten und der italienischen Tricolore zujauchzen. Die „römische Frage", mit welcher die Journalisten des Vaticans und des gesammten Ultramontanismus die Welt in Athem zu halten suchen, ist durch diese Eigenart des italienischen Volkes aufs Einfachste gelöst. In keinem anderen Lande kann die katholische Kirche auf eine lebhaftere Theilnahme der Bevölkerung an der Aufrechterhaltung ihres äußeren Mechanismus rechnen, als in Italien, sobald sie sich in das Unvermeidliche findet. Und dieser Erkenntniß wird sich der Vatican fügen.

Die wunderlichste, aber überaus bezeichnende Feier hat Florenz am Ostersonnabend, den „scoppio del carro" — eine Veranstaltung, welche trotz ihres Alters weder an Sonderbarkeit noch an Anziehungskraft etwas eingebüßt hat. Ein Sproß des alten Patricierhauses der Pazzi hat aus den Kreuzzügen ein Stück der Einfassung des heiligen Grabes in seine Vaterstadt gebracht, wo es in der Kirche S. S. Apostoli aufbewahrt wird. Am Morgen des Ostersonnabends wird an dieser Reliquie eine Flamme entzündet und in den Dom gebracht. Dort nimmt sie der Erzbischof am Hochaltar in Empfang und setzt mit ihr eine mechanische Taube in Bewegung, die an einem Drahtseil das Mittelschiff entlang zum Portal hinausfliegt und einen auf dem Domplatz aufgestellten, mit Böllern und Feuerwerkskörpern beladenen Wagen zur Explosion bringt. Die Weise aber, wie die Taube den Weg zurücklegt, ob ohne oder mit Hindernissen, gilt den Landleuten der Umgegend als Vorzeichen einer guten oder schlechten Ernte.

Es war ein strahlender Sommermorgen an diesem sabbato santo. Eine frische Tramontana hatte die Regendünste der

Digitized by Google

letzten Tage hinweggeblasen, in tiefem Blau lachte der Himmel über der ewig schönen Stadt. Von allen Seiten strömte es nach dem Domplatze. Zu vielen Tausenden drängte sich da die Menge. In der Mitte stand ein fast haushoher, katafalkähnlicher Wagen, dem, außer seinem thurmartigen, mit einem Rade gekrönten Aufsatz, von pyrotechnischen Vorkehrungen kaum etwas anzusehen war. Punkt zwölf Uhr flog die wunderbare Taube aus dem Dome hervor, ein allgemeines „ecco!“ „ah!“ — und im nächsten Augenblicke sauste das Feuerrad des Wagens, krachten unzählige Böllerschüsse wie aus unsichtbaren Schlünden, während von allen Kirchen die Glocken, die seit Donnerstag geschwiegen hatten, ihr volltönendstes Halleluja in die Lüfte riefen. Trotz des unbeschreiblichen Lärms lag etwas Ergreifendes in dem Vorgange. So seltsam die Sache auf den ersten Anblick scheint, so läßt sich ihr doch die symbolische Deutung abgewinnen, daß durch das heilige Feuer die Fesseln des Grabes gesprengt werden. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet erscheint das Ganze bei aller Derbheit als eine tiefsinnige Auferstehungsfeier.

Die schaulustige Menge zerbrach sich freilich darüber wenig den Kopf. Ihre Unterhaltung drehte sich fast ausschließlich darum, wie die Taube geflogen sei. „Andò benissimo!“ versicherten sich gegenseitig die Bauern, und freudige Hoffnung auf ein gutes Jahr lachte in ihren Blicken. Aus dem Dome aber traten Hunderte von Vätern und Müttern, die sich mit ihren Kindern auf den Armen in das Mittelschiff gedrängt hatten, um von dem Funkenregen, den die fliegende Taube auf die Untenstehenden ausgießt, etwas zu erhaschen; denn das bringt den Kleinen Kraft und Gesundheit.

Der historische „carro“ wurde, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, von vier prächtigen weißen Stieren mit blumengekrönten Hörnern vor den alten Palast der Pazzi gezogen, begleitet von dichten Volksmassen Zu Ehren des sagenhaften Kreuzfahrers und seines edeln Geschlechts donnerte dort nochmals eine Böllersalve; dann war das Fest zu Ende und Alles zerstreute sich, die Florentiner in ihre Häuser, die Leute aus der Umgegend in die Weinstuben. Wie ging es da hoch her an diesem Tage fröhlicher Hoffnung! In den offenen Rosticcerien am Mercato vecchio und in den angrenzenden Straßen dieser malerischen Partie des alten Florenz brodelte es lustiger als je, herzlicher lachten die Menschen, sogar die lufterschütternden Weisen der mandolinebegleiteten Bänkelsänger wollten mir freundlicher erscheinen. Doch zog ich bald genug vor, mich aus dem Treiben der Stadt hinauszuretten ins Freie.

Es wäre ein Verbrechen gewesen, es nicht zu thun. Uns Deutschen haftet von früher Jugend her ein Schatz von Vorstellungen und Empfindungen in der Seele, der uns den Vorabend des Osterfestes stets, auch wenn einmal die Schneeflocken fliegen, mit einem weihevollen Frühlingsschimmer umgibt; hier hätte man solche Erinnerungen nicht erst nöthig gehabt. Welch eine Auferstehungsfeier der Natur! Nie habe ich das zauberreiche Arnothal entzückender gesehen. Vom Himmel war das letzte Wölkchen geschwunden, die Tramontana hatte ihr Wehen eingestellt; wie die schönste Verkörperung der Idee des Wonnemonats lag die Landschaft da im Glanze der Spätnachmittagssonne. Wohl hatte der Frühling längst seinen Einzug gehalten, aber die Folgen eines beispiellos dürren Winters waren erst durch den Regen der letzten Woche beseitigt worden. Kein Wunder da, daß Alles wie verwandelt schien. Die frischen Farben der Pappeln, der Obstbäume, all der Gebüsche hoben sich lachend ab von dem ernsten Hintergrunde der immergrünen Eichen, Lorbeern und Cypressen; das sonst so eintönige Silbergrau der Olivenbäume war mit den in ihrem Schatten sich breitenden Weizenfeldern zu einem eigenartig abwechselungsvollen Bilde gemischt; aus den Gärten dufteten Rosen und Flieder, leuchteten Lilien und Tulpen.

Es gibt einen Punkt in der Nähe von Florenz, der die großartige Naturschönheit dieser Landschaft wie kein anderer überschauen läßt. Von dem die Südostseite der Stadt unmittelbar umgrenzenden Hügelzuge, über welchen der allen Fremden bekannte Viale dei Colli führt, zweigt sich ein anderer, höherer ab, derselbe, von welchem aus einst das mit den Mediceern verbündete Heer der Kaiserlichen den entscheidenden Todesstoß gegen die Florentiner Republik führte. Ueber Pian de' Giulari, wo sich die Villa erhebt, in welcher Galilei sein Leben beschloß, steigt man auf schmalem Kamme empor nach S. Margherita a Montici, einem auf nach allen Seiten schroff abfallendem Gipfel erbauten Kirchlein. Dort blickt man gen Norden hinab auf S. Miniato al Monte, hinter welchem die Kuppel und der Campanile des Domes hervorragen, während sich jenseits der Stadt die villenbesäten Höhen von Fiesole und über ihnen die waldlosen Häupter der Berge erheben; im Süden erstreckt sich das enge Thal der Ema mit seinen unzähligen Bauerhöfen, seinen Dörfern und der auf einem Bergkegel thronenden Karthause — ein reizendes Bild des Friedens; im Osten bildet der Hochappennin, wie er die Sieve und den Arno entlang zieht, einen imposanten Abschluß, während im Westen die mächtigen Gipfel von Carrara den äußersten Horizont bezeichnen. Selten, fast nie gelangt ein Tourist an diese einsame Stätte; höchstens ein paar Landleuten begegnet man hier. So war es auch jetzt. Die scheidende Sonne vergoldete die Spitzen der Berge, goß über das Ganze jenen rosigen Hauch, mit dem wir uns italienische Landschaften am liebsten vorstellen. Dann tönte fern vom Dome herauf das Ave Maria, und in hundertfältigem Chor stimmten sie ein, die Glocken der zahllosen Kirchen und Kapellen in der Runde. Das war ein Abend, so schön, um alles Andere darüber zu vergessen! Schon verschwammen die Zacken der westlichen Berge in der ersterbenden Gluth des Himmels, schon grüßten von oben die Sterne und aus den Thälern die tausend Lichter der Städte, Dörfer und Villen, bevor ich mich zum Rückwege entschließen konnte.

Die Begriffe von Sonntagsheiligung sind in Italien bekanntlich andere als in Deutschland. Wie oft, wenn ich am Sonntagmorgen die fürchterlichen Rufe der Gemüseweiber durch die Straßen gellen höre, wenn ich alle die alltäglichen Hantirungen auf den Gassen, in den offenen Werkstätten, in den Läden sehe, welch letztere höchstens des Nachmittages, während die Menschheit dem Vergnügen nachgeht, geschlossen werden, — wie oft kommt mir dann der Wunsch, unsere heimatlichen ultramontanen und nichtultramontanen Sonntagseiferer zur Abkühlung einmal unter dies „rein katholische“ Volk führen zu können! Um so wohlthuender berührte es mich, durch den Ostersonntag zum ersten Male einigermaßen an das gleiche Fest in Deutschland erinnert zu werden. Die mit demselben verknüpften Gebräuche ähneln den unserigen. Wenigstens spielt das Ei eine große Rolle; nicht nur, daß es bunt bemalt und, wie der Edelstein in den Ring, in eine Bretzel eingefügt an die Kinder verschenkt wird, sondern man läßt es auch in der Kirche segnen, um dadurch Glück und Gedeihen für das ganze Haus zu erlangen. In dem auf dem Lande durchweg bestehenden Pachtverhältniß ist es eine allgemeine Klausel, daß der Contadino dem Herren, wie zu Weihnachten eine Anzahl Kapaune, so zu Ostern ein Quantum Eier zu liefern hat. Die Bäuerin bringt sie, indem sie feierlich „la buona Pasqua“ wünscht — ein Gruß, der hier allgemein im Schwunge ist, sogar durch Glückwunschkarten dargebracht wird und wohl dasselbe sagen soll, wie unser „Vergnügte Feiertage!“

In einem Punkte aber sind die Florentiner, und wohl überhaupt die Italiener, sehr ungleich uns Deutschen. Jener Drang hinaus ins Freie, den unser großer Dichter so schön und wahr als den eigentlichen Kern der deutschen Osterfreude geschildert hat, den wir in unseren heimatlichen klimatischen Verhältnissen aber nur zu oft bis Pfingsten zurückdämmen müssen, — hier könnte er nach Herzenslust befriedigt werden. Verlockend, wie nur irgend denkbar, lud die Natur an diesem Ostermorgen in die Campagna, in die Berge. Mit einer kleinen Gesellschaft von Landsleuten folgte ich ihrem Rufe. Aber wie war ich erstaunt, das Leben am Bahnhofe nicht anders zu finden, als an jedem beliebigen Sonntage. Der Florentiner bleibt auch am Auferstehungsfeste seinem gewöhnlichen Amüsement getreu, das Pflaster seiner Straßen zu treten und den Staub der Cascine zu schlucken. Wir Germanen fuhren hinaus, durch die üppigen Reben- und

Digitized by Google

Fruchtfelder, an den zahlosen weißschimmernden Villen vorüber, in das obere Arnothal. Da, wo die Höhen von beiden Seiten hart an den Fluß herantreten, so daß die Eisenbahn neben ihm nur noch mühsam ihren Weg findet, in dem Städtchen Rignano, machten wir Halt.

Hier hatte man sich allgemein angeschickt, den Festtag auf italienische Weise zu begehen. Die Krone alles öffentlichen Vergnügens hier zu Lande ist, auf Straßen und Plätzen umherzustehen oder umherzuschlendern. Den Rignanesen aber wurde dieser Genuß heute noch erhöht durch das Concert der „banda". Eine echt romanische Sitte, diese Vereinigungen junger Leute zu dem Zwecke, sich die Abende mit dem Einstudiren von Blechmusik zu verkürzen und dann an besonderen Festtagen sich in glänzender Phantasieuniform, nicht ohne Federbusch und Seitengewehr, vor ihren Mitbürgern hören zu lassen. Sie nehmen etwa die Stelle unserer Liedertafeln ein. Ein bezeichnenderer Ausdruck für den Unterschied zwischen gewissen Seiten des italienischen und des deutschen Volksgemüthes läßt sich nicht finden. Die Liedertafeln sind recht eigentlich ein Produkt des sentimentalen Zuges, der durch unser deutsches Wesen geht, der aber der romanischen, insbesondere der italienischen Volksnatur fast vollständig fremd ist. Unsere deutschen „Sangesbrüder" finden, auch wenn sie öffentlich auftreten, doch immer den Hauptgenuß in dem, was ihnen das eigene Innere bewegt; sie begnügen sich bei Sängerfesten mit einem bunten Bändchen im Knopfloch und einem Eichenzweige am Hut. Bei diesen italienischen Musikdilettanten dagegen ist Alles auf den äußeren Effect angelegt, die Kleidung sowohl wie die schmetternde Fanfare. Mir scheint, daß bei einer Abwägung des culturellen Werthes der beiderseitigen Einrichtungen die deutsche den Vorzug verdient.

Aber es gibt eine andere Seite des Volkscharakters, in Bezug auf welche eine Vergleichung wohl nicht zu demselben Ergebniß führt. Darüber konnten wir, nach Florenz zurückgekehrt, am folgenden Tage lehrreiche Beobachtungen machen. Der Ostermontag ist hier nur eine „mezza festa"; seine Eigenthümlichkeit ist, daß am Nachmittage die Leute der untersten Volksklassen vor die Thore ziehen, um sich an Speise und Trank gütlich zu thun. Italiener einmal ordentlich trinken zu sehen ist ein so seltenes Schauspiel, daß ich auf dasselbe um so mehr gespannt war, als man mir gesagt hatte, es werde darin an diesem Tage ganz Erschreckliches geleistet. Das Wetter war dem Feste nicht gerade günstig; der immer trüber gewordene Himmel entlud sich am Nachmittage in einem warmen Landregen. Indeß, das leichtlebige Volk ließ sich dadurch die gute Laune nicht verderben. Wo immer ein Baum Schutz bot, namentlich unter den Eichen des Poggio Imperiale, lagerten Männer und Weiber in fröhlichem Kreise, sangen und tranken. Aber ich habe nirgends einen Betrunkenen, nirgends eine nennenswerthe Ausschreitung gesehen. Zwei Tage zuvor, beim scoppio del carro mit seinen abergläubischen Anhängseln, hörte ich Deutsche verächtlich urtheilen über den untergeordneten Culturstandpunkt dieses Volkes. Ich will nicht bezweifeln, obgleich ich es nicht für erwiesen halte, daß selbst in dem civilisirtesten Theile Italiens die noch vorhandene Summe abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche größer ist, als an irgend einem Punkte Deutschlands. Aber wenn Mäßigkeit und gesittetes Betragen sich in den Massen des italienischen, wenigstens des toscanischen Volkes selbst bei so außergewöhnlichen Gelegenheiten nicht verleugnet, so weiß ich doch nicht, ob wir Deutsche ein Recht haben, uns an wirklicher Volksbildung über die Italiener weit erhaben zu fühlen. Jedenfalls würden wir sehr froh sein dürfen, wenn das Ende der Ostertage daheim überall so gewesen wäre wie in Florenz.

Die Pariser Theatersaison.

Eugène Scribe, der seit mehr als einem Decennium gänzlich vom Pariser Repertoire verschwunden war, ist wieder zu Ehren gekommen. Dieses ist vielleicht das erfreulichste Resultat der eben abgeschlossenen Theatersaison. „Bertrand et Raton" ist von Neuem Zugstück geworden. Die Neueinstudirung der „Camaraderie" und vielleicht noch anderer seiner Werke steht nahe bevor. Was lehren diese eigenthümlichen Thatsachen, wenn man eine andere dagegen hält, nämlich den unerwarteten, nach dem Erfolge der ersten Aufführung doppelt unerwarteten Mißerfolg des Zola'schen, dem Assomoir keineswegs nahestehenden „Pot-Bouille", das schon nach etwa dreißig Vorstellungen klanglos von der Bühne des Ambigu verschwand? — Das Vorhandensein einer starken reactionären Strömung gegen das, was sich mit einiger Anmaßung und vieler Einseitigkeit heute „Naturalismus" nennt, gegen die Formlosigkeit, gegen die Auflösung der dramatischen, straffen Einheit, gegen die Beseitigung eines ebenmäßigen Steigens und Sinkens der Handlung, und gegen den Ersatz dieser charakteristischen Elemente des Dramas durch mehr oder weniger locker aneinander gereihte Bilder, gegen den Ersatz der Bewegung, dieser conditio sine qua non des Theaters, durch breite, romanhafte Sittenschilderungen. Zola und seine Anhänger hatten die Natur der Erscheinungen bis zu ihrer äußersten Grenze hin ausgebeutet. Das Publicum, das ästhetischen Betrachtungen abhold ist, fühlte dies instinctiv heraus; ein Umschlag seines Geschmackes war unausbleiblich. Wäre es demselben nur um die Form zu thun gewesen, so hätte es sich zu Augier zurückgewendet, dem solidesten, schlagkräftigsten dramatischen Dichter der Gegenwart. Aber die Zola'sche „Natur" war dem Publicum so sehr zum Ueberdruß geworden, daß es nach einem starken Gegensatz, nach einer Ueberfülle von Empfindungen, nach einem reichen, dramatischen Verbrauch starker Seelenkräfte verlangte, mochten dieselben nun mehr oder weniger echt sein. Es hat sich nicht Augier, nicht den satirischen Sardou mit seinen actuellen, darum aber auch so schnell verbrauchten Stücken zu seinem Liebling erkoren, sondern den sentimentalen, paradoxen, phantastischen Dumas fils, der ihm als ein formgewandter Idealist erscheint.

Ich will noch an eins erinnern. Es gab eine Zeit — es war die Glanzzeit der Rachel — da Scribe, wie jene unter den Darstellern, unter den Dichtern Alleinherrscher war. Dumas, einer der Begründer des Sittendramas, bekämpfte ihn damals mit ähnlichem Erfolge, wie Victor Hugo dereinst die Tradition der klassischen Tragödie. Heute ruft man die einstigen Feinde, den Lebendigen und den Todten, die Meister des modernen Conversationsstückes, wie zwei Freunde herbei, um die verderblichen Wirkungen des Zolaismus zu bekämpfen. Die alten Gegensätze sind überwunden. Man verzeiht Scribe die Automatenhaftigkeit seiner Figuren, man sieht in ihm nur noch den Meister im dramatischen Aufbau und in der sorgsamen Exposition. Ein literarisches Publicum erlernt von ihm, wie Sardou dereinst, das ABC seiner Kunst und manchen weiteren Buchstaben dazu, je nachdem der Schüler mehr oder weniger selbstständig und dichterisch begabt ist. Gegen Niemand donnert Zola in seinen Vorreden heftiger, als gegen den Schablonenhelden Scribe, folglich Scribe und Dumas contra Zola! So lautet der Schlachtruf der Reaction.

Noch eine andere Tendenz macht sich indessen geltend. Sie erklärt sich aus folgender Erwägung: ist das Sittendrama überhaupt noch einer Entwickelung fähig? kann hier noch etwas Originales geschaffen werden? und nach welcher Richtung hin? — Augier, Dumas und Sardou haben für die verflossene Saison gar nichts geliefert. Sie sind schaffensmüde geworden, und das wahrscheinlich nicht, weil ihnen die poetische Quelle, sondern weil die Stoffquelle, wenn ich so sagen darf, versiegt ist. Ich weiß nicht, ob man durch ästhetische Combinationen, durch tiefsinnige Speculationen dem Sittendrama neue Quellen erschließen kann — bis jetzt ist es jedenfalls nicht gelungen. Der weitaus bedeutendste jüngere Dichter ist Albert Delpit. Ich möchte ihn als einen Schüler Augiers bezeichnen, und damit gleichzeitig andeuten, daß er noch nicht auf eigenen Füßen steht. Was thut er in seinem Schauspiel „Les Maucroix" (Comédie française), was thut der viel unfertigere Victor Jannet in seiner Komödie „Bel Armand" (Odéon), zwei, im Uebrigen regelmäßig gebauten Stücken? Sie versuchen das Sittendrama durch das Raffinement ihrer Voraussetzungen zu vervollkommnen; Zolaismus hinter den Coulissen und vor dem ersten Act! Wie im „Fils de Coralie" und „Père Martial", den Erstlingswerken Delpits, die bis dahin übliche Ehebrecherin durch die ehebrecherische Mutter und noch Schlimmeres ersetzt ist, so in den genannten Werken der einst beliebte natürliche Sohn durch den ehebrecherischen Vater mit seinem legitimen und illegitimen Sohn nebst Familien. Aus den Wechselbeziehungen all dieser Personen, die in Wirk-

Digitized by Google

lichkeit nach dem ersten Contact, d. h. schon nach Ablauf der Ereignisse des ersten Actes, nach allen Richtungen der Himmelsrose auseinanderstieben würden — aus allerlei Verheimlichungen und successiven Enthüllungen und Erkennungen ergibt sich ein Uebermaß halb aufregender, halb peinlicher Scenen, das die Wirkung abschwächt. Wie poetisch taktvoll und weise vermied es Augier, seinem Fourchambault Vater und dessen liebenswürdiger Gattin das Geheimniß des Publicums und der übrigen Bühnenfiguren mitzutheilen. Wäre es ihm doch ein Leichtes gewesen, Madame Bernard mit Drohungen zum ehemaligen Liebhaber zu schicken. Um das Duell zwischen Bernard und Leopold zu verhindern, hätte der beschämte graue Sünder seiner keifenden Gattin dann seine Jugendsünden eingestehen müssen. Welch aufregender Wirrwarr! Das wäre Delpit'sche Mache gewesen. — Also keine Fortentwickelung des Sittendramas, sondern eine Vergröberung desselben!

George Ohnets neues Stück „Maître de forges" (Gymnase) steht noch eine Stufe tiefer als die „Maucroix". Man könnte ihn, trotz des Beifalls, den er errungen, als den typischen Ausdruck der allgemeinen Rathlosigkeit bezeichnen, der unter denjenigen Dichtern herrscht, die das Sittendrama cultiviren. Ohnet weiß sein Handwerk, er gibt das, was man ehedem ein gutgebautes Stück nannte, aber das Studium der Leidenschaften ist oberflächlich, die Charaktere sind mehr conventionell als wirklich. Der Dialog ist geschickt, aber nicht originell. Mit einem Wort: die goldene Mittelmäßigkeit! ein Rückschritt von Dumas in der Richtung auf Scribe, zwischen deren beiden Manieren die des „Grubenbesitzers" unsicher flottirt. Das Sujet ist ebenfalls nichts weniger als originell: eine Mesalliance, die ein stolzes, von seinem Bräutigam verlassenes adeliges Fräulein aus Aerger eingeht. Nachher aber entdeckt die Frau, daß, wenn von einer Mißheirath die Rede sein könne, jedenfalls der ihr geistig und seelisch überlegene Gatte der Benachtheiligte sei. Ihr Widerwille gegen denselben wandelt sich in Sympathie, zuletzt in Liebe, die ihren Stolz überwindet.

Noch eine andere Tendenz machte sich geltend, nämlich die, die Opposition gegen Zola und die Theorien seiner zahlreichen Anhänger vom Gebiet des Sittendramas auf ein anderes hinüberzuspielen. Es genügte nicht, die Werke Dumas', die ewig zugkräftige „Camelliendame" Zolas „Kochtopf" gegenüberzustellen. Man mußte auch Neues schaffen. Jenes Gebiet schien erschöpft, wie ein ausgesaugter Ackerboden. Aber welches aufsuchen? In Victor Hugos Werken kommt zwar die Welt der Empfindungen nicht zu kurz, gewiß nicht, aber es fehlt die concise dramatische Form, das Maß in der Behandlung der Natur der Erscheinungen. Und dessen will man gerade jetzt am wenigsten entbehren. François Coppées fünfactiges Drama in Versen: „Severo Torelli" (Odéon) erfüllt vollkommen alle Bedingungen, die der nach Neuem verlangende, aber hier noch wenig verwöhnte Geschmack des Publicums stellt. Der Dichter verlegt seine Handlung in eine mittelalterliche Zeit, nach Italien. Er ist der Controle eines Publicums, das jeden Verstoß gegen die moderne Realität im engeren Sinne des Wortes lebhaft empfindet, gänzlich enthoben; ihm sind die socialen Gesetze und Convenienzen nicht mehr unsichtbare Mitspieler, nicht mehr die Hauptfactoren der Handlung, wie im Sittendrama, sondern er stellt die Leidenschaften wieder freier gegenüber, er läßt Hoffnung und Leid wieder reicher ausklingen, seine Verse trägt ein erhabener Rhythmus, seine Sprache ist pathetisch. Die maßgebende Kritik hat „Severo Torelli" freudig begrüßt, es hat seinem Dichter einen Sitz in der Akademie verschafft, es bezeichnet den theatralischen Höhepunkt der Saison. Der junge Akademiker ist freilich so sehr Kind seiner Zeit, daß er leider noch so Manches vom Sittendrama in sein Werk hinübergenommen hat. Severo Torelli glaubt der Sohn des alten Patrioten Battista Torelli zu sein, dem Barnabo Spinola, Tyrann von Pisa, zwanzig Jahre vor Beginn des Stückes das Leben geschenkt hat. In Wahrheit aber ist er der Sohn dieses letzteren. Pia Torelli hat sich diesem heimlich hingegeben, um ihren Gatten zu retten. Im ersten Act schwört der ahnungslose Severo, Pisa vom Tyrannen zu befreien. Pia entsetzt, offenbart im zweiten Act in einer peinlichen, aber tiefergreifenden Scene dem Sohne das Geheimniß seiner Geburt. Im dritten und vierten Act wandert Severo unschlüssig umher, und beantwortet erst am Schlusse des vierten Actes von den beiden Fragen: „Soll ich meinen Eid brechen? oder meinen Vater tödten?" die letztere mit einem Ja. Im fünften Act wird er an der Ausführung seiner That dadurch verhindert, daß ihm die Mutter zuvorkommt und sich dann selbst entleibt.

Dies Vergehen der Mutter vor dem ersten Act erinnert sehr an die Fabel der oben besprochenen neuesten Sittendramen. Derartige Erkennungs- und Enthüllungsscenen haben überdies leicht zur Folge, daß das Stück in der Mitte erlahmt, wie es der dritte und vierte Act in „Severo Torelli" beweist.

Die erwähnte Gattung hat also ganz gewiß sehr bedeutende Chancen, sie ist viel reicher, als die des Sittendramas, denn das Gebiet der Empfindungen und Seelenkräfte ist unendlich viel größer, als das der für die Bühne verwerthbaren Erscheinungen der Natur und das der socialen Realitäten. Es ist schwer, die Gattung zu definiren, der „Severo Torelli" angehört und zu der Dumas gewissermaßen den Uebergang bildet. Coppée führt uns in diesem Werk in eine Welt der Empfindungen ganz eigener Art. Er imitirt nicht Corneille oder Racine, nein, er bietet weit mehr von jener Realität im engeren Sinne des Wortes, welche gleichsam in der Luft liegt und dem Zeitalter der exacten Wissenschaften angehört. Ob man sagen darf, seine Empfindungen seien schlechtweg moderne, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls gibt er etwas Originelles, das ist die Hauptsache. Er schreitet nicht mehr auf Stelzen dahin, wie die Klassiker des siebzehnten Jahrhunderts, die Vorgänge seiner Fabel, auch die äußerlichen, sind sorgfältiger motivirt, und dennoch beschränken sie ihn nicht in der freien Entfaltung seiner Phantasie, die ihrerseits wiederum ein edles Maß innehält.

Jean Richepins „Nana Sahib" (Porte-Saint-Martin) ist ein großes Schau- und Spektakelstück mit zum Theil glänzenden, oft schwülstigen Versen. Aber weder diese, noch Sarah Bernhardts wunderbare Declamation vermochten für den Mangel dramatischer Form und Charaktere zu entschädigen. Dem Dichter der „Smilis" (Comédie française), Jean Aicard, gebricht es an poetischer Kraft und dramatischem Verständniß. Richepin steht Victor Hugo, Aicard aber Coppée näher, als Zola, aber sie verstehen beide gleich wenig vom Theater, und darum interessiren sie uns hier nicht. „Die Könige im Exil" (Vaudeville) von Alphonse Daudet (nach seinem Roman) und Paul Delair sind dagegen nach dem Herzen Zolas, ohne dramatische Form, Charaktere und Bewegung. Das Stück verspottet die Könige, wie Rabagas die Demagogen. Warum sollte es in einer Republik nicht gefallen? Die Thatsache, daß es sehr bald vom Repertoire verschwinden mußte, sowie die, daß Rabagas, trotz seiner politischen Anzüglichkeiten, hier dereinst einen ungeheuren Erfolg hatte, beweist die Macht und die Nothwendigkeit einer vollendeten dramatischen Form.

Die Posse „Ma Camarade" (Palais-Royal-Theater) von Meilhac und Gille ist schon mehr als hundert Mal gegeben, und füllt noch immer den kleinen Raum, in dem der Marivaux dieses Jahrhunderts schon so viele Triumphe gefeiert hat. Man hat oft auf Meilhac das Wort vom „Parisien le plus Parisien" angewendet, und so will ich denn Sarcey, dem Kritiker, der am meisten Pariser ist, das Wort geben. „Meilhac hat in den einstigen Artikeln der „Vie parisienne"," schreibt derselbe, „ich weiß nicht welchen Geschmack für das Paradoxe gezeigt, eine bizarre Aber ironischer Skeptik, welche durch alle seine Erzählungen circulirte. Man wußte niemals so recht, ob der Schriftsteller sich nicht über seine Leser und über sein Sujet oder über sich selber lustig machte. Er stellte sich darüber. Seiner Phantasie freien Lauf gönnen, ohne sich von ihr dupiren zu lassen, und die Leute von Geist mit einem Augenzwinkern avertirend, daß sie sich nicht anführen lassen sollen, das ist die Originalität dieser Manier; eine sehr pikante Originalität, die man schwer versteht, wenn man nicht selbst mit jener ganz speciellen Witzgattung vertraut ist, welche die Boulevardiers „la blague" genannt haben und die in Wirklichkeit in unserer Sprache keinen Namen hat." Nun, in der deutschen auch nicht! Blague (blasirtes Kalauern und skeptisches Sichmoquiren) ist so unübersetzbar, wie überhaupt ein Meilhac'sches Werk. Auch der Inhalt eines solchen läßt sich unmöglich erzählen, denn die Fabel ist etwas ganz Nebensächliches.

Was das Pariser Lustspiel sonst noch in der letzten Saison hervorgebracht hat, ist an dieser Stelle keiner Besprechung werth.

Eugen von Jagow.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die Menzel-Feier.

Wenn Adolf Menzel einer von denen wäre, die zum Künstler ausgebildet worden, und die ebenso gut zum Juristen oder Philosophen getaugt hätten, dann würden die Feste der verflossenen Woche sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum heißen dürfen. So aber sind sie nur eine Erinnerungsfeier an das erste Werk des Meisters, das einst seine wenig entgegenkommenden, auf eine diametral entgegengesetzte Kunst versessenen Zeitgenossen zur Anerkennung der seltenen Begabung zwang: „Künstlers Erdenwallen", vor fünfzig Jahren in einer Reihe Lithographien erschienen. Das war im Jahre 1834. Menzel zählte noch nicht zwanzig Jahre, und was er konnte, hatte er sich selbst gelehrt. Und wenn man schon damals in seiner Leistung den Autodidakten anstaunte, so wissen wir jetzt, wo wir sein ganzes Leben überschauen, daß er nur dann ganz gewürdigt werden kann, wenn man nie aus den Augen verliert, daß er Alles durch sich selber geworden ist und Alles aus sich selber gelernt hat. Was er angriff, führte er auf den letzten Gipfel des in seiner Zeit überhaupt Erreichbaren. Zeichnen lernte er auf eigene Faust und erhielt als Knabe seine Familie durch seine Thätigkeit als Lithograph. Die Oelmalerei überwältigte er ohne Lehrer und kam weiter als irgend ein deutscher Meister seiner Zeit. In Aquarell und Gouache fand er ganz selbständig neue Methoden und originelle Combinationen. Seine Versuche mit Pinsel und Schabeisen haben noch jetzt nach fast dreißig Jahren auf der Wiener graphischen Ausstellung die ungetheilteste Bewunderung erregt und dem Künstler eine goldene Medaille eingebracht. Was er als Förderer des Holzschnitts geleistet hat, bezeugen seine Illustrationen für Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen und für die Werke des Königs selbst, wie er denn wohl zweifellos als der größte Illustrator unseres Jahrhunderts angesehen werden muß. Fragen wir nach dem einzigen ganz originellen Historienmaler unseres Jahrhunderts, dem einzigen, der eine verflossene Periode so genau gekannt, daß er sie malen durfte; fragen wir nach einem Künstler, der durch die literarische und historische Bewegung hindurchschreitend zur Wahl ganz moderner Stoffe gekommen ist, — immer wird uns der Name Menzels entgegentönen.

Doch kann es sich hier nicht um eine Würdigung des Meisters handeln, dem endlich nach langer Verkennung das gerechte Verständniß zu Theil geworden — leider nicht in den breiten Schichten des Volkes, denen man ein Verhältniß zu seiner kernigen wahren Kunst wünschen möchte; ist er doch mehr der Mann eines kleinen Kreises künstlerischer Feinschmecker. Auch kann es sich nicht darum handeln, die Skizzen und Reproductionen, welche die Säle des Handzeichnungskabinets in der National-Galerie füllen, hier zu besprechen; sollte ihnen einigermaßen ihr Recht werden, müßte der verfügbare Raum um das Vielfache erweitert werden. Nur auf ein bisher in weiteren Kreisen unbekanntes, zum ersten Mal ausgestelltes Werk Menzels möchte ich besonders hinweisen.

Es ist das Kinderalbum, ein (jetzt aufgelöstes) Buch mit Aquarellen, das er für die Kinder seiner Schwester gemalt. Ein anregender Gedanke sich vorzustellen, wie wohl der phantasiereichste, gestaltungskräftigste Künstler unseres Jahrhunderts, der zugleich ein nachdenklicher Mann ist und tausend Andeutungen und Bezüge in seine Gebilde bringt, von denen der Zehnte keine Ahnung hat, eine solche Aufgabe gelöst haben könnte. Man sollte denken, er würde mit Vorliebe das Märchenhafte aufsuchen und in dessen Darstellung seiner Phantasie die Zügel schießen lassen, oder er möchte sich an der Belebung unserer sächlichen Alltagswelt versuchen. Nichts von alle dem, keine Spur des Uebernatürlichen, kaum daß unser Menschenleben hier und da gestreift wird. Den Inhalt fast aller Blätter bilden Scenen aus dem Thierleben. Der Mensch erscheint nur vom Thier gesehen: in dem Lockenkopf, der durch das Drahtgitter eines Vogelbauers sichtbar wird, in den Zuschauern, die sich an die Gitter des Hirschgeheges im zoologischen Garten drängen, über die ruhigen Thiere hinweg gesehen, die ganz zu Hause sind; oder es erscheint nur eine weiße mit Ringen geschmückte Hand, die einen weißen gelbschopfigen Kakadu kraut; zuweilen äußert sich nur die Wirkung ihrer Anwesenheit, wie bei den Bären, die durch die dicken Eisenstäbe ihres Käfigs um Brod betteln. Wie dumm ihr Gesicht und wie falsch-gutmüthig die lichten Aeuglein drin sitzen! Dann kommt der Humor zur Herrschaft. Eine junge weiße Ziege reckt sich so weit es der Strick, mit dem sie gefesselt ist, ihr erlaubt, neugierig nach einem Schaukelpferd mit unsäglich dummem Gesicht — einem prächtigen Gegensatz zu der Intelligenz des Ziegenkopfes. Dämonisch geheimnißvoll huscht ein Rabe herab, der im Schatten einer Laube aus einer köstlichen Rococotasse einen silbernen Löffel stiehlt.

Ganz märchenhaft wirken andere Schilderungen. Da ist eine Chinesin in bunten Seidengewändern, die auf weiter Terrasse eine Herde Fasanen füttert. Am Boden wimmeln die prachtvollen Thiere durcheinander, einige sind ihr auf die Arme geflogen, daß sie sich ihrer kaum erwehren kann. Welch ein entzückend farbiges Gesammtbild! — Mit ganz anderen Mitteln ist eine ähnlich märchenhafte Wirkung in Bildern aus unserer heimischen Natur dadurch erreicht, daß das Kleinleben als etwas für sich Bestehendes gegeben wird. Eine unruhige Bachstelze steht an einem klaren Wasser, in dem sich Goldfischchen tummeln; ein rothes Eichhorn eilt über eine grüne Lichtung dem schützenden Baum zu, an dessen Wurzel eine hohe blaue Glockenblume aufgesproßt ist. So sehen wir die Goldhähnchen in ihrer Umgebung; die Silhouette eines kahlen Baumes, den sich Pfauen zur Nachtruhe ausgesucht haben, Schwäne am Ufer dahinsegelnd, Hühner und Tauben, ein Schwein auf dem Bauernhof, Eidechsen und Insecten im Gras und den Kopf eines wilden Büffels, der sich einen Weg durch die Dschungeln bahnt. Eine Ausnahme bildet ein weiter Grasplatz vor einem Landhause mit Allem, was an einem warmen Sommertag auf ihm vorzugehen pflegt, und die Ansicht eines hohen Etagenhauses in Berlin zur Zeit der Abenddämmerung, wo das Licht, das aus allen Etagen strömt, mit den letzten Fluthen des Tageslichts kämpft.

Wenn auch das angeschlagene Thema ein etwas einseitiges, so zeugt es doch von sicherem Verständniß des Kindergemüths, daß Menzel gerade das Thierleben als passenden Vorwurf befunden hat. Dabei hat er es meisterhaft verstanden, alle Stimmungen anklingen zu lassen, von dem Schreck und Grauen bei dem Büffel bis zum idyllischen Waldfrieden auf dem Bild mit dem Eichhorn. Glücklich das Kinderauge, das sich alle die Herrlichkeiten lebendig träumen durfte! — Von der technischen Meisterleistung brauchen wir nicht zu reden.

Unter den Ovationen, die dem greisen Künstler gebracht worden, verdient eine besondere Aufmerksamkeit.

Ein Künstler, der ihm in mancher Neigung verwandt ist, hat ein Erinnerungsblatt zu der Jubelfeier gespendet, Max Klinger. Man wird es sammeln, wie seine übrigen Werke, denn es ist keineswegs ein flüchtiger Festscherz, sondern eine ernsthafte Huldigung und von reichem Inhalt.

Die erste Seite des Folioformats füllt eine prächtige Radirung, die in ihrer Virtuosität an die Leistungen Piranesis gemahnt, nur daß sie noch weit farbiger wirkt. Auf einen Felsen, um den die Wogen eines uferlosen Meeres aufschäumen, stämmen sich vier Giganten gegen die Last eines ungeheueren Felsblocks, den zwei gewaltige Hände, aus einer Strahlenglorie kommend, auf ihre Schultern legen. Auf dem Block steht mit großen Lettern der Name Menzel. Prächtig heben sich die hellen Leiber der Jungen gegen die dunkeln der Alten ab und in ihrer gewaltigen Anstrengung suchen sie an einander und auf den Vorsprüngen des Felsbodens Stützpunkte. Mit weißen Armen und Schultern tauchen die neugierigen Nixen aus der dunklen Fluth. Ein üppiges Blumengehänge bildet an der Seite den Abschluß. Vier lorbeerbekränzte Masken darin sollen die vier Temperamente bedeuten.

Zu der ernsten einfachen Größe der Widmungsallegorie bildet der mannichfache Inhalt der zweiten Seite den humoristischen Gegensatz. Doch wird auch hier noch ein ernster Ton angeschlagen in der vornehmen Frauengestalt in antiker Gewandung, die an der Seite des Widmungstextes auf einem Postament steht. Sie trägt in der Rechten ein Buch mit der Aufschrift Anatomia und in der Linken eine hohe Palme, deren Blattwedel bei näherem Zusehen sich in die Instrumente des Künstlers auflöst. Aber die Radirmesser, die Pinsel, die Bleistifte und Federn sind so geschickt in der Bewegung der Blätter angeordnet, daß die Palme noch als solche wirkt, wenn man hinter den Scherz gekommen. Auch die Petroleumlampe, aus der sich der Nimbus hinter dem dunkelgelockten Haupt der Gestalt entwickelt — die Arbeit ist es, wie die Sockelinschrift sagt — muß als sinniger und moderner Zug begrüßt werden. Zwischen der Gestalt und der Darstellung am Fuß des Blattes schwebt ein beschwingter Genius, der mit großer Anstrengung einen schweren Sack Geldes emporträgt, aus dessen geplatzter Hülle der Inhalt herabrieselt.

Digitized by Google

Unten das Fußbild erinnert an das Festbanket, das die Berliner Künstlerschaft zu Ehren des Mannes veranstaltet, der im neunzehnten Jahrhundert den Berolinismus in der Kunst vertritt wie Chodowiecki im achtzehnten, nur daß der Jüngere auf unendlich breiterer Basis steht und höhere Ziele verfolgt. Die lange Tafel ist nur noch lückenhaft besetzt. Unordentlich stehen Flaschen und Gläser umher, und die Servietten hangen von den verlassenen Stühlen oder treiben sich am Boden umher. Die wenigen Festgäste, die noch Stand gehalten, haben sich in Gruppen zusammengeschlossen. Links im Schatten sitzen die Alten ruhig vereint beim Glase, jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach oder lauscht auf das erregte Gespräch der Jungen am andern Ende der Tafel. Einer von diesen ist in heftiger Rede begriffen — sein Kopf mit dem kurzen dichten Bart und Haar trägt die Züge Klingers — und hat sich zu den beiden andern gebeugt, die ihm angestrengt zuhören, mit zurückgeworfenem Kopf der eine, vor sich auf den Tisch starrend der andere. Der eine von den Alten blickt sinnend zu ihnen hinüber, als dächte er der Zeit, da auch er noch mit seinen Freunden über die Kunst zu debattiren pflegte, und die nun so weit hinter ihm liegt.

Was die Jungen dort discutiren kann nichts Andres sein als die allgemeinen Fragen, die jedes junge Künstlergeschlecht sich aufs Neue zu lösen ausersehen glaubt. In ergötzlicher phantastischer Parodie hat Klinger es über ihnen anzudeuten gesucht. Ein fahrender Ritter in voller Rüstung zu Roß hält auf wüstem Terrain sein Pferd an und blickt unentschlossen auf vier Gestalten, die im Hintergrunde vor ihm an der Erde kauern. Wir sehen ihn und sein Roß nur von hinten, aber die Bewegung seines behelmten Kopfes sagt deutlich, wie sein Auge von der einen zur andern gleitet.

Zur Linken sitzt ein dicker Mann mit Hermelin und Zackenkrone. Er blickt mit breitem Munde auf den Ritter, hat die Hände unter dem dicken Bauch gefaltet und dreht die Daumen. Im Sande vor ihm stecken Messer und Gabel, menschliche Gebeine liegen im Halbkreis umher, als seien sie die Ueberbleibsel eines grausigen Mahles. So faßt Klinger nach seiner Beischrift die „Historia" auf. Daneben hockt ein Weib im Regenmantel mit Pelerine; sie hat den Kopf gesenkt, so daß der Tirolerhut ihr Gesicht verdeckt, und mit der erhobenen Linken scheint sie den Ritter warnend von sich zu weisen. Es ist die Mitzeit, Modernitas nach der Unterschrift. Auf der andern Seite folgt eine geheimnißvolle verhüllte barhäuptige Männergestalt, deren Züge zu unterscheiden der strahlende Nimbus unmöglich macht, der ihr Haupt umgibt — die Zukunft. Den Abschluß bildet — Homer. Er ist ein weißhäuptiger Greis, aber nicht blind, denn er sieht mit ironischem Grinsen den Ritter erwartungsvoll an. Er hat die Harfe, die seinen Gesang begleiten soll, zwischen die riesigen Füße geklemmt und läßt die mächtigen Hände weit vorgestreckt über die Knie hängen. Nicht deutlicher kann er ausdrücken, daß er nur der Thaten harrt, um sie zu besingen.

Der wohlgerüstete Ritter brauchte nicht durch das Zeichen Max Klingers auf der Schabracke des Rosses gekennzeichnet zu sein. Es ist der Künstler selber, als Vertreter der jungen, wohlgerüsteten Generation, die, zu Allem bereit und willig, nur nicht weiß, wo und was beginnen. Soll sie die Vergangenheit verherrlichen? Das ist so überflüssig und man hat es so satt. Die Gegenwart ist so spröde und abweisend, die Zukunft — ein Räthsel Und dabei drängt es ihn vorwärts, er fühlt sich zu Dingen berufen, die nur zu geschehen brauchen, um ihren begeisterten Sänger zu finden. Es ist ihm, als sehe die Welt voll Ungeduld den Thaten entgegen, die er zu verrichten brennt.

So schließt die innere Beziehung die reale Tischscene und die phantastische Märchenscene zusammen, die auf den ersten Blick so wenig miteinander zu thun haben.

Für gewöhnlich zwar gilt für ein Kunstwerk der Satz: le temps ne fait rien à l'affaire; wenn aber eine Radirung wie die auf Klingers Widmungsblatt in acht Tagen entsteht, so ist es zum mindesten der Mühe werth, es zu erwähnen. Ein Folioblatt! Ebenso muß es als ein Beweis ganz ungewöhnlicher Leistungsfähigkeit bezeichnet werden, daß Heuer & Kirmse die Tischscene und die Figur der Kunst in drei Tagen geschnitten haben. A. L.

Notizen.

Märkische Streifzüge von A. Trinius. Berlin, Schmidt und Sternaux.

Ein durchaus würdiges Seitenstück zu Theodor Fontanes klassischen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg". Trinius ist ein durch und durch poetisches Gemüth, und er bringt auch die nöthige vaterländische Begeisterung mit, um die oft monotone schwermüthige Schönheit seiner engeren Heimat mit fesselnder Wärme zu schildern. Ohne just Fontanes prächtigen Humor und kernige Kunst des Charakterisirens von Land und Leuten zu besitzen, findet er doch die richtigsten und schönsten Farben und setzt das Landschaftliche, Genrehafte und Historische stets anmuthig ins Licht. Er weiß wohl, daß es bedenklich wäre, nur durch die Landschaft wirken zu wollen, und darum spart er die feuilletonistischen Zuthaten nicht. Er kann witzig, geistreich, zur rechten Zeit aber auch ernst und sentimental sein und ist immer anregend, interessant und lebendig. Es ist eine Lust, ihm auf seinen Streifzügen durch die Mark zwischen Oder, Elbe und Havel, an Edelsitzen, Burgruinen und Pfarrhäusern vorbei, durch Kieferwälder und Haidesand zu folgen; besonders zutreffend sind das malerische Spreewaldgebiet und die schwermüthigen stillen Havelseen charakterisirt. Beim Wannsee vergißt er zu bemerken, daß seine Ufer und speciell die Stelle, wo Kleists Grab steht, bis in die jüngste Zeit ein ersehntes letztes Ziel der Selbstmörder war, worüber er im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel einen interessanten Beleg findet. Auch lautet Kleists Grabschrift nicht: „Er lebte lang und litt", sondern: „Er lebte, sang und litt". Der geniale Dichter, dessen Grab jetzt — endlich! — aus dem Kleist-Schmenzin'schen Familienfonds reparirt und erhalten werden soll, sank bekanntlich in der Blüthe seiner Jahre hier in den Sand.

* * *

Adolf Lützows Freicorps 1813 und 1814 von K. v. L. Berlin, W. Hertz.

Diese Broschüre wendet sich gegen einen Angriff, den jüngst Koberstein wider die „wilde verwegene Jagd" geführt hat, und ist im Wesentlichen objectiv und überzeugend gehalten. Sie gemahnt an eine ähnliche Abfertigung, die vor 42 Jahren dem Professor Eiselen von Seiten des Turnvaters Jahn, freilich in derberer Weise, zu Theil wurde. K. v. L(ützow?) weist auf Grund gedruckter und ungedruckter Quellen nach, daß die neueste Bekämpfung der „historischen Legende" über ihr Ziel hinausschoß, vor Allem in der spöttischen Aburtheilung von Lützow, Jahn, Theodor Körner u. A. m. Obwohl kein gerade „bedeutender" Mensch, war Lützow doch nach den hier angeführten Urtheilen von Scharnhorst, Gneisenau und Stein unstreitig ein trefflicher Organisator und tadelloser Charakter. Auch Jahn und Körner kommen in dieser Gegenkritik viel besser weg. K. L. beweist namentlich, daß das Gefecht, in dem Körner fiel, doch eine etwas vornehmere Bedeutung hatte, als „einige Karren mehr zu erobern und verscheuchten Flüchtlingen eins auszuwischen." Trotz aller Versuche, den Heldentod des Sängers von „Leyer und Schwert" in den Staub zu ziehen, wird die Erinnerung an ihn unentweiht fortleben.

* * *

Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Ein Beitrag zum Deutschen Sagenschatz von E. Handtmann. Berlin, Abenheim.

Eine sehr verdienstliche Arbeit. Dem unermüdlichen Eifer und dem regen Sammelfleiße Handtmanns ist es gelungen, wiederum eine nicht unbedeutende Anzahl märkischer Sagen vor der Gefahr des Unterganges zu bewahren. Priegnitz und Neumark haben das meiste Material geboten; indeß wäre eine umfassende Erforschung der bisher nicht herangezogenen Gegenden außerordentlich wünschenswerth, zumal die Ueberlieferung von Tag zu Tag mehr an Kraft einbüßt. Das Interesse für die Sache hat glücklicherweise weitere Kreise ergriffen, und so ist zu hoffen, daß die Perlen unseres heimischen Sagenschatzes nicht nur erhalten bleiben, sondern auch in Bälde in den allgemeinen Besitz übergehen. B.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Auf friedlichem Wege. Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage von **Michael Flürscheim**. Verl. v. Oscar Sommermeyer Baden. 25 Bog. Preis: 2 M., Volksausgabe M. 1.

Diese Schrift, aus der Feder eines bekannten deutschen Industriellen, wird überall das grösste Aufsehen erregen und so recht dazu bestimmt sein, Klarheit in die grösste weltbewegende Frage zu bringen, die nicht eher von der Tagesordnung verschwinden wird, bis sie ihre definitive Lösung gefunden.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen:

Jetta.

Historischer Roman

aus der

Zeit der Völkerwanderung

von

George Taylor.

Preis geheftet: *M.* 8.—
In Halbkalblederband eleg. geb.: *M.* 10.15.

Novität.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Die Egoisten.

Drama in vier Akten

von

Albert Gaebeler.

7 Bogen. 8. elegant brosch. *M.* 1.50.
Verlag: **J. B. Metzler** in **Stuttgart.**

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Hannover-Altenburg. Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s w.. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Von höchstem aktuellen Interesse!

Soeben erschien in der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart:**

Uganda und der ägyptische Sudan.

Von

C. T. Wilson und **R. W. Felkin.**

Zwei Bände. (VII u.) 339 Seiten mit 35 Holzschnitten.

M. 7. —

In diesen Tagen, wo die Blicke der ganzen civilisirten Welt den grauenvollen Ereignissen im Sudan zugewendet sind, wird die Schrift zweier tüchtiger Männer, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, allgemein willkommen sein. — Jede Buchhandlung kann dieselbe zur Ansicht vorlegen.

Schilderung des Strafverfahrens (Flagellantismus) in einem süddeutschen Zuchthause vor 1848.

Leichen im Zuchthause.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte.
Von
W. Reinhard.
2. umgearb. Aufl. 1884. 6 *M.*
S. Glogau u. Co. Leipzig.

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M.
Station der Main-Weser-Bahn.
Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Großh. hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger.

Verlag von **Otto Spamer**
in Leipzig und Berlin.

Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.

Buch der Hausfrau.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage.
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.

Preis:
Geheftet *M.* 9.50.
Elegant gebunden *M.* 12.—
(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)

Prospekte überallhin gratis und portofrei.

Verlag von **Andr. Fred. Höst & Sohn,** **Kopenhagen.**

KLÖPPELBUCH.

Eine Anleitung
zum Selbsterlernen des Klöppelns
von
SARA RASMUSSEN,
Mitarbeiterin des „Bazars".
Mit 10 Lichtdrucktafeln und zahlr. Holzschn.
Preis 9 *M.*, in eleg. Mappe 15 *M.*

Für Kunstfreunde.

Soeben erschien unser

Antiquar.-Catalog 14,

enthaltend Costüme, Kunst, Prachtwerke, ca. 2000 Photographien Cab. u Vis. sowie neueste Erscheinungen a. allen Wissenschaften bis 1884. Preise bekanntlich sehr billig. Gratis franco zu verlangen.

S. Glogau & Co., Leipzig.

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!

Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } je 14 Bg. à *M.* 2.
dto. Der Georgi-Thaler „ }
dto. Die Knappenliesl „
dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. *M.* 3.60, eleg. geb. *M.* 4.50.

Werthvoller Inhalt,
elegante Ausstattung, billiger Preis.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Das erste Auftreten
des Eisens in Nord-Europa.
Eine Studie in der vergleichenden vorhistorischen Archäologie
von **Dr. Ingvald Undset.**
Deutsche Ausgabe von **J. Mestorf.**
Mit 209 in den Text gedruckten Holzschnitten und 500 Figuren auf 32 Tafeln.
Preis: 15 *M.*

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 10. Mai 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

KÜNSTLER VEREIN IN BREMEN.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die „vertragsmäßigen" Grundlagen des Deutschen Reiches. Von *. — Weltliche Krankenpflegerinnen. Von A. Lammers. — **Literatur und Kunst:** Der Somnambulismus. Von Carl du Prel. — Psychologie und Ethnologie. Von Th. Achelis. — Die Arbeiterversicherung in England. Von Max Schippel. — Warnung vor der Ruhmsucht. Von Philosophus. — **Aus der Hauptstadt:** Gesammtgastspiel der Mitglieder des Münchener Königl. Theaters am Gärtnerplatz. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die „vertragsmäßigen" Grundlagen des Deutschen Reiches.

In der Plenarsitzung des Bundesrathes vom 5. April d. J. gab Preußen jene vielbesprochene Protesterklärung gegen die Forderung verantwortlicher Reichsministerien ab, welche ihrem materiellen Inhalte nach bereits in diesen Blättern erörtert wurde. Der erste Satz jener wichtigen und feierlichen Erklärung des leitenden deutschen Einzelstaates lautet: „Indem die königlich preußische Regierung auf den von der königlich sächsischen Regierung angeregten Meinungsaustausch eintritt, theilt sie den principiellen Standpunkt der königlich sächsischen Regierung dahin, daß es sich empfiehlt, keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß die verbündeten Regierungen ohne Ausnahme entschlossen sind, **die Verträge, auf welchen unsere Reichsinstitutionen beruhen,** in unverbrüchlicher Treue aufrecht zu erhalten. — — Jede Verminderung der Zuversicht, mit welcher die verbündeten Regierungen auf die Festigkeit der unter ihnen geschlossenen Verträge bauen, würde Zweifel über die Zuverlässigkeit der Verträge herbeiführen, auf denen der Bund der deutschen Staaten beruht." Weiterhin heißt es: „Die Einrichtung verantwortlicher Reichsministerien ist nicht anders möglich, als auf Kosten der Summe von vertragsmäßigen Rechten, welche die verbündeten Regierungen gegenwärtig im Bundesrath ausüben."

Der principielle Ausgangspunkt, auf welchen Preußen seinen Protest gründet, ist juristisch unhaltbar. Die deutschen Reichsinstitutionen beruhen nicht auf Verträgen, sondern auf Gesetz; der Bund der Deutschen Staaten hat sein Fundament nicht auf Verträgen, sondern auf Gesetz; die Rechte des Bundesrathes sind nicht vertragsmäßige, sondern gesetzliche.

Die juristische Unhaltbarkeit der principiellen Unterlage des preußischen Protestes für weitere Kreise nachzuweisen, ist Zweck der nachfolgenden Erörterung. Sine ira et studio, rein nüchtern soll die Frage behandelt werden: wir wissen uns frei von der Manie, der Regierung Opposition zu machen, weil es eben die Regierung ist. Aber wir erblicken in dem principiellen Ausgangspunkt der preußischen Erklärung eine schwere Gefahr für die Weiterentwickelung des deutschen Reiches, wenn diese Entwickelung einmal nicht mehr getragen sein wird von der Autorität der welthistorischen Persönlichkeit, welche die Sehnsucht der Nation nach Kaiser und Reich erfüllt hat. Denn der preußische Standpunkt in jener Erklärung ist der nämliche, welchen Kentucky und Virginien seiner Zeit gegenüber der Union einnahmen und welcher zu den bekannten furchtbar verhängnißvollen Consequenzen führte. Vestigia terrent! —

Unterm 18. August 1866 schlossen nach glücklicher Beendigung des Krieges die mittel- und norddeutschen, damals vollkommen souverainen Staaten einen Vertrag — daß einige Staaten (beide Mecklenburg, Hessen, Reuß ä. L., Sachsen-Meiningen, Königreich Sachsen) dem Vertrage erst später beitraten, ist juristisch irrelevant — des Inhaltes: „eine Bundesverfassung auf der Basis der Grundzüge vom 10. Juni 1866 unter Mitwirkung eines gemeinschaftlich zu berufenden Parlamentes" herstellen zu wollen. Die Grundzüge vom 10. Juni 1866 waren die bekannte Denkschrift, welche der preußische Bundestagsgesandte in Frankfurt zugleich mit der Erklärung, daß Preußen den Bund als aufgelöst betrachte, überreicht hatte. Der Augustvertrag des oben bezeichneten Inhaltes bestimmte aber die Zeitdauer seiner Geltung selbst „bis zum Abschluß des neuen Bundesverhältnisses, eventuell auf ein Jahr, wenn der neue Bund nicht vor Ablauf eines Jahres geschlossen sein soll".

Die zeitliche Begrenzung, welche der Augustvertrag sich selbst gab, ist völlig klar und unzweifelhaft. Es konnten danach zwei Eventualitäten eintreten: entweder der neue Bund kommt im Laufe eines Jahres zu Stande oder nicht; länger als ein Jahr soll der Augustvertrag in keinem Falle Kraft haben.

Wer Angesichts dieses Wortlautes des Augustvertrages behaupten kann: der Augustvertrag sei auf Begründung dauernder Verpflichtungen gerichtet gewesen und bilde heute noch die juristische Grundlage unserer Reichsinstitutionen, der behauptet eben: weiß sei schwarz, und dagegen ist ja nicht mit Gründen zu streiten.

Die im Augustvertrag in Aussicht genommene Bundesverfassung kam zu Stande; wir werden alsbald die relevanten Momente ihrer Entstehung betrachten. Sobald die rechtliche Perfection der Bundesverfassung erreicht war, war der Augustvertrag erfüllt und damit juristisch erloschen. Der Augustvertrag bildet selbstverständlich bis auf diesen Moment die historische Grundlage unserer Reichsinstitutionen, juristisch aber ist er kraft des in ihm selbst niedergelegten Willens der Contrahenten erloschen, weil er erfüllt ist; und wäre er nicht erfüllt worden, so wäre er kraft der in ihm enthaltenen Zeitbestimmung nach Ablauf eines Jahres erloschen gewesen. Der Vertrag kann demnach weder

Digitized by Google

gehalten noch gebrochen werden: denn er existirt juristisch nicht mehr.

An dem Wesen der Dinge kann auch der Bundesrath unter Führung der machtvollen Autorität Preußens nichts ändern. Die Sätze der preußischen Erklärung über die Verträge als die Grundlage des Deutschen Reiches sind aber der unmögliche Versuch, das Wesen der Dinge ändern zu wollen. Daran scheitert aller Menschenwitz. Wenn ein Vertrag nach dem mit unzweifelhafter Klarheit ausgedrückten Willen der Contrahenten von einem bestimmten Moment an nicht mehr juristisch vorhanden sein soll, dann äußert sich die Kraft dieses Willens mit dem Eintritt jenes Momentes. Dieser Moment aber ist bereits vor 17 Jahren eingetreten. Seitdem ist der Augustvertrag todt und es ist ein unmögliches Beginnen, denselben jetzt nach fast zwei Jahrzehnten wieder ins Leben rufen zu wollen.

Derjenige Moment, in welchem der Augustvertrag von 1866 erfüllt und damit nach dem Willen der Contrahenten erloschen war, ist der 1. Juli 1867. An diesem Tage war die Bundesverfassung juristisch perfect und damit der Augustvertrag auf eine lediglich historische Bedeutung reducirt.

Der Weg aber, auf welchem der Augustvertrag erfüllt wurde, war folgender:

Die Grundzüge der Verfassung waren bereits vorhanden in der preußischen Denkschrift vom 10. Juni 1866, auf welche der Augustvertrag ausdrücklich verwies. Unter Zugrundelegung dieser Denkschrift einigten sich die verbündeten Regierungen ohne Schwierigkeit auf den Entwurf der Verfassung (18. Januar bis 7. Februar 1867).

Die Herstellung der Bundesverfassung aber sollte nach dem Augustvertrag erfolgen unter Mitwirkung eines nach dem Reichswahlgesetz von 1849 zu wählenden Parlamentes. Die Wahlen wurden von den Regierungen angeordnet und vollzogen; am 24. Februar 1867 trat der „constituirende Reichstag" in Berlin zusammen. Dieser „Reichstag" entbehrte der staatsrechtlichen Grundlage völlig, denn die staatsrechtliche Voraussetzung einer Volksvertretung ist das Vorhandensein desjenigen Staates, dessen Volk vertreten werden soll. Dieser Staat aber war noch nicht vorhanden, sondern sollte erst geschaffen werden. Der sogenannte constituirende Reichstag war somit nur eine berathende Versammlung von Vertrauensmännern aus denjenigen deutschen Staaten, welche den Augustvertrag abgeschlossen hatten. Das Februarparlament berieth den vorgelegten Verfassungsentwurf, nahm ihn mit Abänderungen am 16. April 1867 an, und nachdem die Vertreter der Regierungen diese Abänderungen acceptirt hatten, war die Bundesverfassung materiell fertig nach Maßgabe der Bestimmungen des Augustvertrages.

Juristisch aber war dieselbe auch jetzt noch nicht perfect. Den Staatswillen, auf welchem die Rechtskraft der Bundesverfassung beruhen mußte, konnten weder die Vertreter der Regierungen noch die im Februarparlament vereinigten „Volksvertreter" erklären; die Erklärung der letzteren hatte zwar eine ungeheure ethisch-politische, aber gar keine juristische Bedeutung; die Erklärung der ersteren war ein rechtlich nothwendiger Theil der erforderlichen staatlichen Willensäußerung, aber in Anbetracht der constitutionellen Beschränkung der contrahirenden Regierungen eben nur ein Theil, der ergänzt werden mußte durch die Zustimmung der verschiedenen einzelstaatlichen Volksvertretungen.

Diese Zustimmung wurde überall gegeben. Der vorgelegte Entwurf einer Bundesverfassung wurde von den Landtagen der Einzelstaaten angenommen und zwar als Gesetz, welches am 1. Juli 1867 in Kraft treten solle. Dadurch war nicht etwa die Verfassung übereinstimmendes Einzelstaatsgesetz der 22 Staaten geworden, die den Augustvertrag abgeschlossen hatten — das wäre eine Unmöglichkeit gewesen. Denn wie sollte ein sächsisches Gesetz beispielsweise über preußische Thronrechte und Pflichten disponiren können? Die juristische Auffassung der Bundesverfassung als eines gemeinsamen Landesgesetzes der Einzelstaaten scheitert an dem Inhalt derselben und ist unmöglich.

Vielmehr enthalten jene „Gesetze" der Einzelstaaten, welche die Bundesverfassung „annahmen", nur die Willenserklärung, vom 1. Juli ab dem neuen Staate angehören zu wollen, der auf der Basis der materiell bereits vereinbarten Verfassung entstehen und bestehen solle.

Am 1. Juli 1867 trat dann der neue Staat ins Leben. Die Entstehung eines Staates ist immer eine Thatsache, kein Rechtssatz. Diese Thatsache vollzog sich am 1. Juli 1867. Und die Verfassung ist das erste Gesetz, das der neue Staat sich gegeben hat. Von diesem Moment der im juristischen Sinne des Wortes „hergestellten" Bundesverfassung existirt nur das Gesetz, durch welches die Bundesverträge erfüllt, also juristisch gegenstandslos geworden sind. Das Gesetz der Verfassung ist das alleinige juristische Fundament des Deutschen Reiches, wie auch das Publicandum des Königs von Preußen vom 26. Juli erklärt: daß die Bundesverfassung am 1. Juli Gesetzeskraft erlangt hat. Wer „Verträge" als die dauernde juristische Grundlage der Reichsinstitutionen betrachtet, befindet sich in unlösbarem Widerspruch zu dem im Augustvertrag niedergelegten klaren Willen der Contrahenten dieses Vertrages.

Genau das Nämliche, was von dem Augustvertrage gilt, gilt von den Novemberverträgen des Jahres 1870. Ist die auf den Augustvertrag begründete Construction richtig, so ist damit die ganze Frage der „Bundesverträge" in allen ihren Beziehungen erledigt.

Jeder staatsrechtlichen Auffassung des Deutschen Reiches, welche die Verträge zur principiellen Grundlage nimmt, fehlt der juristische Boden.

Die obige Argumentation könnte nur dann als unrichtig nachgewiesen werden, wenn man zu dem Resultat genöthigt wäre: der Norddeutsche Bund bez. das Deutsche Reich sind keine Staaten, können also auch keine Gesetze geben, ergo kann die Bundesverfassung kein Gesetz sein. Für den Fall der Erhebung dieses Einwandes behalten wir uns den Nachweis vor, das der Norddeutsche Bund bez. das Deutsche Reich Staaten sind.

*

Weltliche Krankenpflegerinnen.

Von A. Lammers.

Im preußischen Abgeordnetenhause ist neulich ein Schatten auf die sogenannten weltlichen Krankenpflegerinnen gefallen. Professor Virchow sagte mit vollem Recht, daß wir noch lange nicht so weit seien wie in England, wo von ihnen die Leistungen der geistlichen Genossenschaften überboten würden. Aber als dann ein Centrumsführer dies wie eine Art von Anerkenntniß deutete, daß die Organisation der weltlichen Krankenpflege in Deutschland mißglückt sei, da blieb die Gegenrede, die Charakteristik des wirklichen Standes der Dinge aus, und die Verhandlung mußte einen weit ungünstigeren Eindruck hinterlassen, als den Thatsachen entspricht.

Die Wahrheit ist, daß wir für das Bedürfniß, wie es heute empfunden und in einzelnen Städten auch schon annäherungsweise befriedigt wird, überhaupt noch viel zu wenig ausgebildete Krankenpflegerinnen besitzen. Nach der Zählung von 1876 kamen auf je dreizehn Aerzte in Deutschland acht Pflegerinnen: auf 13 728 Aerzte 8681 Pflegerinnen, darunter 5763 Barmherzige Schwestern und 1760 Diakonissen, von denen aber die meisten in Krankenanstalten oder in der Privatpflege größerer Städte thätig waren, so daß die kleinen Orte und das Land beinahe leer ausgingen. Seitdem hat die Zahl sich sicherlich vermehrt, aber nicht entfernt zufriedenstellend. Seitdem sind die weltlichen Krankenpflegerinnen oder Schwestern vom Rothen Kreuz

Digitized by Google

auch eigentlich erst recht in den Dienst der Leidenden miteingetreten. Im Interesse dieser liegt es nicht, der Vermehrung der Zahl der Pflegerinnen entgegenzuwirken. Von einer Uebersüllung des Faches wird noch lange keine Rede sein können, und es ist mindestens zu früh, ein Monopol für kirchliche Genossenschaften in Anspruch zu nehmen, denn die möglichst gute und ausgiebige Pflege aller derselben bedürfenden Kranken ist in der Organisation der Krankenpflege doch wohl die Hauptsache.

Es ist noch nicht so lange her, daß die Aerzte in protestantischen Gegenden sich noch völlig mit den alten roh angelernten Wärterinnen und Wärtern begnügten, weil es eben keine besser ausgebildeten gab. Die erste Diakonissen-Bildungsanstalt in Kaiserswerth am Rheine stammt ja aus den dreißiger Jahren; das von ihr begründete Werk nahm Anfangs sehr langsamen Fortgang, und viele ganz gute Protestanten scheuten den Pietismus dieser Damen mehr als sie ihre Pflegekunst schätzten. Noch größer war natürlich das Grauen protestantischer Gemüther vor den pflegenden katholischen Nonnen. Der schleswigsche Feldzug von 1864 ward zum Wendepunkt. Da lernten die Militär- und Hospital-Aerzte das Wirken dieser geistlichen Krankenpflegerinnen würdigen und verkündigten alsbald überall laut ihren Ruhm. Da war aber auch eine so hervorragende Frau wie Amalie von Lassaulx, die spätere Altkatholikin, an der Spitze der Barmherzigen Schwestern thätig. Seitdem entwickelte sich, unterstützt und verstärkt von den nachfolgenden großen Kriegen, ein allgemeines Verlangen der Aerzte in Deutschland nach höher ausgebildeten Pflegerinnen, das zunächst natürlich nach den Barmherzigen Schwestern und den Diakonissen griff, dann aber auch begann Anstalten zu schaffen, in denen sich ohne eine ausgesprochene gemeinsame Beziehung zur Kirche Pflegerinnen bilden ließen.

Anfänglich ist dies in enger Anlehnung an den Bedarf der kämpfenden Heere selbst geschehen. „Vaterländische Frauenvereine", zu dem Zwecke gestiftet, um kranken und verwundeten Kriegern Hülfe zu bringen, ließen Pflegerinnen dafür ausbilden und hielten sie zu etwaigen neuen Feldzügen bereit. Wie dann aber die Zeit der Kriege abgelöst wurde von einer neuen dauernden Friedenszeit, traten die regelmäßigen Bedürfnisse des Lebens in den Vordergrund. Civilpatienten wollten es ebenso gut haben, wie die Vaterlandsvertheidiger im Felde. Die vorhandenen Pflegerinnen bedurften der Beschäftigung, die auszubildenden der Uebung, und auch im nächstbevorstehenden Kriege konnte man über ein ausgiebiges Personal doch nur verfügen, wenn eine breite, nachhaltige Friedensbeschäftigung für die „Schwestern vom Rothen Kreuz" — wie sie nach dem neutralen Symbol der berühmten Genfer Convention genannt wurden — sich sichern ließ. So nährte ausnahmsweise einmal, wenn man so sagen darf, der Krieg den Frieden. Die tiefe und allgemeine nationale Erhebung, welche unsern Einheitskrieg ausgezeichnet hat, ließ in besserer Krankenpflege einen Schatz für das ganze Volk zurück, auf den Niemand vorher gerechnet hatte.

Einige süddeutsche Residenzen, in denen hochherzige Fürstinnen den Anstoß gaben, Karlsruhe und Darmstadt, sind mit gutem Beispiel vorangegangen. In Kiel schuf Professor Esmarch ein Mutterhaus, der Stifter der Samariter-Vereine. Die kirchlichen Liberalen Bremens wollten sich zuerst 1867 oder 1868 an dem damals dort entstehenden Diakonissenhause betheiligen, was von der anderen Seite auch nicht durchweg abgelehnt wurde. Als es sich gleichwohl zerschlug, bauten sie ein eignes kleines Krankenhaus zu dem Behuf, planmäßiger technischer Ausbildung von Pflegerinnen das praktische Material von Fällen oder Krankenbetten, wie man auch sagen könnte, zu liefern, und den ausgebildeten „Schwestern" zugleich ein gemeinsames Heim mit genossenschaftlicher Selbstversicherung für die Zeit der Erwerbsunfähigkeit im Alter oder bei Siechthum. Die Ausbildung ist hier besonders streng, und steht sicher auf der Höhe der besten Vorbereitung in kirchlichen Häusern; die Bremer Ausbildungsweise aber ist als mustergebend anerkannt worden auf der ersten Zusammenkunft von Vertretern solcher Bildungsanstalten, welche im October 1882 stattfand.

Soweit ist die Bewegung also doch schon gediehen, daß sie ihre Träger treibt, sich verbandsmäßig zusammenzufassen. Es besteht dafür ein leitender Ausschuß, an dessen Spitze der Consistorialrath Ehlers in Frankfurt am Main steht. Dem Verband gehören außer Frankfurt und Bremen Vereine an in Kassel, Magdeburg, Oldenburg, Schönebeck und Eschwege. Noch mehrere würden ihrer sein, wären nicht verschiedene zurückhaltende Rücksichten. In Dresden z. B. ist die Königin Protectorin der dort Albertinerinnen genannten Schwestern vom Rothen Kreuz; in Hannover haben die Clementinerinnen keinen leichten Stand neben dem welfisch-orthodoxen Henrietten-Stift, den sie sich wohl nicht gern verschlechtern möchten, indem sie in eine öffentliche Solidarität mit Vereinen träten, die dem Verdacht des Liberalismus oder gar der preußischen evangelischen Union unterliegen; in Hamburg — ja was den Vaterländischen Verein in Hamburg außer der Größe und Selbstgenugsamkeit der „Vaterstadt" abhält beizutreten, ist auswärts nie recht bekannt geworden. Aber schon weil Frauen bei allen diesen Unternehmungen eine bedeutende Rolle mitspielen, und zwar Frauen, die in festen Rangverhältnissen stehen und von höfischer Etikette abhangen, begreift sich, daß das Sammeln und Verbinden seine Schwierigkeiten hat. An Takt und Vorsicht wird die gegenwärtige Leitung es nicht fehlen lassen. Hat doch der Ausschuß des Verbandes kürzlich schon beschlossen, die Benennung „weltliche Krankenpflegerinnen" für seine Schwestern vom Rothen Kreuz zu perhorresciren! Sie klingt offenbar für den Tag zu antigeistlich.

Indeß ist sie darum doch durchaus bezeichnend. „Interconfessionell", wie man auch wohl gesagt hat, klingt nicht allein schwerfällig, unverständlich für nichtgelehrte Deutsche beiderlei Geschlechts, sondern trifft auch kaum richtig die Sache. Die neuen Pflegerinnen sollen ja nicht, wie Diplomaten oder Handelsfahrzeuge, zwischen den Nationen, von der einen Confession zur andern laufen. Die Confession wird vielmehr negirt; zwar nicht für die Einzelne, die es damit halten kann wie sie will, aber für die Gemeinschaft als solche, für die bildende und bewahrende Anstalt. Wie der Leidende verpflegt wird ohne Ansehen der Religion, so soll auch die Pflegerin aufgenommen und nicht nach Glaube und Bekenntniß gefragt werden.

Der Wortführer des Centrums im Abgeordnetenhause stellte es als ganz unzweifelhaft hin, daß nur auf dem Boden des kirchlichen Lebens die zu dem Berufe der Krankenpflege erforderliche ernste und befriedigte Hingebung erwachsen werde. Ganz so sprachen Anfangs auch zahlreiche freisinnige Leute, die nur leider nicht viel Vertrauen hatten auf die Seelenstärke, welche Freiheit reifen läßt. Sollte solche Hingebung aber wirklich nur in äußerer Gebundenheit erblühen?

Man pflegt das Leben einer Krankenpflegerin von Fach als ein besonders schweres, mühevolles und düsteres anzusehen. Immer mit der Schwäche und Hinfälligkeit, mit den Schmerzen und qualvollen Stimmungen bettlägeriger Kranken zu thun zu haben däucht Unkundigen ein kaum erträgliches Leben. Die Thätigkeit des Arztes hat freilich keinen anderen Gegenstand; aber er wechselt wenigstens rasch die Häuser und die ihm entgegentretenden traurigen Zustände, bewegt sich viel im Freien, ist mehr sein eigener Herr und pflegt ein behagliches Heim zu besitzen, in welchem er umgeben von einer liebevollen Familie sich erholt. Die Pflegerin hingegen ist an ihr Krankenbette gebunden, entbehrt sogar des ungestörten Schlafes zu Nacht und steht allein. Trotzdem sagt Florence Nightingale, die berühmteste und wohl auch verdienteste, heldenhafteste aller Krankenpflegerinnen: kein glücklicheres Loos gebe es als das ihrige und das ihrer Berufsschwestern. Sie meint das in vollem Ernste, und was ich von dem inneren Leben tüchtiger Pflegerinnen erfahren habe, widerspricht nicht. Wie hinreißend schildert Amalie von Lassaulx die Schönheit der stillen am Krankenlager verwachten Nächte! Ja wie heiter sind gewöhnlich Pflegerinnen, die sich der zu ihrer Arbeit allerdings nöthigen festen Gesundheit erfreuen und die mit Ihresgleichen in den Pausen der Arbeit gesellig zusammenkommen können! Wenn der Arzt vor ihnen mancherlei voraus hat, so sind sie doch frei von der Verantwortlichkeit, welche auf

Digitized by Google

seinen Entscheidungen über die Behandlung schwieriger Fälle lastet. Der Arzt kann seine Sorgen nicht allemal im Krankenzimmer zurücklassen, aber eine Pflegerin, die sich bewußt ist das Ihrige gethan zu haben, gehört sich völlig selbst an, sobald sie die Thüre hinter sich geschlossen hat.

Hellt sich demnach die Vorstellung auf, welche wir uns von der Erträglichkeit dieses zwar ernsten und auch nicht eben leichten, aber keineswegs übermäßig düstern Berufes zu machen haben, so werden wir auch nicht gerade mehr annehmen wollen, daß nur die schwersten persönlichen Schicksale oder eine frühe Eintauchung des Geistes in inbrünstige religiöse Gefühle zu ihm führen und in ihm erhalten könnten. In nicht wenigen Fällen mag ja hierdurch auch den confessionslosen Pflegerinnen-Bildungsanstalten ein auf Liebesglück verzichtendes weibliches Wesen zugetrieben werden; aber dann ist das ihre eigene Sache, der Charakter der Anstalt wird dadurch nicht berührt. Daß zuerst kirchlicher Unternehmungsgeist, sozusagen, Krankenpflegerinnen höherer Art geliefert hat, beruht auf anderen Gründen als auf dem Erforderniß eines specifischen kirchlichen Glaubens. Die Kirche, oder sagen wir lieber im Plural: die Kirchen sind eben Körperschaften, welche sich dem Seelenheil und daneben überhaupt den Nöthen des Lebens gewidmet wissen. Wie deshalb die Armenpflege, so ging die Krankenpflege von der ältesten unter ihnen aus. Aber wie die Armenpflege im Fortgang der Culturgeschichte sich säcularisirt, auf den Staat und auf die politischen Gemeinden und zu allerletzt ferner auf freie Vereine übertragen hat, so wird es ähnlich wohl auch der Krankenpflege geschehen. Die ersten Aerzte waren vielerwärts ebenfalls Priester und Mönche, und doch gibt es in der civilisirten Welt heute nichts was praktisch schärfer von einander geschieden wäre als Medicin und Theologie.

Den Kirchen machte ihre eigene alte und reichgegliederte Organisation es so leicht, weibliche Krankenpflege zu organisiren. Sobald im Schoße ihrer Leiter selbst nur erst einmal das Bewußtsein des Bedürfnisses erweckt war, kostete es nicht viel, Mittel und Kräfte für seine Befriedigung zu gewinnen. Auf die Frauenwelt ist ihr Einfluß allenthalben verhältnißmäßig am größten. Sie vermochten ihr den Dienst der leidenden Menschheit in einem Lichte darzustellen, als sei es der höchste Gottesdienst und ein Ersatz für alles andere irdische Glück.

Genossenschaftlich wird aber auch die freie weltliche Krankenpflege sich einrichten müssen. Nicht wegen der Ausbildung: an jedem Krankenhause wäre die zu haben, wo ein lehrbefähigter tüchtiger Arzt sich ihr widmen wollte. Aber wegen des sittlichen und socialen Halts, welchen Gemeinschaft gewährt, wegen der Annehmlichkeit schwesterlichen Zusammenlebens, und wegen der Versorgung in Siechthum und Alter. Für den Anfang wenigstens wird eine einzellebende Frau es unendlich viel schwerer finden, sich eine geachtete und wirthschaftlich wie gemüthlich befriedigende Stellung als öffentliche Pflegerin zu erringen, wie wenn sie mit Andern gemeinsam, gelehnt an eine Anstalt oder einen Verein, es unternimmt. Sie weiß dann, wohin sie in Mußestunden oder in Nothfällen gehört; sie hat für gute Tage ein Heim und für schlimme eine Zuflucht. Auf diesem Wege ist auch Altersversorgung vergleichsweise leicht und sicher erreichbar, auf dem Privatwege aber überhaupt nicht, so lange der Grad des allgemeinen Wohlstandes, die Schätzung der Wichtigkeit geschulter Krankenpflege und die Mitbewerbung der verhältnißmäßig wohlfeil zu habenden Diakonissen und Barmherzigen Schwestern die Vergütung für solche Dienste niedrig hält.

Denken wir uns hiermit die Möglichkeit der besten Krankenpflege ohne kirchliche Bindung gegeben und nachgewiesen, so folgt sofort, daß für außerordentlich viele, ja die meisten denkbaren Fälle ihr in Zukunft der Vorzug gegeben werden wird. Alle Communen, alle confessionslosen öffentlichen Anstalten müssen sie bei sonstiger Gleichheit der Leistungen bevorzugen, denn sie stimmt mit ihrem eigenen Charakter überein. Von den Familien in der Privatpflege wird ihr mindestens ein großer Theil zufallen.

Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß auch in der Reichshauptstadt Berlin die Ausbildung weltlicher, d. h. keinen gemeinsamen Stempel tragender Krankenpflegerinnen jetzt ernstlich in Angriff genommen worden ist. Die Hülfsschwestern-Genossenschaft der Gräfin Hedwig Rittberg ist bereits dem allgemeinen deutschen Verbande beigetreten. Dazu kommt nun das Victoria-Haus zur Ausbildung und Unterbringung von Pflegerinnen, dem die Gunst der Kronprinzessin eine bedeutende Zuwendung aus dem Silberhochzeits-Fonds des erlauchten kronprinzlichen Paares verschafft hat, während hervorragende tüchtige Männer und Frauen sich in die Leitung theilen. Eine Hunderttausend-Mark-Stiftung in Magdeburg ist kürzlich dem gleichen Zwecke gewidmet worden. Jetzt kommt es vornehmlich darauf an, daß in den gebildeten Familien der Blick auf diesen echt weiblichen Beruf gelenkt werde, und nicht das alte Vorurtheil, als ob derselbe allzu schwer und düster, oder als ob das Feld nur von der Kirche zu bestellen wäre, neue Gewalt gewinne. Einer ernsten und kräftigen Frauenseele kann, wenn nähere Pflichten oder eheliches Glück sie nicht an sich ziehen, kaum eine befriedigendere Lebensbahn sich aufthun.

Literatur und Kunst.

Der Somnambulismus.

Von Carl du Prel.

1. Der natürliche Somnambulismus.

Wenn der Naturforscher einen Körper wissenschaftlich definiren und charakterisiren will, so genügt es nicht, diejenigen Eigenschaften aufzuzählen, die er unter normalen Umständen zeigt. Diese Umstände müssen vielmehr so lange künstlich abgeändert werden, daß ihm dadurch Gelegenheit geboten wird, auch seine gewöhnlich verborgenen Eigenschaften zu verrathen. In dieser Weise unterwerfen der Physiker und Chemiker die Körper dem Experimente, in dessen besonderen Anordnungen an den Körper die Frage gestellt wird: was bist du? Der Körper aber antwortet durch die Art und Weise, wie er auf die ihm aufgedrungenen Umstände reagirt.

Der Mensch, das interessanteste Naturobject, aber auch das größte Naturräthsel, hat trotz jahrtausendlangen Streites seine wissenschaftliche Definition nur darum noch nicht gefunden, weil er fast ausschließlich in seinem Normalzustande studirt wurde, aber nicht durch Abänderung der Umstände dem Experimente unterworfen wurde.

Es wird das nicht immer so bleiben. Unsere Enkel werden Experimentalpsychologie treiben, wie wir Experimentalchemie, und sie werden vielleicht das Räthsel des Menschen lösen, indem sie durch Abänderung seiner normalen Umstände ihn zu Thätigkeitsweisen veranlassen, die sonst latent bleiben, und uns Aufschlüsse geben über seine Natur.

In welcher Weise kann nun aber durch Abänderung der Umstände der psychische Normalmensch zu abnormen Functionen gebracht werden? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir erst wissen, auf welchem Umstande der psychische Normalzustand beruht.

Der psychische Normalmensch ist charakterisirt, wenn wir wissen, welche Einwirkungen von Seite der Naturdinge er aufnimmt und in welcher Weise er auf diese Einwirkungen zu reagiren vermag. Seine Empfänglichkeiten müssen wir kennen und seine Thätigkeitsweisen. Diese beiden Factoren bilden den psychischen Menschen, und stehen zu einander in genauem Verhältniß: Je mehr Empfänglichkeiten, desto mehr Thätigkeiten. Immer jedoch können von den Natureinflüssen, denen der Mensch unterworfen ist, nur diejenigen in Betracht kommen, die in seinem Bewußtsein eine deutliche Empfindung erzeugen. Einwirkungen auf den Menschen, die, ob sie zwar stattfinden, ihm doch nicht zum Bewußtsein kommen, veranlassen ihn auch zu keiner Reaction, sind daher für die psychische Definition des Menschen ohne Belang.

Digitized by Google

Die Natur ist demnach von dem Standpunkte eines jeden psychischen Wesens in zwei Hälften getheilt: die eine wirkt auf sein Bewußtsein, die andere nicht. Zwar wirken alle Dinge der Natur auf den menschlichen Organismus physisch ein, wenn nicht direct, so doch indirect; aber es ist ein fundamentales Gesetz, daß Naturvorgänge nur dadurch auf ein Bewußtsein wirken, daß die von ihnen ausgehende räumliche oder moleculare Bewegung einen gewissen Stärkegrad besitzt. Dieser nöthigen Minimalstärke auf objectiver Seite der Natur entspricht auf subjectiver Seite des Menschen jener Empfänglichkeitsgrad, der als Empfindungsschwelle bezeichnet wird. Diese Schwelle wird ferner die psychophysische genannt, weil in jedem Bewußtseinsvorgang eine physische Bewegung der Natur, indem sie die Empfindungsschwelle überschreitet, in eine psychische Empfindung sich verwandelt. Naturvorgänge von ungenügendem Stärkegrad bleiben unter der Empfindungsschwelle des Menschen, kommen ihm nicht zum Bewußtsein.

Demnach ist der psychische Normalmensch, den wir gesucht haben, dahin zu charakterisiren, daß er die normale menschliche Empfindungsschwelle besitzt. Die in hohem Grade wünschenswerthe Experimentalpsychologie aber ist nur dann möglich, wenn die normale Empfindungsschwelle des Menschen der Art abgeändert werden könnte, daß ihm Natureinflüsse zur Empfindung kämen, die für gewöhnlich unter der Empfindungsschwelle bleiben. Diesen abnormen Einwirkungen der Natur würden in der Reaction auf Seite des Menschen auch abnorme psychische Thätigkeitsweisen antworten. Je mehr wir solche kennen lernen würden, desto vollständiger könnte auch die Definition des Menschen vorgenommen werden. Die Lösung des Menschenräthsels ist also möglich, wenn es eine Experimentalpsychologie geben sollte; diese letztere aber ist nur dann möglich, wenn die Empfindungsschwelle des Menschen veränderlich, verschiebbar sein sollte; unmöglich dagegen, wenn diese Schwelle starr und unveränderlich wäre.

Die Empfindungsschwelle des Menschen ist nun aber verschiebbar. Abgesehen von gelinden Verschiebungen im Wachen, die bei Krankheitszuständen oder auch durch bloße Richtung der Aufmerksamkeit sich einstellen, erfährt der Organismus alltäglich eine sehr bedeutende Verschiebung seiner Schwelle, wenn er dem Schlaf anheimfällt. Im Schlafe sinkt die psychophysische Thätigkeit des Menschen zeitweilig unter die Schwelle.*) Dafür bringt aber der Schlaf ein innerliches Erwachen mit sich, und diesem gibt gerade die Verschiebung der Schwelle einen Empfindungsinhalt, der uns im Wachen fremd bleibt, weil gegenüber den gröberen Einwirkungen der Außenwelt diese leisen Reize nicht aufkommen können, daher unter der Empfindungsschwelle verlaufen. Diese Reize, meistens aus der inneren Körpersphäre kommend, sind die Ursachen unserer Träume.

Der Schlaf enthält also nicht blos Negationen des Wachens, sondern auch positive Seiten. Er verschiebt die Empfindungsschwelle, so daß die Tageswelt aus dem Bewußtsein schwindet; aber eben darum wird das innere Bewußtsein empfänglich für Einwirkungen, die im Wachen die Schwelle nicht überschreiten. So hat auch der Untergang der Sonne nicht nur die negative Folge, daß Dunkelheit sich über die Erde breitet, sondern auch die positive, daß die schwächeren Strahlen der sonst von der Sonne überstrahlten Fixsterne nun zur Geltung kommen.

Die Vorgänge, die im Schlaf zum inneren Bewußtsein kommen, finden auch im Wachen statt, nur daß sie unbewußt bleiben. Der Schlaf erzeugt also nicht neue Einwirkungen für den Organismus, sondern er hebt dieselben blos über die Schwelle, unter der sie im Wachen lagen; er erzeugt aber neue Reactionsweisen des Menschen auf diese nunmehr bewußt werdenden Einwirkungen, und diese Reactionen nehmen die Gestalt von Träumen an.

Je mehr die Empfindungsschwelle verschoben wird, desto mehr positive Seiten des Schlafes würden zum Vorschein kommen und immer neue psychische Reactionen erzeugen. Darum würde der tiefe Schlaf, weil mit der größten Verschiebung der Schwelle verbunden, uns ohne Zweifel sehr werthvolle Aufschlüsse über die Natur des Menschen geben, wenn er nicht leider erinnerungslos wäre. Für die Experimentalpsychologie erwächst somit die Frage, ob Träume vor dem Vergessen bewahrt werden könnten, oder, falls dieses nicht möglich wäre, ob Träumende zum Reden gebracht werden können.

Diese beiden Probleme werden ohne Zweifel ihre Lösung finden; denn beide haben sie theilweise bereits gefunden, und zwar im Somnambulismus. Der Somnambulismus also, dieses helle innere Erwachen, das im tiefen magnetischen Schlafe eintritt, ist die natürliche Grundlage für die Experimentalpsychologie der Zukunft. Er verdient daher auch mit ganz anderem Eifer studirt zu werden, als es heute geschieht. Das Menschenräthsel steht heute noch so riesengroß vor uns da, daß es nur dem Stumpfsinn der Materialisten vorbehalten ist, dasselbe durch die Behauptung zu leugnen, der Mensch sei eine bloße chemische Verbindung und weiter nichts; dieses Räthsel aber kann allein gelöst werden, wenn wir den Menschen im somnambulen Zustande dem Experiment unterwerfen. Denn, wie Mesmer sagt: „Die Fähigkeiten des Menschen offenbaren sich durch die Wirkungen des Magnetismus, gleichwie die Eigenschaften anderer Körper durch den gesteigerten Wärmegrad, den die Chemie anwendet, sich entwickeln.“*)

Die im Somnambulismus auftretenden psychischen Fähigkeiten des Menschen sind lediglich Reactionen auf solche Natureinflüsse, welche die Empfindungsschwelle des normalen Menschen nicht überschreiten. Demnach macht der Somnambulismus empfänglich für *feinere* Einflüsse, als die von den Sinnen des Wachenden aufgenommen werden. Wie nun die Sinne des Wachenden um so merkwürdigere Fähigkeiten des Menschen hervorrufen, je feiner organisirt sie sind, so muß der im Somnambulismus auftretende Sinn, welcher die für die Tagessinne zu feinen Einflüsse aufnimmt, Fähigkeiten des Menschen entbinden, die denen des Wachenden überlegen sind. In der That sind diese Fähigkeiten so merkwürdiger Art, daß schon mancher Arzt in seinem Enthusiasmus zu dem Ausspruch verleitet wurde, der Somnambulismus sei ein höherer Zustand, als der des Wachenden, während Andere darin einen Rückfall in das instinctive Naturleben der Thiere sehen wollen.

Wie so oft, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte: die Verschiebung der Empfindungsschwelle in den verschiedenen Schlafzuständen ist keine stetig fortschreitende, sondern oft sehr schwankend; ebenso schwankend müssen demgemäß auch die psychischen Fähigkeiten sein, die von jener Verschiebung erweckt werden. Demgemäß sind die Aussprüche sogar desselben Somnambulen und in derselben Krise von sehr ungleichem Werthe. Aber noch ein weiterer Grund muß uns abhalten, diesen Zustand zu überschätzen: der Somnambulismus ist den Einflüssen der Natur und der Menschen gegenüber ein passiver Zustand, der Mensch ist darin psychisch decentralisirt, meistens in gänzlicher Abhängigkeit vom Magnetiseur, gegen welchen nur selten ein selbstbewußter Wille sich geltend macht. In so ferne ist der Somnambulismus dem Wachen nicht gleichwerthig. Dagegen ist ganz unbestreitbar, daß im Somnambulismus, wenngleich nur flüchtig, oft Fähigkeiten auftreten, weit überlegen denen des Menschen, dessen äußere Sinne der Welt offen stehen und dessen Empfindungsschwelle normal liegt.

Es läßt sich also die Frage stellen, ob es vielleicht auf anderen Planeten Wesen von günstigerer Empfindungsschwelle gibt, bei welchen die in dem abnormen Zustande des Somnambulismus nur schwankend und keimartig sich zeigenden Fähigkeiten, in völliger Entwicklung und als normaler Besitz zu finden wären? Wer der Entwicklungslehre huldigt, wird die Existenz solcher Wesen, die offenbar höher ständen als der Mensch, nicht bezweifeln; er kann wenigstens nicht leugnen, daß solche Wesen um so mehr im Schoße der Zukunft liegen, als ja der Mensch, auf der derzeitigen Spitze irdischer Organisation stehend, sie in rudimentärer Weise prophetisch anzeigt.

*) Fechner: Elemente der Psychophysik, II, 439.

*) Dr. Karl Wolfart, Mesmerismus. S. 211. Berlin 1814.

Digitized by Google

Wenn aber der Somnambule solche höhere Wesen keimartig anzeigt, aber noch nicht selber zu ihnen gehört, so darf man den Somnambulismus jedenfalls nicht über das Wachen stellen; wohl aber ist er, vom philosophischen Standpunkt betrachtet, wichtiger als das Wachen. Denn jeder geistige Fortschritt ist entweder ein blos historischer innerhalb der sich gleich bleibenden Empfindungsschwelle, oder ein biologischer, durch günstigere Verlegung der Empfindungsschwelle bedingt. Jeder historische Fortschritt hat seine Grenze; in der Empfindungsschwelle ist ihm eine unüberschreitbare Schranke gezogen, jenseits welcher die Lösung gerade der tiefsten Probleme der Menschheit liegt. Darum ist der Somnambulismus philosophisch wichtiger, als das Wachen; er greift über den historisch entwicklungsfähigen Menschen hinaus zu dessen biologischem Nachfolger, und wenn er auch diesen nur keimartig andeutet, so zeigt doch das Studium des Somnambulismus ganz deutlich, daß sich für die Entwicklungslehre gar nicht auszudenkende Folgerungen aus der Verlegbarkeit der Empfindungsschwelle ergeben. Zugleich zeigt sich aber sehr klar, daß es eine bloße Anmaßung von Seite der Materialisten ist, wenn sie die Entwicklungslehre für sich als ihre Hauptstütze reclamiren. Eine Lehre, welche behauptet, daß nur das Sinnliche wirklich sei, und welche die unterhalb unserer Empfindungsschwelle liegende Welt negirt, steht mit der Entwicklungstheorie in principiellem Widerspruch.

Der Somnambulismus, eben weil auf Verlegung der Empfindungsschwelle beruhend, liefert der Psychologie eine ganze Zufuhr neuer und zwar sehr schwieriger Probleme. Es liegt nun aber in der Natur des Menschen, neue Probleme lieber irrthümlich zu lösen, als ihre Unlösbarkeit einzugestehen; er verfährt dabei immer in jener Weise, die schon Bacon von Verulam mit den Worten getadelt hat: „Das in sich Neue pflegt trotzdem in der Weise des Alten aufgefaßt zu werden.“*) Das ist auch hier geschehen. Der Somnambulismus ist eine in sich ganz neue und ganz eigenartige Erscheinung, und er kann schon darum nicht in der Weise des Alten, nämlich nach Analogie der psychischen Zustände des Wachens, beurtheilt werden, weil es sich bei ihm um die Psyche unterhalb, im Wachen aber um die Psyche oberhalb der Empfindungsschwelle handelt. Daraus allein schon ergibt sich, daß es eine Verkehrtheit ist, die von Eigenartigkeit strotzenden somnambulen Zustände nach den psychologischen Gesetzen des wachen Lebens zu erklären. Den Physiologen, die das noch immer thun, möchte ich empfehlen die hübsche Geschichte zu beherzigen, die Livingstone von einem Neger erzählt. Er hatte demselben einen Löffel zum Geschenke gemacht und lehrte ihm den Gebrauch, indem er damit aus einer Milchschale schöpfte. Der Neger aber, das in sich Neue in der Weise des Alten auslegend, nahm zwar ebenfalls mit dem Löffel Milch aus der Schale, dann aber goß er den Inhalt desselben in die hohle Hand und trank aus dieser. An dieser Geschichte hat sich vielleicht schon mancher physiologische Gegner des Somnambulismus ergötzt, ohne das „de te fabula narratur“ einzusehen.

Diese eigenartige Erklärung verlangt sogar schon der gewöhnliche Traum. Wenn wir unsere Träume analysiren, so scheint es auf den ersten Blick allerdings, als wäre in denselben lediglich der Stoff des wachen Lebens in aufgelockertem regellosem Zustande durcheinander geworfen, und das, im Wachen von dem vernünftigen Ich zusammengehaltene Vorstellungsleben im Traume nur decentralisirt. Bei näherem Zusehen erkennt man aber leicht, daß der Traum auch seine positiven Seiten hat; denn weil er mit einer Verschiebung der Empfindungsschwelle verbunden ist, erfährt der Schlafende zunächst aus der eigenen inneren Körpersphäre Einwirkungen, die vorher unter der Schwelle blieben; sein Bewußtsein erhält also einen neuen Inhalt. Auf diese Einwirkungen reagirt die Psyche mit Fähigkeiten, die im Wachen latent waren; also auch das Selbstbewußtsein erfährt einen neuen Inhalt.

Mit der Verschiebung der Empfindungsschwelle eröffnet sich also eine transcendentale, dem Tagesbewußtsein verschlossene Welt, und ein transcendentales Ich. Immer wieder zeigt es sich also, daß das normale Bewußtsein die Welt so wenig erschöpft, als das normale Selbstbewußtsein das Ich. Wir dürfen daher von einem doppelten Bewußtsein, also von einem doppelten Ich in uns reden, dem diesseits und dem jenseits der normalen Schwelle liegenden, und dürfen das um so mehr, als die beiden Ich nur alternirend auftreten, ohne ihren Bewußtseinsinhalt auszutauschen. Der erwachende Somnambule knüpft, erinnerungslos für den Inhalt seiner Träume, an den Zeitpunkt vor dem Einschlafen an. Zudem sind auch die den Wahrnehmungen der beiden Ich correspondirenden Fähigkeiten so sehr verschieden nach Form wie Inhalt, daß wir trotz der Verschiebbarkeit der Empfindungsschwelle von einer doppelten Persönlichkeit in uns reden müssen; aber dieser Dualismus der Personen ist freilich wegen der Flüssigkeit der Schwelle wiederum monistisch aufzulösen in die Einheitlichkeit eines gemeinschaftlichen Subjects. Weil nun aber nach dem Bilde zweier Wagschalen das innerhalb des Schlafes erwachende transcendentale Ich um so heller erwacht, je größer die Bewußtlosigkeit des Tagesmenschen ist, so müssen nothwendig die Zustände des tiefsten Schlafes günstig sein, um durch Traumanalyse zu einer deutlichen Definition und Charakteristik des transcendentalen Subjects zu gelangen.

Damit sind wir abermals behufs der Lösung des Menschenräthsels an den Somnambulismus verwiesen.

Der Somnambulismus ist gesteigerter Schlaf. Um diese Erscheinung richtig zu verstehen, müssen wir zunächst ihre physiologische Bedeutung für die Oekonomie des Organismus zu erkennen trachten. Dazu muß aber erklärlicher Weise der spontan eintretende natürliche Somnambulismns in Betracht gezogen werden und gefragt werden, wozu die Natur eine so bedeutende Vertiefung des Schlafes herbeiführt.

Die Intensität eines jeden Schlafes entspricht dem Bedürfnisse des Organismus, und wird durch noch nicht hinlänglich erkannte physiologische Ursachen herbeigeführt, unbeschadet welcher wir den teleologischen Charakter des Schlafes nicht übersehen dürfen, der sich auch in der Wirkung zeigt. Je mehr das Gehirnleben unterdrückt ist und je länger es im Zustande völliger Ruhe ist, desto mehr und länger ist die Reproductionskraft im Organismus thätig. Der Schlaf stärkt die im Wachen abgenützten Kräfte, daher fühlen wir uns erfrischt, wenn wir gut geschlafen, und die Intensität der Wirkung entspricht immer entweder der Dauer oder der Tiefe des Schlafes.

In Krankheiten, wenn der Organismus sehr geschwächt ist, tritt häufig ein Schlaf von außergewöhnlicher Länge als Krise ein, in der sich die Krankheit zum Besseren wendet. Jeder Arzt kennt die Heilkraft dieses kritischen Schlafes.

Langdauernder Schlaf ist häufig, und nicht erst in neuerer Zeit, als zur Genesung führend beobachtet worden. Aus den Philosophical Transactions berichtet Schubert von einem Kranken, der 16 Wochen lang schlief, und als er endlich erweckt wurde, waren Krankheit und Schlafsucht zugleich vergangen. Die Acta eruditorum vom Jahre 1707 wissen von einem Schlafe, der anfänglich 14 Tage, dann aber 6 Monate dauerte; Fichet berichtet von einem Langschläfer, der einen vierjährigen, nur von kurzen Zwischenräumen des Wachens unterbrochenen Schlaf hatte.*) Micrulius berichtet von einem Priester in Stettin, der, schon bejahrt, in der Christnacht drei Messen zu lesen hatte, nach der ersten aber das Bedürfniß fühlte, ein wenig auszuruhen, und in seiner Zelle in einen dreizehntägigen Schlaf verfiel.**) Der Arzt Mayo weiß sogar von einem zwölfjährigen Mädchen, das in Schlaf verfiel und darin 13 Jahre verharrte, so daß sie innerhalb derselben aus einem Kinde zum reifen Weibe wurde.*** Aehnliche Fälle, die häufig den Verdacht der Simulation erregen, sind auch in unseren Tagen dann und wann berichtet worden.

Es scheint mir nun die physiologische Bedeutung des spon-

*) Bacon, Neues Organon. I. § 34.

*) Schubert, Geschichte der Seele. I. S. 245.

**) Micrulius, Altes Pommerland. II. S. 369.

***) Mayo, Wahrheiten im Volksaberglauben. S. 107.

Digitized by Google

tanen Somnambulismus darin zu liegen, daß hier die Naturheilkraft den Organismus in einen Schlaf versenkt, dessen Tiefe die lange Dauer ersetzt. Wenn nun aber unbeschadet der physiologischen Ursachen der Langschlaf und der somnambule Tiefschlaf ihre teleologische Bedeutung haben, so liegt die Annahme nahe, daß auch die merkwürdigen psychischen Fähigkeiten, die im Somnambulismus auftreten, in der Verlängerungslinie dieses teleologischen Princips liegen, wenigstens diejenigen, welche mit der Krankheit und deren Heilung in Verbindung stehen. Wenn man sieht, mit welcher instinctiven Sicherheit die Somnambulen Aufschlüsse geben über den Charakter ihrer Krankheit, über Ursache und Entwicklung derselben, über die nöthige Behandlung und die anzuwendenden Heilmittel, dann liegt es in der That sehr nahe, geradezu mit Schopenhauer zu sagen: „Zum Hellsehen läßt die Natur es eigentlich nur dann kommen, wenn ihre blindwirkende Heilkraft zur Beseitigung der Krankheit nicht ausreicht, sondern es der Hülfsmittel von Außen bedarf, welche nunmehr im hellsehenden Zustande vom Patienten selbst richtig verordnet werden. Also zu diesem Zwecke des Selbstverordnens bringt sie das Hellsehen hervor . . . Also im einem, wie im anderen Falle zündet die Natur sich ein Licht an, um so die Hülfe, deren der Organismus von Außen bedarf, aufsuchen und herbeischaffen zu können. Die Lenkung der nun einmal entwickelten Sehergabe der Somnambulen auf andere Dinge, als ihren eigenen Gesundheitszustand, ist ein bloßer accidenteller Nutzen, ja eigentlich schon ein Mißbrauch derselben."*) Diese teleologische Ansicht Schopenhauers liegt, wie gesagt, sehr nahe; sie ist aber logisch nicht unvermeidlich. Es wäre nämlich denkbar, daß nicht blos das über die Leibessphäre des Kranken hinaus gelenkte Hellsehen, sondern überhaupt jedes Hellsehen des Somnambulismus nur accidentell wäre. Es wäre alsdann der Somnambulismus nicht die Ursache, aus welcher das Hellsehen entspringt, sondern lediglich die Bedingung, ohne welche es nicht entstehen kann. Es würde dann physiologisch betrachtet kein directer Causalzusammenhang zwischen Somnambulismus und Hellsehen bestehen, und auch teleologisch betrachtet würden die merkwürdigen psychischen Fähigkeiten des Somnambulismus nicht in der Verlängerungslinie einer teleologisch wirkenden Naturheilkraft liegen. Der causale und zugleich teleologische Zusammenhang würde also zwar gegeben sein zwischen der Naturheilkraft des Organismus,— lediglich eine Collectivbezeichnung der einheitlich zusammenwirkenden organischen Kräfte — und dem nach physiologischen Gesetzen eintretenden Tiefschlafe, d. h. der gänzlichen Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins; daß dagegen innerhalb dieser Bewußtlosigkeit das transcendentale Subject zum innerlichen Erwachen käme, wäre nicht mehr direct vermittelt, und der Tiefschlaf wäre nur Bedingung des Hellsehens, aber nicht Ursache, so etwa, wie der Sonnenuntergang Bedingung, aber nicht Ursache des Aufleuchtens der Fixsterne ist.

Es ist um so nöthiger, diesen Unterschied zwischen Ursache und Bedingung, causa und conditio, ins Auge zu fassen, weil ja auch der gewöhnliche Schlaf nicht die Ursache, sondern blos die Bedingung des als Traum sich zeigenden innerlichen Erwachens ist. Die zu unseren Traumbildern Anlaß gebenden inneren Empfindungen sind auch im Wachen gegeben, nur daß sie unterhalb der Schwelle bleiben. So sind vielleicht auch die Visionen der Somnambulen nicht neu erzeugt, sondern treten nur über die Schwelle, und wenn die Verschiebung dieser Schwelle nur mangelhaft und schwankend ist, dann sind es auch — was sehr häufig vorkommt — diese Visionen. Wenn endlich der Tiefschlaf nicht physische Ursache, sondern nur Gelegenheitsursache des inneren Erwachens ist, dann fällt auch der Haupteinwand hinweg, den der Skepticismus gegen den künstlichen Somnambulismus richtet, daß es nämlich undenkbar sei, durch magnetische Striche Jemanden hellsehend machen zu können.

Das von Schopenhauer behauptete teleologische propter hoc, wobei das Tagesbewußtsein in den Dienst der blinden Naturheilkraft gezogen würde, läßt sich also auch in ein bloßes cum hoc verwandeln, wobei das transcendentale Bewußtsein sich offenbaren würde, wenn, aber nicht weil das sinnliche Bewußtsein unterdrückt ist. Für den vorliegenden Zweck ist es übrigens ganz gleichgültig, welche der beiden Ansichten der Leser adoptiren will; es soll hier lediglich die Existenz des transcendentalen Subjects bewiesen werden, und dafür ist es ziemlich gleichgültig, ob für das Auftreten desselben der Tiefschlaf Ursache ist, oder bloße Gelegenheitsursache.

Für den Arzt dagegen ist dieser Unterschied sehr wichtig. Es zeigt sich nämlich, daß unsere Aerzte im Grunde gar nichts erklären, wenn sie den Somnambulismus kurzweg als Krankheit und Hysterie abthun. Wenn der Somnambulismus häufig krankhaft ist seiner Ursache nach, so kann er doch seinem psychischen Inhalt nach ganz gesund sein, sobald der Tiefschlaf als bloße Bedingung und Gelegenheitsursache für das Auftreten des transcendentalen Subjects erkannt ist. So wenig als die Nacht die Ursache der Fixsterne ist, sondern nur Bedingung ihrer Sichtbarkeit, so wenig ist Hysterie- Ursache des Hellsehens. Der Somnambulismus ist also nicht nur keine Krankheit, sondern im Gegentheil heilt er den Kranken, direct durch den Tiefschlaf, indirect dadurch, daß in diesem Tiefschlafe die Somnambulen zu Selbstverordnungen befähigt werden.

Daß der Mensch durch Krankheit in seinen psychischen Fähigkeiten sogar gesteigert werden kann, weil eben ein Unterschied ist zwischen Ursache uud Bedingung, das zeigt sich häufig sogar im Irrsinn, indem auch dieser oft die Gelegenheit wird zu solchen Functionen des transcendentalen Subjects, die mit den somnambulen Erscheinungen die größte Aehnlichkeit haben. Mesmer hatte also, wie es scheint, sehr Recht, wenn er die schweren Nervenkrankheiten, Epilepsie, Katalepsie, Irrsinn u. s. w. einen unvollkommenen Somnambulismus nannte, welche geheilt werden können, wenn die Anstrengungen des Organismus zur Ueberwindung der Krankheit gleichsinnig verstärkt werden durch Anwendung des künstlichen Somnambulismus.

Physiologisch betrachtet ist demnach der somnambule Schlaf eine der Formen der Naturheilkraft. Im Wachen ist nämlich erhöhte Sensibilität des Organismus vorhanden, im Schlafe erhöhte Reproductionskraft. Darum unterdrückt die Naturheilkraft das sinnliche Bewußtsein, wenn der geschwächte Organismus durch Steigerung der Reproduction gestärkt werden soll. Das wußte schon Hippokrates, wenn er sagte, daß in der Manie die Ekstase gut sei.*)

Philosophisch interessant wird aber der Somnambalismus allerdings erst durch das innerhalb der sinnlichen Bewußtlosigkeit auftretende innerliche Erwachen, worin vermöge der Verschiebung der Empfindungsschwelle die gewöhnlich latenten Wirkungsweisen der Naturdinge empfunden werden, wodurch sodann auch die gewöhnlich latenten Fähigkeiten unseres Subjects frei werden. Diese Fähigkeiten sind so merkwürdiger Art, daß sie noch immer vom rationalistischen Skepticismus bezweifelt werden. Ihre Darstellung muß ich aber einer besonderen Arbeit vorbehalten. Hier möchte ich nur an ein paar Beispielen zeigen, daß was sich Skepticismus nennt, häufig nur Mangel an philosophischer Besonnenheit ist; und zwar wähle ich als Beispiele gerade die am heftigsten angezweifelten Fähigkeiten der Somnambulen: das Hellsehen und den Heilinstinct.

Das merkwürdigste Merkmal des Hellsehens ist, daß Zeit und Raum darin überwunden werden, daß es also als Fernsehen im Raume und Voraussehen in der Zeit auftritt. Der Rationalist hält das für unmöglich. Nun ist aber doch klar, daß wir, die wir nicht wissen, was Zeit und Raum sind, gar kein Recht besitzen, ihre Ueberwindung in gewissen abnormen Erkenntnißprocessen für unmöglich zu erklären. Es ist nur der Pöbel, welcher zu wissen glaubt, was Zeit und Raum sind; der Philosoph aber gesteht seine Unwissenheit. Sollte er aber als Kantianer Zeit und Raum für bloße Formen unserer Erkenntniß halten, dann wäre von diesem Standpunkte des transcendentalen Idealismus aus das Hellsehen erst recht möglich, daher denn Schopenhauer gerade als Kantianer daran glaubte.

*) Schopenhauer, Ueber Geistersehen.

*) Hippokrates: Aphorismen VIII, 5.

Digitized by Google

Heftigere Angriffe noch hat von Seite der Aerzte der Heilinstinct der Somnambulen erfahren. Dieser aber läßt sich sogar begreifen durch bloße Berufung auf die alltäglichen Erscheinungen von Hunger und Durst. Diese Empfindungen mahnen den Organismus, die verbrauchten Kräfte zeitenweise wieder zu ergänzen, sind aber ganz allgemein gehalten, d. h. sie beziehen sich nicht auf bestimmte chemische Substanzen. Die Zustände, in welchen Hunger und Durst auftreten, sind demnach leise Krankheiten, für welche uns die Natur das Heilmittel als Allgemeingefühl in die Empfindung bringt, aber noch nicht specialisirt in die Vorstellung. Wenn aber Hunger und Durst einen hohen Grad erreichen, dann wird auch das Vorstellungsvermögen davon erregt, und es tritt die Vision des Heilmittels ein. So sieht sich der verdurstende Wüstenreisende von Quellen und Bächen umgeben und Trenck in der Sternschanze zu Magdeburg hatte die Vision üppiger Mahlzeiten. Wenn nun aber die Empfindungsschwelle verschoben, d. h. die Empfindung verfeinert wird, dann werden Hunger und Durst specialisirt; es treten bestimmt gerichtete Instincte, als Sympathie oder Antipathie, in verschiedenen Krankheiten ein, oder bei schwangeren Frauen, sogar im Gegensatze zum sonstigen Geschmacke und mit einer auf das Bedürfniß des Kindes berechneten Zweckmäßigkeit. Noch mehr specialisirt sind nun die Bedürfnisse des Organismus in dem hochgesteigerten inneren Leben der Somnambulen, weil eben die Verschiebung der Empfindungsschwelle sehr bedeutend ist; dadurch gelangen Bedürfnisse zum Bewußtsein, die sonst unterhalb der Schwelle bleiben, oder doch auf ein Allgemeingefühl beschränkt bleiben. Wer also den Heilinstinkt der Somnambulen für ein unbegreifliches Wunder hält, sollte logischer Weise auch gestehen, daß die nur quantitativ unterschiedenen und weniger specialisirten Heilinstincte von Hunger und Durst eben so unbegreiflich sind.

Der Heilinstinct ist nicht nur dem Somnambulismus eigen, sondern verschiedenen Zuständen, die das gemeinsame Merkmal der Verschiebung der Empfindungsschwelle haben, worin der beste Beweis dafür liegt, daß er eben in dieser Verschiebung seinen Grund hat: im gewöhnlichen Traum, in bewußtlosen Zuständen bei Fiebern, im Wahnsinn und in der Besessenheit, wovon Horst ein Beispiel anführt.*) Der Heilinstinct bezieht sich nicht immer auf bloße Arzneistoffe. Bei den Besessenen tritt z. B. oft plötzlich das Bedürfniß einer rapiden kreisenden Bewegung ein.**) Diese selbe Bewegung kommt nun beim sogenannten Tanz der Derwische als Erweckungsmittel des Somnambulismus vor; und wenn wir nun sehen, daß auch die Somnambulen sich manchmal dieselbe verordnen, so liegt dem offenbar das Bedürfniß zu Grunde, den Somnambulismus zu steigern, d. h. den Schlafzustand zu vertiefen.

In ähnlicher Weise läßt sich auch von den übrigen Fähigkeiten der Somnambulen zeigen, daß sie nur Steigerungen von Anlagen sind, die sich abgeschwächt schon im gewöhnlichen Traum, ja sogar im wachen Zustande, z. B. bei Idiosynkrasien, finden, so daß nur derjenige, welcher diese Vorstufen nicht kennt, glauben kann, sich gegen die extremen Endfälle skeptisch verhalten zu müssen. Diese Existenz der Vorstufen ist aber ein weiterer Beweis dafür, daß der Somnambulismus nicht neue Fähigkeiten im Menschen erzeugt, sondern nur bereits vorhandene durch Verschiebung der Empfindungsschwelle aus der Latenz treten läßt.

(Schluß folgt.)

*) Horst, Zauberbibliothek. V, S. 206.

**) Görres, Die christliche Mystik. IV, S. 174.

Psychologie und Ethnologie.

Von Th. Achelis.

Es ist eine in unseren Tagen außer allem Zweifel bestehende Thatsache, daß bei allen Fragen philosophischer Art nicht irgend welche apriorische, speculative Erwägungen, sondern der fruchtbare Grund der Erfahrung das Material für Stellung und Lösung der bezüglichen Probleme zu liefern hat; nur über den Umfang und die Gewinnung des Stoffes herrschen noch controverse Ansichten. Je mehr sich aber der Einfluß der Naturwissenschaften auf Methode und Richtung der übrigen Disciplinen hebt, desto stärker wird die Ueberzeugung, daß die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins nur in den einzelnen Fragen dieses Processes erfaßbar ist, nicht deductiv oder mathematisch synthetisch, sondern inductiv auf umfassende Vergleichung und Beobachtung gegründet. Gerade die Ethnologie, ein verhältnißmäßig junges Produkt moderner Forschung, hat es sich zur Aufgabe gemacht, vermöge einer genauen comparativen Behandlung aller Phänomene des menschlichen Geistes eine exacte, wissenschaftliche Ableitung der Ideen zu geben; in dieser Theorie des Animismus, wie Tylor sie nennt, liegt potentia, die gesammte Entwicklung der Menschheit nach allen Richtungen hin beschlossen. Was bislang nur biologisch galt, wurde in gleicher Weise anerkannt für die innere Morphologie des menschlichen Geschlechts; aus der Sitte und den socialen Organisationsformen erwuchs eo ipso die Geschichte der Moral und Ethik. Die früheren wunderbaren Factoren des allgemein Guten, Wahren und Schönen erwiesen sich als höchst complicirte und in langsamem, naturgesetzlichem Werden entstandene Produkte eines universalen organischen Processes. Einer der hervorragendsten Männer, die mit Wort und That diesem tiefsinnigen Gedanken ihre ganze Existenz weihen, ist A. Bastian, ein ebenso großer, mit wahrhaft enormem Wissen ausgerüsteter Gelehrter, wie ein unermüdlicher Reisender, auf dem ganzen Erdenrund gleichsam zu Hause.

In seiner neuesten Schrift*) hebt er zunächst einen wichtigen Grundsatz mit Recht hervor, dem noch immer nicht die gebührende Anerkennung widerfährt, daß nämlich „für den Menschen als Gesellschaftswesen das theoretisch construirte Individuum ein Unding ist“ (Vorrede S. VIII). Die alte, aber im ganz anderen Lichte geprüfte Wahrheit des Aristoteles vom ἄνθρωπος als ζῶον πολιτικόν sollte endlich einmal den vielfach anmuthigen, mitunter aber auch grell und caricaturmäßig gehaltenen Phantasien ein Ende machen, wie sie immer noch über den Urmenschen im Schwunge sind. Ehrlich gesagt ist dieses fossile Phänomen eine Fiction, nur getragen durch die schöpferische Einbildungskraft, welche sie mit den sorgfältigsten Zügen auszustatten nicht müde wird. Die rationalistische Meinung z. B. Rousseaus von dem planmäßigen Entstehen des Staates aus dem Contrat social ist längst von der Wissenschaft gerichtet. Weshalb spukt die nicht minder willkürliche Hypothese von dem singulären Urmenschen mit merkwürdiger Consequenz in populären und halbwissenschaftlichen ethnographischen Darstellungen? Es ist ein grober Irrthum, das total für diese Aufstellung fehlende Material durch sog. psychologische Rückschlüsse ersetzen zu wollen; denn eben diese gehören ja, ihrem Inhalte und ihrer Form nach, re vera nicht dem angedichteten ersten Exemplar des generis humani an, sondern dem erfindungsreichen Kopf des modernen Denkers. Diese psychologische Basis ergibt sich vielmehr erst bei Verlassung des individuellen und Aufsuchen des generellen Standpunktes, mit anderen Worten erst mit dem ethnologischen Blickpunkt der Völkerpsychologie; an die Stelle des singulär umherschweifenden Urmenschen tritt die erste, kritisch nachweisbare Form socialer Gliederung, wie sie Bastian nennt, die Mutterlauge der primitiven Horde, die, alle weiteren Differenzirungen in sich enthaltend, keine weitere Zerlegung in einfachere Elemente zuläßt. Bislang hat das Geheimniß von der Entstehung der Sprache und der Vernunft trotz aller Analogien aus der Thierwelt vorwitziger Neugier standhaft widerstanden; so lebhaft die Ueberzeugung sein mag, daß alles Organische, also auch Sprache und Vernunft, nicht von Ewigkeit her existirt, sondern allmählich sich gebildet haben, so entzieht sich doch eben dieser Entwicklungsproceß, mindestens in seinen Einzelheiten,

*) Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde. Berlin, 1883, Weidmann'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

völlig unseren Augen. Gewisse Anfänge, wenn sie auch kosmisch gedacht, willkürliche Satzungen sein mögen, sind für unsere beschränkte Auffassung völlig unentbehrlich, und es nutzt nichts, dieses Vacuum durch allerlei wohlgefällige Traumbilder ausfüllen zu wollen. Anstatt also mit einem ersonnenen isolirten Urmenschen zu spielen, muß sich die ethnologische Forschung an die thatsächlich (und noch heute) existirenden ethnischen Complexe halten, um so bestimmte Rückschlüsse wagen zu können. Jede Vorstellung, sagt Bastian, über den äußeren Sinneseindruck hinaus . . . ergibt sich in ihrer einfachsten Form bereits als das Produkt des Gesellschaftsgedankens; denn da der Mensch als Zoon politikon (nach Aristoteles' Ausspruch) geschaffen, kann er auch als Gesellschaftswesen nur menschlich fungiren. Im sprachlichen Ausdruck erst kommt das Bewußtsein zur Klärung, damit sich der Gedanke zur Vorstellung gestalte, und diese Verkörperungen des Gesellschaftsgedankens sind als der primäre Ausgang zu nehmen, um aus dem Ganzen auf die constituirenden Theile zurückzuschließen, auf das Selbst der Einzelindividuen (S. 2).

Diese vorsichtige Behandlung des Problems, die jeden sog. Ursprung als eine rein metaphysische, wissenschaftlich nicht lösbare Frage betrachtet, hat nun in der That zu den folgenreichsten Aufschlüssen geführt. Sprachforschung, Mythologie und Anthropologie haben Hand in Hand ein ungeheures Material zusammengehäuft und die ersten Fundamente für eine exacte Geschichte des menschlichen Bewußtseins, als was sich die Weltgeschichte zeigt, gelegt. Männer wie Max Müller, Ad. Kuhn, Tylor, Lubbock, Fr. Müller, Bastian und Andere sind die Koryphäen dieser Regeneration einer makrokosmischen Philosophie, die auch nur irgend erschöpfend zu skizziren hier selbstredend zu weit führen würde.

Um nur ein Beispiel aus dieser unendlichen Fülle herauszugreifen, so sei die Bildung und Entwicklung des Rechtes und der Sitte erwähnt; anstatt wie früher diese Erscheinungen aus gewissen apriorischen Factoren (angeborenen Ideen, Gewissen, moralischem Bewußtsein u. s. w.) abzuleiten, war es jetzt vielmehr die Aufgabe, aus der specifischen Gestalt der betreffenden socialen Gliederung den bezüglichen ethischen Gehalt behutsam herauszuschälen, indem so jene den untrüglichen Maßstab für diesen abgab. Es zeigte sich, wie ursprünglich Nützlich und Gut wesentlich identisch war, wie durchaus keine unterschiedslose Allgemeinheit und Gültigkeit der Principien bestand, sondern je nach Anlage und Entwicklungshöhe der ethnischen Bildung auch die sittlichen Vorstellungen sich verschiedenartig färbten. Was die eine gut hieß und mit den höchsten Lobsprüchen ehrte, galt einer anderen als fluchwürdiges Verbrechen und vice versa; der Todtschlag, in geschlechtsgenossenschaftlicher Zeit ein Factum uneingeschränkter Billigung, wurde in der staatlichen Periode auf das Schwerste geahndet; das Gewissen inferiorer Culturkreise schwieg bei den (unseres Erachtens) empörendsten Verbrechen, während es die sorgsamste Befolgung uns völlig gleichgültiger, ja sinnloser Ceremonien verlangte. — Ein Punkt jedoch, der für die Beurtheilung der ganzen Methode bedeutsam ist, bedarf noch kurzer Erwähnung. Gegenüber der historischen Betrachtung, die in der Zeit einen Leitfaden ihrer pragmatischen Auffassung sucht, kümmert sich die Ethnologie ganz und gar nicht um den chronologischen Zusammenhang. Denn ihr existiren die verschiedenen Culturphasen nicht nach, sondern neben einander, ganz ohne Rücksicht, ob der verglichene sociale Complex etwa den australischen Wilden entlehnt ist oder Völkerschaften, die schon seit Jahrhunderten ausgestorben sind. Hier, wo es einzig und allein nur auf die fraglichen Zustände und Sitten ankommt, die sich unter bestimmten (inneren und äußeren) Bedingungen naturgesetzlich wiederholen, ist es offenbar völlig gleichgültig, in welches Jahr wir diese Entwicklung verlegen. Deshalb schärft Bastian mit Recht ein zu bedenken, daß der Ausgangspunkt der Untersuchung, die ganze Rechnungsmethode, ethnologisch eine völlig verschiedene ist von der historischen, indem bei dieser das tertium comparationis in den geschichtlichen Beziehungen liegt, dort dagegen psychologisch aufzuweisen sein wird, aus dem zunächst allgemein gleichartigen Wachsthum der Menschengedanken, wobei dann die etwa auf geographischem Wege hinzutretenden Modificationen ihre besondere Betrachtung zu erhalten haben (Vorr. S. XIV). Diese für den exacten Historiker so revolutionäre Anschauung wird erst dann richtig gewürdigt, wenn man den universell vergleichenden Maßstab der Ethnologie erwägt, die die betreffenden Phänomene nur ihrer inneren Structur nach analysirt, nicht nach irgend welchem äußeren Connex. So ergeben sich bestimmte Gesetze, die auf den bezüglichen Entwicklungsstufen, einerlei bei welchem Volk und in welcher Zeit, immer dieselben Manifestationen der Psyche hervortreiben; was einer auf abgemessene Zeiträume beschränkten Forschung als Curiosum, als unlösbares Räthsel vorkommen muß, das löst sich unter dieser großartigen Perspective als Resultat allgemein gesetzlichen, tellurisch-organischen Wirkens dem Blicke auf. Dahin gehören z. B. die gnostischen Reminiscenzen in der hawaischen Kosmogonie oder die bis ins Detail gehende Uebereinstimmung des platonischen Himmels mit dem der Maori oder der chaldäischen Schöpfungsmythe mit der hawaischen. Sodann ist nicht zu vergessen, daß für die sogenannten Anfänge der menschlichen Gesittung sich trotz aller Rassenverschiedenheit im Großen und Ganzen dasselbe Bild der socialen Organisation ergiebt; erst bei schärferer Differenzirung treten relevante Abweichungen hervor, die sich auch in den ethnischen Bildungen zeigen. Aber weil gerade diese Disciplin es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Wunder der Cultur seines supranaturalen Charakters zu entkleiden und es als einen Organismus natürlicher Kräfte aufzufassen, begreift man wohl die warnende Mahnung Bastians: „von allen diesen Entwicklungsstadien der menschlichen Existenz möglichst viel und genau in den Archiven der Wissenschaft zu bergen, ehe die Alles nivellirende Civilisation die Naturvölker vom Erdboden vertilgt hat. Denn im Keime liegt bereits der Organismus, und so in den Primärelementen des Völkergedankens seine Ausbreitung der menschlichen Cultur unter sämmtlichen Variationen der geographischen Provinzen in der Phänomenologie des Geistes über dem Erdenrund." (S. 13.)

Außer dieser allgemeinen Begründung des ethnologischen Standpunktes und einem Excurs gegen die Darwinisten enthält das vorliegende Buch einige Abhandlungen über besondere völkerpsychologische Fragen, die wie immer bei Bastian, Material und Theorie miteinander verknüpften. Freilich ist ja bekanntlich grade diese formelle Seite bei unseren Autoren (vielleicht des überquellenden Gedankenreichthums halber) nur mangelhaft ausgebildet; dennoch wird Keiner unseres Erachtens ohne lebhafte Anregung, sei es für die vorgetragene Ansicht oder dagegen, dieser Entwicklung folgen können.

Die Arbeiterversicherung in England.

Von Max Schippel.

Die Darstellungen des englischen Arbeiterkassenwesens beschränkten sich bisher ziemlich einseitig auf die Leistungen der Gewerkvereine, welche bekanntlich ihren Mitgliedern bei gewerblichen Streitigkeiten und im Falle der Arbeitslosigkeit beistehen, selten aber zugleich Fürsorge treffen, die wirthschaftlichen Folgen von Krankheit, Alter und Invalidität von dem schutzlosen Arbeiter abzuwenden. Letztere Aufgabe fällt fast allein den Hülfskassen im engeren Sinne zu, und es ist um so mehr zu bedauern, daß ihre Entwicklung gewöhnlich nicht die entsprechende Beachtung fand. Erst in den allerjüngsten Tagen hat ein Werk von W. Hasbach*) diese mitunter recht fühlbare Lücke der Wissenschaft auszufüllen versucht, und wenn es dem Verfasser auch nicht gelungen ist, aus der verwirrenden Fülle des vorgebrachten historischen Details die springenden Punkte der Entwicklung anschaulich und scharf hervortreten zu lassen, so ge-

*) Das englische Arbeiterversicherungswesen. Geschichte seiner Entwicklung und Gesetzgebung. Von Wilhelm Hasbach. Leipzig, Duncker und Humblot, 1884.

Digitized by Google

bührt ihm doch aufrichtiger Dank für den unermüdlichen Fleiß, mit dem er ein bisher wenig betretenes Gebiet erstmals genauer durchforscht und geschildert hat. Seine Arbeit kommt um so gelegener, als die Gesetzgebung augenblicklich in Deutschland wie im Ausland in hervorragender Weise der Arbeiterversicherung ihr Augenmerk zuwendet, und aus den Erfahrungen Englands, des Landes mit dem ältesten und verbreitetsten Hülfskassenwesen, viel Anregung und Belehrung zu schöpfen ist.

Daß es unendlich viel Mühe und Kampf gekostet hat, ehe sich die Friendly Societies aus dem Zustande völliger Vogelfreiheit und Rechtlosigkeit zu ihrer heutigen staatlichen Beschützung und Beförderung emporgearbeitet haben, bedarf kaum eines Beweises. Wohl drängte sich von jeher auf allen Seiten die Nothwendigkeit auf, die Vereine gegen den Betrug ihrer Beamten, die Verschleuderung ihrer Gelder zu sichern, aber man fürchtete andrerseits in der kampfdurchtobten Jugendperiode der modernen Großindustrie, daß unter dem Schild einer schirmenden Hülfskassengesetzgebung die verhaßten Gewerkvereine sich bergen und entfalten würden. Noch der Ausschuß, welcher im Jahre 1824 die Wirkungen des Coalitionsrechtes untersuchte, bedauerte „aus den Zeugenaussagen zu ersehen, daß eingeschriebene Hülfskassen häufig der Deckmantel für die Ansammlung eines Vermögens zur Ermöglichung von Verbündelungen und Arbeitseinstellungen gewesen seien, welche von gewaltsamen und einschüchternden Handlungen begleitet waren"; und ohne bestimmte Maßnahmen zu empfehlen, wünschte er doch die Aufmerksamkeit des Parlamentes auf die häufige Abwendung dieser Vereine von ihren vorgeblichen und gesetzmäßigen Zielen zu lenken. Noch zwei Jahrzehnte später suchten hervorragende Mitglieder des Parlaments die Ausdehnung der Hülfskassengesetzgebung auf die großen, durch das ganze Land verzweigten, gutgeleiteten Arbeiterorden zu verhindern, weil sie fürchteten, durch diese Maßregel Gewerkvereinen und anderen anstößigen Verbindungen Thür und Thor zu öffnen.

Langsam und unter tausendfachen Hemmungen erweitert sich somit der Kreis der Zwecke, für welche freundliche Gesellschaften „eingeschrieben" (registered) und damit eines bestimmten gesetzlichen Schutzes theilhaftig werden können. Die erste Acte vom Jahre 1793 läßt nur die Unterstützungen für Kranke, Invalide und Altersschwache, ferner die Versorgung von Wittwen und Waisen zu. In dem etwas weitläufigen Stil jener Zeit heißt es in § 1: „Da der Schutz und die Ermuthigung von Gesellschaften, welche aus freiwilligen Beiträgen der Mitglieder ein Vermögen ansammeln zur gegenseitigen Unterstützung in Krankheit, Alter und Invalidität, wahrscheinlich die Glückseligkeit der Einzelnen befördern und die öffentlichen Lasten erleichtern wird, so soll es jeder Anzahl von Britten gestattet sein, eine oder mehrere aus freiwilligen Beiträgen unterhaltene Gesellschaften für die oben genannten Zwecke, und für die Unterstützung von Wittwen und Waisen der Mitglieder zu gründen." Schrittweise hat man alsdann von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auch andere Vereine in die Hülfskassengesetzgebung einbezogen, bis endlich die letzte Acte vom Jahre 1875 die Erlaubniß zur Registrirung allen durch freiwillige Beiträge erhaltenen Vereinen ertheilt, welche 1) eine Unterstützung geben an Mitglieder, ihre Männer, Frauen, Kinder, Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten oder Mündel, sei es im Falle der Verwaisung, der Krankheit, der körperlichen oder geistigen Invalidität, des Alters oder der Wittwenschaft; 2) welche eine Geldsumme versichern, die zahlbar ist bei der Geburt eines Kindes eines Mitgliedes, oder beim Tode eines Mitgliedes, oder zur Bestreitung der Begräbnißkosten eines Mannes, der Frau, oder des Kindes eines Mitgliedes, oder der Wittwe eines verstorbenen Mitglieds, oder während der Enthaltung von aller Arbeit, welche Mitglieder des israelitischen Bekenntnisses in gewissen Trauerfällen beobachten müssen; 3) welche arbeitssuchende Mitglieder auf der Reise oder Mitglieder in bedrängten Verhältnissen, oder nach einem Schiffbruche, oder beim Verlust oder der Beschädigung von Booten und Netzen unterstützen; 4) welche Mitglieder oder von Mitgliedern ernannte Personen ausstatten; 5) welche die Versicherung des Handwerkzeuges der Mitglieder gegen Feuersgefahr übernehmen. Hiernach sind also nicht nur die Unterstützungsvereine für Kranke, Altersschwache, Invaliden und Wittwen und Waisen zur Registration zugelassen, sonderu ebenso Begräbniß- und Ausstattungskassen, ferner Kassen, welche Arbeitern auf der Reise, Handwerkern beim Verlust ihrer Werkzeuge aushelfen. Des Weiteren sind noch registrationsfähig Viehversicherungskassen, wohlthätige Gesellschaften, Arbeiter-Bildungs- und Erholungsvereine, endlich je nach dem Bedürfniß vom Ministerium zu bezeichnende Gesellschaften.

Man glaube aber nicht etwa, daß das englische Arbeiterversicherungswesen die Aufgabe gelöst habe, für alle die bezeichneten Nothlagen des Lebens den Arbeiter sicher zu stellen. Von allen anderen Hindernissen abgesehen, sind hierzu schon die ökonomischen Mittel der besitzlosen Klassen zu klein. Meist sind die Mitglieder der Friendly Societies nur im Stande gewesen, ein kleines Krankengeld sich für beschränkte Zeit zu sichern. In allen Fällen langandauernder oder chronischer Krankheit ist die Unterstützung nicht groß genug, um die private Wohlthätigkeit und das öffentliche Almosen entbehrlich zu machen. Die Arbeiter sind zweitens im Stande gewesen, ihrer Wittwe ein Begräbnißgeld zukommen zu lassen, welches der Familie wenigstens über die nächsten Wochen nach dem Tode des Ernährers hinweghilft. Die Mitglieder der Hülfskassen beziehen endlich auch vielfach Entschädigungen, wenn ihnen Frau oder Kinder hinwegsterben. Aber nur sehr wenige Arbeiter vermögen es, eine Alters- oder Invalidenpension zu erwerben. Vom Anfang unseres Jahrhunderts an bis hinein in unsere Tage hören die Klagen nicht auf, daß die Prämien für die Altersrenten für den gewöhnlichen Arbeiter unerschwinglich sind. Die meisten Altersrentenkassen, welche bestehen, sind zahlungsunfähig. Was weiter die Unfallversicherung anbetrifft, so liegt sie noch in ihren Anfängen. Die Wittwen und Waisen sind bald nach dem Tode ihres Ernährers aller Unterstützung beraubt, die bestehenden Wittwen- und Waisenkassen sind weder zahlreich noch finanziell günstig gestellt. Zum Schlusse wäre, um das Bild der heutigen Thätigkeit der englischen Hülfskassen vollständig zu machen, zu erwähnen, daß einige Orden ein Reisezehrgeld gewähren. Man kann hiernach durchaus nicht behaupten, daß der englische Arbeiterstand gegen alle Unbilden des Lebens genügend gesichert sei.

Man kann dies um so weniger, wenn man sich vergegenwärtigt, daß selbst die versprochenen Unterstützungen meistens durchaus nicht sicher sind, weil die Verwaltung einer großen Zahl von Kassen ganz unzulänglich ist. Daß selbst in den bestgeleiteten Vereinen erst seit kurzem von den Mitgliedern nach Altersklassen abgestufte Prämien erhoben werden, daß dagegen noch heute in vielen, vielleicht den meisten Fällen Jung und Alt den gleichen Beitrag leisten, führen wir nur nebenbei an, obwohl es für die ganze Anlage der Kassen charakteristisch ist. Was soll man aber dazu sagen, wenn freundliche Vereine ihre Finanzlage für günstig halten, so wie sie nur ein paar Pfund baares Geld aufweisen können? Erscheint es glaubhaft, daß Ende der sechziger Jahre die Verwaltungskosten vieler lokaler Begräbnißkassen 30, ja 39 Procent der gesammten Einnahmen verschlangen, im Durchschnitt etwa 20 Procent, ja bei einigen der größten Begräbnißkassen sogar einmal 57 und 74 Procent? Wieder andere Vereine verwenden keinen kleinen Theil ihres Vermögens zu Trinkgelagen und Schmausereien; die Ausgaben für Trommeln, Pfeifen, Bänder und Fahnen werden aus der Krankenkasse bestritten. In einem Falle, der aus dem Ende der fünfziger Jahre berichtet wird, nahmen die „Treuhänder" dem Kassirer mit Gewalt die Schlüssel ab, betranken und prügelten sich und schlugen schließlich dem Wirth noch die Möbel entzwei. Die Mitglieder mußten zu solchen Vorkommnissen schweigen, wenn sie nicht ausgeschlossen und damit um ihre Beiträge gebracht sein wollten. Der Bierwirth spielt noch heute eine große Rolle bei den Hülfskassen, er gründet selber Vereine, blos um sich einen Kreis von Stammgästen zu sichern. Will eine Hülfskasse ihr Lokal wechseln, so übertreffen sich die Wirthe gegenseitig in Anerbietungen, der neue Wirth gibt den Mitgliedern ein Essen. Zahlreiche Auflösungen sind von jeher eine Folge solcher Zu-

Digitized by Google

stände gewesen. In den ersten siebzig Jahren unseres Jahrhunderts war etwa ein Drittel sämmtlicher eingeschriebenen Hülfskassen zusammengebrochen, und wie trostlos vielfach noch heute die Zustände liegen, beweist der eben erschienene letzte Bericht des Chief Registrars, wonach nur ein Sechstel aller eingeschriebenen Friendly Societies vollständig zahlungsfähig ist, während die anderen fünf Sechstel entweder die Leistungen um 27 Procent herabsetzen, oder die Beiträge um 32 Procent erhöhen müßten, um auf die Dauer das finanzielle Gleichgewicht zu bewahren.

Diese Thatsache erweist unseres Erachtens auch, daß der Zwang zu eingehender öffentlicher Rechnungslegung, welche im Wesentlichen die Gegenleistung der eingeschriebenen Kassen für ihre gesetzlichen Begünstigungen ist, nicht die Stärke besitzt, um alle Gesellschaften zu einer soliden Geschäftsführung zu nöthigen. Die eingeschriebenen Kassen sollen jährlich an die Registrationsbehörden einen Ausweis über ihre gesammten Einnahmen und Ausgaben und über ihr vorhandenes Vermögen senden, sie sollen alle fünf Jahre eine zusammenfassende Uebersicht über ihre Finanzen geben, und ebenso alle fünf Jahre eine Krankheits- und Sterblichkeitsstatistik aufstellen. Doch kommt der Behörde auf Grund dieser Einsendungen kein Einschreiten gegen zahlungsunfähige Kassen zu. Nur die unmittelbar Betheiligten sollen hierdurch Kenntniß vom Stand der Vereine erhalten und zu etwa nöthigen Reformen angeregt werden. Zu diesem Zwecke muß jede Kasse jeder Person, welche an den Vermögensverhältnissen derselben interessirt ist, einen Einblick in ihre Bücher gestatten, ferner jeder Person, welche darum bittet, einen Abdruck des letzten Jahresberichts einhändigen, und endlich eine Copie desselben, die letzte Bilanz und den Bericht über ihre Zahlungsfähigkeit in dem Bureau der Kasse aufhängen. Diese Bestimmungen sind zweifellos alle ganz trefflich, aber vor chronischen Deficiten haben sie, wie gesagt, die Kassen nicht zu wahren vermocht.

Trotz aller Hemmnisse aber, welche theils aus dem Verfahren der gesetzgebenden Körperschaften, theils aus der geringen wirthschaftlichen Schulung der betheiligten Arbeiter erstanden, ist das englische Hülfskassenwesen allmählich doch zu ganz imposanter Größe herangewachsen. Nach mehrfachen übereinstimmenden Schätzungen sollen gegenwärtig nicht weniger als zwanzig Procent der gesammten Bevölkerung in den Hülfskassen versichert sein. Um den Betrag der gewährten Unterstützungen genau bestimmen zu können, sind leider die vorliegenden Daten nicht zureichend. Im Jahre 1879 gaben 8701 gewöhnliche Hülfskassen in England und Wales 1,495,708 Pfund Sterling an Unterstützungen aus, die Vereine, welche Sammler beschäftigten, 309,245 Pfund. Wenn wir nun erwägen, daß die Gesellschaften, welche Berichte einsenden, thatsächlich nur die Hälfte aller eingeschriebenen Kassen bilden, aber freilich die pecuniär besser gestellte Hälfte, so dürfen wir wohl annehmen, daß die gewöhnlichen Hülfskassen jährlich über drei Millionen Pfund an ihre Mitglieder auszahlen. Für die Orden sind keine erschöpfenden Zahlen vorhanden. Doch ist bekannt, daß der größte Orden, die Manchester Unity of Odd Fellows im Jahre 1881 531,334 Pfund, der Orden der Foresters im Jahre 1882 539,237 Pfund an Kranken- und Begräbnißgeld bewilligten. Den jährlichen Gesammtaufwand der Orden schätzt Hasbach dem entsprechend auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund. Wenn wir nun die jährlich von der Staatsversicherungsanstalt und den Actienversicherungsgesellschaften an die arbeitenden Klassen zu leistenden Zahlungen auf etwa 900,000 Pfund schätzen, so brächte die englische Arbeiterversicherung alljährlich die immerhin ganz bedeutende Summe von nahezu sechs Millionen Pfund, d. h. 120 Millionen Mark auf, abgesehen von den 350,000 Pfund, mit denen die Gewerkvereine ihren Mitgliedern jährlich beistehen dürften. Das ist viel, und zu gleicher Zeit doch wenig, weil die Armensteuer 1879 und 1880 noch mehr, nämlich acht Millionen Pfund, betrug. Es darf uns daher auch nicht Wunder nehmen, daß in England ebenfalls die Forderung nach einer tiefgreifenden Reorganisation des Hülfskassenwesens tagtäglich erhoben wird und daß selbst der Plan einer staatlichen Zwangsversicherung nicht wenig Anhänger findet.

Warnung vor der Ruhmsucht.

Lieber Leser! Hoffentlich bist Du nicht berühmt; aber vielleicht wünschest Du es zu werden, und wenn Du zu alt bist, um es für Dich selbst zu wünschen, so erhoffst Du es vielleicht für Deine Söhne, Schwiegersöhne oder Enkel. Lieber Leser, laß Dich warnen, ehe es zu spät ist. Es gibt ja so Manches auf der Welt, wonach die Menschen sich sehnen, und dessen Schattenseiten sie erst kennen lernen, wenn sie es erreicht haben; aber der Ruhm ist unter allen diesen Prellereien die schlimmste, weil seine Schattenseiten am wenigsten bekannt und beachtet sind. Darum gestatte mir, Dir eine kleine Auswahl derselben vorzuführen, und wenn Du diese Zeilen gelesen hast, so wird Deine Zufriedenheit nicht ohne Zuwachs geblieben sein, wenn Du aus ihnen gelernt hast, Gott zu danken, daß Du nicht berühmt bist.

Die wenigsten Köpfe vertragen den Weihrauchduft des Ruhmes, ohne davon umnebelt zu werden und das Gleichgewicht vernünftiger Selbstbeurtheilung zu verlieren. Die liebenswürdige Bescheidenheit schwindet und macht einer dünkelvollen Eitelkeit Platz; wo aber vorher schon Eitelkeit bestand, liegt die Gefahr des Ueberschnappens nahe. Der Mensch wird empfindlich, wo ihm die Anerkennung vorenthalten bleibt, auf welche er durch seinen Ruhm ein Recht erworben zu haben wähnt; er wird anspruchsvoll und pocht auf den schuldigen Tribut von Huldigungen. Seiner gewöhnlichen Umgebung von Familie und Freunden glaubt er sich nun enthoben und entrückt in eine höhere Sphäre des Daseins; indem er sich ihnen gegenüber ein höheres und besseres Menschenwesen dünkt, wird der vorher Fügsame besserwisserisch und herrschsüchtig und dadurch unliebenswürdig. So werden nicht nur Sitten und Manieren, sondern selbst Gemüth und Charakter verdorben und die intimsten Beziehungen vergiftet. Die näher Stehenden sehen mit Bedauern diese Veränderung, die Nächsten leiden darunter; die alten Freunde ziehen sich halbwegs zurück, auch wenn sie den Erfolg gönnen, oder fallen ganz ab, wenn sie ihn mißgönnen und beneiden.

Nur seltenen Ausnahmenaturen, die schon vorher ein klares und sicheres Urtheil über sich selbst, ihr Vermögen und den Werth ihrer Leistungen besaßen und gewohnt waren, das Urtheil der Menge ihrem eigenen gegenüber stolz zu mißachten, nur solche werden ungeschädigt an ihrem Innersten die Probe des Berühmtwerdens bestehen. Aber wie können sie erwarten, daß die Welt an eine solche ausnahmsweise Veranlagung glauben soll? Mögen die nächsten Freunde und Angehörigen diesen Glauben besitzen und durch die tägliche Erfahrung bestätigt sehen, so werden doch die neidischen Freunde ein solches menschliches Verdienst zu dem mißgönnten Ruhm hinzu einzuräumen wenig geneigt sein, und ferner Stehende oder neue Bekanntschaften werden stets mit dem Vorurtheil behaftet sein und bleiben müssen, daß die gewöhnlichen und so schwer vermeidlichen Fehler der Berühmtheit auch in diesem Falle vorliegen und vielleicht nur aus Klugheit etwas geschickter als gewöhnlich verhüllt werden. So legt der Ruhm auf alle rein menschlichen Beziehungen seinen erkältenden Reiffrost, bei Allen, die es verdienen und die es nicht verdienen.

Von den bescheidenen, zurückhaltenden, feinfühligen, harmlosen in sich befriedigten Naturen wird der Berühmte gescheut und gemieden, von den unbescheidenen, zudringlichen, eitlen Menschen, die gern mit berühmten Bekanntschaften prahlen, wird er aufgesucht. Wenn ohnehin schon ein „Mensch" mit der Laterne gesucht werden muß, so muß der Berühmte sich zehnfache Mühe geben, einen zu finden; noch mehr Noth hat er aber, sich derer zu erwehren, an denen ihm nichts gelegen sein kann. Die Menschen können sich so schwer denken, daß ein Mann, der seinen Ruhm verdient, doch zunächst auch ein Mensch sein muß und in höherem Grade als andre ein solcher, dem nichts Menschliches fremd ist, bei dem also auch alle menschlichen Interessen sicher sind, einen Widerhall zu wecken. Statt dessen sind die Bescheidenen und Feinfühligeren, wenn der Zufall sie mit einem Berühmten zusammenführt, meist doppelt zurückhaltend und still

Digitized by Google

aus Furcht, nicht geistreich und bedeutend genug, oder auf dem Specialgebiet des Betreffenden nicht bewandert genug zu erscheinen; die Andern aber plagen ihn mit verständnißlosen Fragen und Bemerkungen, durch welche sie ihr ungewöhnliches Interesse und Verständniß für die fragliche Specialität zu bekunden glauben. In Gesellschaft wie in der Sommerfrische wird der Berühmte, wenn er nicht selbst ein Eitelkeitsnarr ist, bald nur noch den einen Wunsch haben, sich vor dem erkältenden und isolirenden Nimbus des Ruhms durch Incognito zu retten; aber dieses Mittel ist selten anwendbar und jedenfalls hilft es nicht gegen die Belästigungen zu Hause.

Da kommen die Besucher aus Neugier, die befriedigt wieder abgehen, wenn sie constatirt haben, daß der Herr X. seinem Porträt ähnlich sieht; aber diejenigen Personen, deren Bekanntschaft aus sachlichen Interessen gerade am erwünschtesten und für beide Theile am ersprießlichsten wäre, wagen leider aus Bescheidenheit es oft nicht, die Schwelle des Berühmten zu überschreiten. Daß er von wirklichen oder angeblichen Fachgenossen aufgesucht wird, um Almosen und Unterstützung, Rath und Hülfe zu finden, mag noch hingehen, da es neben der meist zwecklosen Belästigung doch auch in Ausnahmefällen Gelegenheit gibt, sich nützlich zu machen; die allerunsinnigste Belästigung aber ist die durch Autographensammler, welche sich nicht mit den in Autographenalbums facsimilirten Schriftzügen begnügen wollen, sondern die Eitelkeit haben, möglichst viel Originalhandschriften zu sammeln. Wer aus Furcht, sich unbeliebt zu machen, einige Mal auf solche Zumuthungen eingegangen ist, der wird überhäuft mit brieflichen Aufforderungen; wer alle Gesuche um Autographen (mit Ausnahme der für wohlthätige Zwecke bestimmten), wie es das einzig Richtige ist, in den Papierkorb wirft, der wird durch allerlei Finten überlistet, z. B. durch fingirte Unterstützungsgesuche, oder die noch beliebtere Methode der Bitte um Rath kurz vor dem angeblich beabsichtigten Selbstmord. Der Autographensammler scheut sich niemals, sich für einen glühenden Verehrer des Angebettelten auszugeben, auch wenn er dessen Leistungen nicht anders als von Hörensagen kennt; ebenso findet man auch unter denjenigen, welche sich nach der persönlichen Bekanntschaft drängen, selten einen, der es der Mühe werth gefunden hätte, zunächst die so viel leichter zu erlangende genauere Bekanntschaft mit dem Besten, was die Person zu geben hat, mit der Reihe ihrer Thaten oder Werke zu machen.

Die Störung der Unbefangenheit im persönlichen Verkehr erstreckt sich noch über den mündlichen hinaus auf den brieflichen. Der widerwärtige Personencultus dieses Jahrhunderts, welcher allemal im umgekehrt proportionalen Verhältniß zu dem Ernst und der Tiefe des sachlichen Interesses steht, hat es fertig gebracht, daß keine private Mittheilung eines berühmten Mannes vor der Veröffentlichung nach dem Tode, ja wohl gar bei Lebzeiten, mehr sicher ist. Der Eitle mag daraus den Antrieb entnehmen, auch seine Privatbriefe so abzufassen, wie er sie für ein künftiges Publicum wünscht; wem aber solche Exposition in Schlafrock und Nachtmütze zum Ekel ist, der wird seine Correspondenz auf die nothdürftigsten trocknen Thatsachen beschränken, und die Verkümmerung eines berechtigten Gebiets des gemüthlichen Privatlebens bitter empfinden.

Sofern die Thaten und Werke des Menschen bestimmte Tendenzen verfolgen (was eigentlich nur bei Künstlern nicht der Fall — sein sollte) werden diese Absichten und Ziele stets der Verkennung und der Mißdeutung von ihren Gegnern wie vom bloßen Mißverstand ausgesetzt sein; es bilden sich bald zu Anfang falsche Meinungen und Stichworte (wie z. B. Grillparzer während seines ganzen langen Lebens ein „Schicksalstragödiendichter" hieß), welche durch keine Bemühungen von Seiten des Verkannten auszurotten sind. Wenn seine Werke nicht zugleich der vergnüglichen Unterhaltung dienen, so verleiht der Ruhm nicht einmal, wie er doch billiger Weise sollte, den Rechtsanspruch, die späteren Leistungen, welche erst das Gesammtbild vervollständigen und den ersten Eindruck berichtigen können, auch nur beachtet zu sehen. Das Publicum ist nur zu geneigt zu glauben, daß ein erstes, Ruhm begründendes Fahnenwerk auch die Leistungsfähigkeit seines Urhebers in der Hauptsache erschöpfe und daß es nicht der Mühe werth sei, darauf hinzuhören, was ein solcher Autor sonst noch zu sagen haben könne (man denke z. B. an Strauß). Den einzigen reellen Vortheil, den der Ruhm seinem Besitzer gewähren könnte und sollte, enthält er ihm somit auch noch vor, wenigstens in Deutschland, da das Ausland in dieser Hinsicht der Ehrenpflichten gegen seine hervorragenden Männer besser eingedenk ist. Dagegen muß der Kelch des Verdrusses über unbelehrbare Vorurtheile und ohrenverschließenden Mißverstand bis zur Hefe geleert werden. Daß die Ungerechtigkeit des Urtheils bei sachlicher Verkennung selten stehen bleibt und nur zu häufig auch die Person und deren Privatleben in den Kreis ihrer Angriffe mit hineinzieht, ist ebenso bekannt, wie daß es nur wenigen öffentlichen Persönlichkeiten erspart bleibt, Gegner und Feinde zu haben, welche die gutgläubige Verurtheilung durch eingemischte Einflüsterungen des Neides und Uebelwollens trüben und verbittern. Der Empfindliche wird an alledem eine nie versiegende Quelle der Kränkung und des Aergers haben, aber auch der Unempfindliche, der sich von dem Urtheil Anderer in ruhigem Stolze unabhängig weiß, wird doch Schmerz und Betrübniß über das mächtige Beharrungsvermögen des Vorurtheils und der Gleichgültigkeit und über die unausrottbare Existenz der Gesinnungsgemeinheit in der Welt fühlen.

Ist der Berühmte ein ausübender Künstler, dessen Leistungen zugleich dem Zeitvertreib und dem Vergnügen dienen, so bemühen sich seine Bekannten, zu seinem Benefiz (mit 50% Antheil am Reinertrag) recht viel Billets unterzubringen und versäumen nicht, selbst hinzugehen und kräftigst zu applaudiren. Ist er dagegen ein Schriftsteller, gleichviel ob seine Schriften der Unterhaltung dienen oder nicht, so kaufen sie dieselben nur in dem besonderen Ausnahmefall, daß es gerade zeitweilig Mode ist, dieselben zu kaufen und zu verschenken; andernfalls muß der Autor riskiren, daß sie ihm übel nehmen, die Werke nicht von ihm geschenkt erhalten zu haben, unbekümmert darum, ob deren Verkauf nicht auch sein Benefiz (mit 50% Antheil am Reinertrag) darstellt. Daß man bei dem größten Ruhm verhungern kann, wenn man nicht sonst eine reelle Einnahmequelle besitzt, und zwar um so leichter, je echter der Ruhm ist, das ist weltbekannt, ebenso daß der wahre und echte Ruhm meist langsam gewonnen und nur von denen erlebt wird, welche ein hohes Alter erreichen. Was hat aber der Mensch von einem Ruhm nach seinem Tode? Ist es da nicht ganz gleichgültig, ob der Nachruhm sich an den Namen heftet, den er im Leben trug, oder an einen falschen (z. B. Homer), oder ob er, wie z. B. bei dem Nibelungenliede, namenlos an den Werken haftet? Ist es nicht die Eitelkeit der Eitelkeiten, für seinen Namen nach Nachruhm zu streben, von dem man selber gar nichts hat? Und selbst wenn der Berühmte steinalt wird und alle Jubiläen rite absolvirt, so muß er doch noch seinen echten Ruhm mit ebenso strahlendem falschen Ruhm unwürdiger Mitbewerber theilen, also des Ruhmes heilige Kränze als auf gemeinen Stirnen entweihte in Empfang nehmen. Manchmal verbindet sich aber auch falscher und echter Ruhm, so daß eine Person eine Zeit lang wegen gewisser den Zeitströmungen entgegenkommenden Nebeneigenschaften seiner Leistungen falschen Ruhm genießt, welcher allmählich erblaßt und das Aufkommen des wahren Ruhmes, den seine Leistungen nach ihrem tieferen Kerngehalt verdienten, mehr behindert als befördert; der Verdacht auf eine solche Verwickelung des Sachverhalts ist überall da begründet, wo ein Künstler oder Schriftsteller, dem man Anspruch auf wahren Ruhm nicht aberkennen möchte, schon in jüngeren oder mittleren Jahren berühmt war (man denke an Goethes Werther, Schillers Räuber, Schellings Naturphilosophie und ähnliche Beispiele).

Wenn Du also, lieber Leser, Dich nicht abschrecken lassen solltest, für Dich oder die Deinigen nach Ruhm zu streben, so nimm wenigstens den guten Rath an, nicht nach echtem, sondern nach falschem Ruhm zu streben, da nur der letztere Dir einige

Digitized by Google

Aussicht gewährt, daß Du seine Vortheile an Ehre und materiellem Gewinn noch genießen kannst. Willst Du aber den falschen Ruhm trotz seiner ideellen und materiellen Vorzüge verschmähen, blos weil er auf unwahrem Grunde ruht, dann höre überhaupt auf nach Ruhm zu trachten, und trachte statt dessen nach werthvollen Leistungen, ganz unbekümmert darum, ob und wann denselben die Anerkennung des Ruhmes zu Theil werden möge.

Philosophus.

Aus der Hauptstadt.

Gesammtgastspiel der Mitglieder des Münchener Königl. Theaters am Gärtnerplatz.

Im Austragstüberl.

Volksstück in vier Acten von Hans Neuert.

(Wallner-Theater.)

Der fast alljährliche Besuch der „Münchener" ist im Berliner Theaterleben eine feststehende Institution geworden. Und eine stets freudig und allgemein begrüßte. Unser Publicum weiß, daß es sich da von den überreizten Effecten der französischen Komödie, den schalen Späßen der Posse und Operette, den verlogenen Figuren und Empfindungen des jüngstdeutschen Lustspiels und zumal von den Männchen uud Mätzchen der landläufigen Schauspielerei erholen kann. Bei den Münchenern ist es sicher, allezeit eine erfrischende Einkehr in ein farbenbunt blühendes, kerngesundes Volksthum zu halten, das die volle Eigenart der rein germanischen Rasse bewahrt hat, eine kräftige, klangreiche Sprache von echt poetischer Urwüchsigkeit zu hören und Schauspieler agiren zu sehen, deren Kunst reinste Natur und doch kein bloßes Abschreiben der bäurischen Rohheit, kein gemein naturalistisches Porträtiren ist. Freilich darf man nicht mit hohen literarischen Ansprüchen kommen. Bisher enthält leider das Gastspiel-Repertoire der Münchener, das in Ganghofers „Herrgottsschnitzer von Oberammergau" seinen gelungensten Ausdruck gefunden, bloße Schauspielerstücke, die oft im Theaterconventionellen stecken bleiben. Von tiefgreifenden religiösen und socialen Problemen, wie in Anzengrubers Bauernkomödien, ist da keine Rede. Der Stofffkreis ist beschränkt. Zumeist handelt es sich, wie es Herman v. Schmid zuerst vorgezeichnet hat, um eine Wilderer- oder Schmugglergeschichte. Bauern, Knechte, Gaisbuben, Sennerinnen, Holzflößer, Jäger und Grenzer sind die Helden. Man meint sich oft in ein bäuerliches Utopia oder Schlaraffia versetzt. Gesang und Zitherspiel ertönen; der schwere Nagelschuh kommt ins Springen, Hüpfen und Stampfen; derbe Patschhände trommeln klatschend auf die Schenkel, und in unbändiger Lust ringt sich der Juhuschrei aus der Brust: immer wird gegessen und getrunken, gespielt und getanzt, gejubelt und gesungen. Die reine Idylle vom „Alleweil fidel!" ... Aber das ist nur so im ersten Act. Von da an wird die Sache ernster. Das Allgemeinmenschliche, Allzumenschliche beginnt. Das graue Mütterchen Sorge schleicht durch den Jubel und Trubel und tippt Diesem und Jener verstohlen auf die Schulter; und kommt es auch nicht zu Mord und Todtschlag, so verzerrt sich doch manches Gesicht, die Freude ist vergällt, und ein gewaltiges Ringen mit dem Schicksal hebt an. Die blutarmen Großstädter sehen da wahre Leidenschaft, groß und ungeschlacht, wie sie zu diesen knochigen, vollblütigen, stiernackigen Aelplern paßt — kein Sturm im Glas Wasser, sondern ein rechtschaffenes Donnerwetter, das alles Blut aufwühlt und die schwindelnden Abgründe der Menschennatur grell und großartig beleuchtet. Der Zuschauer aber geht heim mit der Lehre, daß menschliches Elend und menschliche Thorheit überall sind und daß man so fest im Sturme stehen muß, wie diese Bergsöhne, um nicht im Unglück zu erliegen.

Das neue Stück, womit die Münchener diesmal debütirt haben, Hans Neuerts Volksschauspiel mit Gesang und Tanz: „Im Austragstüberl" zeigt einen etwas erweiterten, modernisirten Horizont. Die Cultur vermochte zum Glück diese wackeren Oberbayern noch nicht zu belecken, aber es geht ein starker Zug Zeitgeist durch das Stück. Leider kein guter. Das Gründerthum hat sich im Gebirge aufgethan. Man spürt den verderblichen Einfluß der Hauptstadt auf bäurische Sitte. Es ist viel von Speculiren die Rede, der leichte Gewinn soll die schwielige Handarbeit ersetzen, eine Fabrik wird gebaut, Hypotheken werden aufgenommen, und der neumodische Herr Krach macht seine Aufwartung. Die Handlung ist von kindlicher Einfachheit. Der greise Lehmhofbauer hat seinem Sohne, dem Martl, Haus und Hof übergeben und sich mit seinem alten Waberl aufs Altentheil, wie der norddeutsche Bauer sagt, ins Austragstüberl, wie der Altbayer es nennt, zurückgezogen. Eine Weile geht Alles gut und in Frieden. Aber der Hochmuthsteufel faßt den Martl beim Schopf. Ein gutmüthiger Lump spiegelt ihm vor, wie leicht der mühsam erworbene und zusammengehaltene Besitz durch Speculation gemehrt werden könne, und Martl geht wirklich unter die Gründer. Er baut eine große Ziegelei, um den Lehm auf seinem Grund und Boden zu brennen, geräth dabei in Schulden und fällt einem hartherzigen Wucherer in die Hände. Auch sonst führt er sich nicht eben manierlich auf. Er gewöhnt sich das Trinken an und wird roh und gewaltthätig. Jeder Act endet mit einem großen Wurf. Im ersten Aufzug wirft er seinen kreuzbraven Pflegebruder hinaus; im zweiten weist er seine Eltern, gegen die er sogar den Stock erhebt, aus dem Hof; im dritten, wo er zudem seine Frau prügelt, nimmt er endlich seinen Blutsauger, den Baumeister Planer, am Kragen, und im vierten und letzten Act, nun der Hof unter den Hammer kommt, würde er wohl selbst von Rechtswegen hinausbefördert, wenn nicht die Eltern aus dem Austragstüberl ein Einsehen hätten und ihm mit ihrem Gelde zu Hülfe kommen würden. Mütterchen schleppt eine geheimnißvolle Truhe herbei und ist bereit, ihre silbernen Spangen, das goldbeschlagene Gebetbuch und ihre übrigen Schätze ihrem Sohne zu opfern. Als ob ihm damit geholfen wäre! Praktischer greift es schon der Vater an. Er war nicht so einfältig, sich gänzlich zu Gunsten seines Sohnes zu entblößen und mit leeren Händen ins stille Austragstüberl zu ziehen: er hat heimlich einen Theil seines Vermögens im Hinblick auf mögliche Wechselfälle des Glücks zurückbehalten und in der Sparkasse sicher angelegt; die stattliche Summe hat hübsche Zinsen getragen, und so ist der Lehmhofbauer jetzt im Stande, als deus ex machina aufzutreten. Er befriedigt den durch allerlei Handgreiflichkeiten eingeschüchterten Wucherer und ersteht auf der Gant wieder seinen Hof. Jetzt ist er aufs Neue Herr im Hause. Doch nein, er legt Alles in die Hände seines reuigen Martl, blos unter der Bedingung, daß dieser den Hof mit seinem Pflegebruder theile, und die beiden alten Leutchen ziehen sich wieder ins Austragstüberl zurück, wo sie hoffentlich in ihrem Frieden nicht mehr gestört werden und gottergeben ihr seliges Ende gewärtigen können.

An diese Hauptaction, die sich immer um dieselbe Situation dreht, schließt sich eine Reihe lustiger Episoden. Die meisten Figuren kennen wir von früher: die altmodischen, trefflichen Eltern, der leichtsinnige, querköpfige Sohn, der im Handumkehren reuig und gebessert ist, der brave andere Sohn, der schließlich mit seinem Moralisiren Recht behält, der faule, gefräßige Dorfcretin — „l'innocent" der französischen Bauernkomödie —, der nicht halb so trottelhaft ist, als er aussieht, und der Loder und Hallodri, ein Bruder Liederlich mit gutem Herzen. Dieser letztere ist in dem neuen Stück in seinem ganzen liebenswürdigen Leichtsinn prächtig gezeichnet und erinnert an Kobells Brandner Kasper, dieser Prototyp eines pfiffigen Altbayern, der sogar den Boanlkramer (Tod) über den Löffel barbirt. Neu ist die Nuance, daß er mit seinem Schwadroniren und Renommiren den Helden zu bösen Streichen verleitet. Ebenfalls eine längstbekannte und doch wieder neue Figur ist die heirathssüchtige alte Jungfer; hier aber erscheint sie als „selige Frau Wittwe", die stets bereit ist, wieder ins Ehejoch zu treten und das klassische Dictum im Munde führt: „Lieber drei Männer zugleich heirathen, als daß einer stirbt!"

Jedenfalls sind diese Volksschauspieler besser als ihre Stücke. Wie lebensfrisch und rund ist nicht ihr Zusammenspiel! Da stört keine schlecht besetzte Nebenrolle. Ein Jeder stellt seinen Mann, spielt sich selber, ist eine Individualität. Diese begabten und geschulten Künstler gebieten über unser Lachen und unsere Rührung, ohne daß es erst der Zitherbegleitung, des bengalischen Feuers und des melodramatischen Tremolos bedürfte, die eigentlich die Stimmung nur stören. Mit welcher Naturwahrheit wurde nicht das ergötzliche „Fensterln" zwischen der Schusternandl und dem verschmitzten Stiglschuster gespielt! Sie näht am Tisch, er sitzt rittlings auf dem Fensterbrett, und da wiederholt sich in neuer, volksthümlicher Variation das alte Thema von der suchenden und finden-

Digitized by Google

den Liebe, freilich oft mit gewaltsamen Peripetien, so daß der Stiglschuster mit all seinem Bauernwitz Reißaus nehmen will und von der Schusternandl am Bein ins Zimmer hinein und ihr an den Hals gezerrt werden muß. Und nun erst das freundliche greise Ehepaar in der Darstellung von Herrn Neuert und Frln. Schönchen! Es läßt sich nichts Frischeres, Rührenderes denken, als das Zankduett zwischen dieser oberbayrischen Copie von Philemon und Baucis: er bleibt steif und fest bei seinem Entschluß, dem verschuldeten Sohne nicht zu helfen; sie bietet ihre ganze Ueberredungskunst und Beredtsamkeit auf, um ihn umzustimmen. Sie erinnert ihn daran, daß er selber einst jähzornig und wild gewesen sei und seinem Waberl manch schlimme Stunde bereitet habe, und der Sohn könne seine „fliegende Hitze" nur von ihm geerbt haben, und darum sei es Pflicht, dem armen Muttersöhnchen zu Hülfe zu kommen. Und als keine Güte, als weder Bitten noch Schmollen verfangen, da zieht sie andere Register auf. Sie wird „fuchtig" und schimpft und keift und geräth in komischen Zorn. Zuletzt spielt sie ihren großen Trumpf aus. Sie droht, von ihm zu gehen, ihn allein zu lassen, nach einem halben Jahrhundert zum ersten Mal sich von ihm zu trennen. Und gleich will sie fort, auf der Stelle, wie sie steht und geht. Sie wendet sich richtig der Thüre zu, zögert noch unterwegs, guckt ein letztes Mal, ob er sie nicht zurückhält, und wirft dann die Thüre mit Ostentation hinter sich zu, — um eine Minute darauf wieder unter irgend einem kindischen Vorwande hereinzukommen und einen allerletzten Angriff auf das verstockte Greisenherz zu unternehmen. Der Bauer jedoch lächelt nur schlau und bleibt ganz gleichgültig: er kennt seine Alte auswendig und weiß wohl, daß sie ihn ja doch nicht verlassen wird. Man muß sehen, mit welchem Raffinement von Natur, Einfachheit und Herzlichkeit Herr Neuert, der Verfasser, und Frln. Schönchen diese Scene spielen! Namentlich Frln. Schönchen bewährt ihre nie genug zu bewundernde Meisterschaft. Ihr Waberl ist wie lebendig aus einem Bild von Defregger, nein, naturalistischer: von Wilhelm Leibl herausgetreten. Wie wahr ist der forschende Seitenblick aus den umrunzelten Augen, das schmerzliche Zucken um die Mundwinkel, der mühsam bekämpfte und doch unzerstörbare Ausdruck der Herzensgüte in dem verwitterten lieben Antlitz, jede Bewegung der knochigen Hände, die gleichsam nervös in die Luft fassen nach dem Strohhalm, der den geliebten Sohn retten soll! Und dann die Stimme! Die richtige Altweiberfistel: dünn und heiser, von der Rührung verschleiert und im Affect krampfhaft umschlagend, voll echter Naturlaute, mißtönig und doch harmonisch, lächerlich und dennoch wieder so ergreifend, ein ganzes Leben voll Mühe und Arbeit, Hingebung und Treue malend und eine Welt von Mutterliebe offenbarend. Und dieselbe große Künstlerin habe ich auf einer Schweizer Bühne vor etwa zwanzig Jahren als „Jungfrau von Orleans" mit Fug bewundert! Kann man sich einen größern Gegensatz denken, als zwischen der heroisch-romantischen Jungfrau und dem Waberl des Lehmhofbauers? Die ganze Tragikomödie von Künstlers Erdenwallen liegt zwischen diesen beiden Stationen, und ich glaube etwas davon in den so lebenswahren Gebilden der jetzt unvergleichlichen Darstellerin bäuerlichen Altweiberthums wiederzufinden. Z.

Notizen.

Götter und Götzen. Roman von Konrad Telmann. 3 Bde. Leipzig, Karl Reißner.

Unter unseren regelmäßig vor das Publicum tretenden Erzählern gehört K. Telmann zu den beliebteren. Er verdankt dies weniger seiner bemerkenswerthen dichterischen Kraft, als der Liebenswürdigkeit seiner Grundanschauungen. Trotzdem er ohne alle weichlichen Rücksichten in seinen Dichtungen darlegt, daß ein hartherziger, selbstsüchtiger Götzendiener auf Kosten der von ihm verlachten humanen Jünger der wahren Götter seinen Weg durch diese Welt meist besser findet, und dies in Entwickelungen von theils erschütternder Tragik, theils sogar realistisch empörender Consequenz ausführt, gibt er dennoch jenem Glücke den Vorzug, welches in der Verklärung vor dem eigenen Bewußtsein, unbekümmert um den äußeren Erfolg, liegt. Er findet die letzte Spitze der Weisheit in der Wahl, die auf allen Scheidewegen des Lebens immer wieder an uns herantritt, der Pilgerfahrt zu den Altären der wahren Götter, und schildert dieses Streben mit einer oft rührenden Innigkeit. Mit Vorliebe läßt er in seinen Romanen die Helden aus den Mittelständen seiner Ostseeheimat hervorgehen. Es ist selbst erlebtes und sinnig angeschautes Leben, und darum gerade ist warmblütige Wahrheit in denselben. Wir meinen aber, daß der Verfasser die Neigung hat, die kleinen Studenten- ja Kinderliebeleien als von eminentem Einfluß auf den ganzen Lebensgang zu schildern; und zwar nicht nur von Einfluß auf Gefühls- und Verstandesbildung seiner Personen, sondern auch diese Personen derart an einander fesselnd, daß sie sich wie selbstverständlich ins Praktische umsetzen, nämlich in das Streben, zu einer Heirath zu führen. Wir halten das aber in unserer heutigen Gesellschaft nicht mehr für zutreffend. Wenigstens unserer eigenen Erfahrung und Beobachtung nach hat man schon vor einem halben Jahrhundert solche „Schüler- oder Studentenliebschaften" nicht nur von Seiten der Herren Eltern, sondern auch der Betroffenen selbst für eine Art Mauserkrankheit der Charaktere betrachtet, die man in den allerseltensten Fällen anders auffaßte, denn als Dinge tout à fait sans conséquence. Und das schon aus dem scheinbar mehr äußerlichen, in der That aber sehr innerlich gewichtigen Grunde (alle andern hier bei Seite gelassen), daß solche Neigungen fast immer zwischen gleichalterigen, oft sogar zwischen Paaren sich bilden, worin das Mädchen der ältere Theil ist. So im vorliegenden Roman. Und dies wirkt auf moderne Leser, wenn nicht komisch, dann unbehaglich, denn es ist, mag man auch Beispiele für ein glückliches Gegentheil beibringen können, als Regel in der Ehe genommen, unnatürlich. Wenn nun aber gar, wie hier, der Held der Erzählung dreimal gegenüber Kinderneigungen und einmal gegenüber einer Studentenliebe sich bis an den Moment geführt sieht, wo er vor dem Werben um das Jawort steht, so ist dies doch so gewagt, daß man schließlich erleichtert aufathmet, als der Held, obwohl durch eine tückische und tiefschmerzliche Schicksalsfügung, auch vor dem Trunk aus diesem Kelche bewahrt bleibt, der allerdings noch am ersten Wohlgeschmack bieten konnte. Nur einer ansehnlichen dichterischen Kraft war es möglich, alle diese Verhältnisse so interessant, ja in vielen Momenten so reizend darzustellen, daß die Wichtigkeit, mit der sie auftreten, zeitweise wahrhaft und erträglich erscheint. Telmann erreicht es, indem er einerseits seine Mädchencharaktere in ihrer Anlage und Entwicklung interessant schildert, und andererseits die Verkettungen aller mit seinem Helden durch des letzteren allzu große Eindrucksfähigkeit motivirt, wie sie einem sich langsam zum Bewußtsein seines Berufes und zur festen Mannesreife entwickelnden Dichtercharakter wohl natürlich ist. Die zweite bedenkliche Seite, welche aber nicht Telmann allein eigenthümlich, sondern eine in der modernen Romandichtung allgemeine Schwäche ist, liegt in der Schilderung gewisser wichtiger, und zur Zeit besonders maß- und tonangebender Kreise der Gesellschaft, vor Allem des Adels, des Beamten- und Offizierstandes. Wie wollen denn eigentlich diejenigen Schriftsteller, welche den Beamtenstand *nur* als unleiblichen, ledernen, Frömmigkeit heuchelnden Bureaukratismus, — den Offizierstand *nur* als geistesöde blasirte Schuldenmacher und Roués ohne Gewissen, mit einem bloßen *Schein* von Berufsehre, — den Adel *nur* als dem Ruin entgegengehende, in unzeitgemäßen Prätentionen lebende Affen einer nicht vorhandenen wahren Aristokratie, — und die Söhne aller dieser Stände als schon im Blute dem Verkommen unrettbar geweihte Jammerburschen schildern, — wie wollen sie denn erklären, daß in einer Zeit, wo das Bürgerthum trotz seines pecuniären und geistigen hohen Aufblühens, doch politisch allzugeringes Gewicht hatte, unter der Führung jener Klassen und trotz aller zweifellos vorhandenen Fehler derselben, ein so gewaltiger nationaler Aufschwung erfolgen konnte, daß ferner diese Kreise nicht nur factisch sich noch immer maßgebend über das billige Recht hinaus sich erweisen, ja daß sogar wegen vieler Einrichtungen unseres Beamtenthums und Heeres, während doch in beiden dieser sogenannte „kleine" und arme Adel so reich vertreten ist, andere Länder mit einer Art neidgemischter Achtung auf uns blicken? Diese Thatsache an sich allein muß doch Jeden auf den Gedanken führen, daß hier, bei allen uns Freisinnigen so verhaßten Mängeln, ein ganz bedeutender Fonds von wahrhaft guten und tüchtigen Kräften vorhanden ist, ohne welchen diese Erscheinung einfach die bare Unmöglichkeit in einem so hoch entwickelten Volke wäre. Von der weit überwiegenden geschlossenen Masse der Beamten gilt — und mehr noch als vom Offizierstande —, daß nicht nur Pflichttreue in dem einförmigen Beruf selbstverständlich ist, sondern auch eine große Anzahl wissenschaftlich, ja selbst künstlerisch hochgebildeter Männer von sehr festem Charakter auch aus dem Adelstande wirken. Daß Blasirte, Stutzer, Hochmüthige,

Digitized by Google

Schuldenmacher, Spieler, Mädchenjäger widerwärtige Erscheinungen unter einem Stande sind, der schon äußerlich den Mann von Werth und Charakter zeigen soll, wer könnte dagegen die Augen verschließen? Und nun auf der anderen Seite: liefern denn die besitzenden Bürgerklassen unter ihren Söhnen nicht genau ebenso viel Procente verkommender Roués und Verschwender? Ja, liefern nicht selbst die armen Klassen, welche gar keine Prätentionen auf Standesvorzüge erheben, ebenso viel jämmerliche Lumpe? Finden sich in den letztgenannten, im Ganzen jetzt so kraftvoll emporblühenden Ständen nicht genau so viel gesinnungslose Streber und Diener der „falschen Götzen"? Jedenfalls ist es ein Fehler, diese Thatsachen zu übersehen, nicht mit aufzunehmen in eine so breit angelegte Dichtung, und dadurch den Leser, und sei es nur zeitweise, zur Verkennung einer so unbestreitbar zur richtigen Charakteristik gehörigen socialen Wahrheit zu veranlassen. G. v. S.

* * *

Erlebtes und Erstrebtes. 1809—1859. Von Georg Beseler. Berlin, W. Hertz.

Der gefeierte Rechtslehrer und Reichstagsabgeordnete, der als Mitglied der Deutschen Nationalversammlung einer der Führer des rechten Centrums und Verfasser des Coalitionsprogramms war, unter welchem sich später die Centren als Casinopartei vereinigten, bietet in diesen Aufzeichnungen einen werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte. Immer sachlich und bescheiden, vermeidet Beseler so viel wie möglich rein Persönliches; vielleicht ist er in dieser Beziehung nur allzu sehr zurückhaltend, denn eine eingehende Berücksichtigung des Bildungsganges gäbe manche wichtige Erläuterung seines Thuns und Wirkens als Politiker und Rechtslehrer. Der eigentliche Text nimmt nicht einmal die Hälfte des Buches ein, ist prunklos und klar geschrieben und enthält viel Neues und Interessantes über Beselers Antheil an der nationalen Wiedergeburt, zumal in den Jahren 1848—50. Willkommene Beigaben finden sich in den Anlagen: verschiedene akademische Reden, ein Brief Savignys über Volksrecht und Juristenrecht, das denkwürdige Gutachten über die Sache der gemaßregelten sieben Göttinger Professoren und vor Allem das Musterstück politischer Beredtsamkeit: Beselers Rede gegen die Aufhebung des Adels. Wir wollen hoffen, daß der Verfasser bald Zeit und Stimmung finde, einen zweiten Band seiner Memoiren folgen zu lassen, der die nicht minder merkwürdige Zeit von 1859 bis in die Gegenwart behandelt und seinen schönen und begeisterten Antheil an der Aufrichtung des Deutschen Reichs als Mitglied des preußischen Abgeordneten- und Herrenhauses und des Reichstags.

* * *

Aus dem heutigen Spanien und Portugal. Reisebriefe von L. Passarge. Zwei Bände. Leipzig, Bernhard Schlicke (B. Elischer).

Unter unseren Reiseschriftstellern nimmt unstreitig Ludwig Passarge eine erste Stelle ein. Er ist ein scharfer, vorurtheilsloser Beobachter und weiß seine Eindrücke frisch und lebendig wiederzugeben. Auch in den vorliegenden, wohl erst hinterher zu Hause geschriebenen, aber den ganzen Duft der Unmittelbarkeit bewahrenden Reisebriefen gibt er ein durch Anschaulichkeit nnd gediegenes Urtheil ausgezeichnetes Bild seines nur allzu kurzen Aufenthaltes auf der Pyrenäen-Halbinsel. Passarge ist ganz Tourist, und theilt man auch manchmal seine Ansichten nicht immer — z. B. über maurische Kunst, deren Existenz er im Gegensatze zu Schack geradezu leugnet — so imponirt uns doch der rasche Blick und die sichere Auffassung, die er an den fremdartigen Erscheinungen übt. Der Nationalcharakter der Portugiesen erfährt mit Recht eine absprechende Beurtheilung; der Spanier wird ihm gegenüber ohne Schmeichelei, aber viel günstiger porträtirt, und auch noch in vielen anderen Punkten bewährt sich des Autors lehrreiche, gerechte Kritik. Werthvoll ist das Buch namentlich um der philologischen Aperçus willen. Passarge bietet gelungene sprachliche und zumal etymologische Untersuchungen, die eine tiefe Kenntniß des spanischen Idioms verrathen. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch den soeben erschienenen Illustrirten Führer durch Spanien und Portugal (Wien, Hartleben) empfehlen, ein überaus praktisches und zuverlässiges Vademecum, das zum Theil in den Abschnitten über Hotelwesen und die Stiergefechte sehr pikant zu schildern weiß. Ist Passarge oft zu breit, so sündigt Hartlebens Führer manchmal durch allzu große Kürze. Das Beste ist, der Spanienfahrer corrigirt den Einen durch den Anderen, indem er sich mit beiden Reisewerken versieht. Er könnte alsdann in dem Lande der „schattigen Kastanien" nicht besser gewappnet sein.

Die Hausmusik in ihrer Organisation und culturgeschichtlichen Bedeutung dargestellt von August Reißmann. Berlin, R. Oppenheim.

Ein Buch, das wir in der Hand eines jeden Musikfreundes und namentlich der harmonienfrohen Jugend sehen möchten, wenn es auch schwerlich dazu angethan ist, der herrschenden Clavierseuche Einhalt zu thun. Hier wird die Musikübung im Hause systematisch gelehrt, die sich leider noch vorwiegend auf das beschränkt, was der Zufall oder besonders günstige Umstände ihr zuführen. Der reiche Schatz an Gesang- und Instrumentalmerken der großen Meister findet eine ausführliche Besprechung, die ganz dazu angethan ist, das Repertoire der Hausmusik wirklich zu bereichern und zu veredeln. Freilich sind wir mit Reißmanns Urtheilen über zeitgenössische Componisten nicht immer einverstanden. Johannes Brahms und Robert Franz sind zu lieblos, Richard Wuerst, Emil Naumann und namentlich der Herr August Reißmann selbst viel zu liebevoll behandelt. — Auch die feinsinnige Anthologie: Die Musik im Lichte der Poesie von S. J. Milde (Leipzig, Breitkopf und Härtel) darf dem musikliebenden Familienkreise empfohlen werden. Es ist eine geschickte Zusammenstellung musikalischer Dichterworte in chronologischer Reihenfolge und Gruppirung, und Lyriker, Dramatiker, Epiker und — Epigrammatiker sind hier einig im Lobe der edlen Musica. Einzelne satirische Ausfälle gegen Musik und Musiker, zumal aus der Feder Grillparzers, sind mit doppelt anerkennenswerther Objectivität keineswegs unterdrückt und mit Recht, denn auch sie bestätigen im Grunde nur die Thatsache von der Töne Macht.

* * *

Prinz Friedrich Karl im Morgenlande. Nach ihren Tagebüchern und Handzeichnungen von seinen Reisebegleitern Prof. Brugsch und Major v. Garnier. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.

Ein wirkliches Prachtwerk in des Wortes vollster Bedeutung, das mit den flüchtigen Reiseskizzen, die Brugsch Pascha in einem Unterhaltungsblatte veröffentlicht hat, nicht das Geringste gemein hat. Hier spricht überall der humor- und geistvolle Feuilletonist, als welcher uns und unseren Lesern der berühmte Aegyptologe längst bekannt ist, der tiefe Kenner des Orients, der treffliche Gelehrte, und auch die reiche und feinsinnige künstlerische Ausstattung verdient warmes Lob. Bilder wie „Abstieg vom Sinai", das launige Titelblatt mit den fliehenden Haremswächtern, die herrliche Marine mit dem Taigetos und nicht minder die geistvoll erdachten Initialen sind wahre Triumphe der deutschen Holzschneidekunst.

* * *

A. Wysard: „The intellectual and moral problem of Goethe's Faust." London 1883, Trübner & Co.

Der Verfasser lebt seit einer Reihe von Jahren in London als Pfarrer einer der zehn deutschen Kirchengemeinden. Er pflegt im „German Athenaeum" (alias „Deutscher Verein für Kunst und Wissenschaft") und anderswo literarhistorische Vorträge zu halten, und die vorliegende Schrift ist das in Buchform gebrachte Facit einiger dieser Vorlesungen. Sie ist in einem stark mit Germanismen versetzten Englisch geschrieben; doch macht der Inhalt einen vortrefflichen Eindruck; er bietet zwar kaum irgend welche neuen Ideen und wirft auch auf die dunkeln Stellen des zweiten Theils kein neues Licht — das wäre bei dem riesigen Umfang der Faust-Literatur übrigens gar nicht zu erwarten —; allein wir erhalten darin ein äußerst befriedigendes Resumé dessen, was andere Erläuterer bisher gesagt. Man könnte höchstens noch sagen, daß der Umstand, daß der Verfasser ein Geistlicher — freilich ein höchst freisinniger — ist, seiner Darstellung einen leisen Zug von Christlichkeit aufprägt. Besonders gut behandelt finden wir den zweiten Act des zweiten Theils, namentlich die klassische Walpurgisnacht. In besseres Englisch übertragen, würde die Wysard'sche Schrift ein sehr brauchbares Schulbuch für Hörer der deutschen Literatur an den Lehranstalten des Vereinigten Königreichs abgeben. L. K.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Neue Romane.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Byr, Rob., Fall ich? Roman. 2 Bde. 8. broch. *M.* 4.—

Möllhausen, Bald., Der Haushofmeister. Roman. 3 starke Bde. 8. broch. *M.* 14.—

In allen guten Leihbibliotheken vorräthig.

Novität.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Die Egoisten.

Drama in vier Akten

von

Albert Gaebeler.

7 Bogen. 8. elegant brosch. *M.* 1.50.

Verlag: **J. B. Metzler** in **Stuttgart.**

Eine Bühnen- und Concert-Agentur I. Ranges wünscht mit Autoren und Componisten in Verbindung zu treten. Adressen erb. sub **J. H. 7399 an Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Schachturnierbuch.

Auswahl von hundert vorzüglichen Partieen, welche in den Meisterturnieren von 1873 bis 1883 gespielt worden sind.

Herausgegeben von

Jean Dufresne.

1884. gr. 8. Geh. 3 Mark.

= Vorrätig in allen Buchhandlungen. =

Ein junger Schriftsteller

der e. Leistung v. anerkanntem Werth aufweisen kann, akad. gebildet, v. angenehm. Aeußern, sucht mit e. vermögl. Herrn od. Dame bekannt zu werden, welche geneigt wären, ihm durch Unterstützung d. Forts. s. Studien z. ermögl. Derselbe würde auch Stellung a. Erzieher, Sekretär od. Reisebegl. annehmen, bei bescheid. Anspr. Gef. Off. unter **Q. f. f. s.** bef. d. Exp. d. Bl.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

1/2 Stunde von Frankfurt a. Main. **Bad Homburg** 1/2 Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Hannover-Altenburg. Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept. **Bad Pyrmont** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

Von höchstem aktuellen Interesse!

Soeben erschien in der **J. G. Cotta'**schen Buchhandlung in **Stuttgart:**

Uganda und der ägyptische Sudan.

Von

C. T. Wilson und **R. W. Felkin.**

Zwei Bände. (VII u.) 339 Seiten mit 35 Holzschnitten.

M. 7. —

In diesen Tagen, wo die Blicke der ganzen civilisirten Welt den grauenvollen Ereignissen im Sudan zugewendet sind, wird die Schrift zweier tüchtiger Männer, welche Land und Leute aus eigener Anschauung kennen, allgemein willkommen sein. — Jede Buchhandlung kann dieselbe zur Ansicht vorlegen.

Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig** und **Berlin.**

Mitgabe für **Frauen** und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.

Buch der Hausfrau.

Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.

Preis:

Geheftet *M.* 9.50.

Elegant gebunden *M.* 12.—

(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)

☛ **Prospekte überallhin gratis und portofrei.**

Haidekraut.

Ein neues Skizzen- und Bilderbuch von

Johannes Scherr.

Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 4.50, geb. M. 5.—.

[Neu!] [Im Buchhandel!]

Schilderung des Strafverfahrens (Flagellantismus) in einem süddeutschen Zuchthause vor 1848.

Leuchen im Zuchthause.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte.

Von

W. Reinhard.

2. umgearb. Aufl. 1884. 6 *M.*

S. Glogau u. Co. Leipzig.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung.

Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Antiquar-Catalog 14,

Kunst, Prachtwerke, Costüme, Photographien, neue Erscheinungen v. 1880—84, erschien soeben und versenden gratis franco

S. Glogau & Co., Leipzig.

Hierzu eine Beilage der Königlichen Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a/Oder.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 17. Mai 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Competenzconflicte und Verfassungskämpfe. Von Eduard von Hartmann. — Deutscher Socialismus in amerikanischer Beleuchtung. Von R. Lutz. — **Literatur und Kunst:** F. M. Dostojewski. Von Eugen Zabel. — Neues über alte Sagen. Von Moriz Necker. — Der Somnambulismus. Von Carl du Prel. (Schluß.) — Sprachstudien aus der guten und aus der schlechten Gesellschaft. Von Karl Braun-Wiesbaden. — **Aus der Hauptstadt:** Die Bebauung der Museumsinsel. Von A. L. — Eine neue Operette. Von Z. — Inserate.

Competenzconflicte und Verfassungskämpfe.

Von Eduard von Hartmann.

Auch auf politischem Gebiet gibt es einen abstracten Idealismus, der nach Begriffen a priori und idealen Axiomen die beste Verfassung und die besten Gesetze deductiv ableitet und von der Wirklichkeit verlangt, daß sie sich den so gewonnenen Schablonen anpassen müsse. Wie überhaupt der abstracte Idealismus der Erbfehler des deutschen Volkes ist, so ist er es auch in der Politik; wie aber die philosophischen Kämpfe des letzten Menschenalters sich um die Ueberwindung des abstracten Idealismus drehen, so auch die politischen. Keine schlagendere Illustration hat der abstracte Idealismus der Deutschen auf politischem Gebiete je gefunden als die Reformbestrebungen Josephs II. und die kurze Geschichte des Frankfurter Parlaments, und kein größerer Lehrer zur Ueberwindung ihres Erbfehlers konnte den Deutschen erstehen als Fürst Bismarck, der „Realpolitiker". Die „Realpolitik" verfolgt im Gegensatz zu dem deductiven Gange des abstracten Idealismus einen inductiven Weg, d. h. sie knüpft an das Gegebene an, rechnet vorsichtig mit dem Stärkeverhältniß der vorhandenen Mächte und Kräfte (wobei natürlich ein Verrechnen nicht ausgeschlossen ist), baut auf den realen Grundlagen schrittweise fort und entschließt sich zu Aenderungen überhaupt nur nach Maßgabe eines greifbar hervorgetretenen praktischen Bedürfnisses. Der abstracte Idealismus bestreitet deshalb diesem Realismus jeden idealen Charakter, wirft ihn mit jenem wirklich idealitätslosen Realismus der Geschäftsroutine oder des persönlichen Ehrgeizes in einen Topf, und beschuldigt die anders Denkenden, daß sie sich von dem äußeren Erfolge blenden lassen. Dem tiefer Blickenden wird aber doch die Wahrheit nicht entgehen, daß man auch auf realistischem Wege ideale Ziele verfolgen kann, und daß man mit diesem „concreten Idealismus", wenn auch bescheidenere, so doch festbegründete und darum dauernde Erfolge zu erreichen Aussicht hat.

Der abstracte Idealismus pocht darauf, daß er das Beste will und hält es für gesinnungslos, das Beste um des Guten willen preiszugeben; der concrete Idealismus begnügt sich mit dem erreichbar Besseren, d. h. mit Compromissen, und überläßt der Zukunft die Erprobung des Errungenen und die weitere Entwickelung zum Besten. Der abstracte Idealismus, durchdrungen von der Evidenz seiner idealen Grundsätze, sieht im Gegner gar zu leicht den selbstsüchtigen Sünder gegen den heiligen Geist der politischen Wahrheit; der concrete Idealismus trägt der Thatsache Rechnung, daß die absolute Vernunft sich bei ihrer Verwirklichung durch die individuellen Vernunftäußerungen in sehr verschieden gefärbte Strahlen bricht, aus deren richtiger Vereinigung erst das weiße Licht der ungebrochenen Wahrheit zurückgewonnen werden kann. Der abstracte Idealismus beurtheilt jede Frage zunächst nach der formellen Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Vorlage mit seinen abstracten Principien; der concrete Idealismus beurtheilt sie vielmehr direct nach ihrer materialen Zweckmäßigkeit für die Entwickelung zu idealeren Zuständen. Der erstere stellt demgemäß überall die formellen staatsrechtlichen Gesichtspunkte, soweit solche nur irgend mit der Frage in Beziehung zu bringen sind, in den Vordergrund und gewinnt durch seine Deductionen aus diesen unvermeidlich einen juristischen Charakter; der letztere geht in erster Reihe auf sachliche Angemessenheit der Reformen an die hervorgetretenen Bedürfnisse und an die nach Abhülfe schreienden Mißstände. Der erstere ist stets geneigt, die idealen Kräfte des Volkslebens in ihrem Einfluß und ihrer Macht zu überschätzen und die auf die reale Organisation der nationalen Kraft verwandten Opfer für zu große zu halten; der letztere erkennt die Nothwendigkeit aller Opfer an, durch welche erst die Existenz des nationalen Staatslebens ihre feste reale Grundlage erhält. Der erstere hingegen hält kein materielles Opfer des Volkes für zu groß, um die sofortige Verwirklichung seiner Principien zu erzwingen und huldigt dem Satze: fiat justitia, pereat mundus; dem letzteren kommt es vor Allem auf Sicherstellung einer ruhigen gedeihlichen Fortentwickelung des Staatslebens unter friedlichem Zusammenwirken der betheiligten Factoren an. Der erstere ist stets bereit, behufs Behauptung des formellen Rechtsstandpunktes es zu Conflicten von unabsehbarer Tragweite zu treiben; der letztere sucht allen Conflicten, insbesondere den materiell unfruchtbaren Conflicten von formell staatsrechtlicher Natur vorzubeugen und auszuweichen, um den inhaltlichen Fortschritt nicht durch Vergeudung von Zeit und Kräften und durch Störung des guten Einvernehmens zwischen den betheiligten Factoren zu stören und zu hemmen. Der erstere richtet sein vornehmstes Streben auf Herbeiführung solcher Umgestaltungen der Verfassung, welche dieselbe seinen abstracten Principien conformer machen; der letztere sucht mit der gegebenen Verfassungsgrundlage so lange als möglich auszukommen, nur solche Aenderungen an ihr vorzunehmen, welche einem allgemein anerkannten und unbestrittenen Bedürfniß entsprechen, und die Erschütterungen zu vermeiden, welche mit Verfassungskämpfen unvermeidlich verbunden sind.

Für die beiden in staatsrechtlicher Hinsicht wichtigsten Kundgebungen des Fürsten Bismarck halte ich die bei Gelegenheit der Hamburgischen Zollanschlußfrage erlassene Warnung vor Competenzconflicten — und die in der Kundgebung vom 5. April enthaltene Warnung vor Verfassungskämpfen. Beide Warnungen

Digitized by Google

sollten von den Regierungen der Bundesstaaten wie von den parlamentarischen Parteien gleich ernstlich in Erwägung gezogen und beherzigt werden, wenn sie auch nach Maßgabe der gegebenen Anlässe zunächst an verschiedene Adressen gerichtet sind. Denn auch in den Bundesregierungen steckt ein Rest jenes urdeutschen abstracten Idealismus, der den formellen Rechtsstandpunkt über die inhaltlichen Lebensinteressen des Volkes zu setzen geneigt ist, wie er denn auch die absolute Unfruchtbarkeit des seligen Deutschen Bundes verschuldete, und dieser jetzt glücklich zurückgedrängte Rest könnte leicht einmal wieder in den Vordergrund treten, wenn entweder ein unfähiger Reichskanzler dem Bundesrath präsidirt, oder aber wenn durch eine Verfassungsänderung im Sinne der freisinnigen Partei dem Reichskanzler die schwierige Aufgabe gestellt würde, zwischen einem collegialisch organisirten, ihm gegenüber auf seine Verantwortlichkeit pochenden Reichsministerium und dem Bundesrath als zwischen zwei selbstständigen Behörden zu vermitteln und auftauchende Differenzen auszugleichen.

Es ist ein offenbares Mißverständniß, wenn man aus der Erklärung vom 5. April hat herauslesen wollen, daß jedes Streben nach Verfassungsänderung juristisch unstatthaft sei, auch dann, wenn es sich in den verfassungsmäßig vorgeschriebenen Bahnen bewegt; es ist ebenfalls ein Mißverständniß, wenn man aus derselben hat herauslesen wollen, die preußische Regierung halte sich nicht blos für moralisch, sondern auch für juristisch verpflichtet, jeden Versuch einer Verfassungsänderung im unitarischen Sinne zu bekämpfen. Wenn die Mehrzahl der kleinstaatlichen Regierungen so lange Zeit die bundesstaatliche Vereinigung mit Preußen gescheut hat, so war es offenbar in der nicht ungerechtfertigten Besorgniß, durch Eintritt in eine abänderungsfähige Verfassung das Vermögen des Widerstandes gegen allmähliche Auffaugung in einen Einheitsstaat preiszugeben. Nur Ereignisse von der erschütterndsten Wucht konnten diese Besorgniß überwinden, und nur eine durchaus loyale Bethätigung der in der Erklärung niedergelegten Grundsätze von Seiten Preußens konnten in den Bundesregierungen dasjenige Vertrauen gegen Preußen großziehen, ohne welches ein gedeihliches Zusammenwirken derselben in dem thatsächlich durch den Reichskanzler erzielten erfreulichen Grade nicht möglich gewesen wäre. Wenn nun die gegenwärtig stärkste Partei des Reichstages durch ihr Programm diese mühsam gesponnenen politischen Cirkel zu stören droht, kann man es da dem Reichskanzler verdenken, wenn er die Grundsätze, deren Beobachtung er seine Erfolge im Bundesrath verdankt, noch einmal laut verkündigt, um jeder Erschütterung des Vertrauens der Bundesregierungen durch den Verdacht auf geheime Begünstigung unitarischer Aspirationen von Seiten Preußens vorzubeugen? Und worauf soll der Reichskanzler die Bundesregierungen zu ihrer Beruhigung hinweisen als auf die moralische Vertragstreue Preußens, d. h. auf dessen festen Willen, daß der formell loyale Weg der Verfassungsänderung nicht inhaltlich dazu gemißbraucht werden solle, um den verbündeten Regierungen eine größere Einbuße von Rechten zuzumuthen, als in denjenigen Verträgen in Aussicht genommen war, auf Grund deren die Bundesverfassung vereinbart wurde?

Zum Schluß mögen noch zwei Bemerkungen Platz finden, welche sich auf den Inhalt der fraglichen Erklärung beziehen. Man bestreitet erstens, daß die Umwandlung der einheitlichen Reichskanzlei mit ihren verschiedenen Aemtern und Staatssekretären, die als verantwortliche Stellvertreter des verantwortlichen Reichskanzlers fungiren können, in ein collegiales Reichsministerium den verfassungsmäßigen Einfluß der verbündeten Regierungen im unitarischen Sinne beschränken würde, und zweitens, daß dieselbe das verfassungsmäßige Machtverhältniß zwischen Reichsregierung und Reichstag verändern würde. Beide Einwände scheinen mir unrichtig. Gegenwärtig ist die eigentliche Reichsregierung der Bundesrath, der Reichskanzler nur dessen Vorsitzender, und das Beamtenpersonal der Reichskanzlei nur ein technischer Behelf des Reichskanzlers; ein Reichs-Minister-Collegium wäre nicht mehr die präsidiale Spitze des Bundesraths, sondern eine selbstständige Behörde neben demselben, mit welcher er sich ins Einvernehmen zu setzen hätte, welche also auch eine Beschränkung mehr für seine verfassungsmäßigen Befugnisse bilden würde. Ob die Reichssekretäre als verantwortliche Stellvertreter, beziehungsweise als ausführende Organe des verantwortlichen Reichskanzlers, oder ob sie als verantwortliche Reichsminister dem Reichstag gegenüberstehen, würde an dem Verhältniß zwischen Regierung und Parlament freilich nichts ändern, so lange die Verantwortlichkeit nur als moralische, nicht als juridische verstanden wird. Der Schwerpunkt der Forderungen des freisinnigen Progamms liegt aber darum auch nicht in der collegialen Verfassung des Reichs-Ministeriums, sondern in der Feststellung seiner juridischen Verantwortlichkeit durch ein bezügliches Gesetz, und daß ein solches das Machtverhältniß zwischen Regierung und Reichstag zu Gunsten des letzteren erheblich verschieben würde, dürfte angesichts der neuesten Vorgänge in Norwegen doch kaum zu bezweifeln sein.

Mögen die politischen Vertreter des abstracten Idealismus mehr und mehr mit den concreten realen Verhältnissen rechnen lernen, ohne die ideale Höhe ihrer Principien zu verleugnen, aber nicht ohne dieselben am Maßstabe der neueren politischen Erfahrungen einer sorgfältigen Revision zu unterziehen! Mögen andrerseits die realistischen Elemente unsres staatlichen Volkslebens den Kampf um ihre politischen Interessen mit jenem Idealismus der Gesinnung durchdringen, der in dem deutschen Liberalismus eine so ehrenvolle, wenn auch einseitige geschichtliche Verwirklichung gefunden hat! Je mehr diese Wünsche sich erfüllen, desto rascher und gedeihlicher wird der Entwickelungsgang des so lange ersehnten und so spät errungenen nationalen deutschen Reiches sein, desto näher wird der Zeitpunkt rücken, wo alle auf dem Boden des Reiches stehenden Parteien sich die Hand reichen zum gemeinsamen Widerstande gegen diejenigen, welche nur nach dem Umsturz oder dem Wiederuntergang dieses nationalen Staatswesens auf die Erfüllung ihrer Herzenswünsche hoffen können.

Deutscher Socialismus in amerikanischer Beleuchtung.

Von R. Lutz.

Noch vor einem Jahrzehnt konnte Rodbertus von den amerikanischen Nationalökonomen geringschätzend als von lauter „wildwachsenden Sombarts und Schulzes“ (d. h. Manchestermännern reinsten Blutes) schreiben. Das fängt rasch an, anders zu werden; es hat drüben bereits eine Schule begonnen, welche dem Princip des Gehenlassens auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Verkehrs den Krieg erklärt. Ein hoffnungsvolles Zeichen ist, daß selbst die in den Vereinigten Staaten so stark verbreiteten Anhänger des Engländers Spencer, der in seinen Schriften der Darwin'schen Entwicklungslehre in ihrer Geltung für die menschliche Gesellschaft nachforscht, diesem ihrem Lehrer folgend, sich zu der Nothwendigkeit der Staatseinmischung zu bekennen anfangen. Durch die epochemachende Schrift des Californiers H. George über „Reichthum und Armuth“ ist den Amerikanern das Licht einer ganz anderen Staatsauffassung aufgegangen, als der gewohnten; derselbe hat ihnen mit einem an den deutschen Rodbertus erinnernden Scharfsinn wo nicht das Wesen des Kapitals, so doch den der steigenden Grundrente, klar gemacht, mit deren Steigen die wirthschaftliche Lage der amerikanischen Land- und Industriearbeiter eine immer größere Aehnlichkeit mit derjenigen der europäischen angenommen hat. Er hat ihnen ferner den demokratischen Hochmuth benommen, der da meint, die freie amerikanische Staatsform sei allein genügend, um die Masse der Bevölkerung vor dem wirthschaftlichen Niedergang und der tiefsten Sklaverei zu bewahren. Noch andere Zeichen des Wechsels der Anschauungen über Staat und Gesellschaft sind zu verzeichnen. Die North American Review, die älteste und gediegenste amerikanische Monatsschrift, hat sich in den letzten Jahren zu dem Hauptorgan der jungen Schule amerikanischer Socialreformer umgestaltet; die International Review beschäftigt sich ebenfalls lebhaft mit wirthschaftlichen Fragen, sie gehört aber

Digitized by Google

mehr der auf den amerikanischen Universitäten noch vorherrschenden Richtung der englischen Schule von Smith bis Mill an. Die Kritik, welche die sociale und wirthschaftliche Verschlechterung der eigenen Verhältnisse hervorruft, sowie der Rückschlag von England herüber, wo mit außerordentlicher Raschheit eine sociale Bewegung entstanden ist, die ganz den Anlauf nimmt, das von dem Chartismus der vierziger Jahre unvollendete Werk fortzusetzen, machen es wahrscheinlich, daß Amerika in nicht langer Zeit ebenfalls tief in die Beschäftigung mit der socialen Frage hineingezogen wird. Die neuliche Einbringung einer Bill im Congreß, welche die Ausländer von dem Landerwerb in den Vereinigten Staaten ausschließen will, kann leicht die Grund- und Bodenfrage in Amerika, die in erster Linie durch die tolle Verschleuderung des nationalen Bodens an Eisenbahnspeculanten entstanden ist, in den Fluß der Debatte bringen. — In akademischen und kirchlichen Kreisen regt sich der Geist des christlichen bezw. Kathedersocialismus. Die ersten Früchte desselben liegen in mehreren gediegenen Schriften vor; die Schrift des Geistlichen Dr. Rylance, „Vorlesungen über sociale Fragen" enthaltend, setzt in die Fußtapfen der englischen Christlich-socialen Kingsley und Maurice ein; und der junge, unlängst mit dem Grad eines Dr. Ph. von deutschen Universitäten heimgekehrte Professor Richard Ely macht mit seiner kürzlich erschienenen Schrift „French and german socialism in modern times"*) die studirende Jugend Amerikas mit den continentalen europäischen Ideen einer Socialreform bekannt. Die Schrift beruht auf Vorträgen des Verfassers vor den Studenten der John Hopkins-Universität in Baltimore und der Cornell-Universität in Ithaka, und ihre Veröffentlichung erfolgte auf Anregung des Präsidenten der letzteren Anstalt, des bekannten früheren amerikanischen Gesandten in Berlin, Andrew White. Der erste Theil der Schrift beschäftigt sich mit den socialistischen Speculationen von Babeuf an bis Louis Blanc und Proudhon. Die Entwicklung des französischen Socialismus der letzten dreißig Jahre erkennt Ely als unfruchtbar für Lehre und Praxis. Fruchtbarer, wissenschaftlich schöpferisch, ja welterobernd erscheint Ely der deutsche Socialismus in seinen Vertretern Rodbertus, Marx, Lassalle u. A. „Mit unbedeutenden Ausnahmen (schreibt er) ist der heutige Socialismus, sei es der in Paris oder Berlin, in New-York oder Wien, in Chicago oder Frankfurt a. M. durch und durch deutsch." Ely spricht mit Verehrung von der Tiefe des deutschen Geistes, die sich auch darin offenbare, von dem Scharfsinn und der Logik der Systeme, auf welchen der deutsche Socialismus beruhe, von der zähen Ausdauer seiner Führer. Daß Ely unseren Rodbertus-Jagetzow als den bedeutendsten Vertreter des theoretischen Socialismus anerkennt, ist bezeichnend für die Schule, welche Rodbertus jetzt, fast ein Jahrzehnt nach seinem Tode, in raschem Laufe zu machen beginnt. In Deutschland hat das Studium desselben erst begonnen, und bereits übt er auch auf die denkenden Geister in England und Amerika eine starke Anziehung aus. Wenn die deutsche Socialpolitik friedlich siegt, wird es im Geiste von Rodbertus sein, der conservativ in der Praxis, radical im Denken war, nicht aber im Geist des fanatischen Marx. Von Interesse ist Elys Urtheil über unsere Kathedersocialisten und Christlichsocialen; von ersteren spricht er mit Hochachtung, ohne zu verkennen, das ihr principieller Standpunkt ein schwacher ist; auch der christliche Socialismus ist ihm sympathisch, aber nur in der Art der tapferen und edeldenkenden englischen Schule, nicht aber in der des „unnobeln" Stöcker. Vom Kathedersocialismus schreibt Ely: „Die Professoren der politischen Oekonomie, sich genöthigt sehend, die Hoffnung auf eine Versöhnung der sich widerstreitenden Interessen der Gesellschaft ohne einen sittlichen und religiösen Aufschwung der verschiedenen Klassen aufzugeben, suchen ihre Zuflucht beim Christenthum. Der Professorensocialismus endigt im Christenthum, während der christliche Socialismus von ihm seinen Ausgangspunkt nimmt." Ueber den Bismarck'schen Staatssocialismus hält Ely sein Urtheil zurück. Bei Erwähnung der Gesetze der Krankheits- und Unfallversicherung für die Arbeiter weist er auf die große Aehnlichkeit hin, welche dieselben mit den Versicherungseinrichtungen der Baltimore- und Ohio-Eisenbahngesellschaft haben; Ely verhehlt aber nicht, daß die Mittel des Versicherungswesens nicht an die Wurzeln des socialen Uebels reichen.

Ely hat mit seinem Auftreten die amerikanische Gattung des Kathedersocialismus geschaffen. Seine Absicht war, ein unentstelltes Bild von dem den Mittelklassen meist in der Verzerrung gezeigten Wesen des Socialismus und Communismus zu machen; — „denn es ziemt sich, — schreibt er — unseren Geist von Vorurtheil und Uebelwollen frei zu machen; nur so werden wir den socialen Gefahren, die auch Amerika in einer nicht fernen Zeit bedrohen, zu begegnen und sie zu überwinden vermögen. Wir haben bis vor kurzem keine ständige Arbeiterklasse gehabt; mit der Vermehrung der Bevölkerung entwickelt sich dieselbe jetzt schnell. Es ist für den Arbeiter äußerst schwer geworden, sich in eine höhere Lage zu schwingen, wie erst, wenn das Volk wie bisher an Zahl zunimmt. Eine arbeitende Klasse, ohne Hoffnung auf die Zukunft für sich und ihre Kinder, wird unsere Institutionen auf die erste Probe stellen. Aber nur ein Blinder kann übersehen, daß schon heute in Amerika die Gruppirung zur Socialdemokratie begonnen hat."

*) Verlag von Harper & Brothers, Newyork.

Literatur und Kunst.

F. M. Dostojewski.

Von Eugen Zabel.

Wenn man sich mit Russen über die literarischen Zustände ihres Landes unterhält und dabei an das Interesse erinnert, welches unser gebildetes Publicum seinen großen Schriftstellern entgegenbringt, so weit dieselben durch Uebersetzungen zugänglich gemacht worden sind, kann man fast regelmäßig die Behauptung hören, daß eigentlich doch nur Turgenjew mit wirklichem Genuß und Verständniß in Deutschland gelesen werde, während andere kaum minder bedeutende Autoren ganz unbekannt geblieben seien. Die Russen pflegen dann gewöhnlich eine Anzahl Namen zu nennen, die allerdings für westeuropäische Ohren einen ganz unbekannten Klang haben und ohne rechte Kritik dem Verfasser des „Tagebuch eines Jägers" an die Seite gestellt werden. Richtig ist an diesem Urtheil über die Verbreitung der russischen Literatur in Deutschland freilich die Thatsache, daß Turgenjew für uns eine fast ganz isolirte Erscheinung ist und daß wir von seinen Zeitgenossen, deren Talent in ähnlicher Richtung liegt, kaum eine dunkle Vorstellung haben. So viele Begabungen uns indessen, namentlich auf dem Gebiete der sogenannten Anklageliteratur begegnen, welche die Wirklichkeit nicht nur künstlerisch ausmalen, sondern durch Hinweisung auf die im privaten und öffentlichen Leben bestehenden Mängel auch umgestalten will, lassen sich eigentlich doch nur zwei Dichter nennen, die man allenfalls mit Turgenjew vergleichen kann, obwohl auch sie das poetische Zartgefühl, die unbestechliche Wahrheitsliebe des letzteren nur in geringerem Maße besitzen und, was das Umfassende seiner Bildung betrifft, weit hinter ihm zurückblieben. Von diesen beiden Männern ist der eine, Graf Leo Tolstoi, in seinen hervorragendsten Schöpfungen, dem historischen Roman „Krieg und Frieden" und dem Zeitroman „Anna Karenin", in Deutschland ganz unbekannt, während der andere, F. M. Dostojewski, seit zwei Jahren, so lange die Uebersetzung seines besten Romans „Raskolnikow" (im Russischen „Verbrechen und Strafe") von Wilhelm Henckel vorliegt, häufiger genannt zu werden beginnt.

Wenn sich unser gebildetes Publicum für das starke, aber nur selten zur künstlerischen Harmonie durchgedrungene Talent des letzteren interessirt, so hat es darin selbst der Thatsache gegenüber Recht, daß Dostojewski trotz seines mehrjährigen Aufenthalts in Deutschland — er hatte von 1869—71 seinen Wohnsitz in Dresden genommen — ganz unfähig war, unser nationales

Digitized by Google

Geistesleben zu verstehen. Die vor kurzem von Professor Orest Miller und dem panslavistischen Kritiker Strachow herausgegebenen Briefe des Dichters geben vielfache Beweise von seinem bis zum Unerträglichen gesteigerten Hasse auf Alles, was westliche Cultur heißt. Im Februar 1871, also zur Zeit unseres höchsten nationalen Aufschwungs, konnte er die Deutschen ein todtes Volk nennen, das ohne Zukunft sei. Ebenso kleinlich sind seine Urtheile über den berühmten russischen Kritiker Belinski, dem die Literatur seines Landes doch so tief verpflichtet ist, und über seinen großen, ihm künstlerisch überlegenen Rivalen Turgenjew. Das darf uns jedoch nicht abhalten, in Dostojewski einen der interessantesten literarischen Charakterköpfe zu erblicken, die es in Rußland während der letzten Jahrzehnte gegeben hat. Der wunderbare Wechsel seines Schicksals, das den einstigen Revolutionär und Sträfling zum Liebling der Nation gemacht und ihn aus den Kasematten Sibiriens auf die Höhen des Ruhmes geführt hat, die ungewöhnliche Kraft seiner Phantasie und seines Darstellungstalentes, die es ihm möglich machte in dem Roman „Verbrechen und Strafe" ein wichtiges Document zu unserer Zeitgeschichte zu liefern, müssen das Interesse jedes Gebildeten erregen. Als der Dichter am 9. Februar 1881, wenige Wochen vor dem furchtbaren Attentat, das dem Kaiser Alexander II. das Leben kostete, an den Folgen eines Lungenübels starb, trauerte um ihn die gesammte Intelligenz Rußlands. Auf seinem letzten Wege begleitete ihn eine an vierzigtausend Köpfe zählende Menschenmenge, seiner Wittwe setzte der Kaiser eine jährliche Pension aus, seine Kinder wurden auf Staatskosten erzogen, die studirende Jugend erklärte in einem Beileidsbriefe an die Wittwe, daß sie die Ideale Dostojewskis nicht vergessen, sondern dieselben wie ein theures Vermächtniß ihres geliebten Lehrers von Generation zu Generation vererben wolle.

Der im Jahre 1821 in Moskau geborene Dichter hatte schon als Knabe eine unruhige Phantasie und Lesewuth. Eine Aufführung der Schillerschen „Räuber", die er mit zehn Jahren sah, rief in seiner Seele einen förmlichen Aufruhr hervor. Neben den deutschen Klassikern verschlang er namentlich George Sand und Balzac, dessen „Père Goriot" er für das Muster eines realistischen Romans erklärte, Walter Scott und Dickens, von den einheimischen Schriftstellern besonders den Historiker und Novellisten Karamsin. Mit einem Roman „Arme Leute" verdiente er sich die literarischen Sporen, indem er ein rührendes Bild Petersburger Elends entwarf. Ihm folgten eine Anzahl anderer Novellen, die gleichfalls von großem Talente zeugten, als jene Katastrophe erfolgte, die den Dichter aus seiner ruhigen Entwicklung herausriß, ihn an den Rand des Abgrunds stieß und seinen Idealismus auf das Höchste steigerte, während seine Gesundheit für Lebenszeit erschüttert wurde. Dostojewski wurde nämlich als Mitglied der sogenannten Petraschewski'schen Verschwörung, deren Mitglieder keines anderen Vergehens als der Erörterung socialistischer Fragen in regelmäßigen Zusammenkünften überführt werden konnten, im April 1849 verhaftet, mit 21 anderen jungen Leuten zuerst zum Tode verurtheilt, dann aber zur Zwangsarbeit und Soldatendienst begnadigt. Die über Dostojewski verhängte Strafe wurde von acht Jahren auf vier ermäßigt, bis 1858 mußte er aber als Gemeiner in Sibirien dienen.

Die furchtbare Leidensschule, die er hier unter dem Auswurf der Menschheit durchmachen mußte, gab seinem Gemüthsleben und Talente ein für alle Male die Richtung. Ihm genügte es nicht in den Sträflingen den Ausdruck des beleidigten und Sühne heischenden Rechtsgefühls zu erblicken, er sah auch in ihnen Menschen, beklagenswerthe Opfer nicht nur ihrer eigenen verderblichen Leidenschaft, sondern zugleich auch der Schuld, welche die ganze menschliche Gesellschaft in ihren unthätigen oder verkommenen Gliedern auf sich ladet, er nahm ferner die entsetzliche Grausamkeit der russischen Justiz wahr, welche oft unbedeutende Vergehen mit den strengsten Strafen bedroht. Das Alles klang in seiner Seele wieder und erfüllte dieselbe mit unendlichem Mitgefühl für die Unterdrückten und dämonischem Haß den Unterdrückern gegenüber. Den ersten Schritt, die empfangenen Eindrücke zu verwerthen, that er mit einer Anzahl Novellen, in denen er den im Dienst physisch und geistig zu Grunde gegangenen Beamten mit der bis zum Kindischen ausgebildeten Aengstlichkeit seines Wesens porträtirte und eine Galerie halb rührender, halb komischer Gestalten schuf. Er schilderte darin die Entwürdigung des Menschenthums innerhalb jener Sphären, in welchen der Vorgesetzte den Untergebenen als Sklaven behandelt und dafür von ihm als Despot angesehen wird. Viel tiefer griff er aber in das volle Menschenleben in dem Roman „Memoiren aus dem todten Hause" hinein, der bereits eine vollständig ausgereifte Künstlernatur zeigt und zugleich ein beredtes Zeugniß für sein weiches, leicht empfindliches Herz bildet. Das Buch schildert uns das Leben der in Sibirien gefangen gehaltenen Verbrecher und weist in den bleichen entstellten Gesichtszügen der Unglücklichen Linien nach, die nicht vom Verderben und Laster, sondern von unzerstörbaren edleren Neigungen gezogen sind. So sucht er den Zusammenhang mit der menschlichen Gesellschaft, den die Justiz bei diesen Individuen kraft ihres Amtes aufheben mußte, durch die Empfindung des Mitleids und die dichterische Beobachtung wieder herzustellen. In diesem Gefühl mit den Parias der Gesellschaft stecken alle Wurzeln des Talentes unseres Dichters, es war der hervorragendste Charakterzug des Menschen wie des Poeten und verlieh ihm auch die Kräfte zu seiner vorzüglichsten Schöpfung, dem unter dem Namen „Raskolnikow" in die deutsche Literatur eingeführten Roman „Verbrechen und Strafe", einem der originellsten Erzeugnisse der erzählenden Literatur.

Das Buch muß in die Reihe jener Schöpfungen gestellt werden, deren Wahrheit größer als ihre Schönheit ist und in denen der sonst abgesperrte und eingezwängte Volksgeist der Russen fieberhaft nach Bethätigung ringt. Dostojewski erschließt uns darin das Verständniß eines jugendlichen Gemüthslebens, wie es unter den socialen Mißverhältnissen Rußlands entartete und ein furchtbares Verbrechen gebiert, mehr in Folge einer verwerflichen Casuistik als auf Grund einer organischen Anlage zum Laster. Turgenjew hat uns in Bazarow, dem Helden von „Väter und Söhne", den nihilistischen, und in Neshdanow, dem Helden des „Neuland", den socialistischen Studenten geschildert. Der Eine ist Theoretiker, der die Welt aus materialistischen Grundsätzen heraus verstehen will, der Andere insofern Praktiker, als er ins Volk gehen und dasselbe zum Angriff gegen seine Peiniger aufwiegeln will. Die neueste terroristische Bewegung hat uns die Jugend gezeigt, wie sie zum Attentat ihre Zuflucht nimmt und das Heil von der Dynamitpatrone erwartet. Dostojewski führt uns in seinem 1867 geschriebenen Romane in die Anfänge dieser Bewegung ein. Raskolnikow, ein armer Petersburger Student, der mit den Seinigen in die drückendste Noth gerathen ist, bohrt sich in die Anschauung hinein, daß es nach dem Grundsatz der Jesuiten, der Zweck heiligt die Mittel, kein Verbrechen sein könne, eine alte Wucherin zu tödten, wenn mit dem damit erworbenen Gelde lediglich Gutes gestiftet wird. Er gewinnt die Ueberzeugung, daß Ausnahmenaturen berechtigt seien, zu Gunsten einer löblichen Absicht die Schranken des Gesetzes zu durchbrechen, er erinnert sich an die großen Reformatoren der Menschheit, die keinen Anstand genommen haben, durch Verbrechen zu ihren Zielen zu gelangen. Der Jammer seiner armseligen Existenz, die Verzweiflung darüber, daß seine Mutter sich durch Sticken und Stricken die Augen verdirbt, daß seine Schwester einen ungeliebten Mann heirathen will, nur um ihm die Möglichkeit zur Fortsetzung seiner Studien zu gewähren, die unverdaute Lectüre, die er in sich aufgenommen hat, endlich die fürchterliche Julihitze der Newaresidenz, das Alles wirkt zusammen, um eine Art von Hallucination bei ihm zu erzeugen, in der er den Anschlag auf die alte Frau zur Ausführung bringt. Die unvergleichliche Kunst des Dichters äußert sich in diesem Roman in doppelter Weise, ein Mal in der Darstellung, wie die furchtbare Idee des Mordes an Raskolnikow langsam heranschleicht, ihm zuerst Grausen erweckt, aber immer näher kommt und schließlich trotz seines Widerwillens ihn wie mit kalten Todesarmen umklammert, das andere Mal in der Auseinandersetzung der

Digitized by Google

seelischen Zertrümmerung, die sich nach der That in dem Studenten vollzieht, ihn mürbe und matt macht und schließlich dahin bringt, daß er ein offenes Bekenntniß des Verbrechens als eine Erleichterung betrachtet.

Dostojewski hat es geahnt, daß die den Mord erzeugende Theorie Raskolnikows sich auch noch andere Ziele aussuchen könne. „Es ist nur gut," läßt er den Untersuchungsrichter Porphyrius sagen, „daß es blos eine elende Alte war, die Sie getödtet haben; wenn ihre Theorie aber eine andere Richtung genommen hätte, so wäre Ihre That vielleicht eine hundertmillionenfach gräulichere gewesen." Ist darin nicht das Kaiserattentat vom 13. März 1881 mit wahrhaft genialem Instinct vorweggenommen? Und damit wir den Seelenzustand des unglücklichen Studenten recht verstehen, erzählt uns der Dichter gleich zu Anfang einen Traum des ersteren, in welchem das russische Volk unter dem Sinnbilde eines mageren Karrengaules dargestellt wird, der vor einen riesigen Lastwagen gespannt ist. Das arme Thier vermag die Last nicht zu ziehen und wird unter dem Gelächter der Umstehenden, während hier ein gemeines Lied erschallt, dort ein Weibsbild vergnügt Nüsse knackt, zuerst mit Peitschenhieben mißhandelt, dann mit der Deichsel geprügelt und schließlich mit einer Eisenstange zu Boden geschlagen, bis es jämmerlich verendet. Das Bild, in dem der Dichter zu uns spricht, ist deutlich genug, denn es erinnert an sociale Zustände, die Theorien wie diejenige Raskolnikows und daraus entstehende Thaten wie die seinige verständlich machen.

In der Analyse dessen, was zum Verbrechen führt und aus diesem wieder das Sühnebedürfniß herauswachsen läßt, entwickelt Dostojewski seine eigentliche Meisterschaft. Er ist in diesen Dingen ein vollendeter Beobachter und fortreißender Erzähler, es ist nicht anzunehmen, daß Jemand den Roman lesen kann, ohne wiederholt zu spüren, wie ihm der Athem stockt. Um seinen Helden recht scharf zu beleuchten hat er ihm in der Buhlerin Sonja und in dem Wüstling Swidrigailow zwei Figuren an die Seite gestellt, welche durch die Analogie und den Contrast der Persönlichkeit in Beziehungen zu ihm gesetzt sind. Auch Sonja hat die Schranken, die dem Weibe gezogen sind, umgeworfen und ihre Ehre verkauft, um ihren lüderlichen Vater, ihre hysterische Mutter, ihre hungernden und frierenden Geschwister zu erhalten, aber auch sie erkennt das Opfer als ein nutzlos gebrachtes an, gerade so wie Raskolnikow. Beide haben nicht die Kraft auf dem Weg des Lasters weiterzuschreiten, sondern sehen sich mit der Bürde ihres Schuldbewußtseins schwer beladen nach dem Rückwege um. Die Scene in der Bettlerwohnung, wo Sonja, das gefallene Weib, Raskolnikow, dem Mörder, die Geschichte vom Lazarus aus dem Neuen Testamente vorliest und das flackernde Lichtstümpfchen seinen matten Schein auf das ewige Buch wirft, ist eine geniale Erfindung Dostojewskis. Swidrigailow, der seine Frau vergiftet hat, ist der Mörder aus niederer Habsucht, ein Subject, das sich im Unflath wälzt, der Schwester Raskolnikows in gemeiner Weise nachstellt und sich schließlich selbst das Leben nimmt.

Außer den Genannten hat der Verfasser noch mehrere Figuren mit derselben Schärfe charakterisirt und seinem Helden auf größere oder geringere Entfernung genähret. Keine derselben ist überflüssig und nebensächlich behandelt, sie strotzen förmlich von Lebenswahrheit, wie Sonjas Vater, der in der Kneipe herumlungernde Marmeladow, der sich von seiner Frau an den Haaren durchs Zimmer zerren läßt, der eitle klatschsüchtige Lushin, den Raskolnikows Schwester Dunja heirathen soll, während dessen Studienfreund Rasumichin bestimmt ist, sie glücklich zu machen, vor Allem aber der Untersuchungsrichter Porphyrius mit den verbindlichen Formen, der scheinbar zwecklosen und doch sein Ziel haarscharf verfolgenden Redseligkeit, den unheimlich zwinkernden Augen, denen nichts verborgen zu bleiben scheint.

An die Trefflichkeit der Beobachtung, den gedrungenen Fluß der Erzählung, reicht leider die Composition des Romans nicht heran. Der Verfasser eilt bald voraus und muß dann den zu weit gesponnenen Faden abschneiden, bald bleibt er zurück und muß dann das Versäumte später nachholen. Immerhin ist „Raskolnikow" eine hochbedeutsame Erscheinung in der modernen Literatur und für die Beurtheilung des russischen Geistes ein ganz unentbehrliches Hülfsmittel. Die späteren Romane Dostojewskis leiden an allen möglichen Verzerrungen und Uebertreibungen wie „Idiot" und „Die Teufel", oder sind mystisch religiös durchwachsen wie die „Gebrüder Karamassow", oder einfach schwach wie der „Halbwüchsige". Die Schranken des Dichters lagen in seiner panslavistischen Voreingenommenheit, dem herausfordernden Trumpfen auf russische Art und Sitte, das ihn nicht nur ungerecht gegen fremde Vorzüge, sondern auch künstlerisch schwach machte. Aber ein Buch wie „Raskolnikow" ist von einer Lebenskraft und Originalität, die seinen Verfasser zu einem tiefergreifenden Herzenskündiger stempeln und ihm die Unsterblichkeit nicht nur innerhalb der russischen Literatur sichern.

Neues über alte Sagen.

Von Moriz Necker.

Nirgends mehr als in den Geisteswissenschaften ist das Eingreifen der verschiedenen Disciplinen in einander nothwendig. Eine muß die andere stützen; wo der eine Fachmann aufhört, fängt der andere an. Denn die Thätigkeit, das Leben und Schaffen des Geistes, welches sie zu erforschen haben, ist, so verzweigt auch die Disciplinen sein mögen, in die sich sein Studium theilt, doch immer nur Eines, sprießt immer nur aus Einer Wurzel hervor: bei aller Mannichfaltigkeit ist das menschliche Leben eine Einheit — eine wunderbare, unergründliche allerdings. Es gibt zwar Gelehrte, welche dies nicht einsehen wollen und in ihrer Einseitigkeit verknöchern; diese entgehen auch ihrem Schicksale der Vergessenheit nicht. Es gibt aber auch Gelehrte, die es nicht blos einsehen, sondern sich auch in ihrem Streben nach Universalität nie genug thun können. Sie sind selten, das ist wahr, aber sie kommen doch vor. Diese sind behutsam in der peinlichsten Art, und wenn sie eine noch so erstaunliche Gelehrsamkeit in einem fremden Gebiete sich erworben haben, eben im Gefühle der Nothwendigkeit einer Ergänzung, halten sie doch darauf, nur Fachmänner dort zu sein, von wo sie ausgegangen sind. Ein solcher Gelehrter ist San-Marte (A. Schulz). Wer seine Parzival-Studien (1862) gelesen hat, wird wohl nicht umhin können, dem ausgezeichneten Germanisten auch noch Bewunderung ob seiner Vertiefung in die ganze höchst verwickelte scholastische Theologie der Zeit Wolframs von Eschenhach zu zollen. Er war der Erste, welcher in wirklich aufklärender Weise den tiefsinnig religiösen Gehalt der deutschen Divina Comedia aufdeckte und erläuterte. Gleichwohl aber schreibt dieser aus der Germanistik in die Geschichte der Theologie hineingerathene Gelehrte in der Vorrede zum zweiten Heft seiner Studien (S. IX): „Mit Nachdruck bevorwortet er (der Verf.) daher: es soll in diesem ersten Versuch, diese unsere Dichtungen von der religiösen Seite her zu durchdringen, den Sachkundigen nur der theologische Vorrath in möglichst vollständigem Ueberblick vorgezeigt und so das Material offen und bereit gelegt werden, zu dem sie angelockt werden sollen, und das weiter auszubeuten und besser zu verwenden sie zu ihrer Aufgabe machen mögen." Kann man bescheidener und liebenswürdiger sein? Und dabei wimmelt das Buch nur so von Citaten aus allen möglichen heiligen und profanen religiösen Schriften, werden die Evangelien, die Bibel, die Psalmen und Sprüche Salomonis sammt den Propheten trotz einem geschulten Theologen citirt; dabei enthält das Buch ein besonderes lehrreiches Kapitel über die kirchlichen Zustände des 11. und 12. Jahrhunderts, dabei erklärt San-Marte die tiefsten Mysterien des christlich tiefsinnigen Dichters in wahrhaft congenialer Weise!

Wir wissen nicht, wie viele Theologen der Einladung des enthusiastischen Germanisten gefolgt sind. Vor uns aber liegt ein soeben erschienenes Buch eines Theologen, das neben anderen Abhandlungen zur christlichen Symbolik auch noch einige enthält, welche das Lieblingsgebiet jenes bescheidenen Forschers

Digitized by Google

betreffen. Ob D. Paulus Cassel — denn von seinem Buche*) ist die Rede — wirklich durch San-Marte zu seinen Studien veranlaßt wurde, ist kaum anzunehmen. Bemerkungen wie die: „Es ist keine geringe Aufgabe, aus der Buntheit des Symbols, wie aus dem farbigen Osterei die Idee wieder lebendig zu machen; zumal in der modernen Literaturgeschichte, wo die gelehrte Technik so große Massen darüber erbaut hat — daß man eher zu einem Altar in den Katakomben, als durch ihre Studien zu dem gelangen kann, was doch das Wichtigste bleiben muß, den Gedanken des Epos" (S. 107); und dann die: „Auch in unserer Literaturgeschichte könnte noch etwas mehr für das Verständniß der nationalen Dichterwerke und etwas weniger für den Götzendienst des Genius geschehen" (S. 134) — solche Bemerkungen lassen wohl kaum annehmen, daß der Theologe bei seiner Arbeit des wichtigsten Forschers auf demselben Gebiete, der freilich nur Germanist war, gedacht hätte. Gleichwohl sind die Studien San-Martes für alle späteren Darstellungen Wolframs und seiner Dichtung grundlegend geworden und werden in allen Seminarien aufmerksam gelesen. Vielmehr war für Cassel der Widerspruch, den in ihm die Textbücher Richard Wagners hervorgerufen haben, Anlaß zu seinen Abhandlungen über den Tannhäuser, den Wartburgkrieg, Tristan und Isolde, Parzival und den Graal. Er will den Tannhäuser des Volksbewußtseins „aus den Sirenenarmen der Venus von Bayreuth" retten, da sich der Wagnerische und der des Volksliedes gar so wenig gleichen, und zwar zum Nachtheile des letzteren. Und was den Parzival Wagners angeht, sagt er: „Es ist wenig übrig geblieben von dem, was die Sage des Mittelalters bietet, und das, was blieb, gehört der Decoration an.... Es ist keine Spur von dem Gedanken, den Parzivals Frage verschließt. Die Hauptsache sind prachtvolle Coulissen, Aufzüge, „düstere Beleuchtung" und daß zuletzt der Graal glüht. Da nun der Graal die heilige Speise und das Sacrament selbst ist, so kann man ermessen, wie einem das Herz pocht, wenn man Graal und Abendmahl und das evangelische Wort und Sacrament zu einem theatralischen Spiel mißbraucht sieht" (S. 147). So ist es denn die Theologie, in deren Dienst diese Abhandlungen geschrieben wurden, oder wie Cassel sich am Schlusse des Vorworts ausdrückt: „Sie haben alle denselben Ausblick —; sie wollen der Liebe und dem Frieden im Herzen und Geiste dienen."

Nur etwas zuviel Theologie! Einer jeden rein sachlichen Untersuchung über die ideelle, symbolische Bedeutung von Legenden und Sagen der reichen mittelalterlichen Phantasie ein moralisirendes Schwänzlein, ein Fabula docet anzuhängen, wobei nicht viel darauf ankommt, ob diese Lehre mehr oder weniger billig und banal ist, ist doch gar zu predigerhaft. Dieses Geistreichthun hat die moderne Literaturgeschichte in ihrem, wir fürchten fast heidnisch unbefangenen Sinn — Gottlob! aufgegeben. Sie ist allerdings auch wie Cassel der Ueberzeugung, daß: „im Mittelalter alle Schöpfung nur durch die Totalidee (des alles Leben und Denken beherrschenden christlichen Gedankens) verstanden werde. Sie war überall wie die Sonne, die nicht blos im See, auch im Glasscherben, im Graben ihr Licht zeigt" (S. 21). Aber sie ist vorerst objectiv historisch, und hat dann auch noch den guten Geschmack, nicht aus aller und jeder Bewegung des rein dichterischen Gedankens eine Lehre ziehen zu wollen. Denn nicht alle Handlung, nicht alles Ereigniß läßt sich auf das dünne Gewebe des Gedankens reduciren; es wäre mit der ganzen, ureignen Art und Macht und Berechtigung der Dichtung gar übel bestellt, wenn sich Alles, was sie in Vorgängen ausdrückt, ebenso gut in Begriffen sagen ließe. Kein Literarhistoriker hat sich mit der Mütterepisode z. B. im zweiten Theile des „Faust" so einfach abgefunden, wie Cassel (S. 29); und keiner versteigt sich zur großartigen Phrase: „Herzeleid der Mütter steht am Anfang der Weltgeschichte" (S. 39), wenn er vor Herzeloyden, der Mutter Parzivals steht, die durch ihn und seinen Vater viel Leid gewann. Gewöhnlich pflegt man etwas Schöpferisches an den Anfang der Dinge zu stellen. Und der moderne Literarhistoriker hält es durchaus gegen den Geist der Kunst, die er studirt, aus dem Benehmen Gahmurets gegen Belakane, jene Mohrenkönigin, welche der abenteuernde Ritter sitzen ließ, nachdem er sich mit ihr auf seinen Fahrten im Morgenland vermählt hatte, die billige Lehre zu ziehen: „Niemand geht über Maß und Pflicht hinaus ohne zu leiden" (S. 36). Oder aus seiner späteren Untreue gegen Herzeloyde, weil sie ihn zur Ehe beredete, obgleich sie wohl wußte, daß er schon mit der Heidin verbunden war, die ebenso billige, als sentimentale Phrase als Facit zu ziehen: „Jedes Unrecht gegen die Liebe, wenn auch von der Liebe begangen, wird von Thränen bitteren Schmerzes überströmt" (S. 37). Das geht wahrlich schon über die bloße Deutung des christlich Symbolischen, in der Cassel übrigens so glücklich ist, hinaus. Und wenn der modernen Literaturgeschichte kein anderer, als der Mangel dieses Geistes vorgeworfen werden kann, so darf sie ruhig ihren Weg weiter verfolgen.

Doch genug der Polemik, die wir mehr zur Abwehr, als zum Angriff führen. So wenig die Abhandlungen Cassels — wir meinen immer nur jene, welche die Literatur betreffen — das Buch San-Martes überflüssig machen, so enthalten sie doch einzelne neue Bemerkungen und Aufstellungen, welche der Erwähnung werth sind. Wir wollen billiger sein, als der Theologe, und das Gute nehmen, wo wir es finden.

Zunächst fällt uns eine ganz neue Ableitung der Gestalt und des Namens des Tannhäuser im Volksliede auf. Nach Cassel ist die bisherige Annahme, der auch Scherer in seiner Literaturgeschichte folgt, wonach der Minnesänger Tannhäuser, welcher in der Mitte des 13. Jahrhunderts lebte, den historischen Kern der Sage bildet, durchaus hinfällig. Die Sage sei vorerst keine Lokal-, sondern eine Weltsage. „Nicht blos an dem kleinen Hörsel, sondern im Niederland, wie auf den Schweizerbergen, in aller Welt war der Venusberg bekannt" (S. 5). Eine Weltsage ist sie also und so weit schauend wie die vom Parzival. Ferner: Der bußfertige Ritter erhält vom Papste, bei dem er Heil und Vergebung sucht, die schrecklichste Antwort. Aber wie kann der Papst sie geben? Worauf ruht seine Härte? Das erkläre der Name Tannhäuser: Wie bei Heinrich v. Osterdingen liege das Räthsel im Namen „Tanhuser" selbst. Es bedeute das einen Bürger des Tan. Es sei aber „Tan" in der Sprache des Mittelalters der Wald mit reizendem Gebüsch, wo man unter Bäumen spielen und tanzen kann. Im Tan, im Wald war der Schauplatz des Lebensgenusses. Es waren die Tans des Klinschor und der Venus Paradiese der Sinnlichkeit, gerade entgegen dem Garten des Friedens ... „Es war aber auch ein „Tan", in dem die Burg des Gral lag. Die Gralsritter sind Bürger und Einwohner des Waldes. In einer alten Tradition wird daher Lohengrin, der vom Gralberge kam, Salvius genannt. Der Gralsberg spiegelt paradiesische Natur, den Tan von Eden ab. Im Tannhäuser sehe ich einen Salvius, der ausging, Abenteuer zu suchen und in die Gärten der Venus fiel. Sein Vorbild ist Amfortas." Nun, meint Cassel, sei die Härte des Papstes erklärt. „Wie, spricht dieser, du bist ein Salvius, du ein Ritter des heiligen Waldes, du ein Träger der göttlichen Hülfe, ein Ritter der Taube, des Symbols des heiligen Geistes — du konntest in den Venusberg gehen? Du hast wider den Geist gesündigt. Die Lästerung wider den Geist wird nicht vergeben." — Soweit Cassel. Man wird leicht geneigt sein zuzugeben, daß der Tannhäuser des Volksliedes nichts mit dem Minnesänger zu thun habe, da weder in dessen Leben noch in seinen Liedern irgend ein Anhalt für den Mythus zu finden ist. Aber Cassel legt zuviel aus. Indem er das Munsalväsche nach der doppelten Etymologie zugleich faßt (mons salvationis und mont sauvage, silva) und nicht etwa, wie es die Germanisten thun, sich entweder für eine oder die andere entscheidet, erhält er für seinen Tan zwei Bedeutungen: den Venusgarten und das Paradies, Lebensgenuß und Heiligkeit, und nur durch das Spiel mit der doppelten Etymologie wird der Held zum Graalsritter. Und damit steht und fällt der allerdings tiefere Gedanke, welcher als Motivirung für die Härte des Papstes gewonnen wird. Nach

*) Aus Literatur und Symbolik. Abhandlungen von D. Paulus Cassel. Leipzig, Friedrich.

Digitized by Google

Cassels Auffassung wird die Pointe des Volksliedes noch schärfer reformatorisch, als sie es schon ist.

Auch von der ganz dunklen Gestalt des Heinrich v. Ofterdingen versucht Cassel eine bessere Erklärung zu geben, als sie existirt. Der Streit Wolframs von Eschenbach mit Klinschor und den diesem verbundenen Geistern, welche Heinrich v. Ofterdingen in Schutz nehmen, ist der eigentliche Brennpunkt der Erzählung vom Sängerkrieg auf der Wartburg. „Sie drückt ein so lebendiges Stück des damaligen Zeitbewußtseins aus, daß sie verdient an das mächtige Epos vom Parzival herangerückt zu werden, ja daß sie förmlich zu einer Einleitung für dasselbe wird ... Der Dichter von Ofterdingen ist ein solcher von Afterdingen —, eitler und übler Dinge. Es ist bekannt, daß After den Nebensinn des Schlechten und Eitlen habe im Gegensatz zur Wahrheit (Afterglaube und dergl.) ... Tannhäuser, der im Venusberge festgehalten wird, ist nur ein in andere Gedanken gekleideter Heinrich v. Ofterdingen. Letzterer stellt die Weltkunst mit Hülfe Klinschors (clin du soir, Lucifer) dar; Tannhäuser die Weltlust durch Verführung der Venus ... Der Kampf zwischen Staat und Kirche fand eine Fata morgana in den Gebilden der Sage. Der Mythos vom Wartburgkriege hängt wie mit Sommerfäden an der Wirklichkeit, und wie Wissenschaft gegen das Wort des Geistes stand Heinrich dem W. v. Eschenbach gegenüber" (S. 26—27).

Doch lassen wir diese mehr oder weniger geistreichen, mehr oder minder treffenden Versuche, den alten Namen neue Erklärungen zu geben, die sich auch über die Tristansage erstrecken, und gehen wir zu den wichtigeren und wie wir gleich hervorheben müssen, überzeugenderen Ausführungen über, in denen Cassel das so viel umstrittene Räthsel des Graal zu lösen sucht. Es ist bekannt, daß man nach einer schon im Mittelalter gemachten Etymologie, welche Bartsch (Einleitung zur Ausgabe des Wolfram S. XXIII) von einem mittellateinischen Schriftsteller Helinand (um 1227) anführt, das Wort Graal aus dem lateinischen gradalis oder cratalis (von crater) ableitete und darunter eine Schüssel oder ein vertieftes Gefäß, einen Becher oder dergl. verstand. Diese Ableitung und Auffassung ist noch jetzt die am meisten verbreitete. Es soll jene Schüssel sein, welche Christus beim letzten Male im Kreise seiner Jünger gebrauchte, in der dann Josef von Arimathia die Blutstropfen des Gekreuzigten auffing, und die nach zahlreichen Schicksalen in den Südwesten Europas kam, wo man sich die Gralburg dachte; in dieser bilde sie das höchste Heiligthum, den Mittelpunkt des ganzen religiösen Hauswesens. — Merkwürdig ist jedenfalls, daß Wolfram in seiner Dichtung vom Graal niemals als einem Gefäß oder einer Schüssel oder einem Kelche spricht und auch nicht im Entferntesten dabei an Blut in besonderem Sinne denkt. Es ist immer nur vom Graal als einem Stein, ob Gemme oder Perle gleichviel, die Rede. Es ist der Stein, welcher die Speisen gibt, Brod und Wein, zumal wird das Erstere genannt; es ist der Stein, welcher Wunder verrichtet; es ist der Stein, den alle Menschen der Welt nicht ertragen können, der aber wohl einer reinen Jungfrau federleicht wird. — Und Cassel bemerkt mit Recht, was wohl die Meinung der meisten Gelehrten ist, daß die ganze Sage von der Erwerbung des Graal als Schüssel durch Jos. v. Arimathia und ihrem Transport an sich schon ihre Jugend verräth; und, was in aller Märchen- und Legendenliteratur sehr häufig vorkommt, wo falsche Etymologien eine große Rolle spielen: die Sage ist erst aus der Ableitung des Namens entstanden. Mit dem Grundgedanken dessen, was der Graal im ganzen Zusammenhang der Dichtung ist und der Kraft, die ihm zugeschrieben wird, stimmt sie schwerlich überein.

Die Dichtung vom Parzival ist eine zur Rittergeschichte gewordene Legende, der es wie vielen anderen Legenden gegangen ist, daß man über den Kleidern, in denen sie steckten, den Inhalt vergaß: man hielt die Sage für Wahrheit und die Wahrheit ging verloren. Die alte Kirche selbst war bis auf den kleinsten Zug symbolisch; es ging ihr auch wie der Legende. Der Parzival ist eine Theodicee in den Farben der Welt; Alles, bis an den Altar, trägt ein Kleid der galanten Aventiure. Minne ist überall, auch wo die höchste Liebe erscheint. Die ganze Scene, welche der junge Parzival bei seinem ersten verhängnißvollen Besuche des kranken Anfortas erlebt, ist ein romantisches Bild vom Abendmahl. Die göttliche Liturgie im symbolischen Abbild, die heiligste Handlung der mittelalterlichen Kirche in ihrem höchsten Gedanken erscheint vor seinen Augen. Keine romantische, sondern die höchste christliche Thatsache wird abgezeichnet; nur der Rahmen, in den sie eingetragen, ist von romantisch-poetischem Schnitzwerk. Und zwar ist es das reich symbolische Ceremonial der griechischen Kirche, an welche das in der Dichtung beobachtete sich anlehnt. Die altfranzösische Kirche (das Original Wolframs ist aus Frankreich) und Kunst hat griechisch-byzantinischer Tradition in mancherlei Brauch nicht fern gestanden. In der Kathedrale zu Rheims herrscht heute noch in der Liturgie ein nur ihr eigenthümlicher Brauch, der ein Rest davon ist. In jener Scene des Epos wird das Mysterium des Abendmahles in seinen höchsten Zügen gezeichnet. Der Graal speist und tränkt; er giebt Brod und Wein, also nach kirchlichem Ausdruck „unter beiderlei Gestalt". Aber das Brod ist doch immer das Erste. Es ist dabei der bekannte Brauch der griechischen Kirche nicht zu übersehen. Das Brot wird in Wein getaucht, mit einem Löffel den Communicirenden gereicht und das Gegebene trägt den Namen Margarita d. i. Perle, also auch Stein. Der Brauch war im Mittelalter auch in der lateinischen Kirche nicht unbekannt. — Es widerspricht sonach, wie es scheint, die Auslegung von „Graal" als Kelch oder Schüssel dem kirchlichen Grundgedanken des ganzen Bildes. Wenn Maria (d. i. im Epos Ourepense) den Graal trägt, so erfüllt es die Idee nicht, daß sie eine Schüsselträgerin heißt, wenn auch darinnen das Blut ist, sondern sie ist die Christträgerin, die Trägerin seines Leibes. Christus speist die ganze Welt, denn er sprach: Ich bin das Brod des Lebens. Christus wird ein Stein genannt, wie biblisch das Wort im Gebrauch ist: Eckstein, Grundstein. Bei Clemens von Alexandrien heißt der durchleuchtende und reine Jesus „heiliger Stein" und „Perle". Christus also ist der Stein, den Ourepense trägt und auf den Tisch von Granat Jachant, von welchem der Wirth und seine Ritter speisen, niedergelegt. — Soviel zur Sinneserklärung des Graal.

„Die Etymologie des Wortes graal für Schüssel hat keine besondere Beweiskraft; wie aus cratalis, crater könnte es ebenso gut aus dem mittellateinischen gradale, graduale, dem Stufengesang, abgeleitet werden. Um so mehr mußte bei der Betrachtung des Wortes graal die Frage entstehen, ob auch bei seiner Erklärung und resp. Zurückführung in das lateinische Idiom dabei ein Wort ins Auge gefaßt ward, welches hinreichend im kirchlichen oder volksthümlichen Gebrauch gewesen, um zu einer so bedeutungsvollen Symbolik zu gelangen. Der Ausdruck Graal erscheint als der Mittelpunkt des kirchlichen Gedankens. Könnte nachgewiesen werden, daß cratale, gradale, crater als Becher, Kelch, Gefäß, eine solche Verwendung im Munde des Volkes und zumal der Kirche hatte, daß daraus der Brauch von Graal für das „Manna des Himmels" und das „Brod des Lebens" sich ergab? Es ist durchaus nicht der Fall! Gradale im Sinne von Schüssel ist selten und hat gar keine kirchliche Anwendung. Von dieser Form aber müßte graal abgeleitet sein, wenn die obige Erklärung richtig wäre." Cassel hat darum eine andere Ableitung ins Auge gefaßt. „Wenn das Wort graal von einem Adjectiv des Wortes gradus abgeleitet wird, so ist dabei sowohl die sprachliche Wahrscheinlichkeit, wie der kirchliche und volksthümliche Ausdruck gesichert. Eine solche Ableitung ist die von gradilis." Cassel stellt daher die Behauptung auf, die er des Breiteren motivirt: „es sei der Graal, das Brod, das er dem Volke zur Speisung gibt, sprachlich nichts Anderes, als das panis gradilis, und nur aus der Volks- und Staatssitte in die kirchliche und poetische Symbolik übertragen. Gradilis kommt nur im Zusammenhange mit panis vor. Spenden, welche zur Unterstützung des Volkes durch die römischen Kaiser schon vor Constantin gemacht wurden und zumal in runden Weizenbroden bestanden, wurden panes gradiles genannt. Denn von einer Erhöhung, zu der man auf Stufen

Digitized by Google

hinaufstieg und die, um den Zudrang zu verhindern, vergittert war, fand die Vertheilung statt. Es war eine tägliche Spende, welche von oben an das Volk nicht nur in der Hauptstadt verliehen wurde." „Die Uebertragung der panes gradiles auf das Brod, welches vom Altar aus an alles Volk vertheilt ward, war so natürlich und wahrscheinlich, daß man sie nur anzudeuten braucht, um die Uebereinstimmung zu fühlen. Denn Zug um Zug, bis in die unscheinbarsten Einzelheiten läßt sich Name und Wesen von der weltlichen Institution in die geistliche übertragen wiedererkennen." „Es wird daher wohl keinen Anstand finden, zu erkennen, daß auch gradilis in graal überging, und der heilige Graal das heilige Brod sei, welches Alle ernährt und Leben spendet, das von der Höhe gereicht wird und das alles Volk von den weißen Linnen zu sich nimmt."

Man wird zugeben müssen, daß diese Erklärung Cassels der Bedeutung, der symbolischen sowohl als der sprachlichen, des geheimnißvollen Graal überraschende Vorzüge hat, welche des Näheren auszuführen er auch keineswegs unterließ und die wir hier nicht wiederholen können. Jedenfalls stehen diese Erklärungen weit über den Spielereien, in welchen man sich in der letzten Zeit gefiel. Erst durch diese Deutung bekommt die ganze Graalsage, in der die Sage von Josef v. Arimathia für Jedermann ein fremdes, höchst unpassendes Glied bildet, ihren einheitlichen Charakter. Es ist, als wenn ihrem Bau erst dadurch die Kuppel aufgesetzt würde. Und es dünkt uns sehr wahrscheinlich, daß sie Viele für sich gewinnen wird.

Der Somnambulismus.

Von Carl du Prel.

(Schluß.)

2. Der künstliche Somnambulismus.

Wie alle Dinge der Natur in ihrer Wesenheit reiner erkannt werden, wenn sie von ihren zufälligen Bestandtheilen, gleichsam ihren Schlacken befreit und als Präparate dem Verstande dargeboten werden, so auch der Somnambulismus. Als natürliche Erscheinung tritt er auf im Gefolge von Krankheiten, oder infolge von hochgradiger innerer Aufwühlung — z. B. in der christlichen Mystik —, oder auch unter dem Einflusse verschiedener chemischer Substanzen — z. B. im Hexenwesen. In allen diesen Fällen haften ihm aber zufällige Bestandtheile an, indem die Symptome dieser Gelegenheitsursachen sich oft mit den Symptomen des Somnambulismus selbst vermischen. Wenn nun die Aerzte den schon besprochenen Unterschied zwischen Gelegenheitsursache oder Bedingung und eigentlicher Ursache nicht erkennen, dann halten sie häufig die Symptome der Schwellenverschiebung im Somnambulismus für Symptome derjenigen meistens krankhaften Ursache, wodurch die Schwelle verschoben wird. So werden z. B. häufig die Symptome religiöser Ekstase, wenn diese im Gefolge — post hoc, aber nicht propter hoc — von Hysterie auftritt, kurzweg als Symptome der Hysterie abgethan, oder des Irrsinns, wenn der Somnambulismus innerhalb des Irrsinns auftritt; und weil im Fieber oft krankhafte Phantasmen auftreten, werden auch die Visionen des im Gefolge des Fiebers häufig vorkommenden Somnambulismus als krankhafte, daher werthlose Phantasmen erklärt.

Zu den Potenzen nun, welche den Somnambulismus erwecken können, gehört der Einfluß, den ein Mensch auf seinen Nebenmenschen ausüben kann; weil aber dieser Einfluß in beliebiger Weise geregelt werden kann — wenn wir auch die Gesetze dieser Regelung noch sehr wenig kennen — läßt sich der Somnambulismus auch als künstliches Präparat, gereinigt von seinen zufälligen Bestandtheilen, herstellen. Zwar ist auch dieser künstliche Somnambulismus bisher fast nur bei Kranken angewendet worden, deren Empfänglichkeit sogar meistens mit der Krankheit selbst verschwindet; aber eine spätere Experimentalpsychologie wird den Somnambulismus nur um so reiner darstellen, wenn sie den gesunden, wiewohl seltener empfänglichen Menschen zum Object ihrer Versuche nimmt.

Der künstliche Somnambulismus stellt sich ein, wenn ein Mensch — Somnambule — durch einen anderen Menschen — Magnetiseur — dem Einfluß des thierischen Magnetismus unterworfen wird. Dieser magnetische Schlaf ist viel tiefer, als der durch die Naturheilkraft allein erzeugte, aber wesentlich gleiche Schlaf des natürlichen Somnambulismus; das innere Erwachen ist ferner im magnetischen Schlafe viel vollkommener und klarer*), und demgemäß sind auch in letzterem die psychischen Fähigkeiten der Somnambulen, wiewohl sie in beiden Zuständen wesentlich gleich sind, reiner und gesteigert. Aus allen diesen Gründen ist der magnetische Schlaf geeigneter, uns das Wesen der Sache zu offenbaren, als der natürliche Somnambulismus; aber die wesentliche Gleichheit der Phänomene läßt erkennen, daß in beiden Zuständen physisch und physiologisch derselbe Proceß vor sich geht, d. h. daß es eine und dieselbe Kraft ist, welche oft spontan im Inneren des Organismus entbunden wird, aber auch vom Menschen auf den Nebenmenschen ausströmen kann. Der Mensch kann sich demgemäß auch selber in magnetischen Schlaf künstlich versetzen, — eine Kunst, wovon die altindische Geheimlehre in der Vedantaphilosophie mehr wußte, ja wovon die heutigen indischen Fakire, die sich lebendig begraben lassen, mehr wissen, als wir Europäer.**)

Der künstliche Somnambulismus setzt also eine innere Anlage voraus, welche durch die magnetische Behandlung nicht eigentlich erzeugt, sondern nur zur Thätigkeit angeregt wird; er erleichtert nur den Eintritt eines Processes, den die Natur häufig aus eigener Initiative als heilsame Krise erweckt, gestattet aber eine beliebige Steigerung und Regelung dieses Processes.

Die Entdeckung oder vielmehr — historisch gesprochen — die Wiederentdeckung des thierischen Magnetismus gebührt dem Arzte Mesmer und fällt in das Ende des vergangenen Jahrhunderts. Diese Zeit war sehr ungünstig für die richtige Würdigung dieser Entdeckung. Der Materialismus beherrschte schon damals die der Revolution entgegentreibenden Köpfe. In Folge dessen geschah, was meistens bei wichtigen neuen Entdeckungen geschieht: erst leugnet man die Thatsachen, und wenn sie sich nicht mehr leugnen lassen, werden sie vom Standpunkte des jeweilig herrschenden Systems beurtheilt, nach dem Beispiele des oben erwähnten Negers von Livingstone. Zu dieser Beurtheilung glaubte sich nun die materialistische Psychologie um so mehr berechtigt, als, wie schon gesagt, Symptome der Krankheit häufig mit Symptomen des innerhalb der Krankheit entstehenden Somnambulismus sich vermischen. Man verwechselte also schon damals Ursache und Bedingung, glaubte an einen Causalzusammenhang zwischen Krankheit und den Erscheinungen des Somnambulismus, und erklärte daher den Somnambulismus seinem Inhalte nach als krankhaft, während doch nur die hinter seiner Bedingung liegende Ursache dieser Bedingung krankhaft ist.

Diese materialistisch-physiologische Beurtheilung des Somnambulismus ergab natürlich eine ganz schiefe Auffassung seiner Erscheinungen, die sich mit diesem Maßstab so wenig messen lassen, als Pfunde mit Ellen. Diese Erscheinungen finden im Materialismus nicht nur keinen Platz, sondern sind vielmehr sehr geeignet, den materialistischen Ring, der die Köpfe einengt, gewaltsam zu sprengen.

Man würde übrigens Unrecht thun, die damalige Generation für besonders tadelnswerth zu halten. Es ist historisch nachweisbar, daß gerade die Vertreter der Wissenschaft von jeher den wirklich neuen Ideen die größten Hindernisse bereiteten. Und das begreift sich: Goethe sagt irgendwo, daß die größten Feinde neuer Ideen die alten Ideen seien; es muß also die größte aprioristische Voreingenommenheit gegen Neues eben dort zu finden sein, wo man sich der alten Ideen am meisten bewußt ist, und sie zu einem System zusammengestellt hat. Sogar muß gerade eine hohe Entwicklung eines Wissenszweiges um so ge-

*) Kieser, Archiv für thierischen Magnetismus. I, 3. S. 15.

**) Preyer, Der Hypnotismus. S. 43—60.

Digitized by Google

neigter machen, solche Ideen auszuschließen, welche geeignet sind, den alten Rahmen zu sprengen. In einem Systeme gibt es keinen Platz für in sich ganz neue Erscheinungen, weil darin die alten Erscheinungen zu einem planmäßigen scheinbar vollendeten Ganzen verbunden sind, und es nicht in der Natur der Systematiker liegt, durch offen gelassene Lücken das System selbst als lückenhaft hinzustellen. Als z. B. der Akademie in Paris gemeldet wurde, es seien Meteorsteine in Frankreich niedergefallen, verwarf sie das als Aberglauben, und sogar ein Geist wie Goethe verlachte in seiner Jugend den Meteor von Ensisheim. Bei den alten Griechen dagegen waren die vom Himmel fallenden Steine ohne alle Voreingenommenheit als Thatsachen anerkannt. Dieser Rückschritt der Meinungen erklärt sich geradezu aus den Fortschritten der Astronomie. Die der Griechen war noch nicht in dem Grade abgeschlossen und zum System verknöchert, konnte daher neue Thatsachen sich leichter assimiliren, als die hochentwickelte Astronomie der Neueren, welche für unmöglich erklärten, was nur für ihr System unverdaulich war. So wird also die Wissenschaft der Natur gerade durch ihre Ausbildung zum Prokrustesbette der Natur.

So ist auch der Mesmerismus für den Materialismus ganz unverdaulich; der letztere, zum System erstarrt, hat seine Biegsamkeit verloren, und statt das System umzuwandeln, sucht man die Thatsachen umzudeuten, und spricht von Hysterie, Hallucination und schließlich sogar von Betrug, nur um das unbequeme Hellsehen nicht anerkennen zu müssen. Die Physiologen suchen die Formel zur Erklärung des Menschenräthsels lieber in aufgeschnittenen Thierleibern, statt sie aus ihrem eigenen Innern heraufzuholen. Sie gleichen Leuten, die überall nach ihrem Hute herumsuchen, während sie ihn doch auf dem Kopfe haben.

Wer, im System befangen, von der Voraussetzung ausgeht, daß alle Psychologie in Physiologie auflösbar sein muß, der muß consequenter Weise das Hellsehen leugnen. Und wenn er zwischen Ursache und Bedingung nicht unterscheidet, dann muß er es für eine Unmöglichkeit erklären, daß ein Mensch dadurch hellsehend werden kann, daß ein anderer Mensch an seinem Leibe magnetische Striche herunterführt. Diese Unmöglichkeit wird aber auch jeder Einsichtige zugeben; es liegt in der menschlichen Hand keine Kraft, um einen Anderen hellsehend zu machen. Wohl aber ist Folgendes logisch möglich: Bei den magnetischen Strichen, die ich an einem fremden Organismus herabführe, entströmt meiner Hand ein materielles Agens, das für den Sehnerv unsichtbar ist, außer etwa in der Dunkelkammer. Indem dieses Agens in den fremden Organismus übergeht, sich mit dem gleichartigen Agens desselben verbindend und es in noch nicht genügend aufgeklärter Weise vertheilend oder lokalisirend, wird der Organismus in tiefen Schlaf versenkt. Bis hierher reicht der Causalzusammenhang: der magnetische Strich ist Ursache des magnetischen Schlafes. Angenommen nun, es fänden in diesem Schlafe gewöhnliche Traumvisionen statt, so ist von diesen nicht mehr der Strich die Ursache, sondern die letzte Wirkung des Striches, der tiefe Schlaf, ist seinerseits wiederum die Bedingung jener Visionen, deren Ursache aber im Inneren des Organismus, nämlich in seinen physiologischen Dispositionen liegt. Noch viel weniger kann der magnetische Strich Ursache der wahren Visionen des Hellsehens sein. Aber in dem von ihm verursachten Schlafe findet eine Verschiebung der psychophysischen Schwelle statt; die für den wachen Zustand constante Trennungslinie zwischen Bewußtem und Unbewußtem wird also verlegt, ein neues Empfindungsmaterial wird geliefert, zunächst aus der inneren Körpersphäre, sodann aber auch aus der Außenwelt, und mit den neuen Empfindungen stellen sich naturgemäß auch neue Erkenntnisse und Fähigkeiten ein. Der magnetische Strich ist also nicht Ursache dieser Fähigkeiten, die schon latent in uns lagen, sondern er hat nur durch Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins das Hinderniß hinweggeräumt, das der Entfaltung dieser Fähigkeiten im Wege stand. Der magnetische Strich liefert also lediglich die Bedingung, bei deren Gegebensein es möglich ist, daß das vom sinnlichen Bewußtsein des Wachens unter die Schwelle zurückgehaltene transcendentale Subject die Empfindungsschwelle überschreitet.

Das Alles ist nicht nur logisch möglich, sondern durch Tausende von Experimenten schon als Thatsache constatirt. Vom Licht der Sinne gilt also, was vom Licht der Sonne gilt. Diese erzeugt nicht die Fixsterne, und vernichtet sie nicht, sondern läßt sie nur optisch hervortreten und verschwinden, je nachdem sie untergeht oder aufgeht; in gleicher Weise tritt das transcendentale Subject aus dem Unbewußten hervor, oder ins Unbewußte zurück, je nachdem das sinnliche Bewußtsein untergeht oder aufgeht.

Es ist ganz vergeblich, Jemandem das Hellsehen auch nur seiner logischen Möglichkeit nach begreiflich zu machen, wenn er nicht diesen wichtigen Unterschied zwischen Ursache und Bedingung einsieht. Und doch findet sich diese Einsicht schon bei dem alten Plutarch, wenn er sagt: „So wie die Sonne nicht erst dann, wenn sie aus den Wolken entweicht, glänzend wird, sondern es beständig ist, und nur wegen der Dünste uns finster und unscheinbar vorkommt, ebenso erhält auch die Seele nicht erst dann, wenn sie aus dem Körper wie aus einer Wolke heraustritt, das Vermögen, in die Zukunft zu sehen, sondern besitzt es schon jetzt, wird aber durch ihre Vereinigung mit dem Sterblichen geblendet."*)

Durch die Wiederentdeckung jener geheimnißvollen Kraft, die wenig zutreffend als thierischer Magnetismus bezeichnet wird, ist für eine Experimentalpsychologie die Grundlage gelegt. Daß aber dieser Entdeckung die Anerkennung noch immer nicht in genügendem Maße gefolgt ist — erst die neueren regen Untersuchungen über Hypnotismus kündigen eine Wendung zum Besseren an — erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, welche Concession von Seiten der Arzneiwissenschaft in dieser Anerkennung läge. Die bloße Definition der Sache zeigt schon genügend die Schwierigkeiten an, die ihr im Wege stehen. Ich wähle mit Absicht eine Definition, die den Mesmerismus auf seinen paradoxesten Ausdruck bringt, aber gleichwohl zutreffend ist. Die magnetische Behandlung ist eine Heilmethode, worin der Patient die Rolle des Arztes übernimmt — er nimmt seine eigene Diagnose vor und gibt selbst die Heilmittel an — während der Arzt, insofern als er mit dem Magnetiseur zusammenfällt, die Arznei bildet. Das zu glauben wird einem Arzte ziemlich schwer fallen; man wird große Mühe haben, ihn zu überzeugen, daß ein ungebildeter Mensch im Schlafe von Diagnose und Therapie mehr verstehen sollte, als ein hochgebildeter Arzt im Wachen.

Der Widerstand begreift sich also. Aber daß der Magnetismus und Somnambulismus ein Heilmittel ist, geht unwiderleglich schon daraus hervor, daß es einen natürlichen Somnambulismus gibt, den die Natur bei manchen Krankheiten als kritisches und wohlthätiges Symptom herbeiführt; daß ferner der künstliche Magnetismus einen sehr tiefen Schlaf herbeiführt, der die anerkannten heilsamen Wirkungen des leichten Schlafes in erhöhtem Maße nach sich ziehen muß. Der Tiefe des Schlafes entspricht aber nicht nur seine physiologische Heilkraft, sondern auch die Klarheit des innerlichen Erwachens, weil sie den Verschiebungsgrad der Empfindungsschwelle bestimmt. Durch diese Verschiebung erstreckt sich die Wahrnehmungsfähigkeit auf die inneren Zustände und steigert sich zur klaren inneren Selbstschau. Dies macht eine Diagnose möglich, deren Werth nicht geringer anzuschlagen ist, wenn auch die technischen Ausdrücke der Wissenschaft dabei nicht zu Gebote stehen.

Aber auch in Bezug auf die Außenwelt ist der Organismus nicht blos den Einwirkungen unterworfen, welche uns im Wachen bewußt werden, sondern auch noch anderen, die, weil unterhalb der Empfindungsschwelle liegend, erst mit Verschiebung derselben wahrgenommen werden. Von den chemischen Substanzen des Mineral- und Pflanzenreiches erfährt er Einflüsse, die im Wachen nur höchst selten als Idiosynkrasien zur Geltung kommen, und er fühlt ihr nützliches oder schädliches Verhältniß zum Organismus, wie es im thierischen Instinct geschieht. Auf diesem Vermögen beruht die Fähigkeit der Somnambulen, sich selber die geeigneten Heilmittel zu verordnen.

*) Plutarch, Ueber den Verfall der Orakel.

Digitized by Google

Die merkwürdigen Fähigkeiten des Somnambulen finden sich nicht immer alle zusammen in einem Individuum vereinigt, sondern häufig nur vereinzelt, so daß die Beobachtung mehrerer Fälle dazu gehört, um ein Gesammtbild dieses Zustandes zu erhalten. Zudem sind die individuellen Unterschiede sehr bedeutend.

Ueber das Wahrnehmungsorgan und die Wahrnehmungsweise der Somnambulen ist man noch sehr im Dunkel. Da das Hirnbewußtsein der Somnambulen unterdrückt ist, hat man das Gangliensystem mit dem Sonnengeflecht als Centrum für ihr Wahrnehmungsorgan erklärt, in so ferne mit Recht, als mit den psychischen Functionen im Somnambulismus Veränderungen im Gangliensystem eben so parallel gehen, wie das sinnliche Bewußtsein mit Veränderungen des Gehirns parallel geht, welchen Parallelismus die Materialisten in ein Causalverhältniß verwandeln zu dürfen glauben.

Wenn die Somnambulen selbst von ihrer Wahrnehmungsweise reden, geschieht es naturgemäß in der Sprache der Sinne; sie sprechen also von Sehen, Hören ꝛc. Es ist dies natürlich nur ein Behelf, und man kann nicht etwa das räumliche Fernsehen so auffassen, als würde der Gesichtssinn durch den Somnambulismus eine teleskopische Erweiterung erfahren. Es ist daher besser, die Bezeichnung der Wahrnehmungsweise des „inneren Sinnes" als eine bloße Uebersetzung in die Sprache des Wachens anzuerkennen, statt in wörtlicher Auslegung dieser Bezeichnung sich zum Skepticismus verleiten zu lassen, oder verfrühte Definitionen dieses inneren Sinnes vorzunehmen. Mit Bestimmtheit können wir nur sagen, daß, aber nicht wie die Somnambulen wahrnehmen; und da wir die Allgemeingültigkeit des Causalitätsgesetzes auch für diesen Zustand voraussetzen müssen, so folgt daraus nothwendig die Existenz eines Wahrnehmungsorgans und ein gesetzmäßiger, durch ein materielles Agens vermittelter Zusammenhang zwischen diesem Organ und der Außenwelt, der zwar auch im Wachen vorhanden ist, aber unterhalb der Empfindungsschwelle verläuft, deren Verschiebung im Somnambulismus die Wahrnehmung möglich macht. Wenn man einen Träumer fragen könnte, ob er schlafe, so würde er es verneinen; diese Frage verneinen auch die Somnambulen mit Bezug auf ihr inneres Wachen, und zwar mit um so mehr Recht, als, was sie wahrnehmen, ein Theil der Wirklichkeit ist. Mag nun auch dieser innere Sinn ein noch sehr dunkles Wort sein, so sind doch die äußeren Sinne im Somnambulismus der Art geschlossen, daß sie für die innere Wahrnehmung nicht in Betracht kommen; es ist also nicht befremdend, zu hören, daß sogar Blindgeborene im Somnambulismus sehen*), wie sie auch im gewöhnlichen Schlafe Traumbilder haben.

Um die verschiedenen psychischen Functionen der Somnambulen begreiflich zu machen und die dagegen gerichteten Zweifel zu zerstreuen, ist eine längere Untersuchung nöthig, die ich mir für eine eigene Schrift vorbehalte. Hier muß ich mich auf bloße Andeutungen beschränken, die aber genügen mögen, um zu zeigen, daß sowohl Erkenntnißweise als Erkenntnißinhalt der Somnambulen über das sinnliche Bewußtsein und Selbstbewußtsein hinausragen. Diese bilden daher nur einen der uns Menschen möglichen psychischen Zustände, und nur der halbe Mensch ist definirt, wenn man nur sein geistiges Wesen im Wachen in Betracht zieht. Nicht im Wachen wohl aber im Somnambulismus vermögen wir es, die Diagnose unseres Inneren vorzunehmen, und die nöthigen Heilmittel anzugeben. Ein Gegensatz zum Wachen zeigt sich auch in der größeren Angemessenheit der Mienen und Geberden zu den inneren Empfindungen der Somnambulen; ihre Sprache veredelt sich und ihr Erinnerungsvermögen umfaßt längst vergessene Dinge. Ihre Visionen sind häufig allegorisch, wie ja häufig schon im gewöhnlichen Traum, so daß sie selbst oft den Sinn derselben nicht verstehen. Ihre Mienen verrathen den Ausdruck eines ihrer neuen Lage entsprechenden Nachsinnens und ein hochgesteigertes Wohlsein. Wenn ihr inneres Leben zur höchsten Klarheit sich steigert, so zeigen sie auch eine moralische und intellectuelle Steigerung, welche letztere aber nicht als erhöhte Reflexion aufzufassen ist, sondern als intuitive Erkenntnißweise, wie es stattfindet in den mit dem Somnambulismus verwandten Zuständen des Instincts und der künstlerischen Production, mit vorwiegender Betheiligung des Gefühls und der Phantasie. Nehmen wir hierzu noch das Hellsehen mit seinem Abstreifen der Erkenntnißformen Raum und Zeit — worin die beste Bestätigung der Lehre Kants liegt — so kann man wohl sagen, daß sich im Somnambulismus eine dem sinnlichen Bewußtsein verschlossene Welt offenbart, und ein dem normalen Selbstbewußtsein verschlossenes Ich. Die physiologische und philosophische Erkenntnißtheorie sind darüber längst im Reinen, daß die Welt unsere Vorstellung ist, die sich mit der Wirklichkeit nicht deckt; sie anerkennen eine jenseits unserer Sinne liegende transcendentale Welt. Dies wird bestätigt durch den Somnambulismus; er zeigt, daß unser Bewußtsein die Welt nicht erschöpft, indem die bloße Verschiebung der Empfindungsschwelle auch den Schleier von der transcendentalen Welt einigermaßen lüftet; er zeigt aber auch, daß das Gleiche vom Selbstbewußtsein, als einem bloßen Specialfall des Bewußtseins, gilt, d. h. daß unser Selbstbewußtsein unser Ich nicht erschöpft, indem eine bloße Verschiebung der Empfindungsschwelle die transcendentale Verlängerung des Ich und uns als Bewohner jener transcendentalen Welt erkennen läßt.

Bisher ist das Unbewußte von der Physiologie nur anerkannt worden in Bezug auf die vegetativen Functionen des Organismus, die sich ohne Antheil des bewußten Willens vollziehen, und im Denken, indem sie den im Bewußtsein auftauchenden Gedanken als Endresultat eines unbewußten Processes auffaßt. Einen größeren Schritt hat die Philosophie gethan, und Hartmann hat in der ganzen Welt der Erscheinungen diesen für unser Bewußtsein unauflöslichen Kern des Unbewußten nachgewiesen. Damit ist nun für die Weiterentwicklung der Philosophie eine bestimmte Richtung angezeigt. Zunächst handelt es sich um eine nähere Definition des Unbewußten. Offenbar ist eine solche nur dann möglich, wenn Zustände des Menschen gegeben wären, worin die normale Empfindungsschwelle unseres Bewußtseins und Selbstbewußtseins verschoben ist. Das geschieht nun im Somnambulismus. Wir erkennen aus ihm, daß unsere unbewußten Functionen nur relativ unbewußt sind, nämlich nur für den sinnlich erkennenden Menschen, daß sie aber begleitet sind von einem transcendentalen Bewußtsein — wodurch eben die Selbstdiagnose der Somnambulen möglich wird. Das Gleiche gilt vom Instinct und der genialen Production, die ebenfalls vom transcendentalen Bewußtsein begleitet sind. Weil nun aber dieses transcendentale Bewußtsein unserem Ich in seiner transcendentalen Verlängerung angehört, und die Individualität im Somnambulismus keineswegs pantheistisch zerfließt, sondern sogar gesteigert wird, so muß zunächst von dem Unbewußten der pantheistischen Systeme eine große Provinz losgetrennt werden, und der metaphysische Individualismus tritt wieder in sein ihm verkümmertes Recht.

Das Individuum liegt also diesseits und jenseits der Empfindungsschwelle. Diese beiden Hälften unseres Wesens verhalten sich aber wie zwei Schalen einer Wage; die eine taucht über die Empfindungsschwelle in dem Maße auf, als die andere sinkt. Wenn die Somnambulen erwachen, schrumpft ihr Bewußtsein und Selbstbewußtsein zum normalen Zustande des Wachens zusammen. Die Empfindungsschwelle bewirkt also allerdings einen Dualismus unseres Wesens; aber es ist das ein gleichsam nur optischer Dualismus von zwei Personen eines monistischen Subjects, wie ein Doppelstern in seinem gemeinschaftlichen Gravitationspunkt monistisch aufgehoben ist. Die menschliche Seelenlehre, welche von der modernen Naturwissenschaft wegen ihres Dualismus preisgegeben worden ist, verliert also dieses anstößige Merkmal und wird monistisch.

So bildet also der Somnambulismus die Grundlage für ein den Menschen betreffendes Lehrgebäude, dessen Inhalt sich zusammenfassen läßt als Lehre von der Zweieinigkeit des Menschen.

*) Kieser, Archiv für thierischen Magnetismus. II, 1. S. 22.

Digitized by Google

Sprachstudien aus der guten und aus der schlechten Gesellschaft.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Die jetzige preußische Provinz Hessen, d. i. das ehemalige Kurfürstenthum dieses Namens, ist in mundartlicher Hinsicht ein sehr interessantes Gebiet. Im Süden des Landes, z. B. in der vormaligen Grafschaft Hanau, wird fränkische Mundart gesprochen, und zwar mit entschieden süddeutschem Tonfall. Im Norden dagegen, in der Grafschaft Schaumburg, deren Hauptstadt Rinteln ist, herrscht schon das entschiedenste Plattdeutsch. Der größere Theil des Landes dagegen, welcher zwischen jenen beiden Extremen in der Mitte liegt, spricht mitteldeutsche Mundart und zwar in einer höchst eigenthümlichen Weise, nämlich so, daß der niederdeutsche und der oberdeutsche Dialekt sich nicht miteinander vereinigt haben, um ein Drittes hervorzubringen, sondern daß die Consonanten mit fränkischer und die Vocale mit niedersächsischer Zunge ausgesprochen werden. Daraus entstehen denn oft gar seltsame Dinge. Ich will eins dieser Mißverständnisse anführen.

In der Nähe der hessischen Hauptstadt Kassel liegt das Dorf Wehlheiden. Jetzt ist es wohl eher als eine Vorstadt von Kassel zu betrachten. In Kassel grassirt die Redensart: „Das kann der Bauer von Wehlheiden auch." Merkwürdigerweise fand ich dasselbe sprichwörtliche Dictum auch in Berlin; nur hatte man, da man in Berlin von Wehlheiden nichts weiß, an die Stelle jenes Bauern einen Hausknecht angenommen. In Berlin sagt man nämlich: „Das kann Fetschows Hausknecht ooch."

In dem Büchlein „Der richtige Berliner in Worten und Redensarten" wird diese Phrase dahin erläutert, daß in Berlin in der Klosterstraße heute noch eine Großhandlung unter der Firma „Fetschow und Sohn" existirt, und daß sich bei den Inhabern des Geschäftes die Tradition von dem berühmten Hausknechte bis zum heutigen Tage bewahrt hat; — ein seltener Fall, daß sich noch lebende Zeugen für den persönlichen Ursprung einer solchen stehenden Redensart finden lassen. Obgleich es nun sorgfältiger Nachforschung ungeachtet nicht gelungen, den Namen des gedachten Hausknechtes, oder irgend etwas über dessen „Leben, Meinungen und Thaten" auszumitteln, so darf man doch annehmen, daß derselbe ein Renommist war, d. h. daß er von ihm verrichtete Dinge als Großthaten darstellte, die in der That so schwer nicht waren. Wenn ich auf dem Billard einen leichten Ball mache und mich dessen berühme, dann sagen mir meine Mitspieler: „Det kann Fetschows Hausknecht ooch." Zuweilen heißt es indessen in Berlin: „Das kann Lehmanns Kutscher auch." Wir haben also die Wahl zwischen Lehmanns Kutscher, Fetschows Hausknecht und dem Bauer von Wehlheiden. Was mich anlangt, so möchte ich dem letzteren den Vorzug geben; denn der Bauer, der dicht bei der Hauptstadt wohnt und in der letzteren verkehrt, ohne seine Rusticität zu unterdrücken, ist eine interessante Erscheinung. So hat man in Berlin den „Schöneberger Bauer", dessen Grundstücke ohne sein Zuthun plötzlich dadurch, daß sie Gegenstand der Terrain- und Bauspeculation wurden, enorm im Werth stiegen und ihren Eigenthümer zum Millionär machten. Ein solcher Bauer, den ich die Ehre hatte zu kennen, versicherte, er habe Alles abgelöst, auf keinem seiner Grundstücke haftet ein „Onyx" (onus = Last); und als ein Beamter um seine Tochter freite, sagte er rundweg, er gebe seine Tochter nicht einem Beamten, denn bei einem solchen sei man nicht sicher davor, daß man um Hab und Gut komme, derselbe könne ja ein Cassen-„Confect" machen (Confect statt Defect).

Noch interessanter als der Bauer von Wehlheiden ist übrigens der Todtengräber von Wehlheiden. Derselbe führte über die Leichen, die er begrub, ein genaues Register, in welches er nicht nur den Namen, den Stand und das Alter des Verstorbenen eintrug, sondern auch die Krankheit, woran er gestorben. Bei einer Revision dieses Registers ergab sich's, daß ein nicht unerheblicher Theil der auf dem gedachten Friedhofe Ruhenden an einer Krankheit gestorben war, welche die Revisoren nicht kannten. Die Krankheit hieß: „Schweinzucht"; und doch hatte die Sache ihre Richtigkeit. Es war damit nämlich so zugegangen:

Der Wehlheider nennt (getreu dem oben angeführten Grundsatze seiner Mundart: oberdeutsche Consonanten und niederdeutsche Vocale) das Schwein: Schwin; er weiß aber, daß man im Schriftdeutschen statt des i ein „ei" setzt; und so hatte er denn die „Schwinsucht" (das d wird dort im gemeinen Leben nicht ausgesprochen) in „Schweinzucht" verwandelt, indem er statt des weichen i ein hartes ei und statt des weichen s ein harfes z schrieb. Wenn unsere Gesundheits-, Ungesundheits- und Sterblichkeitsstatistiker vom deutschen Reichsgesundheitsamt ihre Forschungen auch auf die Vergangenheit ausdehnen und dabei das Register des Todtengräbers von Wehlheiden benutzen, so wird ihnen diese Todesursache „Schweinzucht" viel Kopfzerbrechen verursachen, falls sie nicht vorher diese meine Abhandlung gelesen haben sollten, was ich ihnen empfehle.

Kurhessen ist freilich die Musterstätte origineller Krankheiten. An einem Orte, welchen zu nennen mir die Höflichkeit verbietet, existirte ein Hospital, welches von einem ehemaligen Militär (nicht eben höherer Charge) schlecht und gerecht dirigirt wurde. Der Mann war nicht gerade ein Schriftgelehrter, aber ein sorgfältiger und redlicher Verwalter. Nachdem das Land im Jahre Sechsundsechzig preußisch geworden war, erschien ein aus Berlin abgesandter Commissarius, um sich über die Sanitätsverhältnisse in weiland Kurhessen zu unterrichten. Er fand bei diesem Hospital Alles in bester Ordnung; u. A. fragte er auch unsern alten militärischen Hospitaldirigenten, ob man im Hospital viele Todesfälle habe.

„Danke der Nachfrage," brummte der Alte, „mit den Todesfällen, da geht's als noch. Freilich kommt viel auf die Krankheit an, die auf den Zetteln steht, mit welchen die Kranken eingeliefert werden. Indessen gelingt es doch, die Menschen zuweilen am Leben zu erhalten, bei allen Krankheiten, mit Ausnahme einer einzigen. Die heißt nämlich „Moribundus". Wenn diese Krankheit auf dem Zettel steht, dann ist dem Manne niemals zu helfen; dann stirbt er, wir mögen mit ihm machen, was wir wollen."

Die Aerzte schrieben nämlich bei unheilbaren Kranken auf den Ablieferungsschein das lateinische Wort „Moribundus" (im Sterben begriffen), und der alte Director, der früher ein braver Soldat und jetzt ein gewissenhafter und praktischer Verwalter, aber niemals ein großer Gelehrter, und der Sprache Ciceros vollständig unkundig, war, hatte geglaubt, dieses Wort bedeute, ähnlich wie bei Cholera Morbus, irgend eine sehr gefährliche Krankheit. —

Ich habe diese paar Beispiele babylonischer Sprachverwirrung nur vorausgeschickt, um den Appetit zu wecken, und wende mich nun zu meiner eigentlichen Aufgabe, nämlich zu einer Skizze derjenigen Mißverständnisse, Irrungen, Wirrungen und Verunstaltungen, welche entstehen, wenn verschiedene Mundarten und Sprachen mit einander in einen Verkehr, eine Uebertragung oder einen Austausch gerathen, welcher nicht geregelt ist durch sprachliche Einsicht. Es entsteht daraus eine förmliche Komödie der Irrungen; und ich habe mich schon oft darüber gewundert, daß unsere Lustspieldichter sich dieses Stoffes, der wahrscheinlich ein dankbarer sein würde, noch nicht bemächtigt haben.

Ich beginne mit denjenigen Irrungen, welche, wie die „Schweinzucht" des Todtengräbers von Wehlheiden, sich ausschließlich auf deutschem Gebiete entwickeln, aus Differenzen zwischen verschiedenen Mundarten, oder aus solchen zwischen dem Dialekt und der Schriftsprache, oder endlich aus einem zur Caricatur ausartenden Bestreben, ein potenzirtes Hochdeutsch (das man auch Mock-Deutsch oder Talmi-Deutsch nennen könnte) zu sprechen, d. i. das Hochdeutsch noch zu verhöhern — eine Krankheit, welche sich, gewöhnlich mit einer affectirt-geschmacklosen Halbbildung vereinigt, in entlegenen Kleinstädten vorfindet.

Der Oberdeutsche hat mißverständlicher Weise aus dem „dat mul open hölen" (das Maul offen halten) des Niederdeutschen ein vollkommen sinnloses „Maulaffen feil halten" gemacht. Sinnlos: denn es gibt erstens keine Art von Affen, welche man „Maul-Affen" nennt (vielmehr haben sie alle

Digitized by Google

Mäuler); und zweitens, wenn es welche gäbe, würde man sie nicht feil halten, weil sie Niemand kaufte. Aus dem niederländischen Jan primus, Johann der Erste, hat, wie ich an einem anderen Ort nachgewiesen, der Oberdeutsche einen Gambrinus gemacht.

Der Plattdeutsche seinerseits antwortet mit ähnlichen Verunstaltungen. Ein niederdeutscher Bauer klagt dem Arzt aus der Stadt, mit welchem er glaubt, ein möglichst hohes Hochdeutsch sprechen zu müssen, es fehle ihm schon seit Wochen an „Appe-Zeit". Er wollte sagen Appetit oder Appetid. Da aber „Tid" plattdeutsch ist und „Tid" auf hochdeutsch „Zeit" heißt, so gerieth er auf einen seltsamen Abweg.

Ein Anderer forderte, geleitet von demselben sprachlichen Bestreben, von dem Apotheker in der Stadt etwas zum „Abfeiern" oder gar „Abfeuern". Er dachte Abführen, was er spricht „abfirn", sei Plattdeutsch und er wollte Schriftdeutsch sprechen.

Ein Dritter sprach mit mir von der „Stadt Wein". Ich hatte von einer solchen Stadt, mit einem so anziehenden Namen, noch nichts vernommen und erkundigte mich angelegentlich, wo sie liege. Da ergab sich denn, daß die Kaiserstadt Wien gemeint war. Der Wein heißt plattdeutsch Win oder „Win" und der gute Mann glaubte recht hochdeutsch sprechen zu müssen.

Im Taunusgebirge fragte ich einen Burschen, der mir meine Tasche trug: „Jakob, was ist das für ein Baum, der schöne, große, breitästige, der ganz allein da oben auf der Spitze des Berges steht?"

Das ist ein Einhorn, Herr Doctor, lautete die Antwort.

„Jakob, reitet dich der Teufel? Das Einhorn ist ja kein Baum, sondern ein fabelhaftes vierfüßiges Thier mit einem Horn auf der Nase. Wie nennt Ihr denn den Baum, wenn Ihr unter einander redet?"

Ja, in unserer gemeinen Sprache nennen wir ihn den Ahornbaam, aber mit Ihnen darf ich doch so nicht sprechen.

„Jacob," sagte ich, „Du wirst mir einen Gefallen erweisen, wenn Du auch mit mir so sprichst, wie Dir der Schnabel gewachsen ist; wir sind ja Landsleute; und der Baum ist wirklich ein Ahorn."

Aehnlich ging mir's in den Salzburger Alpen. Mein Führer war ein alter Handwerksbursche von jener Sorte, auf welche die Redensart Anwendung leidet: „Ein ewig rollender Stein setzt kein Moos an." Es war von seinen endlosen Wanderungen wenig an ihm hängen geblieben; und er kannte noch nicht einmal die Namen der Berge in seiner Heimat, schien sich auch wenig dafür zu interessiren. Dagegen konnten wir kein Dorf passiren, ohne daß er plötzlich still stand und mir mit feierlichem Ernst versicherte: „Gnod'n, hier hat's bereits sehr ã gut's Wierthshaus."

Er machte mich auch einmal auf eine große Schaar Vögel aufmerksam, die an einem einsamen Platze des Hochlandes eine Art von Volksversammlung abzuhalten schienen.

Er nannte das Thier „Kranich". In Wirklichkeit waren es Krähen.

„Seraphin," sagte ich ihm, „das sind keine Kraniche. Wie nennt Ihr's denn in Eurer Sprache?"

Wir heißen's halt „a Kröah", aber es heißt doch in der Sprache der Vornehmen: Kranich.

Ich suchte ihn zu belehren, jedoch mit geringem Erfolg, wie ich vermuthe.

Zur „Stadt Wein" will ich noch nachtragen:

Solche Verballhornungen haben sich sogar in unserer Schriftsprache eingeschlichen

Die gute alte niederdeutsche Stadt Braunschweig hat mit „Schweigen" gar nichts zu thun. Sie heißt Brun's-Vik, lateinisch: Brunonis vicus, der Ort des Bruno. Erst das Verhochdeutschungsfieber hat sie in eine Stätte des Schweigens verwandelt.

Ich kann auch aus meiner Heimat einige Pendants dazu liefern zur Auswahl.

Da haben wir bei Wiesbaden den Neroberg. Er ist nicht zu verachten. Denn abgesehen von der „griechischen (richtiger russischen) Kapelle", hat man da eine prachtvolle Aussicht nach dem Rhein zu; auch ist der Wein, der dort wächst, gar nicht übel. Aber mit dem Kaiser Nero hat der Berg absolut nichts zu schaffen, und man hat ihm diesen blutigen Namen erst angehängt, als man die alte Benennung „Nersberg" — so steht der District in den alten Flurbüchern und Karten — nicht mehr verstand; und kaum hatte der arme schöne deutsche Berg diesen niederträchtigen römischen Namen erhalten, da kam auch schon ein Schriftgelehrter und bewies uns, der Kaiser Nero habe die Wiesbadener Bäder gebraucht, und da er nun einmal nicht habe leben können, ohne Blut zu vergießen, so habe er sich auf diesem Berg ein seiner Jagdlust und seinem Blutdurst dienendes „Vivarium" angelegt, d. h. einen Park mit allerlei mehr oder weniger wildem Gethier, über welches Institut man bei Plinius ein Näheres nachlesen könne.

Fährst du von Wiesbaden rheinabwärts, dann kommst du nach einem Orte, wo man am Ufer des breiten Rhein gar behaglich sitzt und einen schönen Tropfen Wein trinkt.

Dieser Ort führt jetzt den unglücklichen Namen Walluff — sage und schreibe: „Uff!" Ursprünglich und eigentlich führt er den Namen des Bachs, der hier in den Rhein fällt, nämlich Waldache, d. i. Waldbach, manchmal auch „Waldaffe" in den alten Urkunden geschrieben. Diesen Namen haben unwissende Schriftgelehrten nicht verstanden und in „Walluff" verballhornt.

Auf dem Westerwald liegt ein bescheidenes Dörfchen, das Pfadheim heißt und Podhem oder Paddem gesprochen wird. Als nun dies vormals oranische Land nassauisch wurde und der neue Landesherr seine Städte im Reich zählte und ihre Namen durch seine Schreiber, die der Mundart unkundig waren, feststellen ließ, verwandelte man den unverständlichen Namen Paddem in einen lateinischen Pott, und nannte das unglückliche Dorf „Pottum", und so heißt es noch heute.

„Mög' der Himmel Euch vergeben,
Was Ihr an uns Armen thut!"

Auch der Name „Taunus", wie man jetzt das Gebirg zwischen Main, Rhein und Lahn nennt, ist eine Verballhornung. Das Gebirg heißt „Dun", ein Name, der sich in dem „Dunsberg" und „Duneberg" bis heute erhalten. Das Volk nennt es heute „die Höhe". Im Rheingau nennt man die Leute von da oben die „Ueberhöher"; das Bad Homburg heißt „Homburg vor der Höhe" und nicht: Homburg am Taunus; und wenn man einem dortigen Bauer vom „Taunus" spricht, wird man nicht verstanden. Nur die Schuljungen wissen's.

Ich will damit das Kapitel der Namen und örtlichen Bezeichnungen verlassen und nur noch bemerken, daß die oben angeführten Beispiele ebenfalls der Sprachverbesserungswuth Halbgebildeter ihren Ursprung verdanken.

Dieser in die Irre gehende Verbesserungsdrang, welcher weder von dem natürlichen Sprachgefühl, das einem Jeden innewohnt, oder innewohnen sollte, geleitet ist, noch auch von wissenschaftlicher Einsicht, treibt seltsame Blüthen. Dafür noch einige Beispiele:

Einer meiner Schreiber, welcher vorher an dem Hofe eines kleinen hinterwäldler Dynasten beschäftigt gewesen, und es liebte, höfische Manieren an den Tag zu legen, so gut er es verstand, hatte u. A. auch über zwei Redensarten nachgegrübelt, nämlich erstens über die Frage „nicht wahr?" und zweitens über das dort in gleichem Sinne gebrauchte „Gelle?" oder „Gelte" (d. i. „Soll es gelten?", oder „Ist es so?"). Sein Nachdenken hatte ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß weder das Eine noch das Andere „Fair" sei, und da er glaubte, der eine wie der andere Ausdruck beruhe auf der Voraussetzung, daß man mit dem Angeredeten auf „Du" stehe, so hielt er den Gebrauch derselben mir, seinem gestrengen Chef, gegenüber für unstatthaft. Er fragte mich daher: „Nicht wahren Sie, Herr Doctor?" oder „Gelten Sie?" Das hielt er für höflich. Uebrigens sagt auch der Schweizer allgemein: „Gellen Sie?"

Von dem gleichen Bestreben, ein „höheres" Hochdeutsch zu sprechen, beseelt war eine alte Tante, welche die Torte „Taart" und die Sauce „Saas" aussprach. In Betreff des letzteren aber gerieth sie in einen Streit mit einer anderen, nicht minder „ge-

Digitized by Google

bildeten" alten Dame, welche behauptete, man müsse weder „Soos" noch „Saas" sprechen, das Eine sei so ordinär wie das Andere, im höheren Stil spreche man Sa-u-tse.

Die hochdeutsche Tante erzählte eines Tages auch, sie sei beinahe „die ganze Trepse hinunter gestolpsert"; und als eine ihrer Nichten sich wieder auf die äußerste Kante des Stuhles setzte, statt auf die Mitte desselben, sagte sie zu ihr: „Aber Kind, sitze doch nicht immer so auf der Schnepfe" (Schneppe).

Vor nunmehr dreißig Jahren aber, als in München die Tonhalle noch neu war, fragte mich ein Eingeborner, ob ich noch nicht in der „Tanholle" gewesen. Er wollte hochdeutsch sprechen, vergriff sich aber in dem A und dem O, weil beide Vocale sich sonst bei ihm identificirten.

Der Berliner dagegen sagt mit großer Beharrlichkeit „Lakal" statt Lokal. Unter einem Lakal versteht er eine große und womöglich etwas wüste Bierkneipe. Der Plural heißt nicht Lakale, sondern „Lakäler". Bildlich gesprochen bedeutet dort „Lakal" auch das menschliche Antlitz. In diesem Sinne hört man in Berlin wohl auf der Straße: „Ik werde dir Eens in's Lakal hauen!"

Seltsam ist das Schicksal des Wortes „Suade", das bekanntlich lateinischer Herkunft.

Von einem Redner, der sehr leicht und fließend spricht (der boshafte Berliner sagt: „Unsinn, aber jeläufig"), sagt man, er habe eine außerordentliche „Suade", oder er verstehe es, „den Leuten die Butter vom Brod zu schwatzen". (Beiläufig bemerkt, setzt unser holländischer Nachbar „Käse" an die Stelle der Butter.)

Das Volk aber, dem das Wort Suade einen fremdartigen Klang hat, setzt statt dessen „Schwarte". In meiner Heimat sagte man von einer Frau, die aus Klatsch und Verleumdung ein Gewerbe macht, „das Weibsbild hat eine Schwarte am Kopp, wie ein Schlachtschwert". In Berlin dagegen nennt man ein solches Mundwerk eine „Revolverschnauze" oder seit dem Krieg von 1870 eine „Schwatzmitrailleuse", und von einer solchen Frau sagt man: „Wenn die mal stirbt, dann muß die Schnauze extra dodjeschlagen weern." Bei der Berliner Schuljugend aber bedeutet „Schwarte" die Uebersetzung eines Klassikers, deren sich der Schüler vorschriftswidriger Weise als Eselsbrücke bedient.

Im August 1883 war ich in Wien. Ich fuhr hinaus nach Dornbach und stieg auf den dort gelegenen Heuberg, welcher eine schöne Aussicht bietet, namentlich auf die Stadt und auf die Gesammtheit der neuen öffentlichen Gebäude an der Ringstraße. Der freundliche Wirth aus einem Restaurant auf dem Heuberge diente mir als Cicerone. Obgleich in Wien seit einem Menschenalter ziemlich heimisch, wußte ich mir doch jene kolossale Masse, welche auf dem linken Ufer der Donau wie ein Berg sich aus der Tiefe emporhob, nicht zu erklären und fragte. Der Wirth sagte mir: „Ei, das ist ja die „Rundonte." Wir unterhielten uns nun eine Zeit lang über dieses schöne Ueberbleibsel der Wiener Weltausstellung von 1873. So oft ich aber sagte: „Rotunde", verbesserte mich der Wirth mit ebenso viel Höflichkeit als Entschiedenheit: „Rundonte"; und da das Ding doch in der That „rund" war, so dachte ich „der Klügste gibt nach" und sagte — pour être bien avec tout le monde — am Ende ebenfalls: die Rundonte. So wurden wir einig und schieden als Freunde.

In Nassau kam ein Bericht des Bürgermeisters Kardorf in Kestert am Rhein in meine Hände, worin er anzeigt, daß er den N. N. nicht so, wie befohlen, könne vorführen lassen, denn derselbe befinde sich im Auslande, und zwar dem Vernehmen nach in der Stadt „Kopf und Hagen". Er meinte damit Kopenhagen, aber das war ihm nicht Hochdeutsch genug.

Ein nach den Vereinigten Staaten ausgewanderter Bauer schrieb mir wegen einer Angelegenheit, die er bei der Auswanderung ungeregelt in der Heimat zurückgelassen hatte. Seine Adresse war mit Sorgfalt angegeben: Wohnsitz, Poststation, Grafschaft (County), und dann Staat „Pinselfähnchen". Das sollte Pensylvania bedeuten.

Einige schöne Exemplare von Mock-Hochdeutsch verdanke ich meinem (leider vor kurzem in der Blüthe seiner Jahre gestorbenen) verehrten Freunde, dem Director des Gymnasiums zu Sprottau, Dr. Robert Rößler, dem Verfasser prachtvoller Gedichte und Erzählungen in schlesischer Mundart, welche (namentlich da das Verständniß des Dialektes keine sonderlichen Schwierigkeiten bietet) ebenso gut wie Fritz Reuter auch im übrigen Deutschland außerhalb der Dialektgrenze gelesen zu werden verdienten. Sie spielen alle in Schlesien, diese Exemplare. Siehe das schöne Büchlein: „Gemüthliche Geschichten" (Berlin 1882).

Das erste ist die Erfindung eines sinnreichen Stadtverordneten.

Es handelte sich um die Neupflasterung einer Straße, eines Weges. Der Herr war dagegen und erklärte: „Wenn de Wägetation überoal asu gutt ihs, wie bei üns, do höats keene Sache." Selbstverständlich dachte er an „Vegetation" und hatte keine Ahnung, daß das verwünschte Wort etwas ganz Anderes bedeute als Wegbeschaffenheit oder Wegsamkeit.

Ein Anderer, dessen ganze Freude eine „Hecke" Kanarienvögel war, sprach im Frühjahr, sobald die ersten Eier ins Nest gelegt wurden, stets davon, daß die Weibchen jetzt schon „hektisch" wären.

In einer Schule sollten die Kinder Wörter mit der ziemlich seltenen Endung „sam" aufsuchen; sie brachten alle, welche sie wußten, herbei, wie „heilsam", „wegsam", „lobesam", „gemeinsam", „grausam" u. s. w. Bald war der Vorrath erschöpft und die Finger der Kleinen senkten sich; nur ein Junge, der sich sonst nicht gerade durch Schlauheit auszeichnete, zeigte immer noch. Der Lehrer macht ein freundliches Gesicht und muntert ihn auf: „Nun Karlchen, du weißt noch ein Wort auf „sam"? Das muß uns Allen entgangen sein. Wie heißt es also?!" Worauf Karlchen sich erhebt und zum größten Gaudium seiner Mitschüler stolz und zufrieden ausruft: „Gespeistsam!"

Bekanntlich begrüßen sich die richtigen Schlesier nicht blos nach Tische, sondern den ganzen Nachmittag über nicht mit „Guten Tag", sondern mit „Wohl gespeist zu haben"; das wird aber so schnell gesprochen, daß es wie „Gespeistsam" klingt.

Die Redensart, mit der man einander begrüßt in dem Augenblicke, in welchen man die Tafel verläßt, ist sehr verschieden in Deutschland. Das schlesische „Gespeist zu haben" ist noch ein Ueberbleibsel aus der Zeit, da Schlesien östreichisch war. Was das übrige Deutschland anlangt, so sagt man östlich der Elbe in der Regel: „Ich wünsche Ihnen gesegnete Mahlzeit" oder abgekürzt „Mahlzeit" und reicht dabei einander die Hände. Westlich der Elbe sagt man „Wohl bekomme es Ihnen" (oft auch nur „Komm's Ihne"), ohne einander die Hände zu reichen. In vielen Gegenden aber sagt man gar nichts und unterläßt überhaupt eine jede derartige Begrüßung; ja man erlaubt sich sogar, dieselbe bei Anderen affectirt oder gar komisch zu finden. In Deutschland herrscht nun einmal nicht durch das ganze Land jene Gleichförmigkeit oder Uebereinstimmung der Lebensgewohnheiten und Sitten wie in England.

Und man kann in der That darüber streiten, ob dies ein Vorzug ist oder ein Fehler.

Aus der Hauptstadt.

Die Bebauung der Museumsinsel.

Das moderne Museum, eine Sammlung im Staatsbesitz, erhalten und vermehrt aus Mitteln des Staates, zählt unter diejenigen Dinge, welche man mit dem bequemen und deshalb bis zum Ueberdruß mißbrauchten Ausdruck „Errungenschaft unserer Zeit" zu bezeichnen pflegt. Sammlungen sind so alt wie die Cultur und so weit wie sie verbreitet. Wir kennen sie als Erzeugniß der antiken Bildung und können sie über Indien nach China und Japan zu allen Zeiten verfolgen. Die älteste Sammlung, die heutzutage nachgewiesen werden kann, dürfte der Schatz des Mikado zu Nara sein, den man seit dem achten Jahrhundert ohne Unterbrechung vermehrt hat — wenn wir uns auf die Genauigkeit der

Digitized by Google

Berichte verlassen können. Aber es handelt sich bis in die neueste Zeit nur ganz bedingt um Sammlungen an sich. Entweder hatte der Monarch oder ein reicher Privatmann zusammengebracht, was an Kunstobjecten und Curiositäten seine Freude am Besitz gereizt, und sie als höchsten Schmuck seines Hauses über seine Wohn- oder Repräsentationsräume vertheilt — oder es hatte der gläubige Sinn des Volkes seine Tempel und Kirchen, später der Bürgerstolz seine Raths- und Zunfthäuser mit dem edelsten Produkt menschlichen Vermögens ausgestattet. Sammlungen dieser Art sind noch zahlreiche und höchst bedeutende in den katholischen Kirchen, in den holländischen Rathshäusern auf unsere Tage gekommen, gerade so wie in Japan, China und zum Theil auch in Indien die alten Tempel ihre Kunstschätze noch besitzen. Auch alte fürstliche Sammlungen sind mehr oder weniger intact im Besitz des Geschlechts, das sie anlegte, auf uns gekommen, und nicht selten nehmen die heutigen Staatssammlungen noch immer die Räume ein, die für sie hergerichtet wurden, als sie noch dem Herrscherhause gehörten.

Bereits im sechzehnten, in größerem Umfange aber erst im siebzehnten Jahrhundert lösten sich aus der großen Masse dessen, was gesammelt wurde, Bilder und Statuen für die Galerie, Werke der Kleinkunst, naturhistorische Curiositäten für die „Kunstkammer", einzelne Specialitäten los und wurden in besondern Räumen für sich geordnet und wissenschaftlich bearbeitet; so kamen die Naturalien- und Kupferstichkabinete auf. Aus und neben den ersteren hat unser Jahrhundert, das des Sammelns vor allen andern, für alle Kategorien des Bestehenden seine Museen gegründet, historische, landwirthschaftliche, postale, hygienische und so weiter in infinitum.

Aber der wesentlichste Umschwung im Charakter aller Sammlungen hat sich seit ihrem Uebergang an den Staat, oder ihrer Gründung durch den Staat vollzogen. Sie sind jeglicher Art privater Laune entzogen, werden nach festen wissenschaftlichen Grundsätzen in gesicherter Tradition verwaltet und systematisch vermehrt.

Die Kunstmuseen haben bei diesem Uebergang die tiefstgreifendsten Veränderungen erlitten, denn der Kunstgegenstand ist zum ersten Male gänzlich aus dem Zusammenhange gerissen mit der Umgebung, für die er gedacht war. In demselben Raume hangen nebeneinander das Altarbild der Kirche, die kolossale mythologische Wanddecoration eines Renaissancepalastes und das winzige Tafelbild, das für das Zimmer des wohlhabenden Bürgers geschaffen ist. Freilich lassen sich die Anfänge dieses Zustandes schon bei den großen fürstlichen Sammlungen unter den Selbstherrschern des vergangenen Jahrhunderts nachweisen. Auch sie litten bereits an Häufung. Das Tafelgemälde war nicht mehr ein Kleinod, das möglichst selbstständig und von der Umgebung unbeeinflußt zur Geltung kommen sollte. In den Galerien und Gemächern waren die ganzen Wände damit bedeckt, als wären sie nur ein kostbarer Ersatz für die Tapisserie. Die Skulptur ist nur ausnahmsweise in ähnlicher Art mehr magazinirt als aufgestellt worden. Schon ihre geringere Quantität führte zu einer angemesseneren Behandlung. Weit besser als das Tafelgemälde ließ sich das Relief und die Statue in das architektonische Ganze eines Gemaches, einer Halle einordnen. In dieser Beziehung ist es höchst charakteristisch, daß die Renaissance und die von ihrer Bewegung direct abhängigen Jahrhunderte die Reste antiker Plastik so gut wie möglich zu restauriren suchten. Unser Intactlassen des Fundzustandes ist eben ein Resultat unserer wissenschaftlichen Richtung und unserer Museen als Aufbewahrungsort.

Von den fürstlichen Galerien haben unsere Bildermuseen die Sitte überkommen, ihren Inhalt möglichst gedrängt in knappen Räumen aufzuspeichern. Alle neuen Museumsbauten des Continents erscheinen deshalb von modernem Standpunkte, der eine Anordnung verlangt, welche der künstlerischen Individualität des Objectes gerecht wird, als von vorn herein selbst für den ursprünglichen Bestand der Sammlung zu eng bemessen.

Nicht länger wird das Ideal einer großstädtischen Galerie in der überwältigenden Masse gesucht, sondern in der angemessensten Aufstellung der vorzüglichsten Werke, zugleich dem Kunstgenuß und den Ansprüchen der Wissenschaft entgegenkommend. Wenn nun schon hierdurch die Anforderungen an Weiträumigkeit um ein Bedeutendes gesteigert sind, so kommt bei der künftigen Anlage von Staatsmuseen deren großartige Sammelkraft in Anschlag, die den Zeitpunkt mit Sicherheit voraussehen läßt, da in Privatbesitz nur ausnahmsweise noch ein werthvolles Erzeugniß älterer Kunst vorhanden sein wird. In der That haben sich fast alle einschlägigen Neubauten in wenigen Jahren als zu eng erwiesen. Zuweilen war während der Bauzeit die in andern Räumen untergebrachte Sammlung so sehr angeschwollen, daß für die erste Aufstellung der Raum nicht langte. Die erste Bedingung bei der Anlage eines modernen Staatsmuseums ist deshalb die Geräumigkeit.

Leider fehlt es in dieser Hinsicht den Berliner Museen seit ihrer Entstehung. Kaum war vor fünfzig Jahren das Schinkel'sche alte Museum am Lustgarten bezogen, so stellte sich das Bedürfniß nach weit größeren Räumlichkeiten heraus. Wenig mehr als zehn Jahre nachher stand das Stüler'sche Museum fertig. Heute sind die meisten Werke der Kleinkunst ausgeschieden und werden im Kunstgewerbemuseum aufbewahrt; das umfassende ethnographische Museum ist geschlossen und so gut wie magazinirt, bis es den stattlichen Neubau in der Königgrätzer Straße beziehen kann, und dabei sind die Räume aller Abtheilungen so überfüllt, daß kaum mehr als die Hälfte der Gemälde dem Publicum zugänglich gemacht werden kann, um nur ein Beispiel zu nennen.

Daß man bei den jetzt nothwendig werdenden Neubauten auf möglichst lange Zeit das Bedürfniß zu decken sucht, liegt auf der Hand. Wäre nur nicht der verfügbare Raum so knapp bemessen! Wenn die unter dem Namen Museumsinsel bekannte Landzunge zwischen der Spree und einem Nebenarm, dem Kupfergraben, in seinem ganzen Umfange zur Benutzung frei läge, dann wäre kaum eine bessere Lage für Museumsbauten denkbar als dieses Terrain im Herzen der Stadt. Aber das neue Museum und die Nationalgalerie, welche parallel neben ihm liegt und nur noch ein Beträchtliches hinter die Front zurücktritt, haben sich ungünstig eingeordnet, daß so viel Raum um sie her brachgelegt ist, wie durch eine unglückliche Disposition überhaupt nur möglich. Dann ist zum Uebermaß die Stadtbahn quer über die Mitte der Landzunge gelegt, so daß ein dreieckiges Stück an der Spitze abgeschnitten wird.

Für die Bebauung dieses Terrains mit Museumsanlagen hat der Staat eine Concurrenz ausgeschrieben, deren Ergebniß gegenwärtig im Lichthof des Gewerbemuseums ausgestellt ist. Man hat damit einen Gedanken Friedrich Wilhelm IV. wieder aufgenommen. Der Fassung des Programmes nach dürfte als erstes Ergebniß noch kein Definitivum erwartet worden sein, denn bei einigen Hauptpunkten war wohl ein Wunsch nach bestimmter Richtung ausgesprochen, aber nicht in verbindlicher Form. Auch die Architekten haben offenbar diese erste Concurrenz als ein Vorspiel aufgefaßt, als eine generelle Lösung des Problems, welche die Möglichkeiten klar legen sollte.

Eine der Hauptschwierigkeiten bestand in der Aufstellung der Pergamener. Es war der Gedanke angeregt worden, den Altar in seiner ursprünglichen Gestalt wieder aufzubauen, und so fragte es sich vor Allem, wie weit sich dies mit den übrigen nothwendigen Anlagen auf dem engen Raum vertrüge und welcher Art die Lösungen sein würden. Es ist keine Kleinigkeit, die Möglichkeit für einen kolossalen Raum mit tiefeinfallendem Seitenlicht bei so beschränkter Lokalität und so zahlreichen sonstigen Anforderungen zu schaffen. Es haben deshalb die weitaus meisten Lösungen auf den Wiederaufbau verzichtet und dafür nach einem andern Gedanken des Programms das Bauwerk als eine Art Treppenanlage an einen Hauptbau geschoben. Dies wird auch wohl der Ausweg bleiben, zumal da vom Fries der Rückseite nur einzelne Bruchstücke gefunden worden.

Ueberaus schwierig ist auch die Behandlung der Stadtbahn. Soll sie der ganzen Länge nach überbaut werden? Damit wären die Museen zugleich vor dem bei jedem widrigen Winde eindringenden Ruß geschützt. Es müßte diese Vorsichtsmaßregel vielleicht auch dann ergriffen werden, wenn nach dem Wunsch des Programms im Interesse der Feuersicherheit die Anlage in Einzelbauten aufgelöst werden sollte. Bei dem Massenbau, der eine ausgiebigere Ausnutzung des Terrains erlaubte, läßt sich eine Ueberbauung der Stadtbahn in den wenigsten Fällen vermeiden.

Dann bedarf die Erweiterung des Museums der Gipsabgüsse, in seiner wissenschaftlichen Vollständigkeit ein Unicum, bedeutenden Zuwachses. Das Dreieck an der Spitze jenseit der Stadtbahn ist als Museum für die Kunst der christlichen Epoche in Aussicht genommen. Es werden die Gemälde, die Skulpturen der Renaissance ꝛc. und die Gipsabgüsse nach Skulpturen aus christlicher Zeit hineinkommen. Dies sind einige der Hauptpunkte. Alle übrigen Anforderungen gibt das Programm im Einzelnen. Hier des Näheren darauf einzugehen würde zu weit führen. Es kann sich bei der Schwierigkeit der Grundrisse und der Mannichfaltigkeit der Lösungen auch nicht um eine Besprechung der einzelnen Projecte handeln, zumal keines der späteren Ausführung ohne wesentliche Aenderung zu Grunde gelegt werden dürfte.

Digitized by Google

Was die äußere Ausbildung der Architektur anlangt, so muß eine durchgehende Mäßigung hervorgehoben werden. Diese lag einestheils schon in einer Bemerkung des Programms als Forderung ausgesprochen, andrerseits versteht sich von selbst, daß der Staat bei der späteren Ausführung die Mittel zu äußerer Pracht nicht leicht gewähren wird, wo es sich um eine Riesenanlage handelt. Es kommt hinzu, daß die Museumsinsel im Herzen der Stadt ganz versteckt liegt. Nur an einer Seite führt eine wenig begangene Straße an dem jenseitigen Ufer entlang, auf die andere gibt es keine Ansicht von einer Straße aus. Auch führt kein großer Straßenzug von irgend einer Seite auf die Insel, noch wird dies Verhältniß sich in absehbarer Zeit ändern, und vom Lustgarten aus verdeckt Schinkels Museum die sämmtlichen hinter ihm gelegenen Bauwerke schon jetzt.

Daß weiterhin eine unverkennbare Neigung zu klassicistischen Formen sich ausspricht erklärt sich aus den Bauten Schinkels, Stülers und Stracks, mit denen die neuen Anlagen in Uebereinstimmung gebracht werden sollen. Nicht selten mischt sich, namentlich bei den Kuppeln, eine Reminiscenz an Pariser Prachtbauten ein. Nur hin und wieder kommen ganz phantastische Projecte vor, wie z. B. der Plan, den pergamenischen Altar als eine Art Akropolis über der Stadtbahn aufzuthürmen.

Einige Projecte haben auch den Versuch einer Regulierung der umliegenden Stadtviertel gemacht, um große Perspectiven zu gewinnen. Für die Zukunft dürfte einer oder der andre dieser Pläne manche Anregung bieten, denn schwerlich werden sich die engen, verlorenen Quartiere am Kupfergraben im Mittelpunkt der Stadt halten können.

A. L.

Eine neue Operette.

(Der Marquis von Rivoli. Komische Operette von Louis Roth.)

Wenn die Natur uns nicht an das Ende der Wintersaison gemahnte, das Repertoire der Berliner Bühnen und vor Allem ihre Novitäten würden es thun. In der Regel sind diese Nachzügler meist zurückgelegte Werke, zu denen der Director wenig Vertrauen hat, die er aber, da sie doch einmal angenommen, zu geben verpflichtet ist: im Laufe der Saison würde ein Mißerfolg seine Kasse empfindlich schädigen, während am Ende derselben und vor einem ohnehin weniger zahlreichen und vorzugsweise nicht-berlinischen Publicum ein halber Erfolg schon eher zu verwinden ist. Der Director des Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters hat sich ohne Zweifel auch von Roths „Marquis von Rivoli", den er als voraussichtlich letzte Novität gab, keine großen Erwartungen gemacht. Sein Glaube ist nicht betrogen worden. Der Marquis hat sich zwar recht verführerisch herausgeputzt und in Tönen und Worten Manches vorgebracht, was zu seinen Gunsten spricht: er ist munter, anständig und plaudert, tänzelt und trällert artig genug, um uns einen leidlich vergnügten Theaterabend zu verschaffen, aber seine musikalischen Anlagen sind noch schwach und vermochten unser Publicum nicht sonderlich anzusprechen. Louis Roth, der Nachfolger Millöckers am Dirigentenpulte des Theaters an der Wien, packt uns nicht, weder am Herzen, noch an den Beinen, wenn er uns auch immerfort mit Tanz-, Marsch- und sonstigen frohen Rhythmen tractirt. Er ist auch nicht schöpferisch und erinnert sich zu viel. Damit steckt er den Zuschauer an, der sich nun auch erinnert — alle diese Musik schon öfter unter veränderten Umständen in den Werken von Strauß, Millöcker, Suppé und Anderen gehört zu haben.

Der Text ist jedenfalls mehr werth als die Musik. Obgleich der Theaterzettel mit gewohnter Discretion als alleinige Verfasser die Herren Richard Genée und B. Schier nennt, so genügt die Kenntniß einer einzigen Scene, um sofort den französischen Ursprung errathen zu lassen. Nach Zell-Genée'schem Brauche wurde er irgend einem alten Pariser Schmöker entnommen; vielleicht einem Libretto des unerschöpflichen Scribe oder einem Vaudeville des nicht minder vielgeplünderten „Herrn" Théaulon — wie auf dem Theaterzettel von „Nanon" zu lesen stand, obwohl „Herr" Théaulon schon seit vielen Jahrzehnten kein Herr mehr ist und längst nach der üblichen Station im Fegefeuer seinen vermuthlichen Aufenthalt im Himmel genommen hat. Darum ist es auch possirlich, daß ein Theil der Kritik diesem Texte Mangel an Originalität und allzu ungenirte Anlehnung an allbekannte Stücke wie „Robert und Bertram", „Die beiden Galeerensklaven", „Die Prinzessin von Trapezunt" u. A. vorgeworfen hat, während ohne Zweifel der „Marquis von Rivoli" viel älter und wahrscheinlich das Urbild all dieser Gaunerstücke ist. Zwei Spitzbuben verbünden sich, um das Leben der Pompadour scheinbar in Gefahr zu bringen und öffentlich zu retten. Dupont übernimmt den ersten, Preton den zweiten Theil des Programms. Es gelingt, die Pferde der Marquise scheu zu machen und dann zum Stehen zu bringen, und höchstens der Polizeipräfect von Paris durchschaut das Arrangement. Preton, der Lebensretter, wird zum Marquis von Rivoli erhoben. Aber Dupont heftet sich compromittirlich an seine Fersen und verlangt seinen Antheil. Der neue Marquis ernennt ihn zu seinem Lakai, welche Stellung der unverbesserliche Dieb vortrefflich zu seinen gewohnten Streichen zu nützen versteht. Gleich anfangs wird er von der Vorleserin der Pompadour — diese selbst erscheint in dem Stücke nicht — auf frischer That ertappt, und der Marquis hat alle Mühe, seinen Bedienten zu entschuldigen und rein zu waschen. Auch als Beide von dem als spanische Sängerin verkleideten Präfecten bei der Ausübung ihres alten Berufes betroffen werden, ersinnt der schlaue Marquis noch eine halbwegs plausible Ausrede, so daß der Präfect seines Postens enthoben und der Marquis zu seinem Nachfolger ernannt wird. Im letzten Acte zerrinnt natürlich der Traum von Reichthum und Größe. Der Marquis, stets von seinem Bedienten und nun auch durch seine früheren Spießgesellen — wie im „Bettelstudent" — bloßgestellt, läßt sich zu Gewaltmaßregeln hinreißen, arretirt die Vertraute der Pompadour und brüskirt deren Geliebten, einen eifersüchtigen Pagen, und weiß sich schließlich nur dadurch zu helfen, daß er mit seinem Collegen in der Galacarosse des Präfecten auf- und davonfährt.

Wie man sieht, eine bunte, lustige Handlung, reich an komischen Verwicklungen und dankbaren musikalischen Motiven. Wie hübsch ist nicht die Scene gedacht, wo der Page und die Vorleserin die eingeschlafenen Hofdamen wecken, indem sie denselben einen ganzen Kalender von männlichen Taufnamen ins Ohr rufen: bei dem geliebten Namen fährt eine Jede aus dem Schlaf empor und verräth dadurch ihr süßes Geheimniß. Oder das Terzett im zweiten Act, wo die Vorleserin entdeckt, daß Dupont ihr ein Medaillon gestohlen. Dupont leugnet es keineswegs, Preton bringt die Ausrede vor, er habe es stipitzen lassen, weil er in die Porträtirte, eben die Vorleserin, verliebt sei. Und nun preist der Marquis ihre persönlichen Reize, sein Lakai aber den Werth des kostbaren Rahmens, der Eine ihre blauen, funkelnden Augen, der Andere die Bläue der Türkisen und den Glanz der Diamanten. Man sollte meinen, ein Componist von Rasse müßte schon durch die vis comica dieser Situation angeregt werden, doch von alledem ist hier gar nichts zu merken. Roth schöpft einfach aus seinen Kapellmeister-Erinnerungen: Menuett, Galopp und Walzer, wer weiß, wie das geschah? und wir sehnen uns vergeblich nach einem wirklich lustigen und schlagenden musikalischen Ausdruck. Auch der Marsch, der seit Suppés „Fatinitza" in keiner Operette mehr fehlen darf, ist ohne Brio und Schwung; das sentimentale Sopran-Solo: „Von zweien Uebeln soll man wählen" paßt nicht zum Text; das parodistische Duo: „Das sind die Klänge vom Manzanares" sucht durch Castagnettengeklapper und Mandolinezupfen uns über seine musikalische Oede zu täuschen. In der Instrumentation findet sich manches Hübsche und fleißig Erklügelte; am besten gelingt Roth noch das einfache Couplet. Hier verräth sich eine schätzbare Kraft für die Posse mit Gesang und das leichte Singspiel und Vaudeville.

Die Aufführung läßt zu wünschen übrig. Es fehlt dem Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater durchaus an einer ersten Sängerin. Freilich, wo ist ein solcher weißer Rabe noch zu finden? Der Aufschwung der Wiener Operette hat nicht auch eine Blüthe im Soubrettenfach hervorgebracht, und während die glücklicheren Pariser noch von Offenbachs Zeiten her eine Judic, eine Théresa, eine Théo, eine Paola Marié und Céline Chaumont besitzen, stirbt die Gallmeyer, das Genie der Parodie, zieht sich die alte Geistinger zurück, gehen die Damen Schläger und Klein vom Karltheater zur Hofoper über ... Dafür besitzt die Berliner Operettenbühne in Herrn Wellhof einen ausgezeichneten Buffo, der ebenso viel komische Kraft hat wie Knaak und Matras, weniger nur lediglich Chargenspieler ist als Girardi und Schweighofer und mehr Stimme besitzt, als diese beliebten Wiener Komiker alle miteinander — was allerdings nicht gerade viel sagen will.

Z.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Geschichte meines Lebens v. Alfred Meissner. Erster Band. M. 5 = fl. 3. Soeben erschienen.

Novität.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Die Egoisten.

Drama in vier Akten von

Albert Gaebeler.

7 Bogen. 8. elegant brosch. M. 1.50.

Verlag: **J. B. Metzler** in **Stuttgart.**

Haidekraut.

Ein neues Skizzen- und Bilderbuch von

Johannes Scherr.

Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 4.50, geb. M. 5.—.

[Neu!] [Im Buchhandel!]

Eine Bühnen- und Concert-Agentur I. Ranges wünscht mit Autoren und Componisten in Verbindung zu treten. Adressen erb. sub J. H. 7899 an Rudolf Mosse, Berlin SW.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Antiquar-Catalog 14,

Kunst, Prachtwerke, Costüme, Photographien, neue Erscheinungen v. 1880—84, erschien soeben und versenden gratis franco

S. Glogau & Co., Leipzig.

½ Stunde von Frankfurt a. Main. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder.** **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Heines Memoiren

jetzt complet erschienen. Preis 4 Mark.

Zur Erinnerung an Emanuel Geibel.

Verlag von **F. Grautoff** in **Lübeck.**

Emanuel Geibel.

Ein Gedenkblatt.

Mit einem Bildniß in Lichtdruck

und einem Facsimile-Druck nach einer Handschrift von 1882.

1 Mark 50 Pfg.

Ein Lebensbild, von Freundeshand geschrieben, das jeden Verehrer unseres heimgegangenen Dichters anmuthen wird. Ein Anhang giebt Bericht über die denkwürdige Bestattungsfeier.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für A. Schopenhauer in Frankfurt am Main.

In wenigen Jahren erfüllt sich ein Jahrhundert, seit Arthur Schopenhauer das Licht der Welt erblickte, einer Welt, die für ihn der Gegenstand tiefsinnigster Forschung werden und die er mit den Strahlen seines Genius mächtig erhellen sollte. In einsamer Grösse, nur von Wenigen verstanden, hat er unter uns geweilt. Spott und Hohn, die der verständnisslose Haufe stets für die Edlen und ihrer Zeit weit Vorausgeeilten bereit hält, sind ihm nicht erspart geblieben. Verstummt ist das Geschrei, das Zeitalter der Wirkung ist angebrochen. Schopenhauer ist schon heute, was er als Jüngling gehofft und erstrebt, der Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts. Er ist das Bindeglied zweier Welten, der abendländischen und der morgenländischen Philosophie. Das allein genügt zu seinem Ruhme und um ihn zum Manne der Menschheit im höchsten Sinne zu stempeln. Der Weg, den er sich zu dem Geiste der Upanischaden gebahnt, ist eine staunenswerthe Leistung unvergleichlicher Divinationskraft. Dass er, der Erneuerer Kants, die dunkle, fast unzugängliche Lehre dieses grössten Denkers des Abendlandes dem allgemeinen Verständnisse erschlossen, dass er mit und nach Kant den Materialismus durch den einzig möglichen Gegenbeweis widerlegt und so dieser einseitigen, heute mehr als je in ihren verderblichen Consequenzen hervortretenden Weltanschauung allen Anspruch auf metaphysische Geltung für immer entrissen hat, — dass er darnach die Ethik als den höchsten Gegenstand der Philosophie bezeichnet, das unendlich schwierige Problem der Willensfreiheit tiefsinnig ergründet hat, — dass er auf die Naturbetrachtung wie auf das Gebiet der Künste Lichtstrahlen geworfen, die in eine bisher ungeahnte Tiefe hinab deren wahres Wesen erleuchtet haben, — alles das sind Verdienste, deren hoher Werth und weitreichende Wirkungen erst von kommenden Jahrhunderten richtig geschätzt werden können.

Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um dem grossen Lehrer der Menschheit zum hundertjährigen Gedenktage seiner Geburt ein würdiges Denkmal in der Stadt, wo er die besten Jahre seines Lebens verweilte, zu errichten. Sie bitten um Beiträge zu diesem Zwecke bei den Gebildeten aller Nationen. Schopenhauer als Schriftsteller gehört zunächst Deutschland, als Philosoph der ganzen Menschheit.

Dr. Carl Bähr, Dresden. Rudolf von Bennigsen, Hannover. Otto Böhtlingk, Jena. Prof. Francis Bowen, Harvard College, Cambridge, Massach. Johannes Brahms, Wien. Georg Brandes, Kopenhagen. Georg von Bunsen, Berlin. Prof. Wilhelm Gentz, Berlin. F. A. Gevaert, Brüssel. Dr. Wilhelm Gwinner, Frankfurt. Hugo Gyldén, Dir. d. Sternwarte, Stockholm. Frederick D. Hedge S. J. D., Cambridge, Massach. Karl Hillebrand, Florenz. Dr. S. van Houten, Mitglied der Staten-Generaal, Haag. Prof. Rudolf von Jhering, Göttingen. Emile de Laveleye, Lüttich. Prof. Rudolf Leuckart, Leipzig. Paul von Lilienfeld, Mitau, Kurland. Elpis Melena, Khalepa, Creta. Prof. Hugo Meltzl von Lomnitz, Klausenburg. Oberbürgermeister Dr. Miquel, Frankfurt. S. Moret y Prendergast, Madrid. F. Max Müller, Oxford. Ludwig Noiré, Mainz. Rájah Rámpál Sing, Sudbury, Harrow. Ernest Renan, Paris. Adolf Friedrich Graf von Schack, München. Joseph Unger, Präsident des Reichsgerichts, Wien. Hans von Wolzogen, Bayreuth.

☛ Die gesammelten Geldbeiträge sind an die Central-Annahmestelle des Frankfurter Localcomités, die **Deutsche Vereinsbank in Frankfurt a. M.** einzusenden.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 24. Mai 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Bestrebungen des Deutschen Schulvereins. Von Wilhelm Wattenbach. — Zur Vagabundenfrage. Von Hermann Mich. Richter. — **Literatur und Kunst:** Don Juan-Studien. Von Wilhelm Bolin. — Eine Turgenjew-Biographie. Von Wilhelm Goldbaum. — Il cinque Maggio. Eine Scene am Lago maggiore. Von Wilhelm Lang. — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Künstlerverein. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die Bestrebungen des Deutschen Schulvereins.

Von Wilhelm Wattenbach.

Seitdem in diesen Blättern zum letzten Mal das politische Martyrium der Siebenbürger Sachsen besprochen wurde, hat sich die verzweifelte Lage dieses edlen verlassenen Bruderstammes eher verschlimmert. Die ganze alte Verfassung ist gegen die feierlichsten Zusicherungen zerstört, der Sachsenboden zerschlagen und in verschiedene Comitate vertheilt; in Amt und Gericht wird, gegen den klaren Wortlaut der noch bestehenden Gesetze, immer ausschließlicher die magyarische die einzig geduldete Sprache; im völlig deutschen Hermannstadt ist dem deutschen Angeklagten keine Vertheidigung in seiner Sprache gestattet, werden Kundmachungen über Hypotheken u. dgl. nur magyarisch erlassen, Alles gegen den klaren Wortlaut des Nationalitätengesetzes von 1868, welches nur dazu dient, fremde Leser irre zu führen. Beschwerden sind oft genug versucht, bleiben aber immer völlig erfolglos. Auf politischem Boden zum Widerstand ohnmächtig klammerten sich die Sachsen um so fester an das, was ihnen noch blieb, an das letzte und theuerste Gut geknechteter Völker, an Kirche und Schule. Hier war die Autonomie ihnen feierlichst zugesichert, sie kam ihnen um so mehr zu, weil sie Alles allein aus eigenen Mitteln unterhalten. Dazu ausschließlich dient das Nationalvermögen, welches sie aus früheren besseren Zeiten gerettet haben. Nur noch die Verwaltung dieser Einkünfte ist der einstmaligen Repräsentation des Volkes, der sogenannten Nationsuniversität geblieben. In der Versammlung aber, welche nach fester Ordnung das Vermögen der Nation zu verwalten hat, findet sich ein Rumäne, denn die Rumänen, welche die untere, früher politisch nicht berechtigte Schicht der Bevölkerung ausmachen, haben zum Mitgenuß zugelassen werden müssen. Dieser also stellt die Anträge, welche der Minister wünscht, Anträge auf Verwendung des Geldes für Ausgaben, welche der ganzen Versammlung ungerechtfertigt erscheinen, wie z. B. eine Zulage für den, den Sachsen aufgedrängten Obergespan, der, wie zum Hohn, der Sachsengraf genannt wird. Alle, bis auf den Antragsteller, stimmen dagegen. Der Minister aber erklärt diesen Antrag für ein Minoritätsvotum, welches er bestätigt und der Obergespan verfügt die Auszahlung. Es ist klar, daß dabei alle Sicherheit und Ordnung der Finanzverwaltung aufhört. Aber eine mit allem Nachdruck betriebene Beschwerde dagegen ist neuestens einfach zurückgewiesen worden.

Natürlich ist bei solchen Grundsätzen das Fortbestehen der Schulen ganz unsicher; das Vermögen kann jeden Augenblick ganz eingezogen werden, und es ist auch schon damit gedroht worden. Einstweilen aber bestehen die Schulen noch, fünf Gymnasien und eine lange Reihe anderer Unterrichtsanstalten. Niemand hat auch nur behauptet, daß sie nicht auf gleicher Linie mit guten deutschen Schulen ständen, aber eben, daß sie gut sind und daß sie deutsch sind, macht sie verhaßt. Das Landesconsistorium, die gewählten Vertreter der evangelischen Kirche, hatte die Leitung und die Prüfung der Schulamtscandidaten. Diese werden später Pfarrer; nur auf solche Weise ist es möglich, mit den geringen Mitteln, welche der Nation zu Gebote stehen, die Schulen zu erhalten, da sie nicht im Stande ist, auskömmliche Gehalte für ältere verheirathete Lehrer aufzubringen. Begreiflicher Weise sind diese Schulen der eigentliche Hort und Halt des deutschen Volksthums. Ebenso natürlicher Weise sind sie deshalb der Gegenstand des Hasses und der Anfeindung für die Magyaren. Schon 1879 wurde der Unterricht in der magyarischen Sprache für obligatorisch in der Volksschule erklärt, und die Volksschullehrer sind also gezwungen, magyarisch zu lernen. Aus Gegenden, in welchen weit und breit Niemand diese Sprache versteht, müssen sie in ihren Ferien nach Klausenburg wallfahrten, um da eine Sprache zu lernen, deren sie nur deshalb bedürfen, weil man sie von ihnen verlangt. Um die Mittelschulen oder Gymnasien aber drehte sich in den letzten Reichstagssessionen der Kampf. Ein Gesetz wurde vorgelegt, welches das Aufsichtsrecht des Staates maßlos ausdehnt und die Prüfung der Candidaten einer Staatsbehörde überträgt, welche natürlich magyarisch prüft und an einer Universität ihren Sitz hat. Die Universitäten aber sind ausschließlich magyarisch. Dadurch und durch die Forderung vollkommener Kenntniß der magyarischen Sprache und Literatur wird es unumgänglich nothwendig, daß die Candidaten die magyarischen Universitäten besuchen. Man will ihnen den Besuch der deutschen Universitäten unmöglich machen, und damit den Lebensnerv ihres deutschen Volksthums durchschneiden.

Dieses Gesetz, den feierlichsten Zusicherungen des Nationalitätengesetzes widersprechend, ist es gewesen, welches den Deutschen Schulverein zur Agitation veranlaßte. Der Verein hielt sich für verpflichtet, jedes Mittel zu versuchen, um die Theilnahme der deutschen Nation für diese Vorgänge anzuregen. Es ist nicht geglückt, das Gesetz hat die kaiserliche Sanction erhalten, und für den Schulverein ist der Anlaß zu einer Art der Thätigkeit entfallen, welche nicht überall gefiel. Er beschränkt sich hinfort auch hier auf Unterstützungen, welche vorzüglich in der Beschaffung von Lehrmitteln und Büchern bestehen.

Nur ganz kurz will ich erwähnen, daß im eigentlichen Ungarn die Lage der Dinge noch viel schlimmer ist. Hier sind Hunderte deutscher Schulen einfach zerstört. Die heranwachsende Generation hat in großem Umfang schon die deutsche Sprache, wenigstens in ihrer schriftmäßigen Ausbildung, verlernt, sie kann

Digitized by Google

sich oft mit ihren Eltern kaum noch verständigen, von deutscher Bildung ist keine Rede mehr. Nur im magyarischen Staat hat diese Generation die Möglichkeit der Existenz, des Fortkommens, und zwar um so besser, je eifriger magyarisch sie sich geberdet. Hier ist keine Widerstandskraft mehr, mit Ausnahme weniger Gegenden, namentlich im Banat, wo mehr als 400,000 deutsche Bauern wohnen, wo jetzt viele einst blühende deutsche Dorfschaften im traurigsten Verfall sind. Denn die magyarische Herrschaft ist nichts Anderes als das rücksichtsloseste Junkerthum, mit einigen lächerlichen Fetzen constitutioneller Formen behangen, ohne irgend eine Beschränkung durch die Staatsgewalt. Ein magyarisch redender Dorfnotar besorgt die Geschäfte, von den Bauern unverstanden und also auch unbeaufsichtigt. Für die Hunderte neu errichteter magyarischer Schulen fehlt es natürlicher Weise an irgendwie befähigten Lehrern: je weniger sie zu wirklichem Unterricht befähigt sind, um so lauter betreiben sie die Propaganda des Magyarismus, und sind vollkommen sicher, dadurch als wackere Patrioten gegen jede Anfechtung geschützt zu sein.

Der Schulverein aber ist hier in seiner Wirksamkeit um so mehr gehemmt, da bei dem herrschenden Terrorismus auch gewährte Unterstützungen sorgfältig geheim gehalten werden müssen, um nicht den Empfänger zu Grunde zu richten. Das Nationalitätengesetz von 1868 verpflichtet die Regierung, überall, wo eine Nationalität in größerer compacter Masse beisammen wohnt, für Unterrichtsanstalten in ihrer Sprache zu sorgen; gegenwärtig aber besteht für die zwei Millionen Deutschen in Ungarn kein Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache außer den sächsischen, und das neue Gesetz verbietet geradezu ihre Errichtung. Für die mehr als 120,000 Deutschen in Budapest gibt es keine deutsche Volksschule mehr, und was sonst überall gestattet ist, was von den Magyaren selbst für ihre Volksgenossen in Rumänien und der Bukowina in Anspruch genommen wird, die Errichtung und Unterhaltung von Schulen durch Landsleute in der Fremde, das ist allein in Ungarn nicht gestattet.

Im Allgemeinen steht es in Cisleithanien nicht viel besser. Schon 1848 hörte man viel von Mißhandlungen der Deutschen in Böhmen; schon damals trat in Wien, Dank den thatkräftigen Bemühungen des Dr. Loehner, ein Verein der Deutschen in Böhmen zusammen, der sich bald zu einem Verein der Deutschen in Oestreich erweiterte. Es war die erste Ermannung der Deutschen gegen die Uebergriffe der Slaven, das Vorspiel des jetzigen Schulvereins. Mannichfach wechselnde Ereignisse liegen dazwischen, welche ich hier nicht verfolgen kann, nur das muß ich berühren, weil es die heutige Sachlage erklärt, daß die Niederlagen des Jahres 1866 in Oestreich gewirkt haben, wie eine Niederlage der Deutschen daselbst. Hatte auch die Verbindung mit dem deutschen Bund außerordentlich wenig wirklichen Einfluß auf die deutsch-östreichischen Lande, so bestimmte sie doch den Charakter der Regierung. Seitdem hat sich Alles geändert. Man hat ja lange von Uebergriffen der Czechen gehört. Man sah mit Unwillen, daß auch hohe Beamte denselben nicht, wie es sich gebührt hätte, entgegentraten. Allein man schrieb das ihrer persönlichen Vorliebe für die Czechen zu. Der Deutsche ist gewohnt, daß die Staatsgewalt und ihre Organe Jedem gleiches Recht gewähren, oder doch gewähren sollen, mag er auch anderer Abstammung sein. Allein man weiß, daß andere Nationalitäten nicht so empfinden und denken, daß bei ihnen vielmehr, wo die Nationalität in Frage kommt, jedes Gerechtigkeitsgefühl aufhört. Aber für die Monarchie selbst schien doch die deutsche Sprache und Nationalität das einzig mögliche Bindemittel, die allein sichere Grundlage zu sein. So war es historisch geworden: dem Widerstreben gegen eine czechische Herrschaft über Oestreich hatte schon einst Rudolf von Habsburg seinen Sieg und Thron verdankt. Wien selbst, die Hauptstadt, ist durch und durch und eifrig deutsch, und sie ist doch der Schlußstein, welcher die nur locker verbundenen Lande zusammenhält. Hatte man einmal Ungarn preisgegeben, so schien für den Rest der deutsche Charakter um so unentbehrlicher. Die italienischen Landestheile, welche Oestreich noch geblieben sind, gravitiren in gefährlicher Weise nach Italien; deutsche Herrschaft lassen sie sich ungern gefallen, sollten sie etwa czechische vorziehen? Die südlichen Slaven suchen ebenso wenig ihren Schwerpunkt in Böhmen, und wo die Polen ihn suchen, ist nicht unbekannt. Es schien so selbstverständlich, daß nur das überall verbreitete deutsche Element, fast überall im Besitz überlegener Bildung, Strebsamkeit, industrieller Tüchtigkeit, das Ganze zusammenhalten könne, stark durch Anlehnung an das befreundete Deutsche Reich, stark durch höhere Cultur. Es schien so unmöglich zu sein, daß man das ändern wolle, daß man auch die Deutschen mit Gewalt den centrifugalen Elementen beigesellen wolle, an denen doch schon kein Mangel ist, ihren Culturgrad herabdrücken wolle durch Zerstörung ihrer Schulen, daß nur langsam, allmählich, widerstrebend die Ueberzeugung sich Bahn gebrochen hat, daß es wirklich so ist, daß wir nicht Ausschreitungen einzelner Beamten vor uns sehen, sondern eine überlegte Aenderung der Gesammtpolitik. Es ist nicht anders: das deutsche Element gilt als das unzuverlässigste. Man gibt ihm Hinneigung zum Deutschen Reiche schuld, zu welcher es doch nur künstlich hingedrängt wird. Auch für die katholische Kirche, und das ist vielleicht die Hauptsache, gelten die Deutschen nicht mehr als zuverlässig, sondern als der Hinneigung zum Protestantismus verdächtig, wenigstens nicht unbedingt fügsam. Thatsache ist, daß der katholische Clerus, mag er deutscher Abkunft sein oder nicht, fast überall auf der Gegenseite steht. So muß man wohl die Behauptung als richtig anerkennen, daß für die Sicherheit und Machtstellung der Monarchie höchsten Orts die deutsche Basis als eine unsichere und auf die Dauer unhaltbare betrachtet wird, während dagegen eine slavisch-katholische Monarchie bessere Aussichten verspreche.

Gegen die immer fühlbarer werdenden Wirkungen dieses Systems erhob sich in Wien im Frühjahr 1880 der Oestreichische Schulverein. Die lebhafte Empfindung der unmittelbar drohenden Gefahr führte ihm sehr zahlreiche Mitglieder und ansehnliche Geldmittel zu, und seine Wirksamkeit zur Erhaltung bedrohter Schulen ist eine sehr bedeutende. Mit hunderttausend Mitgliedern lassen sich schon erhebliche Wirkungen erzielen; sie rechnen mit Hunderttausenden von Gulden, gründen und erhalten eine ansehnliche Anzahl von Schulen, Kindergärten und anderen Anstalten. Sie bedürfen unserer Hülfe eigentlich nicht, aber sie legen hohen Werth auf die gemeinschaftliche Arbeit, auf die moralische Unterstützung, welche ihnen dadurch zu Theil wird; es wirkt in anregendster Weise auf die bedrängten Deutschen, wenn sie erfahren, daß selbst da draußen im Reich die Landsleute ihrer nicht vergessen haben und ihnen helfen wollen. Gleich anfangs hatte die Stiftung des Wiener Schulvereins in Deutschland lebhaften Anklang gefunden, zunächst bei denen, welche die Zustände aus eigener Anschauung kennen und besondere Beziehungen zu Oestreich haben. Allein diese Sache geht weit hinaus über freundnachbarliche Theilnahme. Die Vorgänge in Ungarn und Siebenbürgen erscheinen Manchem als fern abgelegen und uns wenig berührend — mit Unrecht, denn bei der immer wachsenden Bedeutung der Länder des europäischen Südostens ist es keineswegs ohne Wichtigkeit auch in praktischer Hinsicht, ob ein fester Stützpunkt der deutschen Nationalität, eine deutsche strebsame, intelligente, unternehmende Bevölkerung an der großen Straße nach dem Schwarzen Meere lahmgelegt, ja vernichtet wird, oder nicht. Aber viel näher noch rückt uns hier die Gefahr. Wenn in Böhmen, Mähren, Schlesien ein czechisches Reich, ein Großczechien, wovon sie träumen, in Steiermark, Kärnten und Krain ein windisches oder slovenisches Reich sich bildet und befestigt, wenn alle früher gewonnenen Stützpunkte deutscher Cultur zerstört werden, und beide auf die noch deutschen Provinzen in der Mitte drücken, so werden auch für das Deutsche Reich die Folgen mehr und mehr sich fühlbar machen.

Das östreichische Vereinsgesetz erschwert die Verbindung, da Zweigvereine im Ausland nicht gestattet sind, und deshalb, dann aber auch, weil man hier nicht auf die Unterstützung der Deutschen jenseits der Leitha verzichten wollte, bald auch eine noch allgemeinere Thätigkeit ins Auge faßte, hat in vollem Einvernehmen mit dem Wiener Schulverein eine Trennung stattgefunden. Am 15. August 1881 trat der Allgemeine Deutsche

Digitized by Google

Schulverein selbstständig ins Leben und erfreut sich seitdem einer fortwährend wachsenden Theilnahme, wie sie sich soeben in Berlin auf der dahin berufenen Versammlung von Delegirten der Zweigvereine in erhebender Weise gezeigt hat. Die innige Beziehung zu dem Wiener Vereine kam hier zum bestimmten Ausdruck, und wegen der so sehr schwierigen und schwer zu beurtheilenden Verhältnisse in Oestreich, wegen der so unentbehrlichen Lokalkenntniß, welche uns fehlt, wurde, wie schon früher, so auch jetzt von Neuem festgesetzt, daß alle dorthin gerichteten Unterstützungen nur durch Vermittelung des Wiener Vereins und im Einverständniß mit ihm erfolgen dürfen.

Wir sind also auch hier, das ist nicht zu leugnen, in einem gewissen Gegensatz zur Staatsgewalt, allein doch nur zu einer augenblicklichen, hoffentlich vorübergehenden Tendenz derselben. Es ist bitter, wenn deutschgesinnte Beamte eben wegen dieser Gesinnung beseitigt oder versetzt werden, wenn das einzige Schullehrerseminar in Krain den Slovenen ausgeliefert wird, deren Sprache noch gar nicht fertig ist, sondern erst erfunden wird. Um nämlich diese, die man bis dahin nur als den windischen Volksdialekt kannte, literarisch brauchen zu können, wird eine Sprache erkünstelt, welche der Bauer gar nicht mehr versteht, und wie die Lehrer bei solcher Sachlage beschaffen sind, das können wir uns leicht vorstellen. Oder vielmehr nicht leicht, da wir keine Gelegenheit haben, solche eben so anspruchsvolle wie bildungslose Nationalitäten kennen zu lernen. Die Schulbücher müssen erst gemacht werden, aber einstweilen werden ihnen die Schulen ausgeliefert.

Immerhin jedoch gilt in Oestreich noch Gesetz und Recht; der Schulverein ist in Wien in offener, anerkannter Wirksamkeit und es wird ihm nicht verwehrt, auf gesetzlichem Boden seine Thätigkeit zu entfalten. Das Schlachtfeld bietet so zu sagen das Schulgesetz. Bei einem gewissen Verhältniß zur Bevölkerung ist nämlich jede Nationalität berechtigt, eine öffentliche Schule aus Gemeindemitteln für sich zu fordern. Nun haben früher die Arbeiter und Bauern ihre Kinder gerne in die deutschen Schulen geschickt, weil sie dort etwas lernten und die Kenntniß der deutschen Sprache schwer zu entbehren, immer nützlich war. So machen es die Winden in Kärnten noch jetzt und eine große Anzahl von ihnen gehört selbst dem Wiener Schulverein an. Sie haben kein Vertrauen zu der slovenischen Herrlichkeit. Aber ganz anders steht es in Krain und in Böhmen. Da wirkt die mit allen Mitteln arbeitende slavische Propaganda, die unermüdliche und opferfreudige Thätigkeit des czechischen Schulvereins, welche den Deutschen zum beschämenden Muster dienen kann. Nun ist in diesen gemischten Ländern das Verhältniß ähnlich wie in Nordschleswig. Die gebildete, wohlhabende Minderzahl, aber auch nur diese, ist deutsch oder deutsch gesinnt. Da wird nun kein Mittel, auch kein Terrorismus gescheut, um die slavische Bevölkerung aufzuhetzen, Gegner zu bedrängen und mürbe zu machen, auch Arbeiter neu heranzuziehen. Es wird eine slavische Privatschule gegründet, den Kindern freies Schulgeld, Bücher, selbst Kleider und Kost gegeben, um sie heranzuziehen. Ist die nöthige Anzahl erreicht, so wird eine Gemeindeschule gefordert; sehr bald findet dann die Gemeinde, daß zwei Schulen zu erhalten zu theuer ist. So behauptet endlich die czechische oder slovenische Schule das Feld, und zwar um so leichter, je weiter man jetzt schon ohne Kenntniß der deutschen Sprache kommen kann, je mehr die Beschützung von Seiten der Partei sich vortheilhaft erweist. Man kann es ja den Slaven nicht verübeln, daß sie für die Hebung ihrer Nationalität thätig sind, abgesehen von der Verwerflichkeit der Mittel, welche sie oft genug anwenden; wir müssen ihre Thatkraft anerkennen und sollten uns daran ein Beispiel nehmen. Das ist ja auch in großem Maßstabe schon geschehen, und geschieht hoffentlich immer mehr. Hier ist kein Ankämpfen gegen die Staatsgewalt nöthig; es ist ein völlig loyaler Wetteifer, indem es gilt, die vorhandenen Schulen so nachdrücklich zu unterstützen, daß sie den Wettkampf aushalten können, und wo es nöthig ist und die Verhältnisse günstig sind, neue Schulen zu gründen.

Auf diesem Felde hat, wie gesagt, der Wiener Schulverein schon bedeutende Erfolge erreicht; es ist aber von großer Wichtigkeit, daß auch unser Verein sich daran betheiligt, daß auch dadurch die Kenntniß dieser Vorgänge, von denen in unseren Zeitungen fast nichts zu lesen ist, sich in Deutschland mehr verbreitet. Denn es ist wahrlich nicht etwas, was allein Oestreich angeht, wenn ganze Länder und Städte der deutschen Nation verloren gehen. Der ganze Nachwuchs wird da nicht nur ohne deutsche Bildung herangezogen, sondern auch so viel wie nur irgend möglich mit dem Geist des gehässigsten slavischen Fanatismus erfüllt. Rechnen wir dazu die von grimmigem Deutschenhaß erfüllten Magyaren und unsere liebenswürdigen Nachbarn im Westen, so ergibt sich doch wohl, daß es nicht ganz gleichgültig ist, ob wir Dorf auf Dorf und Stadt auf Stadt unserer Volksgenossen uns entfremden lassen.

Es sind die Kampfplätze, mit welchen wir bis jetzt uns beschäftigt haben. Außerdem nun sind auf der ganzen Erde die Deutschen zerstreut, welche ebenfalls unserer Fürsorge bedürfen. In Nordamerika freilich, wohin die große Hauptmasse unserer Auswanderung sich richtet, ist das Aufgehen unserer Nationalität in die nah verwandte englische kaum zu hindern, und soweit dort unsere Landsleute noch bestrebt sind, an deutscher Sprache und Bildung festzuhalten, sind sie auch im Stande, sich selbst zu helfen. Anders aber steht es mit zahllosen Ansiedelungen einer größeren oder kleineren Anzahl von Familien in Orten, wo eine ganz fremde oder niedriger stehende Cultur ihnen gegenübersteht, sei es nun, daß sie noch an der Hoffnung der Heimkehr für sich oder ihre Kinder festhalten, oder daß sie auch als Angehörige fremder Länder deutsche Sprache und Bildung zu bewahren wünschen. Seit der kurzen Zeit des Bestehens des Schulvereins sind schon Gesuche aus den verschiedensten und fernsten Ländern an uns herangetreten, aus Finnland und der Türkei, aus Rio grande do Sul in Brasilien, wo der Wunsch laut geworden ist, die Kinder in deutschen Schulen bis zur Reife für die Universität ausbilden zu können, um an Beamten, deren Bildung auf diesem Boden steht, einen besseren Anhalt gewinnen zu können; aus Chile und Australien, wo deutsche Schulen dringend begehrt werden. Mehr als früher ist seit der Gründung des Deutschen Reiches auch bei den Deutschen im Ausland der Wunsch und das Bestreben hervorgetreten, am Heimatlande festzuhalten, und gewiß ziemt es uns nicht, kühl abwehrend und theilnahmlos uns dagegen zu verhalten. Nur der Einwand kann uns gemacht werden, daß einer so großen Aufgabe gegenüber — und ohne Zweifel werden die Anforderungen noch immer wachsen — unsere Mittel gar zu unzureichend sind. Allein, das ist kein Grund, überhaupt nicht anzufangen, sind doch alle ähnlichen Vereinigungen, wie namentlich der Gustav-Adolf-Verein, auch von kleinen Anfängen ausgegangen und nicht ohne Anfechtung geblieben. Ferner aber sind fast überall eigene Kräfte vorhanden, und es ist oft erstaunlich, zu sehen, mit wie kleinen Mitteln bedeutende Wirkungen zu erzielen sind. Die Correspondenzen des Schulvereins zeigen fortwährend, wie ermuthigend und aufmunternd schon die Zuversicht wirkt, vom Heimatland nicht ganz verlassen zu sein, dort einen Anhalt zu haben, wie viel in manchen Verhältnissen durch eine kleine, aber zur rechten Zeit gewährte Unterstützung zu erreichen ist, wie nützlich ein guter Rath wirkt und vor Allem die Zusendung von Büchern und anderen Lehrmitteln, auch von Lesebüchern für Erwachsene. Solche Sammlungen sind schon sehr viel vom Verein verschickt worden und immer sehr dankbar aufgenommen.

Ich weiß, daß der Verein durch seine eifrig betriebene Agitation ängstlichen Gemüthern Anstoß gegeben hat, daß er ihnen bedenklich vorgekommen ist. Sie mögen sich beruhigen, diese Gefahr ist vorüber. Bereuen kann der Verein nicht, was er gethan hat. Er hat sein Ziel nicht erreicht, aber er hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Zustände in Ungarn gelenkt, hat künstlich verbreitete Täuschungen vernichtet, und vielleicht doch bewirkt, daß nicht noch rücksichtsloser vorgegangen ist. Auf jeden Fall aber wird man später, wenn in der Geschichte von dem enormen Rückgang der Cultur in jenen Ländern,

Digitized by Google

von der systematischen Vertilgung des deutschen Elements die Rede ist, dem deutschen Volke nicht den Vorwurf machen können, daß es theilnahmlos und regungslos zugeschaut habe. Freilich hätte die Theilnahme eine lebhaftere sein sollen; der Schulverein aber ist sich bewußt, gethan zu haben, was in seinen Kräften stand; er hat gethan, was er für seine Pflicht hielt.

Es ist ja auch möglich, daß diese Agitation der Reichsregierung nicht gerade gelegen kam. Der Verein wünschte natürlicher Weise, daß auch die Regierung bei der Vergewaltigung deutscher Volksgenossen nicht so ganz passiv sich verhalten hätte, allein er muß ja zugeben, daß es für sie in hohem Grade bedenklich ist, in die inneren Verhältnisse befreundeter Staaten sich einzumischen. Wenn aber die Ansicht vorhanden war oder ist, daß der ganze Verein der Regierung mißliebig sei, so müssen wir uns dagegen mit aller Entschiedenheit verwahren: nie hat er eine Anfechtung erfahren, und er zählt viele Mitglieder, welche, wenn das der Fall wäre, sicher nicht mehr dem Vereine angehören würden.

Gewiß würden wir mehr leisten können, wenn unsere Mittel größer wären. Es hat sich jetzt in Frankreich ein Verein gebildet, welcher dem unserigen so ähnlich ist, daß man an Nachahmung denken könnte. Es ist die Alliance Française, Association Nationale pour la propagation de la Langue Française dans les Colonies et à l'Etranger. Ihr Zweck ist auf die Colonien gerichtet und auf die Länder, welche unter französischem Protectorat stehen. Man will den dort vereinzelt lebenden Franzosen Schulen für ihre Kinder schaffen, oder, wo sie schon bestehen, sie unterstützen. Man will den Eingeborenen französische Schulen darbieten und Seminare errichten, um Lehrer anszubilden. Dieselbe Organisation mit centralem Ausschuß, Lokalvereinen und Generalversammlung. Der Unterschied besteht nur darin, daß wir keine Colonien haben und daher eine Einwirkung auf die Eingeborenen uns fern liegt, und daß wir ferner hier an der Spitze die hervorragendsten Namen finden, Botschafter, gewesene Minister, einen General und einen Admiral, den Erzbischof von Algier und Männer von hohem Ansehen aus den verschiedensten Lebensstellungen.

Nur mit Leidwesen können wir sehen, wie dort, wo es sich um ein nationales Unternehmen handelt, Jeder sich eine Ehre daraus macht, daran sich zu betheiligen, während unser Schulverein eine stille und bescheidene Existenz führen muß und meistens nur mit Achselzucken beehrt wird, wenn man sich überhaupt um ihn bekümmert. Doch fehlt es uns auch nicht ganz an erfreulichen Erfahrungen, und unter den Männern der Wissenschaft zählen wir Namen genug von gutem Klang, wie das die früher vom Schulverein veröffentlichten Erklärungen zeigen. Wir hoffen sicher, daß die Ueberzeugung von dem segensreichen Wirken des Vereins mehr und mehr Anerkennung finden, und daß er dann durch vermehrte Theilnahme auch besser im Stande sein wird, seinen großen Aufgaben zu genügen.

Zur Vagabundenfrage.

Von Hermann Mich. Richter.

Das Ueberhandnehmen des Vagabundenthums ist immer ein bedenkliches Krankheitssymptom am socialen Körper. Sein Wachsthum, seine Heranziehung, wenn man sich so ausdrücken darf, durch die Verhältnisse, die Einrichtungen, die gesellschaftliche Entwicklung, ist vielleicht kaum je so eingehend studirt und so klar dargelegt worden wie von Henri Taine in seinem schönen Werke: „Der Ursprung des heutigen Frankreich" (Les origines de la France contemporaine). Wir geben hier das auf diese Volkskrankheit Bezügliche aus diesem Werke, vielleicht möchte es uns einige Andeutungen zur Bekämpfung derselben Krankheit geben, die sich seit einigen Jahren auch bei uns in so bedenklichem Grade zeigt.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, sagt ein altbekannter Weisheitsspruch. Zur Zeit Ludwig XIV. in Frankreich war der Glanz, der von seinem Hofe ausging, so stark, daß er die Augen von ganz Europa blendete. Er war so blendend, daß er auch den Augen der französischen Regierung selbst die Tiefe des Elends verdeckte, das gerade damals in seiner erschreckendsten Gestalt sich zu zeigen begann.

Taine beginnt das fünfte Buch des Ancien régime überschriebenen Theiles seines Werkes mit folgenden Worten:

„La Bruyère schrieb gerade ein Jahrhundert vor 1789: „Man sieht gewisse wilde Thiere männlichen und weiblichen Geschlechts auf dem platten Lande verbreitet; sie sind schwarz, blaß und ganz von der Sonne verbrannt, zur Erde niedergebeugt, die sie mit einer unbesieglichen Hartnäckigkeit durchgraben und hin- und herwerfen. Sie haben wie eine articulirte Stimme, und wenn sie sich auf ihren Füßen erheben, so zeigen sie ein menschliches Antlitz; und in der That sind es Menschen. Bei Nacht ziehen sie sich in Höhlen zurück, wo sie von schwarzem Brode, von Wasser und von Wurzeln leben. Sie ersparen den anderen Menschen die Mühe des Aussäens, des Arbeitens und des Einheimsens, um zu leben, und verdienen daher, dieses Brod nicht zu entbehren, das sie gesäet haben." — Sie entbehren es aber während der 25 folgenden Jahre und sterben schaarenweise; nach meiner Schätzung war im Jahre 1715 bei einem Drittel sechs Millionen, vor Elend und vor Hunger umgekommen."

In der That, nach allen Zeugnissen, welche uns aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts überliefert sind, lebte das französische Volk kaum mehr von Brod, sondern mußte sich mit Kraut und Wurzeln begnügen. So berichtet St. Simon im Jahre 1725. Ebenso d'Argenson 1739. So war es in der Normandie, so in der Touraine, so im Osten des Landes wie im Westen, an den Grenzen wie im Mittelpunkt. 1740 schrieb der Bischof von Clermont-Ferrant, Massillon, an Fleury: „Das Volk unserer Landorte lebt in einem fürchterlichen Elend, ohne Betten, ohne Möbel; die Mehrzahl hat die Hälfte des Jahres hindurch nicht einmal das Gerste- und Haferbrod, welches ihre einzige Nahrung ausmacht, und das sie an ihrem Munde und an dem ihrer Kinder absparen müssen, um ihre Steuern zu bezahlen. Jedes Jahr habe ich bei meinen Besuchen den Schmerz, dieses traurige Schauspiel vor Augen zu sehen. Es ist dahin gekommen, daß die Neger unserer Inseln unendlich glücklicher sind denn wenn sie arbeiten, werden sie mit ihren Frauen und Kindern ernährt und gekleidet, während unsere Bauern, und zwar die fleißigsten des Königreichs, mit der härtesten, unausgesetzten Arbeit kein Brod für sich und ihre Familie haben und ihre Steuern nicht bezahlen können."

Bekannt ist das Zusammentreffen des jungen Rousseau (1732) mit einem Bauern, bei dem er eingekehrt, um sich zu erfrischen. Erst als dieser sich vergewissert hatte, daß der junge Mann kein Zöllner war, holte er Wein und Brod aus einem Versteck im Keller, weil er nach seiner Versicherung überzeugt war, „daß er verloren sei, wenn man einen Zweifel darüber habe, daß er am Hungertuch nage". Eines Tags brachte der Herzog von Orleans ein Stück Brod in den Staatsrath, um dem Könige zu zeigen, von was sich seine Unterthanen nähren. Doch glücklich diejenigen, welche von diesem Brode zu essen hatten, denen gegenüber, die selbst dieses entbehren mußten.

Schon vor der Mitte des Jahrhunderts brachen daher an verschiedenen Orten aufrührerische Bewegungen aus, indem das Volk die Brod- und Mehlfuhren anhielt. Frauen, welche Brod mit sich trugen, wurden auf offener Landstraße ermordet. Selbst in Paris setzte es schon zwischen Polizei und den hungernden Volksmassen blutige Gefechte. Freilich suchte man dem Elende zu steuern, man unternahm, die Wohlhabenden zur Unterstützung der Armen zu zwingen; was aber, wenn diese an Zahl jene überstiegen? So war es aber an vielen Orten. Auch der Stand der Staatsfinanzen verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Bei der Steuererhebung sah sich der Staat daher zu unerbittlicher Strenge genöthigt; die Art der Erhebung steigerte diese Strenge bis ins Unerträgliche. Um die Steuern einzutreiben, müssen die Thüren erbrochen, die letzte Habe der Armen ver-

Digitized by Google

kauft werden. Auch „ist es nicht mehr das traurige Gefühl des Elends, es ist die Verzweiflung, welche die armen Bewohner ergriffen hat, sie wünschen nur noch den Tod und vermeiden zu bevölkern", so berichtet derselbe d'Argenson. Um diesem höchsten Elende zu entgehen, ziehen daher die Leute fort, zuerst in die benachbarten Provinzen, geht es auch da nicht, ins Ausland. So bilden sich Landstreicherbanden, sie sind gleichsam ein Naturprodukt des gesellschaftlichen Zustandes.

Lange Zeit hatte das darbende Volk, nachdem es angefangen, seine Lage mit derjenigen der Privilegirten zu vergleichen, noch auf den König gehofft; aber die seit Jahrhunderten herangewachsenen Mißbräuche waren zu eingewurzelt, wie hätte ein Mensch, selbst der mächtigste, da helfen können! So ward das Elend von Tag zu Tag nur größer, allgemeiner. Mit dem Anwachsen desselben wuchs aber auch die Zahl der Gesetzesübertreter, Schmuggler, Wilderer; auf jede Art und Weise suchte man den Staat in seinen Einnahmen zu verkürzen, zu betrügen. Besonders an den Grenzen der Provinzen trieb sich diese Sorte von Leuten in Banden, die zuweilen das Hundert überschritten, herum. Wurde das Geschäft an einem Orte zu gefährlich oder zu wenig einträglich, so zogen sie weiter; es gibt überall Gelegenheit zum Verdienst. Da alles Landvolk von dem gleichen Elende bedrückt war, so stand es auf Seiten der Schmuggler, der Wilderer, der Betrüger des Staats, und half ihm das Gesetz zu hintergehen. Beim Herannahen der Revolution zählte man mehr als zehntausend Räuber und Vagabunden in Frankreich. Als nach der Revolution durch die feste Hand Napoleons die Ordnung wieder hergestellt war, zogen sich die meisten jener Landstreicher an den Oberrhein, wo sie noch jahrelang ihr Wesen trieben. Die Namen Schinderhannes, der bayrische Hiesel und andere sind heute noch nicht vergessen.

Im deutschen Volke ist das Wandern eine Nationalsitte. Schon vor bald zweitausend Jahren kamen viele Angehörige der deutschen Stämme nach Rom, um da Kriegsdienste zu nehmen. Zur Zeit des stürzenden Reiches haben manche dieser Abenteurer weite Landstriche beherrscht. Nicht anders war es das ganze Mittelalter hindurch. So ist Luther zu Fuß, ohne Geld, bis nach Rom gewandert. In Klöstern oder Herbergen fanden die Wanderer Obdach und Nahrung. Nicht anders ist heute zu verfahren, wenn man die fahrenden Leute überwachen und ihre Zahl nach und nach vermindern will. Oder wären etwa heute andere Ursachen des Herumziehens vorhanden als damals?

Daß die Anzahl der fahrenden Leute in den letzten Jahren bedenklich angewachsen ist, möchte wohl kaum bestritten werden können. Als Haupturſache dieses Zustandes ist aber keine andere zu erkennen, als der ungenügende Stand der Erwerbsverhältnisse seit 1873. Allerdings hat derselbe in den letzten Jahren eine gewisse Besserung erfahren, aber eben doch nicht in dem Maße, daß er ein normaler genannt werden könnte. Heute noch sind trotz des neuerlichen Aufschwungs unserer Industrie die Löhne niedrig, und die Gelegenheit zur Arbeit ist nicht so allgemein als es zu wünschen wäre. Das Bedenklichste aber bei einem solchen, so lange andauernden Zustande ist der Umstand, daß die Leute, welche lange Zeit keine Arbeit hatten, sich derselben am Ende ganz entwöhnen. Eine Reihe von Fehljahren in der Arbeitsgelegenheit wird daher stets ein Anwachsen des Vagabundenthums im Gefolge haben. Ist dies richtig, so wird, neben der Beschaffung jenes ersten Bedürfnisses, Obdach und Nahrung, für diese Leute nach Arbeit zu sehen sein, und wenn es gelingt, welche herbeizuschaffen, so darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß das Vagabundenthum eine Verminderung erfahren wird, ja selbst der moralische Zustand der Leute, aus denen es sich zusammensetzt, würde ein viel besserer werden, als er gegenwärtig ist.

Durch das Anwachsen des Vagabundenthums, durch die daraus entspringenden Gefahren, durch Verbrechen, welche begangen worden sind und die man mit diesem Anwachsen in Verbindung gebracht hat, ist man auf gewisser Seite so erschreckt worden, daß man — um einen milden Ausdruck zu wählen — die abenteuerlichsten und gefährlichsten Mittel zur Bekämpfung des Uebels in Vorschlag gebracht hat. Ist nicht sogar von Prügelstrafe gesprochen worden? Hat man aber je gesehen, daß rohe Menschen dadurch, daß sich die besser und glücklicher Gebildeten ebenso roh zeigten, gebessert worden wären? Allerdings ist die strengste Ueberwachung, die unerbittlichste Aufrechterhaltung der Ordnung geboten, aber die Rohheit überlasse man den Rohen, sie ist nicht als Mittel der Erziehung zu gebrauchen.

In denselben Fehler wie Jene, ist seiner Zeit auch der wohlmeinende Alfons Karr verfallen, als er bei Gelegenheit der Besprechung der Todesstrafe jenes bekannte Wort aussprach: Que messieurs les assassins commencent! Ja wenn die „Herren Mörder" die besten Menschen wären, dann würden sie wohl anfangen. Sie sind aber nicht die besten, sondern die unglücklichsten, die nichtswürdigsten, die verworfensten. Und diese sollten der übrigen Menschheit den Weg zur Besserung, zur Tugend weisen? Nur durch das gute Beispiel bessert man diejenigen, die überhaupt der Besserung fähig sind; die es nicht sind, sind eben zu überwachen und in einen solchen Stand zu versetzen, daß sie nicht schaden können. Aus alle dem geht hervor, daß es zur Eindämmung des Vagabundenthums nur jenen einen Weg gibt, den man allerdings auch bereits einzuschlagen begonnen, nämlich die Organisirung der Unterstützung. Doch ist gleich hier die Bemerkung anzufügen, daß man sich nicht einredet, diese Organisirung durch Rohheit fördern zu können, sondern dadurch, daß man den Leuten den Antheil zeigt, den man an ihnen nimmt.

Man hat mit dieser Organisirung in verschiedenen Gegenden Deutschlands einen Anfang gemacht. Am weitesten ist man wohl in Württemberg damit gekommen, und man hat da auch alle Ursache, mit den Resultaten zufrieden zu sein. Nicht wenig sind diese Versuche durch die vielen wohlthätigen Vereine gefördert worden, welche seit langem in diesem Lande bestehen, sowie durch viele Privatpersonen, welche ihre Zeit und Kraft der öffentlichen Wohlthätigkeit widmen. Es ist dadurch möglich geworden, einen Schatz von Erfahrungen zu sammeln, welcher bei der Bekämpfung des Landstreicherthums nicht verloren gewesen ist. Es ist also nur auf diesem Wege fortzuschreiten, d. h. den fahrenden Leuten nur an bestimmten Orten Unterstützung zu gewähren; und dann, wie man ja ebenfalls schon begonnen, Colonien anzulegen, welche auf die Arbeit der Aufgenommenen zu gründen wären. Die Rohheit ist aber da und dort fern zu halten, denn Gerechtigkeit und gutes Beispiel allein haben eine bessernde Wirkung. Gerade hierin aber ist noch Vieles zu thun. Der Mensch lebt bekanntlich nicht von Brod allein; da nun der Landstreicher auch ein Mensch ist, so müßte auch auf moralischem Wege auf ihn einzuwirken gesucht werden, was, sobald derselbe durch die Verabreichung von Nahrung und Obdach den Antheil erkennt, den man an ihm nimmt, nicht so schwer sein dürfte. Das einfachste Mittel hierzu wäre wohl, daß an allen den Orten, wo sich eine gewisse Anzahl Unterstützungsbedürftiger zu versammeln pflegte, der Pfarrer, Lehrer, oder auch Leute von gutem Willen sich unter ihnen einfänden, um sich mit dem Opfer einer Viertelstunde ihrer Zeit mit ihnen zu unterhalten. In England, ja selbst in Amerika fehlt es selten an Leuten zu solcher Mission, und in Deutschland sollte es unmöglich sein?

Literatur und Kunst.

Don Juan-Studien.

Von Wilhelm Bolin.

Deutschlands dramatische Literatur ward kürzlich mit einem Werk bereichert, das schon längst die Runde über dessen Bühnen gemacht hätte, wenn es ausländischen Ursprungs gewesen oder von so untergeordnetem Gehalt, wie solcher dem herrschenden Tagesgeschmack zumeist entspricht. Da es aber von einem unserer bedeutendsten Autoren herrührt, und dieser noch nicht unter die

Digitized by Google

Zahl der Unsterblichen aufgenommen, sondern uns Jahr um Jahr durch eine Reihe herrlicher Dichtungen auf dem Gebiete der Erzählung erfreut, wird es ganz in der Ordnung befunden, daß man seinen dramatischen Leistungen, deren Zahl beiläufig auf zwanzig gestiegen, weniger nachfragt. Jeder unserer Leser kennt und schätzt Paul Heyse als Novellisten, einem nicht geringen Theil unter ihnen dürfte aber dessen dramatische Thätigkeit gänzlich unbekannt sein, da es den Theatern nur selten beliebt hat, sich dieselbe zu Nutz zu machen, wiewohl bekanntlich über Mangel an guten einheimischen Bühnenerzeugnissen sattsam geklagt wird. Wie begründet diese Klagen im Allgemeinen auch sein mögen, Paul Heyses Stücken gegenüber hat sie wahrlich keine Berechtigung. Unter dem Vielen, was er für die Bühne gedichtet, ist unzweifelhaft mehr als zwei Drittel von einer Bedeutung, welche zu würdigen und für den Darstellungsbedarf auszubeuten man füglich nicht erst kommenden Zeiten überlassen sollte. Trotz der geringen Aufmunterung seitens der Theater ist er seiner Liebe für dramatische Schriftstellerei mit einer wahrhaft rührenden Anhänglichkeit treu geblieben, und so möchten wir hoffen, daß ihm dafür endlich, sowohl beim Publicum wie bei den Bühnenleitern, die verdiente Beachtung zugewendet werde. Ganz entschieden gebührt ihm diese für die jüngste Leistung seiner dramatischen Feder, welche zu den vorliegenden Betrachtungen Anlaß gegeben.

„Don Juans Ende", Trauspiel in fünf Acten*), ist diese Dichtung betitelt und hat die wohlbekannte Figur aus Mozarts Oper zum Helden. Da selbiger dort eines gründlichen Endes keineswegs ermangelt, so drängt die Aufnahme der populären Gestalt in einem gesprochenen Drama mit der eben angegebenen Benennung zu der Frage hin, welches Verhältniß zwischen den beiden Werken etwa bestehen könne. Handelt es sich nämlich um ein anderes Ende als das in der Oper vorkommende, so ist nicht recht ersichtlich, wie dieses selbst die Voraussetzung des betreffenden Trauerspiels sein möchte, zumal von einer sonstigen Dichtung, zu welcher die gegenwärtige den nöthigen Abschluß bildet, kaum etwas bekannt ist.

Freilich ist Byrons epische Dichtung, an die man zunächst denken könnte, ohne Abschluß, aber jeder Zusammenhang zwischen ihr und dem vorliegenden Drama ist sowohl durch die Verschiedenheit der Form wie auch dadurch ausgeschlossen, daß die betreffende Figur bei dem englischen Dichter mit der hier fraglichen nur den Namen gemeinsam hat. Selbstverständlich haben wir uns an frühere Don Juan-Dramen zu halten, von denen der Mozart'schen Oper bekanntlich mehrere voraufgegangen, andere wiederum in nicht geringer Zahl ihr gefolgt sind. So viele ihrer aber vorhanden, hat jedes der gedachten Dramen sein erforderliches „Ende", und man könnte fast sagen, daß sie gerade des Endes wegen verfaßt worden. Wenn nun die neueste Dichtung über den nämlichen Gegenstand gleichwohl einen ganz besondern Nachdruck auf das Ende legt, so deutet das offenbar auf eine eigenthümliche Fassung des Problems, welcher gegenüber es wohl der Mühe verlohnt die bisherigen Behandlungen desselben näher ins Auge zu fassen. Wir wollen in dem Folgenden die vornehmsten der vormozartischen Don Juan-Dramen und sodann diejenigen überblicken, welche ihrerseits mehr oder minder direct durch die Oper selbst angeregt worden.

I.

Ueber volle drei Jahrhunderte erstreckt sich die dramatische Verwerthung des Don Juan-Problems. Obenan unter den frühesten Behandlungen desselben steht das Drama des Spaniers Fray Gabriel Tellez, Zeitgenosse des Lope de Vega und mit diesem und Calderon eine Zierde der reichhaltigen dramatischen Literatur ihres Heimatlandes, welches ihn jedoch am liebsten mit seinem Autornamen Tirso de Molina benennt. Das betreffende Stück betitelt sich „Der Verführer von Sevilla oder der steinerne Gast", wird aber nicht zu den gelungenen Leistungen des Dichters gerechnet. Aeußerst lose in der Composition, spielt es abwechselnd in Neapel und Sevilla und führt eine ganze Reihe von Liebesabenteuern seines Helden vor, dessen Figur allein durch meisterhafte Charakterzeichnung über eine Menge conventioneller Gestalten — den zugehörigen Diener und Begleiter des Don Juan nicht ausgenommen — mächtig hervorragt. „Dieser Don Juan wird nicht von dämonischer, mit sich und der Welt zerfallener Sophisterei getrieben, die bürgerlich-sittliche Ordnung mit Füßen zu treten", bemerkt der hochverdiente deutsche Uebersetzer des Dramas*); vielmehr ist er ein derber sinnlicher Epikuräer, der einfach auf kecken und schrankenlosen Genuß ausgeht. Gleichwohl ist es dem Dichter gelungen, diesem Wüstling durch einen Anhauch von ritterlicher Tapferkeit ein so energisches Colorit zu geben, daß sein Don Juan der Grundtypus geworden ist, nach welchem fast alle europäischen Literaturen diesen Charakter sich zugeeignet haben. Zu den besten Scenen des Stückes gehören diejenigen, welche später in Mozarts Oper hinüber gegangen; sie bilden aber nur insofern einen wesentlichen Bestandtheil des Dramas, als sich daran die Schlußepisode mit dem steinernen Gast knüpft, welche jedoch bei Tirso noch nicht in ihrer ganzen theatralischen Bedeutung verwerthet ist, indem diese Partien theils zu flüchtig, theils gar zu sehr den Späßen des Gracioso zu lieb behandelt sind.

Die von Tirso zuerst in die Dichtung eingeführte Don Juan-Figur trifft man bereits 1620 auf italienischen Bühnen, in Stücken jedoch, die nunmehr verschollen, wiewohl sie ihrerseits französische Schriftsteller zur Behandlung des nämlichen Themas veranlaßt, welches bereits um die Mitte des nämlichen Jahrhunderts geschah.

Unter den französischen Don Juan-Dramen ist dasjenige von Molière, 1665 verfaßt, unstreitig das bedeutendste, obschon es keineswegs zu den besten Leistungen des Dichters selbst gehört. Wie der Urtypus bei Tirso ist auch Molières Don Juan lediglich rücksichtsloser Genußmensch mit einem gewissen Anflug individueller Skepsis, mit deren Hülfe er sich leicht über die gewöhnlichen Forderungen der Moral hinwegsetzt. Fern von aller weltschmerzlichen Grübelei, wie man sie später diesem Charakter zu verleihen gesucht, ist der Don Juan bei Molière von derber Sinnlichkeit, die an sich überwältigend und elementar wirkt. Leider ist aber dieser entschieden richtige und bei geschickter Behandlung durchaus hinreichend wirksame Zug von Molière nicht consequent durchgeführt, und gelangt um so weniger zu voller Geltung, als die Zeichnung dieses Charakters schließlich nach einer Seite hin abschweift, die dem Wesen desselben unzweifelhaft fremd ist, wiewohl dies durch die geschickte Mache vorliegendenfalls minder auffällig erscheint. Um nämlich die Ruchlosigkeit des Don Juan besonders zu betonen, läßt ihn der Dichter in einer Scene mit dessen Vater, der ihn ob seiner zügellosen Lebensweise zur Rede stellt, die frechste Scheinheiligkeit herauskehren, wobei der alte Herr ohne weiteres bethört wird. Aber dieser Kunstgriff hat nur mittelbar das Weiterführen der Handlung als solcher zum Zweck; unmittelbar ist es lediglich ein Herzenserguß des Dichters selber, der sofort in der folgenden Scene dem Don Juan einen langen Sermon gegen die Frömmelei in den Mund legt, wobei er seinen gerechten Unwillen an „dieser modernen Art sein Glück in der Welt zu machen" auf beredteste Weise zu Wort kommen läßt. Offerbar hat hier ein subjectives Bedürfniß des Dichters obgewaltet, dem er zunächst bei dieser Gelegenheit genügen wollte, wo gleichsam der später zur Ausführung gelangende Tartüffe seinen Schatten vorauswirft.

Im Uebrigen ist das Stück nicht sorgfältig gearbeitet. Wiewohl „der steinerne Gast" darin einen wesentlichen Bestandtheil bildet, ist die betreffende Persönlichkeit bereits vor Beginn der Handlung durch Don Juan ums Leben gekommen, seine von ihm verführte Tochter wird im Drama nur erwähnt, während die weibliche Hauptfigur desselben die dem Don Juan angetraute Donna Elvira ist, als deren Rächer an dem treulosen Gatten zwei ihrer Brüder erscheinen. Die rührende Anhänglichkeit dieser

*) Bd. 13 der dram. Dichtungen, Berlin 1883, Wilhelm Herz.

*) C. A. Dohrn, Spanische Dramen. Berlin 1841.

Digitized by Google

Frauengestalt an Don Juan, den sie vergeblich zur Umkehr zu bewegen sucht, ist ein ebenso hübsch durchgeführter Zug im Drama, wie die kecke Unverschämtheit, die Don Juan anläßlich eines Zerlinen-Abenteuers entwickelt — selbiges vorliegendenfalls durch zwei ländliche Koketten in einem lustigen Wettstreit um die Hand des vornehmen Herrn vertreten — von einer überaus wirksamen Komik ist. Am köstlichsten bei Molière ist die Leporello-Partie — hier jedoch ebenso wenig wie bei den Spaniern diesen typisch gewordenen Namen tragend. Die Rolle, welche der Dichter seiner Zeit selbst gespielt, ist weit individueller und spaßiger als die noch sehr conventionell gehaltene des Grazioso beim Tirso. Freilich wird auch dieser Charakter nicht ganz streng eingehalten, indem hier, ähnlich wie beim Don Juan selbst das Abschweifen in der Richtung des Tartüffe, ein Ablenken nach der von Molière beliebten Verspottung der Aerzte statt hat; dieser zulieb erscheint nämlich Sganarelle-Leporello in einer mit der Handlung selbst überaus lose verknüpften Scene als Arzt verkleidet, bei welcher Gelegenheit dann der betreffende Stand gehörig durchgehechelt wird. Gleichwohl steckt die Rolle voll Humor und ist nicht nur die vorzüglichste unter sämmtlichen gleichen Figuren aller sonstigen Don Juan-Dramen, sondern auch eine der besten unter den derartigen Gestalten bei Molière selbst. Mit auffallend geringem Bühnengeschick und auch sehr knapp sind die den „steinernen Gast" betreffenden Scenen behandelt, obschon sie unverkennbar dem Stücke selbst als Zugkraft dienen sollten. Eigenthümlich ist jedoch ein kleines Detail in eben dieser Schlußscene: bevor der Comthur den Don Juan zu holen kommt, erscheint demselben eine verschleierte Frau, ebenfalls um ihn zu warnen; schnöde zurückgewiesen enthüllt sich dies Gespenst als die Zeit, in der üblichen Gestalt mit der Sense in Händen, und überläßt ihn seinem Verhängniß.

Mit größerem Geschick ist die Episode des steinernen Gastes, wie überhaupt die ganze damit zusammenhängende Partie der Don Juan-Fabel in dem Drama des Antonio de Zamora behandelt, welches sich bis heute noch auf den spanischen Bühnen erhalten hat. Der Verfasser — er starb 1722 als Kammerherr am Hofe Philipp V. — hat nur eine Umarbeitung des Stückes von Tirso im Auge gehabt, und nicht dieses selbst sondern das Drama des Zamora liegt dem Libretto zu Grunde, welches Lorenzo Daponte für Mozart fertigte. In Zamoras bühnenkundiger Umgestaltung hat die Handlung schon fast ganz die Form, die uns von der Oper her vertraut ist. Aus Tirsos Drama sind Don Juans Abenteuer in Neapel gänzlich ausgeschieden und Zamora beginnt, wie der Librettist, mit der Ermordung des Comthurs. Aber während Tirso, und mit ihm seine italienischen, französischen und spanischen Bearbeiter nur mittelbar für die eminente Popularisirung des Don Juan-Typus gewirkt, ist dies eigentlich erst durch Mozarts Oper geschehen, wiewohl diese bei ihrem Erscheinen 1787 bekanntlich eine nur laue Aufnahme fand. Unter dem gewaltigen Einflusse Mozarts sind, wie schon bemerkt, die vielen Don Juan-Dramen entstanden, welche die Nachblüthe der Romantik in der Zeit der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts aufzuweisen hat. Es lassen sich darin genau zwei Stadien des Verhaltens zur Oper unterscheiden, und so wollen wir sie auch gesondert betrachten.

II.

Wie hoch man auch den dramatischen Werth von Mozarts Oper veranschlagen mag, kann doch der ihr zur Unterlage dienende Stoff schwerlich als seinem ganzen Gehalte nach darin für erschöpft gelten. Mag die Musik noch so vollendet sein, so kommt doch dem Don Juan-Problem eine weit größere poetische Bedeutung zu als wie sie zunächst durch das Libretto, welches doch nur die äußeren Umrisse der Sage zu geben vermag, dramatisch verwerthbar ist. Unendlich viel hat Mozart aus dem allerdings sehr dankbaren Text gemacht. Das Bild der entfesselten, zu titanenhaftem Uebermuth gesteigerten Genußsucht aber tritt durch die Hand des Tonsetzers, und wenn er dabei noch so viel Tiefe und Gewalt entwickelt, doch nur mittelbar an den Zuschauer heran*); unmittelbar kann dies nur durch eine Behandlung des Stoffes geschehen, die dessen Elemente in ganz anderer Weise als das Libretto zu dramatischer Geltung bringt. Hierin eben liegt der Reiz zum Wetteifer mit dem Tonsetzer, und nachdem dessen Meisterwerk mehrere Jahrzehnte lang die Bühnen allüberall beherrscht, wurde der erste der hierher gehörenden Versuche gewagt.

Es geschah dies durch den hochbegabten Dichter Chr. Dietr. Grabbe. Von der ganz richtigen Einsicht geleitet, daß eine tiefere Fassung des Problems erforderlich sei, um im recitirten Drama eine der Oper ebenbürtige Wirkung zu erzielen, vergriff er sich dabei jedoch vom ersten Ansatz an, wie schon der Titel seiner 1829 vollendeten Tragödie unverkennbar besagt. „Don Juan und Faust" ist das wunderliche Elaborat benannt. Als wäre es an dem einen Titanen nicht genug, wird ihm also ein zweiter beigesellt, und weit entfernt einander zu heben, sind die beiden sich gegenseitig nur im Wege. Keine der Gestalten gelangt zu einer vollen Entfaltung ihres Wesens, ja nicht einmal zu einer wahrhaft dramatischen Verkörperung in Fleisch und Blut. Jeder von ihnen ist, wie mit Recht hervorgehoben wird, lediglich nur die „sehr geistreich berechnete, einheitlich gegliederte Repräsentation je einer polar entgegengesetzten Lebensanschauung" — des Materialismus und Idealismus —; bei allem Scharfsinn und aller Consequenz in der Charakteristik sind sie doch undramatisch und unlebendig, so sehr der Verfasser selbst auch vom Gegentheil überzeugt gewesen.**) Das Stück ist so hohl und unwahr wie nur je ein Buchdrama, und auch die pietätvollste Verehrung für das Genie des Dichters hat nicht umhin können in der Handlung „nur Flachheit, Seichtigkeit und bunten Zufall" zu finden. Was können auch Faust und Don Juan im Grunde gemeinsam haben? — Daß jeder von ihnen Genuß anstrebt und dabei eine gewisse ihm eigenthümliche Lebensanschauung vertritt, mag wohl eine Zusammenstellung Behufs ästhetischer Erörterung über die beiden Gestalten rechtfertigen, nimmer aber eine poetische Verschmelzung der betreffenden Sagen für einen dichterischen, und nun gar einen dramatischen Zweck. Die von Grabbe erreichte Verknüpfung ist auch von einer geradezu verblüffenden Oberflächlichkeit: er stellt seine beiden Helden lediglich im Wetteifer um den Besitz des nämlichen Weibes einander gegenüber, — ein Conflict, wozu es wahrhaftig nicht zweier Titanen bedarf. Zudem verläuft es dabei so undramatisch, daß, während Don Juan, um der Schönen habhaft zu werden, deren Bräutigam und Vater im Zweikampf erlegt — alle drei Gestalten sind der Oper entlehnt und heißen wie dort Donna Anna, Don Octavio und der Gouverneur — wird diese selbst vom Faust mit Hülfe des Teufels in ein Zauberschloß auf dem Montblanc entführt, wo er sie schließlich durch die Macht seines bloßen Wortes tödtet, weil sie seine zudringlichen Liebesanträge beharrlich zurückweist. Don Juans Versuch, die entführte Anna vom Montblanc herunter zu holen, was er freilich ohne übermenschlichen Beistand unternimmt, mißlingt, ohne sogar ein Wiedersehen mit ihr zu gewähren. Zum Schluß mündet das Stück ganz und gar in die Oper ein — Kirchhofsbesuch und Bankett mit dem steinernen Gast — wobei der Verfasser seinestheils, außer einer albernen Polizeiscene und der Erdrosselung des ganz willkürlich herbeikommenden Faust durch den Teufel, namentlich eine Ausschmückung der Gastmahlsscene

*) Freilich hat der Mozart-Enthusiast E. Th. Am. Hoffmann in den bekannten „Phantasiestücken in Callots Manier" (1. Theil, IV: In der Fremdenloge Nr. 23) eine die Oper betreffende Auslegung des Don Juan-Problems gebracht, worin er dasselbe, wenn auch äußerst phantastisch zugestutzt, überaus geistreich und namentlich dramatisch aufgefaßt entwickelt. Was er aus der Musik herauszulesen glaubt, besteht offenbar nur in einer Paraphrase der Sage als solcher auf Grund des Libretto, gehoben und vertieft durch die dichterische Intuition des Verfassers selbst. Für eine etwaige Bühnenverwendung des fraglichen Stoffes muß dies „Phantasiestück" immerhin als lehrreich bezeichnet werden.

**) Chr. D. Grabbes sämmtl. Werke, hrsgb. von Oskar Blumenthal. Bd. 4, S 432 f.

Digitized by Google

mit abgeschmackten und barocken Zuthaten hinzu liefert in dem naiven Wahne, damit das Finale des Mozart'schen Don Juan gänzlich in den Schatten gestellt zu haben.*)

In eben die Zeit — Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre — fällt eine andere Don Juan-Tragödie. Ebenfalls im Anschluß an die Oper entstanden, ist selbige dänischen Ursprungs und hat den Dichter Johannes Carsten Hauch**) zum Verfasser. Wiewohl er sich mit dem Don Juan-Problem allein begnügt, streift er dabei doch das Faustgebiet insofern, als er seinem Helden einen Zusatz Mephistophelismus verleiht, der dem Charakter eine gewisse Pikantheit gibt, jedoch den Grundzug des leichtsinnigen Genuß-Virtuosen an ihm verwischt. Aehnlich wie Grabbes Don Juan aus Princip treulos ist, weil „nur Abwechslung dem Leben Reiz gibt und uns seine Unerträglichkeit vergessen läßt", hat sich der Hauch'sche vorgenommen „zu zeigen, daß Alles nur Schein ist und derjenige ein Thor, welcher hier auf Erden irgend Gutes sucht". Von seiner eigenen Nichtswürdigkeit vollkommen überzeugt, hält er alles übrige Menschenthun für bloße Heuchelei, welche zu entlarven ihm eine besondere Freude macht. Allerdings erhält er dadurch jenes Dämonische, das man an diesem Charakter gern finden will; es ist dies aber keineswegs dasjenige, was ihm seinem Wesen nach zukommt und in der unmittelbar wirkenden Liebenswürdigkeit besteht, welche seine leichten Siege bei den Schönen erklärt und bis zu einem gewissen Grade entschuldigt. Bei solcher negativen Fassung büßt der Don Juan selbstverständlich all den verstrickenden Zauber ein, der ihm in der Oper eigen und sicherlich den poetischen Adel dieser Figur bedingt. Statt mitten im Rausche des Sinnentaumels zeigt ihn uns der Verfasser an der Neige desselben in einer wenig anziehenden Uebersättigung, womit er freilich eine Concentration der Handlung erreicht, die ihm für das rechtzeitige Herbeiführen der Katastrophe von Belang ist. Diese selbst entlehnt er ganz und gar aus der Oper: das Festmahl mit dem steinernen Gast und alle zugehörigen Voraussetzungen, die Verführung der betreffenden Dame — hier Donna Elvira geheißen und mit der gleichnamigen Opernfigur zum Theil verschmolzen — mit einbegriffen, bilden den Hauptinhalt des Stückes. Als Nebenhandlung kommt, außer einer ins Bürgerliche übertragenen Zerlinen-Intrigue, die keineswegs als gelungen zu bezeichnen ist, ein recht kläglich wirkendes Verhältniß Don Juans zu Elvirens Stiefmutter hinzu, zumal diese Dame, als man ihr des Gatten Leiche ins Haus bringt, in einen Krimhildengrimm über den ihr unbekannten Urheber der Unthat geräth, dessen Schuld dann auf ihre Veranlassung hin in eben der Weise festgestellt wird wie in der berühmten Nibelungenscene, wo das Wiederbluten der Wunden am todten Siegfried den ihn berührenden Hagen als Mörder erkennen läßt. Von einem stellenweise etwas häufigen Scenenwechsel abgesehen, ist das Stück nicht ohne Geschick für die Bühne gearbeitet, was auch von der Schlußscene mit dem steinernen Gast gilt, wiewohl die Anlehnung an die Oper hier sogar zur Anwendung opernhafter Mittel führt, indem Musik und Gesang zu Hülfe genommen werden.

Größere Selbstständigkeit der Oper gegenüber zeigt das nächste der hier zu verzeichnenden Dramen, welches 1834 angeblich in Paris erschien, jedoch als „von einem deutschen Theaterdichter" verfaßt auf dem Titel angegeben wird.***) Der ungenannt gebliebene Autor ist kein anderer als Karl von Holtei, dessen Leistung aber der mit Buchdramen überreich gesegneten deutschen Literatur wahrlich nicht zur Zierde gereicht. Von der Unmöglichkeit der Darstellung zu schweigen — besagtes Stück gibt sich als „dramatische Phantasie", zerfällt in sieben Acte mit endlosem Scenenwechsel und umfaßt 336 Octavseiten ziemlich engen Druckes — fehlt diesem Don Juan jede nur irgend ansprechende Eigenschaft. Auch hier ließ sich's der Verfasser an dem Problem selbst nicht genügen, und so sind Handlung und Hauptcharakter mit einer Menge frembartiger Elemente versetzt, die wohl ein lebhafteres Interesse daran erzeugen sollen, aber ganz unfehlbar das Gegentheil bewirken. Der Don Juan erscheint als „regierender Fürst", dessen zügelloser Lebenswandel eine ganze Verschwörung mißvergnügter Unterthanen ins Stück hineinzubringen erlaubt. An der Spitze der Verschwörung stehen Don Octavio und der Comthur, dazu veranlaßt durch die an Donna Anna verübte Nothzucht, womit das Stück in brutalstem Cynismus anhebt. Von ähnlichen Widerwärtigkeiten strömt das Drama so unschön wie willkürlich durchaus über, indem es nicht nur eine ansehnliche Reihe Liebesabenteuer des Helden selbst, sondern auch eine ganze Schaar sonstiger Wollüstlinge vorführt, welche die fleischliche Genußsucht in allen nur erdenklichen Stadien und Arten repräsentiren. Ob der Don-Juanismus damit gleichsam als eine Seuche gezeichnet sein soll, die wenn einmal entfesselt in ekelhaftester Weise um sich greift, läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls scheint es der Verfasser auf eine gewisse Disculpation seines Helden abgesehen zu haben. Denn außer daß er es sehr geflissentlich betont, derselbe habe schon früh um die abscheulichsten Laster gewußt, vor deren Ausübung er durch vorzeitigen Verkehr mit schönen Frauen bewahrt worden, läßt er als Vermittler dieser „Rettung" den Leporello gelten, der hier zu einem widerwärtigen und schamlosen Kuppler entstellt erscheint. Aber nicht genug an derartigen „Milderungsgründen", soll der Don Juan in der Theilnahme des Lesers noch dadurch gehoben werden, daß er selber im Ehebruch erzeugt worden, und auch die Urheber seiner Tage werden uns vorgeführt in seiner höchst messalinenhaft gehaltenen Fürstin-Mutter und ihrem als Einsiedler lebenden weiland Liebhaber, an welchem der beiden durchaus nachgerathene Sohn sogar noch zum Mörder wird. Obschon er auch sonst etliche seiner Widersacher erlegt, erstreckt sich seine Blutfreudigkeit doch nicht auf den Comthur, der am Leben bleibt und die wüste Tragödie mit einer hochtrabenden Rede abschließt. Dennoch hat das Stück seine Kirchhofscene und seinen steinernen Gast, — aber diese einzige directe Anlehnung an die Oper bekundet ebenfalls die vom Verfasser erstrebte Selbstständigkeit, und damit hat es folgende Bewandtniß. Beregter Gast ist nämlich — Donna Anna, die nach der an ihr begangenen Gewaltthat für todt liegen geblieben und zur Bewahrung ihrer Ehre auch vor der Welt für todt gegolten. Nach dem Vorbild einer gewissen in Verona einst vorgefallenen Liebesgeschichte wurde die Dame auch scheinbar bestattet, worauf man das leere Grabmal mit dem Standbild der angeblich Dahingeschiedenen geschmückt, während sie selbst mittlerweile unter fremdem Namen in ein Kloster gegangen. Dort ist all ihr Sinnen auf eine am Verführer zu vollziehende Rache gestellt, und dafür sorgt sie, indem sie ihm, als Eremit verkleidet, auf einem Maskenball ein Stelldichein nach dem Kirchhof gibt, wo sie alsdann hinter ihrem eigenen Standbild spukt. Nachdem selbiges vom Don Juan zu einer Schäferstunde in seine Wohnung geladen worden, findet Donna Anna sich persönlich dort ein, erhält das Geständniß seiner Liebe*), bei welcher Gelegenheit er „sein Herz entdeckt", welches laut seiner Versicherung nur an ihr wahrhaft gehangen haben soll. Eben das gewährt ihr die ersehnte Genugthuung, und nachdem sie sein Liebesverlangen bis zum Aeußersten gesteigert, gibt sie sich selbst den Tod, worauf er, verzweifelt über diese harte Strafe, mit dem nämlichen Dolche sich ersticht.

Ein ebenso wüstes Durcheinander, wiewohl bühnengemäßer gearbeitet und seiner Zeit in Paris und wohl auch anderwärts vielfach gegeben, ist der Don Juan vom ältern Dumas**),

*) Vgl. gesamm. Werke Bd. 4, S 433.

**) Geb. den 12. Mai 1790, gest. den 4. März 1872.

***) Thatsächlich ist es bei O. Wigand in Leipzig gedruckt. Vergl. E. Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. deutschen Dichtung, Bd. 3.

*) Dieser einzige Zug von wirklich poetischer Bedeutung ist nicht nur in klobigster Weise verwendet, ohne jegliche Motivirung oder irgend tiefere Verknüpfung mit der Handlung und der Charakterentwicklung des Helden, sondern hat nicht einmal den Werth, dem Verf. selbst anzugehören, welcher selbigen offenbar der vorhin angeführten Don Juan-Analyse in Hoffmanns Phantasiestücken entlehnt hat.

**) Sein Stück betitelt sich „Don Juan de Marana ou la chute d'un ange" und trägt die Bezeichnung „Mystère".

Digitized by Google

ein für die Porte-St. Martin 1836 gefertigtes Spektakelstück in neun „Bildern". Der Held hier soll allerdings nicht der eigentliche Don Juan sein, der nur als entfernter Verwandter aus einem früheren Jahrhundert bezeichnet wird; thatsächlich handelt es sich aber um das nämliche Problem, obschon es mit größter Freiheit behandelt worden. Das Ganze ist auf die Besserung und Rettung des Don Juan angelegt, welches durch einen vom Himmel kommenden Engel weiblichen Geschlechts bewerkstelligt wird. In Liebe für den hartgesottenen Sünder entbrannt, erscheint ihm die Himmelsbotin in einer Gruftkirche als Nonne, erweckt wahre Liebe in ihm und bringt ihn mit Hülfe verschiedener Geistererscheinungen zu so gründlicher Reue, daß er für einige Zeit in ein Trappistenkloster geht. Hierüber verliert jedoch der Nonnen-Engel sonderbarer Weise den Verstand, um in einer knalleffectlichen Wahnsinnsscene im Ophelienstil glänzen zu können, stirbt alsdann sogar eines irdischen Todes, wird hinterher als überirdisch belebte Leiche vom Geliebten entführt, dessen Erlösung dann bei einer abermals sehr zahlreichen Gespensterercheinung schließlich erreicht wird. Trotz dieser umgestaltenden Zuthaten enthält doch der Kern der Handlung die wichtigsten Bestandtheile des bekannten Don Juan-Stoffes. Der Held selber, dem des Daponte und Molière nahe verwandt, ist bei aller Verzerrung zu einem grausamen und blutgierigen Selbstsüchtler, der Herzen wie Menschenleben mit gleicher Gelassenheit hinopfert, im Grunde die nämliche Gestalt, wie sie durch das Libretto ausgeprägt worden. Auch sonstige Figuren und Situationen aus demselben sind trotz wesentlicher Modificationen in ihren ursprünglichen Umrissen kenntlich. Der Leporello ist schwarz, trägt einen Turban und heißt Hussein; aus dem Octavio ist ein Halbbruder Don Juans von maurischer Herkunft geworden, aber dafür ward dessen Verlobte nur zur Teresina umgetauft, erliegt auch der betreffenden Verführung, die sie jedoch durch Selbstmord sühnt, um sodann bei den obgedachten Geistererscheinungen mit an der prädestinirten Bekehrung des Helden theilnehmen zu können. Ebenda trifft man auch den eines natürlichen Todes gestorbenen Vater des Don Juan, der hier für den Comthur der Oper eingetreten, nebenbei aber an seinem Grabe auch den Besuch seines natürlichen Sohnes erhält, um demselben als Steinbild eine posthume Legitimirungsurkunde auszufertigen. Das eigentliche Steinbild dieses Stücks gehört aber dem schönen Geschlechte an, heißt Ines und hat dem Don Juan allerdings nicht so nahe gestanden wie eine Anzahl sonstiger Schönen, die ebenfalls an den mehrbesagten Geisterscenen betheiligt sind, dürfte aber, wegen ihres vor wie nach dem Tode gleich dringenden Verlangens den herzlosen Wüstling bestraft zu sehen, für eine Stellvertreterin der ähnliche Gefühle hegenden Donna Elvira füglich gelten können.

Auch bei diesem Stück also ist es, wie bei den übrigen der hierher gehörenden Dramen, gleichviel ob Holteis Ungethüm mitzählt oder nicht, auf eine gewisse Concurrenz mit der Oper abgesehen, zumal auch Dumas' Elaborat, bei allen Abweichungen von derselben, mit Melodramen, Chören und Baletten möglichst opernhaft zugestutzt ist. Der Erfolg hat nirgend zu Gunsten der concurrirenden Versuche entschieden, und eine etwaige Wiederaufnahme derselben würde zu keinem andern Ergebniß führen, schon weil die betreffenden Stücke selbst, wie aus unserem Nachweis ersichtlich, in jeglicher Beziehung verfehlt und an die bisher unverwüstlich gebliebene Oper keinenfalls hinanreichen.

(Schluß folgt.)

Eine Turgenjew-Biographie.

Von Wilhelm Goldbaum.

Man wird sich allmählich gewöhnen müssen, Iwan Turgenjew weniger zu bewundern und mehr zu beurtheilen. Er ist — absolut genommen — unter allen Dichtern, welche das russische Volk hervorgebracht hat, zweifellos der größte, und er ist noch etwas mehr, denn über der nationalen Geltung steht nun einmal die Geltung in der Weltliteratur, und diese hat sich seit Goethes Tode vielleicht kein einziger europäischer Dichter in höherem Maße erworben als Turgenjew. Aber während er innerhalb des nationalen russischen Schriftthums nachweislich keine Schule gemacht hat, ist er insbesondere in Deutschland mit einer Emsigkeit nachgeahmt worden, die schließlich in eine Art von Kunstgewerbe ausartete. Woraus hat man sich diese merkwürdige Erscheinung zu erklären? Ist sie darauf zurückzuführen, daß Turgenjew seinen Landsleuten weniger nachahmungswerth dünkte, als den Fremden, weil er sich in seiner Originalität nicht über Puschkin oder Gogol erhob? Oder hat er die Fremden nur deshalb zur Nachahmung gereizt, weil er ihnen eine neue Welt erschloß, in der anders empfunden wurde als in derjenigen, welche vorher das dichterische Stoffgebiet ausgemacht hatte? Man muß, um diese Fragen zu beantworten, sich ein wenig in dem russischen Schriftthum orientiren, wie es Turgenjew bei seinem ersten Auftreten vorfand, und zugleich auf den Zustand der deutschen Literatur, wie er damals beschaffen war, einen Blick werfen.

Als Turgenjew zu schreiben begann, stand Nikolaus Gogol auf dem Gipfel seines Ruhms und seiner Entwicklung, und Gogol war Russe, nichts als Russe. Er hatte die ganz unbestimmte Sehnsucht Puschkins und Lermontows nach besseren politischen, socialen und geistigen Zuständen, ihren nebelhaften Weltschmerz zumal auf das durchaus positive Gebiet der satirischen Kritik hinübergelenkt und mit der Findigkeit des Kleinrussen die Punkte gefunden, wo Abhülfe zuerst Noth that, wenn es jemals in Rußland besser werden sollte. Die Leibeigenschaft und die schändliche Verwahrlosung des Beamtenthums hatte er in dem Roman „Todte Seelen" und in dem Lustspiel „Der Revisor" gegeißelt und damit hatte die russische Literatur den entscheidenden Schritt von der romantischen Negation zur Beobachtung und dichterischen Erfassung der Wirklichkeit gethan. Turgenjew selbst steckte damals noch tief im alten Geleise, er dichtete in Versen, die an dem Muster Puschkins klebten. Inwieweit dann Gogols Beispiel ihn vorwärts drängte, daß er sich seinen „Hannibalsschwur" gegen die Leibeigenschaft leistete und mit dem „Tagebuch eines Jägers" auch seinerseits den Kampf wider dieselbe aufnahm, erfährt man aus seinen „Lebenserinnerungen", gewiß aber ist, daß er in dieser Richtung weniger auf das Lob der Originalität als auf den Ruhm Anspruch hat, den von Gogol eröffneten Weg mit höheren Intentionen und mit größerem dichterischen Können als sein Vorgänger gewandelt zu sein. Er war selbst Schüler, und wie ihn, so hat man auch die Späteren, die Dostojewsky, Pisemski, Danielewsky, ja die ganze sogenannte Literatur der Vernichtung auf die Abkunft von jenem Kleinrussen zurückzuführen, der am Ende seines Lebens die „Todten Seelen" und den „Revisor" abschwor, einem unheilvollen religiösen Mysticismus verfiel und im Wahnsinn verdarb.

War nun aber Gogols vorbildliches Schaffen auf Rußland beschränkt geblieben, so fügte es die Gunst der Umstände nicht minder als die ungleich feiner organisirte dichterische Individualität Turgenjews, daß außerhalb Rußlands die Aufmerksamkeit dem Jüngeren sich fast wie einem Propheten zuwendete. Die Gunst der Umstände war eine doppelte. Das Problem der Aufhebung der Leibeigenschaft drängte zur Lösung in einem Momente, da durch den Krimkrieg die Blicke der ganzen Welt auf Rußland gelenkt worden waren; man konnte nicht genug über die Zustände des russischen Volkes erfahren, die bis zu dieser Zeit von dem nikolaitischen Despotismus wie mit einer Decke verhüllt worden waren. Wer in solchem Augenblicke kam, um der Wißbegier Befriedigung zu schaffen, dem war ein ungeheurer Erfolg verbürgt, und Turgenjew kam nicht blos als Russe, der von den Leiden und Freuden seines Volkes erzählte, er kam auch als der große Dichter, dem man mit angehaltenem Athem lauschte, weil er durch die Kunst der Erzählung einen unwiderstehlichen Reiz ausübte. Man darf nicht vergessen, daß gleichzeitig auf publicistischem Wege, durch Alexander Herzens „Glocke", das allgemeine Interesse an der Entwicklung Rußlands unter dem neuen Herrscher fast in fieberhafter Weise wachgehalten und daß Turgenjew erst um diese Zeit — in den ausgehenden fünf-

Digitized by Google

ziger Jahren — außerhalb der russischen Grenzen in weiteren Kreisen bekannt wurde. Aber außer diesem Vorschub, den die Beschaffenheit der Zeitläufte dem Erzähler leistete, trug auch der Zustand unseres eigenen Schriftthums das Seinige dazu bei, daß wir Deutsche als die Allerweltsvermittler, die wir sind, dem Russen die Pforten der Weltliteratur öffneten. Wir hatten just den großen Uebergang von der Lyrik und Epik zum Roman, zur Novelle, zur Novellette und Skizze, mit Einem Worte zur Herrschaft der dichterischen Prosa vollzogen; wir waren, unter dem Drucke der Reaction seufzend, in einer verzweifelten Gemüthsverfassung und es that uns bis in die Seele hinein wohl, zu erfahren, daß es andere Leute noch schlechter hatten als wir; es behagte uns wie Musik in der Dämmerstunde, daß wir in jener halb mystischen Naturstimmung schwelgen konnten, welche über Turgenjews Erzählungen ausgegossen ist. Man kommt ja immer zur Natur zurück, wenn das Leben im Staate und in der Gesellschaft die Erfüllung gerechter Ansprüche versagt. So ward uns Turgenjew fast zum Unsrigen, und das Fremdartige, was als Rest an ihm verblieb, reizte uns mehr als es uns von ihm fernhielt; wir trachteten, bewußt oder unbewußt, es uns ebenfalls anzueignen, wir versenkten uns in seine Stimmungen, wir entliehen ihm seine Conflicte, ohne darnach zu fragen, ob die barbarisch heiße Sinnlichkeit seiner Menschen, die sittliche Trägheit seiner Probleme sich dazu eignete, aus dem Slavischen ins Germanische, aus der niederen in eine höhere geistige Sphäre verpflanzt zu werden.

Als dann aber trotz der Befreiung der Leibeigenen der Nihilismus sein schreckhaftes Haupt erhob und Turgenjew, dem Gang der Dinge mit patriotischer Theilnahme folgend, auch diesen mit dem ahnungsvollen psychologischen Fernblick des Dichters in seinem innersten Wesen erfaßte, als er, inzwischen zum Kenner zweier Welten geworden, das Ringen des autochthonen Russenthums mit den eingedrungenen Elementen westländischer Cultur zum Gegenstande seiner Darstellungen machte, da wuchs sein Ruhm, bis dahin nur in Deutschland und Rußland — und in Deutschland fast mehr noch als in Rußland — verbreitet, über den ganzen Welttheil hinaus, und wenn Paul Heyse ihn vordem nur als Novellisten begrüßt hatte, so hatte sich Turgenjew jetzt auf die Stufe eines großartigen Culturschilderers erhoben, an dessen Munde man überall hing, weil man überall, im Innersten betroffen, die furchtbare Entwicklung beobachtete, welche sich in Rußland vollzog. Das künstlerische Interesse stand abermals in zweiter Linie; man hatte in diesem Bazarow („Väter und Söhne"), in diesem Insarow („Helene") mehr als bloße Gestalten der dichterischen Phantasie, man hatte lebendige Figuren aus der Wirklichkeit vor Augen, und man sah einen großen Schriftsteller am Werke, zu zeigen, wie die neue, von der Leibeigenschaft entlastete Generation in seinem Vaterlande ihre Beziehungen zum Westen und zum Süden Europas zu gestalten sich vorsetzte, ohne von dem eigenen Wesen mehr preiszugeben, als es der ungestüm jugendliche nationale Stolz und der unklare Emancipationsdrang vermeintlich zuzulassen schien. Der Politiker, der Geschichtsforscher wurden die eifrigsten Leser Turgenjews und um so fesselnder war die Lectüre, als der Dichter, ohne den Russen zu verleugnen, aus seinen Sympathien für die westländische Cultur kein Hehl machte, die er während eines langen Aufenthaltes in Deutschland und Frankreich, im Verkehr mit ausgezeichneten Occidentalen kennen und würdigen gelernt hatte. Daß er dabei direct für den Nihilismus Partei ergriffen, haben nur Diejenigen geglaubt, welche seinem Gegner Katkow mehr vertrauten als ihm, oder Jene, die sich nicht zu erklären vermochten, warum er selbst stets von Bazarow, diesem Nihilisten im Keime, als von seiner Lieblingsfigur sprach. Natürlich, Herrn Katkow und der Petersburger Autokratie mußte es schon als ein Verbrechen erscheinen, daß Turgenjew überhaupt den Fremden einen Einblick in die Zustände Rußlands eröffnete, und wie er selbst einst für zwei Jahre auf seinem Gute Spaßkoje im Gouvernement Orel internirt worden war, weil er in einem Nachrufe Gogol einen „großen Mann" genannt hatte, so legte man noch dreißig Jahre später, nachdem auch er gestorben war, einer Todtenfeier in Petersburg allerhand Hindernisse in den Weg, damit das russische Volk sich nicht bewußt werde, in ihm einen „großen Mann" besessen zu haben. Daß er aber hinwiederum nicht schlechthin gegen den Nihilismus Partei ergriff, sondern zwischen den einzelnen Stadien desselben eine Unterscheidung machte, beweist der große Abstand zwischen Bazarow (1861) und Neshdanow („Neuland", 1876), dem Nihilisten des ersten und demjenigen des vorletzten Stadiums. Mit jenem konnte man noch sympathisiren, denn er glich einigermaßen dem deutschen Burschenschafter von Anno Zwanzig; dieser war bereits bis knapp an die Grenze der Mordattentate entartet und ihn hat Turgenjew niemals als eine seiner Lieblingsgestalten bezeichnet.

Nicht unmittelbar von diesen Gesichtspunkten geht die vortreffliche biographische Studie aus, welche Eugen Zabel (Leipzig 1884, Otto Wigand) dem großen Russen gewidmet hat, aber man darf ihr nichtsdestoweniger nachrühmen, daß sie in Form und Inhalt einen höchst gelungenen Versuch darstellt, das Leben und die Werke Turgenjews im Gedächtniß und im Verständniß des deutschen Volkes zu erhalten. Will man an ihr etwas bemängeln, so könnte es nur dies sein, daß sie fast ausschließlich und nahezu in einem panegyrischen Tone die literarisch-ästhetische Seite ihres Themas herauskehrt, aber darüber, ob dies in der That ein Fehler oder nicht vielmehr eine zweckmäßige Beschränkung sei, wird sich je nach dem Standpunkte des Beurtheilers streiten lassen, zumal Zabel nicht blind ist gegen Turgenjews Schwächen, die er ganz richtig andeutet, indem er sagt: „Das Gebot, unbedingt wahrhaftig zu bleiben und alle freie Zuthat und alle rein stofflichen Ausspinnungen der Fabel zu vermeiden, erscheint ihm so hoch und heilig, daß er ihm jedes beliebige Opfer in der Abrundung und Composition seiner Novellen bringt. Viele derselben sind nicht gleichmäßig ausgeführt; oft erscheint das Verhältniß, in dem der Held zu seiner Umgebung steht, im ästhetischen Sinne schief, und die meisten weisen mehr oder weniger große Fehler auf, wenn man sie z. B. mit dem Maß Paul Heyse'scher Novellentechnik mißt."

Im Grunde ist das Urtheil über eine derartige biographische Studie zu allererst davon abhängig, wie groß das Maß der Anregung ist, welche sie zur weiteren Beschäftigung mit ihrem Gegenstande bietet, und man legt Zabels Schrift nicht aus der Hand, ohne in sich das Bedürfniß einer Auseinandersetzung mit dem Biographen zu spüren. Die Punkte, auf die es ankommt, sind allesammt gestreift; man hat den Andeutungen nur tiefer nachzugehen, um sich das Bild des großen russischen Dichters nach allen Richtungen hin zu vervollständigen. Was mich betrifft, so sind es besonders drei Punkte, an denen ich über die Lectüre des Zabel'schen Buches hinaus haften geblieben bin, und es mag mir gestattet sein, sie näher zu bezeichnen.

Allezeit war es die unvergleichliche Naturstimmung, welche an Turgenjews Erzählungen zu unbedingter Bewunderung herausforderte. Seine Menschen sind fast wie ein Produkt der Natur, die sie umgibt, und wo das Leben an ihnen arbeitet, da erscheint die Cultur durchaus im Nachtheile, sie ist das Vergängliche, das Unzulängliche gegenüber der Ewigkeit von Himmel und Erde. Gewiß, das ist echte russische Wirklichkeit und die unnachahmliche Treue, mit der sie sich bei Turgenjew widerspiegelt, nimmt uns widerstandslos gefangen. Wir hören den Wald und sein Gethier ihre geheimnißvolle Sprache reden; die Steppe, anscheinend öd und leer, wandert plaudernd mit uns mit, und der Dichter, der uns führt, bleibt uns unsichtbar, so daß jeder Eindruck ungetheilt auf uns wirkt und aus unserem eigenen Inneren als Echo zurückzutönen scheint.

Ueber die Haide hallet mein Schritt,
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Mit gleicher Objectivität der Naturbetrachtung ist vielleicht niemals im ganzen Bereiche der Weltliteratur ein Dichter begabt gewesen, aber gerade deshalb war es kein Meisterstück unseres literarischen Eklekticismus, Turgenjews Naturmalerei athemlos nachzupinseln. Denn die russische Natur redet anders zu den Menschen, welche sie umgibt, und anders ist auch die Empfäng-

Digitized by Google

lichkeit, welche der Russe der Natur seiner Heimat entgegenbringt. Sie ist tiefmelancholisch, diese Natur, in ihrer unendlichen Verlassenheit, und die mit ihr verkehren, sind ihr durch die Cultur noch wenig entfremdet, haben für sie noch feinere Sinne und schärfere Instincte. Was man daher von Turgenjew herübernehmen konnte, war etwas rein Aeußerliches, die melancholische Stimmung, das Todesahnen, das fatalistische Gefühl der menschlichen Ohnmacht gegenüber der Allgewalt der Natur, und dies hat man auch mit einer wahren Schwelgerei gethan. Aber süßlich, gekünstelt, unwahr mußte diese ewige Melancholie, die bei Turgenjew Wahrheit ist, unter anderen Lebensbedingungen, unter anderen landschaftlichen und Bildungsvoraussetzungen erscheinen, und so wurde das Wort „stimmungsvoll" bei uns zu einer leeren Attrape, wie jetzt, nachdem Turgenjews Einfluß von demjenigen der „Butzenscheibenpoesie" abgelöst worden, auch das Wort „stilvoll" nichts als ein modischer Lückenbüßer ist.

Daß dann, wenn man erst einmal Turgenjew zum Wegweiser genommen hatte, auch das Verhältniß der Frau zum Manne in der slavischen Welt auf den Boden der deutschen Erzählungsliteratur verpflanzt wurde, ist fast selbstverständlich. Denn dieses Verhältniß ist an sich das Problem aller Roman- und Novellendichtung und das Culturmaß der Völker spricht sich deutlich in demselben aus. Bei Turgenjew ist der Mann ein Schwächling oder ein Barbar, ein Schwächling gegenüber den Frauen, ein Barbar gegenüber seinen Untergebenen, wie er es auch bei Puschkin ist. Die immer wache Sinnlichkeit macht ihn zum Sklaven der Leidenschaft und vorzeitig zum blasirten Invaliden. Und die Frau ist herrschsüchtig, kalt, grausam und skrupellos, sie betrachtet den Mann als ein Spielzeug, das sie zerbricht und wegwirft, oder, wenn sie ausnahmsweise ernsthaft ist, als ein Werkzeug, mit dem sie ihre Zwecke verfolgt. Der schauerliche Fanatismus der Nihilistinnen findet darin seine völkerpsychologische Erklärung, vielleicht auch die trostlose Apathie, mit der die russische Gesellschaft sich zu den öffentlichen Zuständen verhält. Aber nun übertrage man sich diese nationale, diese Raceneigenschaft auf deutsche Gestalten, und man erkennt sofort, wie unnatürlich und unwahr dasjenige sein muß, was dabei herauskommt. Diese wilde, begehrliche Maria Nikolajewna („Frühlingsfluthen") ist eine echte Russin, und russisch ist auch jene mehr als bedenkliche Situation, von welcher sich der Tod des Bulgaren Inßarow („Helene") herschreibt. Ja, man mag mit einem gewissen Rechte hier das allgemein Slavische für das Russische substituiren und darin eine Erklärung suchen für das Verhältniß, welches bei Sacher-Masoch, einem der talentvollsten Jünger Turgenjews, zwischen dem Manne und dem Weibe besteht. Aber deutsche Empfindung muß sich davon verletzt fühlen, denn bei uns ist die Frau die Trägerin der Sitte und Schicklichkeit, die den Mann ergänzt, aber nicht beherrscht, ihn leitet, aber nicht verführt; bei uns ist die Milde, Hingebung und Barmherzigkeit das Vorrecht der Frau, der Mann aber repräsentirt den Willen und die Thatkraft. Wo also Turgenjews Vorbild rein künstlerisch auf unser Schriftthum eingewirkt hat, da konnte es nicht anders als Verwirrung stiften und seine Größe, an sich unvergleichlich, hat auch die Größe des angerichteten Schadens bestimmt. Es kam ein fremder Tropfen in unsere Dichtung, den wir uns niemals assimiliren konnten, wie wir auch den politischen Gegensatz zwischen Deutsch und Russisch nimmer ausgleichen werden.

Dieser Gegensatz aber — und eine flüchtige Betrachtung desselben gehört ebenfalls in die Reihe der Anregungen, welche wir von dem Buche Eugen Zabels empfangen — ist in Turgenjew stets lebendig geblieben, er hat das volle Bewußtsein desselben nicht verleugnet. Allerdings hat er im Allgemeinen vor unserem nationalen Geistesleben eine nicht geringe Achtung gehabt, zu Deutschland als seinem „zweiten Vaterlande", zu Goethe als dem moderen Dichterideale sich bekannt; aber wenn er im Besonderen auf uns zu sprechen kam, so hat er uns nichts von dem subjectiven Widerwillen geschenkt, der jeden Russen gegen uns beseelt. So ganz und gar harmlos ist es doch wohl nicht, wenn er in der Novelle „Faust" von dem alten deutscheu Sonderling Schimmel sagt, daß er einen starken Cichoriengeruch um sich verbreitete, „den unvermeidlichen Geruch aller alten Deutschen", wenn er in den „Frühlingsfluthen" die Messaline Maria Nikolajewna behaupten läßt, „der schlechteste französische Schauspieler in der kleinsten Provinzstadt spiele besser und natürlicher als die erste deutsche Berühmtheit", wenn gerade immer Deutsche es sind, welche entweder als komisch oder als zudringlich oder als betrunken sich präsentiren. Aber ist da eine ernsthafte Apologie überhaupt erforderlich? Hat Goethe nicht gesagt, ein wackerer deutscher Mann könne keinen Franzmann leiden, doch seine Weine trinke er gern? Wenn wir für uns den anderen Nationen gegenüber das Recht der Sympathie und Antipathie beanspruchen, so dürfen wir es ihnen auch uns gegenüber nicht bestreiten, das Urtheil hat damit nichts zu schaffen, und Turgenjew bleibt ein Großer unter den Großen, auch wenn wir uns sagen müssen, daß er uns weniger geliebt hat als wir es vielleicht um ihn verdienten. Und das müssen wir uns sagen, trotzdem wir wissen, daß er viel mit Deutschen verkehrt und manchem von ihnen in wirklicher Freundschaft zugethan war. Immer wird, wie sich auch die politischen Verhältnisse gestalten mögen, jedem Russen ein einziger Franzose lieber sein als ein Dutzend Deutscher, und wenn man etwa einen Vergleich anstellen wollte zwischen der Art, wie Turgenjew zu Gustave Flaubert, und der Art, wie er zu Ernst Dohm sich hingezogen fühlte, so würde es sich vielleicht ergeben, daß er die Franzosen liebte und die Deutschen respectirte. Ob das nun unsere eigene Schuld oder diejenige der Anderen ist, daß wir mutterseelenallein unter den Nationen immer nur uns selbst helfen müssen und auf uns selbst angewiesen sind, ob es überhaupt ein Defect oder nicht vielmehr die Quelle unseres Könnens ist, das steht auf einem anderen Blatte; nur soviel bleibt gewiß, daß Turgenjew auch in dieser Beziehung wie in jeder anderen der echte Russe war, dem Ilia Murom der Sage vergleichbar, der seiner Stärke sich vielleicht nie bewußt geworden wäre, wenn wir Deutsche sie ihm nicht zum Bewußtsein gebracht hätten. Wir dürfen etwas Aehnliches für uns ja auch bei Peter dem Großen in Anspruch nehmen und die deutsche Katharina hat mehr russische Volkskraft entfesselt als irgend ein Czar vor oder nach ihr. Vielleicht gerade deshalb, weil sie uns soviel zu danken haben, lieben uns die Russen so wenig, denn nichts wird ja dem Menschen saurer als die Pflicht der Dankbarkeit. Und Turgenjew bildet darin keine Ausnahme. Wir haben kein Recht, es ihm zu verargen, daß er seinen Bazarow sagen läßt: „Was mich betrifft, so gestehe ich in aller Demuth, daß ich die Herren Dentschen nicht liebe" — aber wir haben auch keinen Grund, ein Uebriges zu thun und mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit ihn als unseren besonderen Freund zu reclamiren. Sei es Selbstironie oder nicht, er hat uns durch den Mund seines „Hamlet des Schtschigrowschen Kreises" grade genug gesagt, um uns hierüber nicht im Unklaren zu lassen. „Ich habe den Hegel studirt, mein Herr, und kann Goethe auswendig; ich bin auch lange in die Tochter eines deutschen Professors verliebt gewesen und heirathete hier in der Heimat ein schwindsüchtiges Fräulein, eine kahlköpfige aber sehr bemerkenswerthe Persönlichkeit. Ich bin also eines Geistes Kind mit Ihnen, ich bin kein Steppensohn, wie Sie glauben. Auch ich bin reflexionswurmstichig und es ist gar nichts Unmittelbares an mir." Der Biograph neigt der Natur seiner Aufgabe nach immer ein wenig zum Panegyricus und Eugen Zabel ist in dieser Beziehung, wie in allen anderen, der richtige, der höchst löbliche Biograph. Aber das schließt nicht aus, daß man ihn auf das Zuviel aufmerksam macht, wenn insbesondere demselben nirgends ein Zuwenig gegenübersteht.

Digitized by Google

Il cinque Maggio.

Eine Scene am Lago maggiore.

Von Wilhelm Lang.

Wer den Nachmittag in Locarno zubringt, wird ihn unvermeidlich zum Besuch von Madonna del Sasso verwenden. Schwieriger war es, den Abend auszufüllen. Nach dem Essen schlenderten wir an den Arkaden der Hauptstraße hin, über die Piazza des wenig belebten Städtchens, dem Ufer zu. Aus einem Café mit offener Halle erscholl eine kräftige Frauenstimme. Nicht Gesang, es ist pathetische Recitation. Wir treten ein, als eben die Dame ihren Vortrag beendet hat und mit Anstand sich am Tische niederläßt, offenbar eine tragische Schauspielerin, die einst bessere und jüngere Tage gesehen hat. Nach einer Weile erhebt sie sich wieder, tritt einen Schritt vor und beginnt mit tiefklingender Stimme:

Il cinque Maggio,
Ode di Alessandro Manzoni.

Allgemeine Aufmerksamkeit. Das Gespräch verstummt. Kein Geräusch mit Stühlen und Gläsern wird mehr gehört. Noch einmal lange Pause, die von der Künstlerin mit einer ausdrucksvollen Schmerzgeberde ausgefüllt wird, als stehe sie auf den Brettern und sähe etwa händeringend dem verlorenen Gatten ins offene Grab hinab. Dann brach es los: Ei fù. Alles erschrak, wie beim plötzlichen Abfeuern eines Geschützes. Noch einmal Pause, Ringen nach Fassung und langsamer Uebergang zu einer ruhigeren Geberde. Und nun rollten sie dahin, die unvergleichlich schönen Strophen, mit Wohllaut gesprochen, feierlich, mit viel Modulation der Stimme, doch durchaus mit theatralischem Ausdruck und entsprechendem Geberdenspiel. Bald klang es wie Schlachtendonner — von der Scylla bis zum Tanais, von einem zum anderen Meer —, bald elegisch, wie ein Lied von fernen Eilanden hergetragen, dann wieder wie dumpfe Grabestöne, jetzt heroisch, jetzt schmelzend. Die Welle des Tones hob sich und senkte sich, der Laufbahn des Schicksalsmannes folgend zu ihren Höhen und ihren Tiefen: Flucht und erneuter Sieg, Kaiserpalast und Verbannung. Die von dem Dichter kunstvoll angebrachten Pointen wurden scharf betont. Bei den männlichen Reimen, welche die Strophen schließen, klang es jedesmal wie eine auf den Sarg hinabgeworfene Scholle. Zuletzt die milden Friedensklänge des triumphirenden Christenglaubens.... Noch einmal eine ausdrucksvolle Geste und die Künstlerin trat wieder zurück und setzte sich. Der Eindruck schien allgemein und tief. Noch immer lautlose Stille. Erst als sie sich wieder erhob und nun ihren Bittgang mit dem hingestreckten Teller antrat, wurde es wieder geräuschvoll in der Halle.

Was war es, das die Gemüther so sichtbar gefesselt hatte? Unwillkürlich reihte sich der andere Gedanke an: wäre von einem deutschen Publicum in einer deutschen Bierhalle Aehnliches denkbar? Und können wir uns rühmen, in unserer Literatur ein poetisches Kunstprodukt von gleicher Popularität zu besitzen? Ein Gedicht, das Allen verständlich, vom Belt bis zu den Alpen bekannt und anerkannt, mit ähnlicher Andacht von einer zufällig gebildeten, nicht eben gewählten Gesellschaft angehört würde? Und welchen Antheil hat der innere Werth des Gedichts, welchen der kunstvolle Vortrag an der Wirkung, die wir soeben erlebt hatten?

In den Handbüchern steht zu lesen, daß „der fünfte Mai" die populärste Dichtung der Italiener sei. Daß dem wirklich so ist, davon hatten wir uns eben überzeugt. Sie ist noch so populär wie vor funfzig Jahren. Doch die Thatsache ist auffällig genug und gibt zu denken. Volksthümlich ist im Grunde weder der Stoff noch die Behandlung. Das Todtenopfer gilt nicht einem nationalen Helden der Italiener; ist er aus italienischem Blut entsprossen, so wird dies dadurch wieder aufgehoben, daß er ein Unterdrücker des Vaterlandes war. Also ein Fremder, oder doch ein Halbfremder, dessen Verhältniß zum italienischen Volk ein zwiespältiges ist. Die Dichtung selbst aber ist in Form und Gedanken keineswegs einfach zu nennen. Die Disposition, der Wechsel der Situationen ist berechnet, die Ausdrücke gewählt, selbst die Stellung der Worte ungewöhnlich; es ist eine poetische Offenbarung, die vom tiefsten Kunstverstand ihre Form erhalten hat, und deren Schönheiten nur ein geübter Sinn ganz zu ergründen vermag. Und dennoch die populärste Dichtung!

Der im vorigen Jahre verstorbene Professor der Literaturgeschichte Don Francesco de Sanctis hat einmal eine eigene Vorlesung über die Ode Manzonis gehalten, worin er die Frage zu beantworten suchte, warum ihr eben dieser Rang in der italienischen Literatur zuerkannt werden müsse. Einige Hauptgedanken daraus zu vernehmen wird auch aus dem Grunde willkommen sein, weil man daran die Fortschritte ersieht, welche die Behandlung literaturgeschichtlicher Fragen — früher ein gänzlich ödes und und unfruchtbares Feld — neuerdings bei den Italienern gemacht hat.

Der Kritiker nimmt seinen Ausgangspunkt bei den religiösen Hymnen Manzonis. In diesen hat sich der Dichter zu der Anschauung bekannt: die Geschichte ist das Werk der Vorsehung, ist die Geschichte Gottes, der Mensch ist nur Schatten, Schein, Werkzeug. Unter denselben Gesichtspunkt stellt der Dichter scheinbar auch die Ereignisse, welche den größten Eindruck auf die zeitgenössische Welt machten: Napoleon ein Werkzeug der Vorsehung, seine Triumphe und Erniedrigungen Thaten Gottes. Allein ist es wirklich ein religiöser Eindruck, den das Gedicht zurückläßt? Das Gefühl des Uebernatürlichen? Im Gegentheil, der Eindruck ist die höchste Realität. Die christliche Epopöe ist bloße Einkleidung, der Rahmen; das Bild selbst ist der wirkliche Napoleon. Freilich nicht der Napoleon der Geschichtswissenschaft, sondern der der Legende; der Held, wie er der Menge, dem Volke erscheint. Das Volk sieht in den menschlichen Dingen nur das, was es anstaunen kann, das Wunderbare. Es fragt nichts nach der Mission des Mannes, nach dessen geschichtlicher Stellung und Wirkung, es sieht nur die Größe des Mannes, seiner Thaten und seines Unterganges. So sieht auch der Dichter ab von einer Analyse der Handlungen, er sieht nur die Aeußerungen der Kraft, die wie eine Naturerscheinung wirkt, dem Sturm, dem Blitze gleich, bei dem man nicht fragt, warum er losbricht, warum er diesen tödtet, jenen verschont. Eine einzige Saite ist in dem Gedicht angeschlagen, die des Wunderbaren, Erstaunlichen: sei es die Kraft des Mannes, sei es die Wucht der Ereignisse. Und wie hat der Dichter die Wirkung des Wunderbaren erreicht? Der Maler ist im Stande, den unmittelbaren gleichzeitigen Eindruck von dem zu geben, was der Dichter mit dem Werkzeug der Sprache nur durch eine Reihenfolge von Gedanken hervorbringt: erst nachträglich stellt die Phantasie aus diesen einen Gesammteindruck her. Wie kann nun der Dichter diesen Nachtheil aufheben, wie kann er seiner Schöpfung, gleich einem Bildwerk, die Wirkung des Moments, den Charakter der Vision verleihen? Er nimmt die Zuflucht zum Gruppensystem. Er thut mit dem Wort, was der Maler mit dem Pinsel thut: er hebt die Entfernungen, die Zeiträume, die strenge Folge der Ereignisse auf, gruppirt dieselben unbekümmert um Ort und Zeit und macht daraus ein Ganzes, das unmittelbar auf die Einbildungskraft wirkt. Ein Beispiel: die Schlachten Napoleons. Zählte der Dichter die Schlachten von Marengo bis Waterloo auf, so würde er eine Reihenfolge von Eindrücken hervorbringen und damit träge Wirkungen erzielen. Statt dessen macht er es wie der Maler: er stellt in die Mitte ein Bild, um das er Ereignisse, Zeiten, Orte gruppirt. Dieses Bild ist der einschlagende Blitz:

Di quel securo il fulmine
Tenea dietro al baleno;
Scoppiò . . .

Mit derselben Schnelligkeit, mit welcher der Donner dem Blitze folgt, sieht man den Manzanares und den Rhein, die Alpen und die Pyramiden erscheinen. Ungeheure Räume stellen sich dar — dall' uno all' altro mar —, welche die Einbildungs-

Digitized by Google

kraft sofort mit den zugehörigen Ereignissen ausfüllt. Das ist im Cinque Maggio das Verfahren des Dichters überhaupt. Er greift drei oder vier dramatische Situationen heraus, die zusammen die Idee des Lebens des Helden geben, und macht daraus Bilder, die sich der Einbildungskraft eingraben. Gleich zu Anfang das kolossale Bild: der Leichnam des Helden und ihm gegenüber die Welt, erstarrt wie die Leiche. Dann die Gestalt des Helden, sitzend zwischen zwei Jahrhunderten. Dann jener Napoleon der Ueberlieferung: mit gesenktem Blick, die Arme übereinander geschlagen. Zuletzt Napoleon auf dem Todtenbette, die versöhnte Gottheit ihm zur Seite. Aus diesem System, weit entlegene Ereignisse zu gruppiren, entspringt eine weitere Wirkung: die Weite der Perspective und des Horizonts, der Eindruck des Unendlichen. Mit einem verwegenen, gigantischen Vergleich beginnt die Ode: Der leblose Held und die erstarrte Welt, aber das Bild verliert seine scheinbar übertriebenen Proportionen: der Dichter steht unter einem ungeheuren Eindruck, und die Ode, immer auf denselben Ton gespannt, läuft so rasch und warm bis zum Ende, daß die Verhältnisse sich umkehren und das Gigantische das Natürliche erscheint. Die Contraste sind nicht gesuchte Antithesen, in denen der Witz des Dichters sich zeigt, sie sind die Natur der Sache selbst, es ist die natürliche Entwicklung des Gruppensystems. Die gedrängte Sprache hängt damit unmittelbar zusammen, wie die Wahl der Beiwörter, die gesättigt mit Nebengedanken sind. Eine Welt von Erinnerungen drängt sich in den knappen Worten zusammen: Alles ist Saft in dieser Poesie ...

Wir wollten nichts Anderes von der ehemaligen Bühnenkünstlerin hören und hatten das Lokal verlassen. Beneidenswerth der Dichter, dem es glückt, in einer Dichtung, die sein eigenstes Gepräge trägt, die Seele seines Volkes zu treffen, gleichsam im Einklang mit ihr, als ihr Ausleger, zu schaffen und die Anerkennung dafür im tausendfältigen Echo der Volksstimme zu vernehmen. De Sanctis hat die Wirkung der Ode scharfsinnig analysirt. Der Napoleon der Volkslegende, das Moment des Wunderbaren, die Zusammenfassung der Handlung in große Bilder, die sich der Einbildungskraft einprägen — das trifft den Kern der Sache. Der Kritiker ist dem Dichter hinter das Geheimniß seiner Mittel gekommen. Auf das Kunstgefühl des italienischen Volkes fällt aber aus der Popularität der Dichtung ein höchst bezeichnendes Licht. Einen ähnlichen Rang würden wir Deutsche doch nur solchen Dichtungen zuerkennen, die einfach, volksmäßig sind, dem naiven Tone sich nähern. Der Italiener als echter Römersohn erhebt das sorgfältig gemeißelte Kunstwerk zum höchsten Rang, er verlangt die pathetische Hebung des Tones, und erst der pathetische Vortrag mit pathetischer Geberde vollendet die Wirkung auf sein Kunstgefühl.

Unter solchen Betrachtungen gingen wir noch eine Weile am schweigenden Seeufer hin und gedachten, wie mehr als ein Ort, den die Welle des Lacus Verbanus bespült, an Manzoni, den Dichter des Cinque Maggio, und an seinen Kreis erinnert. Wer von hier aus den See befährt, erblickt bei der ersten Biegung desselben in einer Bucht zur Rechten, der ein paar Felseneilande mit altersgrauen Kastellen bekrönt vorliegen, den terrassenförmig aufsteigenden Ort Cannero mit der aus Vignen blickenden anspruchslosen Villa, wo Manzonis Schwiegersohn Massimo d' Azeglio sich seine künstlerische Einsiedelei schuf und malte und dichtete, wenn er den Rock des Staatsmanns ausgezogen hatte. Und weiterfahrend kommt man zum reizendsten Punkte des Sees, wo seine drei Arme zusammentreffen und die vielgefeierten Eilande umfangen; auf jener Höhe hinter Stresa aber sieht das Auge ein langes weißes Klostergebäude, wo viele Jahre hindurch der südtirolische Priester Don Antonio Rosmini-Serbati seine reformatorischen Gedanken spann und dem Problem nachdachte, wie die Religion und das Vaterland, wie das Papstthum und ein italienischer Staat zusammen bestehen könnten. Einflußreiche Männer gingen hier aus und ein, und aus ihren Gesprächen entsprang der welthistorische Gedanke: die freie Kirche im freien Staat. Auch Manzoni ist ein oft gesehener Gast in Stresa gewesen. Was er bei dem weisen Abte hörte, entsprach seinen eigenen Gedanken, die er schon in seinen Jugendwerken niedergelegt hatte. Es waren zwei verwandte Naturen, beide von der idealen Macht der Kirche, und beide von Sehnsucht nach der Erneuerung des italienischen Volkes erfüllt. Der eine verlangte die Befreiung der Kirche von den drückenden Fesseln des Staates, der andere erlebte noch und begrüßte es mit Freuden, wie umgekehrt der Staat sich von der Kirche freimachte. Am Ende des Sees aber, auf einer Anhöhe bei Arona, erhebt sich weithin sichtbar die Kolossalstatue jenes Wohlthäters von Mailand, des Cardinalerzbischofs Grafen Karl Borromeo, dem ein schöneres Denkmal in Manzonis Roman: „Die Verlobten" gesetzt ist.

Im Besitze der Familie Borromeo sind heute noch die zauberischen Eilande, die vor Stresa in der blauen Fluth schwimmen. Und hierher hat auch der Mann des Cinque Maggio einmal einen Ausflug gemacht — eine idyllische Episode in dem gewaltigen Epos seines Lebens. Es war im Sommer 1797, zwischen Leoben und Campoformio. Bonaparte stand auf der Höhe seines jugendlichen Ruhmes. Vergöttert von einem siegreichen enthusiastischen Heere that er eben die ersten verhängnißvollen Schritte zum Cäsarenthron. Mit Talleyrand waren schon die Verabredungen zum 18. Fructidor getroffen, welcher der republikanischen Staatsform den ersten Stoß beibringen sollte. Jetzt war der Held im Begriff von Mailand nach Udine abzureisen, um den endgiltigen Frieden mit Oestreich zu schließen. Vor der Abreise erwartete er noch die entscheidenden Mittheilungen aus Paris, „und diese ruhige Frist, welche bedeutenden Ereignissen häufig vorangeht, beschloß er zu einem Ausflug nach dem Lago maggiore und den borromäischen Inseln zu benützen." Der Bürger Miot, später Graf Melito, damals Gesandter der französischen Republik am Turiner Hof, befand sich eben in Mailand und wurde zur Begleitung eingeladen. Dieser hat auch die Fahrt beschrieben. „Wir reisten — so schreibt er in seinen Denkwürdigkeiten — am 1. Fructidor (18. August) von Mailand ab. Wir saßen zu vier im Wagen: Bonaparte, seine Frau, Berthier und ich. Während der Reise war Bonaparte heiter und aufgeräumt; er erzählte uns mehrere Anekdoten aus seinen Jugendjahren und sagte uns, daß er soeben sein 28. Lebensjahr zurückgelegt habe. Seiner Frau war er eifrig bemüht, alle mögliche Aufmerksamkeit zu erzeigen, und er erlaubte sich öfters mit ihr gewisse eheliche Freiheiten, welche Berthier und mich nicht wenig in Verlegenheit setzten; aber diese Vertraulichkeiten trugen das Gepräge einer so tiefgefühlten Zärtlichkeit für diese ebenso wohlwollende als liebenswürdige Frau, daß sie sich wohl entschuldigen ließen. Uebrigens wandte sich das Gespräch zuweilen auch auf ernstere Gegenstände, ohne daß ihm jedoch über die Angelegenheit, die seinen Geist in diesem Augenblick am meisten beschäftigte, irgend eine Andeutung entschlüpfte. Ueberhaupt schien er nicht gerne vor seiner Frau von Politik zu sprechen; er vermied dies sogar in Gegenwart Berthiers, den er nur als Chef des Generalstabs besonders gelten ließ .... Nach einer, der außerordentlichen Hitze wegen, etwas beschwerlichen Reise gelangten wir an den Lago maggiore und bezogen den prächtigen Palast, der sich in dem Mittelpunkt der Isola bella, der schönsten unter den Inseln des Sees, erhebt .... Wir brachten zwei sehr angenehme Tage auf der Isola bella zu. Spaziergänge, Bäder und die Genüsse der Tafel füllten unsere Zeit aus, und nur mit Widerstreben rissen wir uns von diesem bezaubernden Aufenthalte los, um nach Mailand in die wirbelnde Bewegung der Politik zurückzukehren."

Bonaparte in der Blüthe seiner Tage auf dem Eiland, das ein deutscher Dichter den „geschmückten Thron des Frühlings" genannt hat. Das „Gruppensystem" Manzonis ist wohl Schuld daran, daß die Phantasie, zwei Jahrzehnte überfliegend, von da jenes andere Eiland sucht, den einsamen Fels, wo derselbe Mann — nach der ausdrucksvollen Schilderung des Dichters — so oft beim schweigenden Sterben des leeren Tages stand, gesenkt das blitzende Auge, die Arme übergeschlagen, bestürmt von der Erinnerung vergangener Tage.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Künstlerverein.

Oskar Begas. — Gebhardts: „Es ist vollbracht".

Im Künstlerverein, dem Oskar Begas durch lange Jahre als Mitglied angehörte, hat man zur Erinnerung an sein Wirken eine Anzahl seiner besten Porträts, Skizzen zu seinen historischen Gemälden und Landschaften ausgestellt.

Durch viele Jahre war er in Berlin einer der angesehensten Bildnißmaler. In seiner letzten Zeit wandte sich die Gunst des Publicums andern Künstlern zu, mit deren kräftigem Realismus er nicht Schritt halten konnte, obgleich er keineswegs stehen blieb, sondern dem neuen Zuge der Künstlerbewegung sich hingab, soweit seine Erziehung und sein Naturell es erlaubten. So finden sich unter seinen Bildnissen ganz verschiedene Auffassungsweisen. Wenn man von den Rittern der Friedensklasse des pour le mérite, im Auftrag Friedrich Wilhelm IV. gemalt, zu jüngeren Werken übergeht, wie dem Porträt des Bauraths Heyden, so sollte man fast glauben, das Werk eines andern Künstlers vor sich zu haben. Freilich muß auch der große Wechsel des physiognomischen Ausdrucks in Anschlag gebracht werden. Welch ein Abstand trennt das glattrasirte Gesicht der Generation, welche unter dem Romantiker auf dem Thron die geistige Führerschaft hatte, mit fein durchgearbeiteten geistreichen Zügen, von dem freien, vom wallenden Barte halb verhüllten Antlitz des Geschlechts, das 1871 mitgefochten hat! — Zwischen beiden die Mitte hält das vornehme Bildniß Sußmann-Hellborns, eins der besten des Künstlers. Uebrigens gibt die Ausstellung, wie nach der Natur der Sache nicht anders zu erwarten, durchaus keinen erschöpfenden Ueberblick über die Thätigkeit des Künstlers im Porträtfach, es fehlen mehrere Arbeiten, die ihrer Zeit zu den Zierden unseres Salons gerechnet wurden.

Im Historienbilde ist Oskar Begas nur ein Wurf gelungen, der über das allgemeine Niveau seiner Zeit hinausragt, sein Friedrich der Große nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs in der Schloßkirche zu Charlottenburg. Originell im höchsten Sinne ist es nicht, denn es folgt dem Wege, den Adolf Menzel gebahnt. Aber es gehört mit Julius Hübners Friedrich in Sanssouci und Schraders Friedrich nach der Schlacht von Kollin und Menzels eigenen Werken zu den populärsten Darstellungen aus dem Leben des preußischen Nationalhelden. Für das religiöse Bild, an dem er sich mehrfach versucht, fehlt Begas die Kraft und Tiefe. Glücklicher war er auf dem Gebiete der decorativen Malerei. Der Festsaal im Berliner Rathhaus, der Kaisersaal in der Passage legen Zeugniß davon ab.

Nicht genug ist zu beklagen, daß er erst so spät das Feld betreten, das seiner Natur den günstigsten Spielraum bot, die Landschaftsmalerei. Er hatte zwar schon seit den fünfziger Jahren beachtenswerthe Leistungen hervorgebracht, aber erst seit etwa 1870 sich energischer auf die Wiedergabe der heimischen Natur geworfen. Im weiteren Publicum sind seine Landschaften leider wenig bekannt geworden, weil sie schnell im Privatbesitz der Oeffentlichkeit entzogen wurden. In seinen Hauptwerken, die ihre Motive aus märkischen Forsten oder von den Küstenwäldern Rügens nahmen, zeigt er großes formales Talent für einfache, edle Composition, die ihre Kunst gar nicht merken läßt, und die lebendigste Empfindung für die landschaftliche Stimmung. Mit seinem Schneesturm, seiner Schnepfen- und Treibjagd, vor Allem aber mit der letzten schwermüthigen Abendstimmung in märkischer Flußlandschaft reiht er sich den bedeutendsten deutschen Vertretern dieses Gebietes an.

Auch einen neuen Gebhardt brachte die Ausstellung, ein Altargemälde für eine russische, oder wohl genauer esthnische Kirche. Den Gegenstand, die Kreuzigung, hat der Künstler schon verschiedentlich behandelt. Einmal in dem großen Bilde für dem Dom zu Reval, ein anderes Mal auf einem Tafelbilde geringeren Umfanges, das die Kunsthalle in Hamburg erworben hat. Mit letzterem theilt das neueste Werk Gebhardts nicht nur die Wahl des Moments — das „Es ist vollbracht!" des Johannesevangeliums —, sondern auch bis auf Kleinigkeiten die Gesammtdisposition und die Typen.

Den Mittelpunkt bildet nicht sowohl der Tod des Herrn, dessen gemarterten Leib eben die letzten Kräfte verlassen, als der Schmerz der Mutter, die mit dem Ausdruck der qualvollsten Hülflosigkeit beide Hände zu dem Sohne emporhebt. Johannes, von ihrer Gestalt halb verdeckt, stützt die Schwankende. Vor dem Kreuzesstamm am Boden liegt in kostbaren Gewändern Maria Magdalena hingestreckt. Neben der Mutter stehen dicht zusammengedrängt die Freunde, eine Gruppe des Jammers, ihnen gegenüber Gleichgültige und Schergen. Da die Kreuze der Schächer im rechten Winkel zu dem des Herren aufgestellt sind und die Ansicht der Scene aus der Diagonale genommen ist, so ergibt sich eine reiche Abwechselung der Stellungen. Der vorderste Schächer erscheint scharf im Profil, ein alter hagerer Mann, der andere, ganz von vorn gesehen, ein bärtiger Jüngling, das Haupt dem Erlöser zugeneigt. Dieser ist mit dem ganzen Leibe vornüber gesunken, nur Hände und Füße berühren das Kreuz.

Soweit stimmen beide Darstellungen überein. Auf dem Hamburger Bilde kommt ein weiter landschaftlicher Hintergrund mit reicher Staffage hinzu. Wir sehen einen Kriegerzug die Straßen ziehen, spottendes Volk verhöhnt den Gekreuzigten. Alles das fehlt auf dem Altarbilde; die Landschaft dient lediglich als Hintergrund, kein Pöbelhaufen, kein Kriegerzug spinnt die Handlung aus, das Interesse ist mit großer Kraft auf den Hauptvorgang concentrirt.

Auch hier ist Alles vereinfacht. Die Malerei, auf dem früheren Werk sorgfältig ins Detail gehend, gibt nur die großen Züge. Auch abgesehen von der nothwendigen Fernwirkung in der Kirche nur zum Vortheil der Wirkung. Kein Detail lenkt die Aufmerksamkeit ab, sogar der Ausdruck der Köpfe in der Gruppe der Freunde ist gemildert; dies macht sich namentlich in dem weinenden Gesicht der mit gerungenen Händen weit vorgebeugten Frau bemerkbar — es wird eine der Marien sein — die auf dem Hamburger Bilde in ihrem etwas sinnlichen Schmerzensausdruck die Gestalt der Mutter schädigt.

In dem Gemüthe des Künstlers hat sich das Problem der Darstellung des verscheidenden Gottes auf die Wiedergabe des rein menschlichen Schmerzes verschoben. Maria, mit dem alten thränenüberströmten Antlitz in starrem Schmerz zu dem Sohne aufblickend, die Mutter, welche die Hände ausstreckt, erfüllt von dem qualvollen Drang zu helfen, wo die Hülfe unmöglich, ohne Empfindung eigenen Schmerzes nur die Marter des Sohnes tausendfach mitleidend — und Magdalena, in unthätiger Vernichtung vom eigenen Schmerz zu Boden gestreckt — das sind die Gegensätze, die wir mitempfinden können, weil sie der Künstler vorempfunden hat.

Weniger als auf dem kleineren Bilde fällt auf dem größeren die antiquarische Neigung Gebhardts auf, seine Gestalten in die Tracht des Reformationszeitalters zu kleiden. Es ist eben Alles einfacher und der Nachdruck noch reiner auf den seelischen Vorgang gelegt. Daß auch hier die Erinnerung an einen älteren Künstler aufsteigt, beruht auf einer geistigen Verwandtschaft, deren sich Gebhardt wahrlich nicht zu schämen braucht. Mehr als an Dürer oder Schongauer gemahnt Gebhardt hie und da an Roger van der Weiden, den großen Dramatiker unter den nordischen Malern des fünfzehnten Jahrhunderts. Auffallend ist namentlich die innere Verwandtschaft der Kreuzigung Gebhardts mit der Beweinung Christi von Roger im Berliner Museum, einem seiner köstlichsten Schätze. Das Bild fällt noch in die Jugend des Meisters, aber seine Macht der seelischen Vertiefung hat er bereits voll entfaltet. Eine christliche Niobe von erhabener Schönheit, hält Maria den starren Leib ihres Sohnes umschlungen und beugt ihr thränenüberströmtes Gesicht über sein regungsloses Antlitz. Johannes und Joseph von Arimathia stehen schmerzbewegt aber in ehrfurchtsvoller Scheu daneben, jener legt beschwichtigend die Hände auf ihre Schultern, dieser stützt das Haupt des Gekreuzigten. — Auch hier ist nicht der Schmerz der Mutter der Mittelpunkt. Wie denn überhaupt auch bei den alten Meistern die Kraft am intensivsten sich äußert, wo rein menschliche Empfindungen ohne den Zusatz der erkaltenden Göttlichkeit zur Darstellung kommen.

A. L.

Notizen.

Kinderthränen. Zwei Erzählungen von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund & Jeckel.

Diese zwei Erzählungen behandeln, wie schon der Titel andeutet, Vorgänge in der kleinen und doch schon so reichen Welt der Kinderseelen, Vorgänge, von welchen „die Mehrzahl der Menschen so wenig Aufhebens

Digitized by Google

zu machen pflege". „O, es gibt Schmerzen in der Kinderseele . . . .", so präcisirt uns der Dichter selbst sein Thema. Diese Schmerzen zu schildern, versuchen nun die beiden Erzählungen in sehr verschiedenartigem Tone. Die erste wandelt in schwerem, tragischen Gewande einher, sie berührt eines der traurigsten Zeichen unserer Zeit, die Kinderselbstmorde. Es ist eine Tragödie, von einer Kinderseele durchlebt, die uns vorgeführt, oder vielmehr angedeutet wird. Einen Vater sehen wir, der, umdüstert von Mißgeschick, in Gram versunken über den Tod seiner Frau, noch das Bitterste erleben muß, daß ihm von vier blühenden Knaben drei dahin sterben, darunter der älteste, sein Stolz, sein Liebling. Und daneben steht das schüchterne, schwächliche Kind, das ihm allein geblieben ist, das auch selbst mit dem ältesten Bruder jeden Halt verloren hat, das sich vor dem Vater fürchtet, der ihm die Liebe nicht zeigen kann, die er für ihn hegt; dieses ängstliche Kind, das schließlich noch einen Mißerfolg in der Schule erlebt und bald darauf todt im Flusse gefunden wird. Es ist eine erschütternde Tragödie, die sich zwischen beiden im Stillen und ohne Worte abspielt; sie hinterläßt einen fast peinigenden Eindruck, der nur wenig durch die beiden Lichtgestalten des alten Pädagogen und des meisterhaft gezeichneten kinderfreundlichen Offiziersburschen gemildert wird. Diese erste Erzählung ist ganz Wildenbruchisch; sie entspricht den Erwartungen, die der Name des Verfassers erweckt, und befriedigt in diesem Sinne. Nicht so die andere. In ihr schlägt der Dichter eine neue Saite auf seiner Leier an, die wir bisher noch nicht haben klingen hören; wir müssen gestehen, sie klingt unter seiner Tragödenhand nicht gerade lieblich. Der Ton soll ein humoristischer, ein naiv kindlicher sein, worin die Seelenqualen des Hänschen und Fränzchen geschildert werden, welche beide den Kuchen aufgenascht haben, den sie zur Probe ihrer Enthaltsamkeit ein Stück Weges tragen sollten. Die Scene ist ja ganz drollig, wie sich beide Kinder gegenseitig mit Kuchenstücken füttern, aber es lagert doch über dem Ganzen nicht der eigenthümliche, feine, das Herz erfreuende Duft, der wie der rosige Morgennebel die Landschaft die Schöpfungen wahrer Humoristen zu umhüllen pflegt. Der echte Humorist zaubert aus der kleinsten Scene tiefere und mehr zum Herzen gehende Eindrücke hervor, als dies Wildenbruch mit dieser Kindergeschichte, in die er noch dazu als ein recht heterogenes Motiv Reflexionen der Kinder über die Vorsehung verflicht, gelungen ist. Wir müssen constatiren, daß er damit ein neues Gebiet ohne jeden Erfolg betreten hat. B—e.

* * *

Handbuch der deutschen Verfassungen von Felix Stoerk. Leipzig, Duncker & Humblot.

Das constitutionelle Deutschland wird alljährlich, beziehungsweise in jedem zweiten Jahre, in 26 gesetzgebenden Körpern durch mehr als 2000 Reichstags- und Landtagsabgeordnete vertreten. Das öffentliche Recht eines Volkes, welches auf einer solchen Mannichfaltigkeit der Formen und Gestaltungen des staatlichen Lebens beruht, drängt mit Nothwendigkeit zu einer Darstellung hin, welche einen Theil ihrer Kraft in der Vergleichung des Verschiedenartigen suchen muß, um eine objective Werthrelation für das Vorhandene zu finden. Daß hierfür in den letzten Jahren der staatswissenschaftlichen Arbeit Deutschlands weniger geschehen, als in früheren Epochen der einschlägigen Literatur, steht wohl abseits von jedem Meinungsstreit; denn auch derjenige, der die zwingenden Gründe vollauf zu würdigen versteht, welche in jüngster Zeit die deutsche Staatsrechtsarbeit zur vorwiegenden und eindringenden Behandlung des Reichsrechts bestimmten, wird billig zugeben müssen, daß die bisher geübte Zurückdrängung aller Rücksichtnahme auf den Rechtszustand der einzelnen Bundesstaaten am letzten Ende doch zu einer nachtheiligen inneren Spaltung und Aushöhlung dessen führen muß, was wir das deutsche Staatsrecht zu nennen übereingekommen sind. Jene Mannichfaltigkeit der äußeren staatlichen Erscheinungsformen hat freilich von jeher eine erschöpfende systematische und zugleich positive rechtliche Darstellung des deutschen Landesstaatsrechts zu einem Unternehmen gemacht, dessen bestangelegter Plan an dem Parallelismus von 25 Verfassungssystemen scheitern mußte. Die vorzüglichsten der Materie gewidmeten Werke suchen daher mit Recht überall nur die leitenden Gedanken der deutschen Staatsentwicklung herauszuheben, und halten es nicht innerhalb der Aufgabe einer systematischen Behandlung gelegen, das ganze Detail der Einzelgesetzgebungen heranzuziehen. So nothwendig diese Beschränkung an sich ist, ebenso gewiß ist es aber auch, daß ohne bestimmte Beziehung und Hinweisung auf jene Einzelheiten ein festes Gebäude des positiven deutschen Landesstaatsrechts nicht gewonnen werden kann. An dieser Stelle erscheint daher die rechtsgeschichtliche Darstellung des positiven Staatsrechts als nothwendige Voraussetzung und Ergänzung der systematischen Arbeit. — Die auf eingehendsten Quellenstudien beruhende Arbeit des Greifswalder Professors der Rechte Stoerk entspricht dieser wichtigen Aufgabe im vollsten Maße. Sie zeigt uns, wie der nationale Gedanke im Verfassungsrechte aller einzelnen Staaten wirksam zum Durchbruche gelangt, wie die scheinbar noch so particularistische Gesetzgebung doch immer entschiedener dem Punkte zusteuert: die nicht durch besondere Geschichtsumstände oder specifisch locale Bedürfnisse geschaffenen Unterschiede im öffentlichen Recht der deutschen Staaten in einem langsamen Umbildungsproceß zur Ausgleichung und Aufhebung zu bringen. Das mit ebenso großer Sachkenntniß wie Sorgfalt durchgeführte Werk trägt darum die volle Eignung in sich, den Zugang zu den nationalen Rechtsquellen zu eröffnen, den in Gericht und Schule, in Parlament und öffentlichem Leben an Staatsfragen Betheiligten die genaue Kenntniß der staats- und verwaltungsrechtlichen Grundfragen zu ermöglichen. Das vorzüglich ausgestattete Werk wird gewiß die seiner Nützlichkeit entsprechende Verbreitung finden. M.

* * *

Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden von 1862—1882. Mit Allerhöchster Autorisation aus dem Englischen übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Ueber dies neue literarische Erzeugniß der Königin von England haben wir gleich nach Erscheinen des Originals in Nr. 10 eingehend berichtet. Wir können, auch nach Einsicht in diese deutsche Ausgabe, die bereits ausgesprochene ungünstige Beurtheilung nur bestätigen: es ist eine überflüssige und inopportune Veröffentlichung. Doch werden anspruchslose Gemüther immerhin von der freundlichen, pietätvollen und schlichten Intimität dieser Aufzeichnungen angesprochen werden. Die vorliegende Uebersetzung liest sich leicht und flüssig, und die Ausstattung ist in Bezug auf den Druck, das Papier und die zahlreichen Porträts in Stahlstich eine wirklich königliche.

* * *

Von Robert Waldmüller-Duboc, dem Verfasser des vorzüglichen komischen Romans: „Don Adone" sind drei neue Novellen erschienen, die in jeder Beziehung Lob verdienen. „Auf der Leiter des Glücks" und „Blond oder Braun?" (Leipzig bei F. W. Grunow) sind zwei von Humor getragene und mit vollendeter Kunst erzählte Geschichten, die auch durch psychologische Feinheit zu fesseln vermögen. Wie ergötzlich sind in ersterer Novelle nicht die biederen Besitzer der Muster-Villa geschildert! Die Abenteuer der schönen Hermione mit dem Prinzen sind für moderne Verhältnisse vielleicht etwas allzu romanhaft, aber nicht ohne Reiz, und da die späteren Entwickelungen wieder festen Boden unter den Füßen haben, so heißt es auch hier: Ende gut, Alles gut. Die drollig gelehrten Citate erinnern ein wenig an Don Adones Art, sind aber noch nicht Manier und nie unangenehm. Eine prächtige Charakterstudie bietet „Blond oder Braun?" ein Ich-Roman in nuce, dessen Held, ein robuster Seelöwe, uns schon um seiner zarten Liebe zu seiner Mutter willen ans Herz greift, von seinem ungestümen Humor ganz abgesehen. Die Novelle: Maddalena (Augsburg, Gebr. Reichel) endlich hat historischen Hintergrund. Das farbentolle Carnevalstreiben im Venedig des 17. Jahrhunderts ist mit kräftigem und feinem Colorit gemalt, und in dieser Staffage baut sich eine einfache, anekdotenhafte Geschichte auf, die geschickt erzählt und gut erfunden ist und volles Behagen ausströmt. Der Parfum als Verräther, könnte die Geschichte heißen, und Boccaccios Fiametta könnte die Erzählerin sein. Es wäre der Stoff zu einer lustigen Operette in drei Acten. Hoffentlich arbeitet Waldmüller, der bekanntlich auch formschöne Verse zu drechseln versteht, ein Libretto aus und findet sich dafür ein congenialer Componist.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Subscriptions-Ausgabe von Heinrich Heine's **Buch der Lieder.** Illustrirt von Paul Thumann.

Diese Subscriptions-Ausgabe wird in 8 Lieferungen erscheinen, jede zum Preise von 3 Mark. Probehefte in jeder Buchhandlung zu haben!

Bibliothek Pelonken.

Versteigerung der werthvollen Privat-Bibliothek eines englischen Sammlers am 7. Juli 1884 u. folg. Tage.

Haupt-Inhalt: Deutsche und englische schönwissenschaftl. Litteratur; Biographien und Memoiren; Kunst und Kunstlitteratur; Länder- u. Völkerkunde; Naturwissenschaften; Ingenieur-Wissenschaften, besonders mit Bezug auf die sanitäre Technik.

Der 1891 Nummern umfassende Auctions-Katalog ist gratis zu beziehen von

Theodor Bertling in Danzig.

Hannover-Altenbecken Eisenbahn Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

Haidekraut.

Ein neues Skizzen- und Bilderbuch von **Johannes Scherr.**

Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 4.50, geb. M. 5.—.

Neu!] [Im Buchhandel!

Novität.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Die Egoisten.

Drama in vier Akten von **Albert Gaebeler.**

7 Bogen. 8. elegant brosch. M. 1.50.

Verlag: **J. B. Metzler** in **Stuttgart.**

Geschichte meines Lebens v. Alfred Meissner. Erster Band. M. 5 = fl. 3. Soeben erschienen.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Verzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Bad Homburg

1/2 Stunde von Frankfurt a. Main. — 1/2 Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder.** **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. **Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur,** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Bäder-Almanach 1884.

Mittheilungen der Bäder, Luftkurorte und Heilanstalten für **Aerzte** und **Heilbedürftige.**

II. Ausgabe 1884.

Mit einer Einleitung über die Benutzung und Wahl der Kurorte von Sanitätsrath **Dr. Georg Thilenius** in Soden a. Taunus.

Preis 3 Mark, mit eleganter Decke 4 Mark.

Verlag von RUDOLF MOSSE, Berlin und Frankfurt a. M.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Heines Memoiren

jetzt complet erschienen. Preis 4 Mark.

Zur Erinnerung an Emanuel Geibel.

Verlag von **F. Grautoff** in **Lübeck.**

Emanuel Geibel.

Ein Gedenkblatt.

Mit einem Bildniß in Lichtdruck

und einem Facsimile-Druck nach einer Handschrift von 1882.

1 Mark 50 Pfg.

Ein Lebensbild, von Freundeshand geschrieben, das jeden Verehrer unseres heimgegangenen Dichters anmuthen wird. Ein Anhang giebt Bericht über die denkwürdige Bestattungsfeier.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 31. Mai 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die neueste amerikanische Handelskrise. Von Max Quarck. — Das Recht auf Arbeit. Von Georg Adler. — **Literatur und Kunst:** Giovanni Prati. Von Siegfried Samosch. — Ehrlichs „Lebenskunst und Kunstleben". Von Jacob Falke. — Heines „Memoiren". Von Theophil Zolling. — Das Wiener Stadttheater, sein Glück und sein Ende. Von Adam Müller-Guttenbrunn. — Don Juan-Studien. Von Wilhelm Bolin. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung billiger Möbel. Von A. L. — Inserate.

Die neueste amerikanische Handelskrise.

Von Max Quarck.

„. . . Ungefähr seit eben so lange, als der Pauperismus die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, richten in periodischer Wiederkehr sogenannte Handelskrisen ihre Verheerungen im Verkehr an. Die äußerlichen Kennzeichen dieser wirthschaftlichen Weltplagen sind unschwer zu fassen. Eine plötzliche Stockung des eben noch so blühenden Absatzes in den Hauptzweigen der Industrie, die sich bald auch allen übrigen Gewerben mittheilt; ein rasches Sinken aller Waarenpreise, die noch vor kurzem so lohnend waren; eine bis zur Entwerthung gehende Werthverringerung der productiven Vermögen; eine fast allgemeine Unmöglichkeit, eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen; zahllose Bankerotte oder Zahlungseinstellungen; zeit- oder theilweise Einschränkung oder Einstellung der Production; Brodlosigkeit von Tausenden von Arbeitern — das sind die in rascher Folge und Wechselwirkung sich äußernden Symptome von Erscheinungen, die das Kapital decimiren und dem Arbeiter auch noch seine Lumpen rauben. — Diese Krisen heben immer in den Weltcentren des Verkehrs an und pflanzen von da ihre Wirkungen bis zu den letzten Handelsplätzen beider Hemisphären fort. Gerade dort, wo sich alle Bedingungen nationalen Wohlstandes am üppigsten vorfinden, die Kapitalien am häufigsten sind, der Credit am ausgebildetsten ist, die Productivität am höchsten steht, die Arbeiter sich am freiesten regen, machen sich zuerst jene Schläge fühlbar, die bald die ganze verkehrende Welt treffen. Auch am härtesten fallen sie dort nieder, und in unbegreiflichem Widersinn wird der Fluch des Elends dort und zu der Zeit am lautesten, wo und wann die Wunder des Kunstfleißes am höchsten aufgehäuft sind. — Zuweilen hob der Verfall mit einem Anstoß des Credits an, zuweilen mit bedeutendem Kapitalverlust, zuweilen mit einer Mißernte, am häufigsten mit dem allgemeinsten und durchgreifendsten, in allen Krisen sich wiederfindenden Symptome, mit dem Sinken der Waarenpreise. Der Absatz war gestockt. In seinen Kanälen hatten sich die Waaren angehäuft, wie die Wassermasse eines Stromes vor dem thürmenden Eise aufschwillt. Aber hiermit hört auch das Bild schon wieder auf wahr zu sein. Der Strom richtet seine Verheerungen an, weil er sich nun in die Niederungen und Ebenen stürzt; von jenem aufgestauten Waarenstrom ergießt sich nichts in die bedürftigen Regionen der Gesellschaft. Dieser verheert, weil er in seiner starren Anhäufung verharrt. Nur sein Werth verrinnt zum Nachtheil seiner Besitzer und zu Niemandes Vortheil in der Gesellschaft. Mit dieser Absatzstockung beginnen dann die Rückwirkungen durch jene ganze Kette von Wohlstandsbedingungen und Reichthumsbeweisen. Sie enden beim Arbeiter, der jetzt aufhört, weniger als das nothdürftige Brod zu bekommen, weil er brodlos wird, der, weil er selbst kein Brod hat, auch noch wieder das Brod dessen verkümmert, der es besitzt. Erst wenn die Production zum Theil oder eine Zeit lang still gestanden hat, wenn das von der Waarenmasse gleichsam erdrückte Bedürfniß sich wieder erholt hat, wenn die Kanäle wieder allmählich zu fließen anfangen, beginnt sich hie und da wie schüchtern auch die Production wieder zu regen, und die dunkle Aussicht für Kapitalisten und Arbeiter sich wieder aufzuklären."

Die citirten Worte scheinen dem großen amerikanischen Krach, der Mitte Mai dieses Jahres in New-York ausbrach und seitdem das Erwerbs- und Verkehrsleben der ganzen Welt erschüttert hat, auf den Leib geschrieben, so beredt und treffend schildern sie die ungeheure Katastrophe in ihren vielen traurigen Wirkungen.

Sie sind aber 33 Jahre älter als der neueste Krach. 1850 veröffentlichte sie Rodbertus, der große sociale Seher, in einer verschollenen, vergriffenen Schrift, seinem ersten „socialen Briefe", der eine noch unübertroffene Charakteristik und Geschichte der Handelskrisen enthielt. Rodbertus hat auch Recht behalten mit dem, was er über seine eigenen Lehren sagte: zu seinen Lebzeiten wolle sie Niemand hören; nachher werde man sie von allen Dächern predigen. Acht Jahre nach seinem Tode regt sich das Studium seiner klassischen Werke, mehrt sich die Zahl seiner Anhänger auf allen Seiten. Es ist hohe Zeit. Wenn eine mit den modernen Verkehrsverhältnissen nicht mehr congruente staatswirthschaftliche Organisation in immer kürzeren Räumen immer gewaltiger in ihren Fugen kracht, muß die Gesellschaft doch endlich aus ihrer staatswirthschaftlichen Lethargie erwachen. Ein Glück, daß ein mächtiger Geist ihr die Bahnen schon vorgezeichnet hat, die sie nun gehen muß! Eine Pflicht unsererseits, diese Bahnen mit der Leuchte von Rodbertus' mächtigen Gedanken immer wieder aufzuhellen! Die Geschichte des neuesten amerikanischen Krachs mag uns heute Gelegenheit dazu bieten.

Auch ihm ging eine Periode voran, in der „sich alle Bedingungen nationalen Wohlstandes am üppigsten vorfanden, die Kapitalien am häufigsten waren, der Credit am ausgebildetsten war, die Productivität am höchsten stand, die Arbeiter sich am freiesten regten". Die Nachrichten aus dem Sitz der Krisis, die wir den zuverlässigsten und bestunterrichteten Börsen- und Handelsblättern entnehmen, bestätigen dies. Während der letzten 32 Jahre hat sich die Zahl der Industrieetablissements in den Vereinigten Staaten verdoppelt, das in ihnen angelegte Kapital sich verfünffacht. Es waren im Betriebe

Digitized by Google

im Jahre	Zahl der Etablissements	investirtes Kapital
1850	123,029	533,245,351 Doll.
1860	140,433	1,009,855,715 „
1870	252,448	2,118,208,769 „
1880	253,852	2,790,272,606 „
1883	254,000	3,000,000,000 „

Der Werth des verarbeiteten Materials hatte sich seit 1850 versiebenfacht, der der hergestellten Producte versechsfacht. Der Gewinn an der Production betrug 1850 237,227,330 Doll. gegen 1,200,000,000 Doll. im Jahre 1883. Man schätzte

im Jahre	den Werth der Materialien:	den Werth des Fabrikats:	den Ueberschuß des Products:
1850	555,123,822 Doll.	1,019,106,616 Doll.	237,227,330 Doll.
1860	1,031,605,092 „	1,885,361,676 „	475,377,648 „
1870	2,488,427,242 „	4,222,325,442 „	768,313,857 „
1880	3,396,823,549 „	5,369,579,191 „	1,024,900,847 „
1883	3,700,000,000 „	5,900,000,000 „	1,200,000,000 „

Man bemerke, wie riesig allein in der kurzen Periode 1880 bis 1883 das amerikanische Nationaleinkommen schwoll. Die Berichterstatter können bereits die Anmerkung nicht unterdrücken, daß es zu bewundern bleibe, wie eine Bevölkerung von damals 53,000,000 Menschen 90 Procent dieser ungeheuren Production, und zwar zu derartigen Preisen consumiren könne. Auch deuten sie bereits an, daß bei der gestatteten ungebührlichen Ausnutzung der Bevölkerung jedes Individuum einen verhältnißmäßig zu großen Bruchtheil seines Arbeitsresultats habe investiren müssen, das Baarvermögen der Nation also nicht entsprechend gewachsen sei, d. h. aus dem Kaufmännischen in gut Deutsch übersetzt: die arbeitenden Klassen haben mehr arbeiten, aber weniger Lohn dafür annehmen müssen. Noch lehrreicher sind folgende Zahlen, weil sie zeigen, daß auch die Krisis von 1873 nur die Zahl der Etablissements beschränkte, die Vergrößerung der Leistungsfähigkeit der einzelnen Betriebe aber nicht aufzuhalten vermochte. In der Eisen- und Stahlproduction der Vereinigten Staaten betrug

	1870	1880	Procentzunahme
die Zahl der Werke	808	1005	24,4%
das in demselb. angel. Kapital in Doll.	121,772,000	230,971,000	89,7%
der Werth des verbrauchten Materials	135,526,000	191,271,000	41,1%
der Werth der Production	207,808,000	296,557,000	43,1%
das Gewicht derselben in Tons . . .	3,655,000	7,265,000	98,8%
die Zahl der beschäftigten Personen .	77,555	140,987	81,8%
die Summe d. gezahlten Löhne in Doll.	40,541,000	40,476,000	36,9%

Betrachtet man vollends blos den Zeitraum von 1877 bis 1881, so kommt man zu noch tolleren Ergebnissen. 1877 war die Zahl der im Betrieb befindlichen Hochöfen 218. Als sich geringe Zeichen einer Besserung der wirthschaftlichen Lage bemerkbar machten, stieg ihre Zahl bis 1879 auf 241, von da ab aber in Folge einer einigermaßen günstigen Geschäftslage in zwölf Monaten auf **431** und bis December 1881 auf **455**! Sie verdoppelte sich also nahezu in zwei Jahren.

Aber auch der Import entsprach solch kolossaler Production. Noch im Jahre 1883 betrug er aus dem Districte der Consularagentur in Gera allein 939,820 Doll., 211,912 Doll. mehr als im Vorjahre, und aus dem Consularbezirk Sonneberg (thür. Spielwaaren) allein im ersten Quartale desselben Jahres 342,000 Doll. mehr als im vorigen.

Um aber diesem Flor des Gewerbes und Handels die Krone aufzusetzen, meldeten die Zeitungen Mitte 1883: die drei reichsten Männer der Vereinigten Staaten, der Börsenfürst Joy Gould (100 Millionen Doll. Vermögen), Vanderbilt, bekannt als amerikanischer Eisenbahnkönig (250 Millionen Doll. Vermögen), und der Raritätenkrösus Astor, dessen Vermögen auf 300—400 Millionen Doll. geschätzt wird, haben sich vereinigt, um gemeinsam geschäftliche Operationen auszuführen. Mochte diese Nachricht eine gewöhnliche Zeitungsente sein — bezeichnend war sie für die berauschende Blüthe damaligen amerikanischen Wirthschaftslebens! „Was da wohl herauskommen wird!" riefen die Blätter aus; sie hätten es sich bereits selbst sagen können, wenn sie einige der berückenden Zahlen, die wir oben gebracht haben, genauer betrachtet und mit einander verglichen hätten.

Aus der Statistik der Eisen- und Stahlproduction ergibt sich nämlich, daß der einzelne beschäftigte Arbeiter durchschnittlich wohl 51½ Tons i. J. 1880 gegen 47 Tons i. J. 1870 herstellte; es ergibt sich aber auch, daß er für die Mehrproduction nicht etwa mehr, sondern weniger Lohn erhielt. Denn 1870 betrug der Durchschnittslohn jährlich 522½ Doll. (ungefähr 2100 Mark), 1880 dagegen nur noch 303½ Doll. (nicht ganz 1600 Mark); er war also um mehr als 500 Mark gesunken! — Ein gleich betrübendes Ergebniß stellt sich auf einmal auch bei einer Uebersicht der Gesammtproduction heraus. Es waren beschäftigt

im Jahre	Männer über 16 Jahre	Frauen über 16 Jahre	Kinder	Lohn jährlich
1850	731,137	225,922	—	236,755,464 Doll.
1860	1,040,349	270,897	—	378,878,966 „
1870	1,615,598	333,770	114,628	725,184,343 „
1880	2,019,034	531,639	181,921	947,953,795 „
1883	2,100,000	600,000	200,000	1,000,000,000 „

Das klingt zunächst, als wenn sich der Lohn der Arbeiter wirklich gehoben hätte, nämlich von 248 Doll. i. J. 1850 auf 345 Doll. i. J. 1883. Der kaufmännische Berichterstatter setzt aber selbst sogleich hinzu: „Das ist scheinbar eine große Verbesserung, aber auch eben nur scheinbar. Denn einerseits sind die Kosten des Unterhaltes für den Arbeiter seitdem ebenfalls in beträchtlichem Maßstabe gestiegen; andererseits wird die höhere Entlohnung des Arbeiters durch die größeren Ansprüche an seine Arbeitsleistung bedingt. Uebrigens variirt der Arbeitslohn in den Neuengland- und in den mittleren Industriestaaten etwa um 30—40% und steht ein Arbeiter in den Oststaaten sich heute nur um Weniges besser, als die Durchschnittszahl von 1850 ergibt." Das ist eben der gordische Knoten: nicht einmal verhältnißmäßig mit dem Nationaleinkommen steigender, sondern sogar absolut fallender Antheil der arbeitenden Klassen an ihm. Denn vergleicht man nur die Jahre 1880 und 1883, so ergibt sich bereits eine absolute Abnahme des Lohns: er ist von durchschnittlich ca. 473 Doll. auf durchschnittlich 345 Doll. gefallen, trotz des riesenhaften Aufschwungs der Gewerbe im Großen! Die grauenerregende Invasion der Frauen- und Kinderarbeit, das letzte Symptom, daß die Lage der arbeitenden Klassen bereits eine menschenunwürdige geworden, ergänzt das traurige Bild. Allein von 1870 bis 1880 hat die Zahl der beschäftigten Männer um 25%, die der Frauen aber um 62%, und die der Kinder um 58% zugenommen. In vielen Gewerben bilden die Kinder über ein ganzes Drittel der beschäftigten Arbeiter überhaupt!

Dieses crasse Mißverhältniß zwischen steigendem Nationalreichthum und fallendem Antheil der arbeitenden Klassen, der Mehrheit des Volkes, an demselben mußte sich desto eher und furchtbarer rächen, je ungemessener jener Nationalreichthum stieg. Die moderne Productionsweise mit ihrer der freien Concurrenz überlassenen Einkommensvertheilung gräbt sich selbst ihre Grube. Fallender Antheil der Mehrheit des Volkes am Nationaleinkommen heißt nichts Anderes, als allgemein abnehmende Kaufkraft dieses selben Volkes. In demselben Verhältniß, in welchem sich die Magazine mit den berechtigtsten, wie mit den raffinirtesten Wohlthaten hochgestiegener Productivität zum Bersten anfüllen, versiegt nach und nach die Möglichkeit bei der ausschlaggebenden Mehrheit des kaufenden Publicums, mehr als die nothdürftigste Lebensfristung zu erschwingen. Gerade auf eine mit der Productivität gleichmäßig steigende Kaufkraft haben ja aber die Unternehmer gerechnet. Sie sind in dieser Hoffnung riesenhafte Verbindlichkeiten eingegangen, die nun in baarem Gelde gelöst werden müssen, das sie aus gesteigertem Absatz in reichlicher Menge zu gewinnen hofften. Und nun? Statt des baaren Geldes vollgestopfte Magazine mit unterwerthigen Waaren auf der einen Seite, und ein ärmer gewordenes Publicum, das nicht einmal mehr so viel kaufen kann als vor kurzem noch, auf der anderen Seite. Der Export wäre (freilich keine

Digitized by Google

dauernde, aber doch eine temporäre) Rettung. Aber er ist von den Nordamerikanern über den großen Profiten, mit welchen die Bevölkerung der Industrie in Folge der hohen Zölle bisher tributär war, vernachlässigt worden und daher unentwickelt.

Da bricht denn die Krisis mit Schrecken aus.

Sie beginnt mit einer gewaltsamen Einschränkung der Production. Bereits im Mai 1883 berichten die Blätter davon, daß das amerikanische Eisengeschäft einer täglich wachsenden Stagnation verfalle. Zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sei weniger Aussicht als je zuvor auf rechtzeitige Einigung, und sehe man mit einer Art fatalistischer Resignation dem für den 1. Juni angedrohten Massenstrike in der Eisenbranche entgegen. Stimmungsberichte aus Pittsburg nnd Cleveland schildern die dortigen Zustände in den düstersten Farben. Nach dem 1. Juni 1883 stellten von den 445 Hochöfen über 100 die Arbeit ein, und 351 waren noch in Thätigkeit, und von diesen 27 nahe daran, ebenfalls mit der Arbeit aufzuhören. Ein Gleiches wird aus der Textilindustrie und den Kohlenminen gemeldet. Ende Juni 1883 beginnt bereits die Deroute. Großartige Arbeitsentlassungen und Strikes folgen sich auf dem Fuße. In den Zeitungen kann man tagaus, tagein spaltenlange Listen der Fallissements finden, von denen die Geschäftswelt heimgesucht wird. Millionen über Millionen sind bei dem Versuche verloren gegangen, den Preis für Provisionen und Brodstoffe auf einem höheren Niveau zu halten, als es dem regulären Verhältniß von Angebot und Nachfrage entsprach. Die Banken selbst sind jetzt mit Naturalien überhäuft, statt des Geldes, dessen sie so dringend benöthigt wären. Unterm 17. August schreibt die bekannte „New-Yorker Handels-Zeitung" noch optimistisch: „Eine Woche großer Aufregung in finanziellen Kreisen liegt hinter uns. Jetzt, nachdem das Gewitter vorüber und die Luft gereinigt, athmet man erleichtert auf. Der äußerliche Anstoß zu der Deroute liegt in der Erschütterung des Vertrauens, verursacht durch die schnelle Aufeinanderfolge der kürzlichen Suspensionen in den Schmalz-, Eisen- und Lederbranchen und besonders in den Verlegenheiten der Vermont- und Indianopolis-Banken." Es habe sich herausgestellt, daß der Zusammenbruch durch wilde Speculationen der Betreffenden verschuldet worden sei. Nach „Poors Manual" war das Total des Actienkapitals und der Schuld aller Bahnen in den 3 Jahren 1880—1882 um 2,023,646,842 Doll. erhöht worden, während die wirklichen baaren Ausgaben für dieselben sich auf höchstens 1,050,000,000 Doll. beziffert hatten. „Eine solche kolossale Vermehrung der Verbindlichkeiten über die Baarauslagen hinaus mußte natürlich schließlich zu Mißtrauen gegen alle Sekuritäten, gute wie schlechte, führen. Indessen ist bereits seit Beginn dieses Jahres ein heilsamer Rückschlag hierin eingetreten." Leider eine Täuschung! Im September wird weiter gemeldet, daß es nicht viel anders wie der Eisenindustrie auch der Wollindustrie ergangen sei: eine große Anzahl von Wollfabriken stehe still, in den Neuenglandstaaten etwa ein Drittel. Die Papierfabrikanten klagen über mangelnden Absatz und nicht weniger die Erzeuger von Glas- und Thonwaaren, sowie vor Allem die Kohlenproducenten. Ein Rückblick auf die 9 ersten Monate des Jahres ergab 6440 Zahlungseinstellungen mit 118,261,918 Doll. Verbindlichkeiten, gegen nur 4897 mit blos 69,000,000 Doll. in der gleichen Periode des Vorjahres. Das dritte Quartal 1883 allein steht einzig da „in der enormen Höhe der Passiven gegenüber der Zahl der einzelnen Fallimente." Die Durchschnittssumme beträgt nicht weniger als 28,881 Doll., beinahe das Doppelte des vorhergehenden Quartals. Keines der Sommerquartale seit 1876 erreichte eine solche Durchschnittshöhe. Es betrug in den

	1883	1882	1883	1882
	Zahl der Bankerotte		Betrag derselben	
Oststaaten	296	145	24,402,133 Doll.	1,741,987 Doll.
Centralstaaten	411	358	14,745,054 „	9,598,750 „
Südstaaten	284	178	2,944,446 „	2,483,066 „
Weststaaten	526	436	7,412,325 „	3,624,522 „
Pacificstaaten	286	183	2,568,926 „	1,494,568 „
	1803	1300	52,072,884 Doll.	18,942,893 Doll.

Die Oststaaten, die industriellsten, hatten also gegen das gleiche Vierteljahr von 1882 die doppelte Anzahl Bankerotte zu verzeichnen. Die Passiven aber überstiegen die vorjährigen um das Vierzehnfache!

Und die Lage der durch die Tausende von gestürzten Unternehmern vermehrten arbeitenden Klassen? Die seitdem hundertfach bestätigte Correspondenz eines der größten Berliner Organe aus dieser Zeit gibt die Antwort. Die unbefriedigende Lage der Erwerbsverhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika spiegelt sich am deutlichsten in dem Elende wieder, welchem die dortige Arbeiterbevölkerung der verschiedensten Branchen gleichmäßig verfallen ist, so beginnt sie. Nach dem neuesten Census stellte sich die Zahl der Arbeitnehmer auf $2^3/_4$ Millionen gegen nicht ganz $^1/_4$ Million Arbeitgeber, was ein Verhältniß wie 11 zu 1 ergibt. Ein von einem Senatscomité vernommener Experte deponirt, daß von den alljährlich erzeugten Gesammtwerthen die Arbeitnehmer weniger an Lohn erhielten, als die Arbeitgeber an Gewinn einstrichen, und zwar seien die Lohnverhältnisse derart ungünstig, daß die große Masse der Arbeiter geradezu am Rande der Verkommenheit schmachte. In den fünf Hauptindustriestaaten Massachusetts, Pennsylvanien, New-York, Illinois und Ohio variirte der Durchschnittslohn pro Tag zwischen 1 bis $1^1/_5$ Doll. Dabei stand der Preis der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse so außerordentlich hoch, daß sie für den Arbeiter in vielen Fällen unerschwinglich waren. Die Noth zwang dann dazu, behufs Erhöhung des Verdienstes der Arbeiterfamilien die Kinder oft schon im zartesten Alter zum Erwerb anzuhalten. Das führte auf der einen Seite zum Wachsthum des Pauperismus, auf der andern zum Wachsthum der Unwissenheit. In den oben genannten fünf Staaten existirten dermalen 62 000 Arme. In Chicago entbehrten 47 % der Kinder des Schulunterrichts; in Cincinnati waren 10 % der Kinder zwischen 8 und 12 Jahren mit Cigarrenmachen beschäftigt. In New-York lagen etwa 2000 Familien, welche noch dazu in den erbärmlichsten Behausungen zusammengepfercht waren, der gleichen Beschäftigung ob. Die Geringfügigkeit ihres Verdienstes gestattete diesen Leuten keinerlei Verbesserung ihrer sanitären Situation. In allen Industriezweigen dauerte die sinkende Tendenz der Löhne fort.

Bei solchen Zuständen konnte eine optimistische Betrachtung der Dinge nicht Recht behalten. Mit Beginn des neuen Jahres zogen sich die Wolken immer dichter über dem amerikanischen Erwerbsleben zusammen. In gewissen Zweigen hörte der Import vollständig auf, und auch der Continent verspürte deshalb bereits die Gewitterschwüle. Anfang Mai d. J. schmetterte endlich der Blitz auf die schwindelhafte Höhe der Production nieder, um sie noch tiefer und jäher zusammenstürzen zu lassen als im Jahre 1873. Die Börse mit ihrer unbeschreiblichen Panik spiegelt treu die Anarchie wieder, welche nun im gesammten Erwerbs- und Wirthschaftsleben der Union herrscht. Sogar die Nationalbanken haben fallirt, und beim Senat in Washington ist bereits eine Resolution eingebracht, in der eine Enquete darüber beantragt wird, ob die Fallissements der Nationalbanken Gesetzesverletzungen seiten der Leiter dieser Institute zuzuschreiben sind. Dem Bankerott der Nationalbanken ist natürlich derjenige der größten Geldinstitute nachgefolgt. Es wird aber auch schon hinzugesetzt: „Wer glaubt, daß sich die Calamität nur auf die Fondsbörse erstrecken wird, dürfte ganz gewaltig fehlgehen. Die Ursachen sind zu mannichfaltige und ruhen in zu verschiedenen Gebieten, als daß sie durch eine einseitige Blutung des Centralorgans beseitigt werden könnten." Die Geldknappheit in New-York ist auf einen kaum je erhörten Höhepunkt gestiegen. Man hört, daß für tägliches Geld pro Tag 3 bis 6 % bewilligt werden mußten. Nach Meldungen vom 16. Mai hat sich endlich die Krisis auch auf den riesigen Oelmarkt Amerikas erstreckt: auch die Banken im Oeldistrict beginnen zu falliren. Die unterrichtetsten Stellen behaupten bereits, daß die Katastrophe in eine allgemeine Handelskrisis ausarten werde. Sie stimmen auch darin überein, daß schwere innere, organische Leiden die eigentliche Ursache des Krachs sind.

*

Digitized by Google

Ob sich endlich auch die weitesten Kreise dieser Erkenntniß erschließen werden? Der 2. Congreß deutscher Industrieller, der im Februar 1878 in Berlin tagte, constatirte in seinen Verhandlungen, daß der Gesammtverlust allein der deutschen Eisenindustrie im letzten Krach auf 455 Mill. Mark zu berechnen sei. Muß da nicht der bloße Egoismus die Unternehmer zu klarer Erkenntniß und richtiger Lösung drängen? „So lange noch ein sichtbares Eigenthum existirt, darf kein Armer verhungern," rief einst Pitt aus. „Seitdem ist aber," fährt Rodbertus am Ende seiner verschollenen Schrift fort, „der Widersinn der gesellschaftlichen Organisation so groß geworden, daß die Armen gerade dann verhungern, wenn des sichtbaren Eigenthums so viel geworden ist, daß auch die Reichen davon ins Unglück gestürzt werden. Wenn die leitenden Mächte der Production diese aus irgend welchem Beweggrunde anspornen, wenn sich soeben der Gesellschaft eine allgemeine Fülle von Reichthum und Glück darbieten will, verwandelt sich plötzlich für die danach langende Hand jene Fülle in neue Entbehrung. — Die Mythe des Tantalus scheint sich an der ganzen Gesellschaft bei den Wundern des Kunstfleißes verwirklichen zu sollen! — Offenbar arbeiten sich diese beiden Erscheinungen, der Pauperismus und die Handelskrisen, gegenseitig in die Hände. Die Armuth der arbeitenden Klassen läßt niemals zu, daß ihr Einkommen ein Bett für die anschwellende Production abgebe. Das Uebermaß von Producten, das in den Händen der Arbeiter nicht blos deren Lage verbessern, sondern zugleich ein Gewicht abgeben würde, um den Werth des bei den Unternehmern verbleibenden Restes zu steigern, und diesen damit die Bedingung der Fortsetzung ihrer Betriebe in dem bisherigen Umfange zu gewähren, drückt auf Seiten der Unternehmer den Werth des ganzen Produkts so tief, daß jene Bedingung verschwindet, und überläßt im besten Fall die Arbeiter ihrem gewohnten Mangel. Die Handelskrisen ihrerseits lassen niemals zu, daß die arbeitenden Klassen, durch irgendwelche Umstände begünstigt, aus dem Pauperismus sich erheben und den besitzenden Klassen, wenn auch in bescheidenem Abstande, in Theilnahme an den Wohlthaten der steigenden Productivität folgen könnten. Kaum daß solche Erhebung begonnen hat, schleudert die eintretende Krisis sie in ein tieferes Elend zurück, und bereitet sich selbst dadurch nur eine leichtere Wiederkehr."

Die letzten Worte des großen Denkers sind auch zur neuesten Krisis halb Drohung, halb Warnung. Soll es bei der gegenwärtigen Nichtorganisation der Production, beim wirthschaftlichen Kampf Aller gegen Alle verbleiben, so droht bereits nach aller Erfahrung in längerer oder kürzerer Frist eine neue Katastrophe am Horizonte. Dieselbe wird aber vermieden werden und das moderne Wirthschaftsleben auf eine ungeahnte und fest fundirte Höhe gelangen nach einer staatswirthschaftlichen Organisation, unter der bei steigender Productivität der Arbeit der Lohn der arbeitenden Klassen ein gleichmäßig mitsteigender Antheil am Nationalproduct ist. Dazu braucht es keiner Gewalt und keiner Enteignungen, sondern nur zielbewußter, friedlicher Staatsmaßnahmen!

Das Recht auf Arbeit.

Von Georg Adler.

Seitdem Fürst Bismarck sich in der Reichstagssitzung vom 9. Mai für das Recht auf Arbeit ausgesprochen hat, ist dasselbe in Deutschland in den Vordergrund getreten und wird wohl in der nächsten Zeit um so weniger von der Tagesordnung der öffentlichen Discussion verschwinden, als es wahrscheinlich bei den nächsten Wahlen von conservativer Seite als socialpolitische Parole ausgegeben werden wird. Das Recht auf Arbeit ist nichts Neues. Es hat bereits eine große Rolle in der Geschichte gespielt. Und eine Betrachtung derselben dürfte um so angemessener erscheinen, als allein eine Würdigung der historischen Bedeutung jenes Princips den Schlüssel zum Verständniß desselben gibt.

Die Geschichte des Rechts auf Arbeit datirt bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurück. Es wurde nämlich in England schon 1601 in dem großen Armengesetz der Königin Elisabeth eine Verpflichtung der Behörden anerkannt, allen arbeitsfähigen Armen Arbeit zu verschaffen. Zum zweiten Male finden wir diese Aufgabe des Staates im Allgemeinen Landrecht ausgesprochen. Dort heißt es Th. II. 19. Tit. § 2: „Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheiten, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und ihren Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden."

Es ist nur natürlich, daß das Recht auf Arbeit während der großen französischen Revolution in den Vordergrund trat, damals als Tausende und aber Tausende ohne Arbeit waren. Die National-Versammlung erkannte auch wirklich im J. 1790 an, daß „die Gesellschaft einem jeden ihrer Mitglieder Nahrung und Arbeit schuldig sei". Und dieser Beschluß blieb nicht nur auf dem Papier stehn, sondern hatte auch für die Pariser Arbeitslosen die unmittelbare praktische Folge der Einrichtung von „Ateliers publics", welche bald über 30,000 Arbeiter beschäftigten. Es kann darnach nicht verwundern, daß auch die Constitutionen von 1791 (im I. Hauptabschnitt) und von 1793 (im 21. Art. der Menschenrechte) ebenfalls die Verpflichtungen des Staates aussprachen, den gesunden Armen Arbeit zu geben. Im Convent wurde in der Sitzung vom 15. Juli 1793 sogar die stricte Durchführung dieses Grundsatzes neben vollständiger Alters- und Invalidenversorgung sowie allgemeiner Staatserziehung als Panacee gegen alles irdische Elend von Robespierre empfohlen (auf Grund einer Denkschrift des Jakobiners Lepelletier Saint-Fargeau). Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß bei der in Frankreich immer mehr steigenden Verwirrung an eine auch nur einigermaßen befriedigende Verwirklichung des Rechts auf Arbeit nicht zu denken war.

War dieses Princip bisher auch der Idee nach hervorgetreten, so wurde es doch in in der Form, die es bis heute beibehalten hat, als „Recht auf Arbeit" („droit au travail") zum ersten Male von dem geistreichen Socialisten Charles Fourier in der „Théorie de l'Unité universelle" (1819) angewandt. Es war auch vor 1848 vornehmlich die Fourier'sche Schule — an der Spitze Victor Considérant in seinem Journal „La Phalange" —, welche das Recht auf Arbeit vertheidigte. Innerhalb gewisser Grenzen wurde es auch 1844 von dem berühmten Dichter und Politiker Lamartine empfohlen. Zu großer Bedeutung gelangte aber das Recht auf Arbeit erst durch die Februar-Revolution.

Es war am 25. Februar 1848. Die provisorische Regierung war im Stadthaus eben mit der Organisation der Verwaltung von Paris beschäftigt, als ein Arbeiter, Namens Marche, eindrang. Mit dem Hinweis auf die vor dem Stadthaus angesammelten Tausende von Beschäftigungslosen, von denen er delegirt war, forderte er ungestüm die Garantie der Existenz durch Garantie der Arbeit. Lamartine suchte ihn zu beschwichtigen. Aber Marche rief ihm zu: „Keine Phrasen! Genug Poesie! Das Volk ist Herr und befiehlt Euch, ohne Säumen das Recht auf Arbeit zu decretiren." Die provisorische Regierung gab nach und erließ, auf Antrag Louis Blancs, Ledru-Rollins und Flocons, auf der Stelle das Decret: „Die provisorische Regierung verpflichtet sich, die Existenz der Arbeiter durch die Arbeit zu verbürgen. Sie ist der Ansicht, daß alle Arbeiter sich associiren müssen, um die Früchte ihrer Arbeit zu erhalten." Es sei übrigens bemerkt, daß Louis Blanc später naiv erklärte, er habe beim Niederschreiben des Decrets nicht genau dessen Tragweite erkannt.

Im Verfolg dieses Decrets — aber ohne Louis Blancs Zuthun, ja in der ausgesprochenen Absicht, ihn zu discreditiren — wurden die bekannten Pariser „National-Werkstätten" errichtet, zu denen bald 150,000 Mann gehörten. Sie zogen nämlich nicht nur die wirklich Beschäftigungslosen an. Auch viele Andre, die Arbeit hatten, gaben dieselbe auf, weil sie in den National-Werkstätten besser fortzukommen hofften. Dort erhielten sie zwar nur 2 Franken Tagelohn, brauchten aber dafür desto weniger zu arbeiten. Uebrigens waren diese wenigen Arbeiten auch ganz

Digitized by Google

unnütz. Die Leiter der National-Werkstätten wollten eben, wie heute von allen Historikern festgestellt ist, das Volk davon überzeugen, daß es bei den socialistischen Experimenten sein Geld nur zum Fenster hinauswürfe. Nachdem die National-Werkstätten 15 Millionen Franken gekostet, ohne daß eine einzige nützliche Arbeit vollbracht worden wäre, beschloß die National-Versammlung ihre Auflösung. Die Durchführung dieses Votums hatte bekanntlich die Insurrection der Arbeiter zur Folge, welche nach mehrtägigem Kampfe blutig niedergeschlagen wurde. Aber damit sollte das Recht auf Arbeit noch immer nicht zur Ruhe kommen.

Die Commission der National-Versammlung für Feststellung eines Verfassungsentwurfs hatte in denselben ursprünglich das Recht auf Arbeit aufgenommen. Artikel 7 dieses Entwurfs lautete nämlich: „Das Recht auf Arbeit ist jenes, welches jeder Mensch besitzt, der sein Leben durch Arbeit erwerben will. Die Gesellschaft muß durch die Mittel, die ihr zu Gebote stehen, und die noch später organisirt werden müssen, allen arbeitsfähigen Männern Arbeit verschaffen, wenn dieselben sie sich nicht auf eine andre Weise verschaffen können." Unter dem Eindruck der durch die Garantie des Rechts auf Arbeit hervorgerufenen Juni-Insurrection war aber die Stimmung der National-Versammlung der Aufnahme dieses Princips in die Verfassung wenig günstig. Und sie mußte sich um so ablehnender verhalten, als Proudhon, der damals als der schlimmste Feind des Eigenthums galt, im Finanz-Comité zu Thiers gesagt hatt: „Geben Sie mir das Recht auf Arbeit und ich lasse Ihnen das Eigenthumsrecht."

Unter solchen Umständen strich schließlich sogar die Verfassungs-Commission das Recht auf Arbeit aus der Constitution. Der Referent der Commission in der Kammer, Armand Marrast, sprach es offen aus: man fürchte, die Garantie des Rechts auf Arbeit würde die Arbeiter zur Trägheit veranlassen und zur Insurrection führen. Da nun Mathieu (de la Drome) den Antrag einbrachte, „die Republik erkenne das Recht aller Bürger auf Unterricht, Arbeit und Unterstützung an", so fand in der National-Versammlung eine Debatte über das Recht auf Arbeit statt. Vor Allem wurde dieses Princip von Girardin und von Thiers heftig angegriffen. Jener erklärte: wenn der Staat sich verpflichtete, allen Beschäftigungslosen Arbeit zu liefern, so müßte er einem Jeden diejenige Arbeit zuweisen, an welche er gewöhnt sei. Der Staat würde Fabrikant, Kaufmann u. s. w. werden, bis er schließlich alle Gewerbszweige monopolisirt hätte. Somit führe das Recht auf Arbeit direct zum Communismus. Thiers fügte hinzu, daß das in Rede stehende Princip zum Ruin der Industrie führen müßte. Denn die Arbeiter würden in vielen Fällen ihre Meister verlassen, blos weil sie es im Staatsdienst besser zu haben hofften, — wie dies durch das Beispiel der National-Werkstätten erwiesen werden könnte. Hiergegen machten die Vertheidiger des Rechts auf Arbeit (Ledru-Rollin, Considérant u. A.) geltend, daß dasselbe in England auf Grund des Gesetzes der Königin Elisabeth und in Frankreich während der großen Revolution bestanden habe, ohne all den befürchteten Schaden anzurichten. Da die Freunde des Rechts auf Arbeit bemerkten, daß die Kammer dem Amendement Mathieus abgeneigt war, so ersetzten sie es durch ein gemäßigteres, welches aussprach: „die Republik erkennt das Recht aller Bürger auf die Existenz durch die Arbeit oder die Unterstützung an". Aber selbst dieses Amendement erhielt nur 187 von 783 Stimmen. Schließlich gelangte ein Antrag Dufaures zur Annahme, welcher besagte: „Die Republik ist verflichtet, die Existenz der dürftigen Bürger durch eine brüderliche Hülfe zu garantiren, sei es, indem sie denselben innerhalb der ihr zu Gebote stehenden Mittel Arbeit verschafft, sei es, daß sie in Stellvertretung der Familie Jenen, welche nicht arbeiten können, Unterstützung gewährt."

Im Hinblick auf das Votum der National-Versammlung verfaßte Louis Blanc die berühmte Schrift „Droit au travail. Réponse à M. Thiers", welche schnell hinter einander mehrere Auflagen erlebte. Blanc resumirt hier vortrefflich gegen Thiers die Gründe für das Recht auf Arbeit. „M. Thiers — sagt er — nie résolûment le droit au travail. Toutefois il daigne admettre le droit à l'assistance. Eh bien! à vrai dire, nous ne pensons pas que jamais on se soit permis une contradiction plus étonnante. Sur quoi peut reposer, en effet, le droit à l'assistance? Evidemment, sur ce principe que tout homme, en naissant, a reçu de Dieu le droit de vivre. Or, voilà le principe qui, justement, fonde le droit au travail. Si l'homme a droit à la vie, il faut bien qu'il ait droit au moyen de la conserver. Ce moyen, quel est-il? Le travail. Admettre le droit à l'assistance et nier le droit au travail, c'est reconnaître à l'homme le droit de vivre improductivement, quand on ne lui reconnait pas celui de vivre productivement; c'est consacrer son existence comme charge, quand on refuse de la consacrer comme emploi, ce qui est d'une remarquable absurdité. De deux choses l'une ou le droit à l'assistance est un mot vide de sens ou le droit au travail est incontestable."

Von deutschen Socialisten war der einzige, der das Recht auf Arbeit nachdrücklich vertreten hat, Karl Marlo in seinem — erst in allerneuester Zeit hinreichend gewürdigten — Werke über „die Organisation der Arbeit oder das System der Weltökonomie" (3 Bde. 1848 ff.). Marlo deducirt das Recht auf Arbeit aus dem Rechte eines jeden Menschen auf Genüsse aller Art, deren unerläßliche Vorbedingung erfahrungsmäßig die Arbeit sei.

Seitdem verschwand das Recht auf Arbeit so ziemlich von der Tagesordnung. Die deutsche Socialdemokratie hat nur sehr selten darauf hingewiesen. Erst vor kurzem wollte sie — zum ersten Male seit ihrem Bestehen — einen auf jenes Princip bezüglichen Antrag einbringen; die Absicht kam aber nicht zur Ausführung, weil die erforderlichen 15 Stimmen nicht zusammengebracht werden konnten.

Zuweilen brachte der christlich-sociale „Reichsbote" einen Leitartikel für das Recht auf Arbeit. Und mit besonderem Nachdrucke wurde dasselbe von dem seit Januar d. J. in Berlin erscheinenden socialistischen „Volksfreund" vertreten, welchem Beziehungen zum officiösen Preßbureau nachgesagt werden.

So lagen die Dinge, als bei Berathung des Socialistengesetzes der Reichskanzler das Recht auf Arbeit proclamirte. Ob es ihm gelingen wird, das schwierige Problem zu lösen?

Literatur und Kunst.

Giovanni Prati.

Von Siegfried Samosch.

Wie dem Roman und den Dramen ist auch der modernen Lyrik der Italiener ein realistischer Zug aufgeprägt, der von den Literarhistorikern jenseits der Alpen als „verismo" bezeichnet zu werden pflegt. Giosuè Carducci, der Dichter des „Inno a Satana", und Lorenzo Stecchetti, der Verfasser der „Postuma" und der „Nova Polemica" gelten mit Recht als die hauptsächlichen Vertreter der neuen Richtung, während mit Giovanni Prati am 9. Mai 1884 derjenige Lyriker aus dem Leben geschieden ist, welcher, ein begeisterter Bannerträger des Idealismus, Jahrzehnte hindurch von seinen Landsleuten als der hervorragendste Dichter gefeiert wurde, bis seine süße Cantilene aus der Mode kam und kräftigeren Accorden Platz machen mußte. Dieß verhindert jedoch nicht, daß der Dichter der „Edmenegarda", welche bei ihrem Erscheinen das größte Aufsehen erregte, nicht blos auf die Entwickelung der italienischen Lyrik einen bedeutsamen Einfluß ausübte, sondern auch durch seine Poesien im Sinne der Einheit Italiens aufs Erfolgreichste wirkte.

Obgleich Giovanni Prati, am 27. Januar 1815 zu Dasindo, unweit Trient, geboren, dem östreichischen Staatsverbande angehörte, begeisterte er sich doch schon frühzeitig für die Mission des Hauses Savoyen, welche dann in unseren Tagen mit dem Einzuge der Truppen Victor Emanuels durch die Bresche der

Digitized by Google

Porta Pia zum glücklichen Abschlusse gebracht wurde. Sicherlich hat der Dichter, ein überzeugter Anhänger der Monarchie, niemals mit den Bestrebungen der „Irredentisten" sympathisirt, welche aus ihrem republikanischen Glaubensbekenntnisse kein Hehl machen. Viel zu schroff betonte der Dichter aber seine monarchische Gesinnung, als er dem berühmten italienischen Schauspieler Gustavo Modena, der sich offen als Republikaner bezeichnete, das Epigramm anheftete:

„Repubblica tu sudi
Da capo fino ai piè;
Ma in forza degli scudi
Ti adatti a far da re."

Der gegen den Schauspieler erhobene Vorwurf, daß er zwar vom Scheitel bis zur Sohle Republikaner wäre, trotzdem aber nicht verschmähte, für eine bestimmte Anzahl „scudi" auf der Schaubühne Könige darzustellen, bewies freilich wenig Geschmack und Takt; immerhin ging Gustavo Modena weit über das zulässige Maß der Vertheidigung hinaus, wenn er den Spott des Dichters mit blutigen Sarkasmus wie folgt erwiderte: „Raffael malte den Judas; Alfieri schrieb für das Theater seine Tragödie Filippo II.; Milton schilderte den Teufel und die Sünde. Ich stelle auf der Schaubühne Könige und Bettler, gute und böse Charaktere dar; und wenn ein Dichter mich einen Spion, einen Kuppler, eine verkaufte Seele zur Anschauung bringen läßt, so schildere ich Prati selbst. Und was folgt daraus? Man wird mich ebenso wenig Pratis wegen angreifen dürfen, wie es Raffael zum Vorwurfe gereichte, daß er Judas gemalt hatte." Dieser Streit, welcher seiner Zeit in der literarischen Welt Italiens aufs Lebhafteste erörtert wurde, beweist, daß der Dichter der „Edmenegarda" durch seine ausgesprochene politische Parteistellung persönliche Feindschaften hervorrief, so daß eine unbefangene Beurtheilung seiner künstlerischen Eigenart wesentlich erschwert wurde. Daß er sich vom König Karl Albert, der ihm während seines Aufenthaltes in Turin zahlreiche Beweise der Gunst gab, zum Hofdichter ernennen ließ, wurde ihm ebenfalls häufig zum Vorwurfe gemacht. Allerdings konnte er sich einigermaßen mit der Anerkennung trösten, welche die „Edmenegarda" bei Männern wie Manzoni, Tommaso Grossi und Torti gefunden hatte. Prati schildert selbst in Versen, wie er mit dem Manuscripte seiner Dichtung nach Mailand eilte, um die Leiter der literarischen Bewegung in der lombardischen Hauptstadt aufzusuchen, wie er ferner, „in das Heiligthum aufgenommen", das Urtheil der Drei erwartete, wie diese endlich trotz ihrer strengen Aufrichtigkeit dem jugendlichen Poeten die „ersten Rosen" darreichten. Der Beifall, welchen die Dichtung sogleich nach ihrem Erscheinen in ganz Italien fand, war denn auch allgemein; bezeichnend für den Erfolg der „Edmenegarda" ist unter Anderem die Thatsache, daß im geistlichen Seminar zu Mailand eine „Revolte" ausbrach, weil der Rector der Anstalt den Zöglingen die Lectüre der Dichtung untersagt hatte. „Als Giovanni Prati," bemerkt Corrado Corradini in seinem Buche „Poeti contemporanei" (Torino, Casanova) mit Recht, „Italien durch seine Poesie „Edmenegarda" in Erstaunen versetzte, war eine ganz andere Zeit wie heute, und wer ohne Voreingenommenheit vergleicht, muß anerkennen, daß die socialen Anschauungen eine große Veränderung erfahren haben. Es wäre überflüssig, von den politischen Bedingungen zu sprechen, da Jeder sieht, daß etwa zwanzig Jahre der Freiheit mehr als hinreichend sind, der physischen und moralischen Thätigkeit eines Volkes eine neue Richtung zu geben."

Die erzählende Dichtung „Edmenegarda" ist eine Liebesgeschichte, zu welcher Prati durch einen wirklichen Vorgang die Anregung erhielt. Vergleicht man aber die wohllautenden Verse dieser Erstlingsdichtung mit einem der letzten größeren Werke „Armando", so kann man sich nicht der Wahrnehmung verschließen, daß auch in Prati sich im Laufe der Jahre eine Wandelung vollzogen hat, so daß er keineswegs starr und fest an seinem ersten künstlerischen Glaubensbekenntnisse festhielt. Die Ideen, von denen unsere Zeit bewegt wird, regten sich bereits in dem Dichter, und wenn sie nicht mit voller Klarheit zum Ausdrucke gelangen, so muß eben den Zeitverhältnissen sowie der Naturanlage Pratis Rechnung getragen werden. Letzterer hat sich selbst in wenigen Versen gezeichnet, aus denen hervorgeht, daß auch in seiner Brust zwei Seelen wohnten. In dieser Schilderung heißt es: „Traurig und dann nach kurzer Zeit ausgelassen lustig; bescheiden und stolz; schnell von einer Idee ergriffen, aber langsam, sie auszuführen; begierig nach Lob, sanft und dann wieder heftig und zum Spotte geneigt; aber niemals ein Heuchler. Ich glaube an das Gute, versuche es zu thun, liebe denjenigen, der es ausführt, und verachte die Schaar der Gemeinen. Von kühnen Gefühlen erregt, spreche ich dieselben auch kühn aus. Was frommte es auch, wollte ich mich der Trostlosigkeit hingeben? Der Wahrheit bin ich in treuerer Freundschaft ergeben als mir selbst."

„Son più del ver che di mi stesso amico!"

Dieser Vers darf als Motto der Poesien Giovanni Pratis gelten, der sich durch seine Aufrichtigkeit manche unversöhnliche Feindschaft zuzog. So entsprang auch die niemals getrübte Anhänglichkeit, welche der Dichter seit Jahrzehnten dem Hause Savoyen bewahrte, der aufrichtigen Ueberzeugung, daß nur dieses Herrschergeschlecht den patriotischen Bestrebungen der Italiener glücklich zum Siege verhelfen würde. Wie dem Hause Savoyen war Prati auch seinem engeren Vaterlande Tirol in Treue ergeben; weiß er doch die rührendsten Töne zu finden, wenn er das Heimweh, die Sehnsucht nach dem verlorenen Jugendparadiese schildert! In der von Paul Heyse für die „Gegenwart" übersetzten Poesie „Der Savoyarde" legt Prati die eigenen Klagen einem Savoyardenknaben, der mit seiner Leier in die weite Welt gezogen ist, in den Mund. Drei Melodien von eigenem Klange entlockt jener seinem Instrument. Die eine, wild wie Sturmessausen am Bergeshange, beschwichtigt die Schmerzen, welche des Knaben Herz durchwühlen; die andere läßt er mit sanftem Tone erklingen, wenn er ein holdes, blondes Mädchen in der Mondnacht auf dem Balcon erblickt. „Die letzte Weise" fährt der Dichter melancholisch fort:

„Die letzte Weise, voll Hoffnungssüße,
Sie klang, da hell noch mein Himmel lachte,
Wenn ein bekanntes Gesicht mir Grüße
Von Hause brachte.

Die würd' ich spielen, wenn Hoffnung bliebe,
Zur süßen Heimat zurückzukehren,
Wenn dort die Stätten, die ich so liebe,
Die alten wären."

Doch, wer kann sich, klagt der Savoyarde, zur Heimat sehnen, wenn ihm dort Mutter und Liebste fehlen? So zieht er hoffnungslos in der Fremde umher; nur zuweilen findet er Trost, wenn er dem Gesange der Vögel im Walde lauscht. Die Verse Pratis sind von dessen Landsleuten oftmals mit Musik verglichen worden, und diese Parallele trifft für die Poesie „Der Savoyarde" ganz besonders zu. Unwillkürlich wird man aber bei der Lectüre an die Seelenschmerzen gemahnt, welche der Dichter selbst empfinden mußte, wenn er, für die Größe und Einheit Italiens begeistert, auf die Hoffnung verzichtete, „zur süßen Heimat zurückzukehren". Freilich hatte er im Schutze der Herrscher aus dem Hause Savoyen eine zweite Heimat gefunden, wie er denn auch mit Victor Emanuel nach Rom kam, als letzteres die Hauptstadt des geeinten Italiens geworden war. Die Verse, welche Prati dem Dichter Alessandro Manzoni und dem Staatsmanne Rattazzi nach ihrem Hinscheiden widmete, ergreifen nicht blos durch den Ausdruck innigster Freundschaft, sondern zugleich durch den warmen Patriotismus, von dem sie durchweht sind.

Was den Poesien des Dichters vor Allem zur Empfehlung gereicht, ist dessen Abneigung gegen alles Gekünstelte; wir empfangen in der That zumeist den Eindruck des wirklich Empfundenen. Selbst dann, wenn er die Liebe besingt, verfällt er nicht in jene sklavische Nachahmung Petrarcas, die jenseits der Alpen seit Jahrhunderten so viel Unheil gestiftet hat. So ist in dem Sonett:

„Ridon le stelle in ciel per farti festa"

Digitized by Google

zwar Alles Wohllaut und echte Poesie; letztere birgt aber zugleich manchen lieblichen Gedanken. Ungemein anmuthig sind auch Pratis Lieder für das Volk, welche oftmals wie das folgende in knapper Form die italienische Volksseele wiederzuspiegeln scheinen. „Was machst Du an Deiner Thür Mädchen, indem Du die Straße entlang nach der Ferne ausschaust?" — „Ach, wenn Sie wüßten! Als meine Mutter starb, trug man sie in jener Richtung fort und sagte mir, daß sie von dort auch zurückkehren müßte. Ich erwarte sie nun aber seit vier Jahren hier." — „Armes Kind, du weißt also nicht, daß die Todten nicht mehr zur Erde zurückkehren!" — „Meine Blumen kehren wieder, die Sterne kehren wieder . . . so wird auch jene zurückkehren!" Wie in derartigen kleinen Poesien trifft Prati in seinen Balladen den volksthümlichen Ton vortrefflich, mögen die letzteren uns immerhin mit ihrem Apparat von gespenstischen schwarzen Rossen, von Mönchen und Nonnen hier und da fremdartig berühren. Will man den Dichter gerecht beurtheilen, so darf man nicht die Zeit aus den Augen verlieren, in welcher und für welche er geschaffen hat. Wenn die Italiener jener Zeit sich mit Vorliebe in eine phantastische Welt versenkten, weil die Wirklichkeit so wenig Anziehendes und Erfreuliches darbot, so darf man deshalb nicht mit dem Dichter rechten. Daß derselbe auch die Wirklichkeit zu erfassen wußte, hat er durch seine politischen Gedichte erwiesen, in denen er sogar vorahnend die Erfüllung der Hoffnungen aller wahren Patrioten verkündet. Prati beschränkte sich aber nicht darauf, die Einheit Italiens zu prophezeien; vielmehr wird durch Poesien wie diejenige, welche dem Andenken des Girondisten Barbaroux gewidmet ist, erhärtet, daß der italienische Dichter auch die Probleme zu ergründen suchte, welche die Geschichte anderer Nationen darbot. Daß die Sympathien Pratis vollständig dem Girondisten Barbaroux gehören, der als Gegner der Schreckenspartei Robespierres zur Hinrichtung verurtheilt wurde und zu Bordeaux den Todesstreich erlitt, gelangt in der Poesie zum ergreifenden Ausdrucke.

Trotz dieser Anlehnung an die Realität darf Giovanni Prati im Hinblick auf die Mehrzahl seiner Dichtungen als entschiedener Anhänger des Idealismus bezeichnet worden. „Das Wort Realismus," führt Corradino aus, „welches die vollständige Befreiung von einer ausschließlichen Idealität ausdrückt, kam damals Niemanden auch nur in den Sinn; die schwülstigen Gefühle erzeugten auch Schwulst der Gedanken und der poetischen Bilder, und diese unruhigen Leidenschaften, diese Art, gewissermaßen auf der Fußspitze zu gehen, gleichsam als ob man stets bereit wäre, durch die luftigen Regionen hin emporzufliegen, beherrschten sogar das tägliche Leben. Man wußte nicht, was der folgende Tag Neues bringen konnte, man empfand jedoch, daß das Heute nur einen vorübergehenden Zustand darstellte, so daß im Geiste und in der gesammten Denkweise eine unablässige Spannung entstand."

Freilich blieben auch einem so schwärmerisch angelegten Dichter wie Giovanni Prati die Enttäuschungen nicht erspart. Mußte er sich doch allmählich überzeugen, daß das Idealbild, welches er in einer seiner Oden von dem Menschen entworfen hatte, der Wirklichkeit nur wenig entsprach. „Auf seinen Wink," versicherte in jener Ode der Dichter mit Emphase, „wird sich der Ozean öffnen; wird der Berg zu seinen Füßen fallen, und der Tiger der Wüste wird ihn auf dem Rücken tragen." Der „Mensch als Herr der Schöpfung" erscheint uns in diesen schwülstigen Bildern unwahr. Hier haben die modernen realistischen Dichter in Italien die Aufgabe, die Siege der Wissenschaft zu verherrlichen, weit besser zu lösen vermocht. In dieser Hinsicht braucht nur auf Giosuè Carducci hingewiesen zu werden, der in verschiedenen Poesien den Beweis erbrachte, daß eine Eisenbahnfahrt nicht minder poetisch verwerthet werden kann, als das „blutende Herz" eines von „Amors Pfeilen" getroffenen Jünglings. Man darf deshalb ohne Weiteres annehmen, daß von den zahlreichen Dichtungen Pratis diejenigen am meisten Bestand haben werden, in denen er darauf verzichtete, sich eine eigene ideale Welt zu bilden.

Waren es nun die trüben Lebenserfahrungen, welche der Dichter gemacht hatte, war es die mit den Jahren gewonnene höhere Einsicht, jedenfalls sehen wir, daß der Zweifel sich immer stärker in ihm regt. In einer seiner vorzüglichsten Dichtungen „Armando" hat er dann einen „Helden" gezeichnet, der, nicht selten an Goethes Faust und Byrons Manfred erinnernd, mit sich selbst und der Welt zerfallen ist. „Weißt du," klagt der Dichter, der sich allem Anscheine nach selbst hinter seinem Helden birgt, „weißt du, was es heißt: den Glauben an die Liebe, an den Ruhm verlieren, was es heißt: empfinden, daß die Saiten des geheimnißvollen Instrumentes, mit dem wir denken, zerrissen sind, was es heißt: mit dem Geiste, welcher der Erinnerung, den Hoffnungen, Allem verschlossen ist, sich ohne Kummer und Furcht, von Ekel ergriffen, einspinnen und wie eine kalte Larve auf dem Todeswege das Leben betrachten, was es heißt: Schlummer an Schlummer knüpfend, in stetem Müßiggange weder leben noch sterben?" Als Prati diese Worte niederschrieb, hatte er bereits klar erkannt, daß das Lebensräthsel keineswegs eine so einfache Lösung gestattet, wie mancher Lyriker zu glauben scheint. Freilich erscheint uns auch der Held der Dichtung „Armando" hier und da unwahr; die Lebensweisheit, die Welt für „kein Elysium, für keine Hölle" zu halten, ist ihm noch nicht aufgegangen. Der pessimistische Zug, welcher jener Dichtung anhaftet, erklärt sich allerdings ebenfalls aus den Zeitverhältnissen. Ueberdies war die Auffassung, welche Prati hinsichtlich der Beziehungen zwischen Welt und Dichter hegte, eine andere geworden. In einem ebenfalls von Heyse für die „Gegenwart" übertragenen Sonett hat jener diese Auffassung niedergelegt, indem er betont, daß die Welt den Poeten nicht mit Blumen, sondern mit einem Dornenkranze kröne, der ihm auch gebühre, wenn er, ohne übermenschliche Kräfte zu besitzen, die wildesten Pfade aufsuche. Das Sonett schließt mit der melancholischen Klage:

„Er, der so wenig kannte des Lebens Lauf,
Der Träume nur und Schatten trägt im Herzen,
Er lerne, welch ein Kranz den Menschen kröne!"
So lärmt das Volk und drückt den Kranz ihm auf.
Es tropft das Blut, der Himmel sieht's mit Schmerzen.
Er lächelt fort und singt die alten Töne."

In den letzten Jahrzehnten wurde die Bedeutung Pratis als Dichter in Italien unterschätzt. Als Mitglied des höheren Unterrichtsrathes trat er nicht in die Oeffentlichkeit, so daß man nur selten daran erinnert wurde, daß einer der früher am meisten gefeierten italienischen Dichter noch am Leben wäre. Um so größere Anerkennung verdient der Verfasser der „Edmenegarda", daß er sich in keiner Weise verbittert nach außen und eifersüchtig auf den Ruhm der Jüngeren zeigte; vielmehr erklang sein Saitenspiel hell wie ehemals, wenn es galt, Italiens Einheit und Freiheit zu preisen. In den Versen „Chi sono e chi non sono" äußert sich auch die ganze Herzensbescheidenheit des Poeten, wenn er sein einfaches Heim, das Zusammenleben mit der nicht minder anspruchslosen Gattin schildert und dann fortfährt: „Ich gehöre weder der Crusca noch der Accademia dei Lincei an . . ., auch steige ich nicht zum Capitol empor; ebenso wenig krümme ich den Rücken aus Liebe zum Besitz oder aus Sehnsucht nach Clienten. Ich gehe nicht vom Vatican zum Quirinal!"

Die innige Theilnahme, mit welcher die Nachricht vom Hinscheiden Pratis überall in Italien aufgenommen wurde, legte vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher die Bedeutung des Dichters wieder in vollem Maße gewürdigt werden wird. Bei den für ihn veranstalteten Gedenkfeierlichkeiten wird aber insbesondere darauf hingewiesen, daß er vor Jahrzehnten bereits den Heroldsruf der Einheit Italiens vernehmen ließ. In dieser Hinsicht darf sein Wirken mit demjenigen Emanuel Geibels verglichen werden, so daß Deutschland und Italien gleichzeitig um diejenigen Dichter trauern, in deren Poesien die nunmehr verwirklichten nationalen Bestrebungen beider Länder sich aufs Treueste wiederspiegeln.

Digitized by Google

Ehrlichs „Lebenskunst und Kunstleben“*).

Von Jacob Falke.

Auch eine praktische Aesthetik, die Lehre von der Lebenskunst. Eine schwierige Kunst! wie Wenige haben sie verstanden und geübt! Es ist auch kein Wunder, denn keine hat ein Material spröder, eigenwilliger, das mit seinen unberechenbaren Zufällen und Factoren jeder Absicht spottet, keine ist weniger auf bestimmte Formen und Gestaltung angelegt, keine hängt mehr von der einzelnen Persönlichkeit ab.

Eben darum erscheint die Absicht diese Kunst buchmäßig lehren zu wollen einerseits dankbar, andererseits vergeblich, vergeblich wegen der Schwierigkeit oder Unmöglichkeit allgemeine Regeln aufzustellen.

Indessen wie jede Kunst, so besteht auch diese, so verschieden sie ist von der anderen, aus Gehalt und Form; der Gehalt prägt sich in bestimmte Formen aus, und diese sind, weil Form, erkennbar, erklärbar und wohl auch lehrbar. Die Formen können gut oder schlecht, roh und vernachlässigt sein, immer aber sind sie da, und der Beobachter wird sich von ihnen Rechenschaft geben können.

Ob aber ein solches Buch nützlich sei, nützlich zum Zweck der Besserung, das kann man zugeben oder auch bezweifeln, wie man will, zumal es ja Leute gibt, welche alle Nützlichkeit der Theorie für die künstlerische Praxis leugnen. Wenn es aber erscheint, dieses Buch, so ist es jedenfalls ein Zeichen der Zeit, ein Zeichen, daß nicht Alles richtig ist. Wenn dem so ist, so entsteht die Reflexion, der Reflexion folgt die Erkenntniß, der Erkenntniß das Bedürfniß, und das Buch ist da.

So etwa der Standpunkt des Verfassers. Darin, daß die Lebenskunst eine Kunst wie eine andere ist, bestehend aus Gehalt und Form, findet es seine logische Rechtfertigung, seine praktische aber darin, daß die Lebensformen in Deutschland heute durchaus nicht so sind, wie sie sein sollten. Das Bedürfniß, die Nothwendigkeit einer Besserung sei vorhanden. Der Verfasser, ein strenger Kritiker und Richter, hat dem Leben in Deutschland viel Schlimmes nachzusagen. Er muß es besser wissen als wir, die wir demselben seit einen Vierteljahrhundert nur ein fernstehender, wenn auch eifriger Beobachter sind.

Zunächst — und das ist wohl des Deutschen Art überhaupt — wird der Gehalt als das Wesentliche betrachtet, die Form darüber vernachlässigt, ja wohl gar als des Mannes unwürdig malträtirt. Feine Sitte in diesem Sinne ist wohl nicht allzu häufig in Deutschland zu Hause gewesen, wenigstens nicht als Erb und Eigen, und wenn an die Höfe gebracht, ist die Form schnell zur Formel erstarrt, zu versteifter Etikette geworden, die freilich auch an ihrem Orte im richtigen Maße ihr Gutes hat. Nun aber heute, so meint der Verfasser — wir wollen ihm die Verantwortung überlassen — stehen die Dinge schlimmer. Die moderne Gesellschaft — und das gilt ja nicht von Deutschland allein — befindet sich in einem Stadium des Uebergangs, ja mehr, in einer Art Culturrevolution. Die alten Formen, so weit sie bestanden, sind gebrochen; die alten Unterschiede verschwinden und die Stände schieben sich durch einander; viel Hefe dringt nach oben, wohin sie nicht gehört, und ein gut Theil der alten Aristokratie versinkt in die Tiefe. Reich gewordene Unbildung tritt in den Kreis der Bildung, nicht zum Vortheil desselben, und spielt eine Rolle. Die Plätze wechseln wie im Kinderspiel; wer aber gewechselt, hat nicht immer denjenigen gefunden, auf dem er feststeht, auf dem er sich sicher weiß. Neue Formen für das neue Leben sollen erst geschaffen werden; vorhanden sind sie nicht oder erst in der Bildung begriffen. Doch nicht alle Anzeichen deuten auf einen schlechten Ausgang. Es ist wahrscheinlich — und das ist trostreich — daß, wenn einmal die Gesellschaftszustände wieder sedimentär geworden sind, wenn aus dem Gemenge ein Jedes nach seiner Art wieder geschieden worden, alsdann das Leben sich wieder adäquate und bessere Formen geschaffen hat und in ihnen und mit ihnen dem Deutschen wieder eine Lebenskunst möglich ist.

Einstweilen mag denn ein solches Buch, das diese Lebenskunst predigt, willkommen und auch nützlich sein. Es führt wenigstens zur Erkenntniß. Unter allen Umständen aber, wenn es ernst, sachlich, aus der Fülle der Erfahrung geschrieben ist, so bringen wir ihm das größte Interesse entgegen.

Und das glauben wir wohl von Ehrlichs „Lebenskunst und Kunstleben“ versichern zu können. Es ist nicht blos guter Wille, der das Buch geschaffen hat und durchdringt, es spricht aus ihm eine scharfe Beobachtung, ein gesundes Urtheil und eine lange und reiche Erfahrung in mancherlei Ländern und in allen Kreisen und Schichten der Gesellschaft. Wir haben auch einige Städte und Menschen gesehen und Gelegenheit gehabt auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft Beobachtungen zu machen und Erfahrungen zu sammeln, müssen aber gestehen, daß die unsrigen mit denen des Verfassers fast immer sich decken.

Dem Verfasser standen für seine „Lebenskunst“, so scheint uns, zwei Wege offen. Einmal konnte er sich das Individuum zum Objecte machen und an ihm und für ihn die Regeln demonstriren, mit welchen er sich das Leben zu einer Kunst gestalten könne. Diesen Weg hat der Verfasser nicht eingeschlagen. Er hat seine Aufgabe allgemeiner gefaßt. Statt des Individuums nimmt er die Stände — allerdings die mittleren, bürgerlichen — und die edleren Berufszweige, betrachtet sie für sich, in ihrem Verhältniß zu einander, in ihrer Stellung nach Oben wie nach Unten, nicht abstract, sondern in Rücksicht auf Zustände und Anforderungen der Gegenwart. Er bespricht die Lebenskunst für den Bürger und seine moderne Specialität, den Parvenü; er bespricht sie für den Gelehrten, für den Künstler, den Musiker vor Allem, als denjenigen, dessen Kunst heute die erste Rolle in der Gesellschaft spielt; er bespricht die Lebenskunst für den Dichter, den Schriftsteller. Auch die Hausfrau, die — auch nach unserer Ueberzeugung — überschätzte deutsche Hausfrau kommt zu ihrem Rechte, oder vielmehr das Recht kommt zu ihr: sie muß sich Mancherlei sagen lassen, was nicht angenehm zu hören ist. Und wie die Stände und Berufsarten, so erhalten auch verschiedene Erscheinungsformen des Lebens ihren besonderen Text: der Umgang, die geselligen Vergnügungen, der Anstand, die Mode, der Luxus, der Geschmack in Kleidung und Wohnung, selbst die Kunst zu reisen.

Ueberall gibt jede Seite treffende Wahrheiten und Bemerkungen, mit scharfem Auge ersehen und mit Ernst vorgetragen. Vielleicht mit zu viel Ernst, denn gerade dieser Gegenstand reizt zu Witz und Humor und verlangt sie fast zu seiner Würze, Eigenschaften, wie sie ein verwandtes, so überaus wahres, leider englisch geschriebenes Buch: German home life und seine geistreiche Verfasserin in so liebenswürdiger Weise auszeichnen.

*) Berlin, A. Hofmann & Comp. (Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.)

Heines „Memoiren“.

Die endlose Seeschlange genannt Heines Memoiren, die sich seit Jahrzehnten durch die Literatur schlängelt und seit vier Jahren wieder mit besonderer Vehemenz die deutschen Journale heimsucht, hat bei dem großen Publicum das halb schon erloschene Interesse für den todten Dichter zum Nutz und Frommen der Verlagsfirma Hoffmann und Campe zu einer wahren literarischen Resurrection künstlich gesteigert und scheint nun endlich erlegt und abgethan. Nach den tausendfältigen Trompetenstößen der Reclame hat sich jetzt ein schmächtiges Bändchen krystallisirt, das soeben unter dem anspruchsvollen Titel: „Heinrich Heines Memoiren, mit einer Einleitung herausgegeben von Eduard Engel“ natürlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen ist und sich — auf meinem Exemplar — als zehntes Tausend ankündigt, so daß man füglich sagen kann, daß

Digitized by Google

es bereits an die zehntausend enttäuschte Käufer gibt. Noch selten ist ein pomphaft angekündigtes literarisches Ereigniß so kläglich im Sande der Unzulänglichkeit verlaufen, hat der unvermeidliche klassische Berg des alten Horaz ein gleich schäbiges und lächerliches Mäuschen geboren. Eduard Engel, den Herausgeber der „Memoiren", trifft hierfür keine Schuld. Er hat sich fleißig in seinen Autor hineingearbeitet und doch nicht verrannt. Er ergänzt und erklärt, aber preist nicht an; er wahrt sich überall den freien, vorurtheilslosen Blick. Er ist auch ehrlich genug, in seiner Einleitung eine Warnungstafel vor allzu großen Erwartungen auszustecken. Offen gesteht er ein, daß auch er zu den Enttäuschten gehört. Seine Unabhängigkeit zeigt sich z. B. darin, daß er die nichtsnutzigen „Erinnerungen" der Fürstin della Rocca, obgleich sie bei Hoffmann und Campe erschienen sind und auf dem Umschlag bestens empfohlen werden, höchst treffend ein Sammelsurium von Anekdoten aus Meißners und Maximilian Heines „Erinnerungen" nennt. Ebenso ist das sträfliche Breit- und also auch Dünnschlagen des winzigen Materials weniger ihm aufs Kerbholz zu schreiben, als der Verlagsanstalt, die durchaus ein dickleibiges, kostspieliges Buch machen wollte. Ein einziger Bock fällt Engel zur Last. Er befindet sich in dem Commentar zu dem lustigen Gedichte „Die verkehrte Welt" und der Strophe:

„Nachtwächter heirathen Nachtigall'n,
Wie deutsche Blätter melden."

Engel bemerkt richtig, daß darunter natürlich der politische Nachtwächter „mit den langen Fortschrittsbeinen" Dingelstedt und seine Frau gemeint ist; letztere war aber nicht Jenny Lind, sondern Jenny Lutzer. Im elften Tausend wird dieser Fehler hoffentlich verbessert sein.

Die hier vorliegenden „Memoiren" sind nur ein Fragment, das Bruchstück einer zweiten Niederschrift. Bekanntlich behauptet Herr Gustav Heine in Wien, des Dichters Bruder, die eigentlichen Memoiren zu besitzen und niemals veröffentlichen zu wollen, und Karl Emil Franzos hat in diesen Blättern unlängst (in Nr. 2) die Ansicht vertreten, daß Heine die erste Niederschrift nicht, wie er versichert, verbrannt, sondern seinem Bruder Gustav verpfändet oder verkauft und daß er sich geschämt habe, seinem Verleger Campe die Wahrheit über den Handel einzugestehen. Eduard Engel ist anderer Ansicht. Er will beweisen, daß aus inneren wie äußeren Gründen Gustav Heine nicht im Besitze der Memoiren sein kann, daß Heine deren erste Fassung vernichtet hat und daß das vorliegende Fragment einer zweiten Redaction angehört und Alles enthält, was davon existirt. Er beruft sich dabei namentlich auf das Zeugniß des bisherigen Besitzers der Memoiren, des vielgenannten Monsieur Julia in Paris. Dieser klassische Zeuge imponirt mir aber durchaus nicht. Dem Herausgeber freilich ebenso wenig. Er bemerkt ausdrücklich, daß er wenig erbaut sei von Herrn Julias Handlungsweise bezüglich der „Memoiren". Trotzdem trägt er kein Bedenken, dessen Glaubwürdigkeit in diesem Punkte zweifellos zu halten, weil der Mann „sein Zeugniß abgelegt lange nachdem das Manuscript ihm abgekauft worden und also keinerlei Interesse habe, den Werth des Manuscripts der zweiten Memoiren dadurch zu steigern, indem er behauptete, die ersten Memoiren wären verbrannt worden". Daß Heine die ersten Memoiren verbrannt hat, scheint mir jetzt festzustehen, aber ich bin überzeugt, daß die zweite Redaction viel weiter gediehen war, als diese paar Bogen, die Engel heute herausgibt. Ich glaube nicht, wie dieser, an einen Irrthum Meißners, der den Umfang der Memoiren 1854 auf drei Bände schätzte und im Mai 1856, kurz nach Heines Tode, einen gewaltigen Stoß von wohl an 600 Bogen constatirte, während uns hier nur der Inhalt von etwa 160 Bogen gedruckt vorliegt. Ich halte wirklich dafür, daß Gustav Heine die eigentlichen Memoiren besitzt und zwar in Folge eines Vergleichs mit Frau Wittwe Mathilde — mit oder ohne Julia.

Was Herr Julia gegenüber den deutschen Unterhändlern und erst vor einigen Tagen im Pariser „Temps" Alles zu erzählen weiß, muß mit äußerster Vorsicht aufgenommen werden. Der Herr hat ja so viel zu vertuschen und zu beschönigen! ... Ich weiß aus sicherer Quelle, daß der Namensvetter der berühmten Veroneserin keineswegs so freundschaftlich mit dem deutschen Dichter verkehrte, als er uns jetzt glauben machen will. Seine Besuche in der Matratzengruft galten weniger dem kranken Heine, als dessen lebenslustiger Frau. Er hat von Heine direct nichts geerbt, nichts in Verwahrung bekommen. Der gesammte Nachlaß fiel ausschließlich der Wittwe zu. Er hatte die Memoiren wohl schon früher zu sich genommen, vielleicht in Anbetracht des Umstandes, daß Frau Mathilde, welche fremden Regierungen den Einblick gestattete und sich von Max Heine hinterrücks um mehrere Blätter und von Friedmann („Calmonius") um einen Stoß Manuscripte hatte beschwindeln lassen, nicht die geeignete Verwalterin war. Wahrscheinlich ist es dieser „Rechtsfreund", der die stets geldbedürftige Wittwe dazumal bewog, die Memoiren nicht an eine Regierung oder einen Verleger zu verkaufen, sondern an Gustav Heine, worauf Frau Mathilde um so lieber eingegangen sein mag, als sie befürchten mußte, ihre Pension, die sie von den Verwandten empfing, könnte ihr sonst entzogen werden. Die Sache wurde damals geheim gehalten, vielleicht um sich ein späteres Geschäft mit dem aus irgend welchen Gründen, etwa um den ganzen Handel besser zu maskiren, nicht mitverkauften vorliegenden Fragmente zu verderben, das Max Heine schon früher durch heimliche Escamotirung der mißliebigen Bogen zu einem harmlosen Schriftstück gemacht hatte. Ob Herr Julia, wie mir versichert wird, lange vor ihrem Tode mit Heines Wittwe gebrochen hatte, weiß ich nicht. Sicher ist, daß der Nachlaß des Dichters in seinen unangefochtenen Besitz überging. Daß er jetzt vor dem Verkauf des Fragments und anständigerweise auch nach demselben ein Interesse haben mußte, die Existenz anderer Memoiren zu leugnen, liegt auf der Hand. Wie man sieht, hat also Eduard Engel die Seeschlange trotz alledem noch nicht aus der Welt geschafft. Sie wird so lange noch am Leben bleiben, als man bestimmt wissen wird, ob Gustav Heine überhaupt Memoiren besitzt.

Was uns Hoffmann & Campe hier bieten sind nur klägliche Bruchstücke. Ein bloßer Blick auf die redenden Zahlen des Inhaltsverzeichnisses zeigt es uns schon. Engels Einleitung über die Geschichte der Memoiren nimmt 80 Seiten ein; die Memoiren füllen mit Noth 100 Seiten; die übrigen 150 Seiten des Buches sind dem Nachlaß gewidmet, über dessen „Prosa-Funde", Varianten und Briefe nachher ein kräftig Wörtlein gesagt werden soll. Das Memoiren-Fragment behandelt etwa die Zeit von 1800 bis 1810. Es sind Knabenerinnerungen; freilich lange nicht so interessante, wie die in den „Reisebildern" eingeflochtenen. Da wird uns nichts über die schwüle Franzosenzeit, den Wettersturm der Befreiungskriege, das bange Frühlingsahnen der Burschenschafterei erzählt: es sind fast nur Familienbilder, und das Interessanteste dabei fehlt obendrein. Freilich zeigt sich auch da und dort noch der echte, der ganze Heine. So in der sentimental-ironischen Porträtirung seines abenteuernden Oheims, in der romantisch gruseligen Erzählung von dem Düsseldorfer Scharfrichter, der Hexe und ihrer Nichte, in den Bemerkungen über französische Poesie und das Corpus Juris, in der humoristischen Schilderung der Erziehungsexperimente seiner Mutter, in den Blättern über seinen Vater, der nicht Offizier, wie die Fürstin della Rocca faselt, sondern ein zuletzt ruinirter Tuchkrämer und Armeelieferant war. Hübsch ist auch was er von seinem Jugendfreunde Grabbe erzählt, den er einen „betrunkenen Shakespeare" heißt und offenbar überschätzt, während es gegenwärtig Mode geworden, ihn zu unterschätzen. Die Anekdote von den nährenden Löffeln der vielverleumdeten Mutter ist ebenso reizend an sich, als sie gut erzählt ist. Auch der lächerlichen Familien-Großmannssucht der „Sippen und Magen" tritt Heine hier einigermaßen entgegen, indem er den Familiennamen seiner Mutter „de" Geldern nennt, während er früher dreist: von Geldern schrieb. Wahrscheinlich ging er ursprünglich in seinen Zugeständnissen noch weiter, aber Max Heine hat hier fehlende Bogen hinter Mathildens breitem Rücken verbrannt.

Digitized by Google

Gustav Freiherr von Heine kann also ruhig sein! . . . Sonst spricht überall der gealterte, kranke Poet. Man spürt die Matratzengruft, auf der diese Zeilen mühsam mit dem Bleistift gekritzelt wurden. Wohl ruht auch das Auge eines geistsprühenden, echten Dichters darüber, aber wenn wir es nicht wüßten, wir könnten es merken, daß das gelähmte Lid mühsam offen gehalten werden mußte. Eine greisenhafte Geschwätzigkeit, die gequälte Stimmung des Sterbenskranken, der Humor, der meist merklich nur Galgenhumor, und der Witz, der blos ein verstohlenes Blitzen ist, muthen nicht freundlich und erwärmend an. Es fehlt das Behagen. Heine unterscheidet nicht mehr zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, und die Breite einzelner Partien, z. B. über seinen Spitznamen Harry, wird jetzt in dem schmächtigen Fragment noch auffallender. Manchmal hat der Witz einen unangenehmen cynischen Beigeschmack. Dann erzählt uns der Verfasser Schnurren im Stile der neufranzösischen Pornographie. Die „Gartenlaube" hat wohl daran gethan, diese Stellen zu unterdrücken, und nur ein Monsieur Julia kann sich darüber wundern. Ich zweifle nicht, daß Heine, der so Manches, was in seinen ersten Memoiren gegen Religion, Sitte und Pietät verstieß, nachträglich unterdrückte, auch die Flecken in dem Fragment noch ausgelöscht hätte. „Keine Flecken, nur Wunden." In diesem schönen, echt Heine'schen Worte spricht er aus, was ihm vorgeschwebt hat.

Das Buch bringt nach den „Memoiren" unter dem Titel: „Erhaltene Bruchstücke aus Heines ersten Memoiren" drei unwesentliche Varianten, die im Manuscript der zweiten Bearbeitung gefunden wurden, und zwar nicht kurz unter dem Text notirt, sondern in breiter Wiederholung auf voll 8 Seiten abgedruckt. Ferner auf Grund einer brieflichen Aeußerung Heines an Campe, er habe einen integrirenden Theil der Memoiren, welcher die Enthusiasmusperiode von 1830 schildert, in seinem „Börne" eingefügt, die Briefe aus Helgoland über die Julirevolution, die das zweite Buch der genannten Schrift bilden. Engel nennt es eine „verblüffende Thatsache", daß das Publicum schon seit länger als 40 Jahren im ungehinderten Besitz eines sehr werthvollen Bruchstückes der Memoiren Heines gewesen ist, ohne dessen gewahr zu werden Noch „verblüffender" scheint es mir, daß diese längst in den Sämmtlichen Werken aufgenommenen Briefe, im vorliegenden „Supplementbande" wieder abgedruckt werden. Sie enthalten gar nichts Memoirenhaftes, und Jedermann kennt sie. Der einzige Zweck dürfte sein, das schmächtige Bändchen der weltberühmten „Memoiren" um drei Bogen zu erweitern. Zürnen wir aber nicht allzu sehr, denn diese Briefe gehören zum Besten, was Heine geschrieben, und stehen in jeder Beziehung hoch über dem Fragment. Dieser eigenthümliche Neudruck bildet den Hauptschmuck der ganzen Veröffentlichung.

In der stimmungsvollen Einleitung der neuen „Memoiren" bemerkt Heine: „Es ist eine unerlaubte und unsittliche Handlung, auch nur eine Zeile von einem Schriftsteller zu veröffentlichen, die er nicht selber für das große Publicum bestimmt hat. Dieses gilt ganz besonders von Briefen, die an Privatpersonen gerichtet sind. Wer sie drucken läßt oder verlegt, macht sich einer Felonie schuldig, die Verachtung verdient." Als Illustration dazu publiciren die Verleger nun gleich darauf eine Menge ganz gleichgültiger Briefe und Papierschnitzel, die nie für die Oeffentlichkeit bestimmt waren und ganz geeignet sind, die Ruhe des großen Todten auf dem Kirchhofe Montmartre zu stören. Diese neuen Funde, über deren Wichtigkeit bereits allerorten die Reclametrommel gerührt worden, beginnen mit einem Bruchstück aus einem Testament Heines, welches dem Entwurf eines späteren Testaments angehört, als des französisch abgefaßten letzten, das Strodtmann mitgetheilt hat. Es enthält eine nicht unwichtige Stelle, in welcher Heine von der Vernichtung seiner ersten Memoiren spricht. Dann folgt ein Bruchstück aus einer Denkschrift über Heines Verhältniß zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, als diese einmal ohne Genehmigung dessen „Aveux d'un poète" aus der Revue des Deux Mondes „in das plumpste Bayrisch" übersetzte, obwohl Heine ausdrücklich das Erscheinen einer eigenen deutschen Uebersetzung angekündigt hatte. Heine gerieth damals über diese literarische Unanständigkeit in die größte Entrüstung. Was würde er erst gesagt haben, wenn er wüßte, daß die Augsburgerin, der er länger als 20 Jahre ein treuer Mitarbeiter war, bei seinem Ableben nicht einmal einen Nekrolog brachte ! . . . Auch ein offenes Sendschreiben an Jacob Venedey, ein Stück echtheinescher Polemik, das der Verfasser nicht drucken ließ, findet sich hier, und das beigegebene Notizenblatt, auf welches der Verfasser zum voraus alle aufzunehmenden Schlager: Achilles der Memmen, alberner Lumpazius, geflügelter Esel, schwarzrothgoldgestreiftes Zebra u. s. w. schrieb, gibt einen guten Einblick in Heines Art zu arbeiten.

Enttäuschen uns die „Funde", so enthalten die Briefe noch weniger des Abdrucks Werthes. Das Beste ist jedenfalls der Brief des jungen Heine an Goethe, der zuerst in der „Gegenwart" (in Nr. 8) veröffentlicht wurde. Hier wird er ohne Quellenangabe einfach aus unserem Blatte repoducirt. Die sechs französisch abgefaßten Briefe an Caroline Jaubert sind längst aus deren hochinteressanten „Souvenirs" (Paris, Hetzel) bekannt; desgleichen die 20 Billets an die „Mouche" aus deren nun auch im Deutschen erschienenen „Letzten Tagen Heinrich Heines" (Jena, Costenoble), einem liebenswürdigen Büchelchen, das neben manchem Altweibergeschwätz immerhin einiges Unbekannte enthält. Drei Nummern sind übrigens bereits längst gedruckt und stehen, wenn auch zum Theil nicht ganz vollständig, im zwölften Band der Werke. Das hält natürlich die Verleger nicht ab, sie nochmals abzudrucken, um, wie der alte Hagedorn singt, „besser zu nützende Bogen" zu füllen. Ebenso liegen die beiden Briefe an den Musikverleger Schloß in Köln schon in Hüffers „Aus dem Leben Heinrich Heines" (Berlin, Paetel) vor. Neu sind einzig die 13 nicht ganz uninteressanten Briefe an Heines Arzt Dr. Wertheim. In einem derselben spricht Heine von dem „Wahnsinn einer geliebten Person, der mehr oder minder selten hervorbricht, und der eben so unzurechnungsfähig wie unheilbar ist. Hier ist weder zu klagen noch etwas zu ändern, sondern nur mit Ruhe zu dulden und mit Barmherzigkeit zu verzeihen." Aus dem Zusammenhalt mit der anderen Stelle eines späteren Briefes: „Weiberhader verjährt in kürzerer Frist, aber Männerfreundschaft ist langlebiger" ergibt sich, daß Frau Mathilde auch diesen bewährten Freund und Pfleger des Todtkranken durch ihre Launen verscheucht hatte, wie so manchen deutschen Freund des immer mehr vereinsamenden Dichters.

Die bitterste Enttäuschung bringen jedenfalls die hier mitgetheilten Verse, die großentheils aus Varianten und unreifen Entwürfen bestehen. Das Gedicht: „Manch kostbar edle Perle birgt der Ocean" ist nichts als ein erster Wurf und überdies eine lebhafte Reminiscenz, wenn nicht die freie Uebersetzung aus einer Strophe Grays. Das nicht weniger ungehobelte Gedicht „Citronia":

„Das war in jener Kinderzeit,
Als ich noch trug ein Flügelkleid,
Und in die Kinderschule ging,
Wo ich das ABC anfing" —

gemahnt an die Leberreime von Wilhelm Busch. Anderes athmet wieder die durchdringende Krankenstubenluft, ist gequält oder einfach cynisch. Wenn es der Verlagshandlung nur darum zu thun war, ohne Rücksicht auf „ihres" Klassikers guten Ruf, blos einen recht dicken und theuren Band auf den Büchermarkt zu werfen, so hätte sie sich nach Paris wenden sollen, wo in Privathänden manches ungezogene Musenkind Heines in der Handschrift heimlich von Hand zu Hand geht. Wenn man das Alles drucken wollte, was der witzige Poet in einer leichtsinnigen Stunde aufs Papier geworfen, wohin würde das führen? Ich selbst besitze einige Bogen aus dem „Wintermärchen" von Heines Hand, deren Echtheit sein Neffe Ludwig von Embden „als Erbe der hinterlassenen Papiere und Schriften" überflüssigerweise noch mit seinem eigenen kostbaren Namenszuge bescheinigt hat. Es findet sich da neben interessanten Correcturen und Varianten eine noch unbekannte Einleitungsstrophe zum letzten „Caput". Sie lautet:

Digitized by Google

„Deutschland beschäftigt sich des Tags
Mit lauter Philisterlapalien,
Doch ist es zaubergroß in der Nacht,
Dann ist es ein zweites Thessalien."

Großmüthigst stelle ich diese bisher unveröffentlichte Strophe den Herren Hoffmann und Campe zur Verfügung. Vielleicht machen sie daraus einen neuen Supplementband zu Heines Sämmtlichen Werken.

Theophil Zolling.

Das Wiener Stadttheater, sein Glück und sein Ende.

Von Adam Müller-Guttenbrunn.

Als am 15. September 1872, Abends um sieben Uhr, das unter Friedrich Halm selig eingeschlafene und unter der jungen Direction Dingelstedt noch nicht recht munter gewordene Burgtheater die Augen aufschlug, da zeigten sich große Lücken in den Reihen seiner Freunde. Wo waren sie? Sie waren zu dem stattlichen neuen Theaterbau auf der Seilerstätte gepilgert, um das denkwürdige Schauspiel zu genießen, das sich dort entfalten sollte.

Der 15. September 1872 war ein großer Tag in den Annalen des Wiener Kunstlebens; er bildet einen Markstein in der Geschichte des deutschen Theaters. Die Intelligenz Oestreichs und Deutschlands blickte an jenem Tage nach der alten Kaiserstadt an der Donau, wo es dem ersten der lebenden deutschen Dramaturgen, der das Burgtheater durch achtzehn Jahre ruhmvoll geleitet hatte und nach einem kurzen Theaterfeldzug in Leipzig wieder nach Wien zurückgekehrt war, wo es Heinrich Laube im Verein mit einigen kunstsinnigen Männern binnen kürzester Zeit gelungen war, eine Million für den Bau eines ersten deutschen Schauspielhauses aufzubringen und eine kleine Armee von Künstlern um sich zu scharen. Stolz durfte sich Wien an jenem Tage sagen, es habe dem Ideal in seinem Weichbilde einen neuen Tempel erbaut, denn der Name Laube bedeutete eine allererste Bühne neben dem Burgtheater, und alle Freunde der dramatischen Kunst prophezeiten, der edle Wettstreit dieser beiden Kunstinstitute werde eine in Deutschland nie gesehene Blüthe des hohen Schauspiels zeitigen. Was ist aus jenen schönen Illusionen geworden? Heute, da der schöne Bau als eine ausgebrannte Ruine in die Lüfte ragt und es gewiß ist, daß dieselbe nie wieder eine Stätte des Ideals sein wird, heute kann man es ruhig aussprechen: Jene geträumte und erhoffte Blüthe war da, doch ehe sie sich entfaltet hatte, wurde ihr das Herz ausgebrochen, und eines Tages fiel sie ab, ohne daß aus ihrem Schoße sich eine Frucht hätte entwickeln können. Der Musentempel Heinrich Laubes ist nicht abgebrannt, denn derselbe fiel schon vor vier Jahren in Trümmer; das Wiener Stadttheater, das jüngst ein Raub der Flammen wurde, war kaum noch ein Schatten jenes stolzen Baues von 1872.

Das Wiener Stadttheater wurde mit dem Schiller-Laubeschen „Demetrius" eröffnet und man stand sogleich vor einer sehr respectablen Leistung. Die höchste Aufmerksamkeit aber erregte es, daß dieses sozusagen aus der Erde gestampfte Kunstinstitut vom ersten Tage an in dem vornehmen Stile des Burgtheaters geleitet war, daß es sogleich mit einem Repertoire vor die Welt zu treten suchte, das die mannichfaltigste Abwechslung bot; denn schon am dritten Tage brachte es zwei neue Lustspiele und dann Schlag auf Schlag Stücke schwersten Kalibers von Goethe, Grillparzer und Wilbrandt neben Novitäten von Hackländer, Benedix, Moser u. A. Das konnte nur der eiserne Wille und die staunenswerthe Arbeitskraft eines Laube zuwege bringen, der mit seinem Vortragsmeister Tag und Nacht an dem spröden Material seines aus allen Gauen Deutschlands zusammengetrommelten Künstlerheeres meißelte. Ehrlich und mit weitausschauenden Plänen war Laube an die Arbeit gegangen; welche Hindernisse, welche Widerwärtigkeiten seinem jungen Unternehmen gleich nach den ersten Schritten bereitet werden sollten, ahnte er nicht. Die erste Folge der Rückkehr Laubes nach Wien war die, daß sein alter Rivale Dingelstedt die Zügel des Burgtheaters ergriff und das im Entstehen begriffene Stadttheater im Stillen zu unterminiren suchte. Am Tage der Eröffnung des Stadttheaters gab denn auch Dingelstedt seine Visitenkarte in einer sehr merkwürdigen Form bei Laube ab — er sandte ihm im Namen des Burgtheaters einen Protest, worin „die Lebensluft, der geistige Inhalt des jungen Theaters plötzlich bedroht erschien", denn die Aufführung „einer ganzen Armee von Stücken", welche Laube in sein Programm einbezogen hatte, wurde ihm in diesem Proteste von Dingelstedt untersagt. Nur wenige Autoren oder deren Erben waren so klug, auf das Ansinnen Dingelstedts nicht einzugehen, und zu spät sahen die Meisten ein, daß sie durch die Unterfertigung eines Reverses künstlerisch und materiell empfindlich geschädigt wurden, denn das neue Theater lechzte nach guten Stücken und zahlte reichliche Tantièmen.

Dieser Zwischenfall charakterisirt die damalige Situation zur Genüge. Wien besaß die zwei berufensten literarischen Bühnenleiter Deutschlands, die, wenn sie sich gegenseitig ergänzt oder auch nur mit einander verständigt haben würden, das Ersprießlichste hätte leisten können; so aber eröffnete Dingelstedt sogleich einen wenig löblichen Kampf gegen das junge Institut und mißbrauchte seine starke Position als Lenker eines gegen alle Wechselfälle gesicherten Hoftheaters zu einer kleinlichen Rancune gegen ein um seine Existenz ringendes, von den edelsten Intentionen getragenes Theater. Doch Laube war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen und einen Ringkampf mit Dingelstedt zu scheuen. So kam es denn schon in den ersten Wochen zu einem dramaturgischen Waffengang zwischen den beiden ersten Theatern Wiens — in welchem das junge Stadttheater Sieger blieb. Laube hatte mehr als ein Menschenalter hindurch freundschaftlich mit Grillparzer verkehrt, und letzterer versprach ihm einmal gesprächsweise seine noch unaufgeführten Stücke für das im Entstehen begriffene Stadttheater; doch er starb ehe das Haus eröffnet wurde, und das Burgtheater lief Laube auch bei den Schwestern Fröhlich, die den Nachlaß Grillparzers zu vergeben hatten, den Rang ab; mit vieler Mühe gelang es, den „Bruderzwist im Hause Habsburg" für das Stadttheater zu gewinnen. Auch die Burg kündigte dies Stück an und Laube beeilte sich daher, es zuerst zu bringen. Es gelang, Dingelstedt kam einige Tage später. Das Wiener Publicum zog Parallelen, die für das Stadttheater und seine Künstler (Lobe, Salomon, Robert und Frl. Frank) sehr günstig ausfielen. Nur die Kostüme waren echter im Burgtheater, die „Tapezier-Dramaturgie" hatte nach dieser Seite ihre Ueberlegenheit gezeigt. Der alte Theaterfeldherr schmunzelte. Dieser Waffengang hatte seine Künstler gehoben, er hatte Lobe mit einem Schlag für Wien zu einem ersten Schauspieler gemacht und das war ein Erfolg nach Außen; ihn nach Innen zu zerstören war Dingelstedt rasch zur Hand — er machte Lobe sogleich nach seinem Sieg über Lewinsky einen Engagementsantrag. Dieses unwürdige System wurde dann von Seiten des Burgtheaters fortgesetzt so lange Dingelstedt lebte, das Stadttheater hielt seinen Neid durch Jahre in Athem. Und das war eine der größten Gefahren für das neue Institut, es brachte die künstlerische Demoralisation unter die junge Truppe; jede erste Kraft hatte für alle Fälle sogleich sein Entlassungsgesuch zur Hand, jede konnte sich ja auf einen Antrag Dingelstedts berufen. Laube verlor auf diese Art früh die volle Herrschaft über seine Künstler, und Lobe fing als der Erste an, zu versagen. Das Stadttheater hatte einen ersten Schauspieler, aber dieser sandte Rolle um Rolle zurück. Er unterschätzte indessen die Zähigkeit Laubes. Dieser verzichtete resolut auf den renitenten Künstler, d. h. er ließ ihn ein halbes Jahr unbeschäftigt spazieren gehen, zahlte ihm seine hohe Gage fort, aber die ersehnte Entlassung gab Laube ihm nicht. Der Schaden für das Theater war groß, aber auch der für den Künstler, denn er gerieth fast in Vergessenheit. Lobe wurde mürbe; aber diese kostspieligen Scenen wiederholten sich im Laufe der Jahre mit andern Kräften immer wieder, und es liegt am Tage, daß Dingelstedt der böse Dämon des Stadttheaters gewesen, daß er

Digitized by Google

mithalf, es zu Grunde zu richten, weil er immer hinter der Komödianteneitelkeit seiner besten Mitglieder her war. Wenn er eines erhaschte, so machte er es — wie z. B. Reusche — durch ein Engagement im Burgtheater gewöhnlich moralisch und künstlerisch todt.

Das Wiener Stadttheater wurde dieser Machinationen zum Trotz interessant und es war unermüdlich in der Schaffung eines großen Repertoires. Wenn man die Thätigkeit, die dieses Institut in der ersten Saison schon entfaltete, überblickt, so muß man staunen. Shakespeare, Schiller, Goethe, Lessing, Kleist, Grillparzer, Gutzkow, Laube, Wilbrandt und die Modernsten — alle waren sie da! Das Burgtheater hatte damals keinen „Hamlet", das Stadttheater brachte ihn mit Robert und feierte einen Triumph. Das Burgtheater hatte keine „Hero", im Stadttheater erstand eine solche allerersten Ranges in Fräulein Frank. Beide Künstler, Herr Robert und Fräulein Frank, erhielten alsbald Engagementsanträge von Dingelstedt. Das war immer das sicherste Zeichen eines großen Erfolges.

Es lag gar nicht in den Intentionen des Stadttheaters, mit dem Burgtheater zu concurriren, am wenigsten in der Vorführung klassischer Werke, denn Laube wußte sehr wohl, daß er das nicht konnte. Er spähte aus nach Stücken echt modernen Inhalts, nach schneidigen dramatischen Dichtungen, die dem Hofburgtheater versagt waren; nur dadurch konnte das Stadttheater seine Existenzberechtigung darthun, nicht aber durch eine aussichtslose Concurrenz mit der anerkanntesten deutschen Bühne, welche eine künstlerische Tradition und die Autorität für sich hatte. Und es gelang zum Theil; das Stadttheater brachte einige bedeutende Dichtungen, die in Wien heute noch unbekannt wären, wenn es kein Stadttheater gegeben hätte: Albert Lindners „Bluthochzeit", Wilbrandts „Graf Hammerstein", „Die Hexe" von Fitger, „Daniel Rochat" von Sardou. Jedes dieser Stücke bezeichnete eine echt Laube'sche That, denn in jedem derselben wurde nebenbei auch das Wagniß unternommen, einen Schauspieler zu „machen". Und dies gelang zumeist, so weit es überhaupt gelingen kann. Friedmann und Andere wurden so gemacht, daß sie nicht hielten, was sie versprochen, ist nicht die Schuld ihres Meisters.

Diese Erfolge des Stadttheaters mit hohen Dramen, in denen der moderne Zeitgeist wehte, übten auch nach einer anderen Richtung einen wohlthätigen Einfluß — die Censur des Hofburgtheaters wurde immer milder. Wozu sollte das Stadttheater seine Existenzberechtigung aus einem Mangel des Hoftheaters demonstriren können? Auch dieser Vortheil mußte ihm benommen werden!

Charakteristisch für die Repertoirebildung des Stadttheaters ist, daß Laube im ersten Jahre nur ein französisches Sittendrama mit Ehebruch brachte: „Die Gräfin von Sommerive", und daß dieses Stück kein Glück machte — weil es zu tugendstreng war. Erst vom zweiten Jahre ab sieht man das Stadttheater aus Noth — man denke an die Reverse Dingelstedts! — sich der französischen Production mehr zuneigen; vorerst freilich kamen nur allererste französische Schriftsteller wie Augier und Feuillet zum Wort, und „Die verzauberte Prinzessin" des letzteren errang in Wien einen der populärsten Erfolge.

Der große „Krach", der im Mai 1873 über Wien hereinbrach, rüttelte auch am Stadttheater, das materiell ein Geschöpf unseres falschen volkswirthschaftlichen Aufschwunges war, aber die Kasten waren gefüllt von der glücklichen Wintercampagne, und die Fremden, welche die Weltausstellung nach Wien zog, besuchten fleißig das freundliche und populäre Stadttheater; so gab es für dieses Schauspielhaus in der schweren Zeit doch immer noch „halbe Häuser", während die anderen Theater leer blieben. Die Wintercampagne vom Jahre 1873 war künstlerisch so glücklich wie die erste, das Theater lebte trotz seiner ungeheuern Lasten und des geschwächten Theaterbesuches, zwar unter steten Sorgen, aber es lebte. Nicht ohne schwere Sorgen eröffnete man die dritte Saison. Und als die ängstlich gewordenen Finanzleute des Stadttheaters den Director interpellirten, da sagte er offen, daß er sich für eine so feste Saison, wie das Theater sie brauchte, nicht verbürgen könne. Seine Antwort machte die Geldmänner stutzig und sie kamen in einigen Tagen wieder. Diesmal mit dem offen ausgesprochenen Verlangen, Laube möge seinen Etat, der nur einem allerersten Theater entspreche, einschränken, kurz — er möge ihnen eine „billigere Komödie" machen. Der Director sagte: Nein, dazu sei er nicht der Mann. Nun lag die Entscheidung bei der mächtigsten Persönlichkeit des Directionsrathes, einem bekannten, seither verstorbenen Wiener Finanzbaron. Er entschied sich für die Fortführung des Theaters in seiner vornehmen Gestalt und mit Laube. Die Gemüther waren aber kaum beruhigt, so hatte der Baron sich schon eine andere Ansicht von der Sache gebildet, und er kam eines Tages zu Laube auf die Probe und sprach zuerst verlegen und gewunden, dann immer deutlicher von der Möglichkeit einer „billigeren" Fortführung des Theaters u. s. w. Am nächsten Tage stand in den Zeitungen, Laube habe seine Stelle als Director des Wiener Stadttheaters niedergelegt. Anfang September! Am Beginn der Saison! Man schrie, glossirte und debattirte, man suchte umsonst nach faßbaren Gründen für einen solchen Schritt; nur ein ganz kleiner Kreis von Eingeweihten fragte theils empört, theils höhnisch lächelnd: Où est la femme?

Und sie war da! Sie war eine allererste Kraft, war von Laube „gemacht" worden und schuldete ihm viel Dank. Doch Dingelstedts Lockungen wiederholten sich immer wieder und sie konnte nicht widerstehen. Aber Laube war unerbittlich, um keinen Preis der Welt hätte er ihren Contract gelöst. Und doch wollte, doch mußte sie hinüber in die Burg, denn sie spürte so etwas von einer Rivalin der Wolter in sich. Sie wollte ihren Contract gelöst, und da es dazu kein anderes Mittel gab, als den Rücktritt Laubes, so griff man eben zu diesem. Laube zog sich grollend in sein Heim auf dem Opernring zurück und hinter den Beiden stürzte krachend der schöne Bau in Trümmer. Die ersten Kräfte zerstoben nach allen Richtungen der Windrose und Lobe wurde Director des Stadttheaters mit „kleinerem Etat", er war dazu berufen worden, den Gründern eine „billigere Komödie" zu machen. Aber das war die theuerste Komödie, die je hinter den Coulissen eines Theaters aufgeführt worden war! Das Stadttheater wurde künstlerisch geschändet und materiell fast dem Ruin zugeführt, denn binnen acht Monaten belief sich das Deficit dieser „billigen" Komödienmacherei auf etwa 130,000 Gulden und das Unternehmen stand vor einer Liquidation. Doch es kam nicht dazu .... Laube war nicht wenig erstaunt, als eines Tages die Aufforderung an ihn erging, die Direction des Stadttheaters wieder zu übernehmen; es würden materielle Garantien geboten, dieses und jenes seiner früheren Mitglieder käme gern wieder zurück — auch jene Dame in der Burg habe Heimweh nach dem Stadttheater u. s. w.! Laube zögerte, aber schließlich willigte er dennoch ein. Warum zögerte er? Er sah, wie diese Herren, bewußt oder unbewußt, jene frivole Komödie, die sie schon einmal mit ihm gespielt, jetzt in andrer Form wiederholten. Jene Dame — die übrigens eine vortreffliche Schauspielerin ist — war mit einem ähnlichen Komödiantencoup, wie sie ihn im Stadttheater ausgeführt hatte, von der Löwin des Burgtheaters aus demselben hinausgedrängt worden, und sie schnaubte Rache. Sie wollte ihrer Rivalin beweisen, daß sie trotz ihr eine große tragische Schauspielerin sei; sie wollte .... ja, wo konnte sie das? Wo hatte Wien ein erstes Theater neben der Burg? Sie stampfte mit ihren Füßen den Boden und sprach: Wien soll dieses erste Theater wieder haben! Und so geschah es. Wien bekam dieses erste Theater wieder, denn — sie brauchte es. Es fand sich plötzlich Geld und man rief Laube zurück, weil diese Dame seinen Namen und die Folie eines ersten Theaters brauchte zu ihrem Ruhme. Das Alles sah Laube, und er zögerte; aber seine Liebe zu seinem Schoßkind siegte über die widerwärtigen Empfindungen, welche die Erkenntniß der wahren Gründe seiner Rückberufung in ihm geweckt hatten — er sagte Ja und kam wieder, denn er hoffte trotz Allem, was geschehen war, das Stadttheater vor dem völligen Untergang retten zu können.

Der Zauber, den der Name dieses Theaterfeldherrn ausströmte, war stets eine Macht; aber so groß war dieselbe nicht,

Digitized by Google

die schlechten Zeitverhältnisse, an denen die Hoftheater krankten und die Privattheater zum Theil zu Grunde gingen, zu überwinden. Sein Personalstand war gelichtet, er mußte auf die Durchführung so manch interessanter Projecte, die er vor seinem Rücktritt, vor der Zersplitterung der Kräfte, noch hätte ausführen können, jetzt verzichten, und das überkommene Deficit war allzu groß. Das Theater wurde zwar wieder populär, und als Laube die Feier seines siebzigsten Geburtstages beging, schrieb die Stadt Wien sogar einen Laube-Preis aus für das beste Lustspiel, auch gelang noch manche That, an deren günstigen Folgen das ganze Wiener Theaterleben participirte, so z. B. die Einführung der volksthümlichen Nachmittags-Vorstellungen zu halben Preisen, aber im Großen und Ganzen begann nun doch nur der langwierige, aussichtslose, fast tragisch zu nennende Kampf eines guten Schwimmers mit den übermächtigen Wellen; er sah das Land zwar immer näher rücken, denn die Zeiten besserten sich, aber mehr noch fühlte er seine Kräfte schwinden, und er versank, ehe er das Ufer erreicht hatte. Auch Dingelstedt sah den aussichtslosen Kampf der verhaßten „Concurrenzbühne", das hinderte ihn jedoch nicht, großmüthig wie er war, sein System der Chicane, das er am Eröffnungstage des Stadttheaters inaugurirte, mit Eifer fortzusetzen. Er entzog Laube zuletzt noch Robert, einen Magnet des Stadttheaters, und verfolgte Lobe, Fräulein Frank, Frau Schönfeld, Herrn Tyrolt, ja selbst die jüngste Acquisition Laubes, den aus Teplitz mitgebrachten Komiker Karl Bukovics, mit Engagements-Anträgen. Und es war dem erbitterten Rivalen des Stadttheaters vergönnt, kurz vor seinem Tode den gänzlichen Zusammenbruch dieser Bühne zu erleben. Nach einer kleinen Vorkrise, einem Intermezzo, welches einem unfähigen Regie-Collegium die Zügel für ein paar Wochen in die Hände spielte und Laube den Stachel des Komödianten-Undanks zu kosten gab, rollte sich der letzte Act des Dramas rasch ab. Laube trat müde und erschöpft von dem großen Kampfe eines Tages für immer vom Schauplatz, und dessen schöner Traum eines zweiten ersten Schauspielhauses in Wien war zerstört.

Was nun folgte, ist der Würdigung an dieser Stelle fast nicht werth. Wie das Satyrspiel der Alten auf die Tragödie, so folgte hier die Hanswurstiade auf die großzügige, von idealen Gesichtspunkten ausgehende Organisation des Laube'schen Stadttheaters. Nachdem man alle Verträge zerrissen und der großartige Pensionsfonds, den dieses Theater sich selbst geschaffen, aufgelöst war, übermannte die Actiengesellschaft doch wieder eine Art Schamgefühl und sie stand ab von der Liquidation des Unternehmens. Auch fingen die Zeiten an besser zu werden, der allgemeine Theaterbesuch hob sich, und der frühere Director hatte manche Novität angekauft, die vielleicht Glück machen konnte. Man suchte nach einem Pächter des Hauses, und derselbe fand sich in der Person der Komikers Bukovics. Er erhielt das Theater und es gelang ihm, noch einen Rest von guten Schauspielern festzuhalten. Der Uebergang zur Posse durfte nicht plötzlich unternommen werden, das mußte sanft, allmählich, Schritt für Schritt geschehen, damit sowohl die Kritik als das Publicum dabei überlistet werden konnten. Und das gelang vollständig. Der erste Winter brachte uns noch eine ganze Reihe ernsthaft zu nehmender Vorstellungen, denn Friedrich Mitterwurzer, den der Directionsrath mittelst Proceß zwang, seinen Contract, den er mit Laube abgeschlossen, einzuhalten, war der Regisseur derselben. Dann ging es in künstlerischer Beziehung reißend schnell bergab. Constatirt sei noch, daß die Direction ihren Etat so sehr herabzumindern wußte, daß sie selbst bei einer Einnahme von 400 Gulden auf die Kosten kam — Laube mußte 1000 Gulden einnehmen, um leben zu können. Hier liegt die Erklärung für den materiellen Erfolg Bukovics', dessen Theater in der letzten Saison auf die Stufe eines mittleren Provinzialtheaters herabgesunken war und sich materiell nur durch den von der Presse ihm aufgedrängten Anzengruber-Cyklus über Wasser hielt. Alle Künstler von Namen, die noch bei ihm ausgeharrt, hatten ihn nach Ablauf der jetzigen Saison verlassen, Tyrolt um sein Engagement in der Burg anzutreten, die Andern, um der neuen Direction Mitterwurzer ins Carltheater zu folgen, und es herrschte nur eine Meinung in ganz Wien über das Schicksal der heutigen Direction des Stadttheaters: sie sei beim letzen Act angelangt. Es kam anders. Am 16. d. M. ging es in Flammen auf, und seine letzte Novität war die schale Pariser Posse „Villa Blancmignon".

Das Stadttheater als solches wird gewiß nicht wieder aufgebaut werden, es gehört also bereits der Geschichte an. Und es bildet kein erfreuliches Blatt in der Geschichte des deutschen Theaters, denn sein Glück war kurz und sein Ende traurig. Es bedurfte des zerstörenden Elementes, um das, was dieses Theater einst war, der Mitwelt wieder ins Gedächtniß zu rufen. Wer dasselbe nur in der letzten Zeit gekannt, wird es nie und nimmer begreifen, wie man den Verlust einer solchen Schaubühne wie ein nationales Unglück beklagen kann. Und darin liegt der Triumph jener idealen Idee, welche dem intellectuellen Urheber die Gründung des Wiener Stadttheaters eingegeben.

Don Juan-Studien.

Von Wilhelm Bolin.

(Fortsetzung.)

III.

Bevor Mozart sein dramatisches Meisterwerk geschaffen, war allerdings das poetische Interesse am Don Juan-Problem hauptsächlich dem mit dem Steinbild zusammenhängenden Sagenelement zugekehrt. Seitdem aber gerade diese Partie der Sage durch seine Leistung einen Ausdruck künstlerischer Vollendung gefunden, wo die Musik ihre höchsten Bühnentriumphe feiert — wenigstens steht dies für uns als unantastbare Thatsache fest — hat jede fernere dramatische Verwerthung des fraglichen Problems auf die Darstellung eben dieses Sagenbestandtheils zu verzichten. Denn das Problem als solches ist keinesfalls mit der Steinbild-Episode identisch, welche ihm ja nur zum Abschluß dient. In der Entwicklung von Don Juans Charakter selbst liegt die der dichterischen Behandlung zukommende Aufgabe, und namentlich wenn dies dramatisch geschehen soll, muß ein anderer Schluß ins Auge gefaßt werden, um damit jeglicher Concurrenz mit der Oper aus dem Wege zu gehen.

Lediglich in dieser Hinsicht ist ein Don Juan-Drama vom Jahre 1840 bemerkenswerth. Verfaßt ist selbiges von Sigismund Wiese, einem sogar zu seinen Lebzeiten kaum beachteten Literaten, der das Camposanto der deutschen Buchdramatik mit etlichen geistlichen wie weltlichen Dramen vollendetster Unspielbarkeit fleißig angebaut hat.*) Weniger wüst und umfangreich als Holteis Schauerdrama — es zählt nur 248 Octavseiten und empfiehlt sich durch eine gewisse Decenz — bietet es doch ein ermüdendes Gewirr von weitschweifigen und vorwiegend rhetorisch abgefaßten Scenen, zumeist so prosaischen Gehaltes, daß selbige, ihrer Dialogform entkleidet, wie eine ästhetisch-psychologische Analyse über den Don Juan-Charakter sich ausnehmen würden. Der Autor hat es offenbar darauf abgesehen, seinen Helden recht interessant zu machen, weiß sich aber dabei keinen bessern Rath als demselben einen gehörigen Posten Faust-Grübelei einzuimpfen, die jedoch so weit von poetischer Gestaltung entfernt, daß man ein Compendium aus der Blüthezeit der Schelling-Schlegel'schen Phrasendrescherei über Welt und Natur, Weltgeschichte und Genialität und all dergleichen zu lesen glaubt. Wiewohl der Held zu diesem Behuf reichlich mit Monologen bedacht worden, hat sich es der Verfasser nicht genug sein lassen, sondern ihm noch fünf Interlocutore beigesellt, die alle, je nach dem eigenen Standpunkt, ebenso gewandt im Disputiren sind,

*) Verfasser war geboren 1800 zu Culm und lebte als Literat zu Döbritz bei Potsdam, wo er im August 1864 starb.

Digitized by Google

den unvermeidlichen Leporello mit einbegriffen, der als echter Bildungsphilister auch seine Weisheit über oben besagte Themata mit großem Behagen auskramt. Von den fünf Acten des Stückes sind drei, der erste und die beiden letzten, solcher Art akademisch zugestutzt und lediglich Erfindung des Verfassers, dafür auch von einer so entschiedenen Bühnenwidrigkeit, wie sie ihm nur Holtei und Grabbe in ihren Elaboraten streitig machen können. Etwas mehr damatisch sind der zweite und dritte Act gerathen, und das vermittelst einer starken Anlehnung an Dapontes Libretto. Aus diesem sind, mit mehr Harmlosigkeit als Geschick, Situationen und Persönlichkeiten unverkennbar hinüber genommen, erstere freilich hinlänglich durch Zuthaten aus eigenen Mitteln modificirt, letztere durch allerhand Manipulationen nicht ohne Absicht unkenntlich gemacht. So ist die Donna Anna zu einer Alexandra umgetauft, die Elvira in zwei Persönlichkeiten gespalten, eine Mathilde und eine Clara, welche der Held beide nach einander heirathet. Don Octavio heißt Fernando, hat einen Doppelgänger an dem Bruder der Anna-Alexandra, selbst Alexander geheißen, und einen ferneren an seinem Freunde Carlos, der das Tröster- und Rächeramt zu übernehmen hat, nachdem Octavio-Fernando, ganz wie bei Grabbe, im Zweikampf mit Don Juan im zweiten Act gefallen. Bei eben der Gelegenheit wird, genau wie bei Grabbe, der Comthur erlegt, hier Herzog von Olivarez geheißen und als gemüthlicher, lebenslustiger alter Herr gefaßt. Statt als Steinbild umzugehen, lebt er für die beiden Schlußacte in einem Grafen von Feria auf, Oheim der beiden Elviren-Exemplare, der den Don Juan durch philosophische Auseinandersetzungen vergebens zu besserer Einsicht und einem solideren Lebenswandel zu bekehren sucht. Im ersten Act findet man die Mehrzahl dieser Personagen vorgeführt und das Liebesbündniß mit Anna-Alexandra angeknüpft, das dann im zweiten Act getreu nach Daponte weiter geführt wird. Nach Erledigung des Doppelzweikampfs mit den beiden Angehörigen besagter Dame, die beim Anblick der Leichen um ihren Verstand kommt, um selbigen im Schlußact zur Vollführung ihrer Rache am Don Juan wieder zu finden, begibt sich Don Juan in den Garten eines Fräuleinstifts und entführt von dort seine nachmalige Gattin Elvira-Mathilde. Im dritten Act, der volle zwei Jahre nach dem vorhergehenden spielt, überzeugt sich diese Dame von der Flatterhaftigkeit ihres Gemahls, den sie bei seinem obligaten Zerlinen-Abenteuer belauscht, worüber sie sich aus Verzweiflung den Tod gibt. Auch die ländliche Schöne — hier Isabella geheißen und mit einem Namens Marcado bevatert, der lediglich eine ältere Auflage des hier zum Rodrigo umgetauften ebenfalls auftretenden Opern-Masetto ist — büßt ihre Liebe für den Helden durch Verlust des Verstandes, worauf sie sich durch Ertränken in einem Brunnen ums Leben bringt. Im folgenden Acte bindet Don Juan mit dem andern Elviren-Exemplar an, die ihn sofort zu Gnaden aufnimmt, wiewohl sie mit dessen Freunde Alexander verlobt ist. Ueber die Verhältnisse zwischen den beiden Herren scheint sie jedoch völlig im Unklaren zu sein, da sie ihnen ihre gleichzeitige Anwesenheit im Schlosse verschweigt, wiewohl der bisherige Bräutigam dasselbe erst nach Eintreffen des begünstigten Bewerbers verläßt. Auch um dessen Liebschaft mit Anna-Alexandra scheint sie nur verworrene Begriffe zu haben, trotzdem Onkel Feria sie gründlich darüber aufzuklären versucht. Genug, die bis dahin für wahnsinnig gehaltene Anna-Alexandra wird bei Clara-Elvira im Schlosse untergebracht, um bei dem im fünften Act statthabenden Hochzeitsmahl beide Neuvermählten zu vergiften und in eigener Person eines gleichen Todes zu sterben und zwar mit der für den Leser nicht minder wie für die Hochzeitsgäste überraschenden Versicherung: „ich habe mehr geliebt als sie begreifen", denn ihre Liebe war genau von der Art wie die der übrigen Damen der liebesreichen Tragödie.

Indem bei diesem Drama auf einen andern Schluß als den der Oper eigenthümlichen Bedacht genommen, bezeichnet es einen Wendepunkt in dem bisher waltenden Verhältniß der selbstständigen dramatischen Dichtung zu Mozarts Meisterleistung. Wohl steht der Verfasser noch unter dem Banne derselben, da er ohne ein vielfaches Anlehnen an deren Libretto nicht zurechtkommen kann. Gleichwohl ist bei ihm ein Bestreben nach Umgestaltung der hier gegebenen Elemente kenntlich, und nur seine überaus kümmerliche Begabung*) hat es zu keinem besseren Resultat kommen lassen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung billiger Möbel.

Es ist nicht lange her, da konnte man von ganz ernsthaften Fachleuten enthusiastisch von dem Schmuckbedürfniß früherer Perioden schwärmen hören. Kein Möbel, kein Geräth, so unbedeutend und geringfügig auch immer, wäre ohne sein Ornament geblieben; ein instinctives Bedürfniß hätte die Menschen gezwungen, alle Produkte des Gewerbes in den Formen des gerade herrschenden Stiles zu verzieren. Im Publicum, soweit es überhaupt an den Dingen Interesse nimmt, herrscht die Ansicht in mehr oder minder vager Formulirung noch immer.

Daß sie aufkommen und Geltung selbst in Fachkreisen gewinnen konnte, liegt an der Beschaffenheit des Materials, aus dem wir die Stile vergangener Perioden reconstruiren. Das einfache Gebrauchsgeräth hat sich vernutzt oder ist durch Unachtsamkeit zu Grunde gegangen. Erhalten blieb vorzugsweise das Prachtmöbel, weil es nicht in täglichen Gebrauch kam und respectvoll behandelt wurde. Auch die Vorlagen in den Ornamentstichen bieten fast ausnahmslos Prunkstücke, weil für die schlichten Geräthe des täglichen Bedürfnisses die Erfindungskraft des Handwerkers ausreichte.

Unsere Production ist durch das Mißverständniß der alten Kunst auf bedauerliche Abwege gerathen und hat den Geschmack des Käufers mit sich gerissen, soweit er ihm nicht etwa schon vorausgeeilt war. Das ganze Gewerbe liegt krank an der Ornamentensucht und dem Verzierungsfieber. Sogar die Architektur ist angesteckt und phantasiert ganze Façaden aus Fensterlöchern und Ornament zusammen. Wer in seinem Beruf die moderne Entwickelung zu verfolgen Gelegenheit findet, empfindet allgemach einen wahren Abscheu vor Allem, was Ornament und Profil heißt. Ein japanischer Holzkasten ohne andern Schmuck als das köstliche Material, die zweckmäßige Construction und die unvergleichliche Arbeit versetzt ihn in Entzücken; einen modernen französischen Bucheinband ohne jegliche Verzieruug wird er nicht müde in allen Einzelheiten der vollendeten Herstellung zu studiren und mag das schlichte und doch so kostbare und kostspielige Produkt gar nicht aus den Händen legen, denen die Berührung der mit unendlicher Sorgfalt präparirten glatten weichen Lederfläche so wohl thut. Mit Aufmerksamkeit sucht er unter der Hinterlassenschaft vergangener Kunstperioden nach dem schmucklosen Möbel und Geräth, das nicht mehr scheinen will als es ist.

Damit ist der wundeste Punkt unserer Gewerbe berührt. Das Uebermaß an Schmuck ließe sich überwinden und würde sich im Lauf der Zeit von selbst corrigiren. Aber es ist nicht lediglich auf ein historisches Mißverständniß basirt und auch nicht etwa blos ein schnell verfliegender Rausch, der einer langen Periode der Nüchternheit als nothwendiger Rückschlag folgte. Das lüderlich aus schlechtem Material fabricirte, aber dabei mit überflüssigem Ornament beladene Möbel muß als Produkt derselben socialen Uebergangscalamität aufgefaßt werden, die den Arbeiter treibt, in seinem Sonntagsanzug das Kostüm des vornehmen Stutzers nach Schnitt und Stoff aber im billigsten Materiale zu imitiren. So will er auch in seiner Wohnung sich nicht mit dem einfachen gediegenen Möbel begnügen, wie es seine Kasse bezahlen kann, sondern sein Schrank muß einen durchbrochen geschnitzten Aufsatz herweisen und sein Tisch auf Löwentatzen ruhen.

Und die Production kommt ihm nur zu willig entgegen. Doch es liegt ja in ihrem Wesen von Anfang an; und so wäre es thöricht, ihr

*) Um sich davon zu überzeugen genügt ein Blick auf die steifbeinigen Jamben und die überhaupt äußerst prosaische Diction des Verfassers, die gerade durch ihren prätentiösen Ton die echte poetische Impotenz verräth.

Digitized by Google

Vorwürfe zu machen, denn sie kann nie einen anderen Willen haben als den des Abnehmers. Da nun von dem Fabrikanten nicht verlangt werden kann, daß er auf seine Gefahr hin eine idealere Richtung einschlage, und andrerseits dem Consumenten gegenüber jedes noch so wohlgemeinte Wort machtlos und erfolglos tauben Ohren predigt, so bleibt nichts übrig als auf ein Mittel zu sinnen, das beide Theile zugleich in Bewegung setzt.

Man hat es seit Jahren versucht, durch Concurrenzausschreiben mustergültige einfache und doch nicht schmucklose Einrichtungen dem Publicum vorzuführen. Bisher leider ohne nennenswerthen Erfolg.

Ob es auf dem Wege der Concurrenz mit begrenzten Kaufpreisen erreichbar, muß mindestens als zweifelhaft bezeichnet werden. Die Gefahr liegt zu nahe, daß der Fabrikant, wenn, um bei dem Beispiel zu bleiben, das diese Zeilen veranlaßt, für eine Einrichtung von Wohnzimmer, Schlafstube und Küche ein Maximum von 500 Mark Handelpreis festgesetzt wird, in Hoffnung auf die Prämie von 1000 Mark oder aus Rücksicht auf die Reclame Leistungen vorführt, die einen weit höheren Werth repräsentiren und deshalb das Publicum auf bedauerliche Weise irre führen. Was hilft die Bedingung, daß der Aussteller verpflichtet wird, innerhalb sechs Monate Bestellungen auf seine Entwürfe zu dem angegebenen Preise auszuführen? Wenn ihn einer beim Wort nimmt, fällt es ihm nicht schwer, eine Ausrede zu finden, und wäre es auch nur die naheliegende und plausible Behauptung, nur Bestellungen im Großen so billig übernehmen zu können.

Weit zweckmäßiger hat sich bis jetzt ein Ausschreiben ohne Preisnormirung bewiesen, wie bei der letzten Staatsconcurrenz für billige Teppiche und geschmackvolle Postamente. Jedenfalls muß jedoch das überaus rege Interesse des Publicums an der Ausstellung der eingelieferten 18 Ausstattungen in dem Glaspalast der Hygiene als das höchst erfreuliche Zeichen einer Wendung zum Bessern begrüßt werden und bereitet einer künftigen ähnlichen Veranstaltung den Boden. Sicherlich wird nach den günstigen Erfahrungen bei dem letzten Versuch die Betheiligung der Fabrikanten im Fall einer Erneuerung derselben weit umfassender ausfallen. Die geringe Zahl der eingegangenen Concurrenzarbeiten beweist am besten, wie wenig Erfolg man sich versprach.

Ein Gang durch die Ausstellung erregt zunächst das höchste Erstaunen über die Wohlfeilheit der Einrichtungen. Unwillkürlich faßt man bei jedem neuen Complex zuerst nach den Zetteln, um sich zu überzeugen, daß der gediegen aussehende Kleiderschrank wirklich nur achtzig Mark koste und das große Küchenspind gar für dreißig zu haben sei. Kosten sie doch sonst in keineswegs eleganter Ausstattung das Doppelte bis Dreifache. Kritische Gemüther sieht man kopfschüttelnd und offenbar ohne das nöthige Vertrauen von Zimmer zu Zimmer wandeln, während leichtgläubige Frauen mit strahlenden Gesichtern am liebsten gleich Einkäufe machten. Wenn nur nicht die billigen Preise zu einer Ruthe werden für ihre Erfinder!

Zahl und Art der Möbel sind von auffallender Constanz und entsprechen durchaus dem durchgehenden Typus der Einrichtungen bei kleinen Leuten in Berlin. Da ist das Wohnzimmer mit dem kleinen Sopha, dem Pfeilerspiegel, den Stühlen mit Rohrgeflecht. Die Kommode, einst so populär wie sie es verdiente, da sie die unbequeme Gruppe von Lade — Truhe — Koffer ablöste, kommt gar nicht vor, sie ist durch den sogenannten Phantasieschrank ersetzt. Das Aussterben eines weitverbreiteten Möbels gehört sonst zu den seltensten Erscheinungen und läßt auf einen Wechsel in den Lebensgewohnheiten schließen. Jahrtausende hatte die Lade für alle Bedürfnisse ausgereicht. Da kam gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in den höheren Kreisen der moderne Luxus an Leibwäsche auf — seinerseits nicht ohne Zusammenhang mit dem Rückgang der Badegewohnheiten — und der Masse des Besitzes sowie der bequemen Verfügbarkeit genügte die Lade nicht mehr, die man auspacken muß, um an den Boden zu kommen! Und die immer complicirteren Lebensgewohnheiten sträubten sich gegen die Zeitverschwendung mit Aus- und Einpacken. Das Resultat war die Kommode mit ihren Schubkasten, oder Schubladen, wie sie mit Anknüpfung an die verdrängte Vorgängerin genannt werden. Vielleicht erleidet die Kommode, die aus dem graziösen Möbel des Rococo, das ihr die vollendetste Ausbildung verliehen, ein häßlicher plumper Kasten geworden war, nur eine Eklipse und wird, wenn sie von kunstverständiger Hand wieder salonfähig gemacht ist, den „Phantasieschrank" aus dem Felde schlagen. Bequemer ist sie sicherlich nach mehr als einer Richtung.

Das Sopha kann noch immer nicht zu einer typischen Form kommen, wo es zugleich Ehrensitz für die vornehmsten Gäste und Ruhebett sein soll. Erst wenn für jede Function eine besondere Form ausgebildet werden darf, läßt sich ein praktisches und schönes Möbel bilden. In der Ausstellung sind alle Gestalten vertreten, von dem degenerirten Urenkel des Rococosophas mit geschweifter Rückenlehne bis zu dem Ungeheuer der modernen deutschen Renaissance mit seinem Bort für Gläser und Töpfe. In einer kleinen Wohnung, in der ein Sopha alle Leistungen zu verrichten hat, dürfte ohne ein zweckmäßig entwickeltes System von Kissen nicht auszukommen sein — nur keine „Rückenkissen"!

Trübselig war der Anblick der Bezüge und der Gardinen. Es ist, als ob es in Natur und Kunst keine Farbe mehr gäbe, erdfahl, lehmfarben, schmutzgrün starren uns die „Töne" entgegen. Doch das ist ja für den Augenblick unsere allgemeine Misère, und man möchte verzweifeln, wenn dieser Zustand nicht in unverkennbarer Deutlichkeit den Charakter des Ueberganges an der Stirne trüge. Von der gänzlichen Farbenblindheit zur Farbenempfänglichkeit führt der Weg durch eine Dämmerung, in der sich das Auge allmählich an das Licht gewöhnt. — Was in einer so billigen Ausstattung eine Portière aus nichtsnutzigem Stoff zu thun hat, bleibt mir unerfindlich. Nöthig ist sie in unseren Wohnungen nicht oft. Wer sie dennoch anbringen will, kann sich nur durch die Wahl eines schönen, kostbaren Stoffes rechtfertigen, dessen Fall und Farbe dem Auge einen Schmaus bereiten soll. Noch dazu mußte bei den niedrigen Preisen stets mit dem beliebten dreieckigen Tuch gearbeitet werden, der geschmacklosesten Erfindung unserer modernen Tapezierkunst. Wo man zu ihm greift, hört die Möglichkeit auf, das Arrangement zu verstehen, und es geht dem Stoffgehänge verloren, was bei einem Bau die Construction heißt.

Im Schlafzimmer beängstigen die durchweg zu klein bemessenen Betten. Daß auch für den billigen Waschtisch fast überall die Marmorplatte als unumgänglich betrachtet wird, muß im Interesse der Reinlichkeit mit Freuden begrüßt werden. Ein Princip, das für Wohn- und Schlafzimmer ängstlich vermieden wurde, fand in den Schränken der Küche durchgehend Anwendung, die Bemalung. Oft ging man sogar verständiger Weise über die beliebte Holzmaserung weg und versuchte sich an einem lichten Anstrich mit dunklen, meist blauen Linien. Daß wir die Bemalung des Holzes künstlerisch nicht verwerthen, verschließt uns eine reiche Quelle lustiger Decorationen. Das Vorurtheil, das hier zu Grunde liegt, ist ein ganz modernes und wohl wesentlich den modernen Gothikern mit ihrem auf die Spitze getriebenen Dogma des reinen Materials in die Schuhe zu schieben. Die alte Gothik erkannte gar keine derartige Fessel an und bemalte das Holz so oft es ihr gutdünkte, und das gab zeitweise die Regel. Um die Wirkung zu beurtheilen, braucht man sich nur an Wunderwerke zu erinnern wie jener köstliche Schrank im bayrischen Nationalmuseum mit seiner Lisiere aus farbigen Rosetten und Blättern. Doch das Alles ist erst für die Zeit zu erträumen, da wir die moderne Einseitigkeit überwunden haben. Vorläufig müssen wir uns freuen, wenn nur mit dem Contrast verschiedener Holzarten gearbeitet wird, ein Vorgehen, von dem die Ausstellung mehrere bemerkenswerthe Beispiele aufweist. Namentlich für billige Einrichtungen liegt hier ein Mittel mannichfaltiger Abwechselung bereit.

Wir verlassen die Ausstellung mit dem Eindruck, daß in Bezug auf Schmuck und Ornament im Ganzen eher zu viel als zu wenig geboten sei. Die billigen Möbel könnten noch weit einfacher sein, ohne an Schönheit einzubüßen. Gerade die Zeit, die unserm Bedürfniß am besten vorgearbeitet hat, in deren Bann wir trotz der äußeren Anlehnung an andere Stile in Möbel und Geräth noch immer stehen, das soviel gerühmte und vielgeschmähte, in seinem wahren Wesen so selten begriffene Rococo hat uns in seinen besten Erzeugnissen Beispiele höchster Einfachheit bei dem größten Raffinement praktischer und materialgemäßer Erfindung hinterlassen. A. L.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Geschichte meines Lebens v. Alfred Meissner. Erster Band. M. 5 = fl. 3. Soeben erschienen.

Verlag von Wilhelm Koebner in Breslau:
Das philosophische System
Eduard von Hartmann's
von
Dr. **Raphael Koeber.**
Preis 9 Mark.

Novität.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Die Egoisten.
Drama in vier Akten
von
Albert Gaebeler.
7 Bogen. 8. elegant brosch. *M.* 1.50.
Verlag: **J. B. Metzler** in Stuttgart.

Soeben erschienen:
Die Aquarell-Malerei.
Die Technik derselben in ihrer
Anwendung auf die Landschafts-Malerei.
Von Prof. **Max Schmidt.**
Mit einem Farbenkreis.
Fünfte Auflage. Preis 2 Mark.
Leipzig. **Th. Grieben's** Verlag.

Haidekraut.
Ein neues Skizzen- und Bilderbuch
von
Johannes Scherr.
Vornehme Ausstattung [Prochaska's „Salon-Bibliothek"] brosch. M. 4.50, geb. M. 5.—.
Neu! [Im Buchhandel!

½ Stunde von Frankfurt a. Main. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. Main.
Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder.**
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten.
Inhalationen für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Bäder-Almanach 1884.
Mittheilungen der Bäder, Luftkurorte und Heilanstalten
für **Aerzte** und **Heilbedürftige.**
II. Ausgabe 1884.
Mit einer Einleitung über die Benutzung und Wahl der Kurorte von Sanitätsrath **Dr. Georg Thilenius** in Soden a. Taunus.
Preis 3 Mark, mit eleganter Decke 4 Mark.
Verlag von RUDOLF MOSSE, Berlin und Frankfurt a. M.

In allen Buchhandlungen vorräthig:
Heines Memoiren
jetzt complet erschienen. Preis 4 Mark.

Aufruf
zur
Errichtung eines National-Denkmals
für die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm
in ihrer Vaterstadt Hanau am Main.

Am 4. Januar 1885 und am 24. Februar 1886 werden hundert Jahre verflossen sein, seit **Jacob** und **Wilhelm Grimm** in **Hanau** das Licht der Welt erblickten. Die Bürger Hanaus, stolz darauf, daß zwei der berühmtesten Gelehrten und besten Söhne unserer Nation in den Mauern ihrer Stadt geboren sind, haben mit opferbereiter Begeisterung den durch das Herannahen dieser Tage angeregten Gedanken aufgenommen, dem edlen Brüderpaare in seiner Vaterstadt ein seiner würdiges Denkmal aus Erz zu errichten. Aber nicht nur die Vaterstadt, nicht nur das hessische Heimatland sind zur Ausführung des Werkes berufen: die ganze Nation hat das Recht, wie die Pflicht, das Andenken der unvergeßlichen Männer dankend zu ehren.

Die Brüder **Grimm** haben die deutsche Alterthums-Wissenschaft begründet und die Schätze der Vergangenheit für das Leben der Gegenwart zurückgewonnen. An „Grimm's-Märchen" erbauen sich Tausende von deutschen Kinderherzen. In unsere Sprache sind die beiden Forscher tiefer eingedrungen als irgend Jemand und haben aus ihrem unergründlichen Schachte Schätze zu Tage gefördert, deren Reichthum unser Volk staunend in dem unvergleichlichen Werke erkennt, das ihren Namen trägt und allein genügen würde, ihnen die Unsterblichkeit zu sichern. Sie haben das Vaterland mit der reinsten Hingebung geliebt und durch ihr mannhaftes Eintreten für ihre Ueberzeugung die vaterländische Gesinnung in weiten Kreisen geweckt und befestigt.

An alle Deutschen im Reiche und außerhalb desselben bis zu den fernsten Gestaden der neuen Welt ergeht daher der Ruf, Herz und Hand zu öffnen, da es gilt, die Männer zu ehren, welche unserem Volke erst ein klares Bewußtsein vom Werthe seiner Muttersprache, dieser unversiegbaren Quelle seiner Volkskraft und sichersten Grundlage seiner nationalen Zusammengehörigkeit, gegeben haben.

Geldsendungen bitten wir an einen der Schatzmeister des Comités, Herrn **Ludwig Limbert** oder Herrn **Ph. Heinrich Zeuner,** briefliche Mittheilungen und Anfragen an **Justizrath Osius** oder Dr. **Georg Wolff** zu richten.

Hanau a. M., am 23. April 1884.

Das Local-Comité.
Für dasselbe:
Lang, Landg.-Präsident. Freih. v. Broich, Landrath. Rauch, Oberbürgermeister.
Osius, Justizrath. Kehl, Fabrikant. Dr. Wolff, Gymn.-Oberlehrer.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Greßner & Schramm in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 7. Juni 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur angeblichen römischen Frage. Von Capitolinus. — Ueber die Vererbung geistiger Anlagen. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Sängerloos Von Emanuel Geibel. — Berthold Auerbachs Briefwechsel. Von Gustav Karpeles. — Sind die Trojaner germanischer Abkunft? Von Karl Blind. — Don Juan-Studien. Von Wilhelm Bolin. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Hüttenbesitzer. Schauspiel in vier Acten von Georges Ohnet. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Zur angeblichen römischen Frage.

Die sogenannte „römische Frage" spukt schon wieder einmal in den Spalten der conservativen und klerikalen Presse fast aller Länder umher. In denjenigen politischen Kreisen außerhalb Italiens, in denen man für das neue Italien die allerwenigsten Sympathien hegt, ist man plötzlich weich geworden und zeigt sich väterlich besorgt um das Schicksal des jungen Staates und der verjüngten Dynastie, weil sich beide nicht beeilen, die angeblich unhaltbare Situation zwischen Papst und König in Rom auf friedliche Weise zu lösen. Diese nicht erbetene Freundschaft und ihre guten Rathschläge sind aber für Italien um so mehr verdächtig, als man auf der Halbinsel recht gut weiß, daß die Interessen, welche beispielsweise die deutsche und italienische Regierung gegenwärtig miteinander verbinden, durchaus nicht auf denselben Anschauungen und Gefühlen beruhen, welche die zwischen den beiden Völkern herrschende lebhafte Sympathie erzeugt haben. Das Band, welches die beiden Regierungen umfaßt, ist das Ergebniß einer kalten Berechnung der Kraftverhältnisse auf dem großen Schachbrette der europäischen Diplomatie, die schon morgen bereit sein dürfte das Band zu zerreißen, wenn die engagirte Partie die Opferung selbst der werthvollsten Figur erheischen sollte. Sogar die persönliche Freundschaft zwischen den beiden Herrscherfamilien fällt dabei nicht in das Gewicht. Man würde sich daher auch einer argen Täuschung hingeben, wenn man bei den leitenden Staatsmännern Deutschlands die geringste Zuneigung für Italiens liberale Institutionen voraussetzte. So lange dieselben den Zielen der gegenwärtigen Freundschaft nicht schaden, kümmert man sich öffentlich nicht um dieselben und macht gute Miene zum bösen Spiele. Geben sie aber Anlaß zu einer Störung der Pläne, welche sich die deutsche Diplomatie vorzeichnet, so greift man sofort ein, wie es seiner Zeit gelegentlich der irredentistischen Bewegung geschah.

Anders liegt es mit den Sympathien des deutschen Volkes für das italienische und umgekehrt. An ihnen hat die conservative Klasse Deutschlands keinen oder doch nur einen ganz verschwindend winzigen Antheil. Die Klerikalen stehen jeder Zuneigung fremd und feindlich gegenüber. Das gemeinsame Gefühl, welches in Deutschland wie in Italien alle liberalen Parteien zu der Ueberzeugung gebracht hat, daß freiheitliche Institutionen der beste Kitt sind für die Befestigung der nationalen Freiheit, allein ist es, welches eine lebhafte Sympathie zwischen den beiden Nationen in ihrer größten Mehrheit hervorgerufen hat. Daß die politische Situation Europas Italien einen Platz anwies, der es einer so stark conservativen Regierung, wie der Deutschlands, sogar trotz seines revolutionären Ursprungs und seiner innern Freiheit als Bundesgenossen erwünscht macht, ist nur ein glücklicher Zufall.

Ist man sich über diese Sachlage klar, so wird man auch die Züge auf dem europäischen Schachbrette allmählich verstehen lernen, welche man mit dem Papstthum bald in der Presse, bald in der Diplomatie bezüglich Italiens zu machen beliebt. Je nachdem es die Umstände erfordern, wird bald diese bald jene Macht das Papstthum gegen Italien auszuspielen versuchen. Preußen hat seine diplomatischen Beziehungen nicht allein wieder aufgenommen, um den Kirchenstreit in Deutschland beizulegen, sondern auch um sich eine Waffe gegen Italien zu verschaffen, welche man schon verschiedene Male gezeigt hat, um dem jungen freisinnigen Staat begreiflich zu machen, wie er sich gewissen Wünschen anzuschmiegen hat. Nicht umsonst hat das Papstthum während der letzten Jahre in der vatikanischen Presse stets das Bündniß der Fürsten mit dem Papste gepredigt, um dem Liberalismus und Socialismus, welche der h. Vater gern in einen Topf wirft, gemeinsam den Garaus zu machen. Diese Bemühungen sind nicht ohne Erfolg geblieben. Die Wiedererrichtung der preußischen Gesandtschaft beim Vatikan; die gemeinsame Feindseligkeit der deutschen Regierung und des Vatikans gegen alles Liberale; die bekannten Preßmanöver der „Post", welche vor einigen Jahren ganz unerwartet die Frage der weltlichen Herrschaft des Papstes zu nicht geringer Verwunderung des italienischen Bundesgenossen in ähnlicher Weise wieder auf das Tapet brachte, wie es unlängst von Neuem die „Grenzboten" thaten; die allerdings nicht von dem gewünschten Erfolg gekrönte Reise des deutschen Kronprinzen in den Vatikan, der die geschmeidige Geschicklichkeit der italienischen Diplomatie einen ihr sehr günstigen Anstrich zu geben verstand; das von Wien aus zuerst in die Welt geschleuderte Gerücht von der wegen der Propogandaangelegenheit geplanten Abreise des Papstes von Rom — das Alles sind Anzeichen dafür, daß die stets wachsende conservative Strömung in den Regierungskreisen jenseits der Alpen auf die angebotene Bundesgenossenschaft des Papstthums hinsteuert, ohne allerdings bis jetzt zu erklären, ob der Augenblick eintreten kann, in welchem die Freundschaft für den Vatikan und deren eventuelle Nützlichkeit nicht jene für Italien aufwiegt, falls letzteres sich weigern sollte, in das Fahrwasser der Reaction einzulenken. Wie groß aber der Werth ist, den conservative Regierungen auf die Intimität mit der Curie legen, beweist der Umstand, daß sie freiwillig die Augen schließen, um die eigenen Mißerfolge ihrer Diplomatie beim Vatikan nicht zu sehen. Man muß sich große Dinge von der Freundschaft des Vatikans versprechen, wenn man ruhig und geduldig die Wege des Labyrinths mitwandelt, auf

Digitized by Google

welche die Curie jede Frage mit großer Gewandtheit zu schleppen versteht, während sie offenbar jeden Tag mehr zu dem Bewußtsein kommt, daß nichts wirksamer zur Hebung ihres wankenden Ansehens beigetragen hat und noch beiträgt, als die Sprödigkeit, mit welcher die päpstliche Staatskanzlei das Entgegenkommen des Fürsten Bismarck erwidert. Selbst die gefällige Wiedererweckung der römischen Frage in der „Post" und in den „Grenzboten" hat den Vatikan noch nicht veranlaßt, von dem bisherigen Wege abzuweichen. Man wird inzwischen in den Mauern der geistlichen Zwingburg täglich selbstbewußter; je mehr man um Zugeständnisse beim Papst wirbt, je zäher wird man; das jahrelang von Leo XIII. den Conservativen und den Fürsten aller Nationen durch die päpstliche Presse gratis angetragene Bündniß gegen den Liberalismus will man jetzt im Vatikan theuer verkaufen auf dem Gebiete kirchlicher Zugeständnisse im Innern der verschiedenen Länder. Die Wiederherstellung der weltlichen Macht, die von den „Grenzboten" geträumte, allerdings bescheidenere freiwillige Verlegung der Residenz von Rom nach Florenz oder nach Neapel, betrachtet man, trotzdem man öffentlich natürlich das Gegentheil versichert, im Vatikan doch nur noch als eine Fata Morgana. Im Vatikan ist man davon gerade so fest überzeugt, wie im Quirinal, daß davon, so lange ein einiges Italien existirt, nicht die Rede sein kann. Nicht minder gewiß ist man an beiden Orten, daß der Papst Rom nicht verlassen wird. Eben gerade weil eine gesunde Politik nicht auf Empfindlichkeit beruht, sondern auf Interessen, liegt dieses Ereigniß gegenwärtig außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit. Der Papst kann und wird Rom nur verlassen, wenn er dadurch wirkliche Vortheile und größere Freiheit für sich und die Kirche erringen kann, oder falls ihm die Abreise von Rom eine Bürgschaft bietet, daß er dahin über kurz oder lang unter besseren Bedingungen, vielleicht sogar als weltlicher Herrscher zurückkehrt.

Diese zweite Hypothese wagt selbst keine conservative Regierung Europas mehr aufzustellen. Niemand hat 1870 oder später auch nur einen Finger gerührt, um den Papst wieder auf den weltlichen Thron zu heben. Die Einziehung der Kirchengüter ist nach der von keiner Macht Europas bestrittenen Besitznahme Roms durch Italien ruhig vor sich gegangen; die Abschaffung der Mönchsorden hat keinen Kreuzzug gegen Italien heraufbeschworen; weder der letzte noch der jetzige Papst haben es ernst gemeint mit dem über das Haus Savoyen verhängten Kirchenbanne; ohne Widerruf zu leisten erhielt Victor Emanuel die letzte Oelung und ein christliches Begräbniß im Pantheon; erst vor wenigen Wochen gestattete der Papst einem Cardinal einen neugeborenen italienischen Prinzen, den Sohn des Herzogs von Genua, eigenhändig in Gegenwart des im Bann liegenden Königs zu taufen; das Conclave selbst verschmähte es s. Z. seinen Sitz nach dem Auslande zu verlegen, indem es ungestört die Wahl Leo XIII. im Vatikan vollzog; auch der bedenkliche Augenblick, in welchem die Kurzsichtigkeit und momentane Schwäche der italienischen Regierung die bedauerliche Leichenschändung an Pius IX. in der Nacht am 13. Juli 1881 möglich machte, ging seiten des Papstes Leo unbenützt vorüber; er zog es damals wie früher bei seiner Erwählung vor, Rom nicht zu verlassen. Und wie alle die obenerwähnten kritischen Momente, in denen der Vatikan gewaltig in das Sturmrohr blies, folgenlos vorübergingen, so wird es auch bezüglich der Propaganda wiederum der Fall sein. Die Noten des Cardinals Jacobini werden in den diplomatischen Archiven der europäischen Regierungen einfach verstäuben; sie können vom Glücke sagen, wenn es in Folge des großen Lärms Niemandem einfällt, Nachforschungen über die Herkunft der großen Güter des berühmten Institutes, deren Convertirung so viel Gezeter hervorrief, anzustellen; gewisse vor den italienischen Gerichten gegenwärtig anhängige Erbschaftsprocesse, welche unter den päpstlichen Regierungen gewaltsam verhindert wurden, legen Zeugniß dafür ab, welch weites Gewissen das fromme Institut hatte, wenn es sich darum handelte, Testamente, sogar berühmter Cardinäle, in denen es sich um ebenso viel Millionen handelt, als die Propaganda überhaupt zu besitzen behauptet, geheim zu halten oder zu verstümmeln zu eignen Gunsten, indem man ganze Familien, welche erbberechtigt waren, ins Elend stieß.

Der Papst wird, wir wiederholen es, Rom nicht verlassen, und zwar nicht allein, weil er wohl weiß, daß ihn heutzutage keine Macht nach Italien zurückführen will noch kann, sondern weil er längst eingesehen hat, daß es ihm und der Curie sowie der Kirche überall schlechter gehen würde, als unter den jetzigen Verhältnissen in Rom. Die Vergangenheit kommt nicht zurück, die Hoffnung auf die Wiederherstellung der weltlichen Macht ist unwiederbringlich verloren; es kommt also in Italien bezüglich des Papstthums nur noch die Frage über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in Betracht. Wohin der Papst seine Schritte auch wenden möge, nirgends wird er das Maß der Freiheit finden, welches er in Rom genießt. Im Vergleich zu seiner früheren Machtstellung in Rom mag er das selbst mit Recht bestreiten, aber da sich die Geschichte nicht rückgängig machen läßt, so muß auch er heute seine Betrachtungen von einem anderen Gesichtspunkte, d. h. von jenem der vollendeten Thatsachen aus anstellen. Diese Betrachtungen aber werden den Papst davon überzeugen, daß kein conservativer Staat der Welt, schon seiner eignen Natur wegen, in der Lage ist, ihm die Freiheit zu bieten, welche ihm ein liberaler Staat unbedenklich gewähren kann. Benutzt er aber die ihm gewährte Freiheit nicht, so beweist das keineswegs, daß dieselbe in Italien und speciell in Rom nicht vorhanden ist. Die Freiheit, welche der Vatikan so sehr verabscheut, kommt ihm wider Willen in Rom selbst zu Gute. Nirgend anderswo würde er dieselben finden; am allerwenigsten in einem conservativen Staate. Gesetzt auch man würde den Papst in einem anderen Lande aus Höflichkeit wie einen fremden Souverain behandeln, so erscheint es doch sehr zweifelhaft, ob irgend eine Regierung geneigt wäre, den Cardinälen gesetzlich die Immunitäten zuzugestehen, welche sie hier genießen auf Grund des viel geschmähten Garantiegesetzes. Oder ist es vielleicht eine ausgemachte Sache, daß man in dem neuen Asyl, falls der Papst ein solches suchen und finden sollte, die Erziehung der Geistlichkeit so massenweise, ohne Unterschied der Nation, frei und unbeschränkt vornehmen kann wie in Rom, während das italienische Volk und seine Regierung recht wohl wissen, daß jeder Seminarist, welchem Volke er auch angehöre, in der römischen Schule zu einem Feinde Italiens erzogen wird? Nirgends würde das Papstthum eine so unbeschränkte Kanzelredefreiheit und eine so freie geistliche Amtsausübung finden, als wie in Italien. In der Klösteraufhebung und Einziehung der Kirchengüter u. s. w. sind Italien aber weit conservativere Staaten um viele Jahre verausgeeilt. Es wäre eine sonderbare Verblendung, wenn man im Vatikan nicht begriffen hätte, daß eine Auswanderung aus Rom einem Selbstmorde gleichkommen würde. Und in der That hat man es auch eingesehen. Aber man darf es und kann es nicht eingestehen. Man weiß sehr gut im Vatikan, daß die gegenwärtige Situation durchaus nicht unhaltbar ist. Man lasse dieselbe sich nur ruhig weiter entwickeln, ohne durch neue Verträge und Abmachungen einzugreifen, die ja doch immer leicht gebrochen werden können. Die Natur der Dinge ist stärker als jedes menschliche Gesetz. Sie wird Alles allmählich zwischen dem Papstthum und Italien ganz von selbst ausgleichen. Die Nothwendigkeiten des Augenblicks, gegen welche es ebenso wenig auf italienischer als auf vatikanischer Seite eine Berufung gibt, weil sie meistens sofort gelöst werden müssen, schaffen langsam aber mit sicherem Schritte einen modus vivendi, den man vergeblich durch diplomatische Untersuchungen herzustellen versuchen würde. Derselbe wird die Curie immer mehr auf ihre geistliche Mission zurückdrängen, wofür jeder aufrichtige gläubige Katholik den neuen Verhältnissen in Rom nur Dank wissen sollte. Die religiöse Freiheit ist in Italien für den Papst ebenso wenig beschränkt wie für den letzten Bürger; des Papstes Schuld allein ist es, wenn er sein geistliches Amt in Rom nicht öffentlich ausüben will, wie vor 1870. Die Pflicht der Selbsterhaltung würde Italien hinreichend zwingen, für seine volle Sicherheit zu sorgen. Wer stört heute den Papst im Vatikan? Niemand, obgleich er die Garantiegesetze, welche Italien beobachtet, nie an-

Digitized by Google

erkannt hat! So oft es Pius IX. wie Leo XIII. beliebte, viele Tausende von Pilgern auf einmal zu empfangen, haben beide Päpste die Peterskirche schließen lassen und sind in dieselbe hinabgestiegen. Zu Tausenden wurden Eintrittskarten durch die Pfarrer Roms bei solchen Gelegenheiten auch an Italiener vertheilt; wie leicht hätten sich nicht anders, nicht päpstlich Gesinnte, derselben bemächtigen und im Innern des ungeheuren Tempels gefährliche Scenen ins Leben rufen können! Nichts von alle dem aber ist je geschehen, so oft Leo XIII. auch in der Fülle seines priesterlichen Glanzes in der Basilika erschien. Wer hat ein Wort der Irreverenz gegen ihn geschleudert, als er am Tage seiner Erwählung auf dem innern Balcon der Peterskirche Hunderttausenden von Römern und Fremden öffentlich den Segen ertheilte? Hätte Leo XIII. an jenem Tage den Muth gehabt, auf den äußeren statt auf den inneren Balcon zu treten, so hätte er mit einem Schlage den thörichten Gefängnißbann gebrochen, den der schlechtberathene Pius IX. auch auf seinen Nachfolger vererbte. Man muß Augenzeuge jenes denkwürdigen Tages gewesen sein, um es zu begreifen, wie unendlich leicht es damals dem neuen Papste gewesen wäre, die Schranken einzureißen, welche ihn nicht mehr als weltlichen Fürsten, sondern auch als Haupt der Kirche von Italien und von Rom trennten. Die Hunderttausende, welche den Petersplatz an jenem Nachmittage füllten, dachten nicht mehr, weder im freundlichen noch im feindlichen Sinne, an den weltlichen Herrscher, sondern lediglich an den neuen Statthalter Christi, den sie gerade so wohlwollend auf dem historischen Platze begrüßt hätten, wie sie es im Innern der Kirche, welche für Jedermann geöffnet war, thaten. Kann man einen bessern Beweis für diese Voraussetzung liefern, als durch die Thatsache, daß in jenem Augenblicke fast alle Cardinäle, welche noch die Conclavezimmer bewohnten, in den Fenstern des Vatikans lagen und unbeleidigt dem selten gewordenen Schauspiele so großer Volksmengen auf dem Petersplatze ruhig zuschauten?

Den Ultramontanen aller Länder, denen es übrigens schwer werden dürfte, obige Thatsache abzuleugnen, mag die gegenwärtige Situation zwischen Vatikan und Quirinal unhaltbar erscheinen. Den Italienern, welche am meisten dabei interessirt sind und dem Papste am nächsten wohnen, liegt eine solche Anschauung vollkommen fern. Sie zucken die Achseln und lächeln über die Schwerfälligkeit, mit der conservative und andere fremde Regierungen dem Vatikan diplomatisch in Dingen häufig vergeblich beizukommen suchen, die man in Italien nach den einfachen Regeln des gewöhnlichen Hausrechts ordnet, ohne sich um die Meinung der Curie im Geringsten zu kümmern. Der Culturkampf ist für Italien ein geschlossenes byzantinisches Buch, in welchem nicht einmal die klerikalen Italiener, geschweige denn die liberalen zu lesen verstehen. Man hat es beispielsweise nicht einmal für nöthig gehalten, Strafbestimmungen zu schaffen für die Priester, welche die Bevölkerung lange Zeit dazu verführten, nur kirchliche Ehen, statt standesamtliche zu schließen. Die civilrechtlichen Folgen dieser vom Staate nicht anerkannten Bündnisse haben aber das Volk und die Priester rasch von diesem für die Betreffenden verhängnißvollen Verfahren geheilt. Statt gegen den Staat wandte sich der Zorn gegen die Priester, als die Urheber des aus solchen Ehen entstandenen Unheils; dieselben werden deshalb auch täglich seltener auch ohne Culturkampf. Die Neffen des Papstes haben sich erst kürzlich den Vorschriften des Standesamtes gefügt, wie jeder andere Italiener auch.

Dieses Beispiel bezüglich der Eheschließung findet hinsichtlich der angeblich unhaltbaren Situation in Rom tausendfache Analogien in allen übrigen Beziehungen zwischen Kirche und Staat. Nirgends sind daher, so paradox es klingen mag, die wirklichen Reibungen zwischen diesen beiden großen socialen Institutionen so gering, wie in Rom. Man vermeidet gegenseitig so viel wie möglich jede kleinliche Chicane. Man läßt der päpstlichen Presse die unbeschränkteste Freiheit, man läßt die Priester aller Nationen in Rom predigen wie es ihnen beliebt, nie fällt es dem Staat ein, sich um das Messelesen zu kümmern. Für öffentliche Processionen bedarf es allerdings einer Erlaubniß seiten der Präfectur, gerade wie für alle Aufzüge, welche sich durch öffentliche Straßen und Plätze bewegen. Aber diese Erlaubniß wird fast nie verweigert. Wenn man aber trotzdem in Rom keine Processionen mehr sieht, so liegt das nur daran, daß die Kirche aus Trotz darauf verzichtet, solche zu veranstalten. Wir sagen aus Trotz, weil sie schon wenige Meilen vor den Thoren der ewigen Stadt anders denkt, und die Cardinäle, welche Suburbicarbischöfe werden, feierlich in großen Processionen in ihre Bisthümer einziehen läßt, wie es noch vor wenigen Wochen z. B. in Frascati der Fall war, als der englische Cardinal Howard von seinem neuen Stuhle Besitz nahm. Warum soll aber in Rom unmöglich sein, was in allen Städten Latiums fortwährend geschieht? Im Belieben der Kirche steht es daher einzig und allein, alle die alten Kirchenfeste wieder herzustellen. Wenn der Papst das aber nicht thut, so verleiten ihn dazu offenbar andere Gründe, als die unberechtigte Rüge über eine Behinderung seitens der italienischen Regierung, welche der Ausübung seines geistlichen Amtes keine Hindernisse in den Weg legt. Es ist daher außerordentlich sonderbar, daß man fortwährend das Thema von der Abreise des Papstes, von der Unmöglichkeit der gleichzeitigen Residenz des Königs und des Papstes in Rom von Neuem aufnimmt. Noch überraschender aber ist es, daß dies seitens der Organe einer protestantischen mit Italien befreundeten Regierung geschieht, welche sich vergebens abmüht, von dem Papste Zugeständnisse zu erreichen, welche sie durch einfaches Zusammengehen mit den liberalen Parteien auf dem Wege innerer Gesetzgebung im eignen Lande leicht zu erzielen vermöchte. Man rechne doch nur mit den vorhandenen Thatsachen. Der König Humbert und der Papst Leo XIII. leben doch thatsächlich schon lange friedlich nebeneinander in der ewigen Stadt, alle die Schwierigkeiten, welche zwischen Vatikan und Quirinal dieses Nebeneinanderleben nach der Behauptung der Klerikalen und Conservativen unerträglich machen sollen, sind in Rom vollständig unbekannt. Dieselben würden für den König von Italien erst entstehen an dem Tage, an welchem er den thörichten Rath der „Grenzboten" befolgen würde, seine Residenz nach Florenz zurückzuverlegen. In dem Munde eines radicalen Blattes würde ein solcher Rath logisch sein, in jenem eines conservativen ist derselbe unbegreiflich. Die Uebersiedelung der Residenz nach Florenz bedeutet nämlich nichts Anderes, als den Untergang der italienischen Monarchie. Deshalb ist auch derjenige in dem größten Irrthum befangen, welcher in einer solchen Uebersiedelung ein nationales Interesse Italiens erblickt, welches wegen einer unpolitischen Empfindlichkeit nicht geopfert werden dürfe. Diese sogenannte Empfindlichkeit bezüglich Roms als Hauptstadt Italiens mag den Klerikalen und Conservativen als eine solche erscheinen, im Herzen eines jeden Italieners ist dieselbe gleichbedeutend mit dem größten Ideal der Vaterlandsliebe, welches heute jede Frage über die Regierungsform in den Schatten stellt. Opfert die Monarchie Rom als Hauptstadt Italiens, so ist ihr Sturz besiegelt. Deshalb wird dieselbe auch trotz aller Rathschläge dem Worte Victor Emanuels treu bleiben: In Rom sind wir und in Rom bleiben wir. Ein Gleiches kann und wird auch Leo XIII. sagen und thun. Denn auf größere Freiheit für sich und die Kirche dürfte er anderwärts für immer vergebens hoffen. Leo XIII. ist ein viel zu welterfahrener und gescheidter Mann, um das nicht leicht begriffen zu haben.

Rom, Mitte Mai. Capitolinus.

Ueber die Vererbung geistiger Anlagen.

Von Otto Zacharias.

Wenn man das menschliche Leben in seiner Breite betrachtet, so drängt sich einem oft genug die Wahrnehmung auf, daß geistige und moralische Vorzüge selten in ungeschwächtem Maße von den Eltern auf die Kinder übergehen.

Digitized by Google

Es ist nur mit Einschränkung wahr, wenn Horaz im „Lob des Drusus“ singt:

Von Helden stammen Helden und Biedere;
Es lebt im jungen Farren, es lebt im Roß
Der Väter Kraft; kein wilder Adler
Zeugete friedlich gesinnte Tauben.

Im Gegentheil bietet sich dem Beobachter vielfach das betrübende Schauspiel dar, daß Männer von hervorragendem Genie ihren ruhmvollen Namen meistentheils auf recht unbedeutende Menschenkinder vererben. Wie oft ist in solchen Fällen die kurze, aber bei aller Kürze vollkommen verständliche Charakteristik am Platze, die sich in den Worten ausspricht: „Er ist der kleine Sohn seines großen Vaters!“

So verhält sich's wirklich in einer großen Anzahl von Fällen, und gerade diese sind es, welche zu der Frage anregen und berechtigen: worin denn eigentlich die Logik im Vererbungsprocesse liege, wenn sich Edles und Vortreffliches nicht ausnahmslos von den Eltern auf die Kinder fortpflanze.

Um hierüber einigermaßen ins Klare zu kommen ist es nöthig, daß wir uns erst darüber orientiren, was wir unter einer geistigen Anlage, einem „Talent“ (wie es im gewöhnlichen Leben heißt) zu verstehen haben.

Die Phrenologie macht es sich ziemlich leicht, um zu erklären, warum der eine Mensch in dieser, der andere in jener Beziehung seinem Mitbruder „über“ sei. Diese Pseudowissenschaft geht von der Annahme aus, daß für jedes Talent eine wohlumschriebene Gehirnprovinz existire, deren Fasercomplex in Function trete, wenn der Wille seinen Anstoß dazu gibt. Nach Ansicht der Jünger Galls und Scheves ist bekanntlich beim Menschen ein besonderer Zahlensinn, ein Organ für Formen- und Farbenunterscheidung, ein Zeit- und Ortssinn u. s. w. vorhanden, und je nach der Höhe und Ausbildung dieser Special-Sinne und -Organe hat der betreffende Mensch ausgesprochene Anlage zum Mathematiker, Modelleur, Maler u. dergl.

Diese Ansicht ist sehr populär geworden, weil sie — im eigentlichsten Sinne des Wortes — eine handgreifliche Demonstration zuläßt: vorausgesetzt natürlich, daß man die phrenologischen Prämissen acceptirt. Geschieht das, so kann man hervorragende Verstandes- und Gemüthseigenschaften als wirklich tastbare „Hervorragungen“ in Form von Höckern und Beulen am Schädel diagnosticiren. Nach denselben Prämissen, d. h. unter Annahme besonderer Organe für dieses oder jenes Talent, ließe sich auch begreifen, wie eine Anlage im individuellen Leben durch Uebung gesteigert und in erhöhtem Grade auf die Nachkommenschaft vererbt werden könnte. Durch mnemotechnische Kunstmittel ließe sich z. B. das Gedächtniß dann in ganz derselben Weise kräftigen, wie die Armmusculatur durch Turnen, oder die Lunge durch Singen und Bergsteigen. Aber ein Talent ist nicht auf den Besitz eines besonders stark ausgebildeten Hirntheils zurückzuführen. Wissenschaftlich steht lediglich fest, daß die Hirnhemisphären Kräfte zu entwickeln vermögen, die wesentlich zur Hervorbringung der Erscheinungen dienen, die wir Verstand und Willen nennen; aber es fehlt an jedem ausreichenden Beweis dafür, daß die Manifestation einer besonderen Seite der geistigen Befähigung auch jedesmal einer besonderen Stelle der Hirnhemisphären zuertheilt wäre.

Die besonderen Fähigkeiten und Talente beruhen vielmehr auf dem Zusammenspiel mehrerer geistiger Anlagen, und dieses wird wiederum erst ermöglicht durch eine erhöhte Leitungskraft gewisser Nervenbahnen.

Vergegenwärtigen wir uns die Sachlage an dem Beispiele des Redner-Talentes, an der beneidenswerthen Fähigkeit, jeden aufsteigenden Gedanken sofort und unverzüglich in das entsprechende Wortgewand zu hüllen. Dieses Talent beruht auf dem Zusammenwirken einer sehr großen Anzahl von einzelnen Momenten.

Klarer und zusammenhängender Gedankengang ist das erste Erforderniß bei einem Redner. Es muß demnach eine sehr wegsame Verbindung zwischen den einzelnen Erinnerungsbildern bestehen, so daß immer zur rechten Zeit das erforderliche Material, die Rede weiter auszuspinnen, vorhanden ist. Aber das ist nur eins von den vielerlei Erfordernissen, denen durch die Person des Redners entsprochen werden muß. Da ist ferner eine äußerst prompte Innervation und eine sehr schnelle Bewegbarkeit der Muskeln der Lippen, der Zunge und des Kehlkopfs von Nöthen; auch die Athmung muß in einem etwas rascheren Tempo unterhalten werden. Hierzu kommt noch die Ausführung gewisser Gesten und Geberden, etwas Aufmerksamkeit auf die eigene Körperhaltung und auf die Stimmung des Zuhörerkreises, den man vor sich hat. Alles das kostet Nervenkraft und macht außerdem noch eine erhöhte Functionsfähigkeit aller der Leitungswege nothwendig, auf denen diese Kraft zu den verschiedenen körperlichen Apparaten, die in Action treten müssen, hingelangt.

Aehnlich verhält es sich auch mit anderen Talenten. Zum Naturforscher gehört nicht blos ein gutes Auge und eine sichere Hand, um andauernd ins Mikroskop schauen und das Wahrgenommene nachzeichnen zu können. Es ist zum Forschen auch eine gute Dosis Phantasie nöthig, um sich mit Hülfe derselben Dinge vors geistige Auge zu stellen, die mit dem leiblichen nicht mehr wahrzunehmen sind. Vor Allem aber muß im Herzen des echten Forschers eine leidenschaftliche Wahrheitsliebe vorhanden sein, wenn er kein Sudler in seinem Fache, sondern ein Mann sein soll, der die Wissenschaft mit wirklich neuen Entdeckungen zu bereichern im Stande ist. Besäße ein Mensch aber auch diese Wahrheitsliebe und verstände nicht, seiner Phantasie im entscheidenden Momente den Zügel anzulegen, so möchte er zu vielen Geschäften in der Welt noch ganz wohl tauglich sein, aber zum Naturforscher wäre er völlig verdorben.

Ich führe diese beiden Beispiele nur zum Beweise dafür an, daß jedes Talent auf dem complicirten Ineinandergreifen einer ganzen Anzahl von geistigen (und zum Theil auch körperlichen) Fähigkeiten beruht, und durchaus nicht etwas Einfaches ist, das man sich ohne Weiteres von einer Generation auf die andere übertragen denken könnte.

Zu dieser Ansicht bekennt sich auch ein feinsinniger und philosophisch denkender Naturforscher, Prof. August Weismann, in einer zu Ende des vorigen Jahres erschienenen Schrift über Vererbung.*) Auf S. 45 derselben heißt es: „Mir scheint das Talent auf glücklicher Combination ererbter, einseitig gesteigerter, aber im Allgemeinen schon hoher geistiger Anlagen zu beruhen.“

Auch Prof. Weismann ist also der Ansicht, daß das specifische Talent erst durch eine „Combination und Steigerung ererbter Anlagen“ entsteht, nicht aber als solches von einer Generation auf die andere übertragen werden kann.

Der Vater des großen Componisten Händel war Wundarzt und es ist nichts darüber bekannt, daß er eine prononcirte Begabung für Musik besessen hätte. Ebenso wenig war der berühmte Mathematiker Gauß der Sohn eines Rechenmeisters. Der Vater des bekannten Darwinianers Ernst Häckel war Verwaltungsbeamter in hoher Stellung, und es verlautet nichts davon, daß er sich mit botanischen oder zoologischen Studien befaßt hätte. Dennoch gibt Häckel in der Vorrede zu seiner „Generellen Morphologie“**) folgender Ueberzeugung Ausdruck: „Wenn mein Werk, wie ich zu hoffen wage, zur weiteren Entwicklung der Wissenschaft (Zoologie) beitragen sollte, so bin ich weit entfernt, mir dies als mein freies Verdienst anzurechnen. Denn die persönlichen Eigenschaften, welche mir die große und schwierige Aufgabe zu erfassen und durchzuführen erlaubten, habe ich zum größten Theil durch Vererbung von meinen trefflichen Eltern erhalten.“

Das was vererbbar ist, kann nach allen diesen Beispielen nur eine gewisse geistige Energie sein, eine erhöhtere Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und ein prompteres Zusammenspiel der einzelnen geistigen Fähigkeiten. Letzteres kann natürlich erst bemerkbar werden, wenn Erziehung und Bildung das Material

*) Jena 1883, Gustav Fischer.

**) Berlin 1866. I. Band. S. XI.

Digitized by Google

zur Bethätigung herbeigeschafft haben. Aber die Disposition dazu ist sicherlich angeboren, und dieser Umstand läßt es als unabweislich erscheinen, auch in den Eltern eines großen Mannes, selbst wenn diese ganz unberühmt geblieben sind, eine schlummernde Tendenz zur Manifestation menschlicher Größe vorauszusetzen. Aus nichts kann nichts kommen — das ist ja selbstverständlich!

Zur Stützung der Ansicht, daß Talente in der That nur bestimmte Combinationen hochentwickelter Geistesanlagen sind, die sich minder entwickelt in jedwedem Gehirn vorfinden, kann angeführt werden: daß sehr häufig mehrere Talente in einer und derselben Person auftreten. Viele Maler sind zu gleicher Zeit vorzügliche Musiker gewesen, und sehr häufig kommt es vor — worauf Weismann mit Recht hinweist — daß man geringere Grade beider Talente in einem Menschen vereinigt sieht. Andererseits begegnen wir in der Familie Feuerbach einem bedeutenden Juristen, einem berühmten Philosophen und einem namhaften Maler; in der Familie Mendelssohn einem Philosophen und einem Musiker. Einen Beweis dafür, daß die äußeren Verhältnisse eine entscheidende Rolle dabei spielen, in welcher Weise vorhandene große Anlagen zu Tage treten, gibt uns die Culturgeschichte. Als Deutschland an politischer Zerrissenheit krankte, schossen die dichterischen Talente wie Pilze aus der Erde; nach dem Erscheinen von Kants „Kritik der reinen Vernunft", die aller metaphysischen Speculation ein Ende machen wollte, traten eine ganze Reihe bedeutender Denker hervor, von denen gewiß manche (wenn sie heute gelebt hätten) zu Naturforschern geworden wären. Wer Huxleys Schriften aufmerksam liest, der wird sich der Meinung nicht verschließen können, daß dieser scharfsinnige Physiolog, wenn er zufällig in die juristische Bahn gerathen wäre, sicherlich einen ausgezeichneten Sachwalter und Vertheidiger abgegeben hätte. Dieselbe bündige Art der Beweisführung, dasselbe schlagfertige Beantworten jeder Art von Einwänden, dieselbe oratorische Begabung — alles das wäre in einer Gerichtsverhandlung genau ebenso am Platze gewesen, wie in einer physiologischen Vorlesung mit Demonstrationen.

Die sogenannten Talente scheinen hiernach nicht auf der Steigerung und Uebung einer bestimmten Gehirnqualität zu beruhen, sondern den Ausfluß, gewissermaßen das Nebenprodukt des im Allgemeinen hochentwickelten menschlichen Geistes darzustellen. Oder um mit Weismann zu reden: „Ein großer Künstler ist stets auch ein großer Mensch, und wenn ein solcher für seine Begabung nach der einen Seite äußerliche Hemmung findet, so bricht sie sich nach der andern freie Bahn."

Es ist schon oben erwähnt worden, daß in den Erzeugern eines bedeutenden Menschen die Disposition zu einer höheren Bethätigung der Gehirnfunctionen bereits als vorhanden vorausgesetzt werden muß. Diese Disposition muß sich — wenn sie in der nächsten Generation zum Vorschein kommen soll — auch auf den Keim übertragen, wenn wir auch nicht wissen (und vielleicht niemals wissen werden), wie diese Uebertragung stattfindet. Aber wie die kleine Eichelfrucht potentia den riesigen Baum in sich birgt, der später einmal alle Birken und Buchen seiner Umgebung in den Schatten stellen wird, so muß auch der erste materielle Anfang eines später zu großer Bedeutung gelangenden menschlichen Individuums in irgend einer Weise von den Anfängen, die einen Hinz und einen Kunz aus sich hervorgehen lassen, verschieden sein. Der namhafte amerikanische Essayist Ralph Waldo Emerson sagt drastisch und treffend in einem Aufsatze, der die Ueberschrift „Fatum" trägt: „Wenn wir die optischen Mittel hätten, die einzelnen Keimzellen menschlicher Wesen zu durchmustern, so würden wir schon zu sehr früher Stunde entdecken können, ob das noch ungeborne Geschöpf später zur Partei der Whigs oder zu der der Tories gehören wird." Es ist klar, was der scharfsinnige Mann hiermit sagen will. Das Fatum ist schon lange vor der Zeit, da man uns in eine Wiege bettet, über uns verhangen. Kein Fatum zwar im Sinne des Korans, sondern ein solches im Sinne der modernen Entwickelungsgeschichte, das aber nicht minder ehern ist.

Woher es freilich kommt, daß sich aus der einen menschlichen Keimesanlage ein Goethe oder Shakespeare, und aus einer andern ein Individuum mit Durchschnittsintelligenz entwickelt, das ist für uns zur Zeit völlig unergründbar; wir können nicht einmal eine Hypothese darüber aufstellen.

Was dagegen die andere Frage betrifft, woher es kommen möge, daß übernormale Individuen, bedeutende Dichter und Denker, sehr oft Kinder haben, auf die kaum ein Hauch von dem Geiste ihres Erzeugers übergegangen zu sein scheint — was diese Frage betrifft, so ist sie eher einer Beantwortung fähig. Und zwar finden wir eine ziemlich befriedigende (wenn auch nur hypothetische) Antwort darauf, wenn wir uns auf den Standpunkt der Pangenesistheorie Darwins stellen.

Diese Theorie ist in weiteren Kreisen nicht hinlänglich bekannt geworden. Ich will sie daher in kurzen Worten charakterisiren. Darwin nahm, um die räthselhafte Erscheinung der Vererbung zu erklären, an, daß der elterliche Organismus während seines ganzen Lebens aus allen seinen Elementartheilen (Zellen) Keimchen absondere, welche sich zur Begründung der folgenden Generation wieder zusammenfügen und zu den betreffenden Theilen, aus denen sie ursprünglich hervorgegangen sind, wieder entwickeln. Wenn sich also ein Kind allmählich zum Manne entwickelt, so wachsen alle jene Keimchen, welche in der Körpermasse des Neugebornen enthalten sind, zu Zellen und Zellencomplexen aus, so daß die Wirkung eine stete Vergrößerung und Weiterausbildung des kindlichen Körpers ist — bis als Endresultat ein in körperlicher und geistiger Beziehung den Eltern ähnlicher Organismus zu Tage tritt.

Es ist nun zu vermuthen, daß die Absonderung solcher Darwin'schen „Keimchen" aus den Nerven und dem Gehirn von Menschen, deren Geist in außergewöhnlicher Weise functionirt, weniger ergiebig von Statten geht, als in den bezüglichen Organen von ruhiger dahinlebenden Erdenbürgern, die zwar potentiell eine große geistige Energie besitzen, dieselbe aber nicht so intensiv in Anspruch nehmen, wie eine Capacität auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiet. Hieraus würde es sich erklären, daß geistige Heroen selten wieder intellectuelle Größen erzeugen, und daß bedeutende Männer am häufigsten aus den mittleren Volksschichten hervorgehen, wo ein mäßiger Kampf um die Existenz alle geistigen und körperlichen Eigenschaften in Uebung und bei Kraft erhält, ohne dieselben nach irgend einer Richtung hin überanzustrengen. Das Bürgerthum ist darum nicht blos im politischen und nationalökonomischen Sinne die Hauptgrundsäule des Staatswohles, sondern auch in Bezug auf das physische Wohlbefinden eines Volkes, in Bezug auf die Erhaltung eines normalen, nicht von des Gedankens Blässe angekränkelten Menschenschlages, ist die Erhaltung eines tüchtigen Mittelstandes von größter Wichtigkeit. So sind wir an der Hand einer Untersuchung, die ursprünglich mit einer sehr abseits liegenden Erörterung begann, mitten in den Brennpunkt der Tagespolitik versetzt worden, und gewinnen aufs Neue die Ueberzeugung, daß des Lebens goldener Baum, im Lichte der Theorie betrachtet, nichts von seiner anziehenden Frische verliert.

Literatur und Kunst.

Sängerloos.

Von Emanuel Geibel.*)

Der Sänger steht am Rand der Fluthen,
Die treue Cither in der Hand,
Da dämmert fern in dunklen Gluthen
Vor ihm empor der Liebe Strand.

*) Im Frühjahr des Jahres 1835 besuchte Emanuel Geibel seinen älteren Bruder Friedrich, der damals Lehrer der fürstlichen Prinzen war, in Detmold und lernte bei dieser Gelegenheit meinen väterlichen Freund,

Digitized by Google

Und in der Wogen Purpurschimmer
Stürzt sich der kühne Jüngling fort
Und ringt, ein mutherfüllter Schwimmer,
Mit aller Kraft zum hellen Port.

Und sieh, die blauen Wogen tragen
Ihn schaukelnd hin in raschem Lauf,
Es krönt der Preis sein muth'ges Wagen,
Das Wundereiland nimmt ihn auf.
Er schauet freudig, was er nimmer
In seiner stillen Brust geahnt,
Daß er zu sel'gem Himmelsschimmer
Sich unbewußt den Weg gebahnt.

Die Blumen hauchen leise Klänge,
Die Quellen rauschen wunderbar,
Geheimnißvolle Geistersänge
Durchziehn die Lüfte duftig klar.
Empor aus blauen Wogen tönen
Die Schwanenlieder liebesüß,
Und hell umstrahlt von allem Schönen
Erschließt sich ihm das Paradies.

Er schaut's, und in des Lichtes Fülle
Will er sich stürzen gluthgedrängt,
Da mahnt's ihn, daß die Erdenhülle
Die freie Seele noch umfängt.
Und willig senket er die Flügel
Und läßt vom überkühnen Lauf,
Doch in der Brust krystall'nen Spiegel
Nimmt er das Wundereiland auf.

Und sieh, bald rollen dunkle Wogen
Sich über den ergrünten Strand,
Vom Fluthenschwalle überzogen
Versinkt das schöne Wunderland.
Er treibt dahin. In weiter Runde
Ist ihm kein Rettungsport enthüllt,
Doch in des Busens tiefstem Grunde
Trägt er des Paradieses Bild.

Und wie er nun in sel'gem Schauen
Sich in sein eig'nes Selbst versenkt,
Da muß der Trost herniederthauen,
Der ihn mit Himmelsfreuden tränkt.
Es tönt wie kühle Geisterschwingen
Mit sanftem Rauschen um sein Ohr,
Der Blick wird hell, die Pforten klingen,
Und leise zieht es ihn empor.

---

den jetzigen Seminar-Oberlehrer H. Steinhagen, der den Elementarunterricht der jungen Prinzen leitete, kennen. Die Güte des letztgenannten Herrn gestattet es mir, obige Dichtung Geibels mittheilen zu können, die meines Wissens sich in seinen gesammelten Gedichten nicht findet und doch nach Form und Inhalt wohl verdient, bekannt zu werden. — Herr Oberlehrer Steinhagen theilte mir über sein Zusammentreffen mit Geibel ungefähr Folgendes mit:

Eines Tages, im Frühling des Jahres 1835, machte ich mit Geibel einen weiteren Spaziergang in der Umgebung von Detmold. Auf einem der schönsten Aussichtspunkte, dem Königsberge, hielten wir längere Rast und freuten uns der herrlichen Aussicht in das liebliche Thal der Berlebecke. Hier theilte mir Emanuel auf meinen Wunsch einige seiner Gedichte mit, die er mit klarer, wohltönender Stimme vortrug. Ich hatte früher der Behauptung des Raths Geibel, das schönste Deutsch werde in Lübeck und im Eutin'schen geredet, widersprochen; bei Emanuel Geibel fand ich diese Behauptung vollständig bestätigt, so schön und wohllautend war sein Vortrag. — Am Abend langten wir wieder in Detmold an, und der Dichter, den ich in den vergangenen schönen Stunden lieb gewonnen, verehrte mir auf meine Bitte zum Andenken an den gemeinsamen Spaziergang eines seiner Gedichte, das mir besonders gefallen hatte: Sängerloos. So ist das schöne Gedicht in meine Hände gekommen, und ich habe es seit dieser Zeit, besonders aber nach dem Tode des Dichters, als eine theure Reliquie aufbewahrt. —

Ich enthalte mich jedes Urtheils der obigen Jugenddichtung Geibels und überlasse es den Lesern, aus den jugendlichen Zügen, die aus diesem Gedichte in glühender Begeisterung hervorblicken, das liebe, wohlbekannte Bild des edlen Sängers, wie es uns Allen vor Augen steht, herauszufinden.

Bremen. Th. Kessemeier.

Berthold Auerbachs Briefwechsel.*)

Von Gustav Karpeles.

Ein Frühlings-Sonntagmorgen auf dem Lande. Weithin durch das Thal hallen die Klänge der Glocken aus allen Nachbardörfern mit wundersamer Harmonie in einem Ton zusammen. Auf allen Wegen sieht man festlich geschmückte Menschen einem Ziele, dem Dorfkirchlein am Hügel, zueilen. Nur hie und da schlägt Einer — ein Großbauer gewiß — einen Feldweg ein, der ihn durch die wogende Saat in den Tempel der Natur führt. Das, meine ich, wäre die rechte und echte Stimmung, um über das letzte Werk von Berthold Auerbach so aus der Fülle bewegten und harmonisch wieder beruhigten Herzens heraus zu erzählen, zu schreiben.

Von einer Kritik, wie sie Friedrich Spielhagen in seiner warmherzigen und geistvollen Einleitung anruft, wird, wie ich fürchte, diesem Buche gegenüber nicht die Rede sein können. Es wird sich nicht leicht ein Beurtheiler finden, und hätte er in der That dreifach gepanzertes Erz um die Kritikerbrust gelagert, der diesem Werke gegenüber die vornehme Objectivität würde aufrechterhalten können, die nothwendig scheinen möchte, um dasselbe streng und gerecht zu beurtheilen. Ich für mein Theil verzichte von vornherein auf diese kühle Objectivität; gern begnüge ich mich damit, eine bloße Anzeige gegeben und die Empfindungen ausgedrückt zu haben, die einen innigen Verehrer, einen warmen Freund des theuren Dichters bei der Lectüre dieses posthumen Werkes überkommen müssen.

Diese Empfindungen sind doppelter Natur. Zunächst das Gefühl einer aufrichtigen Bewunderung für den Charakter des Mannes, den wir Alle persönlich gekannt und den wir doch wieder so wenig gekannt haben, dann das Gefühl inniger Freude über die Wahrhaftigkeit dieser Natur, über die Uebereinstimmung des gesprochenen und des geschriebenen Wortes, ein Gefühl, das wahrhaft ergreifend und rührend wirkt. Und nun lese, wer da will, diesen Briefwechsel des Dichters, er sei welcher politischen oder religiösen oder literarischen Partei immer, er gehöre zu den Freunden oder zu den Gegnern Auerbachs, und wenn er ihn gelesen, dann sage er, ob er nicht die Empfindung gehabt, daß es ein reiner und edler Mensch gewesen, dessen Leben und Leiden aus diesen Blättern zu uns spricht, ein Mensch im Sinne Goethes, weil er edel, hülfreich und gut gewesen, und im Sinne Spinozas, da er nach jener wolkenlosen Klarheit und erhabenen Ruhe des Weisen gerungen, der „alles Einzelne und Particuläre als ein Endliches in den Abgrund der göttlichen Substanz versenkt" und unverwandt den Blick auf dieses ewig Eine gerichtet, hinter sich im wolkenlosen Schimmer Alles zurücklassend, was der gewöhnlichen Vorstellung des Menschen als ein Wirkliches und Bedeutendes erscheint.

Ueber diese rein menschlichen Empfindungen hinaus hat aber dieser Briefwechsel noch ein viel weiteres Interesse. Es ist nicht blos ein psychologisch, sondern auch ein historisch und literarisch merkwürdiges Werk, in dem die Generation ihre eigene Geschichte, das Bild ihrer Leiden und Wandelungen und ihres geistigen Lebens wie in einem Spiegel wiedererkennen wird, und aus dem der Culturhistoriker eines

*) Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Digitized by Google

späteren Jahrhunderts die Züge wird abschildern können, die das unsrige im Guten wie im Schlechten auszeichnen. Auerbach hat einmal mit dichterischem Bewußtsein ein solches Werk schaffen wollen; es war sein „Waldfried". Was ihm dort nicht gelang, er hat es in diesem Werke, wie ich glaube, unbewußt aber aus der poetischen Intuition heraus vollbracht, die ihn während des ganzen Lebens nie verlassen, von der aus er alle Dinge dieser Welt betrachtete, und mit der sich schließlich sein ganzes Sein identificirte. Wunderbar ist dieses Zusammenklingen der beiden Werke in Stimmungen, Anschauungen und Empfindungen. Man kann sagen: „Waldfried" wird durch den Briefwechsel erklärt, und der Briefwechsel wird von „Waldfried" ergänzt. Und es ist überaus charakteristisch, daß Auerbach die Mängel, die der Roman aufweist, im Briefwechsel selbst anerkennt und klarer wie der schärfste Kritiker hervorhebt.

Ein sanguinischer Optimist, wie er nun einmal war, macht er natürlich alle Stadien jenes Temperaments und dieser Weltanschauung bei jeder Begebenheit vor unseren Augen durch. Vielleicht liegt nach dieser Seite hin der psychologische Hauptwerth dieser Publication. Es hat etwas Herzerfrischendes, in unserer von Schopenhauer so mächtig beeinflußten Zeit einem solchen Optimisten zu begegnen. Ein gesunder Kern steckt in dieser Natur, der sie immer auf die rechte Straße führt, mag auch das sanguinische Temperament ihn zu den kühnsten Träumen, sein unverwüstlicher Optimismus ihn zu den überschwänglichsten Hoffnungen verführen. Und unverwüstlich ist dieser Optimismus des Dichters; kein Ereigniß seines Lebens und keine Erfahrung kann ihn davon heilen; er bleibt ihm treu bis zum Tode. So wiederholt sich fast bei jedem neuen Werke dieselbe Scala der Empfindungen vom „Himmelhochjauchzend" bis zu dem „Zu Tode betrübt": die frohe Empfindung und das Glücksgefühl während des Schaffens, die hohe Befriedigung und Harmonie nach Abschluß, die Freudigkeit und der Stolz bei jeder Anerkennung, aber auch die Erkenntniß der Fehler und Mängel und nicht selten der Schmerz über ein mißlungenes Werk.

Eines aber bleibt sich in allen Stadien dieses reichbewegten Lebens gleich; das ist der sittliche Ernst des Schaffens, durch den Auerbach als Muster und Zierde unter allen Zeitgenossen hervorragt, sowie die unbedingte Hingabe an seinen Beruf und seine Arbeit. Spielhagen hat Recht, wenn er in seiner Einleitung sich an diejenigen wendet, welche ihr Ideal, Schriftsteller zu sein, im Sprunge erreichen möchten, sowie an Alle, welche glauben, daß man das Schriftstellern frei wie Essen und Trinken treiben könne und achselzuckend von Leuten sprechen, „die ihren Beruf verfehlt haben", indem er ihnen zuruft: „Hieher kommt ihr alle und seht, was es mit dem Berufe des Schriftstellers auf sich hat, und lernt Ehrfurcht vor diesem Berufe!"

Man fühlt es den Worten des Freundes an, daß sie aus dem tiefsten Herzensgrunde hervorkommen und auch seine innerste Ueberzeugung mit aussprechen. Ja, soweit ich es beurtheilen kann, hat die Freundschaft zwischen den beiden Dichtern von diesem Punkte aus, von der gleichen Auffassung des dichterischen Berufes, ihren Anfang genommen und durch den sittlichen Ernst des Schaffens eben trotz aller Verschiedenheiten in der Denk- und Schreibweise, in den Anschauungen und Zielen sich ohne Trübung bis zum Ende auf gleicher Höhe erhalten. Nach dieser Richtung hin wird der Briefwechsel von Auerbach klärend und reinigend wirken. Er wird den Glauben an den Beruf und die Arbeit des Dichters auch in den Kreisen verbreiten, denen er bisher gefehlt hat; er wird die Achtung vor der geistigen Arbeit erhöhen und dadurch einen sehr heilsamen Einfluß auf das deutsche Volk ausüben.

Man hat wohl gesagt, daß der deutsche Schulmeister die Schlachten von Königgrätz und Sedan geschlagen habe — aber im Auslande. Und auch der Antheil, den deutsche Literatur und Poesie an der Einigung Deutschlands haben, ist überall mehr und besser gewürdigt worden, als im Vaterlande. Der vorliegende Briefwechsel ist geradezu actenmäßiges Material für diese Frage. Merkwürdig, daß derselbe Mann, der mit allen Fasern seines Herzens an Deutschland hing, zugleich auch ein begeisterter Jude war! Von dem Tage an, wo er in das öffentliche Leben eintritt, bis in die letzten Stunden seines Daseins, beschäftigt ihn der Gedanke an seinen Stamm, dessen treuester Sohn er trotz aller Versuchungen und Wandelungen bleibt.

Ein ungläubiges Lächeln hat wohl bei Freund und Feind die nach dem Tode des Dichters wiederholt ausgesprochene Ansicht erweckt, daß die Judenhetze ihm das Herz gebrochen habe. Nun denn, hier könnt ihr die Bestätigung dieser Ansicht schwarz auf weiß nach Hause tragen! Die pathologische Anatomie weiß allerdings nichts von der Krankheit des gebrochenen Herzens, aber die Dichter wissen von den Symptomen dieses Leidens mehr und besser zu sagen, das ihre Besten in voller Lebensblüthe dahinraffte, weil sie unverstanden blieben oder falsch verstanden wurden, oder weil die Zeit ihren Idealen nicht reif war, oder endlich weil sie das, was sie in emsiger, mühevoller Lebensarbeit aufgebaut, plötzlich wie ein Kartenhaus zusammenstürzen sahen. Man lese den Brief Auerbachs vom 23. November 1880 und man wird diese Krankheit verstehen. „Vergebens gelebt und gearbeitet! das ist der zermalmende Eindruck, den ich von dieser zweitägigen Debatte im Abgeordnetenhause habe. Und wenn ich mir auch wieder sage, es ist vielleicht nicht ganz so arg, so bleibt doch die entsetzliche Thatsache, daß solche Rohheit, solche Verlogenheit und solcher Haß noch möglich ist. Und da soll man wieder Tag und Nacht darauf sinnen, um Reines und Schönes zu gestalten und mit ganzer Seele bei der Arbeit sein, und Abscheu, Ekel erfüllt die Seele. Wie überwindet, wie tilgt man sie? Man muß die Schande des Vaterlandes mittragen und ausharren."

Ein Jahr darauf war Auerbach todt.

Das größte Interesse gewährt der Briefwechsel natürlich für die Biographie Auerbachs und für die zeitgenössische Literatur. Von der ersten Zeit seiner Geistesentwickelung bis in die letzten Lebenstage begleiten wir den Dichter, von der Schule fast bis zum Grabe. Jedes Ereigniß seines wechselvollen Lebens zieht noch einmal an uns vorüber und dieses selbst liegt vor uns da als ein aufgeschlagenes Buch, in dem keine Zeile und kein Wort und kein Zug ist, die wir an dem Bilde Auerbachs hätten missen mögen. Es ist bekannt, daß Auerbach in den letzten Lebensjahren der Gedanke einer Autobiographie beschäftigte. Ich erinnere mich selbst noch eines Festabends, wo der Dichter, besonders angeregt und hochgestimmt, mir in großen Zügen das Bild seines Lebens zeichnete, wie es die Autobiographie darstellen sollte. Mit besonderer Liebe verweilte er damals bei den Erinnerungen seiner Jugend, und als ich ihn bat, mit diesen Aufzeichnungen bald zu beginnen, berührte er die Stirn und sagte: „Hier liegt schon Alles fertig, aber schreiben muß man's doch auch!" Nun denn, da er es leider nicht mehr geschrieben, ist dieser Briefwechsel der beste Ersatz der Selbstbiographie. Er zieht sich durch 52 Lebensjahre und kein bedeutendes oder wichtiges Ereigniß seines äußeren wie seines geistigen Lebens bleibt darin unbesprochen. Auerbach ist 18 Jahre alt; er hat schon die Talmudschule in Hechingen und die ersten Gymnasialjahre in Karlsruhe hinter sich, als der Briefwechsel beginnt. Und wie merkwürdig! Der erste Brief — aus Stuttgart vom 7. April 1830 — beginnt mit Sentenzen und Gedanken, die den zukünftigen Collaborator deutlich verrathen.

Selbst die Liebe zu Spinoza, die ihn durch das Leben geleitete, findet sich schon in diesen Briefen aus der Gymnasialzeit angedeutet.

Es folgen die Universitätsjahre und die Entscheidung, ob Auerbach Rabbiner werden solle oder nicht. Ein auf dem Hohenasperg „demagogischer Umtriebe" wegen internirter Student kann nicht gut Rabbiner werden. Auch seine damalige religiöse Stimmung gestattet es ihm nicht und er wird — wohlbestellter Recensent der „Europa" von August Lewald. Damit ist sein Schicksal entschieden. Zwar hat er noch hie und da theologische Rückfälle; ja noch im Jahre 1840 bewirbt er sich um die Predigerstelle am israelitischen Tempel in Hamburg! Aber glücklicherweise erhält er sie nicht und sagt der Theologie Valet. Rastlos und unentwegt verfolgt er nun seine literarischen Ziele,

Digitized by Google

die ihn alsbald auf die Höhen der Menschheit geleiten. Er ist nun einmal zum Prediger bestimmt und so wird er denn ein Prediger der Humanität, der Menschenliebe, der Freiheit. In der Art aber, wie er sich für diese hohe Mission ausbildet, in der Weise seiner Selbsterziehung, seiner geistigen und politischen Läuterung, die sich in diesem Briefwechsel förmlich vor unseren Augen vollzieht, liegt meines Erachtens der entscheidende Werth dieser Publication.

Es ist natürlich, daß in dieser Beziehung der erste Band, der Auerbachs Leben bis zum Jahre 1870 umfaßt, der ungleich wichtigere ist, obwohl ich keinen Augenblick zweifle, daß die Meisten den zweiten Theil wegen seiner vielen Beziehungen zu Mitstrebenden und wegen seines sonstigen Inhalts für viel interessanter halten werden. Allen denjenigen, welchen das Werden und Wachsen eines Dichters, die Schulung für seinen Beruf und die Ausübung desselben, das Geheimniß künstlerischen Schaffens, die Bedingungen und Hemmnisse der geistigen Arbeit, ihre Erfolge und Nachtheile in Deutschland von Interesse sind, werden in dem ersten Band eine reiche Ausbeute finden. Wir sehen den jungen Dichter die ersten Staffeln zum Ruhme emporsteigen, wir vernehmen bange lauschend, wie auch ihn das Weh der ersten Liebe erfaßt, wir begleiten den Freund zu den Gräbern der theuren Eltern, geliebter Geschwister, treuer Freunde, wir treten in die Werkstatt ein, in der die Dorfgeschichten entstehen, wir nehmen Theil an den Kämpfen, Hoffnungen und Träumen der freien Geister des deutschen Vaterlandes, wir halten endlich mit dem Dichter Selbstschau und hören, wie er sich gegen Vorwürfe und Verleumdungen, die ihn nie geschont, mannhaft vertheidigt, wir folgen schließlich seinem beharrlichen Ringen, sich ein eigenes Heim, eine feste Stellung im Leben der Gesellschaft zu begründen. Da und dort winkt ihm ein sicherer Hafen; bald ist es eine Oberbibliothekarsstelle in Weimar, bald eine Anstellung als Museumsdirector in Berlin, bald ein journalistischer Posten in Leipzig. Er wehrt sich beharrlich und behält schließlich die goldene Freiheit, die er über Alles liebt, zu leben, wo, und zu schaffen, wie es ihm beliebt.

Nur in eine Fessel läßt er sich schlagen, in die Hymens. Er führt ein treues Weib in sein Dichterheim und wir freuen uns mit ihm, wie wir mit ihm trauern, wenn er nach Jahresfrist am Grabe seines häuslichen Glückes steht. Die Briefe aus jener Zeit athmen einen tiefen Schmerz und doch wieder eine weise Erhebung; es ist in ihnen etwas von dem Hauche Lessings, der in gleicher Lage jene bekannten Briefe an seinen Freund Eschenburg schrieb.

Ruhelos zieht der Dichter dann weiter, immer die brennende Sehnsucht nach einem eigenen Heim im Herzen tragend, ohne dieselbe befriedigen zu können. Noch am Schlusse des ersten Bandes — Auerbach war damals schon 58 Jahre alt — heißt es in einem Briefe an den Freund: „Hier in Berlin habe ich doch keine eigentliche Wurzel. Ich habe sehr viel freundliche Beziehungen, aber ich bin nicht daheim .... Und glaub mir, ich lege Alles praktisch an und werde Alles praktisch einrichten. Ich bin in der Lage und werde arbeiten, es noch mehr zu sein, mir eine solche endgültige Heimat zu schaffen. Ich bin alt und erfahren genug, mir keine Idylle vorzugaukeln, aber ein gedeihliches Leben werde ich gewinnen, und die Meinen mit mir."

Auerbach wollte sich damals ein wohnliches Häuschen in Gernsbach an der Murg kaufen und dort leben „vom ersten Knospen bis zum Abfallen der Blätter". Ach, es ist ihm nie so gut geworden. Nie und nirgends wird man die Klage Schillers in der „Theilung der Erde" besser verstehen, als wenn man dieses Dichterleben an sich vorüberziehen läßt. Da gibt es Ruhm und Lorbeeren in Hülle und Fülle. Der zweite Band weiß viel davon zu erzählen — im Palast des deutschen Kaisers wie in der letzten Forsthütte des bayerischen Hochgebirges und in der stillen Klause der alten Judenfrau zu Amsterdam wird der Dichter gleich geehrt und geliebt und — gekannt; er erfreut sich auch wieder des Segens einer Häuslichkeit und einer frohen und gedeihenden Kinderschaar, findet gleichstrebende Genossen, die sich ihm anschließen — und doch diese ewige Unraft, dieses Suchen und Haschen nach einem erträumten Glück, nach einem stillen zufriedenen Leben! Der Dichter ist nicht glücklich; er kann auch nicht glücklich sein in dieser gährenden, drängenden und treibenden Zeit des Ueberganges, die so wunderliche Blasen aufwirft, und der er sich, je tiefer die Schatten seines Lebens fallen, immer mehr entfremdet, weil sie sich von den Idealen, denen er unentwegt treu geblieben, so weit entfernt hat.

So ist der Eindruck, den die zweite Lebensperiode Auerbachs auf uns macht, doch wesentlich ein schwermüthiger. Er wird nur gemildert durch die unwandelbare Treue, mit der der Dichter an dem Freunde hängt, und durch die innige Liebe, mit der dieser den Bahnen des Dichters folgt. Der klassische Begriff der Freundschaft verkörpert sich in dem Paar: Berthold und Jakob Auerbach. Alles, was er weiß und erfährt, was ihm einfällt und begegnet, an Gutem wie an Bösem, das berichtet der Dichter zuerst und allein seinem Freunde 52 Jahre lang. Und wie ein Wächter steht der Freund im Leben des Dichters. Er verfolgt seine Laufbahn, er rathet und hilft bei literarischen Entwürfen, er tritt als Mahner und Warner auf, wo der Freund einen falschen Weg einschlägt. Gleichaltriger Genoß des Dichters, von der Theologie ausgehend, wie er, für alles Gute und Schöne empfänglich, ein poetisch empfindender aber auch kritisch geschulter Geist ergänzt er den Freund, der auch sein Vetter ist, in wirksamster Weise. Seine Neigung führt ihn schließlich zur Pädagogik und so berühren sich die Lebenswege der beiden Freunde. Aus dieser Quelle stammt ihr gegenseitiges Interesse, das Verständniß Jakobs für das Schaffen Bertholds, und die Treue, mit der dieser an dem Genossen in allen Lebenslagen festhält. Daß der Freund mit der Theologie in einem gewissen Zusammenhange bleibt, macht ihn dem Dichter, der zu ihr wie zu einer alten Jugendgeliebten immer wieder rückkehrt, nur um so werther. Jakob Auerbach wählt den Beruf eines Religionslehrers und schreibt „biblische Erzählungen für die israelitische Jugend", die als die besten dieses Literaturkreises gerühmt werden; Berthold Auerbach wird ein Volkslehrer und erzieht das deutsche Volk in allen seinen Schriften. Der pädagogische Zug ist Beiden gemeinsam, das Lehrhafte tritt auch in den Briefen, mag es sich um Selbsterziehung oder Volksbildung handeln, am stärksten hervor.

Und so steht das Bild Auerbachs in dem Denkmal dieses Briefwechsels vor unserer Seele. Ein Erzieher seines Volkes, das er liebt und kennt, ein Führer und Herold in das Reich der Humanität und Bruderliebe, das er mit seiner geistigen Arbeit auferbauen hilft, ein Prophet der Zukunft, in der dieses Reich über dem Trennenden aller Religionen und Racen sich wird erheben, ein treuer Sohn des deutschen Vaterlandes, dem er sein bestes Theil geweiht, ein treuer Sohn auch des Stammes, dem er entsprossen und mit dem ihn eine vieltausendjährige Leidensgeschichte verknüpft hat. Wie dieses Bild und dieses Leben vor uns steht, so mahnt es uns an des Dichters Wort:

In einem reinen Leben
Verwelkt nichts, alles ist darin Unsterblichkeit,
Nichts wird daraus hinweg die stille Lethe waschen.

Sind die Trojaner germanischer Abkunft?

Von Karl Blind.

I.

Bei der hohen Bedeutung von Dr. Schliemanns neuestem inhaltsvollen Werke für die griechische und die vorgeschichtliche Alterthumskunde im Allgemeinen, wie für unser Volk im Besonderen, ist es von Wichtigkeit, einige auf den Zusammenhang der Troer und der Thraker mit dem großen Germanenstamme bezügliche Punkte klar festzustellen.

Aus einer Andeutung des Xenophanes — 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung — wissen wir, daß die Thraker blau-

Digitized by Google

äugig und rothhaarig, aus anderen klassischen Schriftstellern, daß sie von hohem Wuchse waren. Es klingt das wie eine Stelle in Tacitus' „Germania": truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora.

Von einer Menge Geschichtschreiber und Dichter erfahren wir ferner: daß das Thrakervolk zugleich das kriegerischste, auch persönlich streitsüchtigste, und ein musikalisch hochbegabtes gewesen; daß es bacchischen Gewohnheiten bis zum Uebermaße ergeben war, aber nicht minder stark der tiefen philosophischen Forschung zuneigte, und namentlich in seinem kleinasiatischen Zweige viele Gelehrte hervorbrachte. Endlich, daß die Tonkunst und der ganze Musendienst der Hellenen, auf der europäischen wie auf der asiatischen Seite, von den Thrakern aufs Mächtigste beeinflußt wurde. All die berühmten Musensitze waren, wie Strabon berichtet, einst thrakische Orte und Berge. Von den Thrakern, welche die bedeutendsten Ausüber der Tonkunst hervorgebracht, nicht von den Griechen, waren sie den Göttinnen geweiht worden. Noch bis zu Platons und Demosthenes Zeiten spielte man den phrygischen und sonstigen thrakischen Gottesdienst betreffende Stücke auf der Bühne zu Athen. Demosthenes hielt sich vorwurfsvoll darüber auf.

Welchem Stamme gehörte wohl dies blauäugige, rothhaarige, hochgewachsene, kriegerische, auch händelsüchtige, die Tonkunst und die Weltweisheit pflegende, dabei trinklustige und sangesfrohe Volk zu, das — wie aus Xenophons Schilderung des Gastmahls bei einem Thrakerhäuptling von augenscheinlich germanischem Namen erhellt — sogar die Trinkhörner und die Nagelprobe kannte?

Zufolge Herodot war es „das größte aller Völker, mit Ausnahme der Inder". In seinen einzelnen Stämmen gab es daher beträchtliche Unterschiede der Bildung. Die einen lagen wesentlich dem Krieg und der Jagd ob. Unter ihnen treffen wir auf jene Helme mit ehernen Stierohren und Stierhörnern, wie sie auch eine Anzahl unserer heidnischen Vorfahren trug. Werden doch die Helme mit schreckhaften Thierköpfen schon vom Kimbern- und Teutonen-Zuge her durch Plutarch erwähnt! Andere Thraker waren geschickt in der Erzschmiedekunst und in der Weberei. „Besäße das Thrakervolk eine einheitliche Regierung, oder handelte es einig, so wäre es, meiner Ansicht nach, unüberwindlich und unter allen Völkern das mächtigste; doch darin eben liegt sein Gebrechen, daß ihm die Einigkeit unmöglich ist, es daher schwach bleibt" — so sagt Herodot.

Erkennen wir uns vielleicht einigermaßen auch darin? — Aehnliches sprach ja noch Tacitus über unsere nächsten Vorfahren, 500 Jahre später, in der Form eines Wunsches aus.

Kein Zweifel ist daran vorhanden, daß, wie die Thraker in Europa in allerhand Zweige gespalten waren, ebenso auf asiatischer Seite die Phryger, Be-Bryker, Myser, Lyder, Thyner, Maido-Thyner, Bi-Thyner, sogar die Marian-Dyner u. s. w. nur Unterabtheilungen des großen Thrakervolkes dar: stellen — gerade wie Franke und Schwabe, Bayer und Sachse, ja, Däne, Schwede und Norweger dem gemeinsamen germanischen Schlage angehören. Einige der genannten Völkerschaften waren aus Europa nach Kleinasien eingewandert. Klar ist endlich von den Alten bezeugt, daß die ursprünglichen teukrischen Ansiedler auf Ilion — also die Trojaner — von thrakischer Abkunft waren, und daß es auf europäischer Seite ebenfalls ein Ilion gab.

Der enge Zusammenhang der thrakischen Troer und ihrer Volksgenossen in Kleinasien und Europa mit dem germanischen Stamme liegt aber für Jeden auf der Hand, der die alten Schriftsteller von Kallinos, Herodot und Homer bis zu Strabon, Stephanos, Capitolinus, Flavius Vopiscus, Claudian, Cassiodor, Prokop und dem Gothen Jornandes herab sorgfältig verglichen hat. Damit ist ein Zeitraum von nahezu 1400 Jahren umfaßt. Die Beweiskette ist einfach genug. Die Teukrer oder Troer waren Thraker. Unter den Thrakern war der edelste Stamm der getische. Der getische Stamm (auch „Gauden" werden unter den Thrakern genannt) ist als gleichbedeutend mit den Geaten, Gauten, Gothen erwiesen. Die Gothen nun waren Germanen und sprachen deutsch. Also waren die thrakischen Troer Stammverwandte der Deutschen und müssen als Germanen des Ostens bezeichnet werden.

Zum Ueberflusse wissen wir aus klassischem Zeugniß, daß die Geten (d. h. Gothen) und die ihnen benachbarten Daken mit den Thrakern insgesammt von gleicher Sprache waren. Wie die Gothen redeten, das kennen wir aus Ulfilas und einigen anderen Bruchstücken. Wenn wir überdies von Strabon hören, daß es am Schwarzen Meere, wo die Thraker saßen, ein Aspurg (Aspurgion = Asenburg) gab; wenn aus klassischer Zeit ein Teutoburg (Teutoburgion) nicht blos in Westfalen, sondern am Zusammenflusse der Donau und der Drau gemeldet wird; wenn wir dabei im Auge behalten, daß der Osten weithin von dem gewaltig großem Thrakervolke erfüllt war: können wir da zweifeln, daß wir es mit dem germanischen Stamme zu thun haben, der der Schrecken Roms war, der in den Völkerwanderungen so mächtig nach Süden und Westen hervorbrach und sich bis nach Afrika ergoß?

Oder wohin sollte dies „größte aller Völker", das den Germanen leiblich und geistig auf ein Haar glich, so plötzlich verschwunden sein?

Was oben über die Stammverwandtschaft der Thraker mit unserem Volke gesagt worden, ist im Grunde keine neue Ansicht. Schon Fischart, ein nicht geringer Gelehrter, hat sie in einem Versuche, den Hexameter und Pentameter nachzubilden, in Bezug auf Orpheus ausgesprochen, wenn auch nicht genauer begründet. Lessing erwähnt die Stelle. Voß, der sich auf diese Dinge verstand, hat die Ansicht getheilt. Neuerdings ist sie endlich in Geschichtswerken durchgedrungen.

Da nun die Trojaner thrakischer Abkunft waren, so hat der Verfasser dieses seit vielen Jahren die geradezu zwingende Nothwendigkeit betont, die Bewohner von Ilion dem großen teutischen Stamme einzureihen, und zwar als Ostgermanen, wie es die Thraker waren. Der Gedanke, daß das kleine Deutschland von jeher alles Germanenthum umfaßt habe, ist ja geschichtlich von Vornherein unhaltbar. Können wir doch auf jedem Kiepert'schen Atlas der alten Welt unsere Sueben oder Schwaben bis nach Sibirien hinein verfolgen.

II.

Bei dieser streng wissenschaftlichen Untersuchung darf uns gewiß keine „patriotische Phantasie" leiten. Das Ergebniß solcher Untersuchungen ist übrigens manchmal gar nicht dazu angethan, unserer Einbildungskraft zu schmeicheln — ob man nun Hellene, Deutscher, Kelte, Slave oder was sonst ist. Sagen wir es nur gleich: es gab einst Germanenvölker, welche die Vielweiberei, den gröbsten Kauf der Frauen, die (wenn auch freiwillige) Wittwenverbrennung, den Verkauf der Kinder im Falle der Noth, die Tödtung der Greise u. dgl. m. als Sitte oder Unsitte pflogen. Das gilt namentlich von einzelnen Thrakerstämmen. Selbst die Geschwisterehe spielt aus uralter wanischer Zeit bis in unsere eigene Geschichte herein.

Die Meisten sind eben gewohnt, das gesammte Germanenthum lediglich aus dem Gesichtspunkte der knappen Schilderung jener Deutschen zu betrachten, welche Tacitus kannte. Und doch schloß selbst Tacitus die skandinavischen Suionen (Schweden) kurzweg in seine Germanen ein. Bei dem Skandinavenvolke aber herrschte offenbar einst sowohl die Geschwisterehe, als auch die Wittwenverbrennung. Man lese einmal die Feuerbestattungs-Gebräuche, wie sie uns Ahmed Ibn Fosslan, der arabische Gesandte des Khalifen Al Moktador, im Jahre 921 von den heidnisch-germanischen Warägern in Rußland gemeldet hat: und man wird erstaunen, wie es da zuging.

Daß sich die deutsche Götterlehre nicht aus den paar, von Cäsar oder Tacitus ihr gewidmeten Worten genügend begreifen läßt, erkennen alle unsere Forscher an. Schon Simrock sagt, gerade unter Hinweis auf Tacitus, von den alten Deutschen:

„Statt der Bilder hatten sie Symbole: den Speer Wodans, den Hammer Donars, das Schwert des Ziu und Heru. Ein Schiff bedeutete die Isis; Eberbilder den Gott und die Göttin, welchen der Eber geheiligt war; und so konnten wohl

Digitized by Google

auch die den andern Göttern, dem Wodan und Donar geheiligten Thiere (ferarum imagines; Tacitus Histor. IV, 22) als deren Symbole gelten. Ob sich nicht gleichwohl bei Tacitus schon eine Spur eigentlicher Götterbilder findet, hängt von der Auslegung der berühmten Stelle von der im See gebadeten Nerthus ab. Erwähnt er doch selber schon Hercules-Säulen, die sich später in Irmin-Säulen, Rolands-Säulen, Aethelstans-Säulen verwandelten und als St. Hirmons-Bilder noch jetzt verehrt werden. Schwerlich war auch der Römer in das Allerheiligste aller deutschen Haine gedrungen; hier und da könnten also schon damals bildliche Darstellungen versucht worden sein."

Tacitus selbst kennt also Thierbilder unter den alten Deutschen. Zufolge der angezogenen Stelle in seiner „Geschichte" waren sie in den Wäldern und Hainen, das heißt: an geheiligtem Orte, aufgestellt. Mit diesen Thierbildern gingen sie in die Schlacht. Selbst in seiner „Germania" (VII) erwähnt er der Bilder. Unmittelbar nachdem er geschildert, welche Macht dem Priester zukommt, der im Kriege über Einzelne „gewissermaßen im Namen des bei der Schlacht anwesenden Gottes Strafen verhängt", sagt Tacitus: „Gewisse, ihren Hainen entnommene Bildnisse (effigies) und Zeichen nehmen sie ins Treffen mit."

Simrock gedenkt der Vorwürfe, die in halbchristlicher Zeit gegen die deutschen Heiden geschleudert wurden: daß sie Bilder aus Holz, Stein und Erz statt des Gottes verehrten, der Himmel und Erde geschaffen habe. Als unter Gothen das Heidenthum noch vorherrschte, ließ Athanarich auf einem Wagen die Bildsäule des obersten Gottes (Frauja) vor den Wohnungen aller des Christenthums Verdächtigten umherfahren, damit sie ihm opferten. Dieser Wagen gleicht, nach Simrocks Ansicht, auffallend dem, worauf die Bildsäule Freys mit seiner schönen Priesterin unter dem zuströmenden, Opfer darbringenden Volk umherfuhr; ebenso dem der Nerthus, „was der Vermuthung Raum läßt, daß auch dieser verdeckte Wagen eine Bildsäule barg". Ferner vergleicht Simrock, in Uebereinstimmung mit Grimm, die drei vergoldeten Erzbilder, welche Columban und St. Gallus zu Bregenz fanden, mit den drei, von Adam von Bremen erwähnten Bildern Wodans, Thors und Friccos im Tempel zu Upsala. Und wieder im Einklang mit Grimm: „So gleichen endlich die hundert Götter eines Tempels auf Gautland der Menge Bilder im Wasgauwalde."

Götter-, ja Thierbilder, gewiß von rohester Arbeit, sind also bei unseren Vorfahren nachweisbar, wenngleich die Hauptverehrung im Hain, an der Quelle, auf Bergeshöhen stattfand. In Menschengestalt mußte man sich gewiß die Gottheit denken, der man einen Speer, einen Mantel, einen Hammer, einen Wagen, eine Spindel, eine Hunde- und Luchs- oder Katzenmeute zuschrieb. Der heidnischen deutschen Tempel gedenkt auch der bekannte Brief Gregors über die Bekehrung der Angelsachsen.

III.

Aber selbst die Thierhäuptigkeit oder Thiergestaltigkeit der Götter ist in nicht wenigen Fällen bezeugt; und Thiere selbst wurden verehrt. Schon 200 Jahre vor Tacitus, als die Kimbern und Teutonen auf den Kriegszug gingen, trugen sie einen ehernen Stier als Heiligthum umher, auf welchen sie die gefangenen Römer einen Schwur vor ihrer Entlassung leisten ließen. (S. Plutarchs „Caius Marius".) Ist das kein Thier-Idol?

Stiere, Kühe, Rosse wurden von allen Germanen als heilig verehrt, als weissagende Geschöpfe benutzt. Tacitus meldet von den eigens dafür von Gemeindewegen gehaltenen weißen Rossen. Bis in die eddische Sigurd-Sage hinein finden wir diese „Befragung des Pferdes". Weiße Rosse galten darum als vornehmstes Geschenk an Fürsten — von den Thrakern zu Xenophons Zeit an bis auf Hermanfried von Thüringen und den Ostgothenkönig Theoderich.

Von einem Stier wollten die Merowingischen Könige abstammen. Mit sozusagen sinnbildlich heiligem Ochsengespann fuhren sie deshalb umher. Ein goldenes Stierhaupt fand sich in Chilperichs Grab. Heilige goldgehörnte Kühe erscheinen in den eddischen Liedern, gerade wie bei den alten Indern. So große Rolle spielen Kühe und Rinder in deutscher und skandinavischer Mär, daß uns dabei ganz mykenisch und trojanisch zu Muthe wird.

Die nordische Kuh Audhumla ist — gleich Hesiods Gaia, welche auch zugleich die Kuh und die Erde bedeutet — die nährende Ur- und All-Mutter der Welt. Der schwedische König Eistein Beli verehrte die heilige Kuh Sibilja, die er selbst in die Schlacht mitnahm. Aehnliches wird von König Oegwaldr berichtet. Nicht umsonst hießen die Eroberer Britanniens Hengest und Horsa — Hengst und Roß.

Die langobardische Heldensage berichtet von der Verehrung eines heiligen Schlangenbildes. Odins Beinamen „Ofnir" und „Swafnir" deuten auf den gleichen Schlangendienst, der ja auch bei den Griechen noch zur Zeit ihrer höchsten Bildung im Schwange war und bei den Juden von Moses bis zu König Hiskias Regierung im Tempel vor der ehernen Schlange betrieben wurde. Selbst ein Käserdienst ist aus unseren Volkssagen und Kinder-Reimen nachweisbar.

Wenn der Sachse unter dem feienden Eberhelm focht, so hatte es damit doch auch eine gottesdienstliche Bewandtniß. Soll ich des Sonnen- oder Sühn-Ebers erwähnen, der einst in Deutschland, Skandinavien und England verehrt wurde, und von welchem manche deutsche, schwedische und norwegische Weihnachtssitte — des Ebermahles zu Oxford und am Hofe der Königin Victoria, wie im Hause manches englischen Adeligen, nicht zu vergessen — noch die deutlichen Nachklänge sind?

Unser volksmäßiger Weihnachts-Mummenschanz, bei welchem die alten Götter als Schimmelreiter, Klapperbock, Bär u. s. w. ihre Sonnenwendfahrt vollziehen, ist zum Theil ein Ueberbleibsel der Thiergestaltigkeit von Göttern. Auch die Folgegeister des Menschen, seine Dämonen, haben im Norden Wolfs-, Bären-, Stier-, Fuchs-, Hasen-Gestalt. Götter, Menschen und Thiere sind bei allen alten Völkern wunderlich durcheinander gemischt. Es ist eine Darwinische Auffassung.

Wenn unsere Frau Holle oder Holda im Spessart umfährt, so „bellt sie wie ein Hund". Freia-Holda ist eben die nordische Freyja, welche an der Riesin Hyndla (Hündlein) nicht blos ihr gigantisches Gegenbild, nein, ihre Schwester hat. (S. das eddische Hyndla-Lied.) Als Venus vulgivaga — wie sie dort von ihrer riesigen Schwester gescholten wird, und wie sie auch in „Oegirs Trinkgelage" von Loki dargestellt ist — mag sie selbst einst in Thiergestalt, als Betze, gedacht worden sein. In anderen niederen Auffassungen läßt sie sich als Schwan, als Ente, als Katze u. s. w. nachweisen. Aehnlich Odin-Wodan als Roß; Donar als Bock oder Bär.

Einst standen sich die Wodans- und die Wanen-Lehre, augenscheinlich zwei verschiedene Auffassungen von der Entstehung der Welt aus Feuer oder Wasser, als feindliche Bekenntnisse gegenüber, bis sie sich nach einem, in der Edda erwähnten, blutigen Kampfe und Ausgleiche verschmolzen. Uralter Thierdienst muß an diesen höheren Religionen haften geblieben sein. Wie könnten übrigens die Götter Götter sein, wenn sie sich nicht sogar zeitweilig in Thiere zu wandeln vermöchten? Wir sehen Odin Adlers-, Loki Lachs- und Stuten-Gestalt annehmen, u. dgl. m. Noch in der jetzigen shetländischen Volkssage habe ich das Meer — ganz wie, nach Pytheas, es einst bei Griechen der Fall war — als von einem ungeheueren Thiere abhängig geschildert gefunden, dessen Ausstoßen und Einziehen des Athems Ebbe und Fluth verursacht.

In Bayern gilt Holda noch als „Bertha mit der eisernen Zitze". Odin hieß ehemals im Norden „Arnhöfdi": der Adlerköpfige. Er ist auch „Hroßharsgrani", der Roßhaar-Bärtige. Die Winde, einst göttliche Gestalten, erscheinen, wie Mannhardt bemerkt, noch in deutschen Bildern des zehnten Jahrhunderts als Thierköpfe, von denen ein Hauch ausgeht, während die christliche Kunst sonst die römisch-heidnische Darstellung eines blasenden Menschenhauptes annahm.

IV.

Doch es ließe sich solcher Belege eine Unmasse beibringen. Die alte deutsche und nordische Götterlehre ist somit nicht nach

Digitized by Google

einer einzigen Stelle des Tacitus zu beurtheilen, obschon, wie gezeigt worden, selbst er sowohl einen Bilder-, als auch einen Thierdienst andeutet. Ueberhaupt läßt sich der so gedrängt, manchmal so dunkel schreibende Tacitus oft nur durch mühsame Vergleiche richtig verstehen. Man nehme zum Beispiel den Satz im 22. Abschnitt der „Germania" über das merkwürdige Verhältniß der Söhne zum Bruder ihrer Mutter. So kurz übrigens sein Büchlein „Germania" ist, so erhellt doch auch daraus eine Verschiedenheit der deutschen Stämme an Sitten, Tracht, Glaubensformen u. s. w. Unsere Vorfahren hatten die Einweiberei — ihre Heerkönige, wie er sagt, immerhin ausgenommen! Das ist eine beachtenswerthe Andeutung; sie weist auf einen allgemeinen älteren Gebrauch. Wissen wir zudem nicht, daß die Geten, die doch als nachweisbare Gothen zu den Germanen gehören, die Vielweiberei und die freiwillige Wittwenverbrennung hatten? Letzterer Gebrauch, von den alten Deutschen im Gebiete unseres heutigen Vaterlandes aufgegeben, ist jedenfalls noch längere Zeit hindurch ein skandinavischer gewesen. Darum besteigt Brynhild den Holzstoß und höhnt Gudrun, daß sie nicht die der Gemahlin würdige That vollziehe.

Kann man sich da wundern, daß bei den weit nach Osten abliegenden getischen Thrakern mancherlei Dinge vorkamen, auf welche die, überhaupt nur knappe und flüchtige Schilderung der „Germania" nicht paßt?

Damit ist genug gesagt, um die Tempel und die rohen, mit Thierköpfen versehenen Götterbilder, welche Dr. Schliemann aus dem Schutte von Troja aufgrub, nicht für unvereinbar mit einer germanisch-thrakischen Abkunft der Troer zu halten. Wenn nöthig, könnte des Beweisstoffes noch die Menge herbeigeschafft werden.

Der vaterländischen Einbildungskraft ist das Bild von Vielweiberei, von Wittwenverbrennung, wenn auch freiwilliger, bei Ost- oder Nord-Germanen, unbedingt nicht angenehm. Ebensowenig der Gedanke an Voráltern, welche den Leib und das Antlitz bemalten oder tättowirten. Doch kam Letzteres bei einer Reihe unzweifelhaft germanischer Stämme vor. Die Thraker thaten es zufolge Herodot, Plinius, Valerius Flaccus u. s. w. Tacitus erwähnt es von den deutschen Hariern, d. h. wohl Heermännern, welche mit schwarzem Schild und bemaltem Körper sich die dunkeln Nächte zum Kampfe auserwählen. In all diesen Fragen über unsere Ahnen leitet uns nur der wissenschaftliche Forschungsgeist, gleichviel, welches das Ergebniß der Untersuchung ist. Diejenigen aber, welche die thrakischen Trojaner wegen ihres Bilderdienstes und ihrer thierhäuptigen Götter nicht zu den Germanen gerechnet wissen wollen, tragen mehr der patriotischen Phantasie, als den Thatsachen Rechnung.

So viel ist gewiß: risse man dies Thrakervolk aus dem Griechenthum heraus, wie Vieles wäre da in der Heldensage und Geschichte von Hellas an Tapferkeit, an musikalischer, dichterischer, philosophischer, auch gewerblicher Begabung verloren! Wie groß wären die Lücken! Und darum hat die Untersuchung über den Ursprung dieses Volkes eine so hohe Bedeutung; und jeder gebildete Deutsche, der ins Schliemann-Museum geht oder sich in „Ilios" und „Troja" vertieft, wird sich dadurch doppelt zum Nachdenken angeregt fühlen.

Don Juan-Studien.

Von Wilhelm Bolin.

(Schluß.)

Weitaus glücklicher war solchenfalls ein anderer Autor, dessen Don Juan-Drama bald nach dem soeben besprochenen veröffentlicht worden. Es ist der nunmehr freilich bereits vergessene, doch seiner Zeit namentlich als Erzähler geschätzte Karl Johann Braun, Ritter von Braunthal*), der wohl auch nur ein Buchdrama geliefert, immerhin aber ein Werk von stellenweise poetischer Schönheit und namentlich durch völlige Unabhängigkeit von der Oper einer besonderen Beachtung würdig. In klangvollen Versen geschrieben, bei denen nur ganz vereinzelt etwas ungefüge Wortstellungen mit unterlaufen, bringt es den reinen Don Juan-Charakter wieder zur Geltung und entwickelt denselben in einer Reihe von Handlungen und Situationen, die einer dichterischen Gestaltung des im Probleme selbst gegebenen Stoffes entstammen. Liegt irgend welcher Einfluß seitens vorhandener Don Juan-Dichtungen vor, so ist es jedenfalls keine Bettelei bei Daponte, sondern höchstens eine gewisse nur ganz äußerliche Anlehnung an Byron, indem auch hier der Held auf Reisen geht. In vier Hauptstädten Europas führt uns der Dichter dessen Liebesabenteuer vor, und das hat allerdings ein solches Zersplittern der Handlung zur Folge, daß dem Stück die geschlossene Einheitlichkeit, wie sie das dramatische Kunstwerk verlangt, durchaus abgeht. Nur Anfang und Schluß, erster und fünfter Act — oder Abtheilung, wie es hier heißt — stehen in einem gewissen Zusammenhang und haben beide Madrid zum Schauplatz. Es handelt sich da um ein Liebesverhältniß, das auf dem Kirchhof in einer an Richard III. gemahnenden Weise angeknüpft wird, worauf der Held die so gewonnene Schöne verläßt, die sich dafür schließlich doch zu rächen weiß. Bei seiner Heimkehr nämlich, die erst nach fünf Jahren erfolgt, gelingt es ihr ihn wieder zu fesseln, ohne daß er ahnt, mit wem er es zu thun hat. Das Ganze endet mit einer Doppelvergiftung, wobei sich beide ihre gegenseitige Liebe gestehen und lediglich die zeitweise in den mittleren Acten bei Don Juan selbst auftauchende Erinnerung an eben diese Neigung stellt die einzige Verbindung zwischen Anfang und Ende dieser Herzensangelegenheit her. Gänzlich unabhängig von derselben und unter einander stehen die galanten Erlebnisse in Neapel, London und Paris, womit der zweite und die beiden folgenden Acte ausgefüllt sind. Was aber dem Stück noch mehr jede dramatische Bedeutung benimmt, ist der dem Helden zugesellte Begleiter, eine Art gutgesinnter Mephistopheles, mit dessen Hülfe er nicht nur die betreffenden Fahrten auf zauberhafte Weise zurücklegt, sondern ebenfalls aus allen Gefahren und Verwickelungen, die er sich durch seine ausländischen Liebesunternehmen zuzieht, jederzeit höchst bequem und behende herausgerissen wird; nur den spanischen Schönen gegenüber zeigt sich dieser Schutzgeist ganz machtlos, wie dies der tragische Ausgang des Helden beweist, der übrigens durch eine andere höhere Macht, eine ganz unfaßbare allegorische Figur, die gegen das Ende des Stücks zu spuken beginnt, herbeigeführt wird.

In dem Hinzuziehen des Zauberhaften und der dasselbe vertretenden Persönlichkeit gibt sich bei Braun gleichsam eine Nachwirkung aus Grabbe zu erkennen, dessen unmittelbare Zusammenstellung von Faust und Don Juan hier gegen eine Umgestaltung des Don Juan-Problems in ein Seitenstück zur Faust-Sage vertauscht wird. Wie der eigentliche Faust durch einen bösen Geist ins Verderben gezogen wird, soll der Don Juan — in einer dem Drama vorausgehenden Widmung nennt ihn Braun „der klügere Faust", weil er weiß, daß „des Lebens einz'ge Wahrheit der Genuß ist" — durch einen guten Geist in seinem rastlosen Trachten nach Genuß gefördert werden, bis er schließlich seinem Verhängniß erliegt. Nicht minder bezeichnend ist Brauns Verhalten der betreffenden Oper gegenüber. Bei allem Geschick, jegliche Anlehnung an Dapontes Libretto zu meiden, kann er sich doch Mozarts Allgewalt und dem entsprechenden Geschmacke für das Opernhafte nicht entziehen; auch bei ihm findet eine häufige Verwendung von Musik und Gesang mit und ohne allerhand decorativer und mechanischer Zuthaten statt.

Völlig selbstständig erfaßt zeigt sich das Don Juan-Problem erst in der Hand eines gottbegnadeten Dichters, dem es leider versagt war, seinen höchst originell und sprachlich in schönste Form gekleideten Don Juan zu vollenden. Gleichwohl heischt Lenaus aus der Mitte der vierziger Jahr stammendes Fragment die größte Beachtung, obschon es denklich auch nur Buchdrama geworden wäre wie sein Faust, und wie dieser eine

*) Geboren zu Eger 1802, privatisirte als Schriftsteller zu Wien und starb den 26. Nov. 1866. Sein Don Juan erschien 1842 in Leipzig. Unter andern Dramen hat er auch einen Faust gedichtet.

Digitized by Google

Neigung zum Zerfallen in vereinzelte Episoden zeigt. Auch was die den Helden selbst betreffenden Situationen anlangt, scheint der Dichter auf dramatische Concentrirung nicht bedacht gewesen zu sein: dessen Liebesverhältnisse erhalten nicht weniger denn zehn Repräsentanten — freilich lauter Spanierinnen, und nur ein verschwindender Bruchtheil der „mille e tre“ des Leporello-registers — worunter das für die eigenthümliche Auffassung des Dichters bedeutendste Verhältniß nur in einem Monologe Don Juans berührt wird. Es handelt sich da um seine Gefühle für Donna Anna, der gegenüber er einen weit tieferen Eindruck empfangen als bei den übrigen Damen seines Herzens. Ganz unzweifelhaft liegt der Schwerpunkt einer dramatisch richtigen Verwerthung des Don Juan-Problems, sobald selbiges tiefer aufgefaßt wird als es bei der Sage in ihrer unmittelbaren Form der Fall, in dem soeben angedeuteten Verhältniß einer wirklichen Liebe zwischen dem Helden und einem weiblichen Wesen edler Art, so daß ein Gegensatz zu den flüchtigen und nur auf den Rausch des Augenblicks abzielenden Beziehungen entsteht. Als tragischer Conflict ergibt sich hierbei die im Charakter des Helden liegende Nothwendigkeit, auch diese Liebe dem Sinnentaumel zu opfern, wobei das liebende Weib, dem die Hingebung beim drängenden Verlangen des Geliebten ganz unvermeidlich, an der danach eintretenden Enttäuschung zu Grunde gehen muß. Hierzu enthält Lenaus Fragment nur den Ansatz, aber daß der Dichter diesen wichtigen Punkt ins Auge gefaßt, muß ihm ebenso hoch angerechnet werden wie es andrerseits unerheblich ist, daß sich unter seinen Entwürfen auch eine der Oper nachgerathene Kirchhofscene findet, wo das Standbild des von ihm erschlagenen Comthurs höhnisch angeredet wird, jedoch ohne daß selbiges ein Lebenszeichen von sich gibt oder später sich an der Handlung betheiligt. Denn einen ganz und gar selbstständigen und originellen Schluß hat Lenau seiner Dichtung gegeben. Zunächst läßt sich derselbe so ziemlich wie bei Mozart an, da es allerdings mit einem Bankett beginnt, wobei Freunde und „Freundinnen“ anwesend; anstatt des „steinernen Gastes“ kommt aber dessen Sohn als Rächer, und in seinem Gefolge eine Schaar verführter Frauen und deren Kinder, die ihre Rechte an dem leichtsinnigen Hausherrn geltend machen wollen. Eben diese Ansprüche finden bei ihm, in einer allerdings überaus sprunghaften Weise, die bereitwilligste Anerkennung, indem die Betreffenden sammt und sonders in seinem zur Verlesung kommenden Testament bedacht werden. Denn der Held selber ist mittlerweile genußmüde und lebenssatt geworden; von dem Ueberdruß an dem Einerlei seines bisherigen Daseins überwältigt, nimmt er die ihm vom Sohne des Comthurs gewordene Herausforderung an und läßt sich von ihm niederstechen.

Wie hoch oder gering man auch den Werth von Lenaus Don Juan-Fragment veranschlagen mag, so liegt darin doch eine Leistung vor, die nicht nur das Gepräge echter dichterischer Bedeutung trägt, sondern in ihrer ganzen Fassung ebenso frei vom Anlehnen an die Oper wie von einem Vermengen des aufgenommenen Problems mit ihm durchaus fremden Elementen ist. Schon deshalb war Lenau in seinem guten Recht, an diese Aufgabe zu gehen, der gegenüber seine Freunde ihre Bedenken gehabt haben sollen, „daß er sich an einen schon so oft und in allen Dichtungsformen besungenen Helden gewagt habe.“*) Wie durchaus unbegründet diese Bedenken waren, dürfte aus der bisherigen Betrachtung sämmtlicher Vorgänger Lenaus auf dem Gebiete der Don Juan-Dramen zur Genüge ersichtlich sein.

IV.

Ein Menschenalter nach Lenau, während Mozarts Don Juan fortdauernd seine unfehlbare Wirkung auf den Bühnen allein behauptete, nahm wiederum ein wahrhafter Dichter den Don Juan-Stoff zu dramatischer Verwerthung auf. Was uns Paul Heyse im jüngstvergangenen Spätjahr gebracht, ist eine dichterisch hochbedeutende Leistung, namentlich weil der Bruch mit den der Oper angehörenden phantastischen Elementen vollständig darin durchgeführt ward, und zwar in einer Weise, die auch im Uebrigen auf einer durchaus selbstständigen Fassung des Problems fußt. Offenbar wegen der für ein rechtes Bühnenwerk nöthigen Concentration hat aber der Dichter lediglich das Ende Don Juans zum Gegenstande gewählt. Bei derartiger Begrenzung der Aufgabe bleibt immerhin die Frage nach dem zugehörigen Anfang bestehen, und da selbstverständlich nicht die Sage in ihrer Allgemeinheit, sondern nur eine bestimmte Gestaltung derselben solchenfalls in Betracht kommen kann, zugleich aber hinlänglich erwiesen ward, daß keines der vielen Dramen hierbei irgend zu berücksichtigen ist, hat es den Anschein, als gewährte die Oper, weil darin die geläufigste Form der betreffenden Sagengestaltung enthalten, die hier erforderliche Voraussetzung.

Besteht nun wirklich eine solche im Princip unzweifelhaft widersinnige Beziehung zwischen Mozarts Oper und dem vorliegenden Drama? Allerdings hat der Dichter aus dem Hauptmotiv jener, dem Verhältniß Don Juans zu Donna Anna, sein Trauerspiel hergeleitet. Die Anknüpfung ist jedoch nur eine mittelbare, durch freies Umgestalten der Einzelheiten wesentlich modificirt, wie dies zugleich bei dem entschiedenen Ablenken von der Oper durchaus selbstverständlich. Man hat sich nicht die Oper bis etwa zum Entweichen Don Juans nach dem bekannten Mandolinen-Ständchen als den dramatischen Verlauf zu denken, zu welchem Paul Heyses Stück einen neuen Abschluß brächte. Vorausgesetzt ist nur die Bekanntschaft mit den beiden genannten Hauptfiguren, von denen sogar Don Juan allein, aber streng im Charakter der Oper gehalten, in dem Heyse'schen Drama vorgeführt wird, während sein Verhältniß zu Donna Anna, ganz anders als im Libretto gefaßt, die zwanzig Jahre vor der hier beginnenden Handlung zurückliegende Vorgeschichte bildet. Außer durch den Leporello, der einzigen ferner noch der Oper entnommenen Gestalt, hängt das Drama mit jener nur durch die Thatsache zusammen, daß der Held seine Geliebte — hier eine Nonne, die er vom Altar weggelockt — „ihrem Vater hat abtrotzen wollen und den würdigen Greis in blinder Nothwehr erschlagen“, worauf es hieß „der Gottseibeiuns habe ihn geholt“, weil er durch rasche Flucht den Verfolgungen der Inquisition entronnen war. Diese Vorgeschichte selbst ist aber mit dem Drama in einer für den Zuschauer völlig zureichenden Weise verwebt, so daß das Stück als einheitlich gegliedertes Ganze sich vor ihm entfaltet. Nur der Gesammteindruck des Don Juan-Charakters, wie er sich aus der Oper ergibt, kann füglich als vortheilhafte Ergänzung zu dem sonst ganz selbstständig gehaltenen Drama betrachtet werden, da selbiges eben, seiner Aufgabe nach, nur das Ende des Helden bringen will und er demgemäß schon in einer gewissen Uebersättigung und Ermüdung erscheint, welches auf die Vorstellung eines entsprechenden früheren Zustandes zurückweist.

Die vortreffliche concentrirte Handlung umfaßt etwa anderthalb Tag und trägt sich bei Neapel zu. Am Fuße des Vesuvs trifft Don Juan mit einem Mädchen von wunderbarer Anmuth zusammen, an der er seine Verführungskünste üben will; doch sie bleiben wirkungslos an der edlen Weiblichkeit der keuschen jungen Ghita, eine der lieblichsten Gestalten nicht nur unter den vielen herzgewinnenden Wesen bei Paul Heyse selbst, sondern der ganzen modernen Dichtung überhaupt. Hierauf von räuberischen Strolchen überfallen und verwundet, findet Don Juan unerwartete Rettung durch einen aus Salerno heimkehrenden jungen Mediciner. Dieser Jüngling, ebenfalls eine der prächtigsten Gestalten unseres Dichters, übt eine so mächtige Wirkung auf Don Juan, daß er seinerseits wünscht, er „hätte einen jüngern Bruder, der ihm gliche, daß er in einer müden oder vertraulichen Stunde seinen Kopf an dessen Schulter lehnen könnte und sich einreden, es nähme eine Menschenseele Theil an ihm“. Zum ersten Male in seinem Leben von einem edlern und über allen Sinnenreiz erhabenen Gefühl erfaßt, stößt Don Juan auch hier auf Widerstand, als dessen Ursache er ein Liebesverhältniß zwischen dem jungen Arzt Gianotto und der lieblichen Ghita, der Tochter einer in der Gegend begüterten Grafenfamilie, zu erkennen glaubt. Er

*) Vergl. Lenaus sämmtl. Werke, Ausgabe in 2 Bänden, Leipzig 1882, Bd. 2, Einleitung S. 427.

Digitized by Google

beschließt, seiner siegesgewohnten Natur gemäß, auch diesen Widerstand zu brechen, wozu er sich umsomehr berechtigt hält, als er mittlerweile in Erfahrung gebracht, daß Gianotto, als Pflegekind bei den Eltern seiner Geliebten aufgewachsen, sein eigener Sohn ist, den ihm die bei der Niederkunft verstorbene Donna Anna geboren. Hierin eben besteht das ausnehmend reichhaltige Interesse des Stückes: die naturgemäße Folge der besinnungslosen Genußsucht Don Juans tritt — im Gianotto dichterisch personificirt — mit einer ihm selbst unwiderstehlichen Gewalt an ihn heran, wobei er auch dieser Empfindung, welche jedes andere Lebewesen vorwiegend zur Selbstentäußerung veranlaßt, nur in selbstischer Weise zu genügen versteht. Auf dem oftbewährten Wege seiner gewohnten Liebesabenteuer weiß er Nachts bei dem jungen Mädchen einzudringen, um sie zum Verzicht auf den Geliebten zu zwingen und ihre Beharrlichkeit schließlich dadurch zu bewältigen, daß er die Eifersucht Gianottos tückisch herausfordert und diesen an seiner Geliebten irre werden läßt. Dieser wirkungsvolle Auftritt, mit Recht in die Mitte des Dramas verlegt und äußerst bezeichnend im Schlafgemache Ghitas spielend, begründet aufs Anschaulichste den Widerspruch, welchem die drei in jene Situation gebrachten Persönlichkeiten zum Opfer fallen müssen. Lediglich auf die Wahrung seiner Vaterrechte bedacht, dabei aber der seinem gewohnten Treiben entsprechenden Mittel sich bedienend, erscheint Don Juan dem eigenen Sohn als eben der Verführer, der er seither gewesen. Auch nachdem er, von seiner an den beiden Liebenden verübten Unthat tief ergriffen, seinen anfänglichen Eigenwillen so weit überwindet, daß er für den Sohn um die Hand Ghitas bei deren Mutter wirbt, bricht doch seine Vergangenheit, wie er sie in jenem Schlafgemach über sich heraufbeschworen, wie ein Strafgericht über ihm zusammen, ihn selbst und die er wahrhaft lieb haben wollte in den Abgrund ziehend. Für die Liebe, die er dem Knaben, der ihn haßt, hat abtrotzen wollen, erwirbt er dessen Fluch, als derselbe in dem Räuber seines Glücks den eigenen Vater erkennen soll, und das Mädchen, „das einzige Weib außer der Mutter Gianottos, zu dem er voll Ehrfurcht als zu einem höheren Wesen aufblicken muß", bringt er ob der ihr zugefügten Schmach, vor dem Geliebten für treulos zu gelten, dahin, daß sie den Tod in den Wellen sucht. Als hierauf auch Gianotto sich mit eigener Hand das Leben genommen, nachdem er vergeblich die aus den Fluthen emporgezogene Geliebte wieder zu beleben versucht, begibt sich Don Juan in dumpfer Ergebenheit nach dem Krater hinauf, um in dessen Tiefen den Frieden zu finden, den er auf der Welt nimmer erhoffen kann.

Durch und durch äußerst bühnenwirksam, zeichnet sich das Drama auch durch eine Menge gelungener Nebenfiguren aus. Außer den vorhin angeführten — der Gräfin-Mutter und dem Leporello mit den beiden schlimmen Gesellen aus der Expositionsscene — hat es noch eine brave alte Dienerin, welche für Gianottos Mutter gegolten; einen ländlichen Gastwirth voll Naturfrische und harmloser Spaßigkeit; dessen muntere Verlobte, als Repräsentantin jener Weiberart, bei der Don Juan jederzeit seinen Willen durchsetzt; einen sinnig angelegten Karthäusermönch und einen prächtigen alten Fischer — alle lebendig und von durchweg anziehender Charakteristik, in ihrer Bedeutung dem Ganzen vortrefflich angepaßt und von unzweifelhafter Spielbarkeit. Wohl mit Rücksicht hierauf hat der Dichter sein Stück in Prosa geschrieben, was vielleicht bei dem von ihm gewählten Stoff einiges Befremden erregen könnte, weil man gewohnt ist gewisse der Sagenwelt angehörende Gestalten nur in gebundener Form reden zu hören. Ohne das Recht des Verses im Drama irgend anzutasten, halten wir doch dafür, daß einem Dichter daraus keine unerläßliche Bedingung gemacht werden soll, zumal eine gute, gehaltreiche und klangvolle Prosa manchem Text von metrischer Unantastbarkeit vorzuziehen ist. Und die Prosa in dem vorliegenden Drama läßt wahrlich nicht den Mangel der gebundenen Form vermissen, von den wenigen Stellen abgesehen, wo bei Erörterungen über seelische Vorgänge ein etwas moderner Ton anklingt, der in die vom Dichter angegebene Zeit der Handlung — Mitte des 14. Jahrhunderts — nicht recht passen will. Dies bleibt aber gänzlich belanglos gegenüber der tiefmenschlichen Wahrheit, von der die Dichtung im Ganzen durchdrungen ist, und wohl um hierin besonders wirksam zu sein, erhielt das Drama die freiere und unmittelbarere Ausdrucksform.

Jedenfalls haben wir ein in vieler Hinsicht hochbedeutendes Dichtungswerk vor uns. Nicht nur unter den neuern Dramen überhaupt und unter den gleichartigen Schöpfungen Paul Heyses selbst nimmt es einen hervorragenden Rang ein, das Drama hat noch die fernere Bedeutung, daß es die Don Juan-Sage eigentlich jetzt erst der deutschen Dichtung in einer vollgültigen Weise zugeführt hat. In dieser Beziehung kann keines der früheren Don Juan-Dramen, wie zur Genüge dargethan, wahrhaft mitzählen: sie haben nur literarhistorischen, keineswegs jedoch echt dichterischen Werth. Aber was uns der Dichter hiermit gebracht, ist doch hinsichtlich der Don Juan-Sage als Ganzes nur ein wenn auch immerhin wesentlicher Theil, und was darüber hinaus in dem Stoffe dichterisch verwerthbar, bleibt der deutschen Dichtung unstreitig noch zu erwerben übrig. Das nun gelieferte „Ende" weist nothwendig auf einen Anfang zurück, an den es sich organischer und homogener als an die Oper anlehnen könnte. Einstweilen enthält diese thatsächlich die allgemeinen Voraussetzungen zu dem fraglichen Drama, so selbstständig dasselbe an sich wie rücksichtlich der Oper gehalten ist. Es handelt sich aber, wie gesagt, darum, den dichterisch so ergiebigen Stoff in möglichster Gesammtheit der deutschen Dramatik einzuverleiben, und vor allen Dingen gilt dies von dem Verhältniß Don Juans zu Donna Anna, welches namentlich in der Fassung, wie wir sie vorhin anläßlich unserer Besprechung von Lenaus Fragment angedeutet, ein fruchtbares Motiv zu einer Tragödie enthält, die vortrefflich als erster Theil zu der vorliegenden herstellbar wäre. Unseres Erachtens ist hier für die deutsche Bühnendichtung ein Schatz zu heben, wozu es allerdings einer kundigen Hand bedarf. Vielleicht fühlt sich die nämliche Hand dazu berufen, der wir vorläufig eine der schönsten Don Juan-Dichtungen zu danken haben.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Hüttenbesitzer.

Schauspiel in vier Acten von Georges Ohnet.

Dem Deutschen Theater, das seine eigentliche Aufgabe, der modernen Bühnendichtung im Allgemeinen und der durch tausend Rücksichten von den Hoftheatern ferngehaltenen im Besonderen eine Heimstätte zu sein, so wenig versteht und erfüllt, geschieht es schon recht, daß der große Erfolg, den es mit Ohnets „Hüttenbesitzer" errungen, erst knapp vor Saisonschluß erzielt worden ist. Welches Kassenstück wäre die Pariser Novität nicht in der guten Theaterzeit geworden, während jetzt der schönste Sieg von der Hitze des Sommers und den nahen Theaterferien paralysirt wird! Aber die Umstände zwangen das Deutsche Theater zu dieser verspäteten, unzeitigen Première. Es hatte das Stück von der neuen Direction des Residenztheaters erworben, welche ihr Regiment nächsten Winter damit eröffnen wollte und blos in Folge des Umstandes, daß eine andere Berliner Bühne eine unrechtmäßige Bearbeitung desselben Stoffes angekündigt hatte, jetzt lieber darauf verzichtete. Das Deutsche Theater hat die Novität in aller Eile insgeheim einstudirt, und am selben Abend, da die schlechte deutsche Nachahmung im Centraltheater gegeben wurde, gelangte nun auch das echte Stück zur Aufführung.

Wie seinen Erstling „Serge Panine", so hat Georges Ohnet auch den „Hüttenbesitzer" nach seinem Romane dramatisirt: nach dem zur Zeit in 110. Auflage erscheinenden „Maître de Forges" (Paris, P. Ollendorf). Gewiß ist noch selten eine Erzählung geschickter für die Bühne bearbeitet worden, und die Kunst der Birch-Pfeiffer verschwindet in wesenlosem Scheine vor dieser effect- und geistvollen Arbeit. Freilich

Digitized by Google

hat schon der Romanschreiber dem Dramatiker weiblich vorgearbeitet. Georges Ohnet ist in erster Linie Dramatiker. In seinen Romanhelden fließt Theaterblut. Die Handlung ist reich und doch übersichtlich und von keinen naturalistischen Beschreibungen und Stilprätentionen angekränkelt. Ich habe bereits letzten Sommer bei einer Besprechung seines Romans „Comtesse Sarah" an dieser Stelle gezeigt, wie der Gedanke an die Bühne auch hier den Romanschreiber beherrscht, wie schon im Buche die Handlung in Scenen und Acte zerfällt, wie theatralisch die Figuren sich gruppiren, wie der Dialog bereits im epischen Flusse der Erzählung die einzelnen Tiraden, Schlager, Abgänge und Actschlüsse erkennen läßt. Bei seinem früheren Roman: „Serge Panine" war dasselbe der Fall, aber erklärlicher, denn er war nur die Bearbeitung eines überall zurückgewiesenen Theaterstücks, das erst dann den Sprung auf die Bühne wagen durfte, als der Roman großen Anklang beim Leserpublicum gefunden hatte. „Le Maître de Forges" läßt eine verwandte Genesis vermuthen. Auch er ist offenbar nach dem „Scenario" gearbeitet.

Das französische Originalstück hat diesen Winter in Paris einen unerhörten Erfolg errungen. Es wird im Gymnase-Theater Abend für Abend gegeben und dürfte bereits die 200. Aufführung hinter sich haben. In jüngster Zeit hat das interessante Doppelwerk auch noch einen heftigen literarischen Streit hervorgerufen. Die Neider des jungen Autors erhoben den in Paris fast zur Regel gewordenen Vorwurf des Plagiats Ferdinand Xau, ein Mitarbeiter des „Gil Blas", bezichtigte Ohnet, einen vor 38 Jahren erschienenen und zweimal ins Französische übersetzten Roman der einst beliebten schwedischen Schriftstellerin Emilie Flygare-Carlén: „Zwei Frauen oder Ein Jahr Ehe" abgeschrieben zu haben. Er bewies oder glaubte vielmehr zu beweisen, daß Vorwurf, Situationen und Hauptcharaktere dieselben seien, wie in Ohnets Roman und Stück und citirte sogar einige, übrigens gar nichts beweisende „Parallelstellen". Zum Ueberfluß mischte sich auch noch Rochefort in den Zank, indem er, an einen ähnlichen Prozeß Mario Uchards, des Verfassers von „Fiammina", gegen Sardou als Nachdichter von „Odette" anspielend, den vorliegenden Fall eine „Ohnette" nannte. Der Angegriffene antwortete, daß er bis heute von dem Leihbibliotheken-Dasein des schwedischen Romans keine Ahnung gehabt, und jeder, der Ohnet kennt, muß seiner Aussage unbedingt Glauben schenken. Leider schloß er aber seine Replik mit einem unglücklichen Hinweis auf Plautus, Molière und andere ebenfalls der Abschriftstellerei angeklagte größere Collegen in Apoll, und schloß mit dem Rühreffect: der Angriff gelte übrigens nicht seinem Werke, sondern dessen Erfolg, und doch habe er diesen nach zwölfjährigen schweren Debüts errungen und redlich verdient. Natürlich vermehrte diese ungeschickte Parade nur den Eifer seiner Angreifer, denn Ohnet ist der Sohn eines mehrfachen Millionärs und hat niemals die Noth nicht geldbegabter Anfänger gekannt. Adhuc sub judice lis est.

Die Handlung kann hier nur in Kürze angedeutet werden. Claire de Beaulieu ist die Braut ihres Vetters, des mit ihr aufgewachsenen, gegenwärtig in Petersburg weilenden Herzogs von Bligny. Die Hochzeit soll demnächst stattfinden, als plötzlich die Briefe des Bräutigams seltener werden, dann ganz ausbleiben. Da erfährt die alte Marquise zu ihrem Schrecken, daß der Herzog seit sechs Wochen in Paris sich befindet, ja daß er im Begriff steht, sich mit einer Pensionsfreundin ihrer Tochter, Athenais-Moulinet, dem Kind eines unmenschlich reich gewordenen Chocoladenfabrikanten, zu verloben. Der Herzog hat einen doppelten Beweggrund für diese schändliche Untreue. Einmal hat er in Erfahrung gebracht, daß die Familie seiner Braut durch einen Proceß um ihr Vermögen gekommen ist; dann hat er in einem Pariser Club 200 000 Francs Spielschulden gemacht, die Herr Moulinet großmüthig für ihn bezahlt, um den Cavalier an seine Tochter zu ketten. Unglücklicherweise muß nun Claire ihr Unglück aus dem Munde der ihr noch von der Pension her verhaßten Nebenbuhlerin erfahren. Da kommt unglücklicherweise der Herzog dazu. Böses ahnend, will er die Beleidigung entschuldigen, aber Claire, die dem Treulosen gegenüber auch die Treulose spielen will, ergreift die Hand eines zufällig anwesenden, schüchtern in sie verliebten Gastes, des bürgerlichen Hüttenwerksbesitzers Philipp Derblay, und stellt diesen der erstaunten Gesellschaft als ihren Verlobten vor. Tableau. Der Vorhang fällt natürlich sehr schnell.

Die verschmähte Ariadne läßt es noch nicht genug sein des grausamen Spiels, und der edle, der musterhafte Derblay gibt sich mit räthselhafter Gutmüthigkeit auch ferner zum Werkzeug einer krankhaft trotzigen Laune her. Es wird richtige Hochzeit gefeiert — doch eine freudlose, verschämte, um Mitternacht! Nun folgt eine pathetische Scene, die uns Labiche und andere Vaudevillisten und Operettendichter schon unzählige Male, aber stets in viel mehr angemessener komischer Beleuchtung gezeigt haben: die Thüre des Brautgemachs verschließt sich vor der Nase des neugebackenen Ehemanns. Die Scene ist trefflich geführt. Ein einziges ungeschicktes Wort, und das Publicum, das jetzt gerührt sich die Thränen trocknet und dazu einen „Schneuz" thut, mit Gottfried Keller zu reden, müßte unwiderruflich in ironisches Lachen ausbrechen. Aber Ohnet segelt stolz und sicher im Fahrwasser der larmoyanten Komödie. Philipp ist erst resignirt und zum Rückzug bereit, dann ungestüm und wild vor Eifersucht und weint und flucht endlich ganz gehörig. Wenn sie den Herzog noch immer liebt und ihn selbst blos geheirathet hat, um einen Trumpf auszuspielen, so ist er zu gut zum Strohmann. Er wird jetzt auch seinen Trotz, seinen Bürgerstolz haben, und seine Frau in partibus fortan gänzlich ignoriren.

Der dritte Act ist ein Lustspiel-Intermezzo. Die ganze Situation dreht sich um die Frage: wann wird diese Frau sich herbeilassen, die Frau ihres Mannes zu werden? Dem Anscheine nach scheint das Ende der ehelichen Abstinenzpolitik jeden Augenblick eintreten zu wollen. Claire hat ihren von Edelmuth triefenden Mann endlich schätzen und lieben gelernt, und nur ihr Stolz hält sie noch zurück, sich ihm an den Hals zu werfen. Seine Arbeiter kommen, ihm ein Deputirtenmandat anzutragen. Da erfährt Claire, daß ihr Bruder Octave die Schwester ihres Mannes Suzanne liebt und jubelt über dies neue Band, das sie jetzt mit ihrem Gatten vereinigen soll. Aber Philipp verweigert seine Einwilligung. Die Familie seiner Braut habe schon ihn elend genug gemacht; nun soll nicht auch noch das Lebensglück seiner Schwester an dem Stolze Derer von Beaulieu zu Grunde gehen. Claire hat kein Recht, sich über diesen Protest zu beschweren, umsoweniger, als sie gleich darauf ein Geheimniß erfährt, das ihr auf Philipps Wunsch vorenthalten worden war: der Ruin ihrer Familie. Und zwar wußte Philipp vor ihrer Hochzeit davon und verschmähte dennoch die Hand der bettelarmen Marquise nicht. Es ist echt französisch, daß diese Großmuth ihr erhabener dünkt, als alles Andere. Und Philipp soll nun auch noch als richtiger Held sich erweisen. Claire glaubt bemerkt zu haben, daß Athenais, die nunmehrige Herzogin von Bligny, allzu lebhaft mit ihrem Manne kokettirt, und sie, die eigentlich gar kein Recht zur Eifersucht hat, stellt die verhaßte Nebenbuhlerin zur Rede. Sie stößt auf Hohn und Bosheit. Aufgefordert, sofort in aller Stille das Haus zu verlassen, zuckt Athenais die Schultern und will es lieber auf einen Eclat ankommen lassen. Und Claire provocirt richtig einen unerhörten Scandal. Sie weist Athenais vor aller Welt die Thür. Der Herzog fragt Derblay, ob er das Vorgehen seiner Frau billige. Philipp übernimmt die volle Verantwortung. Der Herzog gibt seiner Gemahlin das Geleite.

Das unausweichliche Duell und seine Vorbereitungen füllen den Schlußact. Es ist selbstverständlich, daß Philipp sich jetzt erst recht in der schönsten Edelmuths-Apotheose zeigt. Er vermacht seiner Frau die eine Hälfte seines colossalen Vermögens, seiner Schwester die andere. Auch bittet er jetzt seinen Schwager, Suzanne ein liebevoller Gatte zu werden. Wie in Feuillets „Eine vornehme Ehe", ist die Bühne der Schauplatz des Zweikampfs. Claire fällt dem Herzog in den Schuß. Die Kugel geht ihr durch die Hand, und mit einer Liebesbetheuerung stürzt sie in die Arme ihres Mannes.

Das Bedenklichste an dem Stück: das heikle, brutale, im Grunde alles eher als tragische Hauptmotiv habe ich schon oben angedeutet und auch das Geschick anerkannt, womit Ohnet hier die stets auf der Kippe befindlichen Situationen und Empfindungen in Vorgänge und Worte gekleidet hat, ohne uns natürlich über die Verschrobenheit von Claires Casuistik und die Unnatur mehrerer Situationen täuschen zu können. Wenn Claire den Herzog, der sie verlassen, einen Feigling nennt, so geben wir ihr Recht; wenn sie aber ihren Mann, der sie geheiratet hat, obwohl er sich nicht von ihr geliebt wußte, eine noch größere Memme heißt, dann gehen wir nicht mehr mit. Für diesen hysterischen Sittencodex haben wir kein Verständniß. Und noch weniger gefällt mir das andere Motiv, das Athenais' Haß erklären soll. Das reiche Bürgermädchen ist in der Pension von ihren adeligen Freundinnen viel geneckt und gequält worden. Für diese Backfischleiden, die längst vergessen sein

Digitized by Google

sollten, übt Athenais nach Jahren gräßliche Rache, indem sie als Braut der Jugendfeindin den Bräutigam nimmt, als Frau ihr den Mann stehlen will. Dieses kindische Motiv leidet an demselben Fehler wie der pathetische Alkovenconflict. Beide Male will uns Ohnet zwingen, ein Strohfeuerchen für einen Hamburger Brand zu halten und zu weinen über etwas, was eigentlich eher unser Gelächter reizen müßte.

Unter diesen Vorbehalten kann auch die Kritik in den Beifall einstimmen, den das Pariser Schauspiel in Berlin fand. Das Stück gehört zum lebendigen Theater. Die Handlung, die zumal im ersten Act Schlag auf Schlag, Effect auf Effect bringt und mit einem Hauptcoup schließt, wird im Verlaufe besonnener, behaglicher, hört auf nur melodramatisch zu sein und wird stellenweise wahrhaft dramatisch. Ohnet nimmt den Zuschauer ganz in Beschlag und läßt ihn nicht wieder los. Die Wahlwühlereien sind ein Stück Actualität, die Brautnachtscenen sorgen für die beliebte Pikanterie, das Duell regt uns nicht minder auf. Alles ist von diesem jungen Schüler des alten Scribe vortrefflich in die Bühnenbeleuchtung gerückt. Der Dialog ist einfach, schlagkräftig, nervös, da und dort fein und witzig. Wie hübsch ist die Bemerkung des alten Notars, der die Heiratscanditatur Derblays unterstützt und dabei dessen bürgerlichen Namen annehmbar zu machen bemüht ist. „Man könnte den Namen corrigiren, ihm etwas nachhelfen — etwa durch einen Apostroph. Die Familie ist sehr alt. Zur Revolutionszeit schlossen sich die guten Leute aneinander; die Buchstaben thaten vielleicht dasselbe."

In der Inscenirung, so geschmackvoll auch die Zimmerdecorationen aussahen, war Manches versehen. Die Seelandschaft im ersten Act paßt nicht für eine bei Besançon im französischen Jura vor sich gehende Handlung. Da schleppen sich auch ein Baron und ein junger Marquis mit einem Köfferchen herum, als ob in dem herrschaftlichen Hause keine Lakaien zur Verfügung ständen. Der melodramatische Krimskrams des Duells bot mit den linkischen Zeugen eher Stoff zum Lachen. Das Tempo war oft schleppend. Die Besetzung ließ zu wünschen übrig. Tadellos war einzig Frau Niemann-Raabe. Das heitere Geplauder der Conversationsscenen gelang ihr ebenso gut, wie die Accente des Schmerzes und der Wuth. Meisterhaft waren zumal die Auftritte mit ihrer Nebenbuhlerin im ersten und dritten Act — ganz Weltdame voll maskirter Ironie und mächtig aufgewühlter Empfindung, die sich doch zu beherrschen weiß, und dann wieder ganz Weib in dem vulkanischen Ausbruch voll echter, hinreißender Naturlaute. Auch Herr Barnay spielte sehr angemessen. Vielleicht betonte er das Plebejische in Maske, Ton und Geberde zu stark; er sollte nicht vergessen, daß Derblay kein Dorfschmied ist, sondern als Sohn eines reichen Mannes tüchtige Studien gemacht und die Pariser Polytechnische Schule besucht hat. Er ist geprüfter Ingenieur, decorirter Offizier. Der leichte, gefällige Plauderton war meist gut getroffen, und nur die Schmerzausbrüche im zweiten Act klangen zu äußerlich, zu theatralisch. Bruststimme, nicht Kopfstimme, besonders bei einem so schönen Organ! Der Herzog, hier ohne Schneide und Distinction dargestellt, hätte Herrn Friedmann zufallen müssen; der Chocoladenfabrikant wurde von Herrn Förster allzu reichlich mit deutschen Bierphilistermanieren ausgestattet. Herr Engels hätte ihn gewiß viel wirksamer zur Geltung gebracht, wenn er ihn auch unfehlbar ins Drottelhafte hinübergespielt hätte. Unzureichend war die Darstellerin der Athenais, für die uns am Ende auch sogar Frln. Haverland lieber gewesen wäre, kriechend und unterthänig Herr Pohl als Notar und allzu sehr Naive Frln. Jürgens als Baronin v. Préfont. Ihr Mann wirkte in der gemessenen Darstellung durch Herrn Peppler gar nicht humoristisch. Und doch hatten die Herrschaften ein so gutes und angenehmes Mittel an der Hand, um besser, als es aus der dramatischen Kurzschrift ersichtlich war, hinter die Absichten des Verfassers zu kommen: sie hätten einfach den Roman zu lesen brauchen. Z.

Notizen.

Von der Bank der Spötter. Allerlei Glossen von Oscar Blumenthal. Berlin, Freund & Jeckel.

Der größte Theil dieses amüsanten Büchleins wird unsere Leser bekannt anmuthen. In der That sind die besten der hier gesammelten Feuilletons vor zwei Jahren in der „Gegenwart" erschienen und haben damals allgemein angesprochen. Daß sie nun auch in Buchform ein dankbares Publikum finden werden, scheint uns gewiß. Blumenthal hat mit Geschick alles Ephemere, blos an das Ereigniß des Tages Gebundene daraus entfernt, und was da übrig geblieben ist, sind geist- und witzvolle Plaudereien, die man füglich sub specie aeterni betrachten darf. Der treffliche Humorist besitzt ein scharfes Auge für die Lächerlichkeiten unserer Zeit und Gesellschaft und weiß mit kratzender, strafender Kaustik — wie er sich ausdrückt — die Niedern und Vornehmen mit gleicher Beherztheit beim Ohr zu nehmen. Die „Electrischen Träumereien", die „Großstadtseufzer", die „Tragödie des Wählers" sind voll guter Einfälle und feiner Wendungen. Auch die dem Verfasser des „Probepfeils" sonst weniger geläufige note tendre, die unser Gemüth treffen sollte, gelingt ihm manchmal überraschend. Auf seinem eigentlichen Jagdgebiete pirscht Blumenthal in den literarischen Satiren. Da fällt manches beherzigenswerthe Wort, das den Nagel auf den Kopf trifft. Die „Tapezier-Literatur", eine Diatribe gegen das Illustrationsunwesen, ist uns aus der Seele geschrieben, und auch der Artikel: „Furor biographicus" ist ein Schuß ins Schwarze. Dieser kecke, gesunde Witz wirkt wahrhaft reinigend und befreiend. Daß Blumenthal auch fein gebrechselte, pointenreiche Verse zu machen versteht, ist bekannt und zeigt sich hier wieder. „Wie man Stücke macht" ist eine allerliebste Reimepistel, wogegen der „Unpolitische Mirza Schaffy", so gewandt auch die Ghaselen geformt sind, zu sehr an ein längst vergessenes Tagesereigniß anknüpft. Gelungenes findet sich endlich auch unter den „Epigrammatischen Notizblättern", Blumenthals eigentlicher Specialität. Kurz überall zeigt sich ein Schriftsteller, der nicht lediglich Witzbold sein will, ein scharfer und gerechter Beobachter und sorgfältiger Stilist.

* * *

Vom Wiener Volkstheater. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Schlögl. Wien und Teschen, Karl Prochaska.

Zu der eleganten „Salon-Bibliothek" gehörig, werden diese werthvollen Aufzeichnungen über die Volksbühnen in Wien nicht nur den Freunden der dramatischen Kunst überhaupt, sondern auch denen eine entsprechende Lectüre sein, welche die Feder des verdienten Feuilletonisten auf dem Gebiete der Wiener Culturgeschichte schon von früher her mehrfach schätzen gelernt. In aller Kürze, wie dies durch die ursprünglich feuilletonistische Fassung der hier gesammelten Artikel geboten, bringt das Büchlein eine in scharfen Contouren gehaltene Uebersicht der Genesis und der Lebensschicksale der Wiener Volkstheater, deren Förderung, Pflege und Verwahrlosung, über die wichtigsten und Ausschlag gebenden Ereignisse, Veränderungen und Persönlichkeiten, die im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts auf die Gestaltung dieser so bedeutsamen Culturstätten Wiens gewirkt. Nach einer Rückschau auf das Theaterwesen entschwundener Zeiten und einen Ueberblick der gegenwärtig waltenden Zustände schildert der Verfasser in besondern Artikeln die Geschicke der drei großen Volksbühnen: in der Leopoldstadt, an der Wien und in der Josephstadt. Es ist kein erfreuliches Bild, das da entrollt wird, und kann auch nicht anders sein, wenn sich als Schlußertrag einer achtzigjährigen Thätigkeit dreier Hauptbühnen der völlige Niedergang des herrschenden Geschmacks ergibt, wie dies bei unverständiger, häufig gewissenloser Leitung, bei sinnloser Jagd nach Novitäten und bei der Pflege des zwitterhaften Bühnenwesens ganz unabwendbar eintreten mußte. Und all dieser Jammer ist um so bedauerlicher, als das echte Volksstück, heitern wie ernsten Inhalts, eine bedeutende Literatur aufzuweisen hat, welche einstweilen vor dem singenden Getändel der Operette hat weichen müssen. Sehr lehrreich und anziehend sind die an jene Theatergeschichten gereihten Skizzen über die verschiedenen Verfasser auf dem Gebiete des Volksstücks, unter denen Bäuerle, Raimund und Nestroy mit je einem Artikel bedacht worden. Diesen vortrefflichen Charakteristiken hätte mancher wohl gern eine über L. Anzengruber beigegeben gesehen, durch den das Volksschauspiel unzweifelhaft in einen neuen bedeutsamen Wendepunkt getreten, was ja der Verfasser auch mehrfach in seinem Buche andeutet. Offenbar hat der Autor sich mehr an das historisch Abgeschlossene halten wollen. An die seinem Schaffen noch bevorstehende Wirkung knüpft er vermuthlich wohl die „Hoffnungsstrahlen", womit er das gehaltvolle Buch abschließt, das jedem kundigen Leser zu denken gibt. W. B.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Luther,

Historisches Charakterbild in sieben Abtheilungen von

Otto Devrient.

Ein Festspiel, erstmalig im Herbste 1883 zur vierhundertjährigen Geburtstagsfeier Luther's dargestellt von Bewohnern Jenas.

Zweite Auflage.

gr. 8. XII, 160 S. geh. *M.* 3.60. Eleg. geb. *M.* 5.—.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien soeben:

Kampf und Schutz

gegen drohende Schwindsuchtskrankheiten des Kehlkopfs und der Lungen

in 80 Lebensregeln nebst Tagesdiät.

Für Ärzte und Laien von

Dr. med. **Michaelis**, prakt. Arzt.

Mit 2 Holzschnitten. 8. geh. 1 *M.* 20 ₰.

Eine **Bühnen- und Concert-Agentur I. Ranges** wünscht mit **Autoren und Componisten** in **Verbindung zu treten.** Adressen unter **J. H. 7399** bef. **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Neue Romane.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Byr, Rob., Soll ich? Roman. 2 Bde. 8. broch. *M.* 4.—

Möllhausen, Bald., Der Haushofmeister. Roman. 3 starke Bde. 8. broch. *M.* 14.—

In allen guten Leihbibliotheken vorräthig.

Verlag von **Wilhelm Koebner** in Breslau:

Das philosophische System

Eduard von Hartmann's

von

Dr. **Raphael Koeber.**

Preis 9 Mark.

Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Soeben erschien in unserm Verlag:

Berthold Auerbach.

Briefe

an seinen Freund

Jakob Auerbach.

Ein biographisches Denkmal.

Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber.

2 Bände. *M.* 15.—; auch gebdn. in Leinw. u. in Halbfr. zu beziehen.

Neuer Verlag von Freund & Jeckel in Berlin.

Von der Bank der Spötter. Allerlei Glossen von **Oscar Blumenthal.** *M.* 2.—

Vom Nordcap bis Tunis. Reisebriefe aus Norwegen, Italien und Nord-Afrika von **Robert Davidsohn.** *M.* 2.—

Quickborn. Gesammelte Gedichte, erster Theil, 14. Auflage, von **Claus Groth.** Eleg. gebunden. *M.* 6.—

Gesammelte Aufsätze. Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart von **Paul Lindau.** Neue Ausgabe. *M.* 3.—

Der Schwabenstreich. Lustspiel in 4 Akten von **Paul von Schönthan.** *M.* 2.—

Die Häßliche. Roman in 3 Bänden von **Clara Steinitz.** *M.* 10.—

Die Familie Buchholz. Aus dem Leben der Hauptstadt von **Julius Stinde.** 3. Auflage. *M.* 3.—

Dichtungen und Balladen von **Ernst von Wildenbruch.** *M.* 2.—

Fabulirtes. Erzählungen und Skizzen von **Hugo Wittmann.** *M.* 1.—

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

½ Stunde von Frankfurt a. Main. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Soole-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Meer-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s w.. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Soeben erschienen:

Die Aquarell-Malerei.

Die Technik derselben in ihrer

Anwendung auf die Landschafts-Malerei.

Von Prof. **Max Schmidt.**

Mit einem Farbenkreis.

Fünfte Auflage. Preis 2 Mark.

Leipzig. **Th. Grieben's** Verlag.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,

Kunsthandlung.

Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Geschichte meines Lebens v. Alfred Meissner. Erster Band. M. 5 = fl. 3. Soeben erschienen.

Gediegene Lektüre für Reise und Haus!

Max. Schmidt, Johannisnacht, broch. } à Bd. *M.* 2.

dto. Der Georgi-Thaler „ }

dto. Die Knappenliesl „ }

dto. Hochlandsbilder (ges. Werke Bd. I) 20 Bg. broch. *M.* 3.60, eleg. geb. *M.* 4.50.

Werthvoller Inhalt, elegante Ausstattung, billiger Preis.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Schachturnierbuch.

Auswahl

von hundert vorzüglichen Partieen,

welche in den Meisterturnieren von 1873 bis 1883 gespielt worden sind.

Herausgegeben von

Jean Dufresne.

1884. gr. 8. Geh. 3 Mark.

= Vorrätig in allen Buchhandlungen. =

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffl. Cacao.

Preis per ½ ¼ ⅛ ¼ = Pfd.-Dose

350 200 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 14. Juni 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Organisation der Arbeit. Von E. Hirschberg. — Die Repetirgewehrfrage. Von Hauptmann z. D. J. Castner. — **Literatur und Kunst:** Die Ehe der Madame de Staël. Nach alten und neuen Documenten. Von H. Breitinger. — Karl Frenzels neueste Novellen. Besprochen von Paul Nerrlich. — Wiener Neubauten. Von Siegmund Feldmann. — **Aus der Hauptstadt:** Gustav Richter-Ausstellung. Von A. L. — Von den Theatern. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die Organisation der Arbeit.

Von E. Hirschberg.

Drei Schlagworte sind es, die neuerdings in die öffentliche Discussion über die Arbeitsfrage geworfen sind: „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit", „Recht auf Arbeit", „Organisation der Arbeit".

Wer sich auch nur einigermaßen mit der heutigen Arbeitsfrage beschäftigt hat, wird zugeben müssen, daß mit der Verwirklichung dieser drei Dinge zum ersten Male im neuen deutschen Reich der Versuch zu einer fundamentalen Lösung dieser Frage gemacht werden würde.

Die Krankenversicherung, Unfallversicherung, Altersversicherung greifen die Sache nicht im Kern an, sie lindern ohne zu heilen. Nicht die Versicherungen an sich sind es ja, für welche die arbeitende Klasse zu kämpfen hat, sondern der Lohn, welcher ihr alle jene Versicherungen ermöglicht. Hätten die Arbeiter den dazu erforderlichen Lohn, so würden sie — ein Einmischen der Staatsgewalt überhaupt als nöthig vorausgesetzt — schon durch einen einfachen Versicherungszwang zur Eingehung aller jener Versorgungen bewogen werden können, für welche heute die Arbeitgeber den größten Theil der Kosten zu tragen haben. Man sollte nun meinen, daß der Staat demgemäß auch in der Lohnfrage zuerst hätte eingreifen sollen, um dann zu sehen, ob und in wie weit ein weiteres Eingreifen auch für andere Versicherungszwecke nothwendig gewesen wäre.

Im Grunde genommen ist nun die ganze heutige Armenpflege eine „Art von Versicherung gegen Arbeitslosigkeit", welche den Armenverbänden zufällt. Soll also dieses Wort einen tieferen Sinn haben, so muß es natürlich etwas Anderes bezwecken als die heutige Armenpflege: die bei Arbeitslosigkeit nachgewiesene Arbeit muß nicht die des Armenhauses und die bei nicht vorhandener Arbeit geleistete Unterstützung muß nicht jenes Existenzminimum sein, als welches die Armenunterstützung sich darstellt.

Es müssen die geleisteten Unterstützungen vielmehr hoch genug bemessen sein, um nicht nur den Lebensunterhalt des Arbeiters, sondern auch die fälligen Prämien der Unfall-, Kranken-, Alters-, Invaliditäts-Versicherung zu bestreiten.

Nur in dieser Weise könnte eine Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit sich bewähren und nicht nur sich in einen Gegensatz zur Armenpflege stellen, sondern letztere auch entlasten; und nur wenn sie so gestaltet den jetzigen Arbeiter-Versorgungsgesetzen vorangegangen wäre, könnte man letztere als verfrüht bezeichnen. Indessen kann das Bestehen dieser Gesetze keinen erheblichen Einwand gegen die Neueinführung auch dieser Versicherung, wenn sie einmal als heilsam erkannt ist, bilden; auch darf es nicht Wunder nehmen, daß die Dinge gerade diesen Gang genommen haben. Denn man muß sich vergegenwärtigen, wie unsicher das Vorgehen der Regierung auf dem noch unbekannten Wege der Arbeiter-Unterstützung von Anbeginn war. Heute endlich hat sich ja der Kanzler offen zum Staatssocialismus bekannt. Aber die ersten Unfallversicherungs-Entwürfe waren doch nur Vorläufer für dieses neue Princip, das denn erst in der Proclamirung des „Rechtes auf Arbeit" sich ohne Scheu als das bekannt hat, was es ist: als den definitiven Uebergang zum „Staatssocialismus" auf dem Gebiete der Arbeiterfrage.

Der Name thut ja nichts zur Sache und es ist im Grunde gleichgültig, wie man dieses Vorgehen der Reichsregierung theoretisch nennen will. Nur hat der Umstand, daß nach Durchführung eines „Rechtes auf Arbeit" verbunden mit einer Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit die Kranken- und Unfall-Versicherung vor der Hand in ihrer jetzigen Gestalt ganz hätte unterbleiben können, viel zu wenig Beachtung gefunden. Und doch hätte dieser Umstand, früher berücksichtigt, vielleicht auch viele principielle Gegner in das Lager des „Staatssocialismus" ziehen und letzteren für dieselben genießbarer machen können. Denn mag auch zur Durchführung einer „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit" ein gut Theil Staatssocialismus gehören — mit Freuden hätten ihn viele Gegner aufgenommen, wenn sie dadurch die Hoffnung gehabt hätten, daß Unfall-, Kranken-, Alters-, Invaliditäts-Versicherung nunmehr ohne staatliches Eingreifen, aus eigener Kraft sich hätten bewerkstelligen lassen.

Wir haben hier nun bisher die drei Worte „Recht auf Arbeit", „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit", „Organisation der Arbeit" wie gleichbedeutend mit einander gebraucht. Das ist zunächst zu rechtfertigen. Der Endzweck nämlich, den sowohl die Organisation der Arbeit, wie auch das Recht auf Arbeit haben, kann verständiger Weise nur der einer Versicherung gegen Arbeitslosigkeit sein. Man kann denselben allerdings auch einen weiteren Begriff zuweisen, speciell der „Organisation" der Arbeit; indessen kommt es hier ja nur auf den Zusammenhang mit der Lohnfrage an. Die Nothlage der Arbeiter hat ihren Grund 1) in der Natur der Waare „Arbeit" („Leibes-Arbeit" nach Engel), 2) in der Regellosigkeit der Concurrenz zwischen den Waarenverkäufern. Es mag gestattet sein aus des Verfassers „Die Selbsthülfe des Arbeiterstandes als Grundlage einer Versicherung" (Heft 189 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" 1883) einige Sätze zu recapituliren. „Die Waare ist am billigsten, die am häufigsten vorkommt, ohne daß eine entsprechende

Digitized by Google

Nachfrage vorhanden ist. Bei der Waare Arbeit aber entspricht dem großen Angebot schon darum nicht die nöthige Nachfrage, weil ein Jeder dieselbe event. durch seine persönliche Leibeskraft — ganz abgesehen von der vielleicht noch billigeren Benutzung des Thieres oder der Maschine — befriedigen kann. Dies also der Grund des niedrigen Lohnes, begründet in der Natur der Waare Arbeit selbst. Aendern läßt sich hierin gar nichts. Wer nicht der socialdemokratischen Anschauung eines Lasalle, Rodbertus, Marx u. s. w. huldigen und annehmen will, daß alle Güter Produkt der Arbeiter („Leibesarbeiter") sind, wird den niedrigen Lohn der rein körperlichen Arbeit als etwas Naturgemäßes hinnehmen, und jede Staatsaction, die hier eine Aenderung schaffen wollte, als verwerflich bezeichnen müssen. Anders verhält sich die Sache, wenn die Regellosigkeit der Concurrenz der Arbeiter noch einen weiteren Grund ihrer Nothlage bildet. Daß dem so ist, haben die Schriften Lujo Brentanos überzeugend nachgewiesen: Macht auch der Umstand, daß der Lohn für körperliche Arbeit immer dem Minimum zuzustreben geneigt ist, den einzelnen Arbeiter vollkommen machtlos gegenüber dem Kapital, so ließe sich diesem Sinken des Lohnes durch ein Zusammenhalten, durch eine Vereinigung der Arbeiter oft ein Ziel setzen. Strikes, die solcher soliden Basis entsprungen sind, haben zumal in England meist ihre Ziele erreicht. Die trade-unions (Gewerkvereine) haben eine Arbeitsfrage, wie wir sie haben, bisher nicht aufkommen lassen. Fragt man sich nun, warum bisher in Deutschland sich diese Vereinigungen nicht in ähnlicher Weise haben Einfluß verschaffen können, so liegt es wohl an der Art unserer Gewerkvereine selbst, die sich von den englischen wesentlich unterscheiden. Gerade was die englischen Vereine so einflußreich gemacht hat, bei den deutschen aber ganz in den Hintergrund tritt, ist die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, die in Folge dessen höchst ausgebildete Arbeitsnachweisung und die bei Strikes so sehr wirksamen Schiedsgerichte. Auch hatten die Engländer sich ihre „Organisation der Arbeit" in großem Maßstabe bereits geschaffen, als sich die heutige Socialdemokratie entwickelte, konnten also auf socialdemokratische Wühlereien sicher herabsehen. Anders bei uns! Wie sollte der deutsche Arbeiter, dem von socialistischen Demagogen blendende Utopien einer Staatshülfe vorgegaukelt werden, welche die Pflicht habe, die „Arbeiter" — welche ja alle Güter schafften — in ihr Recht einzusetzen, wie sollte dieser Arbeiter, der nun alles Heil von oben her erwartete, mit Erfolg daran denken, daß er aus eigener Kraft seine und seiner Genossen Lage zu heben vermöge? Der Socialdemokrat ist der geschworene Feind der Gewerkvereine. Er ahnt es wohl, daß sie geeignet sind, seinen seichten Theorien und leichtfertigen Agitationen den einzigen Boden zu entziehen, in dem bisher seine Saat aufgegangen ist, den Arbeiterstand. Darum verfolgt er den Gewerkverein und alles ihm Aehnliche, nennt ihn Manchesterei und beschwatzt für seinen Zweck den Arbeiter um manchen Groschen, der als Beitrag zu zweckmäßigen Vereinigungen ihm zum wahren Wohle gereichen würde.

Man muß nun bei der Erörterung der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, d. h. also der Unterstützung während der Zeit unverschuldeter, nicht durch Krankheit u. dergl. herbeigeführter Arbeitslosigkeit festhalten, daß dieselbe nur bei Organisation der Arbeit, bei „Großbetrieb" derselben, vernünftig durchgeführt werden kann. Wie sollte sonst die Uebersicht über den gesammten Arbeitsmarkt, die Arbeitsnachweisung, wie ein Vergleich der Löhne in Streitfällen möglich sein! Begreift doch schon das Moment der Schuldlosigkeit an der augenblicklichen Arbeitslosigkeit die Nothwendigkeit von Schiedsgerichten in sich, die über die Schuldfrage entscheiden. Nun kann, wie jede Versicherung, auch die hier in Frage stehende von Privaten (Gesellschaften), Corporationen oder dem Staate ausgeübt werden. Die staatliche, zwanglose Versicherung gegen Arbeitslosigkeit aber wäre das, was sich vernünftiger Weise, d. h. solange die heutige Gesellschaftsordnung und Productionsweise noch nicht socialdemokratisch zugeschnitten sind, unter seinem „Recht auf Arbeit" denken und vertheidigen ließe. Die Arbeiter zahlen dem Staate die Versicherungsprämie, der Staat hat dafür die Pflicht Arbeit nachzuweisen, wenn er dies nicht vermag eine auskömmliche (nicht Armen-) Unterstützung zu gewähren. Freilich müßte dann der Staat bei den Schiedsgerichten über die Schuldfrage eine bedeutsame Stimme haben, und es wäre sehr zu bedenken, ob damit den Arbeitern gedient ist, und ob nicht auch dem Staate selbst diese entscheidende Stimme im Schiedsgericht äußerst gefährlich werden könnte. Bedeutend vermehrt würden diese Bedenken noch, wenn auch der Staat Zuschüsse zu den Versicherungs-Prämien leistet. Denn da aus den Versicherungs-Prämien der Lohn gezahlt wird, würde der Staat theilweise als der Brodherr der Arbeiter erscheinen, welcher Arbeit nicht mehr zu vermitteln, nachzuweisen, sondern selbst zu gewähren hat, welcher die Versorgungsanstalt der Arbeiter nicht mehr nur verwaltet, sondern selbst eine solche ist.

Für weniger bedenklich ist dagegen ein „Corporativer Hilfskassenzwang" zu erachten. (Versicherungs-Gesellschaften Privater gegen Arbeitslosigkeit existiren nicht, oder — wenn man die Gewerkvereine dahin rechnen will — prosperiren eben nicht genügend.) Diese corporativen Hilfskassen sind private Organisationen, jedoch zwangsweise durch den Staat geschaffen. Ein neues — unlängst in 2. Auflage erschienenes — Werk Schäffles „Der corporative Hülfskassenzwang" ist auch in Hinsicht der „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit" von großem Interesse. Schäffle gibt einen vollständigen Gesetzentwurf dessen, was man „Organisation der Arbeit" nennen kann. Allerdings ist dabei die Verquickung der verschiedenen Versicherungsarten zu bedauern. Wenn jeder weitere Versicherungszwang durch eine rationelle Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit unnöthig werden kann, so sollte man doch eilen, letztere, und zwar letztere zunächst allein einzuführen. Sie gibt die Möglichkeit, den freien Willen hinsichtlich der übrigen Versorgungen zu bethätigen. Wozu aber Zwang, wenn man hoffen darf, daß der freie Wille genügen wird?

Nach alledem also wird man einer „Organisation der Arbeit", mag sie durch Gewerkvereine, Arbeitskammern, ja unter gewissem Vorbehalte auch durch den Staat geschehen, nur mit Sympathie begegnen können, wofern sie nur die „Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit" als einziges, aber auch möglichst vollkommen zu erreichendes Ziel anstrebt.

Auf die Art der Ausführung kommt ja Alles an, und Zweck dieser Zeilen war es nur, principielle Bedenken gegen jede Organisation der Arbeit und Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zu zerstreuen und zugleich auch das „Recht auf Arbeit" in die Grenzen des Möglichen und Denkbaren zurückzuführen.

Die Repetirgewehrfrage.

Von Hauptmann z. D. J. Castner.

Die italienische Regierung hat neuerdings die Ausrüstung der Marine mit einem Repetirgewehr nach dem System des Capitän Vertoldo angeordnet. Dieses Gewehr befindet sich bereits seit dem Jahre 1881 bei einem Versaglieri-, einem Infanterie-Regiment und einem Alpenjäger-Bataillon, seit wenigen Jahren auch bei der Marine selbst im Versuch. Es ist eine Umänderung des Armeegewehrs System Vetterli, welches mit Repetirvorrichtung und Magazin im Vorderschaft für 9 Patronen versehen worden ist. Italien folgt hiermit dem Beispiele Frankreichs, welches bereits 1878 seine Marine-Infanterie mit einem Magazingewehr bewaffnete und ist überhaupt der zweite unter den Großstaaten, der ein solches zur Einführung bringt. Die eidgenössische Infanterie führt bereits seit 1871 das Repetirgewehr Vetterli, die norwegische Marine das Magazingewehr System Krag-Peterson seit 1877 und nach einem vor Jahresfrist gegebenen Decret soll auch die Bewaffnung der norwegischen Infanterie mit einem Repetirgewehr System Jarmann stattfinden.

Digitized by Google

Noch hat also das Repetirgewehr in keiner großen Armee als Infanteriewaffe das Bürgerrecht sich erworben.

Die Entschließung Italiens entspricht ganz der aufstrebenden Energie, die dieser Staat seit etwa einem Jahrzehnt in der Entwickelung seiner militärischen und maritimen Streitkräfte entfaltete und ist darum ein bemerkenswerthes Ereigniß. Italien trifft eine Entscheidung in der Repetirgewehrfrage, mit der sich alle übrigen Großstaaten, zum Theil schon seit Jahren, prüfend beschäftigen.

Allerdings hat man sich in der Streitfrage, ob die Einführung der Magazingewehre aus taktischen Rücksichten nothwendig sei, in Betreff der Marine leicht entscheiden können, da sich bei dieser seit Alters her das Bedürfniß geltend gemacht hat, für den kurzen entscheidenden Augenblick des Seegefechts mehrere Schüsse schnell zur Verfügung zu haben. Bezüglich der Landarmee kann dagegen diese viel umstrittene Bedürfnißfrage, trotz jahrelanger Berathungen und Versuche, noch keineswegs als entschieden angesehen werden. Ja, so lebhaft man auch schon für die Repetirer in die Schranken trat, ist doch nicht zu verkennen, daß nicht etwa das Interesse für dieselben erkaltet, wohl aber infolge des tieferen Eindringens in die ballistischen Verhältnisse der Handfeuerwaffen, die Thätigkeit auf diesem Gebiete ein ruhigeres Tempo angenommen hat. Die Bewaffnung der Armee einer Großmacht hat internationale Bedeutung. Ein Zurückbleiben darin kann zur Existenzfrage werden.

Bald nach dem Jahre 1866 begannen die Hinterladungsgewehre die gezogenen Vorlader aus allen Armeen zu verdrängen. Sie fanden nur Widerstand in südlichen Ländern, wie Italien, wo man meinte, daß die durch das erleichterte Laden so sehr begünstigte Feuergeschwindigkeit die Soldaten bei ihrem lebhaften Temperament zur Munitionsverschwendung verleiten müsse. Die Führer würden ihre Truppe aus der Hand verlieren, dadurch aber würde die Disciplin gelockert werden. Alle diese und andere Bedenken mußten jedoch vor der Macht der Thatsachen des Feldzuges von 1866 und vollends erst des von 1870—71 zurücktreten. Sie wurden auch, nachdem die Truppen sich längere Zeit im Besitze neuer schnellschießender Gewehre befanden, durch die Praxis widerlegt.

Wie damals wird auch jetzt Aehnliches behauptet. Der Soldat würde sich im Gefecht mit dem Repetirer „Muth schießen", sagt man, d. h. in den Pulverdampf hineinknallen, ohne zu überlegen und zu sehen, wohin er schießt. Auf diese Weise wird er seine kostbare Munition bald verschossen oder vergeudet haben; tritt dann der entscheidende Gefechtsmoment ein, in dem der Mehrlader seine eigentliche Bedeutung erhält und seine Vorzüge gegenüber dem Einzellader zur Geltung bringen kann, also z. B. bei Abwehr von Cavallerieangriffen: dann ist das Magazin und womöglich der ganze Patronenvorrath schon verbraucht, die Truppe also so gut wie wehrlos. So einleuchtend diese Behauptungen klingen, kann ihnen doch nicht ohne Weiteres zugestimmt werden, da sie bis jetzt noch des allein durch die Kriegserfahrung zu erbringenden Beweises entbehren. Auch das Manöver kann das Schlachtfeld hierin nicht ersetzen. Daß der Munitionsverbrauch bei dem Repetirgewehr ein größerer sein wird, als beim jetzigen Einlader, ist natürlich, ist auch nothwendig, sogar Absicht, denn sonst wäre seine Einführung überflüssig. In den entscheidenden Augenblicken des Gefechts soll mehr geschossen werden, als der Einlader leisten kann, weil damit das wirkungsvollste Mittel für den Erfolg und unter Umständen für die Selbsterhaltung gegeben ist.

Es erscheint daher einfach als eine Folge des hierdurch zur Geltung gekommenen Princips des Schnellfeuers, die Waffe in technischer Beziehung zur Abgabe einer größtmöglichen Schußzahl zu vervollkommen. Denn hat einmal die Taktik den Vortheil des Schnellfeuers anerkannt, so muß die Feststellung seiner Grenze allein der Technik überlassen werden.

Wenn aber von den Gegnern die über das Bedürfniß hinausgehende Feuergeschwindigkeit als Behinderungsgrund für die Einführung der Mehrlader geltend gemacht wird, so wäre es folgerichtig, demjenigen Gewehr den Vorzug zu geben, das am langsamsten feuert, da dann die taktischen Forderungen, die man hierbei im Auge hatte, gewiß am vollkommensten erfüllt würden. Nun lehrt aber die Kriegsgeschichte, daß die Feuergeschwindigkeit der Handfeuerwaffen bis zu den gegenwärtigen Hinterladungsgewehren mit Selbstspannung beständig zugenommen und daß die Taktik für den Gebrauch der jezeitlichen Waffen auch diejenigen Formen fand, welche ihre vortheilhafteste Ausnützung für das Gefecht ermöglichten. Wenn also das Repetirgewehr der heutigen Fechtweise nicht entspricht, so darf man an der Hand der Geschichte behaupten, daß die Fechtweise sich dem Gewehr anzupassen habe, aber nicht umgekehrt.

Diese theoretische Folgerung findet eine thatsächliche Unterstützung in dem statistischen Nachweis aus den Kriegen von 1866, 1870—71 und 1877—78. Die Verluste der Gegner verhielten sich nahezu umgekehrt wie die Feuergeschwindigkeit der von ihnen benutzten Gewehre. Die meisten Verluste (durch Handfeuerwaffen) hatte also derjenige, der am langsamsten schoß. Diese Ermittelungen führten zur Aufstellung des Grundsatzes, daß im Kampfe derjenige die meisten Aussichten auf Erfolg habe, der die meisten Schüsse abgibt, wobei natürlich die gleiche Ausbildung der sich gegenüberstehenden Truppen vorausgesetzt wird.

Alle größeren Armeen beschäftigen sich deshalb seit geraumer Zeit mit der Frage, ob überhaupt die Einführung eines Repetirgewehrs für alle, oder nur einen Theil der Fußtruppen zweckmäßig ist, und welches System sich zur Annahme empfiehlt, denn seitdem diese Frage in Fluß gekommen, sind derartige Systeme wie Pilze über Nacht ans Licht gekommen, und da jeder Erfinder die Vorzüge des seinen hervorhebt, so läßt sich denken, wie hierdurch den Prüfenden die Wahl und Arbeit erschwert wird; aber sie klären und reifen das Urtheil. Dies begründet auch die in allen Heeren bemerkbare Zurückhaltung in der Entscheidung. Wer bereits ein gutes Gewehr hat, verlangt mit Recht einen besseren Mehrlader (Repetirer), zumal dessen Einführung sehr ernste finanzielle Bedenken hat.

Wie gegenwärtig die Angelegenheit liegt, darf man wohl annehmen, daß der Ausgleich der sich gegenüberstehenden Meinungen eine Aufgabe der Technik sein wird, deren Lösung allerdings durch das fortgesetzte Hinzutreten neuer Bedingungen und Anforderungen an Schwierigkeit erheblich zugenommen hat. Die vielfach gehörte Ansicht, daß es sich hier lediglich um die Erfindung eines Verschlußmechanismus mit Repetirvorrichtung handele, bleibt weit hinter den wirklichen Zielen zurück. Nicht nur auf diesen Theil der Waffe ist es bei der Neugestaltung abgesehen, auch die Art und Anbringung des Magazins, Einrichtung des Laufes, Material, Form und Einrichtung des Geschosses, der Patronenhülse und der Pulverladung sind Fragen, denen in neuerer Zeit vielfach eine größere Wichtigkeit zugesprochen wird, als dem bloßen Repetitionsmechanismus. Im Vordergrunde aber steht, wie damals, als man vom gezogenen Vorderlader von 17—18 mm Kaliber zur Hinterladung überging, die Kaliberfrage. Sie wurde zunächst wohl hervorgerufen von der Nothwendigkeit einer Munitionserleichterung, die es ermöglichen soll, den Soldaten mit einer größeren Anzahl Patronen auszurüsten, ohne ihn mehr zu belasten, als bisher. Das jetzt gebräuchliche Durchschnittskaliber von 11 mm ist zu groß, es wird nach den neuesten Erfahrungen in der Ballistik wahrscheinlich auf das Durchschnittsmaß von 8,5, womöglich bis zu 8 mm heruntergehen, da gerade Gewehre dieses Kalibers bei den seit 1879 ausgeführten Versuchen des Directors der eidgenössischen Munitionsfabrik zu Thun, Major Rubin, die besten Ergebnisse lieferten.

Die der Repetirgewehrfrage hierdurch gegebene Erweiterung hat nach und nach der Ansicht immer mehr Geltung verschafft, daß mit einem neu construirten Repetirgewehr auch gleichzeitig ein Minimalkaliber zur Annahme gelangen müsse. Will man aber — aus finanziellen Rücksichten — vorläufig von einer Neuconstruction absehen, so wird man einem Gelegenheits-Repetirgewehr, d. h. einer solchen Einrichtung den Vorzug geben, die es ermöglicht, dem Einlader im Bedarfsfalle, also bei Gelegenheit, ein Magazin anzuhängen. Sind diese Magazine

Digitized by Google

gleichzeitig so eingerichtet, daß sie selbstthätig, ohne Mithülfe des Schützen die Patronen in die Einlage des Verschlusses einführen, so werden diese Gewehre in ihren Leistungen kaum hinter denen mit festem Magazin zurückstehen, aber gewisse Vortheile vor diesen bieten, so daß die Ansicht nicht unberechtigt ist, die in diesem System das Gewehr der Zukunft erblickt. Es würde die Gefahr des Verschießens der Magazinfüllung, einer der Haupteinwürfe gegen die Repetirer, fast ganz beseitigen lassen, ohne daß das Gewehr die Vorzüge des Einladers vor dem Gewehr mit festem Magazin darangegeben hätte, denn es blieb eigentlich ein Einlader.

Ein derartiges Gewehr ist beim Garde-Schützenbataillon in Berlin im Jahre 1880 praktisch erprobt werden. Es war das vom Waffenfabrikanten L. Löwe in Berlin construirte System, dessen Eigenthümlichkeit darin bestand, daß ein 11 Patronen fassendes Uförmiges Magazin an einem Gewehr M/71 angebracht war. Beim Zurückziehen des Verschlußkolbens öffnete sich der Deckel des Magazins und ließ unter dem Druck der Magazinfeder eine Patrone in das Schloßgehäuse gleiten, die beim Schließen des Gewehrs durch die Kammer in den Lauf geschoben wurde, wobei sich gleichzeitig durch Hebelübertragung der Magazindeckel schloß. Nach Feststellung der Magazinfeder war das Gewehr mit Einzelladung zu gebrauchen. — Das umständliche Füllen, sowie die für das Tragen des Gewehrs auf der Schulter sehr unbequeme Lage des Magazins, dessen Abnahme und Wiederanbringung doch nicht ohne Weiteres jeder Zeit ausführbar ist, waren Gründe, welche sich der Einführung des Gewehres entgegenstellten.

Fast gleichzeitig mit Löwe war dem Waffenfabrikanten Lee zu Bridgeport in Connecticut ein System geglückt, welches die Mängel des Löwe'schen vermeidet. Der Boden des Schloßgehäuses hat einen Ausschnitt, der sich durch den Schaft nach unten fortsetzt, so daß in denselben von unten her ein kapselartiges Patronenmagazin, welches gefüllt aus der Patrontasche entnommen wird, durch eine griffartige Bewegung eingesetzt werden kann. Eine Wförmige Magazinfeder drückt die Patronen nach oben, wo sie beim Zurückziehen der Kammer am Bodenrand erfaßt und in das Schloßgehäuse zum demnächstigen Einführen in den Lauf gehoben werden. Will man das Gewehr mit Einzelladung gebrauchen, so schließt man die Oeffnung im Gehäuseboden, indem man eine Platte vorspringen läßt, die im Schaft durch eine Feder gehalten wird. Das System hat viel Anerkennung gefunden, bedarf aber noch der technischen Vervollkommnung. Als eine Verbesserung würde auch die Vergrößerung des Magazins, welches jetzt nur 5 Patronen aufnimmt, bei gleichzeitiger Erleichterung und Verwendbarkeit an Stelle der Packschachteln begrüßt werden.

Die vorgenannten beiden Systeme lassen sich zwar auf jedes Gewehr übertragen, machen aber nicht unerhebliche Veränderungen desselben erforderlich. Da nun in neuester Zeit die Ansicht mehr und mehr an Geltung gewonnen hat, daß die Wahl eines Mehrladersystems hinauszuschieben sei, bis die ballistischen Fragen einen befriedigenden Abschluß gefunden haben, so zeigt man sich z. B. in Oestreich, Frankreich, Rußland mehr geneigt, einstweilen ein weniger kostspieliges Aushülfsmittel anzunehmen. Dasselbe besteht in der Anbringung eines Magazins am Gewehr, ohne daß letzteres hierzu einer technischen Veränderung bedarf. Diese Einrichtung hat nur den Zweck, dem Schützen die Patronen zum Laden nahe zur Hand zu bringen, so daß er den weiten Griff bis zur Patrontasche erspart. Das 10 Patronen fassende schachtelartige Magazin wird neben der Patroneneinlage am Gewehr, entweder diesem parallel, wie bei den Schnelladern von Krnka, Vater und Sohn, oder senkrecht, wie bei Fosbery (England), befestigt, zu welchem Zweck dort ein Bügel oder Halter angebracht ist, beim System Krnka nur durch eine Klemmfeder am Schaft gehalten. Dieser Schnellader ist in Rußland eingeführt, findet in Oestreich vielen Beifall und hat Aussicht, in Frankreich eingeführt zu werden. Eine Anzahl ähnlicher Constructionen ist noch bekannt geworden, die mehr oder weniger Anerkennung fanden.

Von den Repetirgewehren mit festem Magazin und selbstthätiger Patronenzuführung sind mehrere Systemgruppen unterscheidbar und zwar solche mit Magazin im Vorderschaft (unter dem Lauf), oder im Kolben, oder in einer Revolvertrommel. Während von letzterer nur das System Spitalsky (Werkführer der großen Waffenfabrik von Werndl in Steyer) bekannt geworden, umfassen die beiden ersteren eine große Zahl zum Theil weit verbreiteter Constructionen. Aus ihren röhrenförmigen Magazinen treten die Patronen, durch eine Spiralfeder geschoben, zunächst auf den Zubringer, der sie in das Schloßgehäuse, also dahin hebt, wohin sie bei der Einzelladung durch die Hand des Schützen gelegt und demnächst in den Lauf geschoben werden. Die Repetirvorrichtung hat also die Aufgabe, nur eine Patrone nach der andern auf den Zubringer gelangen zu lassen, sodann das Magazin abzuschließen und die Patrone in den Verschluß zu befördern, der dann wie bei Einzelladern functionirt. Man verlangt daher auch von jedem Repetirgewehr die Abstellbarkeit des Repetirwerks, um die Waffe jederzeit mit Einzelladung gebrauchen zu können. Hieraus geht hervor, daß der Verschluß im Allgemeinen der der Einlader ist, an den der Repetirmechanismus sich anschließt. Dem entsprechend sehen wir auch den Vetterli-, Mauser-, Gras-Verschluß u. a. für Repetirgewehre umgewandelt, von denen jeder seine besonderen Vorzüge und Mängel hat.

Vorläufig wird, wie schon erwähnt, in allen größeren Armeen die Wahl eines Systems bis zur Lösung der ballistischen Aufgaben vermuthlich noch hinausgeschoben werden. Für dieselben darf das kleine Kaliber von 8—8,5 mm wohl als Grundlage angesehen werden. Es bedingt die Verlängerung des Geschosses von 2,5 auf 3,5 bis 4 Kaliber und die Wahl eines härteren Metalles als Weichblei. Nicht nur weil bei der außerordentlichen Stauchung solcher Geschosse ein bedeutender Procentsatz der dem Geschoß durch das Pulver ertheilten Arbeitskraft verloren geht, und dementsprechend die Schußweite sich vermindert, sondern auch, weil Weichbleigeschosse infolge ihrer Zertheilung in getroffenen menschlichen Körpern häufig eine arge Verwüstung anrichten. Man wird sie deshalb aus Hartblei fertigen müssen. Der Oberstlieutnant Bode der Artillerie-Prüfungs-Commission in Berlin hat vorgeschlagen, Hartbleigeschosse mit einem Kupfermantel zu überziehen, der die sehr lästige Einfettung entbehrlich macht und vorzügliche Treffergebnisse liefert. Gelänge es der Technik, solche Geschosse billig herzustellen, möchte ihnen die Zukunft gehören. — Patronenhülsen aus Messing wirken bei längerer Aufbewahrung chemisch zersetzend auf das eingeschlossene Pulver; man hat wasser- und gasdichte Papierhülsen vorgeschlagen und schon mit einigem Erfolg versucht. — Die relativ großen Pulverladungen bei kleinen Kalibern mit langen Geschossen ergeben für den Gebrauch beim Repetirgewehr Patronen von oft unmöglicher Länge; zur Abhülfe hat man die Ladung verdichtet, mit einem Kanal versehen, dem Ladungsraum einen erheblich größeren Durchmesser gegeben, als dem Kaliber und auch die Ladung aus Pulver und Schießbaumwolle zusammengesetzt, ohne bis jetzt alle Wünsche befriedigt zu haben. — Um den dünnen Lauf biegungsfester zu machen, schlug man vor, ihn außen zu reifeln, oder in eine dünne Stahlröhre zu stecken, gleichzeitig auch den Rückstoß entweder durch Puffer, oder dadurch in seiner erlahmenden Wirkung auf die Schulter des Schützen abzuschwächen, daß seine Arbeitskraft zur Bewegung des Verschlußmechanismus ausgenützt werde. Auch der Schaft soll nicht mehr aus Holz gefertigt werden, weil es nicht wetterbeständig genug ist; Stahlblech, Holzsubstanz u. dgl. soll an seine Stelle treten. Kurz und gut, alle Theile des jetzigen Gewehres haben mehr oder minder weitgehende Veränderungen in ihrer Form oder ihrem Material zu erwarten. Bis zu deren Feststellung bedürfen wir — Geduld und Frieden.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die Ehe der Madame de Staël.

Nach alten und neuen Documenten.

Von H. Breitinger.

Noch heute, das heißt fast siebenzig Jahre nach dem Tode der berühmten Frau, besitzen wir keine abschließende Biographie von Madame de Staël. Dies erklärt sich aus der Thatsache, daß weder ihr Briefwechsel gesammelt vorliegt noch ihr Nachlaß in den Familienarchiven von Coppet dem Forscher zugänglich geworden ist. Allerdings hat ein Urenkel der Frau von Staël, der jüngst verstorbene Graf d'Haussonville, in seinem Buche über den Salon Necker aus jenen Archiven Mehreres mitgetheilt, aber gerade genug, um uns ein quellenmäßiges Lebensbild aus seiner Feder wünschen zu lassen. Schildert er ja selbst die ungehobenen Schätze von Coppet mit folgenden Worten (Band I, S. 3):

„Man wird nun leicht begreifen, daß ich nicht ohne innere Aufregung die Thüre jenes alten Thurmes, der die Archive von Coppet aufbewahrt, vor mir sich öffnen sah. Ich wußte, daß noch keiner unberufenen Neugier war gestattet worden, diese Thür, deren massive Eisenbeschläge dem Kinde Schrecken und Ehrfurcht eingejagt, zu beschreiten. Ich glaube, selbst ein Gleichgültiger hätte dem Reize nicht widerstehen können, alle diese Zeugnisse aus dem Leben zweier Generationen und zweier heute verschwundener Gesellschaften frei durchforschen zu dürfen." Leider fügt der Graf aber sofort bei, er sei nicht gesonnen, über das Privatleben der Frau von Staël Enthüllungen zu machen, wie wenn sich das öffentliche, literarische und politische Leben so ohne Nachtheil für die ganze Wahrheit vom Privatleben sondern ließe.

Nun, so lange uns die ganze Wahrheit über Frau von Staël fehlt, müssen sich verschiedene Kapitel ihrer Biographie aus weit zerstreuten Fragmenten aufbauen.

Aus welchen Quellen haben nun aber die bisherigen Biographen geschöpft? Frau von Staël selbst hat in ihren „Betrachtungen über die französische Revolution" und in ihren Denkwürdigkeiten (Dix années d'exil) Autographisches aus den Jahren 1789 bis 1804 und 1810 bis 1812 hinterlassen; und nach ihrem 1817 erfolgten Tode schrieb ihre Verwandte, Madame Necker de Saussure, die Tochter des Genfer Naturforschers, eine 1820 zum Druck gelangte „Notice" (Lebensabriß), deren zweihundert Octavseiten allen späteren Biographen als Hauptquelle gedient haben, obgleich sie mehr den Charakter und die Werke als das Leben der Frau von Staël behandeln und über den Betrachtungen und Urtheilen das Thatsächliche häufig vernachlässigen. So erfahren wir beispielsweise wenig über die Verbindung von Germaine Necker mit dem schwedischen Baron von Staël und über die Geschichte dieser Ehe, ohne deren genauere Kenntniß gewisse Episoden im Leben und in den Werken der berühmten Frau weder richtig verstanden noch richtig beurtheilt werden können. Anderswo als in den vorliegenden Biographien müssen wir uns also Rath erholen. Es sind namentlich die Publicationen Loeve-Weimars' und Adolf Strodtmanns über Benjamin Constant, die Mittheilungen Geffroys aus den Papieren des Schwedenkönigs Gustavs III., ein Kapitel von d'Haussonville über die Jugend der Frau von Staël, endlich die Briefe Vollmanns im ersten Bande von Varnhagens Denkwürdigkeiten, welche jene Lücke ausfüllen und uns somit in den Stand setzen, gewisse Stellen von Staëls Werken aus den Schicksalen der Verfasserin erklären zu können.

Germaines Mutter stammte aus einem bescheidenen Pfarrhofe der französischen Schweiz; ihr Vater, der berühmte Minister Ludwigs XVI., war der Sohn eines aus Küstrin nach Genf gewanderten Preußen. Das Wunderkind mit den großen schwarzen Augen, der gewandten Zunge und dem exaltirten Wesen wuchs im Salon seiner Mutter auf, in welchem, wie wir heute uns ausdrücken würden, die liberale Opposition fast täglich mit den revolutionären Geistern der Literatur zusammentraf. Als Germaine ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte, mußte man an ihre Verheirathung denken. Nach damaliger Sitte verheiratheten sich Standestöchter so früh wie möglich, und zwar nach den Grundsätzen der Convenienzheirath, des „Mariage de raison". Im Sommer 1782 besuchte der zweite Sohn des großen Chatham, der damals kaum 23jährige William Pitt, den Hof von Versailles. Madame Necker machte seine Bekanntschaft in Fontainebleau und sah in ihm den Schwiegersohn ihres Herzens und ihrer Phantasie: ein Protestant, ein Mann von Adel, ein glänzender Name, und eine große politische Laufbahn in der Zukunft! Wie würde eine solche Allianz Neckers politischen Einfluß in Frankreich heben! Sie malte alles das ihrer Tochter in den glühendsten Farben hin. Aber siehe da, Germaine blieb kalt, zeigte sogar ganz entschiedenen Widerwillen. Sie wußte damals nicht, vor welchem Unglück diese Weigerung sie rettete. Den Erzfeind ihres heißgeliebten Frankreichs zum Gatten haben zu müssen, wäre für Frau von Staël in der Folge ein tödtlicher Schmerz geworden; denn sie haßte Napoleon besonders um Frankreichs willen; Pitt aber sollte Frankreich einst um Napoleons willen hassen.

Eine Aussöhnung zwischen Mutter und Tochter erfolgte. Frau Necker suchte in christlicher Ergebung ihren William Pitt zu verschmerzen; und jetzt tauchte ein neuer Freier auf in der Person eines Attachés der schwedischen Gesandtschaft, Baron von Staël. Die pikante Geschichte der mehrjährigen Unterhandlungen zwischen diesem Freier und dem Banquier Necker mag man in dem Werke des Historikers Geffroy über Gustav den Dritten und dem Hof von Frankreich nachlesen. Geffroy fand sie in den nachgelassenen Privatarchiven des schwedischen Monarchen, welche erst in den fünfziger Jahren geöffnet worden sind. Diese Papiere sind von großem Werthe für die französische Geschichte und, in ihren Correspondenzen, auch für die Literatur und Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Man sieht, daß Germaine Neckers eigene Gefühle in allen diesen Verhandlungen über ihr künftiges Lebensglück gar wenig in Betracht kamen. Die Mutter wußte, daß ihre Tochter eine tiefe Neigung ohne Hoffnung im Herzen trug, zu Matthieu de Montmorency, dem glänzenden Edelmanne, der im amerikanischen Freiheitskriege so tapfer sich geschlagen und in der denkwürdigen Nacht des 4. August 1789 den ritterlichen Antrag auf Abschaffung der Adelsvorrechte stellen sollte. Aber Montmorency war Katholik, die Liebenden mußten entsagen und ihren bleibenden Gefühlen das Gewand einer unverbrüchlichen Freundschaft leihen. Am 14. Januar 1786 wurde die Trauung in der Kapelle der schwedischen Gesandtschaft vollzogen.

In der Ehe fehlte es der jungen Frau nicht an Zerstreuungen und Trostgründen. Sie zählte zwanzig Jahre, ihr Gatte dreißig, man lebte in den interessantesten Zeiten des Jahrhunderts, in den Jahren, von welchen Talleyrand zu Guizot sagte: „Wer damals nicht in Paris gelebt, der weiß nicht was es ist um des Lebens Lust und Freude." Frau von Staël selbst in einem besonderen Kapitel ihrer „Betrachtungen über die Revolution" hat die Reize und den Schwung jener Conversationen und jenes Salonlebens geschildert, welche von den optimistischen Träumen des Augenblicks getragen, zu einem Rausche führten, dem die entsetzliche Wirklichkeit von 1792 und 1793 ein jähes Ende bereitete. Aber in den ersten Jahren von Frau von Staëls Eheleben sah Alles so rosig und so erhebend aus! Im Salon ihrer Mutter war sie jetzt die gefeierte Königin, sie leitete die belebte Unterhaltung, ja sie führte ihrem Gatten gelegentlich die Feder in seinen Depeschen an Gustav III., lieferte selbst dem Schwedenkönige regelmäßige Pariser Chroniken, aus welchen Geffroy uns interessante Auszüge mittheilt. So war denn das erste Jahr jener Ehe jedenfalls ein glückliches. Der junge Gesandte machte ein so großes Haus, daß die Königin selbst Herrn Necker eine Warnung in Form eines wohlgemeinten Rathes zukommen ließ. Necker unterließ es natürlich nicht, seine Tochter zu „moralisiren", wie diese in einem Billet an ihren

Digitized by Google

Gemahl sich ausdrückt. „Du gehst morgen nach Versailles," fährt sie fort. „Sei so gut und bestelle das Diner. Sechszehn Gänge scheinen mir zu genügen (!). Die Lectionen der Königin haben schon gewirkt, wie du siehst. Lebe wohl, mein Lieber!"

Die rasch sich drängenden Wechselfälle der nun hereinbrechenden Revolution machten Necker erst zum Helden des Tages, um ihn bald nachher zu vernichten. Im September 1790 erreichte er mit Mühe und Noth, ernüchtert und enttäuscht und tief entmuthigt, sein Landgut Coppet am Genfer See. Seine Tochter besuchte ihn auf einige Wochen, um sodann wieder zu ihrem Gatten in Paris zurückzukehren. Sie verblieb daselbst auch nach der Abreise des Barons nach Stockholm, bis zum zweiten September 1792. Sie selbst hat uns die fürchterlichen Erlebnisse jener Tage geschildert, in welchen die Septembermorde Marats und Dantons vorbereitet und begonnen wurden. Nach dem Sturme auf die Tuilerien (10. August 1792) mußten die maßgebenden Royalisten, um dem Tode zu entrinnen, sich in den Häusern ihrer Freunde verstecken. Frau von Staël, deren Gatte immer noch abwesend war, gewährte dem Kriegsminister Narbonne das Asyl ihres neutralen Gesandtschafts-Hotels. Sie berichtet selbst:

„Ein edler und geistreicher Hannoveraner, der Doctor Bollmann, der später sein Leben wagen sollte um Lafayette aus den Kerkern Oestreichs zu befreien, erfuhr meine Noth, und anerbot mir ohne einen anderen Beweggrund als die ideale Begeisterung der Gutherzigkeit, den Herrn von Narbonne nach England zu bringen, indem er ihm den Paß eines seiner Freunde verschaffen wollte. Bollmann wagte dabei seinen Kopf, aber sein Muth blieb unentwegt, und Herr von Narbonne war nach vier Tagen in London."

Auch Bollmann hat seine Abenteuer in jenen pikanten Briefen erzählt, welche Varnhagen im ersten Bande seiner Denkwürdigkeiten mittheilt. Nach diesen glaubwürdigen Documenten muß sich schon damals das Verhältniß der Gatten sehr gelockert haben. D'Haussonville spricht von einem Besuch der Frau von Staël in London, wohin sie im Sommer 1793 von Coppet aus gereist sei. Nach Paris konnte sie nicht zurück, und in Coppet langweilte sie sich entsetzlich. Was blieb also übrig, als die alten Freunde in London aufzusuchen? Auch von diesem sechswöchentlichen Aufenthalte in England weiß Bollmann als Augenzeuge viel zu berichten. Ich verweise hier auf Varnhagens Denkwürdigkeiten.

Bald nach dem Sturze Robespierres kehrte der Baron von Staël an seinen Posten zurück, und geraume Zeit war er der einzige Inhaber der Diplomatenloge des Conventes. Frau von Staël brachte „einige Monate des Jahres 1795" in Paris zu, wie sie selbst uns berichtet. Es war dies das letzte Zusammensein mit ihrem Gatten.

Im Jahre 1796 löste sie ihre Verbindung mit dem Baron von Staël, der durch seine Verschwendung das Vermögen ihrer Kinder gefährdet und sich die Gattin durch manche Untreue entfremdet hatte. — Wir stehen hier an einem großen Wendepunkt in Staëls Privatleben. Am 19. September 1794 hatte Frau von Staël den jungen Benjamin Constant von Lausanne kennen gelernt; sie liebte ihn bald mit glühender Leidenschaft und führte ihn bei ihrer Rückkehr nach Paris im Jahr 1796 ins große politische Treiben der Hauptstadt ein.

Das Verhältniß zu Constant blieb nicht lange verborgen, die bösen Zungen begannen zu zischeln, wie unter Anderem aus den Pariser Briefen von Bertuchs Modejournal hervorgeht, wo z. B. im Januar 1797 der Tagesklatsch also berichtet wird: „Die neuesten Calembours sind auf die stets geschäftige Mme. de Staël gemünzt, deren pikante Schrift „Ueber den Einfluß der Leidenschaften auf Revolutionen" wohl auch bei Ihnen schon in allen Boudoirs zu finden ist. Man sagt, sie sei bester Hoffnung, und wodurch anders als „de l'influence des passions"? In der That erfolgte um diese Zeit die Geburt ihrer Tochter Albertine, nachmals Gemahlin des Herzogs von Broglie. In den von A. Strodtmann 1879 herausgegebenen Briefen an Constant spricht Mme. de Staël von dieser Tochter „stets wie von einem ihm durch die nächsten Blutsbande angehörigen Wesen".

Man begreift, daß Frau von Staëls Ruf unter solchen Umständen selbst in dem directorialen Paris etwas ins Gedränge kam. Sie erwartete, daß Constant sie ehelichen würde; aber Constant, dem sie ihre Liebe, ihre Ehre und — ihr Geld geopfert, den sie aus einer planlosen Existenz gerettet, dem sie eine würdige Lebensaufgabe gestellt, eine große Laufbahn eröffnet, — Constant, getreu seinem Wahlspruche: „Sola inconstantia constans" fing an auszuweichen, zurückzutreten und verließ sie schließlich im Jahre 1804.

Der Verräther reiste nach Weimar und Göttingen und vermählte sich im Juni 1808 mit einer geschiedenen Dame aus der Familie von Hardenberg. Madame von Staël traf mit dem neuvermählten Paare unvermuthet in Interlaken zusammen, und es erfolgte ein Ausbruch der Gefühle, in welchem Frau von Staël dem Undankbaren nichts von ihrem Schmerz verbarg. Obgleich sie später (1811) mit dem Südfranzosen De Rocca sich vermählte, fuhr sie gleichwohl fort, ihrem flatterhaften Benjamin eine schwärmerische Liebe zu bewahren. Frau von Staëls 1817 erfolgter Tod habe, so heißt es, auf Constant so erschütternd gewirkt, daß er sich wüthender, wilder als je dem Hazardspiel ergab. Das war seine Art zu condoliren!

Adolf Strodtmanns treffliche Arbeit über Constants Verhältniß zu Frau von Staël (Dichterprofile II), namentlich die von ihm im Nachlasse Constants aufgefundenen Briefe befriedigen nun aber keineswegs blos die Neugier eines Publicums, dem „die eiserne Thüre von Coppet" verschlossen bleibt, sondern sie liefern uns auch den Schlüssel zum richtigen Verständnisse mancher Stellen in Staëls Werken. Dies wollen wir nunmehr aufzuzeigen versuchen.

Ueber die Liebe hat sich Frau von Staël in ihren sentimentalen Jugendarbeiten, namentlich in den Briefen über J. J. Rousseau geäußert. Letztere wurden im zweiten Jahre ihrer Ehe geschrieben, sie athmen die ganze Begeisterung jener Generation für die Werke des sentimentalen Sophisten, welcher mit Exaltation gepriesen wird; aber eben deshalb zeigen sie wenig Spuren persönlicher Erfahrung oder selbsterlebter Leiden.

Anders verhält es sich mit dem Buche „Vom Einflusse der Leidenschaften", welches 1794 in Coppet geschrieben wurde, dem Buche, welches die Reihe von Staëls Selbstbekenntnissen eröffnet. Von nun an schreibt sie mit dem Blute ihres Herzens, macht den Leser zum Vertrauten ihrer Geheimnisse, ihrer Stimmungen und vor Allem ihrer Schmerzen. Nachdem sie ihr Herz über die Schreckensmänner und die Fehler ihrer Nation ausgeschüttet, schreibt sie ein Kapitel „Ueber die Liebe". Sie betont es ausdrücklich, daß die wahre Liebe nur in der Form einer glücklichen Ehe möglich sei. Dann aber wirft sie einen melancholischen Blick auf die Ungleichheit in der socialen Stellung des Weibes gegenüber derjenigen des Mannes, auf jene Unbill der öffentlichen Meinung, welche das Weib verurtheilt und den Mann begnadigt, wo doch die größere Schuld dem Manne zufalle. Spricht nun nicht ein tiefer persönlicher Schmerz aus dem melancholischen Schlusse jenes Kapitels?

Die Liebe ist des Weibes einzige Leidenschaft. Ehrgeiz und Ruhmsucht steht ihm so schlecht an, daß, wenn Eine von uns sich emporschwingt, Tausende dafür unter ihr Geschlecht sinken, sobald sie dessen natürliche Bahn verlassen. Aber füllt denn die Liebe das Leben aus? Es bleiben ja noch dreißig Jahre, nachdem des Weibes Aufgabe gelöst ist. Hier stoßen wir auf einen grausamen Gegensatz. Die Liebe ist des Weibes ganze Geschichte; in der Geschichte des Mannes bildet sie nur eine Episode. Ehre und Ruf, Achtung und Lebensglück, alles das hängt von der Führung einer Frau in dieser Hinsicht ab, während in den Augen einer ungerechten Welt für das Verhältniß des Mannes keine Moral mehr zu walten scheint. Ein Mann kann auch dann noch für brav und gut gelten, wenn er einem Weibe den größten Schmerz bereitet, den der Mensch dem Menschen bereiten kann, und Männer gelten auch dann noch für ehrenhaft, wenn sie ein Weib betrogen haben. Ein Mann kann von einem Weibe Beweise der Treue und Hingebung em-

Digitized by Google

pfangen haben, die zwei Waffengenossen auf ewige Zeiten verbänden, die einen von ihnen entehrten, wofern er sie vergäße, — vom Weibe, sage ich, kann er dieselben empfangen haben, und dennoch sie ungestraft vergessen, sich über alles Vergangene hinwegsetzen, indem er Alles der Liebe und Leidenschaft zuschreibt, als würde ein weiteres Gefühl die andern Gefühle entwerthen. Ja es gibt sehr wenige Männer, welche in diesen Dingen jene Zartheit zu zeigen wagten, die ein Weib zu heucheln sich genöthigt glaubte, wofern sie sie nicht wirklich besäße.

Acht Jahre später erschien Staëls erster Roman Delphine, der zwischen 1800 und 1802 in Paris geschrieben und dann in Genf gedruckt wurde. Schon die Zeitgenossen behaupteten, Delphine sei Frau von Staël, Henry von Lebensatz der idealisirte Constant, der Spanier Leonce: Mathieu de Montmorency, und die Absicht des Ganzen liege darin, der grausamen Härte der Gesellschaftsmoral im Namen eines aufrichtigen Herzens den Krieg zu erklären. Die exaltirte Delphine geräth in Conflict mit der pedantischen Strenge ihrer Umgebung, ihre Größe wird selbst von Leonce verkannt, der feige zurücktritt und sich und Delphine dadurch ins Unglück stürzt. Das Ganze wird aber noch verständlicher, wenn wir uns an Staëls selbsterlebten Krieg mit den bösen Zungen jener Tage erinnern wollen. Dann klingen Scenen wie die folgende an die oratio pro domo an, und wir fühlen uns fast versucht mit Molière einzuwenden: „Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse?“ Ich meine den dreißigsten Brief des ersten Theiles der „Delphine“.

Wir erwarteten die Königin im Vorzimmer, mit vierzig der vornehmsten Damen von Paris. Da trat Madame de R. ein, eine Dame, die durch unkluge Führung sich um ihren guten Ruf gebracht hat. Ich habe sie stets gemieden und ich begriff nicht, wie sie ohne ihre Tante in den Tuilerien zu erscheinen wagte, sie mußte ja wissen, daß keine andere Dame mit ihr sprechen würde. Wie nun diese Unglückliche in den Salon trat, verließen einige jener Damen, die sich in strengen Hinrichtungen gefallen und unter dem Vorwande der Tugend ihre angeborene Rohheit befriedigen, ihre Sitze; sofort erhoben sich alle anderen, sei es aus gutem Ton, sei es aus Furcht, — und die Herren folgten; denn diese maßen sich ja das Recht an, die Frauen erst zu verführen und sie hernach dafür zu bestrafen. — So blieb denn Frau von R. allein allen Blicken ausgesetzt, bei jedem Annäherungsversuche, den sie machte, sah sie den Kreis vor ihr zurückweichen, und sie vermochte ihre Bestürzung immer weniger zu bemeistern. Der Augenblick nahte, wo die Königin uns eintreten ließ, und ich sah voraus, daß die Scene alsdann noch grausamer sich gestalten müßte. Unterdessen füllten sich die Augen der Frau von R. mit Thränen, sie schaute uns Alle flehentlich an, als wollte sie eine von uns zum Mitleid bewegen. Nun, diesem Unglück fühlte ich mich nicht gewachsen; noch hielt mich die stets gegenwärtige Furcht zurück, meinem Bräutigam Leonce zu mißfallen; aber ein letzter Blick auf die arme Frau genügte, um mich durch den ganzen Saal zu schicken: ich setzte mich neben sie und sagte zu mir selbst: Nun gut, weil denn auch hier wieder die Gesellschaftsmoral dem Zuge des Herzens sich entgegenstemmt, so soll sie diesem auch heute wieder geopfert werden.

Welcher Leser fände den Muth, Frau von Staël hier zu tadeln oder Mirabeaus Wort von der kleinen Moral, welche die große umbringt, in diesem Sinne nicht zu billigen?

Merkwürdiger Weise hat Frau von Staël als Motto ihres Romans aus den Schriften ihrer Mutter (die sie hier zum ersten und letzten Male citirt) die Maxime hingestellt: „Ein Mann darf der öffentlichen Meinung trotzen, ein Weib soll sich ihr unterwerfen.“ Das ist der Goethe'sche Gedanke aus dem Tasso: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.“ Aber in seiner französischen Fassung klingt er wahrlich wie eine Ironie auf die Tendenz unseres Romanes. Delphine ist ja gerade die Heldin, welche der Gesellschaft trotzt, während der schwache Leonce in Todesangst sich unterwirft. Es ist überhaupt interessant, daß in Frau von Staëls Romanen die schwachen Charaktere den Männern zufallen, wie dies später und in noch auffallenderer Weise auch bei George Sand der Fall sein wird. „Schwäche, dein Name ist Mann!“ scheinen beide Frauen uns predigen zu wollen.

Trübe Tage folgten auf den flüchtigen Genuß, den der europäische Erfolg der „Delphine“ ihrer Verfasserin verschaffen mochte. Unter dem Vorwande, Schillers Wallenstein an Ort und Stelle zu übersetzen, hatte Benjamin Constant sich entfernt, so daß für die italienische Reise von 1805 nur Herr von Schlegel als Begleiter übrig blieb. Zwei Jahre später erschien „Corinna“ (Corinne ou l'Italie), welche man eine Variante zum Thema der Delphine genannt hat. Corinna ist wiederum das außerordentliche Weib, das, wie Frau von Staël von sich selber sagt, zur Berühmtheit sich verurtheilt sieht. Corinna fühlt sich unglücklich; denn durch ihren Ruhm ist sie isolirt; das Schicksal hat ihr den Ruhm geschenkt, indem es ihr das stille Glück einer geliebten Gattin und Mutter versagte. Da taucht eine Hoffnung auf. Sie lernt Oswald (Lord Nelvil) kennen, liebt ihn und findet Gegenliebe. Aber Oswald ist ein zweiter Leonce, etwas bedeutender als jener, dazu noch melancholisch und schwindsüchtig; aber auch er ist zu schwach, zu feige und zu klein, um Corinnas Größe zu fassen. Der Undankbare verläßt sie, bereitet ihr damit den Tod, sich selbst ein langes Unglück.

Kein Zweifel, daß die Erfahrungen mit Constant dem selbstsüchtigen und herzlosen Charakter Lord Nelvils manchen Zug geliefert haben. Adolf Strodtmann sagt geradezu: „In Corinna erscheint B. Constant unter der Maske des Lord Nelvil als ein charakterloser Schwächling, welcher in feiger Angst vor dem Kampfe mit den Vorurtheilen der Gesellschaft das geniale Weib, an dessen Liebe er sich berauscht hat und in dessen Armen er aus geistiger Erstarrung zum Leben erwacht ist, herzlos hinopfert, um eine fashionable Convenienzehe zu schließen.“ Dies darf indeß durchaus nicht so verstanden werden, als sei der Romanheld Oswald geradezu identisch mit dem Menschen Constant. Manche Züge sind es nicht, während eine Nebenfigur, das glänzende Weltkind Graf d'Erfeuil, mehrfach an Constants verführerische Seiten erinnert. Vor Allem aber ist es Frau von Staël selbst, die als Corinna zu uns redet und in leidenschaftlichen Klagen ihr Liebesleid erzählt. Man lese nur Corinnas zweite Improvisation (auf dem Cap Misenum). Ist es endlich nicht bezeichnend, wenn wir (I, 2) die Worte lesen: „Das Reisen ist, man sage was man will, eines der traurigsten Vergnügen unseres Lebens.“ Weder die Natur noch die Kunst konnte auf jener italienischen Reise die düsteren Stimmungen der Staël verscheuchen. Für beide hatte sie übrigens von jeher wenig Sinn: die Gesellschaft, der Gedanke, die Empfindung war ihr Alles. Es klingt wie ein Selbstbekenntniß, wenn sie (I, 5) von Oswald sagt: „Er hatte wenig Geschmack an Kunstwerken, er hatte eben nur in Frankreich gelebt, wo die Gesellschaft Alles ist, und in London, wo die Politik alle anderen Interessen verschlingt. Seine Phantasie, ganz mit ihren eigenen Schmerzen beschäftigt, konnte weder an den Wundern der Natur noch an denjenigen der Kunst sich laben.“

Niemand besser als Constant selbst verstand die Anklagen zu deuten, welche sich unter dem dichterischen Gewande der Corinna verbargen. Er beantwortete sie seinerseits mit dem Romane: „Adolphe“, welcher zwar erst im Jahre 1816 erschien, aber bald nach dem Erscheinen der Corinna geschrieben wurde. In diesem kleinen Buche hat Constant mit großer Aufrichtigkeit seine eigene Geschichte erzählt; die Jugendgeschichte eines talentvollen, frühreifen und frühalten Jünglings, dem nichts als die Willenskraft fehlte, um Großes zu leisten; sodann Adolfs Leidenschaft für die dreißigjährige, berühmte Ellenore, die ihm Alles opfert, ihn schwärmerisch und tyrannisch liebt und deren Eifersucht ihn nachgerade zur Verzweiflung bringt. Lange findet er den Muth nicht, das entscheidende Wort zu sprechen; denn er ist sich seines Undanks wohl bewußt, endlich aber siegt der Ueberdruß und Ekel, und er verläßt sie.

Zu einem gewissen Seelenfrieden scheint Frau von Staël erst gegen das Ende ihres kurzen Lebens gelangt zu sein, denn in ihrem letzten Briefe an Constant (Florenz d. 30. März 1816) nennt sie ihr gegenwärtiges Leben ein glückliches. Die Todesahnung, die sie übrigens ihr ganzes Dasein lang begleitet und gequält hat, und die sie auch auf ihrer Corinna lasten läßt, sollte ein Jahr später zur trüben Wahrheit werden. Frau von Staël

Digitized by Google

starb in Paris am 14. Juli 1817. Ihre Gebeine ruhen heute neben denjenigen ihres Vaters und ihrer Mutter in der von ehrwürdigen Platanen beschatteten im Grünen tief versteckten Familiengruft in Coppet.

So oft ich im Salon von Coppet die Bildnisse von Monsieur und Madame Necker und Frau von Staël mir betrachte und dann im Billardzimmer vor dem kleinen nicht eben bedeutenden Bilde stehen bleibe, welches Frau von Staël als Corinna auf Cap Misenum darstellt, ergreift mich ein Gefühl der Ehrfurcht vor den guten Menschen, die hier gelebt, vor dem edlen Herzen, dem starken Charakter und dem großen Geiste der außerordentlichen Frau, welche Frankreich so heiß geliebt und die Franzosen so fein gezeichnet hat, die ihr eigenes glänzendes Conversationstalent in der „Corinna" so wahr und so geistreich erklärt, wenn sie sagt:

„Gewiß, Corinna ist die berühmteste Frau unseres Landes, aber nur ihre Freunde können sie schildern; denn eine große Seele muß geahnt werden. Ihr Improvisationstalent hat mit dem italienischen durchaus nichts zu schaffen; denn nicht einzig und allein dem Reichthum ihres Geistes ist es zuzuschreiben, sondern der Leidenschaft und Wärme, welche jeder edle Gedanke in ihr erzeugt. So ist denn ihre Begeisterung ein unerschöpflicher Born von Empfindungen und Gedanken!"

Das ist Corinna-Staël, jeder Zoll! Sie war im edelsten Sinne des Wortes, wie sie selber im Motto ihrer Memoiren sagt: „modo vir modo femina".

Derselbe Bollmann, welcher von einer Schwäche der Frau von Staël für den „unwiderstehlichen" Narbonne zu berichten weiß, schreibt in seinem Briefe vom 14. October 1793 die Worte:

„Die Staël ist ein Genie; eine außerordentliche, excentrische Frau in Allem was sie macht und thut. Sie schläft nur wenige Stunden und ist die ganze übrige Zeit hindurch in einer ununterbrochenen, fürchterlichen Thätigkeit. Ihre Reden sind Abhandlungen, oder eine zusammengehäufte Masse von Laune und Witz. Sie kann nur nicht alltägliche Leute um sich leiden. Sie hat manche Fehler, aber auch Manches, das bei Andern Fehler sein würde, ist bei ihr keiner. Sie erfordert ihren eigenen Maßstab."

Die „eiserne Thüre von Coppet" ist nicht im Stande gewesen, das ganze Privatleben der Frau von Staël der Neugier zu entziehen. Bollmanns Briefe und die von Strodtmann aufgefundenen Documente haben schon Manches ausgeplaudert. Indessen vergessen wir dabei die Lessing'sche Fabel vom Löwen nicht, der das Hahnengeschrei nicht ertragen kann, und hüten wir uns mit den Philistern zu sagen: „Nun begreife ich, weshalb wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten."

Karl Frenzels neueste Novellen.

Besprochen von Paul Nerrlich.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte Jemand Karl Frenzel, den Kritiker und Essayisten, rühmen. Sei es, daß Frenzel über die erste Aufführung eines Dramas berichtet, sei es, daß er uns in einen Roman oder ein wissenschaftliches Werk einführt, sei es endlich — und hier vielleicht erreicht er das Höchste — daß er uns in der Form des Essays die Früchte seiner eigenen wissenschaftlichen, besonders seiner historischen Studien spendet: überall bewundern wir seinen feinen künstlerischen Sinn, die Gerechtigkeit und Milde seines Urtheils, die Fülle und Vielseitigkeit seines Wissens, nicht minder endlich die vollendete Form und einen edlen, klar und hell dahinfließenden Stil. Doch nur zur Hälfte wird Karl Frenzel von denjenigen geschätzt, welche blos den Kritiker und Essayisten kennen: daß ihm auch unter den deutschen Dichtern der Gegenwart ein ansehnlicher Platz gebührt, hat er durch eine Reihe von Romanen und Novellen bewiesen.

Auch der uns jetzt vorliegende Roman „Nach der ersten Liebe"*), wie die beiden Novellen „Verjährt" und „Die Wohlthäterin"**) zeigen ihn auf seiner Höhe. Keines dieser Werke gehört zu denen, welche uns sofort beim ersten Lesen alle ihre Schönheiten offenbaren; sie fesseln auch nicht vornehmlich durch eine rasch fortschreitende, uns in ängstlicher Spannung erhaltende, vielfach verschlungene Fabel, am wenigsten endlich gehören sie zu jener honigsüßen, sentimentalen Backfischliteratur, welche vor einem Griffe ins volle Menschenleben zurückscheut und die Menschen schildert, wie sie sich der jugendliche, erfahrungslose Enthusiasmus ausmalt. Ist die Eintheilung in Idealisten und Realisten berechtigt, so gehört Frenzel entschieden zu den letzteren, nur muß man sich vor dem weit verbreiteten Irrthume hüten, als ob diese immer nur, etwa wie gewisse Maler, die nackte, ideenlose Wirklichkeit schildern und eines Ideales entbehren, welches den einzelnen Erscheinungen zu Grunde liegt und dem sie zustreben.

Alle drei Dichtungen haben, um dies eine Bedenken gleich am Anfange auszusprechen, hinsichtlich der Fabel das Gemeinsame, daß es sich weit weniger um einen sich vor unsern Augen zuspitzenden, nach vorwärts drängenden Conflict handelt, als vielmehr um die Aufhellung und die Nachwirkungen dessen, was bereits vor der eigentlichen Geschichte sich ereignet hat. Am deutlichsten zeigt dies die zweite der Novellen, denn wenn auch unsere lebhafte Theilnahme für die eigentlich vor uns agirenden Helden geweckt und rege erhalten wird, so ist doch „die Wohlthäterin" selbst, nach welcher die Geschichte benannt ist, am Anfange derselben bereits verstorben. Aber es bereiten auch schon die Titel der zwei übrigen Dichtungen darauf vor, daß gerade dem Rückwärtsliegenden eine bedeutsame Rolle zuertheilt ist und daß ein energisches Fortschreiten mitunter durch Erzählungen aus vergangenen Zeiten beeinträchtigt wird. Doch nur der oberflächliche Leser wird sich hierdurch den Genuß trüben lassen; der nachdenkliche und empfängliche dagegen wird dem Dichter seine Zustimmung nicht versagen und die Fülle naturwahrer, origineller Charaktere bewundern, welche er plastisch, mit nicht fehlgreifender Sicherheit schildert, oder sich in die schwierigen psychologischen Probleme vertiefen, in die er uns mit tiefer Menschenkenntniß, jedoch nie abstract und losgelöst von den Schicksalen der einzelnen Helden, einführt. Nicht zum wenigsten endlich ist seine sich nie ungehörig vordrängende, aber stets unsere Aufmerksamkeit fesselnde Schilderung der Lokalität zu beachten: die erhabene Schönheit des Meeres und das Leben auf Helgoland weiß uns der Dichter nicht minder trefflich zu malen als einen vornehmen Herrensitz, ein stilles Landstädtchen oder das Wühlen und Wogen der Hauptstadt. Während in früheren Zeiten Frenzel mit vielem Erfolge auch den historischen Roman gepflegt hat, bieten seine letzten Dichtungen ausschließlich Charaktere und Zustände der unmittelbaren Gegenwart; ja sie erheben sich zum Kulturbilde und dienen zur Charakteristik unserer gesammten Zeit.

In der ersten Novelle, in „Verjährt", führt uns Karl Frenzel in ein fernab von der großen Heerstraße liegendes hannöversches Städtchen, welches jedoch, seitdem es in preußischen Besitz übergegangen ist, einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Der Freiherr Wittekind von Eggesen ist soeben über den Ocean aus dem fernen Westen nach dem Orte, wo er vor Jahren eine Don-Juan-Rolle gespielt hat, zurückgekehrt. In der neuen Welt hat er unter Goldgräbern und Indianern, in den verschiedensten Stellungen, die harte Schule des Leidens und der Noth durchgemacht, als ihn das Testament eines Verwandten in die alten Verhältnisse, aber zu neuem Leben ruft. Sein vornehmes Wesen erobert ihm auch jetzt wieder alle Herzen im Sturm. Seinem dämonischen Zauber vermag am wenigsten die unschuldige, träumerische Dora zu widerstehen. Neben ihr taucht plötzlich die Freundin seiner Jugend, Sophie Wesselhöft, in der Gesellschaft auf. Es liegt nicht in ihrem Wesen schwärmerische Gefühle zu hegen: sie ist frühzeitig ihre eigenen Wege gegangen und hat, zum

*) Zwei Bände, Stuttgart und Leipzig 1884, Deutsche Verlags-Anstalt.
**) Leipzig 1884, B. Schlicke.

Digitized by Google

Theil nicht ohne Wittekinds Schuld, eine verlorene Jugend zu beweinen. Auch sie ist, wie er, stolz und absprechend gewesen; wohl hatten sich beide in ihrer Jugend gefunden, aber sie waren zu stolz, ihr Herz sprechen zu lassen, als es noch Zeit war. Ihr unvermuthetes Erscheinen raubt Wittekind mit einem Male seine bisherige Sicherheit. Jetzt steht seine Vergangenheit wieder lebhaft vor ihm, ja es quält ihn eine furchtbare, noch nicht gesühnte Schuld, und der Gedanke, daß Sophie um diese wissen und ihn mit einem Worte aus dem sichern Hafen wieder hinaus ins wogende Meer treiben könne, wird in ihm immer lebendiger und peinigender. Er hat einstmals in bitterster Noth die Unterschrift des Freundes gefälscht und die für diesen bestimmten Summen eingezogen, Sophie aber ist in den Besitz des verhängnißvollen Schuldscheines gelangt. Doch sie vernichtet den einzigen Beweis seiner Schuld. Wittekind ist wirklich im Feuer des Unglücks geläutert. Er ist entschlossen, durch seinen Tod dem Schicksal seine Schuld zu zahlen, will aber nicht scheiden, ohne durch ein offenes, freimüthiges Geständniß vor Sophie sein Herz erleichtert zu haben. Damit ist für sie, die einst Verschmähte und Gekränkte, der Augenblick gekommen, demjenigen, welcher jetzt so tief gedemüthigt vor ihr im Staube liegt, die Hand zu neuem Leben zu reichen; sie erklärt seine Hand nicht wieder loszulassen, bis er ihr Unterwerfung gelobt hat.

Die zweite Novelle, „Die Wohlthäterin", schildert auf düsterm und melancholischem Hintergrunde einen räthselhaften und problematischen, mannichfache Widersprüche in sich vereinenden Charakter; wer sich liebevoll in denselben versenkt, wird die Einheit in den Widersprüchen finden und die ungewöhnlichen Schicksale wie die eigenartigen Motive des Handelns begreifen. Hier wird das uralte Thema, wie sich alle Schuld auf Erden rächt, in geistvoller Weise variirt. Außerdem aber erkennen wir, wie überall Freiheit und Zwang, Zufall und Nothwendigkeit in einander spielen; ja Frenzel neigt zu der Ansicht, daß unsre Handlungen überhaupt nicht aus dem freien Willen, sondern aus einer innern, für uns immer unergründlich bleibenden Nothwendigkeit entspringen.

Handelte es sich in den beiden Novellen jedesmal vorwiegend um einen einzigen Helden und dessen Geschichte, so sind im Romane „Nach der ersten Liebe" die Geschichten zweier Paare kunstreich mit einander verschlungen: auf der einen Seite stehen die Gräfin und Detlev von Bassewitz, auf der andern Hubert Lunau und Susanne.

Die Gräfin ist die Tochter eines einfachen Buchhalters. Schon von Kind an aber ist sie voll phantastischer Begierden gewesen: Eitelkeit, Sucht nach Glänzendem, nach Genuß und Reichthum haben frühzeitig ihre Laufbahn bestimmt. So ist sie Schauspielerin geworden, hat Triumphe über Triumphe gefeiert und ist tief in den Abgrund der Leidenschaften hinabgestiegen, um nur zu früh zu erkennen, wieviel die Welt verheißt und wie wenig sie hält. Den Gipfel dessen, was sie Glück nannte, erstieg sie, als sie ihre Hand dem bei weitem älteren, aber ihr in herzlicher Neigung zugethanen Grafen reichte. Beim Beginne unsrer Geschichte ist sie bereits Wittwe und weilt mit ihrem Gesellschaftsfräulein Susanne und dem Baron Bassewitz, der ihre Gastfreundschaft genießt, auf ihrem Schlosse. Detlev scheint auf den ersten Blick wie für die Gräfin geschaffen. Wie Eggesen ist auch er hannöverscher Offizier gewesen, auch er hat in Amerika ein abenteuerndes Leben geführt, er ist aber eine bei weitem weniger edle und vornehme Natur als jener und auch das Glück lächelt ihm nicht wie jenem entgegen. Das Ziel seines Lebens ist jetzt, ein großes Vermögen, eine bedeutende Stellung zu erwerben; was also erscheint natürlicher, als daß er, welcher die Frauen ausgekostet und Menschen wie Dinge auf dem Standpunkte der Alltäglichkeit sieht, in einer Verbindung mit der Gräfin seinen einzigen Rettungsanker erblickt. Doch da will es der Zufall, daß Hubert Lunau, derselbe, welcher die Gräfin einstmals mit all der Gluth eines jugendlichen Herzens geliebt, welchen sie aber treulos um eines Andern willen verlassen hat, übers Meer zurückkehrt.

Lunau ist das Gegentheil Detlevs, denn er ist durchaus ein Mann in eigenen Schuhen, der sich aus den bescheidensten Anfängen durch eine außerordentliche Thätigkeit und Willenskraft zu einer großen Stellung in der Handelswelt emporgearbeitet und sich unermeßliche Reichthümer erworben hat. Längst schon ist in ihm keine Ader von Sentimentalität mehr, denn sein Dichten und Trachten ist klug und trocken auf den Erwerb gerichtet gewesen. Es fehlt ihm freilich der Sinn fürs Hohe, doch Frenzel fügt sofort hinzu „und die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren". Er legt gerade ihm seine tiefsten und wahrsten Gedanken in den Mund. „Sind wir nicht alle arm?" so etwa fragt einmal Lunau. „Fehlt es nicht einem Jeden an dem Punkte über dem J, an dem Schlußsteine seines Glücks?" Er selbst aber gibt sich, und dies können wir schon jetzt als den Grundgedanken des Romans hinstellen, die Antwort: „Auf dies Letzte gelassen verzichten zu können, das ist die wahre Lebenskunst." Mit einem solchen Manne ist eine der wichtigsten Perioden aus der Jugend der Gräfin unabtrennbar verknüpft gewesen; natürlich muß sein Wiedererscheinen unter jetzt so völlig veränderten Verhältnissen höchst bedeutungsvoll sein.

Als Detlev der Gräfin von seinen eigenen Abenteuern erzählt und dabei Lunaus Namen zum ersten Male erwähnt, fragt sich die Gräfin, warum es keine zweite Jugend gebe, die mit der Leidenschaft und dem Wagmuth der ersten die gereifte Erfahrung des Lebens verbände, ob das Alter der Liebe und Leidenschaft nicht ohne Wiederkehr für sie vorbei sei. Es will ihr auf einmal scheinen, als habe kein Mann sie so wild und glühend geliebt wie Lunau, und es erfaßt sie eine übermächtige Sehnsucht nach ihm. Doch Lunau hat sein früheres Leben wie ein staubiges, zerrissenes Kleid von sich geworfen und ein neues begonnen; ihm erscheint seine erste Liebe als eine Thorheit, die ihn beschämt. Und so muß sich denn die Gräfin gestehen, daß die Abenddämmerung ihres Lebens nicht mehr fern sei und daß sie nur noch eine Göttin, die Erinnerung hat. Wohl glimmt noch die Kerze ihres Lebens; wo aber ist, fragt sie, ihr Glanz und ihre Wärme? Mit Schmerz und Resignation muß sie erkennen, daß die armseligen Reste ihrer Schönheit und ihre Güter nur die Habsucht und die Begierden eines Abenteurers wie Detlev locken, daß dagegen für den von ihr einstmals verschmähten Hubert gerade jetzt und gerade durch sie, ohne daß sie es will, sich die Pforten eines neuen Paradieses öffnen. Lunau findet in Susanne das Weib seines Herzens. Auch in ihr fließt Künstlerblut wie in der Gräfin, sie war aber ein Zwitterwesen, denn sie hatte eine Fülle freundlicher Talente ohne den übermächtigen Drang sie zu beherrschen und zu bändigen. Schon als Kind ist sie eigenartig und ohne stärkeren Trieb sich anzuschmiegen gewesen; auch in ihr schlummert der Keim des Leichtsinnigen und Beweglichen, ein Drang nach Abenteuerlichem, nach Glanz und Genuß. Es kann uns daher nicht wundern, wenn sie sich zunächst zu Detlev magisch hingezogen fühlt, ja wenn ihr Herz gradezu in leidenschaftlicher Liebe zu diesem entbrennt. Für den gewöhnlichen Leser gibt es vielleicht nichts Einfacheres und Selbstverständlicheres, als daß das arme Gesellschaftsfräulein, nachdem sie der vornehme Cavalier verschmäht hat, die Liebe, welche ihr der Millionär entgegenbringt, nicht zurückweist. Doch gerade darin, daß der Dichter dieser Lösung alles Triviale genommen und sie zu einem originellen psychologischen Problem gemacht hat, zeigt sich seine nicht gewöhnliche Begabung. Daß Lunau Susanne liebt, bedarf keiner Erklärung. Für Susanne selbst ist vorerst die gelassene Freundschaft für den so viel älteren Mann doch allzu sehr das Gegentheil jener Leidenschaft für Detlev, die in ihrem Busen lodert, und sie schreckt widerwillig vor dieser Vergleichung zurück; allmählich aber fängt das Bild des ihr in herzlicher Güte zugethanen Mannes an sich ihr auf einem Goldgrunde abzuzeichnen. Sie erkennt, wie sie Ruhe und Frieden und Glück gewinnen kann, wenn sie ihr Herz bezwingt und ihre erste und einzige Liebe opfert.

Während Susanne auf diese Weise durch Verzicht auf das höchste Glück, auf das Pünktchen überm J, den wahren Frieden findet, wird die Gräfin immer einsamer. Sie muß schließlich Susanne bekennen, daß diese ihre Tochter ist und zwar — welche

Digitized by Google

Nemesis — die Tochter gerade des Mannes, um dessentwillen sie dereinst Hubert verlassen. Durch ihr launisches Wesen jedoch, das sie heut freundlich, morgen herb und unnahbar sein läßt, nicht zum mindesten durch ihren Plan, Susanne mit dem ihr so verhaßten Candidaten zu vermählen, durch alles dies wird ihr die Tochter vollständig entfremdet. Erst zu allerletzt gelingt es ihr, das Herz, das sie selbst freiwillig in herzloser Weise und durch thörichte Rücksichten auf die Welt verleitet aufgegeben hat, wieder zu erobern. Ob sie nicht schließlich doch noch in Detlev den ihr wahrhaft Geistesverwandten erkennt und ihm die Hand reicht, dies zu errathen überläßt Frenzel dem individuellen Empfinden des Lesers.

Von den übrigen Personen des Romans sei schließlich nur noch auf die urkomische Figur des Candidaten Lorenz Stechow hingewiesen. Bisher hatte er in seinen Büchern und Phantasien gelebt und war nicht aus der Idylle herausgekommen, schon jetzt aber zeigt sich, wie er zu den jungen Früchten gehört, die schließlich Hof- und Domprediger werden. Er tritt mit steifer Förmlichkeit auf und zeigt ein halb schüchternes, halb geistlich hochmüthiges Wesen, und so sehr er sich auch bemüht, den Andern zu gleichen: überall stößt er an und dient den Andern zum Stichblatt ihrer Spötteleien; sobald es sich jedoch um die Erörterung allgemeiner Fragen und wissenschaftlicher Gegenstände handelt, verliert er die Hälfte seiner Schüchternheit. Statt nun so consequent zu sein und sich mit einem Apage Satanas von einem so argen, der Hölle verfallenen Weltkinde wie Susanne abzuwenden, ruht sein Auge mit Wohlgefallen auf dem Mädchen, ja er wagt es ihr seine Liebe zu gestehen; natürlich geräth er hierbei aus einer komischen Situation in die andere. Doch da wird der Mann Gottes wieder consequent. Anstatt in sich selbst und seinem tölpelhaften Ungeschick die Quelle seines Ungemaches zu suchen, bekennt er, daß es ihm ja überhaupt nicht zukomme, den unerforschlichen Rathschluß des lieben Gottes lenken zu wollen.

Wiener Neubauten.

Von Siegmund Feldmann.

Ein Vierteljahrhundert — von 1859 bis 1884 — hat es nur gebraucht, um die „Glacis-Gründe", welche ehedem als trennender Wüstenstreif zwischen der „City" von Wien und den diese peripherisch umlagernden Vorstädte sich hinzogen, in einen gewaltigen und vielverzweigten Straßenzug umzuwandeln, der seines Gleichen wohl in den modernen europäischen Großstädten nicht hat. Das große Werk der „Stadterweiterung" erscheint nun abgeschlossen, und es ist an der Zeit, nach den künstlerischen Ergebnissen dieser Bewegung zu fragen, welche Wien zum Vororte der deutschen Architektur der Gegenwart gemacht hat. Bei der Beantwortung dieser Frage muß man sich allerdings der absoluten ästhetischen Maßstäbe begeben, was durch die Natur der Sache geboten wird. Mag eine Stadt noch so reich an öffentlichen Bauten sein, mögen in ihren monumentalen Schöpfungen diese oder jene Stilrichtung sich noch so scharf ausprägen: immer wird ihr architektonischer Gesammtcharakter durch jene Gebäudegattung bestimmt, die am zahlreichsten und für das bürgerliche Leben am wichtigsten ist — durch das Wohnhaus. Das moderne Wohnhaus oder, besser gesagt, Zinshaus ist aber, zumal in Wien, ein Kind der Massenproduction, ein Erzeugniß der Speculation, das seine Kriterien nicht in der Aesthetik suchen und bestenfalls ein Compromiß zwischen einer künstlerischen Idee und einer Kapitalsanlage werden kann.

Von dieser Erkenntniß ausgehend, darf man von dem mehrfachen Häusergürtel der Wiener Ringstraße immerhin befriedigt sein. Es war ein Glück für die Stadt, daß sie, als alle materiellen Bedingungen für eine wuchernde Bauproduction zusammentrafen, ein Fähnlein Architekten besaß, deren Talent mächtig genug war, den Strom der Speculation in halbwegs künstlerische Bahnen zu lenken. Es bildete sich auf dem Wiener Boden bald eine Formel für die moderne Zinsburg heraus, die trotz des Surrogatmaterials nnd des zumeist gewerbsmäßig hergestellten ornamentalen Beiwerkes auf eine würdige und harmonische Ausgestaltung der Façade sowie des Vestibules und des Stiegenhauses abzielten. Diese Formel war unter dem dominirenden Einflusse Theophil Hansens entstanden und schöpfte daher hauptsächlich aus dem Schatze griechischer Ueberlieferung, die sich schlecht und recht mit dem Zinserträgniß, dem Hypothekar-Credit und andern hier mitspielenden ökonomischen Factoren abfinden mußte. Sie wurde von einer Anzahl begabter Architekten variirt und weiterentwickelt, und das Resultat dieser Bestrebungen war eine etwas magere, etwas verlogen und manchmal unverstandene Renaissance, die sich aber, im Hinblick auf den Zweck und die Mittel, ganz respectabel präsentirte. Auf diese Weise entstand der Wiener Typus des Zinshauses, der, trotz mehrerer zopfiger Versuche aus der jüngsten Zeit, bis heute Geltung hat und auch jenseits der Grenzen Oestreichs aufgenommen und nachgeahmt worden ist.

Neben dieser von der Muse Wohnungsnoth inspirirten Bauindustrie ist aber die Baukunst ihre eigenen Wege gegangen, und die Etappen, die sie dabei zurückgelegt, werden durch eine ziemlich lange Reihe öffentlicher Bauten bezeichnet, welche gewissermaßen als Meilenzeiger ihres Fortschreitens gelten können. Die Zielpunkte dieses Weges erscheinen jedoch erst durch die drei großen Werke markirt, welche im vergangenen Jahre vollendet und der Benutzung zugeführt worden sind. Es sind dies: das Rathhaus, die Universität und der Parlamentspalast, Bauten, in denen die drei wichtigsten Stilrichtungen sich fixiren und welche durch die Großartigkeit der Anlage, durch den Adel der Detailbildung wie durch den Namen ihrer Meister aus dem blos lokalgeschichtlichen in den kunstgeschichtlichen Horizont hineinragen.

Der umfangreichste dieser Paläste ist die neue Universität, die letzte Schöpfung des vor Jahresfrist verstorbenen Heinrich v. Ferstel, der zum Entsetzen aller Romantiker zur Renaissance überging, nachdem er, fast ein Jüngling noch, in der „Nationalbank" einen mustergültigen romanischen Bau und in der Votivkirche das herrlichste gothische Gebilde des Jahrhunderts geschaffen hatte. Die Renaissance Ferstels ist aber der vornehmlich durch Gottfried Semper inaugurirten decorativen Richtung nicht verwandt. Er zog es vor, durch die wohlabgemessene Harmonie der Verhältnisse, durch energische Profilirung der Gliedertheile, durch kräftige, von einfachem Flachornament discret unterstützte Betonung der Struktur zu wirken, und fand im Ziegel-Rohbau das Mittel, dieser edlen Einfachheit eine warme, effectvolle Unterlage zu geben. Diesen Vorgang der Quatrocentisten hatte Ferstel im „Oestreichischen Museum" und einer Reihe ähnlicher Bauten eingehalten. Die Aufgabe, die dem Künstler in der Universität erwuchs, war jedoch auf diese Weise nicht zu lösen. Die vielgestaltigen praktischen Anforderungen einer Hochschule machten eine Trennung der einzelnen Baumassen zum Gebote und deshalb mußte der Architekt die Frührenaissance verlassen und dem Muster der Hochrenaissance folgen, welche eine weit beweglichere Entwicklung der Façaden gestattet. Demgemäß hat Ferstel das Gebäude in vier Haupttheile gegliedert und jedem derselben: der wechselvoll silhouettirten Façade, den beiden Seitenfronten und der rückwärtigen Front eine selbstständige Betonung verliehen. Alle vier Theile ruhen jedoch auf einem gemeinsamen, stark rusticirten Unterbau auf und werden an den Ecken durch vorspringende, durch Kuppeln markirte Pavillons zu einem organischen Ganzen verbunden, dessen Einheitlichkeit auch in der vollkommenen Uebereinstimmung der Profile sowie aller ornamentalen Details zu Tage tritt.

Am reichsten und wirksamsten macht sich nach außen die dem Franzensringe zugekehrte Façade geltend. Um die zu monotone Längenentfaltung derselben (85 Klafter) aufzuheben, hat Ferstel die mittlere Partie hineingerückt und mit einem hochragenden französischen Dache bekrönt. Die verschwenderische Pilasterstellung in beiden Geschossen, die mächtige, statuentragende Attika,

Digitized by Google

die massig ausladenden Gesimse und die Fülle schmückender Einzelheiten verleihen dieser Front einen festlichen Charakter, der deren Bestimmung sofort erkennen läßt. Sie schließt die Repräsentationsräume der Hochschule in sich, deren Mittelpunkt von der Aula, einem majestätischen Saalbau mit von zweiunddreißig korinthischen Säulen getragener Galerie, gebildet wird. — In den beiden Seitenflügeln sind die sechsundvierzig Hörsäle, sowie die verschiedenen Seminarien und Institute untergebracht, welche Räumlichkeiten im Ganzen sechstausend Studenten zu gleicher Zeit zu fassen vermögen: eine Zahl, welche die gegenwärtige Frequenz der Universität um rund 2000 übersteigt. — Der rückwärtige Theil des Gebäudes endlich gehört ausschließlich der Bibliothek, einer riesigen, durch alle Stockwerke gehenden Halle, die nach außen ohne Fenster und nach innen durch eine dicke Feuermauer von den anstoßenden Partien getrennt ist. Diese Construction isolirt den Raum im Falle eines Brandes vollständig, und dieser Schutzmaßregel entspricht auch die innere Einrichtung, welche ganz aus eisernen Rosten hergestellt ist. Diese Roste bilden 13 durch eiserne Treppen verbunden Etagen, in denen eine halbe Million Bände Platz finden wird, während die beiden Lesesäle für 520 Pulte berechnet sind.

Seine wahre Schönheit aber enthüllt der Universitätsbau erst, wenn man durch das grandiose dreischiffige Hauptvestibule in den mittlern Arkadenhof tritt, der seinesgleichen in der zeitgenössischen Architektur nicht besitzt. 212 Fuß der Länge, 150 Fuß der Breite nach messend, öffnet er sich in sechsundvierzig kühn gespannten Bogen auf die tiefe, ringsum laufende Halle, in welche die prachtvollen Treppenhäuser münden. Ohne jeden Schmuck durchgeführt und in den drei Geschossen nach römischem, vom Ornamente zum Gesetz erhobenen Beispiel die drei Säulenordnungen zeigend, wirkt dieser Hof einzig und allein durch den Adel seiner Verhältnisse, durch das köstliche Raumgefühl, das dem Künstler beim Entwurfe den Stift geführt hat. Wie die Zeilen eines Sonnets verschlungen sind, so fest gefügt reihen sich die Glieder dieser Architektur aneinander, und wenn man lange hinsieht, so ist es fast, als vernähme man den Wohlklang dieser in Stein gemeißelten Rhythmen. Die dreiarmige Fest- und die fünfarmigen Schülertreppen dienen dem Hofe als würdige Fortsetzung, und nicht minder glücklich ist die Anlage der übrigen Treppen, Höfe und Communicationen. Wohin man sich auch stellen mag, man gewinnt überall eine große und reizvolle Perspektive, und das ist in der Baukunst das sicherste Zeichen eines schöpferischen, nicht mühselig Detail an Detail schweißenden, sondern aus dem Vollen und Ganzen gestaltenden Geistes.

Neben der prangenden, ganz vom Odem der Zeit durchwehten Realität des Universitätsbaues nimmt sich der Parlamentspalast Hansens wie ein zu Marmor erstarrter Traum aus. Seitdem Schinkel und Leo v. Klenze gestorben sind, hat sich der Hellenismus nur durch schwächliche Compromisse zu erhalten vermocht, und allein der idealistische Geist Hansens ist unerschütterlich für diesen zaubervollen Anachronismus eingestanden. Neigung, Entwickelungsgang und innerer Beruf haben ihn zum Epigonen der perikleischen Aera gemacht, und so wie er stets die „reine Form" hochgehalten, so leben auch im Parlamentspalaste, seinem reifsten und reichsten Werke, alle Traditionen der attischen Erde wieder auf. Von korinthischen Säulen aus blinkendem, an Paros gemahnenden Marmor, ist das Haus umstellt, zu dem eine mächtige Rampe hinanführt; die drei Risalite der Hauptfront stellen sich als giebeltragende Tempelfaçaden dar; die Karyatiden, welche die beiden Balcone der Schmalseiten emporheben, sind direct dem Erechtheion entlehnt; ein herrlich gezeichneter Palmettenfries schlingt sich unter den Zahnschnitten des Hauptgesimses hin, und auf das flache Dach ist ein ganzer Olymp aus Bronze und Stein placirt. So mannigfach aber auch all' diese Elemente sind, so besticht das Gesammtbild, zumal wenn man die richtige Distanz gewinnt, durch seine edlen, vom Prostylos des Hauptportals dominirten Linien, durch die Monumentalität der Verhältnisse und den hohen malerischen Reiz, den Hansen über alle seine Entwürfe auszugießen versteht.

Nicht so befriedigend wirkt jedoch der Grundriß, die Eintheilung des Innenraumes, der von dem imposanten, von vierundzwanzig Marmormonolithen umfaßten „Peristyl" in zwei gleiche Hälften getheilt wird, von denen eine dem Herrenhause, die andere dem Abgeordnetenhause gehört, während die Sitzungsräume der Delegation, der beiden Kammern gemeinsamen Körperschaft, sich als Fortsetzung an den Peristyl schließen. Wenn aber auch hier zwischen dem künstlerischen Gelingen und der praktischen Zweckdienlichkeit eine gewisse Incongruenz nicht zu leugnen ist, so darf dafür Hansen allein nicht verantwortlich gemacht werden. Der Architekt besaß in diesem Falle keine Vorbilder; er stand vor einer ganz jungfräulichen Aufgabe, deren Schwierigkeit derjenige ermessen wird, welcher den ungemein complicirten Mechanismus des parlamentarischen Verkehres kennt. Ueberdies wurde diese Aufgabe noch durch die Forderung des Programms erschwert, der zufolge beide Häuser des Reichsraths unter Einem Dache vereinigt werden mußten. Dadurch wurde die Centralisirung des Baues unmöglich gemacht und demselben ein Parallelismus der Anlage aufgenöthigt, der im hohen Grade langweilig zu werden drohte. Hansen hat diese Gefahr durch die Einschiebung des bereits erwähnten Peristyls glücklich überwunden, allein dieser verzehrt einen im Vergleich zu den beschränkten Raumverhältnissen ungeheuer großen Platz, und wie unnütz er ist, erhellt wohl am besten daraus, daß man ihm keinen besseren Namen als den einer „Ruhmeshalle" zu geben im Stande war.

Diese „Ruhmeshalle" ist zu einer Ruhmeshalle für ihren Erbauer geworden: sie ist zweifellos eines der schönsten Interieurs der Welt. Man mag der Anwendung der griechischen Architektur in der Gegenwart noch so enge Grenzen stecken wollen und principielle Einwände gegen dieselbe erheben — hier hat der Erfolg alle Zweifel besiegt und vor Allem der Kühnheit Hansens, einen auf ganz modernen Bedürfnissen basirenden Riesenbau ausschließlich in hellenische Kunstformen zu kleiden, ein ehrendes Zeugniß ausgestellt. Denn Hansen hält das Griechenthum nicht blos für eine decorative Spielerei; er hat es auch in seinen constructiven Elementen erfaßt, die überaus dürftig sind und dem Architekten Vieles versagen. Trotzdem hat er sich diese Beschränkung auferlegt und das gewaltige Werk unter vollständiger Verzichtleistung auf Bogen und Gewölbe auf den Boden gestellt. Was das Gebäude dadurch an perspectivischer Wirkung und wechselvollen Durchblicken verliert, hat Hansen reichlich durch die Farbe ersetzt. Er hat nicht nur die Formenwelt, sondern auch die Polychromirung der griechischen Bauwerke zu erwecken und damit eine Jahrzehnte alte Streitfrage aus der Welt zu schaffen gesucht. Ob ihm dies gelungen, bleibe dahingestellt; es ist ziemlich zweifelhaft, ob die antiken Interieurs genau so beschaffen waren und ob die Archäologen zu der Arbeit des Wiener Meisters Ja und Amen sagen würden. Künstlerisch aber erscheint das Problem gelöst: die Enkomiasten der „weißen Fläche" sind aus dem Felde geschlagen. Vergoldete Capitäle tragen das Gebälk, dessen Ornament sich zart und leuchtend von dem dunklen farbensatten Grunde abhebt; die Wände sind durchwegs in Succo lustro nach pompejanischem Vorbilde decorirt; die Marmorbrüche aller Lande wurden geplündert, um die Fliesen, Säulen und Gliederungen herzustellen, und dieses harmonische Ineinanderfließen aller Töne und Nüancen, diese Magie des Goldes und der Farben bildet ein Ensemble von zauberischer Wirkung. Wie Makart über seine Palette, so souverain hat hier Hansen über alle polychromen Effecte verfügt und dadurch den strahlenden Reichthum seiner Pasten durch den vollendetsten Geschmack künstlerisch geadelt. Mag man den Wiener Parlamentspalast im großen Ganzen nicht ohne jeden Grund nur als interessantes Experiment gelten lassen wollen — diese eine Eigenschaft: die Ausstattung seiner Innenräume verleiht ihm Bedeutung und macht ihn zu einer der ersten architektonischen Sehenswürdigkeiten des Jahrhunderts.

Universität und Parlamentspalast bilden aber nur die Seitencoulissen jenes großen Platzes, dessen Hintergrund von dem neuen Rathhause ausgefüllt wird; einem gewaltigen, sieben Höfe umschließenden Baue, mit offenen Arkaden im Erdgeschoß, einer grandiosen, durch zwei Stockwerke gehenden Loggia

Digitized by Google

und einem Thurme, der an Höhe nur noch vom Stephansthurme überragt wird. Es ist ein herrliches Bollwerk machtbewußten Bürgerthums, durch welches Friedrich Schmidt seinen Primat, den er seit dem Tode Viollet-le-Ducs unter den Gothikern einnimmt, für alle Zeiten gefestigt hat, obgleich die Gothik, deren er sich hier bediente, keineswegs derart ist, um den Puristen Freudenthränen zu entlocken und die Opposition Sempers gegen ein „romantisches" Rathhaus zu rechtfertigen. Der Künstler selbst hat dies einbekannt, indem er einmal äußerte, selber nicht genau zu wissen, in welchem Stile das Rathhaus gehalten sei. „Wenn aber irgend etwas", fügte er hinzu, „charakteristisch für den Bau ist, so mag es der Geist der Neuzeit im eigentlichen Sinne des Wortes sein, der sich voll in ihm ausspricht." Der Geist der Neuzeit ist ein schwer faßbares Ding, besonders für den Architekten, der nur im Concreten schaltet und schafft; seitdem aber der Bau fertig vor uns steht, fühlen wir, was Schmidt mit diesen Worten gemeint hat. Als er daran ging, ein gothisches Rathhaus zu bauen, war er sich klar, daß er in diesem Stile keine Vorbilder für die praktischen Anforderungen seiner Aufgabe finde. Im Mittelalter machten die Menschen nur dem lieben Gott Platz, sich selbst aber zwängten sie in enge, kleine und niedere Räume ein, über welche unsere Bedürfnisse himmelhoch hinausgewachsen sind. Hier aber galt es, immense Festsäle, bequeme und luftige Communicationen, gewaltige Vestibules mit sich verästenden Treppenarmen zu schaffen, und hierfür hat erst die Palast-Architektur des Cinquecento die Vorbilder geliefert. Ohne erst zu erwägen, wie schwer die engbrüstige Gothik mit dieser Raumentwickelung in Einklang zu bringen sei, griff Schmidt resolut auf diese Muster zurück, und in ihrem Sinne fügte er die Rippen des Baues ineinander, während das Ornament, das bewegliche Spiel der Formen, überhaupt die ganze künstlerische Signatur der Gothik entnommen ist. Giebel und Wimperge, Fialen und Schrägen silhouettiren das Haus, Spitzbogen verbinden die Säulen und schneiden in die Façaden, durch die weiten Fenster des Risalits schlingt sich charakteristisches Maßwerk. — Die Stützen und das Gebälk jedoch, das, was den Bau gestaltet und zusammenfaßt, funktionirt ganz im tektonischen Geiste der Renaissance. Diese organische Vermählung zweier sich widersprechender Kunstweisen stempelt das Werk Schmidts zu einer That; in ihr klingt eben der Geist der Neuzeit vernehmlich an, denn hier hat der Künstler in veraltete, auf nicht mehr vorhandenen Lebensverhältnissen beruhende Formen einen neuen, modernen Gehalt gegossen und damit ein Problem gelöst, das ihm zu dauerndem Ruhme gereichen wird.

Nahezu fünfzehn Jahre heißen Mühens hat es gekostet, bis auf den ersten schöpferischen Werberuf das Echo der Vollendung erscholl und der Schlußstein in die drei geschilderten Bauten gefügt werden konnte. Der Erfolg hat die Arbeit gekrönt: Wien darf mit berechtigtem Stolze auf diese Leistungen heimischen Kunstfleißes blicken. Allein damit hat die monumentale Bauthätigkeit an der Wiener Ringstraße ihr Ende noch nicht erreicht. Gerade dem Rathhause gegenüber erhebt sich, aus schneeweißen Quadern gefügt, das zukünftige Burgtheater; unweit davon zeichnen sich die fein umrissenen Kuppeln der beiden Hofmuseen an dem Horizonte ab, deren Fenster auf den weiten Plan hinübersehen, auf welchem die neue Hofburg ihre kolossalen Flügelarme ausstrecken wird. In diesen drei Werken, glänzender und umfangreicher noch als die zu Ende geführten, hat Gottfried Semper der Stadt ein kostbares Vermächtniß hinterlassen. Allein, sowohl in den Museen wie in dem Schauspielhaus sieht es noch chaotisch aus, und der Neubau der Burg ist kaum über die Erdaushebungen gediehen. Es wird noch lange währen, bis da der letzte Hammerschlag und Meißelhieb verklungen ist, und bis dahin wird sich noch Zeit und Gelegenheit finden, von ihnen zu singen und zu sagen.

Aus der Hauptstadt.

Gustav Richter-Ausstellung.

Ein Künstlerleben voll berauschender Erfolge, ein Menschenloos, dem das Glück mit vollen Händen gespendet, was es einem Kinde unseres Jahrhunderts zu bieten vermag, ist in Erinnerungsfesten ausgeklungen, in denen die Liebe und Freundschaft der Berufsgenossen, die Anhänglichkeit weiter Kreise sich noch einmal um den Brennpunkt seines Gedächtnisses zu großartigen Ovationen sammelten. Wer den Leichenzug Gustav Richters gesehen, wer an der Erinnerungsfeier in der Nationalgalerie theilgenommen, wo sich zu der schwungvollen Rede Max Jordans die Familie des Kronprinzen und die hervorragendsten Vertreter der drei Aristokratien zusammengefunden hatten, wer die Ausstellung seiner Werke in der Nationalgalerie besucht und in dem Gedränge kaum Athem schöpfen konnte, der fragt sich staunend, wie das in unserer Zeit möglich ist, die doch sonst dem bildenden Künstler so kühl gegenübersteht.

Bei Gustav Richter befremdet diese Popularität doppelt, da er zu den einseitigen Begabungen gehört. Seine Versuche an umfangreichen Stoffen aus der heiligen und profanen Geschichte, in weiten Abständen über seine lange Künstlerlaufbahn vertheilt, haben nur zweimal durchgeschlagen und beidemale nur kurzathmige Erfolge gehabt. Sein Ruhm, seine Popularität knüpft sich an seine Bildnisse und Studienköpfe, und auch hier nur an einige wenige Schöpfungen, wie der Fischerknabe, die Odaliske, das „Evviva", deren Reproduction dann aber jede Näherin auf ihrer Brosche haben muß, die in Farbendruck auf allen Handschuhkasten und Bonbonnieren prangen, während die Mehrzahl der bedeutendsten Porträts, nachdem sie kaum die Ausstellungen gestreift, für immer dem Auge des Publicums entrückt wurden.

Doch vielleicht muß in der Beschränkung auf das enge Gebiet, das er mit seiner Begabung ganz zu umfassen vermochte, eine Ursache seines beispiellosen Erfolges gesucht werden. Er wußte dem Bildniß einen so mannichfachen Inhalt zu geben, daß es auch, von der technischen Behandlung und Persönlichkeit des Dargestellten abgesehen, interessirte. Dann kam hinzu, daß er bei seiner virtuosen Mache, die Jahrzehnte hindurch alles Stoffliche besser als die der meisten deutschen Concurrenten wiedergab, und bei seiner Neigung, die günstigste Stellung und die glücklichste Stunde auszuwählen, der berufenste Maler weiblicher Schönheit geworden. In der langen Reihe seiner Bildnisse sind es gewisse Frauengestalten, an die sich sein Ruhm knüpft. Sein Höchstes leistete er jedoch in der Wiedergabe des häuslichen Glückes, das ihm spät noch zu Theil geworden. Im letzten Jahrzehnt sind das Gesicht seiner Frau, die Lockenköpfe seiner Kinder allen Besuchern deutscher Kunstausstellungen so oft begegnet und in so mannichfacher fesselnder Auffassung, daß sie wahrhaft zu Typen geworden sind.

Die Direction der Nationalgalerie hat die Benutzung des Handzeichnungscabinets für einige Wochen suspendirt und dessen Räume zu einer Gesammtausstellung der Werke Richters verwendet. Weil sich die Galerie Raczynsky mit dem Handzeichnungscabinet in die Säle des oberen Stockes getheilt hat, konnte die Verwaltung nur ganz ausnahmsweise sich entschließen, derartige Veranstaltungen zu treffen. Einzig mit Adolf Menzel theilt Richter die Ehre einer Ausnahme.

Von allen Seiten sind die Beiträge eingetroffen, aus ganz Deutschland, aus Rußland, Belgien und England. Von den allbekannten Bildern fehlt nur eins, das Idealporträt der Königin Louise, dessen Besitzer die Fährlichkeiten des Transportes nicht riskiren wollte.

An der Hand dieses Materials läßt sich die Entwickelung des Künstlers seit seiner Berliner Lehrzeit und den Studienjahren in Paris, wo er von 1842—1846 als Schüler von Cogniet arbeitete, in ihren Hauptphasen verfolgen. Er ist nie still gestanden, hielt sein Auge beständig auf hohe Ziele gerichtet, oft auf solche, die seinem Vermögen unerreichbar, und hat seinen mächtigsten Aufschwung erst in seinem letzten Jahrzehnt genommen.

Wenn die Schöpfungen dieses Zeitraums auf der Ausstellung fehlten, dann würden wir sie mit dem Eindruck verlassen, daß uns Richters Kunst doch schon recht ferne steht. Das technische und coloristische Uebergewicht, das ihm in den fünfziger und sechziger Jahren seine französische Schulung verlieh, täuscht uns nicht mehr über eine gewisse elegante Leere seiner Porträts. Dasselbe süße, hier und da sogar etwas puppenhafte

Digitized by Google

Lächeln spielt um die Lippen aller seiner Frauengestalten, ihr Auge hat nur den einen Ausdruck gewinnender Freundlichkeit. Es ist als trügen sie alle eine Maske, hinter der das wahre Antlitz verborgen, die Maske der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit, die zugleich mit der großen Toilette angelegt wird. Fast bei allen — immer mit Ausschluß der letzten zehn Jahre — könnte man sich denken, sie ständen oder säßen vor ihrem Spiegel, um einen letzten wohlgefälligen Blick auf die tadellose, in jedem individuellen Ausdruck herabgestimmte Totalität ihrer gesellschaftlichen Erscheinung zu werfen. Was hinter dieser glatten Stirn schlummert, wie dieses freundliche Auge in Haß oder Liebe blicken mag, wie der süße Mund sich beim Sprechen bewegt, das läßt das Bildniß nicht ahnen. Kein Wunder, daß alle diese Frauen eine gewisse Familienähnlichkeit haben. Von den früheren Männerbildnissen läßt sich nicht mehr sagen, sie entbehren auch des äußerlich bestechenden Reizes, durch den die Frauenporträts anziehen und sind überdies sehr in der Minderzahl.

Auch die beiden großen Compositionen aus Richters erster Periode, einst das Entzücken der Ausstellungsbesucher, stehen uns ferner als man vermuthen sollte. Und doch wurden sie ihrer Zeit als Bahnbrecher neuer Richtungen begrüßt. Die ältere, Jairi Töchterlein, wurde veranlaßt durch die jetzt entschlafene Sitte der Berliner Künstlerschaft, um die Weihnachtszeit Transparentgemälde unter Musikbegleitung auszustellen. König Friedrich Wilhelm IV. fand an der 1852 dem Publicum vorgeführten Skizze des Künstlers ein solches Wohlgefallen, daß er ihre Ausführung in der Gestalt befahl, in der sie aus dem Besitz des Kaisers an die Nationalgalerie übergegangen ist. 1856 erschien das Werk auf der akademischen Ausstellung und trug Richter einen seltenen Erfolg ein. Die Künstler bewunderten die coloristische Leistung, dem Publicum behagte die von allem Göttlichen abstrahirende Auffassung. Es wird uns heute schwer, dem Bilde gerecht zu werden, denn im Colorit ist es überholt und in der Vermenschlichung der biblischen Figuren sind die Neueren noch weit über Richter hinaus gegangen. Somit frappirt uns weder das Eine noch fesselt uns das Andere, und das Unzulängliche, Theatralische der Charakteristik, das man ehemals, von den neuen Vorzügen geblendet, übersah, springt uns zuerst in die Augen.

Wenn dies Werk auch im übrigen Deutschland nicht den gleichen Enthusiasmus erregte wie in Berlin, lenkte es doch die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf Richter. Wenige Jahre nach seinem Bekanntwerden gab König Max von Bayern dem Künstler einen glänzenden Auftrag, den Bau der Pyramiden für den Schmuck des Maximilianeums zu schildern. Die Ausführung dieser Aufgabe verlieh dem Können des aufstrebenden Mannes eine mächtige Steigerung, denn er entschloß sich, an Ort und Stelle die Studien zu machen. Fast zwanzig Jahre liegen zwischen der Vollendung der beiden Bilder, mehr als 12 Jahre arbeitete Richter an der Schilderung altägyptischen Lebens. Schon diese mühselige Entstehung läßt vermuthen, daß es sich nicht um eine Schöpfung handelte, deren Ursprung in der Eingebung einer glücklichen Stunde liegt. Es ist bekannt genug mit seinem wimmelnden Leben dunkelfarbiger Menschen in dem beschatteten Vordergrunde, dem stolzen Profil des Königs und der märchenhaften Erscheinung seines Weibes, die mit ihrem endlosen Gefolge gekommen sind den Bau einer Pyramide zu inspiciren. Coloristisch war das Bild ein immenser Fortschritt und schlug durch wie sein erstes größeres Werk. Die Composition wurde dabei streng getadelt, es fehlte die Einheit, der Mittelpunkt, eine bestimmte Handlung. Sicherlich ist es kein Werk aus einem Guß, aber es hat vor den meisten andern historischen Bildern einen großen Vorzug, den man nicht vergessen darf, die voraussetzungslose Verständlichkeit. Selbst wer nicht mehr historisches Wissen über Altägypten zur Verfügung hat als ihm die Dorfschule bei Gelegenheit der Geschichte Josephs vermitteln kann, wird sich ohne jeglichen Commentar zu orientiren vermögen. Dies ist bei einem historischen Gemälde, das auch auf den Stoff seinen Nachdruck legt, nicht gering anzuschlagen. Unter Richters Compositionen wird der „Bau der Pyramiden" ohne Zweifel am längsten leben, länger als die Erweckung, trotzdem diese straffer componirt ist. Es existiren von Richter noch manche Entwürfe zu umfangreichen Gemälden, die aber über die Conception nicht hinauskommen. Auf eine großartig visionäre Wirkung will seine Verkürzerung des „Kommt zu mir" hinaus. Aus einem wirren Gedränge von Elenden strecken sich hundert Arme flehend zu der Lichtgestalt des Herrn empor, der in weißem Mantel mit ausgebreiteten Armen am Rande eines Waldplateaus ihnen entgegentritt. Oben spielt der Sonnenschein durch die lichten Laubmassen und umfluthet den grünen Boden und die mächtigen Stämme der Riesenbäume, unter denen sich die Schattengestalten der Seligen bewegen; unten liegt Dunkel über dem Thal des Elends, in dem sich noch nicht Alle dem Erlöser zugewandt haben. Gestalten der Verzweifelnden, im Entwurf nur erst angedeutet, füllen den Vordergrund. Ob es dem Künstler gelungen wäre, bei längerem Leben und gefesteter Gesundheit den Entwurf auszuführen, steht dahin. Seiner Anlage nach, die ihn stets auf die Vertiefung in die Einzelgestalt gedrängt hat, der die schaffende Phantasie so schnell versagte, dürfte ihm eine solche Riesenaufgabe doch zu schwer gefallen sein. Selbst die Entwürfe für freie Schöpfungen sind dünn über seine Productionsjahre gesäet; wenn wir zu den angeführten Werken noch die Wandmalereien im nordischen Saal des neuen Museums — Balder, die Walküren, Walhalla —, den Pygmalion vor seiner zum Leben erwachenden Statue — in ihrem rosigen Oberkörper, aus dem die Blutwelle allmählich in den kalten Marmorleib hinabsteigt, ein leibhafter Rococogedanke — und ein „Lasset die Kindlein zu mir kommen" anfügen, haben wir die Reihe im Wesentlichen erschöpft.

Einen neuen Aufschwung nahm Richters Kunst, seit ihm in reiferem Alter das Glück eines innigen Familienlebens beschert wurde. Was er in dieser Periode der höchsten Steigerung und Anspannung seines Wesens geschaffen, wird seinen Namen erhalten, wenn längst vergessen ist, was er vorher geschaffen. Im letzten Saale der Ausstellung sind die meisten der Bilder aus seiner Familie vereint, die er so früh verlassen mußte. Von den Ausstellungen, deren Hauptzierden sie bildeten, sind sie den weitesten Kreisen vertraut geworden. Da ist jenes allbekannte Selbstporträt, des glücklichen Vaters, der sein nacktes Knäblein zum Fenster hinaushält, da ist das Bild seiner jungen blühenden Gemahlin, die in reicher Gesellschaftstoilette das jüngste Knäbchen auf dem Arm hält, als wäre sie noch einmal zu ihm geeilt und hätte es aus dem Bettchen genommen, ehe sie sich für den Abend von ihrem Lieblinge trennte. Dann der Wandschirm mit den Bildern seiner vier Söhne, an kecker frischer Erfassung, der in ihrer väterlichen Innigkeit das Idealisiren diesmal gar nicht in den Sinn kommt, ganz einzig unter seinen Werken. Weiterhin das Bild seiner Gemahlin, die im Atelier ein Bild betrachtet, daneben die vielen Bildnisse seiner Kinder, bald einzeln, bald zu zweien, die Köpfe aneinander gelehnt, wie beim Ausruhen vom Spiel oder mit großen Augen auf Märchen lauschend; einmal in schimmernder Mondbeleuchtung alle vier nackt als Bacchanten vor einem Springbrunnen. Doch die Krone von Allen das Bildniß der Frau und sein eigenes aus seinem letzten Jahre. Er selbst mit den Spuren schweren körperlichen Leidens in den welken Zügen, aber ungebrochenen Geistes, der aus dem sinnenden Auge spricht. Das Bildniß der Frau ist von der letzten akademischen Ausstellung noch in frischem Gedächtniß. In natürlicher Ungezwungenheit sitzt sie vor uns, die schönen, wundervoll modellirten Arme und Hände übereinander gelegt, auch ihr Antlitz um einen Zug bangen Kummers gealtert.

Die Vertiefung, die Richters Arbeit an den Bildnissen seiner Familie erfahren, findet sich auch bei den übrigen Arbeiten des letzten Jahrzehnts. Wir gedachten schon seines neapolitanischen Fischerknaben und seiner orientalischen Idealköpfe. Seine Frauenbildnisse — wir nennen nur die Fürstin Carolath (1872), die Gräfin Karolyi (1878), die Gräfin Dönhoff (1883) — gehen in der Charakterisirung des seelischen Lebens weiter als irgend welche früheren. Unter den Männerbildnissen ragen die beiden Porträts des Kaisers hervor, eins in ganzer Figur für die Breslauer Kaufmannschaft, das andre ein Brustbild. Der Natur des Künstlers entsprechend kommt besonders die gewinnende Liebenswürdigkeit und Güte des Monarchen zum Ausdruck. Ein glücklicher Gedanke war es, in einem Idealporträt die Gestalt der Mutter des Kaisers heraufzubeschwören. Es scheint als ob Richters Auffassung alle andern aus der Phantasie des Volkes verdrängen wollte, tausendfache Reproductionen haben die edle, reine Erscheinung der hohen Frau, die in weißem, goldgesticktem griechischen Gewande nach verzogenem Gewitter die Stufen zum Garten hinabsteigt, an die Stelle aller früheren Verkörperungen gesetzt. Schmerzlich mußten die Besucher der Ausstellung das Bild entbehren. Der Kopf des Frl. von Ziegler, deren Züge dem Künstler das lebende Modell geboten, konnte keinen Ersatz bieten.

Berlin wird dem größten heimischen Bildnißmaler seiner ersten Glanzzeit selbst dann noch ein gutes Andenken bewahren, wenn auf seinen leeren Thron ein Nachfolger gestiegen ist. A. L.

Digitized by Google

Von den Theatern.

(Fr. Mallinger. Fr. Schröder-Hanfstängl. Heinrich Bötel. Hr. Götze. Pauline Ulrich. Die Münchener. Fr. Geistinger und „Lili".)

Die letzten Wochen der Saison sind in der Regel interessanten Gästen gewidmet. Namentlich in Krolls Oper häufen sich die Gastspiele, so daß der Theater-Chronist nur „wie der Aehrenleser folgt dem Schnitter" nachzukommen vermag. Während dort Frau Mallinger, deren Stimme an Wohlklang und Fülle erfreulicherweise wieder zugenommen, von Frau Schröder-Hanfstängl vom Stuttgarter Hoftheater abgelöst wird, steigt schon wieder ein neuer Stern am musikalischen Himmel in Heinrich Bötel auf, dem von Director Pollini entdeckten Tenor. Dieser junge Hamburger folgt den Fußstapfen Wachtels, der soeben im Walhalla Operettentheater sich, wie es heißt: für immer, von Berlin verabschiedet hat. Bötel, der erst unlängst vom Kutscherbock herabgestiegen, hat als Postillon von Lonjumeau jedenfalls bewiesen, daß er nicht nur knallen, sondern auch singen kann. Seine Stimme hat echten Tenorklang und ist von einer märchenhaften Ausdehnung nach der Höhe hin. Das hohe C und Cis schmetterte er als Manrico in der Stretta des dritten Actes (Troubadour) kräftig und leicht heraus. Seine Aussprache des Textes ist ziemlich rein und der Vortrag leidlich geschmackvoll. Zur Stunde läßt die Mittellage noch zu wünschen übrig, auch ist die Intonation nicht immer zuverlässig, aber man darf hoffen, der stimmgewaltige Sänger werde sich auch noch zum wahren Künstler entwickeln. Als Ideal würden wir freilich statt Wachtel lieber etwa den Tenor der Kölner Oper Herrn Götze vorziehen, der eben in der Kgl. Oper auftritt. Sein Stolzing (Meistersinger) ist gesanglich eine unvergleichliche Leistung. Schauspielerisch strebt Herr Götze mit Recht unserem Niemann nach; der edlen Gestaltung ist freilich seine Kleinheit und sein Embonpoint gar sehr im Wege.

Im Schauspiel verdient nur das kurze Gastspiel von Frl. Pauline Ulrich hier verzeichnet zu werden. Es zielte keineswegs auf Engagement ab, da die Künstlerin kurz zuvor einen lebenslänglichen Contract mit der Dresdner Hofbühne abgeschlossen hatte, welcher sie seit Jahrzehnten angehört. Vielmehr war dies Gastspiel eine Art Jubiläumsfeier, denn es sind 25 Jahre her, daß die treffliche Künstlerin zuerst in unserem Schauspielhause die weltbedeutenden Bretter betreten hat. Zwischen der einstigen Antrittsrolle als obscures Kammerkätzchen und der heutigen „Pompadour" (Narciß), welche die Künstlerin leider zu ihrem Gastspiel gewählt, mag ein gewaltiger Unterschied sein. Was dazwischen liegt, ist ein langes Künstlerleben voll echter Begeisterung, ernstem Streben und stetig fortschreitendem Können. Wie hoch steht Frl. Ulrich als Tragödin über der Ziegler! Sie ist keine Bumbumschauspielerin mit leerem Pathos und schönen Posen; ist auch Alles an ihr edel und stilvoll, so huldigt sie doch wieder einem gesunden Realismus, der ihren Gebilden den Schein charakteristischer Lebenswahrheit gibt. Dabei keine Nüancenjagd und stets ein wohldurchdachter, gehobener Vortrag. Sie ist eine Intelligenz und ein Temperament. Wie Schade, daß sie zu ihrem Jubiläum nicht ihre beste Rolle, die Maria Stuart, gewählt hat! Unter allen Umständen verdient Herr v. Hülsen Dank für sein huldigendes Entgegenkommen, das dieses kurze Gastspiel ermöglicht hat. Wir wollen es nicht als ein heimliches pater peccavi auffassen, weil er zu keinen Zeiten verstanden hat, die talentvolle und ewig junge Berlinerin an das Schauspielhaus zu fesseln.

Die „Münchener" haben sich inzwischen von Berlin verabschiedet. Ihr lobenswerther Versuch, ein älteres Stück Anzengrubers, den „Meineidbauer" aufzuführen, ist leider nicht ganz gelungen. Ein Anzengruberisches Stück rührt eben Himmel und Hölle auf und spielt sich nicht leicht aus dem Stegreif weg wie etwa ein „Herrgottschnitzer"! Mit dem neuen Volksschauspiel: „Der Loder von Bayrischzell" nach einer Novelle: „Der Leonhardsritt" von Maximilian Schmidt, bearbeitet von Hans Neuert, ging es schon besser. Da war Alles harmonisch und ausgeglichen, und die Charaktere, die nicht gar sehr in die Tiefe gehen, standen klipp und klar da. Die Dramatisirung läßt freilich viel zu wünschen übrig, und wir vermissen oft die geschickt gestaltende Hand Neuerts. Die sprunghafte Handlung löst sich manchmal in ein wüstes Scenengewirr auf, doch versöhnen uns stets wieder die lustigen Auftritte mit ihrem rothbackigen Bauernhumor. Allerdings haut letzterer auch öfter über die Schnur. Es wird hier gar zu viel geschimpft und geprügelt. Der Held ist der bekannte gutherzige Wilderer, hier mit einer ernsten, sentimentalen Färbung: ein Unglücklicher, dem nichts gelingen will und der doch das Herz auf dem rechten Fleck hat. Nicht er hat den erschossenen Förster, der in der Bauernkomödie eine so große Rolle spielt, auf dem Gewissen, und im letzten Act entlarvt er den Thäter, der ihn schon verderben wollte. Ein neues Element bringt der patriotische Hintergrund des deutsch-französischen Krieges. Im zweiten Zwischenact wird der ganze Feldzug geschlagen, und als die „blauen Teufel" im Schlußact als Sieger und Helden in ihre Berge heimkehren, fällt manch gutes patriotisches Wort, das nicht vom blauweißen Particularismus angekränkelt ist. Im Gegentheil — ich weiß nicht, ob es blos für das norddeutsche Gastspiel eingelegte captatio benevolentiae ist, die in München dem Regiestifte verfällt, aber hier wird so viel von den wackeren Preußen und der allgemeinen deutschen Waffenbrüderschaft geschwärmt, daß es einem ultramontanen oder „patriotischen" Stockbayern ganz übel zu Muthe werden muß. Das Berliner Publicum nahm diese schönen Tiraden mit Begeisterung auf und zürnte sogar, als einige selbstironisirende Anspielungen auf die Schläge von Anno Sechsundsechzig fielen. „Lieb Vaterland magst ruhig sein!"

Im Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater hat sich ein berühmter Gast eingefunden. Fr. Marie Geistinger, geradenwegs aus Amerika zurück, macht in Berlin eine kurze Station. Sie hat uns ein neues Stück mitgebracht, das unserer Censurbehörde viel zu schaffen gegeben. „Lili" von Hennequin und Millaud, Musik von Hermé, dem Componisten des „Petit Faust", gehört in jene Gattung von Pariser Gesangsposſen, die wie „Niniche" und „La Femme à Papa" der beliebten Operettendiva Anna Judic, die jüngst in Wien ein erfolgreiches Gastspiel absolvirte, auf den Leib geschrieben sind. Die pikanten Couplets sind da immer die Hauptsache, der Lebensnerv des Stückes. Vier Chansonnetten mit etwas Handlung — Gesang mit einer Posse in drei Aufzügen. Die Handlung ist Zugabe, die Posse blos Füllsel, Mittel zum Zweck... Demzufolge haben die Lieferanten der Judic sich auch diesmal nicht allzu sehr in Phantasie-Unkosten gestürzt. Ich kann mir denken, welcher Idee das ganze Stück seine Existenz verdankt. „Wie wäre es," mag Albert Millaud, der witzige Redacteur des „Figaro", gedacht haben, „wenn die Judic einmal die Trompete blasen würde? Man denke sich die angebetete Diva, wie sie mit verführerischem Lächeln ein veritables Klappenhorn, gleich den berühmten zwei Knaben, die durch das Korn gingen, an ihre kirschrothen Lippen setzt und ihr die paar disharmonischen Töne eines Signals, etwa „la casquette, la casquette", entlockt! Wie werden da die befrackten Herrchen im Parquet erstaunen, applaudiren, sich kugeln vor Lachen!" Gesagt, gethan. Die Judic nimmt die Trompete, setzt sie an den ewig lächelnden Mund, bläst die ohnehin schon runden Wangen auf, und eine wirkliche Fanfare erklingt. Das Publicum ist im Delirium des Entzückens. Bis! bis! Und sie zeigt wieder ihre 32 Zähne, lacht und tutet wieder, entfesselt einen womöglich noch größeren Beifallssturm, trompetet abermals und so fort mit unendlicher Grazie. Aber wie kommt die Holde dazu, die Trompete zu blasen? Dafür sorgt schon Hennequin, der erfinderische Odysseus der Vaudevillistenfirma. Und er hat redlich gesorgt, indem er eine Liebschaft zwischen einem Backfisch und einem Clairon in Scene setzt. Und das soll einen Theaterabend füllen? Warum nicht gar — kaum einen Act! Da erinnern sich die Verfasser, daß in ihrer Jugend die sogenannten pièces à époques wie die „Marie" von Mme. Ancelot, „Drei Jahre aus dem Leben eines Spielers" u. a. m. sehr beliebt waren. Also schreiben sie zur Abwechslung so etwas wie drei Episoden aus dem Leben einer Frau: im ersten Act die Judic als Mädchen, im zweiten als junge Frau, im dritten als Großmutter. Die Judic als Großmutter... Wie pikant, nicht wahr? O noch lange nicht genug!" Diese Großmütter muß eine Enkelin haben. Wie wäre es nun, wenn die Diva vermittelst eines schnellen Kleiderwechsels in der Coulisse beide Rollen spielte, die Alte und die Junge, Großmutter und Enkelin in einem Act? Vier Rollen in einer! Ein großartiger Gedanke! Hundert Vorstellungen sind gesichert.

Im ersten Aufzuge sehen wir also die kleine Lili, wie sie im Flügelkleid einen Trompeter liebt, denn die Kaserne ist dicht neben das elterliche Haus gebaut. Aber die verliebten Blicke des gutmüthigen piou-piou gelten keineswegs dem ehrsamen Töchterlein, sondern dessen Zofe. Diesen Nebenumstand hat die Kleine leider übersehen. Nun hat der Trompeter seine Trompete verloren und der Backfisch sie als Liebespfand versteckt. Wenn sie ihren Trompeter sehen will, braucht sie blos

Digitized by Google

in sein Wunderhorn zu stoßen. Taratata! Richtig, da steigt er schon über die Mauer, will wieder zurück, als er das junge Fräulein erblickt, kommt dann aber doch herunter, man plaudert ein wenig zusammen, das Mißverständniß löst sich, sie fällt ohnmächtig in seine Arme, die blödsinnigen Eltern kommen dazu, auch ein ernstlicher Heirathscandidat findet sich ein. Da aber der Trompeter ja nicht die Tochter des Hauses, sondern sein Instrument gesucht hat, so sind die Schwierigkeiten im Handumkehren geebnet, und die Verlobung mit dem Baron de la Grange-Batelière bildet den Actschluß.

Anno 1842 spielt der erste Aufzug, acht Jahre später der zweite. Baronin Lili de la Grange-Batelière langweilt sich in ihrer Ehe. Zur Zerstreuung läßt sie in ihrem Salon Komödie spielen und agirt selbst mit. Heute soll just Probe sein. Leider läßt sich der Hauptacteur entschuldigen, und vergeblich sieht man sich nach einem Stellvertreter um. Da geht die Thür auf, und herein tritt ein flotter Offizier, der seinen Einquartierungszettel vorweist. Natürlich ist der Herr Unterlieutenant der kleine Trompeter von ehemals, der in Folge einer Heldenthat in Algier avancirte, und ebenso versteht es sich von selbst, daß er den Part des Abwesenden übernimmt und die gute Gelegenheit benutzt, um seine Liebhaberrolle auf das Lebhafteste zu spielen. Und der Kuppler Zufall sorgt noch weiter: der Offizier wird im selben Zimmer wie die Baronin eingeschlossen und zwar von dem Ehemann selbst. Der discrete Vorhang fällt.

Mehr als dreißig Jahre trennen den zweiten vom letzten Aufzuge. Baronin Lili ist mittlerweile Mutter und Großmutter geworden. Sie hat in einer dreißigjährigen tadellosen Ehe den „Irrthum einer Nacht" gesühnt, und längst würde sie jenes schlimme Ereigniß ganz vergessen haben, wenn das Gesichtchen ihrer Enkelin sie nicht fortwährend an den hübschen Offizier erinnerte. Sie will diesen lebendigen Vorwurf nicht länger in ihrer Nähe dulden. Die Kleine soll heirathen. Zufällig liebt sie einen jungen Advocaten, von dem die Großmutter nichts wissen will, aber das Pärchen hat in dem Onkel des Rechtsbeflissenen, dem wackeren General Plinchard, einen guten Verbündeten. Ich brauche nicht erst zu verrathen, daß der General Niemand anders ist, als der Trompeter des ersten, der Lieutenant des zweiten Aufzugs. Und ebenso sieht der Leser auch schon das Ende des Stücks voraus: der General erinnert die alte Baronin an ihr gemeinsames Abenteuer und erwirkt damit schnell ihre Einwilligung zur Vermählung ihrer Enkelin mit seinem Brudersohn. Die heikle Scene ist ganz vortrefflich, aber nicht neu, denn wir kennen sie schon aus Scribes „Chanoinesse" und anderen französischen Stücken. Für uns Deutsche hat dieses Greisenpaar, das seines Fehltritts gedenkt, etwas Peinliches, und daher mußte das Stück, das im Vaudeville-Theater in Paris mehrere hundertmale gegeben wurde, unser Publicum ein wenig befremden. Unsere sittenstrengen Kritiker aber konnten ihre moralische Entrüstung nicht energisch genug in Worte fassen. Sie haben das „neueste Muster gallischer Sittenlosigkeit" mit rührender Einstimmigkeit verdonnert.

Und zwar trotzdem Fr. Geistinger ihre vierfache Rolle mit großer Decenz durchführte. Schauspielerisch steht sie hoch über der Judic, die sie offenbar studirt hatte, ohne jedoch einen Abklatsch zu geben. Aber die Judic ist die größere Coupletsängerin. Ihre geistvoll frivole, specifisch halbweltliche Kunst, das Unaussprechliche mit einer verschleiernden prickelnden Zweideutigkeit und doch einer harmlosen Kindermiene wiederzugeben, die Pointen und den Refrain mit immer neuer Intonation und doch jedesmal voll schelmischer Liebenswürdigkeit vorzutragen, die Zote gewissermaßen salonfähig zu machen — darin kommt ihr die Geistinger nicht gleich, so hübsch dieser auch das Trompeterlied, das provençalische Couplet und die Romanze über die leere Seite ihres Tagebuchs und alle die wehmüthig drolligen Aeußerungen über ihre Jugendsünde, die cascades de la vertu gelangen. Die Judic ist immer nur die feine Chansonnettensängerin aus dem Tingeltangel, die Geistinger stets die Operettendiva größeren Stils, eine Künstlerin. Das süße Stimmchen der Pariserin, die aus guten Gründen das mezza voce bevorzugt, ist mit dem noch immer frischen, volltönenden Gesange der Wienerin nicht zu vergleichen. Ja, noch immer frisch. Während die Geistinger in diesem Stücke stets älter werden muß, scheint sie im Leben das Vorrecht ewiger Jugend zu haben. Die Jahrzehnte sind spurlos namentlich an ihrer äußeren Erscheinung vorübergegangen, so daß sie das übermüthige Bezirkunststück ausführen durfte, ein ganz junges Mädchen und ihre eigene Enkelin zu spielen. Und die beiden Backfische gelangen ihr schauspielerisch entschieden viel besser, als die greise Betschwester. Sie ist die umgekehrte, eine sich verjüngende Baronin de la Grange-Batelière. Noch mehr gemahnt die unverwüstliche Soubrette an eine andere Rolle des lustigen Pariser Schwanks. Während hier Alle von Act zu Act altern, wird der Vicomte de Sainte-Hypothèse zum Verdruß seiner Erben immer jünger. Im ersten Aufzug ist er ein an Gehirnerweichung laborirender, schwachbeiniger halb blinder und ganz tauber Greis. Nach acht Jahren hört er wieder auf einem Ohr und fühlt verliebte Regungen. Fünfanddreißig Jahre später, während welcher seine Police bei der Lebensversicherungsgesellschaft von den vergeblich auf seinen Tod speculirenden Verwandten regelmäßig bezahlt worden, ist er ganz boudiné très-v'lan: er kleidet sich nach der neuesten Mode, trägt sich mit Heirathsgedanken und nur die Beine wollen nicht mehr recht mit. Gewiß eine geistreich erfundene Possenfigur, die durch Herrn Wellhof wirksam dargestellt wird. Z.

Notizen.

Meyers Reisebücher. Rheinlande von Ferdinand Hey'l. Fünfte Auflage. Leipzig 1884, Bibliographisches Institut.

Jede neue Auflage von Meyers Reisebüchern bedeutet einen neuen Fortschritt. An Verbesserungen fehlt es auch hier nicht. Als eine solche, schon äußerlich sichtbare, begrüßen wir die Verkleinerung des Formates, welche den Handgebrauch des Buches wesentlich bequemer macht. Auf Grund langjähriger Erfahrung, nach welcher unsere deutschen Landsleute nur in seltenen Fällen den Rhein in seiner ganzen Länge von der Schweiz bis Holland bereisen, vielmehr in der Regel entweder den Oberrhein mit Straßburg, den Schwarzwald und Heidelberg, oder aber die eigentlichen Rheinlande zwischen Mainz und Köln besuchen, hat die Verlagshandlung das Buch schon vor mehreren Jahren in zwei Theile zerlegt. Der südliche führt den Titel: „Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Straßburg" und erlebte schon im vorigen Jahre die dritte Auflage, während der nördliche uns vorliegende unter dem Titel: „Rheinlande" das Gebiet von Heidelberg nördlich bis Aachen und Düsseldorf und westlich bis Trier und Saarbrücken behandelt. Die Vergleichung der gegenwärtigen mit der letztvorausgegangenen Auflage läßt uns sofort eine völlige Neubearbeitung und Vermehrung des Textes, sowie eine Bereicherung des Kartenapparates durch neue, sauber gestochene Kärtchen vom Niederwald und der Umgebung von Ems, Koblenz und Heidelberg erkennen. Bei gründlicherer Durchsicht des Textes aber freuen wir uns, auch hier wieder der Meyers Reisebüchern eigenen eingehenden und ausführlichen, dabei aber doch überaus concisen Behandlung zu begegnen. Daß selbe insbesondere auch dem Nationaldenkmal auf dem Niederland zu Theil wird, bedarf kaum besonderer Versicherung.

R.

* * *

Meine Sonntage. Rückblicke und Erinnerungen. Herausgegeben von E. Betemann. Leipzig 1883, Verlag von Ambr. Abel.

Diejenigen Bücher, von denen jeder Leser glaubt, er hätte sie selber schreiben können, sind gewöhnlich die besten und nützlichsten, wenigstens was praktische Lebensweisheit betrifft. In diese Kategorie gehört die vorliegende gemüthvolle Erzählung für Frauen und Mädchen von Herzensbildung. Auf jeder Seite begegnen wir einigen beherzigenswerthen Lebensregeln, weisen oder geistreichen Bemerkungen. Der Stil ist trefflich, die Diction edel, es mangelt da gänzlich an aufregenden Scenen, an jeder modernen Effecthascherei — Alles ist einfach, und das ist ein großer Vorzug, um so mehr als die Schilderungen und die Handlung dennoch fesselnd sind. Noch etwas hat die Verfasserin — oder Herausgeberin, die sich in ein Pseudonym hüllt — vor den meisten weiblichen Belletristen voraus: sie versteht es nämlich, Männercharaktere wahrheitsgetreu und vorurtheilsfrei zu schildern. L. K—r.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Straße 12
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Hannover-Altenbecken
Eisenbahn
Saison 15. Mai b. 30. Sept.

Bad Pyrmont

Pferdebahn zum
Salzbade
und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direktion.**

1/2 Stunde von Frankfurt a. Main.

Bad Homburg

1/2 Stunde von Frankfurt a. Main.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit. **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas-,** und **Moor-Bäder.**
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten.
Inhalationen für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester, Militair-Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien. Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w. sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen. Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen. sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Bäder-Almanach 1884.

Mittheilungen der Bäder, Luftkurorte und Heilanstalten
für **Aerzte** und **Heilbedürftige.**
II. Ausgabe 1884.
Mit einer Einleitung über die Benutzung und Wahl der Kurorte von Sanitätsrath **Dr. Georg Thilenius** in Soden a. Taunus.

Preis 3 Mark, mit eleganter Decke 4 Mark.

Verlag von RUDOLF MOSSE, Berlin und Frankfurt a. M.

Zur Erinnerung an Emanuel Geibel.

Verlag von **F. Grautoff** in **Lübeck.**

Emanuel Geibel.

Ein Gedenkblatt.

Mit einem Bildniß in Lichtdruck

und einem Facsimile-Druck nach einer Handschrift von 1882.

1 Mark 50 Pfg.

Ein Lebensbild, von Freundeshand geschrieben, das jeden Verehrer unseres heimgegangenen Dichters anmuthen wird. Ein Anhang giebt Bericht über die denkwürdige Bestattungsfeier.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Wilhelm Koebner in Breslau:
Das philosophische System
Eduard von Hartmann's
von
Dr. **Raphael Koeber.**
Preis 9 Mark.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Iwan Turgenjew.

Eine literarische Studie
von
Eugen Zabel.
Mit dem Bildnisse Turgenjews.
Preis 4 *M.* Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Schlangenbad

im Taunus, 1 1/2 Stunde vom Rhein, unübertroffener Waldkurort, sauerstoffreiche Luft, meilenlange, staubfreie Waldwege, Molken, Kräutersäfte, Kuh- und Ziegenmilch, berühmte Bäder von naturwarmem (27—32° C.), krystallhellem, blaugrünem, sammetweichem Wasser, welche die Nerven beruhigen und stärken, den Blutlauf reguliren, Exsudate resorbiren und das beste natürliche Kosmeticum und Conservirungsmittel bilden. Hülfreich bei Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Gicht, Rheuma, Altersgebrechen, Hautübeln und unreinem Teint.
Prospecte mit Situationsplan und Wohnungsverzeichniß franco und gratis.
Das Bürgermeister-Amt.

Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Soeben erschien in unserm Verlag:

Berthold Auerbach.

Briefe
an seinen Freund
Jakob Auerbach.

Ein biographisches Denkmal.

Mit Vorbemerkungen von
Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber.

2 Bände. *M.* 15.—; auch gebdn. in Leinw. u. in Halbfr. zu beziehen.

Geschichte meines Lebens
v. Alfred Meissner.
Erster Band. M. 5 — 6, 8.
Soeben erschienen.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25.
Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Eine **Bühnen- und Concert-Agentur I. Ranges** wünscht mit **Autoren** und **Componisten** in **Verbindung zu treten.** Adressen unter **J. H. 7899** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Schriftsteller

werden gebeten sich wegen Verlag ihrer literarischen Erzeugnisse vertrauensvoll an eine renommirte Buchhandlung zu wenden sub **L. G. # 40. Exped. d. Bl.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Carl Krabbe in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von A. H. Fenbner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 21. Juni 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueberseeische Eroberungen. Von Gustav Weisbrodt. — Völkerrechtliche Fragen. Von L. Geßner. — Ein internationales Polarunternehmen. Von M. Wilhelm Meyer. — **Literatur und Kunst:** Die Behandlung der neueren Sprachen an unseren Hochschulen. Von David Asher. — „Sappho" von Alphonse Daudet. Von Theophil Zolling. — Ein amerikanischer Präsidentschaftscandidat als Geschichtsschreiber. Von Rudolf Doehn. — Die Philosophie im Lichte eines Philologen. Von Sigmund Münz. — **Aus der Hauptstadt:** Menzels „Piazza d'Erbe in Verona". Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Ueberseeische Eroberungen.

Von Gustav Weisbrodt.

Im engeren Europa gibt es augenblicklich keine politische Frage, die, menschlicher Voraussicht nach, den Frieden zu stören vermöchte, aber außerhalb Europas tauchen handelspolitische Fragen auf, Weltfragen wesentlich handelspolitischer Natur, die vorläufig freilich kaum ernste politische Verwickelungen zeugen werden, aber, insofern sie schon jetzt ein klares Bild parallel laufender Bestrebungen und intensiven Ringens um einen entsprechenden Antheil an ihrer Lösung und Entscheidung bieten, doch die Keime künftiger politischer Betrachtung und Action deutlich erkennbar in sich tragen. In Asien, vorwiegend aber in Afrika und zwar in den verschiedensten Theilen Afrikas, stoßen neuestens die Handelsinteressen der europäischen Mächte hart und härter gegen einander, und daß es hier bei einem laissez-aller nicht sein Bewenden haben wird, dafür bürgt die Thatsache, daß gerade Deutschland zu Gunsten seines immer mehr sich ausdehnenden überseeischen Handels mit steigendem Nachdruck an die betreffenden Fragen herantritt: es ist das eine Thatsache, die deshalb so schwer ins Gewicht fällt, weil gerade Fürst Bismarck nicht der Mann ist, der, wenn er einmal nach dem Rechte dieser oder jener Nation zu fragen beginnt, sich mit einer akademischen Erörterung eines solchen Rechts zufrieden gibt. Von England, das unter seinen selbstgeschaffenen ägyptischen Verlegenheiten fast erliegt, ist für den Augenblick nach anderen Richtungen hin kaum etwas zu fürchten (freilich auch nicht zu hoffen), das neueste überseeische Ausgreifen Frankreichs aber fordert die Aufmerksamkeit aller seefahrenden Nationen heraus denn auch hier wird der Satz Principiis obsta Geltung haben müssen.

Da ist zuerst die Congo-Frage. Eben glaubte man sie durch den Februarvertrag zwischen England und Portugal erledigt, als die Proteste Deutschlands, Frankreichs und der Niederlande sie wieder erstehen machten. Deutschland bestreitet die Rechtsverbindlichkeit der englisch-portugiesischen Abmachungen, es bezweifelt, nachdem Frankreich seinerseits am oberen Congo festen Fuß gefaßt und durch einen Vertrag mit der Afrikanischen Gesellschaft sich die Anwartschaft auf ein Territorium erworben, das vielleicht schon innerhalb der Grenzen, jedenfalls hart an den Grenzen des portugiesischen Besitzes gelegen, daß diese Afrikanische Gesellschaft mit rechtlicher Gültigkeit internationale Verträge abzuschließen vermöge, und gleichzeitig legt es in Angra Pequehna seine Hand auf die südwestliche Küste Afrikas. Frankreich ist bereits Herr in Algier und Tunis, es arbeitet, und mit voller Aussicht auf Erfolg, daran, den ausschließlich englischen Einfluß in Aegypten zu brechen, es setzt einen Hebel nach dem andern an, um auch Marokko in seine Machtsphäre einzubeziehen, und ist fort und fort beschäftigt, in den Madagaskischen Küstenländern seine von ihm angesprochene Oberherrlichkeit mit Waffengewalt zur Anerkennung zu bringen. England, mit einer ihm weder angeborenen noch anerzogenen, sondern durch die allgemeine Situation ihm aufgezwungenen Schüchternheit, sucht von seiner privilegirten Congo-Stellung wenigstens einen Rest dadurch zu retten, daß es für die Congo-Mündung die Einsetzung einer europäischen Schifffahrtscommission, etwa nach der Analogie der europäischen Donaucommission, in Anregung bringt.

Zu diesen ausgedehnten afrikanischen Wirrnissen, sämmtlich mit monopolistischem Hintergrund, sind die Dinge in Hinterasien hinzugetreten, wie sie der Vertrag von Kientsin geschaffen. Noch sieht man nicht klar, ob sich Frankreich für seinen Handel in den drei südlichen Provinzen Chinas specielle Vortheile ausbedungen hat oder auszubedingen gedenkt, Vortheile, welche das Meistbegünstigungsrecht der übrigen Nationen illusorisch machen müßten, aber daß Annam und Tonking handelspolitisch zu sequestriren, leugnet man in Paris nicht, und die französische Presse aller Farben fordert für diese beiden Gebiete nicht blos Differenzialzölle zu ausschließlichen Gunsten Frankreichs, sondern deren Aufrichtung, in Verbindung mit Cochinchina und Cambodga, zu einem förmlichen französischen Colonialreich, also in erster Reihe den fiscalischen und zollamtlichen Schutz der französischen Handelsinteressen gegen jede fremde Concurrenz. Damit würde, der That nach, die Annexion vollzogen sein.

Wir hören vorläufig nicht, daß, nachdem die Action Englands wahrscheinlich auf längere Zeit hinaus gebunden, die übrigen Mächte ihre überseeischen Interessen Frankreich gegenüber wirksam zu wahren sich anschicken, und von dem Kampfe auf handelspolitischem Felde ist jedenfalls noch ein weiter Weg bis zum Kampfe auf politischem Gebiet. Aber schließlich werden politische Erwägungen die Entscheidung geben und weil das der Fall, wird das schon jetzt fast führende Hervortreten Deutschlands von ausschlaggebender Bedeutung sein. Wenn Deutschland einmal gesprochen, wird es seinen Worten Achtung nöthigenfalls auch zu erzwingen wissen.

Digitized by Google

Völkerrechtliche Fragen.

Von L. Geßner.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die juristischen und politischen Kreise Englands, welche den Beitritt ihres Landes zu der seerechtlichen Declaration des Pariser Congresses eine Reihe von Jahren hindurch für einen Landesverrath erklärten, neuerdings anfangen, eine überaus versöhnliche Sprache zu führen. Die Unterzeichnung der Declaration durch die beiden Congreßbevollmächtigten Großbritanniens rief im Parlamente einen gewaltigen Sturm hervor. Am 17. März 1862 stellte dann Disreali unter harten Worten der Verdammung einer Politik, welche den Wohlstand des Landes zu vernichten drohe, den Antrag, daß die Regierung noch nachträglich von der Declaration sich lossage. Er äußerte bei dieser Gelegenheit unter Anderem: „Durch den Beitritt zu diesem Acte, haben wir auf unsere Seemacht Verzicht geleistet. Wenn wir Krieg führen, vermögen die Vereinigten Staaten ihren gesammten Handel unter neutraler Flagge fortzutreiben (Disraeli übersieht in seinem Eifer, daß die Vereinigten Staaten der Pariser Declaration gar nicht beigetreten sind, also weder Vortheile noch Nachtheile daraus für sich herleiten können), obwohl sie durch zahllose Kaperschiffe auf unsere Handelsschiffe Jagd machen dürfen. Indem wir unser gutes Recht einem Phantom geopfert haben, sind wir den Vereinigten Staaten in die Hände gefallen. Wenn, was Gott verhüten wolle, ein Krieg zwischen beiden Ländern ausbrechen sollte, so müßte ich den Ministern ihrer Majestät ans Herz legen, sorgfältig zu prüfen, in welcher Weise die Declaration von Paris, um mich des Ausdrucks des Herrn Staatssecretärs zu bedienen, modificirt werden kann." — Am 5. August 1867 kam Stuart Mill auf die von Disraeli vertheidigte Sache zurück, indem er die Declaration als einen rein formellen Vertrag bezeichnete, welcher weder vom Parlamente noch von der Königin ratihabirt sei. Die windige Ausführung des englischen Philosophen machte selbstverständlich auf das Parlament nicht den geringsten Eindruck, so sehr das Ergebniß, zu welchem der Philosoph gelangte, Vielen gefallen mochte. Am 21. April 1871 nahm das torystische Mitglied der Insel Wight, M. Baillie-Cochrane, denselben Vorschlag im Parlamente wieder auf, jedoch ohne besseren Erfolg zu erlangen als seine Vorgänger. — Am 2. Juli 1875 wurde der letzte Sturm von M. O'Clery gelaufen. Dieser gab folgende Deduction zum Besten. Lord Clarendon, der in Paris die Declaration gezeichnet, sei Delegirter des auswärtigen Ministeriums und als solcher in der Lage gewesen, Instructionen zu empfangen und zu nehmen. Bei dieser seiner doppelten Eigenschaft sei es unklar, ob sein College blos auf seine Instruction oder auch in Folge einer Instruction des Londoner Ministeriums gezeichnet habe. So geschraubten Unsinn kann unzweifelhaft nur ein englisches Parlamentsglied leisten. Der Minister Bourke antwortete dem Herrn M. O'Clery, der, so viel bekannt ist, einer ärztlichen Untersuchung nicht unterworfen wurde, daß Lord Clarendon längst bereits im Parlamente erklärt habe, die Pariser Declaration sei von ihm im ausdrücklichen Auftrage des Ministers gezeichnet worden. — Es sind nicht viel mehr wie 8 Jahre vergangen, und seitdem ist, wie gesagt, in den politischen und juristischen Kreisen Englands hinsichtlich der in Rede stehenden Frage ein völliger Umschwung eingetreten.

Vor kurzem hat auch der Advokat der Königin, Sir Travers Twiß „über die Rechte der Kriegführenden seit der Pariser Declaration" eine sehr bemerkenswerthe Abhandlung geschrieben, welche demnächst in französischer Sprache in dem soeben erschienenen neuesten Hefte der Genter Revue (Revue de droit international) veröffentlicht worden ist.*) Die erste Einleitung zu den Bestimmungen der Declaration macht ein Bericht des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Drouin de Lhuis, an den Kaiser Napoleon vom 29. März 1854, worin gesagt wird, daß die verbündeten Mächte die Absicht hätten, die Gefahren des Krieges für den neutralen Seehandel thunlichst zu beschränken. Im Verfolg dieses Berichts veröffentlichte der Kaiser eine „Declaration", worin der Absicht Ausdruck gegeben wird, während des Krieges keine Kaperschiffe auszurüsten. Mit einer der französischen in allen Punkten entsprechenden officiellen Declaration, welche bereits vom 28. März 1854 datirt (die officielle Uebergabe der französischen Declaration an die englische Regierung hatte weit früher bereits stattgefunden), ging auch die englische Regierung vor. Der Advokat der Königin, der sonst sehr auf den Dienst paßt, vergißt recht auffälliger Weise nur, daß die französische Declaration nicht blos die Aufhebung der Kaper für den bevorstehenden Krieg, sondern außerdem auch den Grundsatz ausspricht, daß die neutrale Flagge das feindliche Gut decken solle. Auch in dieser Hinsicht folgte die englische Regierung dem guten Beispiele, welches der französische Kaiser gab, unbedingt nach. Es ist überraschend, daß Sir Travers Twiß bei seinem sonst augenscheinlich ganz vortrefflichen Gedächtniß diesen Umstand so vollständig vergessen zu haben scheint. Daß die Declaration des Pariser Congresses von 1856 beide Grundsätze, sowie den Grundsatz, daß Blockaden, um verbindlich zu sein, effectiv sein müssen, anerkennt, und daß England dieser Declaration ihrem ganzen Inhalte nach beigetreten ist, erkennt auch unser englischer Publicist bereitwilligst an.

Während des Krieges mit Frankreich hatte die preußische Regierung durch ein Decret vom 24. Juli 1870 alle deutschen Schiffsbesitzer eingeladen, wenn es ihnen genehm sein würde, mit ihren Schiffen und anderen maritimen Hülfsmitteln sich an dem Dienste des Vaterlandes zu betheiligen. In England wurde die politische und rechtliche Frage aufgeworfen, ob nicht die preußische Regierung durch die in Rede stehende Declaration mittelst einer Hinterthür die Kaper wieder in die Praxis des damaligen Krieges eingeführt habe. Die höchste Rechtsautorität Englands, die Kronjuristen, sind von der Königin aufgefordert, über diese Frage ein Gutachten abzugeben. Dieses lautet wörtlich in deutscher Uebersetzung: „Es besteht ein großer Unterschied zwischen freiwilligen Seekräften, welche die preußische Regierung verwenden will, und dem Kapersystem, welches der Pariser Congreß zu unterdrücken verstanden hat. Diese Verschiedenheit besteht um so mehr deshalb, weil die preußische Regierung die Schiffe, um welche es sich in dem gedachten Decrete handelt, unter allen Umständen und in jeder Hinsicht lediglich für Staatszwecke verwenden will, so daß alle diese maritimen Hülfsmittel derselben Disciplin unterworfen sein sollen, wie alle Schiffe, welche dauernd zur Reichsmarine gehören." — Die englischen Kronjuristen, und jetzt auch Sir Travers Twiß haben daher erklärt, daß England kein Recht habe, den deutschen Regierungen aus der erwähnten Maßregel vom Standpunkt der Pariser Declaration aus einen Vorwurf zu machen.

Im Vorübergehen bemerken wir hier, daß Twiß die interessante Mittheilung macht, Lord Loftus habe dem Fürsten Bismarck während des Krieges von 1870 mit Frankreich das „Zugeständniß" gemacht, daß Kohle zur Kriegscontrebande werde, sobald diese von englischen Häfen aus direct in ein feindliches französisches Schiff transportirt worden sei. Dieses „Zugeständniß" hat während des gedachten Krieges für die deutsche Heerführung eine sehr bedeutungsvolle Rolle gespielt. Die englischen Kaufleute wollten nämlich unter dem Schutze dieses „Zugeständnisses" das Recht beanspruchen, mit Wissen ihrer Regierung nicht direct, sondern durch Vermittlung anderer neutraler Transportschiffe unmittelbar aus den englischen Häfen der französischen Flotte und den französischen Häfen Kohlen für Kriegszwecke zuzuführen. — Die deutschen Regierungen haben mit Recht behauptet, daß die englische Regierung einen Neutralitätsbruch beging, da sie ungeachtet der feierlichsten Proteste die Ausfuhr im größten Umfange gestattete und obwohl sie wußte, daß die Kohlenladungen nur für die französische Kriegführung bestimmt waren, so daß dadurch von der englischen

*) Belligerent right on the high Seas, since the Declaration of Paris (1856) by Sir Travers Twiss, D. C. L., F. R. S. Membre of the Institute of international law and one of Her Majesty's counsel London. Butterworth 7. Fleet-Street. Law Publishers of the Queen's most excellent Majesty.

Digitized by Google

Regierung eine erhebliche Verlängerung der Gräuel des Krieges herbeigeführt worden ist. Es hätte durch dieses Verfahren der englischen Regierung für diese eine neue Alabamafrage entstehen müssen, und zwar noch eine viel kostspieligere als es die wirkliche Alabamafrage war, wenn nicht die deutschen Regierungen die Hände mit Friedensverhandlungen und anderen großen Dingen, wie die Wiederherstellung des deutschen Reiches, so voll gehabt hätten, daß es an Zeit und Kräften fehlte, auch nebenher noch mit England einen neuen großen Conflict ins Leben zu rufen.

Twiß schließt diese Darstellung mit Erwähnung des Umstandes, daß die Pariser Declaration nicht in das Völkerrecht übergegangen sei, sondern nur diejenigen Mächte binde, welche nicht wie Spanien, Mexiko und die Vereinigten Staaten ihren Beitritt versagt hätten. Die letztere Macht habe deshalb ihren Beitritt verweigert, weil sie, wie aus der damals veröffentlichten Note des Staatssecretärs Marcy hervorgeht, auf die Kaperei nicht verzichten wollte, wenn nicht gleichzeitig das Beuterecht feindlichen Eigenthums zur See aufgehoben werde. Sodann beschäftigt sich der Verfasser noch mit der bekannten „Springbokfrage", um zu zeigen, daß durch die Pariser Declaration noch keineswegs alle für den neutralen Seehandel verderblichen Rechtscontroversen beseitigt seien. Auch hierin können wir dem englischen Publicisten nur Recht geben. Die Sachlage ist in aller Kürze die folgende. Das englische Schiff „the Springbok" hatte während des amerikanischen Bürgerkrieges am 8. December 1862 den Hafen von London verlassen und befand sich nebst einer sehr werthvollen Ladung auf der Fahrt nach dem neutralen Hafen von Nassau. Als das Schiff noch 150 Seemeilen von dem Bestimmungsorte entfernt war, wurde dasselbe von der Sonoma, einem Kreuzer der Vereinigten Staaten, aufgebracht und demnächst von dem Richter Betts wegen intendirten Blockadebruchs, wegen Kriegscontrebande, aus welcher ein Theil der Ladung bestehen sollte, und wegen angeblich falscher Schiffspapiere nebst der Ladung condemnirt. Der höchste Gerichtshof (the supreme Court) zu Washington gab demnächst das Schiff frei, ließ auch die Anklage wegen Kriegscontrebande fallen, und erklärte die Schiffspapiere ausdrücklich für recht- und ordnungsgemäß, condemnirte aber die werthvolle Ladung (dieselbe ist auf mehr als 150,000 £ geschätzt worden) wegen intendirten Blockadebruchs. Als Thatbestand wurde nämlich ohne jeden stricten Beweis und lediglich auf Grund von Präsumptionen festgestellt, daß das Schiff allerdings nur für den Hafen von Nassau bestimmt, jedoch die Absicht vorhanden gewesen sei, die Ladung von dort auf einem anderen Schiffe nach einem blockirten Hafen zu verschiffen. Vorher und glücklicher Weise auch nachher ist noch niemals davon die Rede gewesen, daß die bloße „Intention" eines Blockadebruchs straffällig sei. Im vorliegenden Falle aber ist die in Rede stehende „Intention" gar nicht nachgewiesen, sondern lediglich präsumirt. Da hören alle Rechtsgrundsätze auf, und die absolute Willkür führt das Regiment. Mit solchen Grundsätzen von asiatischem Richterdespotismus vermag ein handfester Prisenrichter allerdings mit Leichtigkeit den gesammten neutralen Seehandel „abzuschlachten". — Auch Twiß macht auf das Bedenkliche dieser Entscheidung für die internationalen Interessen aufmerksam.

Eine sehr interessante Arbeit über „die politischen Verbrechen, ihre Geschichte, ihre eigenthümliche Natur vom Gesichtspunkte der Theorie und des belgischen Rechts" von Albéric Rolin, Professor an der Universität Gent, wird von dem soeben erschienenen neuesten Heft der Revue de droit international veröffentlicht. Der Verfasser führt aus, daß der Ausdruck „politisches Verbrechen" (délit politique) sich vor dem Jahre 1830 in keinem Documente der Gesetzgebung findet. Zuerst kommt es in der französischen Charte aus dieser Zeit vor. Es werden die Definitionen der verschiedenen Publicisten wie Kluit u. s. w. mitgetheilt und kritisirt Kluit sowohl und Männer wie Guizot, Benjamin Constant waren bereits darüber einverstanden, daß es ganz unzulässig und ungerechtfertigt sei, Personen, die aus politischen Motiven einen Meuchelmord begangen haben mit „politischen Verbrechern" auf gleiche Linie zu stellen, denen man doch aus idealen oder aus Billigkeitsrücksichten in der Regel eine gewisse Nachsicht zu gewähren pflege, sobald sie sich von gemeinen Verbrechen fernhielten. Bisweilen sei es schwer die Grenze zu finden, wo ein politisches Verbrechen beginne. Sei es z. B. ein solches Verbrechen, wenn ein Gefangenwärter eine Person in Haft halte, welche noch nicht durch ein rechtskräftiges Erkenntniß verurtheilt worden sei, oder wenn eine Person eine Ordensdecoration trage ohne hierzu berechtigt zu sein? Der Verfasser verneint dies wohl mit Recht, da durch solche und ähnliche Handlungen die allgemeinen politischen Interessen unberührt bleiben. Am meisten neigt Rolin der Definition von Filangieri zu, welche lautet: „Ceux qui troublent l'ordre déterminé par les loix fondamentales de l'état, la distribution des différentes parties du pouvoir, les prérogatives des diverses classes qui composent l'ordre social." — Er fügt dieser Definition noch die Bemerkung hinzu, man müsse ein politisches Vergehen nicht blos darauf prüfen, ob die politischen Einrichtungen dadurch betroffen seien, sondern auch darauf, ob die Staatsmaschine vorübergehend, oder vielleicht auch nur nebenbei dadurch in ihrem Räderwerk gehemmt worden sei. Bluntschli bezeichnet es als wesentliches Merkzeichen eines solchen Vergehens, daß es gegen die Verfassung oder das politische System eines ganz bestimmten Staates gerichtet sei. — Nur politische Verbrecher könnten gegen Auslieferung geschützt sein. Das Institut de droit international hat vor vier Jahren in seiner Sitzung zu Oxford nahezu einstimmig den folgenden Beschluß gefaßt: „Les faits qui réunissent tous les caractères de crime de droit commun (assassinat, incendie, vols) ne doivent pas être exceptés de l'extradition à raison seulement de l'intention politique de leurs auteurs."

Ein internationales Polarunternehmen.

Von M. Wilhelm Meyer.

Es ist doch ein eigen Ding mit dem Nordpol. Er zieht nicht nur das Eisen mit unsichtbarer Kraft zu sich hin; auch Menschen, die zwar beinahe gleichfalls von Eisen sein müssen, treibt es immer wieder diesem Punkte entgegen, von dem man doch zum voraus weiß, daß er sich durch nichts von seiner näheren oder weiteren Umgebung unterscheiden wird, als vielleicht dadurch, daß ihn die Erdachse, der große Bratenwender trifft, durch welchen unser dickbauchiger Planet über dem glühenden Sonnenherde unaufhörlich herumgedreht wird. Aber der himmlische Mechaniker macht es wie der Theatermaschinist: Man sieht und bewundert den großen Effect, aber die Maschine steht unsichtbar hinter den Coulissen. Was wollen also die Menschen am Nordpol? Wollen sie dorthin und wagen sie Gut und Blut aus demselben Grunde, welcher unsere Herren Bergfexen veranlaßt, irgend eine selbstverständlich höchst gefährliche Alpenspitze zu erklettern? Ich habe einmal in der Schweiz einen Engländer gekannt, der als das Ideal der Parforcetouristen anerkannt zu werden verdient. Der gute Herr war stockblind, was ihn aber nicht abhielt, sich von einem halben Dutzend Führern bis auf die oberste Spitze des Montblanc, wo man sich schon bücken muß, um das Himmelsdach nicht zu beschädigen, ziehen, schieben, stoßen und schleifen zu lassen. Napoleon, nachdem er die Armee glücklich über den Bernhard geführt hatte, konnte im starken Herzen nicht glühender triumphirt haben, als jener Engländer, als er oben den üblichen Böllerschuß hörte, der in Chamoni abgefeuert wird, wenn man eine solche Karawane im Schnee auf der Spitze des Riesenberges ankommen sieht. Sind die Menschen, welche durchaus nach dem Nordpol wollen, nicht zu vergleichen mit diesem blinden Engländer? Sind sie nicht auch blind gegenüber den tausend Gefahren, die ihnen im Lande des eisigstarren Todes entgegentreten, besonders, da leider noch keine concessionirten Führer nach dem Nordpol aufzutreiben sind? Und wiegt wohl der Werth und der freudige Genuß des Erfolges alle die tausend Strapazen auf, welche die endlos lange Winternacht der Polar-

Digitized by Google

regionen in ihrem eisigem Schooße birgt, und sind die vielen Opfer an Menschenleben, welche diese Reisen beständig fordern, nicht zu leicht erkauft mit der Entdeckung irgend eines unbewohnten öden Eilandes, das man, unter Eis und Schnee begraben, auf gefährlicher Irrfahrt zufällig findet? Es gibt in unserer Zeit immer mehr Leute, welche diese Fragen zu verneinen wagen und es war zuerst im Jahre 1875, als der berühmte, inzwischen verstorbene Nordpolfahrer Karl Weyprecht sich nicht scheute, vor der damals in Graz stattfindenden Naturforscherversammlung in begeisterter Rede offen seine Ueberzeugung auszudrücken, daß die weitere Verfolgung des Polarproblems sich ganz andere Ziele vorstecken müsse, als die bisher ins Auge gefaßten, daß die geographische Erforschung dieser Gebiete ein unfruchtbares Beginnen und die Erreichung des Nordpols ein toller Wahn, unausführbar und unnütz bleiben würde. Er verlegte den Schwerpunkt der Polarforschung in die Aufdeckung der Physik des Erdkörpers in diesen Regionen, in die genaue Ermittlung ihres meteorologischen und erdmagnetischen Verhaltens, wodurch der ganze Plan und die Durchführung der Polarreisen einer wesentlichen Reform unterliegen müßten und ihre Gefahren bedeutend vermindert würden. Hätte sich damals schon das Schicksal der Jeannette-Expedition erfüllt, so würde dasselbe Weyprecht als ein neuer blutiger Hinweis gedient haben, daß man endlich aufhören soll, mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen, und mit einer Nußschale voll tollkühner Menschen den Pol erobern zu wollen, den eine unüberwindliche Feste, aus ungeheuren krystallenen Eisquadern erbaut, ewig umgürtet. Hier ist der Punkt, wo die Erde jungfräulich bleiben, die Natur ausruhen will von ihrer ausbündigen Schaffenslust und die frechen Eindringlinge, welche sie hier aus ihrer langen Ruhe stören und das weiße Gewand zu lüften wagen, die ihre nackten Glieder eng umschließt, vernichtet sie in der empörten Aufwallung beleidigter Unschuld.

Wer kennt nicht das Schicksal der Jeannette! Vor zwei Jahren beklagte die ganze gebildete Welt den Tod von zwanzig kühnen Menschen, welche die Entdeckung von drei kleinen unbewohnten, unfruchtbaren Inseln im sibirischen Eismeere nach zweijährigem Ringen mit Kälte und Hungersnoth und Elend aller Art, nach Aufbietung fast übermenschlicher Energie, am Ende ihrer Irrfahrt, als sie schon dem sichern Hafen nahe zu sein schienen, schießlich doch mit ihrem Tode zahlen mußten. Die Jeannette war im Jahre 1879 von dem Besitzer des New-York Herald, Gordon Bennet, ausgerüstet worden. Das kleine Schiff, befehligt vom Lieut. De Long, beherbergte bei seiner Abfahrt von San Francisco eine kleine Familie von unerschrockenen Seefahrern, die etwa dreißig Köpfe zählte. Von diesen sind zwanzig nicht wieder zurückgekehrt, und die wiederkamen, waren an Leib und Seele gebrochen und krank. Der zweite Offizier des Schiffes, Lieut. Danenhower, hatte zwar das Leben gerettet, büßte aber sein kühnes Beginnen mit dem Augenlichte; er kehrte erblindet, ein Anderer irrsinnig zurück. Ich frage nun: ist so viel Elend und unsägliche Qual die Gewißheit werth, daß nordöstlich über der Lena-Mündung etwa unter dem 77. Breitengrade ein paar trostlose Felsen aus dem eisigen Meere hervorragen, welche nun die Namen der Jeannette-, Henrietta- und Bennett-Insel führen? Nein, und ewig nein! Ein Menschenleben und das Licht der Augen und des Geistes ist nicht um eine Insel aus Gold und kostbaren Steinen feil und wenn sich Menschen aus eigener Machtvollkommenheit blindlings in solche Unternehmungen stürzen, so sind sie in der That mit jenem blinden Engländer zu vergleichen, welcher den Montblanc besteigt.

Wir sind himmelweit davon entfernt die Wichtigkeit geographischer Forschung im Allgemeinen in Abrede stellen zu wollen. Das wäre so viel, als wenn wir es für unnöthig hielten, das Haus kennen zu lernen, in welchem wir ein kleines Stübchen bewohnen, zumal wir Gefangene in diesem Hause sind und die übrige Welt nur durch das Fenster hindurch mit dem Fernrohr wahrnehmen. Es würde von einem gar beschränkten Geiste Zeugniß ablegen, wenn wir den ohnehin eng begrenzten Horizont unseres Wissens nicht über dieses Stübchen hinaus auszudehnen wünschten. Und da ist gar nicht zu leugnen, daß in dieser Richtung noch ungemein viel zu thun ist. Wir kennen die Erde noch bei Weitem nicht so gut, als wir z. B. die Reliefgestaltungen, die Gebirge des Mondes, so weit wir überhaupt seine Oberfläche sehen können, nach Form, Ausdehnung und Höhe erforscht haben; und der Mond ist ein kleineres Nachbarhaus, das immerhin einige fünfzigtausend Meilen von uns entfernt ist. Und rings um beide Pole unseres Planeten herum befindet sich ein Gebiet von mehr als zweihundert Meilen im Durchmesser, welches nie eines Menschen Fuß betreten oder ein Schiff befahren hat. Es ist ohne Zweifel wissenschaftlich hochinteressant diese Gebiete zu erschließen und zu durchforschen, über die der Reiz des Geheimnißvollen und das Mysterium des zuckenden Nordlichtes einen märchenhaften Schein wirft. Das ist das andere Extrem der irdischen Natur, der tropischen Fülle und ewig sommerlichen Heiterkeit entgegen gesetzt. Beide Extreme gemischt bringen unsere wohnliche, gemäßigte Zone hervor, wo beide äußerste Naturentfaltungen gedämpft und verschmolzen den stillen Frieden, die gemüthliche Ruhe unserer civilisirten Erdstriche schafften. Aber da diese gemäßigte Zone aus der Verschmelzung der großartigen Naturwirkungen der extremen Zonen entsteht, so hängt sie und Alles, was in ihr lebt, auch von diesen Extremen ab und die Erforschung der übermächtigen Vorgänge in diesen beiden äußersten Zonen im Süden und im Norden muß deshalb von weittragender Wichtigkeit für die Erklärung der Erscheinungen sein, welche wir in nächster Umgebung wahrnehmen. So kommt es, daß die genaue Verfolgung der meteorologischen Vorgänge in den arktischen Gebieten, die normale Temperaturvertheilung, die Variationen des Luftdruckes und die dadurch hervorgerufenen Richtungsgesetze der Winde eine Bedeutung gewinnen, welche weit über das Interesse an der Erkenntniß der Natur jener unwirthsamen Gebiete selbst hinaus- und direct in diesbezügliche Fragen für unsere Landschaften hinübergreift.

Handelt es sich nun aber darum, die physische Natur der kalten Zone, ihre meteorologischen Verhältnisse und die erdmagnetischen Kundgebungen, die mit dem unaufgeklärten Nordlichte in engem Zusammenhange stehen, in ihrem normalen Verlaufe gründlich zu studiren, so war dazu das bisherige Programm tollkühn vordringender Nordlandfahrer durchaus ungenügend, ja vollkommen zweckwidrig zu nennen. Zu diesem Ende war es nöthig, ganz langsam Schritt für Schritt weiter zu gehen und an einer und derselben Stelle mindestens ein ganzes Jahr hindurch die atmosphärischen Erscheinungen während ihrer verschiedenen Phasen in allen Jahreszeiten zu verfolgen. Die meteorologischen Beobachtungen im Eise umherirrender Seefahrer konnten diesem Zwecke ganz und gar nicht dienen, weil sie sich für jeden Tag auf einen anderen Punkt der Erdoberfläche bezogen, und folglich aus der erhaltenen Reihe von Daten kein Schluß auf die normale Entwicklung der meteorologischen Vorgänge in ein und demselben Punkte möglich war.

Weyprecht hatte zuerst auf die allgemeine Wichtigkeit circumpolarer Stationen hingewiesen, welche nach einem gleichen Plane mindestens ein Jahr hindurch an feststehenden, nicht allzu schwer erreichbaren Punkten, die physische Natur der arktischen Gebiete studiren würden, und bald nach seiner begeisterten Rede in Graz im Jahre 1875 hatten sich die meisten seefahrenden Nationen bereit erklärt, der Verwirklichung dieser großen Idee hülfreiche Hand zu bieten, während gleichfalls eine Anzahl von Privaten das Unternehmen in hochherziger Weise zu unterstützen versprachen, unter welchen besonders Graf Hans Wilczek hervorragt. Eine internationale Polarcommission wurde ins Leben gerufen, welche zuerst in Hamburg 1879, dann in den beiden folgenden Jahren in Bern und Petersburg tagte, um das gemeinsame Programm der Expedition festzulegen. Im August 1882 waren vierzehn Expeditionen, von zwölf verschiedenen Ländern ausgerüstet, auf ihren Stationen angelangt und begannen ihre Beobachtungsreihen, die programmmäßig im September 1883 zu Ende geführt worden sind. Wir werden hier die Namen der Stationen und ihrer Chefs, welche schon durch viele andere Zeitschriften bekannt geworden sind, nicht wiederholen. Dazu wird

Digitized by Google

es Zeit sein, wenn wir über die Resultate der vielverzweigten Arbeit referiren können. In Wien wurde in einer vierten Conferenz, welche im April laufenden Jahres stattfand, bestimmt, in welcher wiederum ganz gleichmäßigen Form die Resultate mit den vorliegenden Beobachtungsreihen von den betheiligten Nationen ermittelt und veröffentlicht werden sollen, und man hofft dieselben bis Ende des nächsten Jahres der Welt übergeben zu können.

Durch dieses großartige Unternehmen tritt die Polarforschung in ein ganz neues Stadium. Die vereinigten Nationen werden von nun an gemeinschaftlich weiter operiren auf diesem schwierigen Eroberungszuge gegen die Pole und Schritt für Schritt das Terrain überwältigen. Nur so allein, bei planmäßig langsamem Vordringen, wird man schließlich, wenn es denn überhaupt menschenmöglich ist, den Sieg über die furchtbaren Mächte davontragen, welche uns bis jetzt in diesem dunklen Reiche des Eises unüberwindlich entgegentraten.

Auch für die Geographie dieser Gebiete, für die Frage, ob der Nordpol jemals zu erreichen sei, wird das neue Programm der internationalen Polarcommission einstmals indirect wichtige Anhaltepunkte liefern können. In den meteorologischen Vorgängen spiegelt sich die Configuration der benachbarten Continente ab und die Meeresströmungen sind namentlich in den Polargegenden von sehr großem Einfluß auf die Jahrestemperatur der benachbarten Ländergebiete, wegen der Eismassen, welche solche Ströme mitführen, oder der eislösenden Wirkung, welche der Zufluß von warmem Meerwasser ausübt. Wird man einmal durch wiederholte Beobachtungsreihen von Circumpolarstationen, wie die, welche vor zwei Jahren in Function getreten sind, über die Normalwerthe der meteorologischen Constanten und die Beschaffenheit des Meeres und seiner Strömungen an den Grenzen des bekannten Polargebietes Sicheres wissen, so wird man von dieser Kenntniß aus auf etwa vorhandene größere Ländercomplexe im unbekannten Norden oder auf Meeresarme schließen können, die den Weg in das eisige Herz dieser unheimlichen Zone eröffnen. Dann kann man mit mehr Zuversicht das Wagniß unternehmen, als heute jene bewunderten Abenteurer, welche blindlings Kraft und Leben einem unüberwindlichen Entdeckungseifer aufopfern.

Literatur und Kunst.

Die Behandlung der neueren Sprachen an unseren Hochschulen.

Von David Asher.

Seit meiner 1881 bei Langenscheidt in Berlin erschienenen Schrift „Ueber den Unterricht in den neueren Sprachen, specieller der englischen, an unseren Universitäten und höheren Schulen" ist der Kampf zwischen den Betheiligten, Docenten und Schulmännern, betreffs der in der Ueberschrift bezeichneten Frage entbrannt oder doch von Neuem zu einer lebhafteren angefacht worden. Natürlich steht die große Mehrzahl, um nicht zu sagen die Gesammtheit letzterer auf meiner Seite, während die ersteren meist meine Gegner sind. Schon vor mir allerdings hatten Männer wie der verstorbene Lector Schmitz in Greifswald, Storm, Universitätsprofessor in Christiania, Mr. Sweet in der Londoner Wochenschrift „Academy" und Andere, das was ich in jener Schrift zur Sprache gebracht, befürwortet und wie ich verlangt, daß man erst eine vollständige Kenntniß der neuesten Stufe einer fremden und lebenden Sprache besitzen solle, ehe man zur Erforschung der älteren Stufen derselben schreite. Bei der Muttersprache ist das ja selbstverständlich und der von der Natur selbst uns vorgezeigte Weg. Bei den fremden Sprachen aber hat man an den deutschen Hochschulen, seitdem Lehrstühle an denselben für neuere Sprachen, specieller für Französisch und Englisch, geschaffen worden sind, so ziemlich den umgekehrten Weg eingeschlagen. Aus Furcht, bloßen sogenannten Sprachmeistern gleichgestellt zu werden, die eine fremde Sprache blos zu „parliren" (!) verstehen, scheut man sich fast und verschmäht es, als Universitätslehrer, Neufranzösisch oder Neuenglisch zu tractiren oder gar — horribile dictu — zu sprechen und, wenn man sich auch vornehm herabläßt, den Bedürfnissen der Zuhörer, die ja meist zum Lehrfach sich auszubilden beabsichtigen und den an einen Professor der französischen oder englischen Philologie gestellten Forderungen einigermaßen Rechnung zu tragen, so bevorzugt man doch bei weitem das Altfranzösische und Altenglische (welches letztere nach neuerer Benennung das Angelsächsische mit in sich schließt) und widmet diesen die Hauptpflege. Und dies Zuhörern gegenüber, welche in der Regel die allerdürftigsten Kenntnisse des Neuenglischen und, wie bekannt, selbst nach 7jährigem Studium des Neufranzösischen am Gymnasium eine nur sehr unvollkommene Bekanntschaft mit dem Neufranzösisch zu den Vorlesungen mitbringen.

In meiner früheren Stellung*) als Examinator der Candidaten des höheren Schulamtes im Englischen vom Jahre 1868 bis Mitte 1875 hatte ich vielfach Gelegenheit, die höchst mangelhafte Vorbereitung dieser Candidaten in den beiden neueren Sprachen wahrzunehmen, konnte ihnen aber nicht die Schuld beimessen, da ihnen damals auf der hiesigen Universität keine Gelegenheit dazu geboten wurde und sie zu unbemittelt waren, auf dem Wege des Privatunterrichts die nöthigen neusprachlichen Kenntnisse sich anzueignen. Und doch sollten diese jungen Männer die künftigen Lehrer des Französischen und Englischen an den höheren Schulen sein! Inzwischen wurde, wohl in Folge eines Beschlusses, der auf meinen desfallsigen Antrag auf der 1869 hier in Leipzig tagenden Philologen-Versammlung gefaßt worden war, bald nachher insofern Wandel geschafft, als neue Lehrstühle für Professoren jener beiden Sprachen, theils verbunden, theils getrennt, gegründet und besetzt wurden. Als ich nun im Jahre 1881 eine Reihe in englischer Sprache geschriebene Doctordissertationen und Schulprogramme aus verschiedenen Gegenden Deutschlands durchmusterte, um zu sehen, ob es nun wirklich besser geworden und die Kenntniß der neueren Sprachen bei den Doctoranden und Schullehrern, die sich der Neuphilologie gewidmet, eine für ihren Lebenszweck ausreichende geworden sei, da überzeugte ich mich zu meinem Bedauern vom Gegentheil und fühlte mich dadurch veranlaßt, nach dem in meiner obengedachten Schrift erbrachten Beweise, sie als „Mahnruf" an die deutschen Unterrichtsbehörden zu richten. Es hatte sich aus meiner Prüfung der verschiedenen Dissertationen und Programme ergeben, daß deren Verfasser, dem Anscheine nach wenigstens, eine ziemliche Vertrautheit mit der altenglischen Sprache, oder, richtiger gesagt, mit den Denkmälern der altenglischen Literatur und der Grammatik der älteren Stufen des Englischen besaßen, mit der des Neuenglischen aber auf Kriegsfuß standen und von Aneignung des Idioms dieser Sprache bei ihnen gar keine Rede sein konnte. Es war dieses verkehrte Verhältniß nur natürliche Folge dessen, was ich oben berührt habe, nämlich der Bevorzugung seiten der Docenten des Altfranzösischen und Altenglischen gegenüber dem Neufranzösisch und Neuenglisch. Daß sie selbst nicht competent sein konnten, eine in einer dieser Sprachen verfaßte Schrift zu beurtheilen, mußte, soweit es jene Herren betraf, denen die Doctordissertationen zur Begutachtung vorgelegen hatten, ebenso natürlich angenommen werden, wollte man ihnen nicht noch Schlimmeres imputiren.

Daß ich mit der Schrift in ein Wespennest stechen würde, darauf war ich von vornherein gefaßt; doch kam es nicht so schlimm, wie ich gefürchtet hatte. Nur einige der Betheiligten jedoch und zwar nicht die direct Beschuldigten setzten sich zur Wehr — freilich mehr mit Schimpfworten als mit stichhaltigen Argumenten; Manche mögen es vom Katheder gethan haben,

*) Eigentlich nur Beschäftigung, da ich nur vom damaligen Kreishauptmann von Burgsdorff und seinem Nachfolger, dem jetzigen Finanzminister von Könneritz, zu den Prüfungen hinzugezogen wurde, nicht aber vom Cultusministerium regelmäßig bestellt war.

Digitized by Google

Manche haben meine Ansichten und Forderungen nur theilweise bekämpft. Hingegen hatte ich die Genugthuung, von vielen gewiegten Schulmännern und anerkannten Autoritäten, darunter Männer wie Alexander Schmidt, dem bekannten Verfasser des Shakespeare-Lexikons, und dem nicht minder berühmten Professor Dr. Mahn, zustimmende Kundgebungen zu erhalten und unter meinen jüngeren Collegen zahlreichen Anhang zu gewinnen. Ich nenne von diesen Letzteren beispielsweise nur zwei, die sich öffentlich zu meinen Ansichten bekannt haben, den tüchtigen Shakespeareforscher Dr. Hermann Isaac, Lehrer an der Wupperfelder Realschule in Barmen*), und den ord. Lehrer am Realgymnasium in Kassel, Dr. Otto Danker, der sich in seiner kürzlich erschienenen Broschüre „Die Realgymnasien bezw. Realschulen I. O. und das Studium der neueren Sprachen, Kassel 1883" besonders auf meine oben erwähnte Schrift bezieht. Nun ist mir aber auch aus Frankreich eine Unterstützung geworden und eine gewichtige Stimme über die beregte Frage zu uns herübergedrungen. Ich rede von Ferdinand Brunetières kürzlich erschienener Schrift: „Die Sprachforschung der Gegenwart. Mit Bezug auf die französische Literatur im Mittelalter. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von E. Laur, Heidelberg 1883, Carl Winters Universitätsbuchhandlung." Es ist gewiß dem gelehrten Verfasser Unrecht geschehen, wenn ein Berliner Blatt Deutschenhaß in dieser Schrift wittern wollte, und zwar blos, weil er einen Ausspruch Jakob Grimms, vielmehr aber noch einen von Max Müller betreffs der literarischen Epoche der Sprachen, die, vom rein linguistischen Standpunkt betrachtet, nach Ersterem „gewöhnlich die ihres Verfalles", nach Letzterem gar „ein Monstrum" sein sollte, bekämpft. Die Schrift ist viel zu ernst und wissenschaftlich, als daß sie dem Zwecke eines versteckten Angriffes auf Deutschland oder deutsche Männer der Wissenschaft dienen sollte. Auch kommt der Verfasser im Verlaufe derselben gar nicht wieder auf die oben gedachten Aussprüche zurück. Vielmehr bekämpft er darin offen und ehrlich und mit augenscheinlicher Sachkenntniß die auch in Frankreich zu weit getriebene Beschäftigung und „systematische Verherrlichung der Sprache und Literatur des Mittelalters", die wie eine Modekrankheit bei den modernen Philologen Deutschlands, Frankreichs und Englands grassirt, und die, wie er sagt, zum größten Nachtheile der klassischen Literatur, der Literatur des 16., des 17. und des 18. Jahrhunderts betrieben werde.

Was Jacob Grimms Ausspruch betrifft, so sagt Brunetière**): „Es liegt ein erstaunlicher Mißbrauch der Ausdrücke darin, bei den Anfängen einer Sprache von einer angeblichen Vollkommenheit zu sprechen. Wahr ist hierbei nur Folgendes: wenn wir den historischen Gang einer Sprache nach rückwärts verfolgen und sie dergestalt gleichsam auf frischer That der Umwandlung überraschen, so lassen die Gesetze, welchen die Veränderungen unterliegen, sich mit größerer Sicherheit erkennen. Offenbar nicht in der Oraison funèbre für Henriette de France oder dem Prince de Condé werden die Ueberreste der Volksdialekte oder des Lateinischen der Feldlager zu suchen sein. Allerdings ist jede Sprache bei ihrem Ursprunge und in der Zeit ihrer frühesten Jugend in gewissem Sinne regelmäßiger, weniger verwickelt, symmetrischer als in irgend einer anderen Epoche ihrer Existenz oder ihrer Entwickelung. Nirgends aber, so viel man weiß, in keiner Kunst, in keiner Wissenschaft, in keiner Disciplin sind Einfachheit — in dem hier gebrauchten Sinne — oder Regelmäßigkeit oder Symmetrie Maßstab der Vollkommenheit. Ganz im Gegentheil! Und da man so weit gegangen ist, die Sprachen mit Organismen zu vergleichen, so ist hier am Orte, sich recht zu erinnern, daß jeder Organismus der relativen Vollkommenheit desto mehr sich nähert, je verwickelter er ist, d. h. eine je größere Anzahl von Bestandtheilen, welche durch zartere Glieder und feinere Kräfte mit einander vereinigt sind, zu seiner Existenz zusammen wirken."

Diese mehr mittelalterlichen als modernen Philologen haben nach seinem Dafürhalten die richtige Perspective für die Werthschätzung der Literatur der Epoche, mit welcher sie sich beschäftigen, verloren. „Durch ein paar spärliche schöne Einzelnheiten in den Schriften ihres weit ausgedehnten Mittelalters," sagt er, „sind sie geblendet oder vielmehr verblendet worden, und wissen nicht, daß für diese Masse der von ihnen gepriesenen Production der wahre Name — Unfruchtbarkeit ist." Es begegnet Jedem von uns, fügt er weiter hinzu, daß wir den Gegenstand unserer Arbeiten weit überschätzen. Wir wollen ja unsere Zeit, Mühe und Begeisterung nicht umsonst aufgeopfert haben. Das sei aber kein Grund, meint er, die Geschichte zu verwirren und mit einem Gewaltstreich das Centrum einer Literatur zu verschieben. Er schreitet dann zur Beweisführung, 1) daß die Literatur des Mittelalters nichts von einer großen Literatur an sich habe; 2) daß sie bereits todt war, todt gleich der Scholastik und der gothischen Kunst, als die Renaissance kam, den menschlichen Geist wieder anzufachen, und 3) daß das 17. und 18. Jahrhundert, weit entfernt, das Beispiel ärgerlicher Undankbarkeit gegen unsere nationalen Alterthümer, wie Léon Gautier gesagt, gegeben zu haben, was in Wirklichkeit werth gewesen, gerettet zu werden. Von den vielgerühmten Chansons de Geste sagt er, wenn man den ganzen wirren Haufen derselben durchsuche, werde man nichts von dem Reichthum und Glanz der Sprache finden, den die klassische französische Literatur besitzt; der halb lateinische, halb germanische Jargon, in welchem sie verfaßt seien, ringe fortwährend mühsam danach, eine des Namens Sprache würdigen Ausdruck hervorzubringen. Vom 10. bis zum 15. Jahrhundert sei die Sprache der Vorfahren der heutigen Franzosen eine höchst barbarische gewesen, roh wie ihre Sitten und gemein wie ihre Neigungen. Nicht viel günstiger urtheilt Brunetière über den vielgepriesenen Chanson de Roland und noch ungünstiger über die Fabliaux. Diese seien buchstäblich unlesbar. Ihren Inhalt anzudeuten, wäre schwierig; unmöglich sei es, ihre Titel abzuschreiben. In keiner Sprache vielleicht gebe es etwas so geradezu Obscönes und nie habe man mit solchem Behagen die Gedanken auf den schmutzigsten und widerwärtigsten Bildern verweilen lassen. Mit dem vorgeschrittenen Geschmack und der Verfeinerung der Sitten sei diese mittelalterliche Literatur gerichtet worden; es haben ihr die Originalität der Erfindung, die Zartheit und Innigkeit des Gefühls, die Vollendung der Form gefehlt, und so konnte sie, als der Augenblick des Unterganges gekommen war, nur mit einem Schlage und vollständig untergehen. „Der gesunde nationale Sinn hatte das Urtheil gefällt; legen wir nicht Berufung dagegen ein! Halten wir nicht das unharmonische Geräusch und den übelklingenden Lärm eines Orchesters, welches seine Instrumente stimmt, für den Wohllaut eines Concerts. Sparen wir unsere Begeisterung für die Werke, welche zweimal geheiligt sind, d. h. durch das Urtheil der Zeitgenossen und das der Nachwelt." In solcher Weise eifert der Verfasser gegen das Wiederbeleben dieser einmal abgestorbenen Literatur, von deren allzu großer Pflege er fürchtet, sie werde den guten Geschmack der Franzosen verderben. Zum Schlusse läßt er allerdings einige für Deutschland nicht gerade schmeichelhafte Bemerkungen fallen. „Noch eine kurze Zeit," sagt er nämlich, „und man wird für ein paar Lobsprüche von jenseit dem Rhein gerade den besten Theil der uns von den Vätern überkommenen Erbschaft geopfert haben; hingegeben für ein Linsengericht — jenes Recht auf den ersten Rang in stilistischer Beziehung, welches noch jüngst von einem ausgezeichneten Schriftsteller in Gegenwart der Académie française mit gutem Fug beansprucht wurde."

Nun, wer in dieser Aeußerung Deutschenhaß herausliest, der lese doch die Urtheile der englischen Kritik, der Saturday Review, des Athenäum und andrer englischer Wochenschriften, über unsere belletristischen Erzeugnisse der Neuzeit und er würde noch viel herberen Aeußerungen begegnen. Die Gründlichkeit gesteht man uns wohl zu, beharrt aber — mit welchem Rechte bleibe dahingestellt — immer noch dabei, uns Pedanterie und

*) Siehe besonders dessen Abhandlung über „Sprachwissenschaft oder Sprachwissen" im Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens, Heft 4, Berlin 1883, Friedberg u. Mode.

**) Ich citire nach Laurs im Ganzen gelungener Uebertragung, wenn auch hier und da die Spuren der Ursprache nicht ganz verwischt sind.

Digitized by Google

Formlosigkeit vorzuwerfen. Die schöngeistigen Schöpfungen findet man langweilig und mangelhaft in der Charakteristik sowie in der Menschenkenntniß überhaupt. Kurz, nur äußerst wenige deutsche Schriftsteller, von den Klassikern abgesehen, finden Gnade in den Augen der englischen Kritik. Und hat nicht auch Schopenhauer den Franzosen das zugestanden, was, wie wir oben gehört, ihren Stolz ausmacht, womit sie sich brüsten? Und würde Heinrich Heine wohl der vollendete Stilist geworden sein ohne seine französische Schulung? Oder Schopenhauer selbst? Doch dies beiläufig. Ich wollte nur Brunetière vor dem Vorwurf des Deutschenhasses retten und seiner Schrift, der ich weite Verbreitung wünsche, den Stachel benehmen, den man hat darin finden wollen. Und wäre auch wirklich ein solcher darin, was ich nicht zugeben kann, so müßte ich an des heilsame Wort fas est et ab hoste doceri erinnern.

Was er übrigens von der altfranzösischen Literatur sagt — und nach seiner schonungslosen Verurtheilung derselben könnte man ihn vielmehr des Mangels an Patriotismus zeihen, als ihn von Deutschenhaß beseelt sein lassen — das kann man, soweit es das Sprachliche oder die Form betrifft, mit gleichem und vielleicht mit noch größerem Rechte auf die altenglische Literatur anwenden. Mit noch größerem, insofern das Altfranzösische immerhin der Abkömmling einer hochcultivirten Sprache, das Altenglische aber, wobei ich Angelsächsisch mit einschließe, die Sprache eines auf noch ziemlich niedriger Culturstufe stehenden Volksstammes war. Was den Inhalt betrifft, so ist es zwar dem Tadel der Obscönität nicht ausgesetzt, wohl aber dem der gräßlichsten Langweiligkeit. Abgesehen von den Heldengedichten, die allerdings einzelne schöne Stellen enthalten, und manchen recht anmuthigen lyrischen Ergüssen, bietet die altenglische Literatur meist nur trockene, formlose Chroniken, Evangelienübersetzungen und Erweiterungen nebst Heiligenlegenden und dergl. Zugegeben, daß man diese Denkmäler einer uns so entfremdeten Culturepoche nicht sowohl um ihretwillen, als zu linguistischen Zwecken erforscht: hier aber stelle ich meine zwei großen Fragen: 1) Entspricht es der auch auf dem Gebiete der Wissenschaft in neuerer Zeit so nothwendig gewordenen Arbeitstheilung, daß fremde Völker sich eine so neue Disciplin geschaffen und die goldene Zeit der studirenden Jugend unter ihnen damit in Anspruch nehmen, die doch nur für Eingeborene sich eignende Beschäftigung mit den früheren Stufen ihrer Muttersprache auch ihr, dieser Jugend, aufzuerlegen? Das scheint mir doch das jetzt so um sich greifende internationale Princip zu weit treiben. Mögen die Völker immerhin ihre Ideen, die Resultate ihrer Forschungen auf dem Gebiete der Allen gemeinsamen Wissenschaften, also auch auf dem der allgemeinen Sprachwissenschaft, sowie ihre schöngeistigen Schöpfungen gegenseitig sich mittheilen und austauschen; solche specielle Forschung aber, wie die Geschichte und Entwickelung der Landessprache sollte man doch wohl füglich jedem besondern Volke überlassen, dem ja auch die Quellen viel zugänglicher sind.*) Einzelnen, denen Mittel und Muße vergönnt sind, mag es ja unbenommen bleiben, falls sie eine besondere Vorliebe für solche Studien haben oder auf die akademische Laufbahn sich vorbereiten, in die meiner Ansicht nach den Eingeborenen andrer Länder zukommende Beschäftigung überzugreifen, und diese können ja dann die Ergebnisse ihrer Forschungen ihren Zuhörern mittheilen und sie auch sonst verwerthen. 2) aber, frage ich, entsprechen diese, bei der schweren Zugänglichkeit der Quellen so kostspieligen und zeitraubenden Studien älterer Stufen einer fremden Sprache den Zwecken der studirenden Jugend? Und hier kann ich nach den Früchten, welche das an unseren Universitäten*) herrschende System, wie ich in meiner mehrfach gedachten Schrift nachgewiesen, gezeitigt hat, mit einem entschiedenen Nein! antworten. Man gestatte mir, das dort von mir gebrauchte Gleichniß hier zu wiederholen. Es ist mit diesem System, wie wenn man einem Hungrigen statt der Speise, deren er benöthigt, Feuer reiche, um sie daran zuzubereiten. Wie schon erwähnt, sind die Neuphilologen der großen Mehrzahl nach solche, die sich auf das Lehramt an einer höheren Schule vorbereiten. Ihnen wird die deutsche Jugend anvertraut, Neuenglisch und Neufranzösisch unter ihrer Anleitung zu erlernen. Nur die weitaus geringere Zahl der Eltern hat die Mittel, ihren Kindern diese heutzutage so nothwendigen Sprachen noch nebenbei durch Privatunterricht beibringen zu lassen, und noch eine weit kleinere Zahl, sie ins Ausland zu schicken, um sich dort in denselben zu vervollkommnen. Was kann man aber Ersprießliches von Lehrern erwarten, deren Vorbereitung zu ihrem Amte selbst eine so dürftige oder verkehrte war? Man sehe sich ihre Leistungen in Schulprogrammen**) an — Ausnahmen lasse ich natürlich auch hier gelten und habe auch die Genugthuung gehabt, in meiner Schrift auf eine solche hinweisen zu können — und frage sich dann, ob die Verfasser vieler solcher, wie ich sie gesehen, im Stande sind, auch nur ein einfaches Thema, das sie ihren Schülern aufgeben, ohne etwaigen Schlüssel zur Grammatik, richtig zu stellen? Und die Schuldirectoren sind ja in der Regel ebenso wenig oder, falls sie sich nicht zufällig gerade dem neusprachlichen Fache gewidmet haben, noch weniger competent, die Lehrer dieses Faches und deren Leistungen zu controliren oder die einschlagenden Lehrbücher auf ihren Werth und ihre Brauchbarkeit hin zu prüfen. Man hat mir entgegengehalten, meine Bekämpfung des jetzigen Systems laufe darauf hinaus, daß es am besten wäre, man beschränke sich auf den Bonnenunterricht. Deshalb fand ich mich veranlaßt, im 2. Hefte des LXIX. Bandes des Herrig'schen Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen (Braunschweig, G. Westermann, 1883) auf den Gegenstand nochmals zurückzukommen, um jener falschen Deutung entgegenzutreten und die Nichtigkeit jener Beschuldigung zu beleuchten. Ich habe bei der Gelegenheit meine Forderungen genauer formulirt und gestatte mir, die betr. Stelle hier zu reproduciren.

„Wäre der Zweck der Aneignung fremder Sprachen lediglich der, daß man sich auf Reisen im Coupé oder bei anderen Gelegenheiten mit Nationalen unterhalten könne, so dürfte man auf einen solchen Zweck vielleicht mit der vornehmen Verachtung herabblicken***), die bei Professoren beliebt ist. Die Sache liegt aber der Wahrheit nach ganz anders: der Verkehr zwischen den Völkern ist fortwährend im Wachsen begriffen, namentlich der zwischen den Deutschen und den 290 Millionen englisch redenden Individuen in England, Amerika und den englischen Colonien. Es ergeben sich daraus die folgenden unerläßlichen Forderungen:

*) Wenn wir auch die seltene Erscheinung hier der Wahrheit gemäß verzeichnen wollen, daß die Engländer allerdings sich jetzt nicht schämen, Deutschen die Edirung einzelner ihrer älteren Sprachdenkmäler zu überlassen und die in Deutschland erscheinenden englisch-philologischen Fachschriften durch Beiträge zu unterstützen, so ist das ein zu unnatürlicher Zustand, als daß er von Dauer sein könnte. Die Academy selbst, die es erst ohnlängst beklagt hat, daß England noch keine Fachzeitschrift für seine eigene Sprache besitzt, wie es solche in Deutschland gebe, hatte damit angefangen, von deutschen Mitarbeitern fast die Mehrzahl von Beiträgen (Kritiken ausländischer Werke) zu bringen, hat aber diese Neuerung nach kurzer Zeit wieder aufgegeben. Mit dem neuen Wörterbuche von Dr. Murray, welches der jetzige Redacteur des Magazins für Literatur des Auslandes „immerhin" (!) sich gefallen lassen will, werden die Engländer der Welt wohl zeigen, daß sie auch, was die Philologie ihrer Sprache anlangt, auf eigenen Füßen zu stehen gelernt haben.

*) Ich nehme natürlich hiervon diejenigen aus, welche, wie z. B. Berlin, durch Anstellung eines besondern Lectors für Neuenglisch bereits hierin Wandel geschafft haben oder auf denen Männer von anerkannter Tüchtigkeit im Neuenglischen und Neufranzösischen die Lehrstühle für Englisch und Französisch einnehmen.

**) Die neusprachlichen Doctordissertationen läßt man seit einiger Zeit weislich in deutscher Sprache verfassen, ob in Folge meiner Anklage, weiß ich nicht. Bietet das aber eine Gewährleistung für die Competenz des Doctoranden, in der betr. Sprache auch zu unterrichten?

***) Fürst Bismarck, wie wir jetzt aus Buschs neuestem Werke wissen, denkt, wenigstens was das französische „Parliren" betrifft, anders und weiser über diese Frage als die Herren Professoren.

Digitized by Google

1) Benöthigen wir für die sämmtlichen Gerichte in den größeren deutschen Städten Uebersetzer und Dolmetscher, die der ausländischen Sprache, für und auf die sie verpflichtet sind, vollkommen mächtig sein müssen und zwar nach allen Richtungen hin, d. h. im mündlichen und schriftlichen Gebrauche derselben und auf allen Gebieten, soll die Rechtspflege nicht gehemmt und beeinträchtigt werden.

2) Bedürfen wir behufs des immer größere Dimensionen annehmenden Handelsverkehrs zwischen Deutschland und dem Auslande junger Männer, welche den ausländischen Briefwechsel in kaufmännischen Geschäften*), Fabriken u. dergl. zu führen verstehen, sowie solcher, die zum Bereisen der fremden Länder vermöge ihrer mündlichen Beherrschung der betr. Landessprache verwendet zu werden geeignet sind.

3) Brauchen wir literarisch gebildete Männer, welche im Stande sind, vermöge ihrer vollkommenen Beherrschung beider Sprachen, der Muttersprache, in welche, und der fremden, aus der sie übersetzen, uns die Literaturen der civilisirten Völker in ihren hervorragenden Erscheinungen, wissenschaftlichen sowie belletristischen, zu vermitteln.

Endlich 4) bedürfen wir behufs dieser drei genannten Zwecke**) tüchtig ausgebildeter Sprachlehrer an unseren Gymnasien und Realschulen, um die denselben anvertraute Jugend in den fremden Sprachen gründlich zu unterrichten, die zu dem Zwecke nöthigen Lehrbücher zu bearbeiten und die vorhandenen zu prüfen und zu beurtheilen.

Hier, sollte ich meinen, wären Ziele, die sich an Wichtigkeit mit denen anderer Universitätsstudien, die ja, mit Ausnahme der philosophischen, ebenfalls sämmtlich rein praktische Zwecke verfolgen, wohl messen können; ja, so viel ich aus einigen der neuesten, jetzt so zahlreich bei uns auftauchenden englisch geschriebenen Handbücher der englischen Literatur ersehe, sind es consummations devoutly to be wished. Zu erreichen sind sie nicht etwa, wie Körting in seiner, bald nach der meinigen erschienenen Schrift: Gedanken und Betrachtungen über das Studium der neueren Sprachen vorgeschlagen hat, durch vom Staate zu errichtende Institute in London und Paris, wo unsere Neuphilologen nach Beendigung ihres Universitätscursus zusammen beherbergt werden sollen, um sich im Neu-Englischen und -Französischen zu vervollkommnen (ward je eine unpraktischere Idee aus dem Kopfe eines Professors selbst ausgeheckt?!), sondern durch Schaffung von Lehrstühlen für Männer, welche diese Sprachen gründlich studirt und gepflegt und Beweise ihrer Vollkommenheit in denselben gegeben haben. Am besten, wenn, wie auch Körting in dieser Hinsicht mit besserer Einsicht sagt, die Professuren für Englisch und Französisch getrennt werden, was dem Princip der Arbeitstheilung weit besser entspricht, als wenn sie verbunden sind, und ebenso müßte es mit den Lehrern dieser Sprachen an den Schulen gehalten werden. Denn nur in den seltensten Fällen wird ein und derselbe Mann beide Sprachen gleichmäßig beherrschen, wie es überhaupt nur zur Ausnahme gehören wird, wenn ein Mann mehr als eine fremde Sprache wie seine Muttersprache sich angeeignet hat. Hiermit nun gebe ich es dem größeren Publicum anheim, darüber zu entscheiden, ob ferner unsere künftigen Lehrer der neueren Sprachen mit mittelalterlichen Forschungen in dem Maße wie bisher geplagt, oder in richtiger Weise auf ihren künftigen Beruf vorbereitet und dazu tüchtig gemacht werden sollen. Hat sich einmal das Publicum darüber entschieden, so werden die Behörden bald sich fügen müssen. Diesen rufe ich zum Schluß noch ein caveant consules zu.

*) Ein mir befreundeter hiesiger Kaufmann erzählte mir kürzlich, er habe wohl zwanzig Mal annonciren müssen, ehe es ihm gelang, einen englischen Correspondenten für sein Comptoir zu finden. Die ihm eingeschickten Proben der allerdings zahlreich genug sich um die Stelle Bewerbenden seien so erbärmlich schlecht gewesen, daß er sich schließlich nach Hamburg wenden mußte, wo er dann endlich einen in England gewesenen tüchtigen jungen Mann fand.

**) Diejenigen jungen Leute, welche sich der diplomatischen Carrière widmen, wo namentlich Französisch eine sine qua non, wären hier nicht mit ins Auge zu fassen, da diese und andere neuere Sprachen selbstverständlich einen Hauptfactor ihrer Vorbildung ausmachen und sie oder ihre Eltern selbstverständlich ausreichend für den Unterricht in denselben sorgen.

„Sappho" von Alphonse Daudet.

Es ist wahrlich nicht pharisäische Ueberhebung, wenn wir Deutschen gegenüber Daudets neuestem Roman*), der das französische Nationallaster des Maitressenthums geißelt, Gott danken, daß wir wenigstens in dieser Beziehung nicht so sind, wie unsere Nachbarn jenseits der Vogesen. Die wilden Ehen, die bei uns doch nur Ausnahme, bilden namentlich in Pariser Studenten-, Künstler-, auch Arbeiterkreisen sozusagen die Regel. Sie werden begünstigt durch die laxen moralischen und religiösen Ansichten der Franzosen im Punkte der Galanterie, durch die Freiheit und Ungenirtheit der Lebensweise, durch die von der katholischen Kirche geforderte Unauflöslichkeit der Ehe. Nachdem nun neuerdings der Ehescheidungsapostel Naquet mit seinem Antrage durchgedrungen, ist zu hoffen, daß wenigstens der letzte Beweggrund entfalle: unglücklich Verheirathete, die abseits vom geraden Wege einen Ersatz für das in legitimer Ehe versagte Glück suchen, werden jetzt ihre Liaison legitimiren lassen können; auch dürfte die Aussicht einer möglichen Scheidung manchen Junggesellen zu einem nachträglichen Gang nach dem Standesamte bestimmen ... In gewissen Kreisen zumal der französischen Landeshauptstadt ist, wie gesagt, das „collage", das eheliche Verhältniß, dem der Segen des Priesters und selbst die Registrirung des Standesbeamten fehlt, eine allgemeine Erscheinung geworden. Was Wunder, daß sie sich auch im Schriftthum widerspiegelt. Besonders die Bühnendichtung hat eine ganze Literatur aufzuweisen, die sich mit der nicht regelrechten Ehe beschäftigt. Sie hat sogar einen neuen dramatischen Charakter geschaffen: den „crampon", die Geliebte, die man nicht wieder los werden kann. Da haben wir z. B. in Meilhac und Halévys „Fanny Lear" die „Klette", die selbst vor Verbrechen nicht zurückschreckt, um sich den Geliebten zu erhalten, das tugendhafte „Klebpflaster" in Paillerons „Faux ménages" und geradezu die legitime Maitresse in Louis Davyls gleichnamigem Rührstück. Nun tritt in Daudets „Sappho" der crampon auch in den Roman. Es ist eine Streitschrift, eine Warnungstafel. Wie von heiligem Ernst der Verfasser erfüllt ist, beweist schon die Widmung: „A mes fils quand ils auront vingt ans." Er möchte seine Söhne vor den Gefahren der wilden Ehe warnen. Der schwarzlockige Léon wird bald in die Jahre kommen, wo er das ihm von seinem Vater gewidmete Buch lesen darf; Zézé, der jüngere — ein kleiner blonder Schlingel, der die ganze bestrickende Liebenswürdigkeit des Vaters erbte — hat noch anderthalb Decennien Zeit. Mittlerweile wird das Buch von Leuten gelesen werden, die dem Verfasser weniger nahe stehen, aber ihm nicht minder Dank wissen werden. Es wird ohne Zweifel Manchem die Augen öffnen und viel Segen stiften. Es ist ein gutes Buch, eine gute That.

Man erhält hier eine wahre Physiologie der wilden Ehe. Auf diesem „travestissement de mariage et de ménage", wie Daudet fein sagt, ruht nur Fluch und Unheil. Alle Repräsentanten dieser Ehe aus dem Stegreif sind tief unglücklich. Man sehe nur einmal den Helden selber, von dem hier später die Rede sein soll, oder den Componisten Potter. Dieser ist mit einer schönen, vortrefflichen Frau verheirathet, aber er verläßt das eheliche Dach bald nach der Hochzeit, um zu einer alten Maitresse, einer rohen Circusdame, zurückzukehren, die ihm seine hündische Anhänglichkeit mit Verachtung, Hohn und Mißhandlung lohnt. Und sind etwa alle die Maler, Dichter und Bildhauer, die ehedem mit der Heldin des Buches eng liirt waren, vielleicht glücklicher gewesen? Man braucht nur ihre Liebes-

*) Sapho, Moeurs parisiennes. Paris, Charpentier.

Digitized by Google

briefe zu lesen, um einen Begriff dieses durch Eifersucht und alle Dämonen verbitterten Glückes zu bekommen, von dieser gemeinsamen Hölle zweier Wesen von ungleicher Herkunft und Erziehung. Bis zum Verbrechen führt oft das unselige Verhältniß, und der Kupferstecher, der, um seiner Maitresse den Luxus zu geben, zum Fälscher wird und ins Zuchthaus kommt, ist ein warnendes Exempel. Gewiß können sich alle diese Unglücklichen nur noch durch das „lâchage" retten, d. h. indem sie brechen und in den sicheren Hafen der Ehe einlaufen. Aber nicht Jeder hat die Energie dazu, und der Bruch ist eine Radicalkur, die ihre großen Gefahren mit sich bringt und oft den Tod herbeiführt. Man denke nur an Gambetta und seinen mysteriösen Tod. Ein erfahrener Kenner, der Maler Déchelette, äußert über diesen Punkt: „Welch schreckliches Ding ist ein solcher Bruch! Man hat jahrelang zusammengelebt, sich Alles gesagt, Alles gegeben. Man hat Gewohnheiten, Lebensanschauungen, Redeweise und Denkart, sogar die Züge des geliebten Wesens angenommen. Man besitzt sich ganz vom Wirbel zur Sohle . . . Mit einem Wort, das Collage! . . . Dann trennt man sich plötzlich, reißt sich auseinander." Darum bandelt Déchelette auch nur höchst vorübergehende Liebeleien an, „pas de lendemain, wie das alte Frankreich sagte". Aber auch dieser schlaue Practicus erfährt zuletzt, daß es Frauen gibt, die lieber sterben als verzichten. Eine vermeintlich Geliebte auf Kündigung stürzt sich, als sie von ihm scheiden soll, zum Fenster hinaus, und dieser Selbstmord erschüttert ihn und seine Theorien so gewaltig, daß er wenige Wochen später denselben Weg aus dieser Welt nimmt. Weniger tragisch verläuft die Ehe auf Zeit, deren Schilderung den Hauptgegenstand dieses Buches bildet: die Heldin hängt sich — an einen Anderen.

Diese Sappho hat nichts mit der bestverleumdeten Sängerin von Lesbos gemein. Fast nichts. Die häßliche Andeutung über ein widernatürliches Laster hätte der Dichter besser vermieden. Fanny Legrand ist eine echte Pariser Faubourg-Pflanze, Tochter eines abgesoffenen Tramway-Kutschers, ehemaliges Modell, noch immer Allerweltsfreundin in lockeren Künstlerkreisen und hat ihren altklassischen Spitznamen erhalten, weil sie dem Bildhauer Caoudal zu dessen berühmter Sappho Modell saß. Offenbar schwebt hier dem Verfasser Pradiers populäre Statue vor. Die schon mehr als dreißigjährige Dame trifft nun auf einem Künstlerfeste Jean Gaussin, einen zwanzigjährigen blonden Provenzalen, der nach Paris gekommen ist, um sich auf das Consulats-Examen vorzubereiten. Und mitten im Gewühle des Maskenballs verliebt sie sich in ihn, sobald sie vernommen, daß er weder Maler, noch Dichter, noch Bildhauer, noch Musiker ist. Ihr ekelt nachgerade vor der Künstlerwelt, wo sie von Arm zu Arm gegangen, wie eine Waare. Die Liebe macht in solchen Kreisen nicht viel Umstände, und auch Jean verläßt ohne weitere Präliminarien mit seiner neuen Eroberung das Maskenfest und trägt sie, „ganz Jüngling und Südländer", auf seinen Armen in seine Garçonwohnung, hoch oben im vierten Stock seines Studentenhôtels im Lateinischen Viertel. Dieses Treppensteigen, erst Lust, dann Last, symbolisirt in der That trefflich die ganze Geschichte von Jean Gaussin und Sappho und ihrer Liebe.

Der Jüngling ist glücklich, bei Fanny wahrhaft weibliche Sanftmuth, vulkanische Gluth und während seiner Krankheit hingebende Pflege zu finden. Ihr früherer Verkehr mit Künstlern gibt ihr in seinen Augen einen gewissen Schimmer, sodaß er sie hoch über die Skatingdamen und Biermamsells des Studentenviertels stellt, deren dummes Gelächter, grobe Köchinnenhände und gemeine Reden ihn stets angewidert haben. Sappho zeigt eine rührende Anhänglichkeit. Ihm zu Gefallen verläßt sie ihren reichen Liebhaber. Bald gründen sie einen gemeinsamen Haushalt. An diesem pseudo-ehelichen Herde findet seine Vorliebe für ein stilles eigenes Daheim Befriedigung. Er läßt seine moralischen Bedenken, wenn er solche überhaupt hat, einschlafen und ist dankbar für die sich immer gleiche Zärtlichkeit. Sollte er etwa auf dies Glück verzichten aus Furcht vor einer Fessel? Bah, in drei Jahren ist ja seine Pariser Lehrzeit zu Ende und beginnen die Wanderjahre in einer fernen, überseeischen Colonie; dann wird sich der Bruch ganz von selbst und ohne Erschütterung vollziehen! . . . Fanny ist ja darauf vorbereitet; sie plaudern sogar schon manchmal in aller Seelenruhe darüber . . . Die erste Störung ihres Glückes kommt von außen. Die ehemaligen Liebhaber seiner „Frau" erzählen in Jeans Gegenwart von Sapphos Vergangenheit. Kein Laster ist diesem Weibe fremd. Jean erfährt, wie seine Vorgänger alle heißen, und die Wuth, der Ekel scheinen ihn zu übermannen. Er will brechen. Es ist zu spät. Ihn knüpft vielleicht weniger die Liebe, als die weit mächtigere Gewohnheit an die Verworfene. Er unterliegt ganz ihrem ungesunden Zauber. Der in einer gut bürgerlichen Familie erzogene Provenzale kommt nach fortwährenden Compromissen dazu, in einer zweideutigen Welt zu leben, an seinem Tische die Freundinnen Fannys zu bewirthen, sogar Geld von ihr anzunehmen, um einem Verwandten zu helfen. Ab und zu gibt es schreckliche Scenen, wo Sappho in ihrer wahren Gestalt erscheint: das Gesicht hohl und verzerrt, wie ein zum Sprung bereites wildes Thier. „Ihre Wuth setzte ihn manchmal in Versuchung, sich auf sie zu stürzen und sie zu schlagen, denn in diesen lediglich sinnlichen Liebschaften, wo die Achtung vor dem geliebten Wesen fehlt, kommt immer die Brutalität in dem Ausbruche des Hasses oder der Liebe zum Vorschein." Einmal entspringt er ihr und besucht seine Eltern, aber mitten in dem paradiesischen Frieden der Provence zeigt sich in ihm die Pariser Corruption. Seine Ruh' ist hin, und er stört den Frieden Anderer. Die treffliche Tante Divonne sieht mit Schrecken, wie ihr Liebling verwandelt ist und ballt, gleich dem braven Buchhalter in „Fromont jeune & Risler aîné", die Faust gegen Paris, „den Feind, den die Provinz in allen Zornausbrüchen mit Flüchen überhäuft". — „O dies Paris!" jammert sie, „was anvertraut man ihm, und was gibt es uns wieder!" Und Jean kehrt richtig in seinen Sündenpfuhl zurück, und die Fessel, die ihn an die Pariserin knüpft, wird immer fester und schwerer. Er kann nicht mehr ohne Sappho leben.

Und die Lösung? Sie ist von einer tragischen Einfachheit. Jahre sind in diesem Sklaventhum vergangen. Jean keucht unter dem Joche, aber hat nicht die Kraft, es abzuschütteln. Dennoch erscheint ihm eines Tages die Vision des stillen, reinen, wahren Glücks. Er begegnet einem keuschen jungen Mädchen und fühlt sich mächtig zu ihm hingezogen. Eine Heirath könnte ihn retten. Er nimmt seine ganze Kraft zusammen und bricht wirklich mit Fanny. Aber der Vorwand eines letzten Besuches, abzuholender Briefe, ein Restchen Eifersucht, das Heimweh nach dem Koth — kurz, er fällt von Neuem in Sapphos Arme. Er sagt sich von seiner Braut los. In der Ferne will er an der Seite seiner alten Maitresse eine neue Existenz gründen. Ein Consulposten in Peru ist frei und wird ihm angeboten. Beide wollen sie dahin abreisen, verloren für die Welt, angeklettet für immer. Jean, jetzt gänzlich mit seiner Familie zerfallen, hat nicht einmal den Muth, seiner Mutter Lebewohl zu sagen. Er soll in Marseille mit Fanny zusammentreffen, und die zwei Plätze auf dem Steamer sind bereits genommen. Aber Sappho kommt nicht. Statt ihrer trifft ein Brief ein, worin sie ihm schreibt, daß sie ihn nicht mehr genug liebt, um mit ihm zu reisen, und daß sie entschlossen ist, zu einem früheren Geliebten, dem Vater ihres Kindes, zurückzukehren. Jean ist wie vernichtet, und die Trümmer seines zerstörten, verpfuschten Lebens gähnen ihn an. — Das Ende muß sich der Leser selbst ausdenken. Ist er an Leihbibliothekenfutter gewöhnt, so wird er annehmen, daß Jean, mit seinen Eltern versöhnt, dennoch die Tochter des Pariser Arztes heirathet. Wer den Verfasser versteht, erräth aber, daß es mit Jean kein so gemüthliches Ende nimmt. Sein Herz ist längst abgestorben, seine Energie dahin. Mangelt ihm der Muth zum Selbstmord, so wird sein ferneres Erdenwallen eine verpfuschte, verlorene Existenz sein ohne Glück und Stern.

So endet Daudets Plaidoyer, denn daß er weniger erzählt um zu erzählen, als um etwas zu beweisen, erhellt aus der ganzen Anlage und Ausführung, die niemals von ihrem Thema abweicht und wo jedes Bild und jede Scene nur Argumente für oder wider seine These sind. Tadeln können wir den pessi-

Digitized by Google

mistischen Grundzug unmöglich. Daudet sieht schwarz, aber nicht falsch; er übertreibt nicht, er ist gerecht. Wir müssen es ihm glauben, daß auf all diesen Verhältnissen kein Segen liegt. Aber wir hätten doch noch ein paar helle, fröhliche Lichter gewünscht, um die Monotonie des grau in grau ausgeführten Gemäldes aufzuheben. Die sonnigen Blicke, die aus der Provence in das Pariser Sittenbild fallen, und zumal die komischen Scenen, die Onkel Césaire aufführt, genügen noch nicht. Auch kommt gegenüber diesen „amours buissonnières", um einen witzigen Ausdruck Paillerons zu gebrauchen, die legitime Ehe entschieden zu kurz. Das häusliche Glück Hettemas, der seine Lebensgefährtin dorther geholt hat, „wo die letzten Häuser stehen", oder dasjenige des alten Gaussin mit seiner kranken, geistesverwirrten Frau, bildet kein Gegengewicht. Das ehrbare Intérieur beim Doctor Bouchereau hätte schon mehr ausgemalt werden dürfen, wie denn auch er selbst und seine Tochter allzu schattenhaft im Hintergrunde bleiben. Ich weiß dem Autor wahrlich Dank dafür, daß er die keusche Irene nicht mit ihres Bräutigams zweideutiger Welt in Verbindung gesetzt und uns namentlich einen melodramatischen Kampf zwischen ihr und Sappho, den uns ein gewöhnlicher Romanschreiber gewiß nicht erspart hätte, großmüthig geschenkt hat; aber Irene huscht auch gar zu schemenhaft durch den Roman; man lernt sie zu wenig kennen, um sich für sie und ihre gerechte Liebe zu erwärmen. So kommt es, daß der Leser fast versucht ist, wenigstens im Momente des Bruches für Sappho Partei zu ergreifen und sie als ein Opfer ihres egoistischen Geliebten zu beklagen. Damit wird aber das gerade Gegentheil bezweckt von dem, was der Dichter mit seinem Roman eigentlich wollte.

Ich halte dafür, daß dieses Buch schon um seines echt französischen Themas willen einen weniger großen Erfolg bei unserem Publicum finden wird, als die früheren Werke Daudets, denen es an Vollendung kaum nachsteht. Es ist mit dem Kopf und mit dem Herzen geschrieben, mehr Studie als Roman, ein fesselndes, ergreifendes Werk voll Beobachtung, Empfindung, Gewissenhaftigkeit. Ich bin zwar der unmaßgeblichen Meinung, daß die übertriebene coloristische Zuspitzung des Stils, in dem sich die Naturalisten gefallen, dem Geist und Wesen der französischen Sprache widerspricht und widersteht, doch ist nicht zu leugnen, daß Daudet, in dieser Beziehung ein ebenbürtiger Schüler von Flaubert, Zola und Goncourt, stets eine volle Wirkung erzielt. Seine Schilderungen sind mit ihrer athemlosen Jagd auf farbige, duftende, malende, zeichnende Epitheta durchaus unruhig und haben etwas Gesuchtes, einen starken Beigeschmack von Manier, aber die Menschen und Dinge kommen doch plastisch und farbig heraus, sind voll Leben und Bewegung und prägen sich der Phantasie des Lesers ein. Daudet ist ein großer Maler von dem, was er einmal „le visage des choses" nannte. Dem deutschen Leser wird er vor Allem durch seine poesievolle, empfindungsreiche, dem Lachen und Weinen gebietende Lust zu fabuliren theuer und vertraut. Divonnes Brief über das Verschwinden der „bessonnes", Jeans kleinen Schwestern, ist unendlich rührend, und Sapphos Abschiedsschreiben verdient Manon Lescauts berühmtem Briefe gleichgestellt zu werden. Ein großartiges Tableau bildet die Schilderung des Bruchs und der letzten Scene zwischen Sappho und Jean. Den Preis möchte ich freilich den heiteren Bildern geben, vor Allem dem Diner bei Rosa mit begleitender Fütterung des Chamäleons und sentimentaler Wasserfahrt. Eine der packendsten Scenen ist jedenfalls jene, wo Jean die an Sappho gerichteten Liebesbriefe liest. Sie ist dem Leben entnommen. Die fünfzigjährige Rachel, deren Herz für einen bartlosen Jüngling in arg verspäteter Liebe entflammt war, pflegte in ihrer Villa in Enghien, sobald die Gefühle des Geliebten zu erkalten drohten, demselben die Briefe vorzulesen, welche einst Fürsten, berühmte Dichter und Künstler, die vor langen Jahren zu ihren Füßen lagen, an sie gerichtet haben. Dieses Mittel wendet nun auch Sappho mit Erfolg an. Es ist ein traurig wahrer Zug, daß die Berühmtheit oder vielmehr Berüchtigtheit seiner Maitresse, der einstigen Geliebten bekannter Dichter, die sie besungen, und großer Künstler, die sie in Marmor und auf der Leinwand verewigt haben, bei allem Ekel Jeans jugendliche Einbildung angenehm reizt, seiner Eitelkeit schmeichelt und ein neues Band wird, das ihn an sie knüpft. Die Sappho steht neben diesem haltlosen Schwächling, für den wir uns unmöglich interessiren können, in Lebensgröße vor uns da, mit allen Fehlern und Vorzügen, in Liebe und Haß, mit wahrhaft schauriger Objectivität gemalt. Dann die Figuren des Hintergrundes: die treffliche provenzalische Bäuerin Divonne, der ehrenfeste, hartnäckige alte Gaussin, Sapphos Vater, der nur seine Peitsche liebt, diese aber mit unbegrenzter Hochachtung behandelt, Hettema — „il bredouillait comme s'il avait autant de barbe dans la bouche que sur les joues" — und seine geliebte Ehehälfte, Potter und seine zwei Frauen, der philosophische Bildhauer Caoudal, der sich trotzdem über den Verlust seines durchgebrannten Modells nicht trösten kann. Endlich die Episodenfiguren: der Holländer, der sich blos für den Preis der Kartoffeln interessirt, die Citherspielerin Fräulein Minna Vogel aus Stuttgart und ihr schwindsüchtiger Bruder, der nur auf einer eingebildeten Clarinette blasen darf — eine Fülle origineller Charaktere und Typen, ebenso viele leibhaftige Menschen, die entweder liebevoll geschildert sind oder deren innerstes Wesen nur gelegentlich durch einen Ausspruch, eine Bemerkung blitzartig beleuchtet wird. Wie hübsch ist z. B. die Bemerkung, daß Césaire, der nach Paris kommt, um einen Elevator zu kaufen, das Wort „machine élévatoire" mit einer Ueberzeugung aussprach, die ihn in seinen eigenen Augen erhob und vergrößerte. Dieser komische Typus ist überhaupt mit einer vollendeten Kunst ausgeführt in allen seinen Stadien, seinem ersten Auftreten, seinem Verhältniß zu Sappho, seiner Lebens- und Liebesphilosophie, dann endlich in seinem Triumphe, der in der Bestellung seiner Statue für den Sitzungssaal des Vereins der Reblaus-Bekämpfer gipfelt! Der prächtige alte Sünder verdient wirklich ausgehauen zu werden ...

Theophil Zolling.

Ein amerikanischer Präsidentschaftscandidat als Geschichtsschreiber.

Von Rudolf Doehn.

Vor uns liegt der erste Band eines in mehrfacher Beziehung interessanten Werkes. James G. Blaine, der bekanntlich während der kurzen Dauer der Administration des Präsidenten Garfield den Posten des ersten Ministers der nordamerikanischen Union bekleidete, hat es unternommen, eine politische Geschichte der Vereinigten Staaten zu schreiben, in welcher er die wichtigsten Ereignisse vom Jahre 1861 bis zum Jahre 1881 einer nähern Beleuchtung unterzieht.*) Als einer der talentvollsten Führer der republikanischen Partei zählt Blaine bei der in diesem Jahre stattfindenden Präsidentenwahl zu den hervorragendsten Bewerbern um das höchste Amt, welches das amerikanische Volk zu vergeben hat. In seinem 32. Lebensjahre begann er seine eigentliche politische Laufbahn im Jahre 1862 als Mitglied des Repräsentantenhauses des Congresses. Nachdem er 16 Jahre als Vertreter des Staates Maine in dem genannten Zweige der nationalen Gesetzgebung gedient und während dieser Zeit 6 Jahre das einflußreiche und schwierige Sprecheramt mit Auszeichnung bekleidet hatte, war er 5 Jahre Mitglied des Bundessenates, um alsdann in das Ministerium des Präsidenten James A. Garfield als Staatssecretär einzutreten. Vor Beginn seiner Thätigkeit als Congreßmitglied war er Herausgeber einer Zeitung. Blaine hat sich bereits zweimal um das Präsidentenamt beworben, aber ohne Erfolg; ob er in diesem Jahre mehr Glück haben wird, ist zweifelhaft, da er in seiner

*) Twenty Years of Congress. From Lincoln to Garfield; with a Review of the Events, which led to the Political Revolution of 1860. By James G. Blaine. Vol. I. Norwich, Conn. The Henry Bill Publishing Company. 1884.

Digitized by Google

eigenen Partei in dem auch von Karl Schurz und der Fraction der „Unabhängigen" unterstützten Bundessenator Edmunds von Vermont einen nicht zu verachtenden Concurrenten fand. Auf der am 3. Juni d. J. in Chicago abgehaltenen Nationalconvention der republikanischen Partei sind indeß Blaine nach hartem Kampfe als Candidat für das Präsidentenamt und General John A. Logon aus Illinois als Candidat für das Amt des Vicepräsidenten ernannt worden. Die Ernennung ist aber noch nicht gleichbedeutend mit der Erwählung.

Das in Rede stehende Buch erschien deshalb zweifellos nicht ohne Grund gerade um diese Zeit, wo die Wogen des Präsidentenwahlkampfes hoch zu gehen anfangen, wenn wir dasselbe auch nicht geradezu als ein Parteimanifest, als ein Angebot auf die Präsidentur ansehen wollen. Der Verfasser ist ein genauer Kenner der verschiedenen politischen Parteibewegungen seines Vaterlandes während der letzten beiden Decennien. Seine Schrift wird ganz gewiß viel und eifrig gelesen werden, aber manche Leser dürften in dem vorliegenden ersten Bande vom gegenwärtigen Parteistandpunkte aus nicht immer gerade das finden, was sie darin suchen; darum behält indeß das Buch doch seinen Werth für den Geschichtsforscher, wie für den Politiker von Fach.

Obschon Blaine für sein Werk den Titel „Zwanzig Jahre im Congresse" mit dem Zusatz „von Lincoln bis Garfield" gewählt hat, so enthält der erste Band doch weit mehr, nämlich eine höchst interessante Schilderung des ganzen politischen Entwickelungsganges der Vereinigten Staaten von ihrem Entstehen an bis etwa zum Ende des Bürgerkrieges. Andere Schriftsteller mögen diesen Gegenstand genauer und ausführlicher, als es durch Blaine geschehen ist, behandelt haben; das Verdienst und die Eigenthümlichkeit der Arbeit Blaines besteht aber gerade darin, daß er die Dinge von einem specifisch politischen Standpunkte aus betrachtet, ohne sich dabei zu sehr durch einseitige Parteirücksichten leiten zu lassen. Er hatte übrigens in dem alten Thomas H. Benton, welcher den Staat Missouri 30 Jahre im Bundessenate vertrat und das werthvolle, zwei starke Bände umfassende Werk: „Thirty Years' View" (1820—1850) verfaßte, keinen unwürdigen Vorgänger. Benton wie Blaine sind als fähige und kenntnißreiche, wenn auch nicht fehlerfreie Staatsmänner anzusehen und die Ereignisse, welche „die politische Revolution" (the political revolution) von 1860 in den Vereinigten Staaten herbeiführten, sind von letzterem mit Talent und historischer Einsicht beleuchtet und besprochen worden. Was bis zum Jahre 1861 in politischer und socialer Beziehung in den Vereinigten Staaten geschah, hat Blaine mit Klarheit, Kraft und möglichster Objectivität beschrieben, bei den Ereignissen nach 1860 tritt dagegen aus leicht erklärlichen Gründen des Autors Subjectivität mehrfach zu stark hervor und seine Arbeit verliert wohl etwas an historischem Werthe, wenn sie auch an Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung nur wenig einbüßt.

Der Autor beginnt sein Buch mit der Erklärung, daß „die Compromisse mit der Sklavenfrage, welche der Constitution der Vereinigten Staaten einverleibt wurden, zu den wesentlichsten Bedingungen gehörten, auf denen das föderale Regiment (federal government) aufgebaut wurde"; ohne diese Compromisse würden die 13 Staaten niemals „eine engere Union" (a more perfect Union) eingegangen sein. Alsdann geht er zu der Geschichte des Ankaufs von Louisiana über und zu dem Vertrage mit Spanien, welcher die Grenzen der Vereinigten Staaten weit nach dem mexikanischen Golf ausdehnte und ihnen den größten Theil von Texas erwarb. Die Aufnahme von Louisiana als Staat wurde vom Norden der Union heftig bekämpft, so namentlich durch Josiah Quincy aus Massachusetts, der darin eine Lockerung der Union erblickte. Blaine dagegen glaubt in dem Erwerb von Louisiana „ein politisches Meisterstück" (a mastre stroke of policy) erkennen zu müssen, wodurch die verhältnißmäßig schwache Union zu einer „continentalen Macht" erhoben wurde. Er zollt deshalb dem Präsidenten Jefferson und dessen Staatssecretär Madison, sowie den amerikanischen Gesandten Monroe und Livingston in Paris, welche den Ankauf von Louisiana zu Stande brachten, hohes Lob, wenn er auch zugesteht, daß dieser Ankauf durch den Wortlaut der Constitution nicht vollständig zu rechtfertigen gewesen sei. Außerdem, meint er, habe die Erwerbung von Louisiana einen Krieg mit England herbeiführen können, denn Napoleon I. habe es wahrscheinlich nur verkauft, um es nicht in die Hände Englands fallen zu lassen. Jefferson habe übrigens noch vor seinem Tode eine andere Gefahr aus seiner Politik hervorgehen sehen, und das sei der Kampf mit dem Institut der Negersklaverei gewesen. Dieser Kampf habe sich zuerst in gefährlicher Weise angekündigt, als das Territorium Missouri, welches zu dem Louisianagebiete gehörte, im Jahre 1820 seine Aufnahme als Staat in die Union verlangte. Schon Washington, Jefferson und andere Gründer der Republik warnten ihre Landsleute vor den sectionellen Gefahren, welche die Negersklaverei für die Einheit der Union im Gefolge habe. Die freien Staaten des Nordens haßten das Institut der Negersklaverei aus sittlichen und anderen Gründen, während in den Südstaaten dieses Institut die Basis des Reichthums geworden und tief in alle socialen Verhältnisse eingedrungen war. Jefferson rief einmal mit Bezug auf die Negersklaverei aus: „Ich zittere für mein Vaterland, wenn ich bedenke, daß Gott gerecht ist"; derselbe Jefferson war aber auch ein Anwalt der verderblichen „Staatenrechtslehre" (doctrine of State rights), welche infolge ihrer particularistischen Tendenz die Einheit der Union bedrohte. Blaine schildert in lebhaften Farben die allgemeine Aufregung, welche die Missourifrage hervorrief, und citirt den Ausspruch Jeffersons: „Die Missourifrage ist eine der verhängnißvollsten, welche jemals die Union bedroht haben; in den dunkelsten Stunden des Unabhängigkeitskrieges bin ich nicht so besorgt gewesen als jetzt." Allein die Gefahr wurde abgewandt durch den Compromiß, welcher den 36°30′ als Grenze zwischen den freien und den Sklavenstaaten der Union zog. Was Blaine über Calhoun, Van Buren und Stephen A. Douglas sagt, ist im Wesentlichen correct: er bekämpft mit Erfolg die Ansicht, daß die Negersklaverei für die Südstaaten der Union in nationalökonomischer Beziehung eine Nothwendigkeit gewesen sei, und stellt die Behauptung auf, daß die Führer des Südens beim Ausbruch des Secessionskrieges den Sklavenhandel wieder hätten ins Leben rufen wollen. Einen andern Grund der Secession findet er darin, daß die Südländer gefürchtet hätten, sie würden die leitende Rolle im Congresse verlieren. Beachtenswerth ist, was er über Daniel Websters Thätigkeit bei den Compromißverhandlungen im Jahre 1850 sagt. Im Ganzen darf man die Gründe, welche Blaine der Sklavenhalterpartei bei der Secession unterlegt, als richtig anerkennen; er betont ferner mit vollstem Rechte, daß der Norden in keiner Weise dem Süden zu nahe getreten sei, daß kein wirkliches Recht des Südens jemals vom Norden bedroht war und deshalb keine gerechte Ursache vorlag, die Union zu trennen. Nicht genug aber betont er die Thatsache, daß nicht der Norden gegen den Süden, sondern umgekehrt, der Süden gegen den Norden wiederholt aggressiv voranging. Er legt nicht genug Gewicht auf die vom Süden so oft und so verderblich angewandte Staatenrechtslehre und vergißt ganz den von dem demokratischen Präsidenten Andreas Jackson, einem Südländer, aufgestellten Grundsatz, daß „den Siegern die Beute gehöre". Diese gewissenlose, das amerikanische Volk corrumpirende Lehre, die übrigens auch in manchen europäischen Staaten Anklang zu finden scheint, beherrscht noch jetzt einen großen Theil des amerikanischen Volkes; sie ist es, die bei dem diesjährigen Präsidentenwahlkampfe von der Fraction der „Unabhängigen" (Independents), der, wie bereits angedeutet, auch Karl Schurz angehört, so bitter bekämpft wird. Die Lehre von den besonderen Rechten der einzelnen Unionsstaaten, welche zuerst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in den sogenannten „Virginia-Resolutionen" ihren Ausdruck fand, wurde von so hervorragenden Staatsmännern wie Jefferson und Madison indossirt, sie wurde weiter ausgebildet von dem Vater der Secession, John C. Calhoun, und, wie auch Blaine hervorhebt, von dem Präsidenten James Buchanan, dem Amtsvorgänger von Abraham Lincoln, in seiner Congreßbotschaft vom December 1860 officiell anerkannt. Buchanan ließ sich sogar so weit hinreißen, daß er erklärte, der Süden habe, um die Sklaverei zu erhalten, das „Recht der Revolution gegen die

Digitized by Google

Unionsregierung". Die Staatenrechtslehre, die Aufrechterhaltung der Negersklaverei und das Recht zur Revolution waren für den echten Südländer synonyme Begriffe; darum traten selbst Männer, wie der General Robert E. Lee, für die südliche Rebellion in die Schranken und manche nördliche Mitglieder der demokratischen Partei sympathisirten mit dem rebellischen Süden. Der unvermeidliche Conflict, von dem Lincoln zuerst gesprochen, war gekommen und nur das Schwert konnte ihn entscheiden. Bekanntlich ist dies zu Gunsten des Nordens und im Sinne der Freiheit geschehen; aber noch jetzt ist das politische Sondergefühl in den Südstaaten nicht ganz erstorben. Dies zeigt sich namentlich in der Behandlung der Neger, die jetzt doch gleiche politische Rechte mit den Weißen haben. Hier wird und muß die Zeit mildernd und ausgleichend wirken.

Charakteristisch für Blaine ist der Umstand, daß er, wie bereits kurz erwähnt, das „Beutesystem" (the spoils system) im öffentlichen Aemterwesen der Union gar nicht berührt, und doch bildet dieser Punkt nicht nur eine Hauptfrage bei dem bevorstehenden großen Wahlkampfe, sondern er stärkte auch die Macht der Sklavenhalter im Norden der Union vor dem Bürgerkriege, da nicht wenige Nordländer es der Aemter wegen mit dem Süden hielten. Nicht alle nördlichen Demokraten waren käuflich, aber viele von ihnen sympathisirten doch deshalb mit den südlichen Machthabern, weil sie durch diese in Amt und Würden zu kommen hofften. Allein die Geschichte des amerikanischen Aemterwesens ist noch nicht geschrieben, und sie wird auch wohl nicht eher in zufriedenstellender Weise geschrieben werden, als bis diese wichtige Frage, die das Lebensmark der Union berührt, gründlich gelöst ist.

Was Blaine über die Administration Lincolns berichtet, ist zweifelsohne von hohem Interresse, wenn er uns auch nur wenig Neues mittheilt. Er wäre nach unserer Ansicht wohl hierzu im Stande gewesen, da er unter Lincoln bereits eine öffentliche Stellung einnahm, die ihn dazu befähigen mußte; aber persönliche Gründe, die vielleicht mit seiner Bewerbung um das Präsidentenamt zusammenhängen, mögen sich hier geltend gemacht haben. Es will uns sogar scheinen, als wenn sein Stil und seine Darstellungsweise weniger gut sind, sobald er sich in seinen Mittheilungen mehr der Gegenwart nähert. Dies gilt auch von dem Theile des Buches, welcher die finanziellen und nationalökonomischen Fragen behandelt; man erkennt leicht, daß der Verfasser dem Freihandel abhold und der Schutzzollpolitik zugeneigt ist.

In dem Schlußkapitel des vorliegenden Werkes kritisirt Blaine das Verhalten der fremden Mächte während des Bürgerkrieges der Union gegenüber und tadelt hier nicht mit Unrecht das Verhalten Englands.

Alles in Allem genommen ist Blaines Buch ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Vereinigten Staaten und es bleibt nur zu wünschen, daß er Zeit und Lust finden möge, die Fortsetzung desselben zu liefern.

Die Philosophie im Lichte eines Philologen.

Von Sigmund Münz.

Der Tübinger Professor Dr. Hans Flach hat sich berufen gefühlt, in einer Schrift „Württemberg und die Philologie"*) die Philosophie und die Philosophen in ihrer ganzen Bedeutungslosigkeit zu entlarven und die berühmten Worte des Apostels: „der Buchstabe tödtet, aber der Geist machet lebendig" umzukehren, zu verkünden, daß der Buchstabe lebendig machet und der Geist tödtet. Er führt Klage über die geringe Aufmerksamkeit, die in Württemberg von Staatswegen der Philologie geschenkt wird; während seiner Ansicht nach die Theologie und Philosophie schon lange, um ein modernstes Schlagwort zu gebrauchen, in Württemberg verstaatlicht sind, ist es die Philologie noch immer nicht, die Philologie, die exacteste, die erhabenste aller Wissenschaften. Lassen wir Herrn Flach doch lieber selber sprechen. „Das philosophische Denken steht in diametralem Gegensatz zu dem philologisch-historischen. Das philosophische Arbeiten ist subjectiv und generell, das philologische objectiv und historisch, mit Voraussetzung der genauesten Kenntniß des Materials. Die Philosophie befördert den Dilettantismus, die Philologie verträgt kein Dilettantenthum. Das philosophische Denken hängt von Systemen, Richtungen und Standpunkten ab, das philologische ist vorurtheilsfrei." Herr Flach macht also den Philosophen den Vorwurf der Subjectivität, des Generalisirens, des Dilettantismus, des Vorurtheils. Wir haben in der Subjectivität eines Menschen nie einen bedeutenden Fehler gesehen, die Objectivität des Cretinismus und des Marasmus hat uns von jeher wenig imponirt. Das ist sicher, daß Platon der Philosoph, um große Gedanken aufzubauen, subjectiver sein mußte als sein Wortausleger; Platon mußte eben 2300 Jahre früher subjectiv sein, damit die objective Conjecturenmacherei einen in Worte gefaßten Geist, eine in Silben gekleidete Subjectivität zum Substrate wissenschaftlicher Spielerei habe. Denn, wenn auch die gute Bestellung des Platotextes ein Werk mühseligen, verdienstlichen Gelehrtenfleißes ist, so wird die philosophische Subjectivität Platons kaum mehr durch neue, sportmäßig betriebene Conjecturen, die geradezu den Lebensberuf armer Seelen ausmachen, modificirt werden. Nach Herrn Flach ist Platon jedenfalls als Philosoph ein Dilettant, als philologisches Object erst ist er objectiv, historisch wie Herr Flach selber. Doch wie die größte Subjectivität, um eine von Herrn Flach so verworfene Eigenschaft hervorzuheben, auch ihre Wahrheit hat, so auch die des Herrn Flach von der Subjectivität der Philosophie und der Objectivität der Philologie. Wir — Herr Flach denkt darüber anders — sind so merkwürdig geartet, die subjective, generelle Ideenlehre Platons, den Dilettantismus seiner politisch-socialen Theorien noch immer höher anzuschlagen, als die ausgezeichnetste philologische Conjectur über eine Stelle im Symposion, als die vorzüglichste Restitution eines Textes in den „Leges". Wir dachten immer, daß die grünen Bäume werthvoller seien als die Parasiten, die sich an ihrem Stamme festsetzen; Herr Flach belehrt uns eines Besseren. Subjectiv ist die Philosophie nach Herrn Flach. Wer wird es je wagen, wenn Herr Flach constatirt hat, daß eine Collationirung der Codices mit Bestimmtheit ergeben hat, daß eine Stelle im Aristoteles lautet: „*πᾶσαν πόλιν ὁρῶμεν κοινωνίαν τινὰ οὖσαν καὶ πᾶσαν κοινωνίαν ἀγαθοῦ τινος ἕνεκεν συνεστηκυῖαν*", daran zu zweifeln, ist das nicht objective Sicherheit? Haben aber nicht alle philosophischen Systeme in der Definition des Staates, in der Definition des Guten, der Glückseligkeit gewogt? Da ist ein Zeitalter, in welchem der Staat um des Individuums willen, ein anderes wiederum, in welchem das Individuum um des Staates willen da sein soll; heute sagt man, die Tugend sei die Prämisse des Staates, morgen wiederum, der Staat sei die Prämisse der Tugend; heute führt man Alles auf ein geistiges Princip zurück, morgen wiederum Alles aufs Atom, auf die Materie. Ist das, so meint Herr Flach, stabil, objectiv? Mit nichten.

Ja, wenn das nur wäre, wenn die Philosophen nur für sich so ihres Amtes walteten, allein sie verderben uns unser Metier. Gelockt von dem Köder der Philosophie, die dem Menschen den Ausblick ins Weite, den Einblick in die Tiefe verspricht, die ihm Klarheit über sich, die Welt, die Existenz und den Beruf der Wesen vorspiegelt, gehen auch hie und da Philologen ins Lager der Philosophie über, um nie wiederzukehren. Wehe über die moderne Lehrfreiheit, sie ermöglicht den Wechsel der Ueberzeugungen, insoferne er ein Aufsteigen vom Niedrigen zum Höheren bedeutet; und von keinem Fache fällt man so leicht ab wie vom Wortklauben- und Silbenzählen; und zu keinem so gerne wie zum Gedanken, zur Philosophie.

Ja, Herr Flach hätte ein Recht über die Philosophie das Haupt zu schütteln, wenn wir sie so häufig von Wort- und Be-

*) Stuttgart 1884, Metzler.

Digitized by Google

griffsdeutlern gehandhabt sehen; allein das ist ja gerade die Philosophie-Philologie. Herrn Flach sollte das Herz aufgehen, wenn er den modernsten Sport der Kantphilologie betrachtete.

Herr Flach sagt: „Wir stehen nicht an, sie (die Philosophie) geradezu als gefährlich und eine philologische Neigung im Keime erstickend zu bezeichnen, was jeder gebildete und unbefangene Philologe unterschreiben wird." Und wiederum: „Man mache nur mit einem philosophisch vorgeschulten Philologen den Versuch der philologischen Detailarbeit. Man gebe ihm z. B. eine Handschrift zum Collationiren, wo jüngere Philologen — vor Freude außer sich gerathen und mit Leidenschaft und Enthusiasmus die ihnen gestellte Aufgabe erfüllen würden. Man wird nicht nur in den meisten Fällen erstaunt sein über die ungemein kühle Aufnahme, sondern man wird oftmals geradezu Aeußerungen vernehmen, daß eine solche Arbeit langweilig sei. Und wie wird erst geurtheilt über die Anfertigung eines Index oder die Zusammenstellung eines kritischen Apparats zu einem Schriftsteller!" Wahrlich, schlechter als durch diese Worte kann man schwerlich pro domo sprechen. Gewiß wird man, wenn man die frische Atmosphäre des befreienden Gedankens geathmet hat, wenig Gefallen mehr an der Enge des Sammelns, des Corrigirens, des Zerpflückens finden; gewiß wird Jeder sich beglückwünschen am Tage, da er aus dem codexgewordenen Menschen wiederum zum menschgewordenen Menschen sich emancipirt hat; gewiß wird kein Menschgewordener die Rückkehr zur Codexwerdung nehmen. Herr Flach verargt es, daß, wer Philosophie studirt hat, keinen Gefallen mehr am Collationiren von Codices findet; Herr Flach vergißt, daß auch der Philosoph fortwährend collationirt; allein es sind etwas feiner bestellte Gewebe als gewaltige Codices, es sind Seelenzustände, Gedankenprocesse, geschichtliche Vorgänge, Leidenschaften und Tugenden der Menschen, die er collationirt. Und dieses Conjecturenmachen ist ein klein wenig geistig anstrengender, als die silben- und lückenzählende Arbeit. Die feinen Fäden des Gedankens lassen sich eben nicht so greifen und betasten, wie die Tinte und die Druckerschwärze, das Object einer weniger hohen Wissenschaft oder mitunter wissenschaftlicher Quacksalberei. Diejenige Zeit, die so recht den Philologen mit ihrem Reichthume herhält, das fünfte und vierte vorchristliche Jahrhundert, hatte keine Philologen. Nur wenn der Gedanke seine Feierstunde hält, wenn man Schönheit und Wesen nach Quantitäten und nicht nach Qualitäten und Harmonien mißt, dann wuchern gedankenlose und schönheitsarme Geschöpfe mit dem Pfunde; sie fallen her über die Muse des Sophokles, den Enthusiasmus des Herodot, zerfasern Alles und betrachten das noch immer aus diesen herrlichen Werken frisch quellende Leben als Cadaver für philologische Sectionsübungen.

Herr Flach wundert sich, daß philosophische Geister an solch hohler unnützer Arbeit keinen Gefallen mehr finden, und wie ein neuer Celsus tritt er für die Erhaltung des wissenschaftlichen Götzendienstes ein. Zu spät: in den Tagen des Celsus ging eine neue Humanität von einer jugendfrischen Religion aus, und in unsern Tagen bläst ein kräftiger, frischer Hauch von dem neuen Gebiete der Naturwissenschaft her. Herr Flach hat wohl lange Zeit geschlafen und es nicht erfahren, daß die Philosophen und die Naturforscher sich täglich inniger verbünden. Vielleicht erlebt er auch eines Tages, wie die Geschichtswissenschaft, die jetzt noch ein wenig in der frostigen Umarmung der Philologie ruht, sich von ihrer Handlangerin erlöst und mit der Philosophie und Naturwissenschaft umarmt.

Die größten Denker aller Zeiten haben sich bemüht, die Wissenschaften zu klassificiren und sie je nach dem größeren oder geringeren Grade ihrer Sicherheit aneinanderzureihen. Gibt es nicht auch eine Hierarchie der Wissenschaft in Bezug auf ihre Vornehmheit, auf ihren Rang? Wenn es einen Homer gab, was würde er sagen, wenn man ihn in eine Kategorie mit seinem Conservator Aristarch setzte; und was soll Platon sagen, wenn man ihn äquivalent macht mit der Summe der Worte, die er geschrieben, und nicht mit dem Baue der Gedanken, die er gedacht hat? Viele Arbeit der Philologen ist unnütz, ist Zeitvergeudung, „Schnupfen des Gehirns", um mit Cavour zu sprechen; viele Arbeit wiederum, die sie verrichten, ist herstellend, erhaltend, allein nie in das Gebiet höchster Geistesarbeit gehörig. Wer wird seine ersten Schularbeiten bereuen, wer aber sollte in ihnen den Gipfelpunkt seines Strebens erblicken? Treffliche Sprachkenntnisse sind Mittel zum Zwecke für den Einzelnen; es gibt aber auch Menschen, die wie Mittel sind für die Arbeit Anderer, den Zweck. Jeder wird gut thun selber auch das Instrument des Handlangers zu handhaben und bei hohen Zielen auch dürftige Erklärer- und Sammlerarbeit zu thun; aber traurig ist es, wenn er niedrigen Dienst mit hoher Arbeit verwechselt oder, ohne sie selber zu treiben, gering achtet. Diese traurige Verirrung ist die Verirrung einer Zeit, in welcher thatsächlich Philosophen noch immer in scholastisch-alexandrinischer, der Erfahrung entrückter, des Fundamentes entbehrender dogmatischer Speculation befangen sind, oder in Tagen, wo schale Privatäußerungen von Königen oder Höflingen zu politischer Bedeutsamkeit, zu staatsmännischer Weisheit aufgebauscht werden. Wir entfernen uns täglich mehr von solchem Wahnwitze. Gesunder Empirismus, mühereiche Induction in der Philosophie gewinnt täglich mehr Boden; und in der Politik ist es das Erkennen der Bedürfnisse der Gesellschaft, des Volkes, das der Hofpolitik weicht. Auch die Wissenschaft der Geschichte erhebt sich unter solchen Einflüssen zum Gesetzbuche der Gesellschaft, zur Philosophie der socialen Phänomene.

Rufe nach Erlösung von der Philosophie klingen heute wie dumpfe Schreie aus Todtengrüften. Herr Flach ruft ins Leere. Er beklagt sich über das Uebergewicht philosophischer Studien in Württemberg. Wie dankbar dürfen wir Schwaben und dem theologischen Stifte in Tübingen dafür sein, daß dort so viel Philosophie getrieben wird. Die Philosophie, die die jungen Theologen dort als Einleitung zu ihren höheren theologischen Studien treiben müssen, ist die Prämisse für ihren so häufig erfolgenden zukünftigen Abfall, oder, wenn sie Theologen bleiben, für ihre in höherem Stile gepflegten historischen Studien der Religions- und Kirchen-Entwicklung. Das Tübinger theologische Stift hat Deutschland von jeher einige seiner besten Denker und Gelehrten gegeben; man mag über Hegel und Schelling denken wie man will, angeregt haben sie reichlich, und befruchtet sind von dem ersteren zumal auch viele seiner Gegner worden. Wir verdanken dem theologischen Stifte David Friedrich Strauß und Ferdinand Christian Baur; Hölderlin der Dichter hat dort gelernt. Zwei treffliche Denker, Schüler des theologischen Stifts, lehren noch heute an der Universität Tübingen: Gustav Rümelin und Christoph Sigwart. An der Berliner Universität ist die theologische Schule Tübingens gut vertreten, in allen Zeiten hat sie durch die Pflege der Philosophie Gutes gesäet; sie wird gewiß dem naturwissenschaftlichen Ansturme der Gegenwart wie die Theologie und die Dogmatik überhaupt nicht dauernd widerstehen. Aber seien wir für eine auch noch befangene Philosophie dankbar, sobald sie uns das Denken entbindet, denn eine Hebamme des Denkens war die Philosophie immer, wenn auch nur die Methode des Sokrates den weltgeschichtlichen Namen der Hebammenmethode bekommen hat.

Unkenrufe wie die des Professors Flach verhallen. Er spricht mit Hohn von dem „ungebundenen Speculiren" und stellt Speculationsfähigkeit der Leistungsfähigkeit entgegen, als ob die Speculation dankbaren Geistern nicht von jeher als die höchste Leistung gegolten hätte. Herr Flach will, daß der Jüngling ewig im Banne des Wortes bleibe, ihm ist der Anblick des Schmetterlings, der seine Hülle sprengt, nicht genehm. Er beschimpft polyhistorischen oder encyklopädischen Drang. Gewiß, nicht Jeder ist dazu berufen, aber es hat, dem Himmel sei Dank, zum Glücke der Welt einen Aristoteles, einen Leibniz, einen Alexander Humboldt gegeben.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Menzels „Piazza d'Erbe in Verona".

Wenn auch die Daten nicht auf einen Tag stimmen, könnte man Adolpf Menzels jüngste Schöpfung doch ganz wohl eine Jubiläumsarbeit nennen. Zwischen „Künstlers Erdenwallen", von 1834 und der Piazza d'Erbe von 1884 liegen fünfzig Jahre unermüdlichen Schaffens. Wie es heißt, hatte Menzel auch ursprünglich im Sinn, an seinem Ehrentage im Künstlerverein das vollendete Werk auszustellen. Wer Menzels Art kennt, wundert sich nicht, daß er sich bei der dreijährigen Arbeit, die ihm das Bild gekostet, um einige Monate verrechnet hat.

Sein Genius hat von je die unvorhergesehensten Wendungen einzuschlagen gepflegt. Wenn man ihn auf einer Bahn eingefahren wähnte, so schwenkte er ab und schlug ungebahnte Wege in die Wildniß ein, deren Ziel erst erkannt wurde, wenn er aufs Neue die Richtung geändert. Nur daß er sein Leben lang, wenige unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, seiner nächsten Heimat treu geblieben war. Jetzt als Siebzigjähriger wagt er sich an die Schilderung einer fremden Lokalität, eines fremden Volkes und nimmt auf seine Greisesschultern die ungeheure Arbeit, die seiner Art zu schaffen das Studium einer neuen Materie auferlegt. Und er, der von Jugend her unermüdlicher als irgend einer der Lebenden, ja, irgend einer aus den letzten beiden Jahrhunderten mit der Natur gerungen, er wirft sich mit einem Eifer auf seinen Gegenstand, als sollte er an ihm erst lernen die Welt des Scheins bemeistern, als wäre er ein Jüngling, der auf seinem Entwickelungsgange eben bei der Entdeckung der Natur angelangt sei. Es hat zu allen Zeiten Maler gegeben, die bis in ihr höchstes Alter hinein ihre Schaffenskraft bewahrt. Daß aber ein Greis von Menzels Jahren sich noch gänzlich neue Probleme gestellt, gewissermaßen von vorn anfängt, findet vielleicht nur in Rembrandt ein Gegenstück.

Trotz einzelner Andeutungen von Begünstigten, die den Meister bei der Arbeit beobachtet, konnte man sich doch gar kein Bild machen, wie Menzel Italien aussehen würde. Daß er nicht nach der Weise von Leopold Robert oder Gustav Richter auf ideale Schönheit Jagd machen würde, ließ sich voraussehen. Aber selbst in der Erfassung des Charakteristischen, das in einseitiger, auf die Spitze getriebener Consequenz sein Ziel, stand ein weiter Spielraum offen. Dann war die große Frage, wie er das Problem des Lichts lösen würde. Mit begreiflicher Spannung sah man der Ausstellung entgegen, die mehrfach verschoben wurde und schließlich nur kurze Zeit dauerte.

Dafür war die Wirkung so intensiv, wie die eines politischen Ereignisses. Man sprach kaum von etwas Anderem.

Das allgemeine Urtheil über das Bild und die gleichzeitig ausgestellten Skizzen ist von seltener Einmüthigkeit, aber über Bild und Skizzen ganz verschieden. Während letztere einen wahren Enthusiasmus erregten, blieb die Stimmung dem Bilde gegenüber bei allem Respect, bei aller Freude an einzelnen Figuren durchweg kühl. Selbst unbedingte Bewunderer sprachen nie von dem Ganzen, sondern immer nur von Einzelheiten.

Wenige nur haben von dem Werke einen ersten, vollen Eindruck gehabt, denn sein Umfang ist nicht groß und die Zahl der Besucher war so stark, daß der Eintretende über die Hüte der Damen weg nur das Stückchen tiefblauen Himmels und die Dächer und obersten Etagen der Häuser zu sehen bekam, und allmählich, je nachdem die Bewegung eine Lücke ergab, Stück für Stück die ganze Composition zusammenfügen mußte. Das war in diesem Falle für das Verständniß des Bildes hinderlicher als sonst, denn gerade hier offenbarte der erste unbehinderte Anblick die Mängel des Ganzen. Menzels Piazza d'Erbe ist weder in der Composition noch im Colorit eine Einheit. Der sinnliche Eindruck des Ganzen vermag uns in keiner besondern Weise zu erregen.

Es ist um die Zeit des bewegtesten Markttreibens. Das wimmelt und wogt von zahllosen kleinen Gestalten auf der kleinen Fläche, daß man auf wenige Schritt Entfernung zuerst nur farbige Flecke wahrnimmt. Die Gruppen und Einzelgestalten lösen sich obendrein nicht so energisch von einander, wie sonst bei Menzel. Es mangelt dem Mittelgrunde an Luft. Allmählich erst lernt man sich in dem Gedränge zurecht finden, doch muß man dazu erst jede einzelne Gestalt auswendig wissen. Das Bild verlangt Detail für Detail besehen zu werden, — man muß sich hindurchlesen, hörte ich sagen.

Vorn hocken einige Steinsetzer hintereinander und geben in ihren ruhigen, gleichmüthigen Posen dem Vordergrund die nöthige Ruhe. An ihnen vorüber und durch ihre Reihe hindurch schreiten die Hausfrauen mit ihren Einkäufen, Passanten, die das Gedränge genirt. Die ganze Fläche des Platzes wird von den Händlern mit Bergen von Gemüsen und andern Eßwaaren unter ihren Riesenschirmen eingenommen. Man erkennt nur die vordersten, nach hinten verschwinden die Gestalten zu bloßen Andeutungen. In dies geschäftige Gewimmel ist eine Familie von Engländern gerathen, die all den Forderungen und Anerbietungen, mit denen sie die Marktbummler umringen, trotz des gezogenen Portemonnaies vollkommen hülflos gegenüberstehen. Man möchte sie Engländer der Fabel nennen, es sind Caricaturen, wie in einem Witzblatt, und dürfen kaum als Typen des heutigen reisenden Engländers gelten. Man hätte bei Menzel an ihrer Stelle eher den vornehmeren Typus der eleganten, ruhigen, welterfahrenen Kosmopoliten erwartet, die durch nichts auf der Welt aus der Fassung gebracht werden. Von großer Schärfe und Wahrheit sind die unverschämten Belagerer, die Buben, die in dem Gewirre kopfstehen und radschlagen, ohne daß sich einer darüber wundert als die Engländer, die das Schauspiel bezahlen sollen; die Lungerer, die dem unglücklichen Paare leibhaftige Eulen zum Kauf anbieten. Auf der anderen Seite fährt ein Eselskarren ab, dessen Thier und Geschirr vielleicht das Wahrste ist, das Menzel selber und mithin das neunzehnte Jahrhundert bis jetzt gemalt hat. Im weiten Bogen schließen die Häuser das Bild ein. Auf ihren Balconen und in ihren Fenstern kaum angedeutet, aber jede für sich erfunden, eine Unzahl Gestalten, deren keine ohne Absicht so und nicht anders geworden.

Doch aller Reichthum im Einzelnen, die unerhörte Meisterschaft der Zeichnung bringen es zu keiner Gesammtwirkung, die zu ihnen im Verhältniß stände.

Vielleicht liegt eine der Ursachen, zum wenigsten die des nicht ganz einheitlichen Colorits, in dem Umstande, daß Menzel keine farbigen Skizzen zu dem Bilde gemacht. Unter der ausgestellten Auswahl finden sich keine. Es sind durchweg Bleistiftzeichnungen.

Sie eröffnen uns einen tiefen Einblick in das Wesen des Mannes. Es dürfte wohl kaum einen modernen Maler geben, der die geringste Kleinigkeit seines Bildes derart durch Studien vorbereitet, und sicherlich keinen, der ihn in der Qualität dieser Studien erreichte. Mit seltenster Einmüthigkeit erkennen Künstler und Kunstforscher, selbst die, deren Studium der Gegenwart sonst abgewandt ist, in ihnen Producte, die neben den höchsten ihrer Art rangiren. Sogar Fanatiker des Alten stellen die besten ohne Bedenken neben Dürers Handzeichnungen. Zweifellos sind Menzels Studien zu der Piazza d'Erbe ungleich treuer und frischer als das fertige Bild. Doch das ist im Grunde keine neue Erscheinung bei ihm. Die Studien zu den Friedrichsbildern und zum Eisenwalzwerk offenbaren dieselben Eigenschaften.

Bis jetzt hat selbst Menzel unter seinen Handzeichnungen nichts, das über diese letzten Studien hinausginge. Und es sind die eines Siebzigjährigen, was man keinen Augenblick vergessen wolle. Da ist eine arme alte Frau mit ihren mageren Einkäufen in der Hand, über den Stock gebückt, gerade auf den Beschauer zuschreitend. Die geringe Last strengt ihre schwachen Kräfte dermaßen an, daß der Mund sich zitternd öffnet. Ungekämmt hängt ihr das rauhe Haar um den Kopf, mit unendlicher Sorgfalt und der Wahrheit der Photographie sind all die tausend Runzeln und Falten wiedergegeben. Die Partie des Halses und die Hände sind extra daneben gezeichnet. Dann eine sitzende Italienerin mit rundlichem brünettem Kopf, aufschauend aus kleinen Augen, aus deren Winkeln eine Glorie weicher Strahlen über die Schläfe schießt, von frappantester Wahrheit; weiterhin die Studien zu den Steinklopfern, zu den radschlagenden Jungen eine Anzahl ganz stupender Haarstudien und die ausgestreckten Hände eines bettelnden Buben, plastische, feste und doch fleischige italienische Hände; der Künstler hat gewissenhaft ihre Maße und Größe und Alter des Jungen beigefügt. Neben diesen detaillirten Studien die Fixirungen von Bewegungsmotiven, die der Künstler selber passend Notizen nennt, — in ihrer Art ebenso wunderbar wie die sorgfältigsten Ausarbeitungen.

Aufs Neue bestätigt diese jüngste Leistung Menzels die alte Ansicht, daß er in seiner großartigen Begabung doch innerhalb der Grenzen des deutschen Kunstnaturells gebannt liegt, die fast Keiner durchbrochen

Digitized by Google

hat. Er ist in erster Linie der Zeichner, er denkt nicht in der Farbe; diese tritt ergänzend zu der Zeichnung, entsteht nicht von vornherein ebenbürtig mit ihr.

Noch steht der greise Künstler mit ungebrochener Kraft vor uns. Möge sie ihm so lange erhalten bleiben, wie ihre Fülle hoffen läßt. Unsere Kunst muß noch mit ihm rechnen dürfen. Es ist Keiner da, der in den Augen Europas als sein Erbe gelten könnte. A. L.

Notizen.

Leonis Pontificis maximi Regesta ed. Card. Hergenröther. Freiburg i. B., 1884.

Den ausgezeichneten Versuchen deutscher Gelehrter, die mittelalterliche Papstregesten herauszugeben, tritt in der vorliegenden Sammlung der Versuch zur Seite, die Papstgeschichte der neuern Zeit urkundlich zu beleuchten. Jene hatten das Material mühselig aus Archiven und Bibliotheken zusammenzusuchen, diesen liegt fast durchaus das vaticanische Archiv und zwar ungefähr 250 starke Manuscriptbände zu Grunde; jene gingen von Privatleuten aus, diese geschieht in officiellem Auftrage des Papstes. Schon die bisher erschienene erste Lieferung gibt Zeugniß von der ungeheuren Fülle des Materials und von dem Fleiß und der Sorgsamkeit des Herausgebers. Diese erste Lieferung, welche nur die Zeit vom 13. März bis Ende April umfaßt, enthält nicht weniger als 2348 Nummern. Die meisten Regesten sind ganz kurz: Datum, Adressat, Inhalt wird angegeben, die Anfangsworte werden mitgetheilt, auf den Druck — oder Aufbewahrungsort der Urkunde — wird hingewiesen; letzteres geschieht meist durch Buchstaben, die ihre Erklärung wohl erst in der Einleitung finden werden. Diese Einleitung, die Werth und Bedeutung des ganzen Unternehmens ausführlich erörtern muß, wird erst am Ende des Werkes gegeben. Dem Texte sind erklärende Anmerkungen hinzugefügt. Sie weisen auf Quellen und Bearbeitungen hin, in denen die in den Regesten angedeuteten Gegenstände ausgeführt werden, erklären die Namen der Städte, geben kurze Berichtigungen. Schon die erste Lieferung zeigt, daß wir es hier mit einem hochbedeutenden, in echt wissenschaftlichem Geiste unternommenen Quellenwerke zu thun haben. Für die politische, Literatur- und Kirchengeschichte im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts wird es eine unendliche Fülle der Belehrung gewähren. Das Werk ist auf 12 Hefte berechnet, die im Laufe von 4 Jahren erscheinen sollen. L. G.

* * *

Ernst Kossak. Eine Schilderung seines Lebens und seiner Werke von A. Rutari. Berlin R. Eckstein Nachfolger.

Eine sehr verdienstvolle Biographie des 1880 verstorbenen Berliner Humoristen, der unstreitig der Schöpfer des deutschen Feuilletons ist. Es werden hier manche interessante Stellen aus Privatbriefen Kossaks mitgetheilt, die eine willkommene Ergänzung zu dessen bekannten Reisefeuilletons bilden und stets den scharfen Blick, die kaustische Geistesdichtung und den hohen sittlichen Ernst des Schriftstellers bestätigen. Auch die wieder abgedruckten Artikel, meist aus den ersten längst verschollenen Schriften Kossaks, sowie die Erzählung seines Bildungs- und Lebensganges sind interessant und charakteristisch. Da der Verfasser ein naher Verwandter Kossaks ist, so wollen wir seiner herzlich und hübsch geschriebenen Arbeit gern einige Ueberschwänglichkeiten zu Gute halten. Wir glauben aber, der stets bescheidene Feuilletonist, der hier einmal übers andere „Genie" und „Dichter" genannt wird, hätte ein ironisches Lächeln etwa bei folgendem Passus nicht unterdrückt (S. 60): „Endlich, endlich hatte die Sonne des Genies den Nebel zertheilt, der so lange die Phantasie des Dichters von dem Stoffe schied, der bestimmt war, jener zur Nahrung zu dienen. Glänzend und leuchtend fielen ihre Strahlen in die Brust des Dichters und erweckten eine niegewohnte Schaffensfreude; glänzend und strahlend verbreiteten sie sich auf seiner schriftstellerischen Laufbahn; erwärmend, erheiternd schienen sie in das Herz des Dichters und in das des Lesers gemeinsam, so daß seine Leser schnell seine Freunde wurden. Da nun der recht Pfad gefunden, begann der Dichter ꝛc."

* * *

Von W. H. Riehls schönem Buch: Die deutsche Arbeit (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung) liegt uns eine neue 3. Auflage vor, deren Text durch viele Zusätze vermehrt und im Einzelnen mannichfach verbessert und durchgefeilt ist. Der Verfasser sieht den Urgrund der socialen Unzufriedenheit bekanntlich weniger in den Härten des Lohnsystems und in den ungerechten Maßen so manches Gewinns und Erwerbs oder in der unsicheren Existenz ganzer Volksgruppen, als namentlich in dem Mangel einer sittlichen und religiösen Auffassung der Arbeit nach ihrem Wesen, ihrer nothwendigen historischen Organisation und ihren letzten idealen Zielen. Diese ideale Auffassung der socialen Frage als einer nicht lediglichen Magenfrage und in Verbindung mit den tiefen Problemen des Geistes, der Bildung und der Religion hat dem Buche viele Freunde zugeführt und wird immer weitere Kreise fesseln. Es dient keiner Partei, sondern nur der Versöhnung. — Auch die im gleichen Verlag erschienene 2. Auflage von Simrocks Altdeutschem Lesebuch in neudeutscher Sprache mit seinen feinsinnig ausgewählten Proben aus der ältesten Dichtung der Germanen, der alt- und mittelhochdeutschen Zeit in geschmackvollen Musterübertragungen können wir Schule und Haus bestens empfehlen.

* * *

Bertha Thomas: „George Sand". (London 1883, W. H. Allen & Co.)

Wir haben vor kurzem den ersten Band der Ingram'schen „Serie von Biographien berühmter Frauen" („George Eliot" von Miß Blind) an dieser Stelle erwähnt. Jetzt liegt uns der dritte Band unter obigem Titel vor. Miß Thomas, die eine sehr geschätzte Romanschreiberin ist, zeigt sich auch als Biographin im besten Lichte. Jahrelang war davon die Rede, daß ein Deutscher, dann, daß ein Franzose das Leben der genialen Französin ausführlich darstellen wolle. Das langsame Erscheinen der vielbändigen Auswahl der Sand'schen Correspondenz hat bislang die Durchführung jener Absichten vereitelt, und so blieb es schließlich einer Engländerin vorbehalten, das erste eigentliche Buch über Madame Dudevant seit ihrem Tode zu schreiben. Es ist dem In- wie dem Gehalt nach ein sehr interessantes Buch. Von Vollständigkeit kann bei dem Mangel an unparteiischen, verläßlichen Quellen keine Rede sein. Das Leben der merkwürdigen Frau, das sich wie ein Roman liest, ist trotz des Briefwechsels und der noch umfangreicheren Selbstbiographie, die vor mehr als einem Vierteljahrhundert erschien, noch immer vielfach in Dunkel gehüllt. Was sich aber aus dem vorhandenen Material machen läßt, hat Miß Thomas daraus gemacht. Sie behandelt ihren oft etwas delicaten Gegenstand mit entsprechendem Zartgefühl. Die Liebesaffaire mit de Musset wird nur flüchtig berührt; vielleicht dünkte der Verfasserin das Thema schon gar zu abgedroschen, vielleicht auch konnte sie sich nicht recht entschließen, ihrer Heldin, deren eifrige Verehrerin sie ist, Unrecht zu geben in dieser seltsamen Angelegenheit, aus der trotz zahlloser Darstellungen noch Niemand hat klug werden können. L. K—r.

* * *

Karyatiden. Sechs Novellen von Oscar Berkamp. Berlin, Walter & Apolant. Die weibliche Production auf literarischem Felde nimmt drohende Verhältnisse an. Auch die „Karyatiden" scheinen unverkennbar einer Frauenfeder zu entstammen, aber da sich überall ein entschiedenes Talent zeigt, so wollen wir mit diesem Produkt nicht allzu scharf ins Gericht gehen. Ueberall merkt man ein krampfhaftes Haschen nach Originalität und Effect, doch liegt dieser Kraftgenialität wirklich meist ein ziemlich starkes Können zu Grunde. „Rothhaar" und „Heidenmarie", zwei Variationen über dasselbe Thema: ein wilder, trotziger Mädchencharakter, den die Liebe beugt, sind am besten gerathen. Die sprunghafte, erhitzte Erzählungsweise paßt hier vortrefflich, und die Charakterzeichnung ist nicht ohne Feinheit und wirkliche Größe. „Lucifer" ist ein barocker Pasticcio in der Art von E. T. A. Hoffmann und Poe, und ebenso wenig vermag „Psyche" zu fesseln. Hier und namentlich im „Modell" zeigt sich das Unvermögen, einfache Probleme einfach zu exponiren und zu lösen. Namentlich das „Modell" ist eine unwahrscheinliche Geschichte ohne ein Atom von Natur- und Menschenbeobachtung. Angenehm contrastirt damit die freundlich schlichte Erzählung „Aus den Leidenstagen einer Häßlichen". Hier gibt sich die Erzählerin wie sie ist, und da erscheint sie echt weiblich und wahrhaft liebenswürdig.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12
Berlin W.

Digitized by Google

Abonnements
auf das nächste **Quartal** zum Preise von **5 Mk. 25 Pf.** (für alle 5 Blätter zusammen) nehmen alle **Reichs-Postanstalten** entgegen.

Reise-Abonnements
pro Woche **1 Mark** nach jedem beliebigen Orte nimmt die Expedition des Berliner Tageblatt, Berlin SW., entgegen.

„Berliner Tageblatt“

nebst seinen 4 werthvollen Separat-Beiblättern: Illustr. Witzblatt „**ULK**“, illustr. Sonntagsblatt „**Deutsche Lesehalle**“, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**“ und „**Industrieller Wegweiser**“.

Geistige Frische, außerordentlich reicher und gediegener Inhalt und schnellste Mittheilung aller Ereignisse, sowie der außergewöhnlich billige Abonnementspreis sind die besonderen Vorzüge des „**Berliner Tageblatt**“, denn hierdurch wurde es die

gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Im täglichen Roman-Feuilleton des nächsten Quartals erscheint:

„Um Ehre“

ein höchst spannender Roman von Friedrich Friedrich; ferner

„Der Tanzmusikant“

eine reizvolle Novelle von H. Ehrlich.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Baginsky's Antiquariat in Berlin, Artillerie-Strasse Nr. 24, kauft **Bibliotheken** u. **einzelne Werke** zu **höchstmöglichen** Preisen!

Geschichte meines Lebens v. Alfred Meissner. Erster Band. M. 5 = fl. 3. Soeben erschienen.

Preisermäßigung.

Die Schriften meines Bruders, des Oberlehrers Dr. Friedrich Latendorf zu Schwerin i/M., über **J. Frank's erste namenlose Sprichwörtersammlung; zur Erinnerung an Fritz Reuter; Reuters Lieblingslehrer; Niederdeutsch u. Neudeutsch** sind bis auf Weiteres zu dem ermäßigten Preise von 6 *M.*, je 0,80 und 0,60 *M.* durch jede Buchhandlung, bei Baareinzahlung auch direct von mir zu beziehen. Näheres u. a. auf dem Umschlag der „100 Lutherspräche“ (Rostock, Hinstorff) desselben Verfassers.

Poesneck in Thüringen.

Carl Latendorf.

Eine **Bühnen-** und **Concert-Agentur I. Ranges** wünscht mit **Autoren** und **Componisten** in **Verbindung zu treten.** Adressen unter **J. H. 7399** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben:

Genie und Wahnsinn. Eine psychologische Untersuchung von **Dr. Paul Radestock.** 6 Bog. gr. 8. Eleg. brosch. 2 Mk.

Der auf diesem philosophischen Gebiete vorteilhaft bekannte Verfasser, dessen frühere Werke „Schlaf und Traum“ und „Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung“ weitgehende Anerkennung fanden, bietet in dieser Schrift eine eingehende und lichtvolle Studie, die nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei dem grösseren Publikum reges Interesse erwecken dürfte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gratis und portofrei

erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes die erste Lieferung *von*

Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,

um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.

Verlag von **Wilhelm Koebner** in **Breslau:**

Das philosophische System

Eduard von Hartmann's

von

Dr. Raphael Koeber.

Preis 9 Mark.

Soeben erschien:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen

über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren.

Von Prof. Dr. **W. Preyer.**

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis broch. 9 *M.*, eleg. gebd. 11 *M.*

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Soeben erschien in unserm Verlag:

Berthold Auerbach.

Briefe

an seinen Freund

Jakob Auerbach.

Ein biographisches Denkmal.

Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber.

2 Bände. *M.* 15.—; auch gebdn. in Leinw. u. in Halbfr. zu beziehen.

Eine angesehene Verlagsbuchhandlung sucht Manuscripte von Novellen und kürzeren Romanen zu erwerben.

Angebote werden durch die Expedition dieses Blattes sub **E. K. # 14** weiter befördert.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 28. Juni 1884. Band XXV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Tripelallianz und die Mittelmeerfrage. Von Legatus. — Die Ueberbürdung der Schuljugend. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Ungedruckte Gedichte Theodor Körners. Aus der Handschrift des Dichters mitgetheilt von Friedrich Laendorf. — Der Vegetarismus und die Dichter. Von Julius Duboc. — Hänschens Bein. Von Enrico Castelnuovo. Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns. — **Aus der Hauptstadt:** Die Oper im Kroll'schen Saale. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Tripelallianz und die Mittelmeerfrage.

Was sich seit lange vorbereitet hat, beginnt sich zu vollziehen. Ein neuer Conflict ist zwischen den französischen und den italienischen Interessen in Nordafrika ausgebrochen. Auf das zur Thatsache gereifte Protectorat Frankreichs über Tunis ist eine Grenzberichtigung Algiers auf Kosten Marokkos gefolgt. Vielleicht verhindert die lebhafte Aufregung, welche dieses Ereigniß in Italien hervorgerufen hat, Frankreich momentan einen entscheidenden Schritt mehr zu thun, um den Plan eines großen nordafrikanischen Reiches unter seiner Botmäßigkeit zu verwirklichen. Aber der unbestrittene Erfolg des Versuchs, Algier den marokkanischen Landstrich bis zum Flusse Muluya einzuverleiben, wird Frankreich ermuthigen seinen Plan in Nordafrika im Stillen fortzusetzen, bis eines schönen Tags die Welt überrascht zur Einsicht kommen wird, daß Frankreich Herr des Mittelmeeres geworden ist.

Die Sachlage ist gegenwärtig also eine ziemlich klare und einfache. Niemand reagirt gegen die französische Besitznahme des marokkanischen Besitzes bis zum Flusse Muluya unter dem specifischen Momente, daß der betreffende Landstrich nicht an die Meeresküste reicht und somit die Machtverhältnisse im Mittelmeer nicht verschoben werden. Dadurch gibt man unter einem fadenscheinigen, aber doch noch nicht ganz unanständigen Deckmantel einfach nach. Für die Zukunft wechselten Spanien, England und Italien allerdings hochtönende, platonische Versprechungen auf Anregung des römischen Cabinets aus, welche wohl nie praktische Folgen haben werden, weil Frankreich klug genug sein wird, Spanien rechtzeitig auf Kosten Marokkos durch eine Gebietserweiterung an der Nordwestküste Afrikas abzufinden, während die ägyptische Frage der französischen Regierung ein günstiges Feld für befriedigende Zugeständnisse an England bietet. Spanien und England wissen also genau, was sie thun; beide haben einen sehr wahrscheinlichen Nutzen vor Augen. Italien aber wird Dank der unfähigen Leitung seiner auswärtigen Geschäfte leer ausgehen und vielleicht noch bittern Spott dafür ernten, daß es von seinen Staatsmännern versäumt wurde, Italiens Mittelmeerinteressen durch die Tripelallianz — falls eine solche in dem strengen Sinne des Wortes überhaupt existirt — als Gegenleistung sicher zu stellen. Das dies nicht geschah, beweist unzweifelhaft die frühere Haltung der Cabinete in Berlin und Wien bezüglich der Regentschaft Tunis und heute das tiefe Schweigen der genannten Regierungen bezüglich Italiens Klagen über die Wendung, welche die Dinge in Marokko zu nehmen drohen. Die Situation ist also genau dieselbe wie nach dem Berliner Congreß, bei dem hinter den Coulissen die Annectirung von Tunis zwischen Frankreich und England unter Zustimmung Deutschlands und ohne Vorwissen Italiens abgekartet worden. Italiens kleinmüthige Anlehnung an Oestreich und Deutschland nach der tunesischen Schlappe wurde offenbar nur acceptirt unter der Bedingung, daß dieselbe keinen feindseligen Sinn gegen Frankreich habe. In Berlin und Wien wollte man damals wie jetzt den Frieden in Europa; was über Europa hinausreichte, scheint bei der Tripelallianz gar nicht in Betracht gekommen zu sein. Italien war, wie es scheint, kurzsichtig genug, dies nicht zu begreifen; wäre damals irgend etwas bezüglich der italienischen Interessen in Nordafrika zwischen den Centralmächten stipulirt worden, so würde es der wortselige Herr Mancini bisher bei Gelegenheit der jüngsten Interpellation Camposcolis ausgekramt haben. Der Ausgang der tunesischen Angelegenheit hätte ihn s. Z. selbstverständlich veranlassen müssen, bei der neuen Stellung, welche das italienische Cabinet nach dem Sturze Cairolis gegen die Centralmächte einnahm, eine Wiederholung der tunesischen Katastrophe sowohl auf dem Boden von Marokko, als auch auf jenem von Tripolis ins Auge zu fassen. Dies muß man aber entweder italienischerseits unterlassen oder von deutsch-östreichischer Seite abgelehnt haben, denn heute wie damals sehen wir die Cabinete von Wien und Berlin achselzuckend lautlos bei Seite treten, während die Cabinete von London und Madrid sich beeilen, ihre Ansicht kundzugeben, auf welche Frankreich gerade wie zur tunesischen Zeit mit den heiligsten Friedensversicherungen antwortete. Vielleicht ändert sich noch, je nachdem sich die marokkanische Angelegenheit entwickelt, die Haltung der deutschen und östreichischen Diplomatie; momentan jedoch hat ihre Zurückhaltung in Italien den Eindruck gemacht, als begünstige sie Frankreichs marokkanische Bestrebungen.

Die Situation, welche hierdurch geschaffen wird, ist eine ganz eigenthümliche. Es geht das so recht deutlich hervor aus dem grundverschiedenen Eindruck, den die Rede des italienischen Ministers des Auswärtigen im eigenen Lande und in Frankreich hervorgerufen hat. In Paris fühlte man sich verletzt durch den von Mancini geäußerten Verdacht, Frankreich strebe nach einem nordafrikanischen Reiche; während man diese Absicht entrüstet ableugnete, äußerte man gleichzeitig das größte Mißbehagen darüber, daß Herr Mancini ungeachtet seiner Versicherung, daß man den Erklärungen des Präsidenten der Republik und des Botschafters Decrais vollen Glauben schenke, italienischerseits, dennoch sein Mißtrauen durch die in Madrid, London, Wien und Berlin gethanen Schritte lebhaft zur Anschauung gebracht habe.

Weit entrüsteter aber zeigen sich die Landsleute Mancinis selber. Die Interrogation Camposcoli bezeugt schon eine

Digitized by Google

strenge Mißbilligung seiner Edicte durch zwei Dinge, erstens dadurch, daß sie aus der ministeriellen Majorität hervorging, zweitens aber durch die Schlußworte des Interpellanten, welcher die Sachlage nach den vom Minister gegebenen Aufklärungen für bedenklicher und schlimmer erklärte, als vorher. Noch ungehaltener aber erweist sich die gesammte Presse, die hochofficiöse allein ausgenommen. Während man Mancini in Frankreich wegen seiner Rede anklagt, verurtheilt ihn die ministerielle sowie die oppositionelle Presse Italiens ohne Weiteres. Die Rassegna verlangt trotz ihres ministeriellen Charakters, daß der König den Minister ohne Weiteres entlassen solle, weil er es nicht gewagt habe, durch die Absendung der italienischen Flotte nach Tanger auf das dortige Einlaufen des französischen Geschwaders zu antworten. Der Vorwurf unmännlicher Angst, welchen man dem Minister in Italien macht, ist ein allgemeiner. Man fühlt sich gedemüthigt wie zur Zeit von Tunis; während man Cairoli, welcher damals an der Spitze der Geschäfte stand, einer unverzeihlichen Kurzsichtigkeit beschuldigte, richtet man heute die Anklage gegen Mancini, Italien durch die Tripelallianz der Lächerlichkeit preisgegeben zu haben, weil ihm dieselbe jetzt nichts nützt, um Frankreich in seinem Marsch durch Afrika aufzuhalten. Eine Menge Blätter gehen noch weiter, indem dieselben behaupten, daß die Tripelallianz sich heute als ein Hemmschuh erweise, der Italien verhindere, Frankreich energisch entgegenzutreten.

Unter solchen Umständen ist es denn auch begreiflich, daß die öffentliche Meinung in Italien plötzlich mißtrauisch geworden ist gegen die Tripelallianz und sich offen für eine rasche Verständigung mit England bezüglich aller Mittelmeerfragen ausspricht. Schon in der Kammer äußerte sich Camposcoli gelegentlich der obenerwähnten Interpellation in diesem Sinne. Aber wird England, nachdem es 1878 zur Zeit Cairolis den ersten Bundesantrag in Rom machte, den es dann vor zwei Jahren zur Zeit Mancinis und zuletzt vor wenigen Wochen zum dritten Male wiederholte, bereit sein, heute darauf zurückzukommen? Die Frage ist entschieden eine sehr ernste, die zu lösen der Minister Mancini schwerlich den Muth finden wird. Eine Einigung Englands und Italiens zu dem Zweck, Frankreichs Ausdehnung in Nordafrika nöthigenfalls mit Waffengewalt zu verhindern, ist nicht auf die leichte Achsel zu nehmen. Dieselbe würde die Colonialpolitik Frankreichs, welche somit auch im Interesse Deutschlands zu liegen scheint, durchkreuzen. Sie würde die Stellung der verschiedenen Staaten Europas zu einander wesentlich verschieben.

Daß eine solche Tendenz heute in Italien vorhanden ist, läßt sich jedoch nicht leugnen. In Paris wird man das wissen und vielleicht deshalb vorläufig die Fühlhörner wieder einziehen, um den von Schiedsgerichten, Abschaffung der Todesstrafe, Nationalitätsprincipien und ähnlichen Dingen träumenden Minister Mancini wieder einzulullen. Aber im Stillen wird Frankreich auch ohne Rumoren fortfahren, das Terrain in Marokko für weitere Ereignisse unbeachtet vorzubereiten, bis der günstige Augenblick zum Handeln gekommen sein wird. Daß, so lange Herr Mancini am Ruder ist, diesem Verfahren seitens Italiens kein Hinderniß in den Weg gelegt wird, dafür zeugt erstens die bereits im Parlament angekündigte Gutheißung der erfolgten Grenzberichtigung, zweitens aber die Sprache des Mancinischen Organs „Il Diritto", welches die ganze Marokkofrage als eine unbedeutende und nichtssagende hinstellt, über welche sich die Regierung durch die französischen Erklärungen vollständig beruhigt fühle und für die Italien niemals gegen Frankreich in den Krieg ziehen werde! Einen sonderbaren Contrast zu dieser demüthigen Friedenserklärung bildet aber der Schluß des Diritto-Artikels, welcher plötzlich von Tripolis, das seit Jahren unerwähnt blieb, in einem geradezu überraschenden Tone redet. „Was Tripolis anbetrifft", sagt das genannte hochofficiöse Blatt, „so können wir mit Entschiedenheit erklären, daß Italien dessen Besetzung, durch welche Macht es auch sei, niemals erlauben wird. Italien würde sich", so schließt der Diritto, „genöthigt sehen, aus einer solchen Besitznahme aus Gründen des Gleichgewichts und der eignen Sicherheit einen Kriegsfall zu machen".

Es ist nicht klar, weshalb plötzlich von officiöser Stelle das Schlagwort „Tripolis" gelegentlich der Marokkofrage in das Publikum geschleudert wird. Soll dasselbe etwa die in Rom cursirenden Gerüchte bestätigen, daß Frankreich Italien die Besetzung von Tripolis angeboten und Mancini sich dagegen ausgesprochen haben soll? Aus Idolatrie für das Nationalitätsprincip wäre der Minister Mancini dazu fähig. Aber daß er der Drohung, die Besitznahme durch Andere mit einer Kriegserklärung zu beantworten, auch Thaten nachfolgen läßt, daran glaubt in Rom jetzt wenigstens Niemand. Seine Politik hat sich dazu stets als zu kleinmüthig und augendienerisch erwiesen. Ueberhaupt wäre eine Drohung, wie die oben ausgesprochene, zur Zeit des tunesischen Conflicts besser angebracht gewesen als heute; denn welches ist das wahre Interesse Italiens an Nordafrika? Entweder mußte es die Machtlosigkeit der früheren kleinen Staaten aufrecht erhalten oder es mußte mit Entschlossenheit selbst zu den Annectirungen greifen, welche Frankreich heute nach und nach vornimmt. Und zu dieser Alternative mußte Italien sich weniger gedrängt fühlen durch die gegenwärtig vielleicht zweifelhafte Bedeutung des italienischen Handels in Afrika, als durch die immense Entwicklungsfähigkeit, welche Frankreich an dem Tage zu entfalten im Stande ist, an dem es ganz im Besitze von Nordafrika gelangt. Hat Frankreich das aber erst erreicht, dann ist es nicht allein um die handelspolitische Wichtigkeit Italiens geschehen, sondern auch um sein Ansehen und seine Macht als Staat. Seine Kriegsflotte wird dann im Mittelmeer nur noch geduldet werden, seine Handelsflotte wird einem immer größeren Ruin entgegen gehen, denn auf dem zum französischen See gewordenen Mittelmeer wird Frankreich keine andere Flagge mehr zur Geltung kommen lassen. Die Grenzberichtigung in Marokko ist nach Algier und Tunis zu dieser Herrschaft bereits der dritte Schritt. Das kleine Piemont unter Cavour würde denselben nicht geduldet haben; die heutigen Minister des Aeußern in Italien scheinen aber des Geistes jener Zeit total uneingedenk zu sein; je mehr der Wohlstand und die Wehrkraft ihres Volkes wächst, destomehr scheint auch ihre Zaghaftigkeit zuzunehmen. Und doch sollten sie sich daran erinnern, daß Italien nie ein kräftiger Staat sein wird, wenn es nicht das Mittelmeer beherrscht. Legatus.

Die Ueberbürdung der Schuljugend.

Von Eduard von Hartmann.

Es darf als unbestreitbar gelten, daß heute von den Schülern mehr häusliche Arbeiten verlangt werden als vor einem Menschenalter, und daß trotzdem von dem Durchschnitt der Schüler weniger geleistet wird, so daß die Procentzahl der Nichtversetzten in jeder Klasse beträchtlich gegen früher gewachsen ist. Die statistische Ermittelung, ob die Jugend jetzt in durchschnittlich schlechterem Gesundheitszustand als vor einem Menschenalter die Schule verläßt, ist unausführbar; aber auch wenn dieses Resultat festzustellen wäre, könnte man immer noch einwenden, daß es durch andere Ursachen als die gestiegene Arbeitslast bedingt oder doch mitbedingt sei. Wichtiger scheint mir die wachsende Abneigung der Jugend gegen die Schule als Zeugniß dafür, daß letztere mehr und mehr zu einer kraftverschöpfenden Drillanstalt geworden und mehr und mehr ihren Beruf, zur geistigen Freudigkeit und Frische anzuregen, verfehlt. Nur der Begabte, der zugleich sich kein Gewissen daraus macht, sich durchzuschwindeln, kommt ohne leiblichen Schaden davon, nimmt aber dafür die Gewöhnung an Umgehung der obliegenden Pflichten als bedauerliche Mitgift ins Leben mit. Die Verfügung des preußischen Unterrichtsministeriums vom März 1882 drängt zwar auf Beschränkung der Unterrichtsziele und namentlich des Memorirstoffs, aber bis jetzt, wie es scheint, in der Hauptsache vergeblich. Es dürfte deshalb nicht überflüssig sein, wenn Laien ihre Stimmen erheben, um nicht

Digitized by Google

blos über die Thatsache zu klagen, sondern auch auf die Ursachen und die Wege zur Abhülfe hinzuweisen.

Die genannte Centralverfügung weist auf die gegenwärtig in Aufnahme gekommene fachmäßige Vorbildung der Lehrer als auf eine Hauptquelle der gesteigerten Ansprüche hin; aber es ist psychologisch unmöglich, durch einfache Verfügungen Abhülfe zu schaffen, so lange die Schulbehörden erklären, sich nicht auf den Standpunkt stellen zu können, daß nur auf wenige Unterrichtsgegenstände Werth gelegt wird, wie es der Geh. Oberregierungsrath Bonitz bei der Debatte über den Cultusetat im preußischen Abgeordnetenhause gethan hat. Ich behaupte, daß nur Lateinisch und Griechisch Hauptgegenstände in dem Sinne sind, daß eine entschiedene Unreife in einem derselben ein Hinderniß der Versetzung sein darf und muß. Dagegen ist es ganz gleichgültig, ob ein Schüler der Quarta sicher im elementaren Rechnen ist, oder ob ein Schüler der Tertia Genügendes in der Geometrie leistet; wenn er mathematische Anlage hat, so holt er das in den oberen Klassen mit spielender Leichtigkeit ganz unvermerkt durch den mathematischen Unterricht nach, und wenn er solche nicht hat, wie thatsächlich etwa zwei Drittel der Menschen sie nicht haben, so ist es eine unbillige Härte, ihm wegen solchen Mangels seine Carriere zu verderben und seinen Eltern schwere Opfer aufzuerlegen. Was der mathematische Unterricht in den drei letzten Jahren bei Unbefähigten überhaupt leisten kann, den Hinweis auf die Strenge der mathematischen Beweisführung, das leistet er auch dann, wenn das Auswendiglernen dieser Beweise und die Fertigkeit im Aufgabenlösen unbefriedigend erscheint.

Ebenso verkehrt ist es, die deutsche Grammatik in den unteren oder den deutschen Aufsatz in den oberen Klassen zu einem für die Versetzung maßgebenden Hauptgegenstande aufzubauschen, während letzterer bei der Abgangsprüfung allerdings als solcher gelten muß. Der Mangel an deutscher Grammatik wird später durch den Ueberfluß an lateinischer und griechischer ausreichend ersetzt; die Entwickelung des Stils aber tritt meist plötzlich und stoßweise bei Erlangung einer gewissen Geistesreife ein, und die Unzulänglichkeit des Stils in Secunda ist kein Hinderniß dafür, daß der Betreffende in Prima den besten Aufsatz der Klasse liefert. Das Französische kann auf dem Gymnasium niemals eine besondere Wichtigkeit beanspruchen, theils deshalb nicht, weil die ihm zugetheilte Stundenzahl thatsächlich zu gering ist, um etwas Ordentliches darin verlangen zu können, theils deshalb nicht, weil es in keinem Gegenstande leichter und gebotener ist, sich selbst durch Lectüre, Conversationsstunden u. s. w. nach Abgang von der Schule fortzubilden, als in diesem, also gerade hier die Mängel der Schulbildung am ehesten nachgeholt und ausgeglichen werden können, wozu nach der Schulzeit weit eher Muße zu finden ist als während derselben. Die Fächer, welche hauptsächlich das Gedächtniß in Anspruch nehmen (Geschichte, Geographie, Naturkunde) verlangen am allerwenigsten den Fortbau auf einem in den vorhergehenden Klassen gelegten Grunde; man kann bei ihnen anfangen, wo man will, und hat bis zur Abgangsprüfung doch alles in den unteren und mittleren Klassen Gelernte wieder spurlos vergessen. Der Physikunterricht der obersten Klassen endlich besitzt seinen Werth lediglich in dem Hinweis auf den strengen Causalzusammenhang der Naturprocesse und auf das Wesen der experimentellen Induction; dieser Zweck muß durch die Theilnahme am Unterricht selbst erreicht werden, und es kommt gar nicht darauf an, wie viel von dem mitgetheilten Wissensstoff im Gedächtniß behalten wird. Die Entlastung von Memorirstoff sollte vor allen Dingen beim Religionsunterricht beginnen, insbesondere bei demjenigen der bereits Confirmirten; nichts wird von den christlichen Abiturienten als eine drückendere Härte empfunden, als daß sie zu allen sonstigen Wiederholungen hinzu sich noch mit dem Auswendiglernen von Katechismus und Kirchenliedern plagen müssen, von dem ihre jüdischen Mitschüler befreit sind.

Man kann nicht von jedem Schüler verlangen, daß er sich für alle Unterrichtsgegenstände gleichmäßig interessiren soll; jeder aber wird durch Anlage und Neigung auf gewisse Nebenfächer hingewiesen sein, in denen er schon durch die bloße Theilnahme am Unterricht gut beschlagen ist. Das gerade verleidet unserer Jugend die Schule, daß ein gleiches Interesse für Alles von ihr verlangt wird, wobei aber für das Meiste ein blos erzwungenes Interesse herauskommt. Wer in Latein und Griechisch Befriedigendes leistet, der sollte unbedenklich versetzt werden, wofern nur die Leistungen in allen Nebenfächern sich zu einem befriedigenden Gesammtergebniß compensiren, also ein Minus der einen durch ein Plus der andern gedeckt wird; wer aber in Latein, Griechisch, deutschem Aufsatz und Mathematik genügt, der müßte versetzt werden, auch wenn er in allen anderen Nebenfächern nicht genügt, und das Urtheil über die Fertigkeiten dürfte auch nicht den allergeringsten Einfluß auf die Versetzung haben.

Nach ähnlichen Grundsätzen wurde in meiner Jugend in den mir bekannten Schulen thatsächlich verfahren, und die Endresultate waren bessere als heute, wo trotz aller Erschwerung des Schulgangs und trotz der vermehrten häuslichen Aufgaben die Leistungen in den beiden Hauptgegenständen des Gymnasiums im Sinken sind. Früher, wo der häusliche Fleiß sich in der Hauptsache auf Latein und Griechisch beschränkte, und Jeder die seiner Neigung nicht entsprechenden Unterrichtsstunden ungestraft zur Abspannung seiner Aufmerksamkeit, d. h. zur Erholung und Kräftigung derselben für die nächsten Stunden benutzen konnte, da wurde weit mehr gelernt, als jetzt, wo die multa das multum unmöglich machen, und die gesteigerte Intensität des Unterrichts in allen Stunden ohne Ausnahme (theilweise in Verbindung mit dem Wegfall des Nachmittagsunterrichts) die durchschnittliche Aufnahmefähigkeit der Schüler für den gesammten Unterricht herabsetzt.

Daß es wirklich die Steigerung der Ansprüche in den Nebenfächern ist, welche die Leistungsfähigkeit der Schüler herabsetzt und sowohl direct wie indirect zu einer das Uebel nur noch verschlimmernden Vermehrung der häuslichen Arbeiten zwingt, das sieht man am besten an einem Vergleich zwischen Gymnasium und Realschule; die letztere hat mehr Schulstunden und mehr häusliche Arbeiten als das erstere, und trotzdem leistet sie noch weniger als dieses, weil ihr in noch weit höherem Grade die Concentration auf wenige Hauptfächer fehlt. Fragt man aber, wodurch die Schulbehörden zu einer Steigerung ihrer Ansprüche in den Nebenfächern der Gymnasien gegen früher gedrängt worden sind, und wodurch sie in dieser falschen Stellung festgehalten werden, so ist es offenbar der Zug der Zeit nach Verstärkung der Bildung in den Realwissenschaften, d. h. eine falsche Anticipation der realistischen Fachbildung durch die Schule als allgemeine Bildungsanstalt, oder mit anderen Worten eine fehlerhafte Concurrenz der Gymnasien mit dem Lehrziel der Oberrealschulen und Realgymnasien, welche eben als verschiedene Grade der Verquickung von allgemeinen Bildungsschulen mit Fachschulen zu charakterisiren sind. Die Schulbehörden haben nur den Fehler begangen, dem Andrängen nach vermehrter Berücksichtigung der Realwissenschaften auf den Gymnasien zu sehr nachzugeben, und zwar nicht sowohl in Vermehrung der Stundenzahl, als vielmehr in Steigerung der Anforderungen an die Schüler. Die sich jetzt am lautesten über die Ueberbürdung beklagen, sind gerade diejenigen, welche die Regierung in die falsche Position gedrängt haben und auf diesem Wege immer weiter drängen möchten; gelänge es dieser Richtung, die alten Sprachen im Gymnasium zu Gunsten der Realwissenschaften noch erheblich zu beschränken, d. h. das Gymnasium der Realschule ähnlicher zu machen, so würde damit die Ueberbürdung der Gymnasialjugend noch über die der jetzigen Realjugend hinauswachsen, weil die alten Sprachen doch immer Hauptgegenstände würden bleiben müssen, während sie schon auf dem jetzigen Realgymnasium in den oberen Klassen nur noch ein Nebenfach darstellen.

So lange die öffentliche Meinung diesen letzten Grund der Ueberbürdung nicht erkennt und ihren Einfluß auf die Schulbehörden nicht in umgekehrter Richtung wie bisher geltend macht, so lange werden alle Palliativmittel sich als wirkungslos erweisen; erst wenn die Schulbehörden ihr Aufsichtspersonal

Digitized by Google

dahin instruiren, bei den Versetzungs- und Abgangsprüfungen nur den Hauptgegenständen Wichtigkeit beizumessen, bei den Nebenfächern aber der Individualität der Schüler volle Rechnung zu tragen, erst dann werden die Lehrer der Nebenfächer aufhören können, sich der Versetzung eines in ihrem Fache nicht genügenden Schülers zu widersetzen. Dann wird wieder mehr Freiheit für Lehrer und Schüler und mit ihr mehr Freudigkeit und Liebe zur Arbeit in die Schule ihren Einzug halten, die jetzt durch den Anspruch, das Klassenziel von allen zu versetzenden Schülern erreicht zu sehen, mehr und mehr einer mechanischen Drillthätigkeit gewichen ist. Es wird sehr wohl möglich sein, die Klassenziele in den Nebenfächern sogar auf der Höhe zu erhalten, auf welche sie durch die fachmäßig gebildeten Lehrer hinaufgeschraubt sind, sobald man nur darauf verzichtet, alle Schüler dieses Ziel erreichen zu sehen. Dann werden die Schüler allerdings nicht mehr mit so einförmig gleichmäßiger Bildung wie jetzt die Schule verlassen, sondern der eine mehr in diesen, der andre mehr in jenen Fächern gebildet, alle aber mit einem gegen jetzt erhöhten geistigen Niveau und mit unzerstörter Geistesfrische und Lernfreudigkeit.

Unter solchen Voraussetzungen allein wird es auch möglich sein, die häuslichen Arbeiten auf das zu beschränken, worüber sie aus idealem Gesichtspunkt nicht hinausgreifen sollten: auf Vorbereitung und Wiederholung. Man hat sich zwar gegenwärtig allgemein daran gewöhnt, die häuslichen Arbeiten als eine unentbehrliche Ergänzung des Schulunterrichts anzusehen, aber ich halte diesen Gesichtspunkt für entschieden falsch, und meine, daß dessen Falschheit Jedem ohne Weiteres einleuchten müßte, wenn nicht die Gewöhnung an das Gegentheil als an den normalen Zustand die Unbefangenheit des Urtheils aufhöbe. Die Schule ist dazu da, um der Jugend die nöthige allgemeine Bildung einzupflanzen, und wenn sie sich dazu unfähig erklärt ohne Zuhülfenahme des Hauses, so beweist sie damit nur, daß entweder in ihrer Organisation ein Fehler steckt, oder daß die Lehrer die ihnen obliegende Aufgabe theilweise auf das Haus abzuwälzen bequemer finden.

Zehn Stunden Handarbeit findet man heute bereits zuviel und steuert auf den achtstündigen Normalarbeitstag für alle Arbeiter hin; sollte da nicht achtstündige Arbeitszeit für die Kopfarbeit Erwachsener erst recht als unüberschreitbares Maximum gelten, und sollten nicht drei Viertel dieses Quantums die allerhöchste, aus hygienischen Rücksichten an jugendliche, unreife Gehirne zu stellende Zumuthung sein? Dieses Maximum wird aber mit 34—38 Wochenstunden (in Gymnasien und Realgymnasien) thatsächlich erreicht und die hinzutretende Inanspruchnahme für häusliche Arbeiten ist eine auf keine Weise zu rechtfertigende Ueberanspannung. Es hat weit schädlichere Folgen, wenn man bei geistiger, als wenn man bei körperlicher Arbeit die gesundheitlich zulässige Grenze überschreitet; während aber der Staat den jugendlichen Fabrikarbeitern durch gesetzliche Beschränkungen der Arbeitszeit ohne Rücksicht auf die dadurch herbeigeführte Verringerung des Familieneinkommens seine Fürsorge widmet, stützt er sich darauf, daß Schulmännerconferenzen eine 3—3½stündige häusliche Arbeitszeit neben 36 wöchentlichen Schulstunden für keine Ueberbürdung der reiferen Jugend erklären, anstatt darin den Wahrspruch einer bei der Angelegenheit dringlichst interessirten Partei zu erblicken. Die Schulmänner haben ohne Zweifel das Interesse, die Arbeitsleistung der Schule, d. h. ihre eigene Arbeitsleistung durch Mitanspannung des Hauses zu erleichtern, das Haus aber hat um so mehr Grund, diesem Uebergriff zu wehren, als derselbe ebenso unpädagogisch wie gesundheitswidrig ist, und wenn die fehlerhafte Organisation der Schule, die Unfähigkeit zur selbstständigen Erfüllung ihrer Aufgabe, bis zu einem gewissen Grade als Entschuldigungsgrund für diesen Uebergriff gelten kann, so liegt darin eine um so stärkere Aufforderung, an diese fehlerhafte Organisation die bessernde Hand zu legen.

Die häuslichen Arbeiten sind unpädagogisch. Mit diesem Satze bin ich sicher, den allgemeinen Widerspruch hervorzurufen, weil die Schulmänner das Publicum seit Generationen an die entgegengesetzte Ansicht zu gewöhnen gewußt haben. Als Grund wird angeführt, daß durch die häuslichen Arbeiten die Jugend zu selbstständigem Arbeiten angeleitet werde. Unter „selbstständigem Arbeiten" kann man zweierlei verstehen: erstens das Studium selbstgewählter Wissenszweige und die Bearbeitung selbstgewählter Aufgaben, und zweitens die zwangsweise Lösung gestellter Aufgaben ohne Gedankentausch und erleichternden Verkehr mit dritten Personen. Der erste Zweck stellt eine Ausnahme dar, denn er paßt bekanntlich nicht für die Schule im Ganzen, sondern nur für die reifste Stufe der Schuljugend, und für diese halte auch ich die Privatlectüre und die freiwilligen Arbeiten für höchst wünschenswerth. Aber bei der jetzigen Erschöpfung der Schüler hören die sogenannten freiwilligen Arbeiten entweder ganz auf, oder sie werden selbst wieder zu unfreiwilligen häuslichen Arbeiten mit einem gewissen Spielraum in der Wahl der Gegenstände; in beiden Fällen geht ihr pädagogischer Werth als Gewöhnungsmittel an Spontaneität der Arbeit verloren. Nur besonders begabte und zugleich intensiv strebsame Köpfe können trotz der Ueberbürdung die Kraft und Frische behalten, mit Privatstudien ihren persönlichen Neigungen zu folgen; bei der Mehrzahl aller Schüler bewirkt das heutige System der häuslichen Arbeit erfahrungsmäßig nicht die Lust zu selbstständigen Arbeiten, sondern blos den Ekel vor aller Geistesarbeit, einen so gründlichen und dauerhaften Ekel, daß er nach der Erholung der ersten Studiensemester beim Biere nur noch durch den Zwang des Brodstudiums überwunden zu werden pflegt. Der Erfolg spricht also entschieden gegen die pädagogisch richtige Wahl des Mittels zum Zweck; die Unzweckmäßigkeit desselben ist aber auch deductiv zu erweisen.

Der eigentliche, regelmäßige und allgemeine Zweck der häuslichen Arbeiten im gewöhnlichen Sinne des Worts kann nur der zweitgenannte sein: die zwangsweise Lösung gestellter Aufgaben ohne Gedankentausch und erleichternden Verkehr mit dritten Personen. Daß dieser Zweck durch Clausurarbeiten in der Schule wirklich erreicht werden kann und thatsächlich erreicht wird, ist zweifellos; daß er nur durch häusliche Arbeiten erreicht werden könne, ist also völlig unhaltbar, vielmehr sind solche für diesen Zweck ganz überflüssig, wofern nur die Schule einen genügenden Theil ihrer Zeit auf Clausurarbeiten verwendet. Daß aber dieser Zweck überhaupt durch häusliche Arbeiten erreicht werden könne, ist von zwei Voraussetzungen, die beide bei der Mehrzahl der Schüler offenbare Fictionen sind, abhängig: erstens daß die Arbeiten wirklich zu Hause gefertigt, und zweitens daß sie ohne Hülfe dritter Personen und ohne unerlaubte Hülfsmittel gefertigt werden.

Bekanntlich wird ein Theil der weniger controlirten Arbeiten gar nicht, ein anderer Theil in der Schule (theils in Zwischenstunden, theils in weniger scharf controlirten Schulstunden), ein dritter Theil mit fremder Hülfe, ein vierter vermittelst unerlaubter Hülfsmittel (älteren Klassenheften, gedruckten Uebersetzungen u. s. w.) gemacht; in allen diesen Fällen wird der Zweck der häuslichen Arbeiten, und zwar nicht nur der pädagogische, sondern auch der Lehrzweck verfehlt, und an seine Stelle tritt die unpädagogische Gewöhnung der Schüler an Unredlichkeit, Täuschung, Schwindeleien und Umgehung der obliegenden Pflichten. Je mehr der Unterricht den Charakter schablonenhafter Dressur annimmt, desto leichter sind die älteren Klassenhefte zu mißbrauchen; je besser und billiger die sogenannten Eselsbrücken werden, desto nutzloser werden die Präparationen, da die allein werthvolle Uebung im selbstständigen Construiren der Sätze dabei wegfällt. Je höher die Anforderungen der Schule an die häuslichen Arbeitsleistungen in allen Fächern gespannt werden, desto stärker wird der Anreiz, aus naturgemäßem Selbsterhaltungstriebe oder aus berechtigter Nothwehr gegen die Ueberbürdung solche sich darbietende Erleichterungsmittel zu brauchen, desto mehr wirkt die Schule als directe Verführerin auch der gewissenhafteren Schüler zum Betrug, desto tiefer sinken naturgemäß die durchschnittlichen Klassenleistungen, weil das Unterrichtssystem auf Voraussetzungen basirt, die nicht erfüllt werden. Was aber die persönliche Selbstständigkeit der

Digitized by Google

Schüler bei der Anfertigung häuslicher Arbeiten betrifft, so ist dieselbe schon da aufgehoben, wo mehrere Schüler sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen; sie wird in ihr strictes Gegentheil verwandelt, wo die Schule, wie es oft genug vorkommt, bei Schülern von nicht besonderer Fassungskraft geradezu auf die unterstützende Mitwirkung des Hauses rechnet. Am widersinnigsten sind die häuslichen Arbeiten in der Mathematik, da sie erfahrungsmäßig doch nur von ganz Wenigen selbstständig gelöst, von den Uebrigen aber blos abgeschrieben oder mit fremder Hülfe gefertigt werden.

Der begabte Schüler, der in den Schulstunden allein genug lernt zur Erreichung des Klassenziels, ist sachlich im Rechte, wenn er die für ihn überflüssige Plage der häuslichen Arbeiten geschickt umgeht; der unbegabte gewissenhafte wird unter ihrer Last erdrückt und verfehlt entweder das Ziel der Schule oder kommt gebrochen an Geist und Körper aus ihr hervor; der unbegabte gewissenlose wird zum Schwindel verleitet und verfehlt das Ziel, weil es von seinesgleichen ohne gewissenhafte Erfüllung aller Anforderungen nicht zu erreichen ist; die mittleren Köpfe schlagen sich zur Noth durch, verlassen aber endlich mit gerechtem Groll, mit Ueberdruß und Bitterkeit die Schule. Die Lehrer werden durch die Controle der Unredlichkeit in einen beständigen Krieg mit den Schülern hineingedrängt, an dessen Stelle bei dem Mangel häuslicher Arbeiten sofort die wohlthuendste Eintracht träte; auch werden sie durch Beurtheilung der Schüler nach dem häuslichen Fleiß in eine falsche Richtung hin, und von der allein maßgebenden Beurtheilung nach den Leistungen abgelenkt.

Angenommen, es wäre von den jetzigen Schulstunden keine einzige disponibel zu machen, um die Anfertigung der deutschen und fremdsprachlichen Aufsätze und mathematischen Arbeiten aus dem Hause in die Schule zu verlegen, so wäre es immer noch besser, einen Nachmittag in jeder Woche mit zwei Stunden zur Anfertigung dieser Arbeiten unter Clausur anzusetzen, als den jetzigen unpädagogischen Standpunkt zu belassen; ebenso müßte ein größerer Theil der Lectürestunden zu cursorischer Lectüre ohne Präparation verwandt werden, um den Schaden der jetzt allgemein üblichen Präparation mit Uebersetzung einigermaßen wieder gut zu machen. Erst mit der Verlegung der Aufsätze und mathematischen Aufgaben unter Schulaufsicht würde die Beurtheilung derselben zu dem, was sie doch sein soll, zu einem Maßstabe für die Leistungen des Schülers, und erst mit ihr würde der bei der häuslichen Anfertigung verfehlte pädagogische Zweck der Gewöhnung an selbstständiges Arbeiten wirklich erreicht werden.

Jedenfalls darf der jetzige Zustand nicht länger fortbestehn: entweder muß die Zahl der Schulstunden beträchtlich verringert werden, oder die Schule muß in der Hauptsache ohne Zuhülfenahme der häuslichen Arbeiten ihre Aufgabe erfüllen, und es ist nicht schwer zu sehen, welches dieser beiden Ziele mehr Aussichten für praktische Verwirklichung bietet. Aber die durchaus gebotene Entlastung der Schüler, mag man sie nun anstreben auf welchem der beiden Wege man wolle, setzt immer als Bedingung ihrer Möglichkeit voraus, daß die Nebenfächer wieder wie früher wirklich als Nebenfächer behandelt werden und aufhören, für die Versetzungs- oder Abgangs-Reife einen mitbestimmenden Einfluß zu besitzen.

Literatur und Kunst.

Ungedruckte Gedichte Theodor Körners.

Aus der Handschrift des Dichters mitgetheilt von Friedrich Laendorf.

Die nachstehenden Gedichte Körners entnehme ich einer von der eigenen Hand des Dichters geschriebenen Sammlung, deren Existenz über ein halbes Jahrhundert der öffentlichen Kunde sich entzogen hat. Als Streckfuß im Jahre 1833 im Auftrage der Mutter des Dichters die erste rechtmäßige Gesammtausgabe seiner Werke vollendet hatte, entschloß sich die edle Frau, einen werthvollen Theil des poetischen Nachlasses ihres Sohnes einem treuen Freunde ihres Hauses, der durch die liebevolle, hingebende Sorgfalt für die Gräber ihrer Lieben in Wöbbelin ihrem Herzen vor Andern theuer geworden war, dem Gerichtsverwalter Ludwig Wiechelt zu Ludwigslust, zum bleibenden Andenken zu übersenden. Die Uebersendung selbst unterblieb aus zufälligen Gründen noch mehrere Jahre; sie erfolgte erst im Sommer 1837. In dem begleitenden Briefe vom 14. Juli 1837 und in einem späteren vom 27. September desselben Jahres heißt es mit Bezug auf diese Sammlung („Reisebüchlein zum Jahr 1811", vom 4. Juni 1811 bis zum 16. Juli 1812):

„Längst hatte meine Liebe Ihnen dieses Buch zugedacht — es ist ganz von Theodors Hand geschrieben, es wird Ihnen werth sein, mir ist es eine Freude es in Ihren Händen zu wissen, zu wissen, daß es von treuen Händen zu treuen Händen kömmt ... So oft ich das Buch Theodors in die Hände nahm, so hatte ich auch den Gedanken, daß es in Ihre treuen Hände kommen müßte. Wer anders als Sie, mein vortrefflicher Freund, würde es so würdigen."

Wiechelt, selbst ein Kämpfer der Freiheitskriege, hat das Vertrauen seiner mütterlichen, ihm persönlich unbekannt gebliebenen Freundin in vollem Maße gewürdigt und verdient. Er hielt es durch die Pietät geboten, was die Angehörigen des Dichters, sei es aus welchem Grunde, der Oeffentlichkeit vorenthalten, seinerseits nicht voreilig ans Licht zu ziehn; und wenn es auch seinem feinfühlenden Verständniß nicht entgehen konnte, daß in seinen Händen ein werthvoller literarischer Schatz geborgen liege, so hielt er sich nach dem Willen der abgeschiedenen Freundin nur für einen Hüter, nicht für den Heber dieses Besitzthums; seine Gewissenhaftigkeit gewann es nicht über sich, von den über ein halbes Hundert zählenden theils an sich, theils durch ihre chronologischen Beigaben wichtigen unbekannten Dichtungen, von denen er ein genaues Verzeichniß angefertigt hatte, auch nur die geringste Notiz an die Oeffentlichkeit dringen zu lassen.

In gleichem Sinne glaubte sein Sohn und Erbe, der mir persönlich bekannte und befreundete Herr Gutsbesitzer Julius Wiechelt-Wendischhoff, diese und andere Reliquien der Körner'schen Familie, ein köstliches Zeugniß der Freundschaft beider Häuser, ehren zu müssen. So ist es gekommen, daß ein bedeutender Theil der hier vereinigten Schätze bereits von Friedrich Förster in der Hempel'schen Ausgabe ans Licht gezogen ist, freilich, wie es scheint, aus abgeleiteten und zum guten Theile recht gründlich getrübten Quellen. Andere Gedichte Körners, die ihrer selbst und ihres Verfassers willen des Lichtes der Oeffentlichkeit völlig werth sind, erscheinen hier zum ersten Mal vor dem deutschen Publicum.

Der Besitzer der Handschrift, der sie mit Recht als ein köstliches Kleinod seines Hauses hütet, und dessen Freundschaft ich das Glück danke, meine Studien und Abschriften unter seinen Augen machen zu dürfen, glaubt nämlich jetzt die Zeit gekommen, um von persönlichen und äußeren Rücksichten abzusehn. Was der Oeffentlichkeit werth ist, soll ihr nicht länger vorenthalten werden. Möge diese kleine Probe Anziehung genug haben, dem alsbald von uns herauszugebenden Ergänzungshefte zu Körners Werken im deutschen Volke eine günstige Stätte zu bereiten!

Wir entnehmen dem „Reisebüchlein" Theodor Körners zuerst das folgende lustige

Trinklied.

Schon seit Olims grauer Zeit
Wollte man's erdenken,
Wem auf Erden weit und breit
Wohl der Preis zu schenken.
Und trotz aller Streiterei
Hat's sich bald ergeben,
Daß die Lieb' das Höchste sei,
Und der Wein daneben.

Digitized by Google

Doch beim süßen Zeitvertreib
Thät sich offenbaren,
Gluth hat nur ein junges Weib,
Frost kommt mit den Jahren.
Bei dem Wein soll's anders sein,
Denn, bei meiner Treue,
Kraft hat nur der alte Wein,
Leeren Braus der neue.

Und so folg' ich der Gewalt
Meiner schönsten Triebe,
Was ich trinke, das sei alt,
Jung sei, was ich liebe,
Und so soll mein Wahlspruch sein,
Dem ich mich ergeben,
Junge Weiber, alter Wein
Und ein freies Leben!

Dieses Lied wurde, nach einer eigenhändigen Notiz Theodors, „im Keller bei Schmalwasser und vor einer guten Flasche Wein gemacht am 10. Sept. 1811". Wir können die Veranlassung sogar noch näher bestimmen. Am Abend des 10. September begleitete Körner seinen Freund Krämer von Wien nach Regensburg. Ehe die Freunde den Wagen bestiegen, hat der Wirth des Cölner Hofes sie durch guten Stoff in die gehörige Stimmung gesetzt. (S. Jonas' schönes Buch: Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. 1882. S. 224. 225.) Dieselbe glückliche Stimmung erfüllte Körner während der Rückreise auf der Donau. „Die Schiffer singen Lieder, die ich ihnen gemacht habe, und wir sind herzlich vergnügt." Zwei dieser Lieder finden sich bereits seit 1815 in den Ausgaben; die Handschrift bietet noch ein drittes, aber von leichterer und lockerer Fügung, „Die Schiffsgesellschaft", humorvoll, aber ohne poetischen Werth, weshalb die Mittheilung hier unterbleibt. Von größerem dichterischen Gehalte sind die folgenden Gelegenheitspoesien.

Der holden Geberin.

(Karlsbad, am 25. Juli.)

Tief fühlt manches Menschenherz
Mit verstärkten Schlägen
Seine Freude, seinen Schmerz
Auf des Lebens Wegen.

Aber reicher ist der Drang
Aus des Dichters Herzen.
In der Brust voll Lied und Sang
Wuchern Lust und Schmerzen.

Wie in Schmerzen, so in Lust
Bricht er alle Schranken,
Und so ist's in meiner Brust.
Sprich, wie soll ich danken?

Hätt' ich mehr als Sang und Lied,
Mögt es besser glücken,
Aber wo dies Blümchen blüht,
Will ich's für dich pflücken.

*

Vergißmeinnicht.

(Karlsbad, am 10. August 1811.)

Vergiß, vergiß, ruft mancher Thor vermessen.
Als hätt' der Mensch ein Grab für seine Schmerzen,
Wenn sich die Sehnsucht regt im vollen Herzen,
Da kann man nicht verträumen und vergessen.

Mein war des Augenblickes stille Freude,
Doch in dem leichten Rosentanz der Horen
Hat sich der schöne Augenblick verloren,
Was bleibt mir noch, wenn ich von hinnen scheide?

Nicht dieser Tag mit seinem heitern Leben
Vergoldet wieder dieser Berge Höhen,
Nur der Erinn'rung heil'ges Götterwehen
Erfüllt mich jetzt mit wunderbarem Beben.

Vergißmeinnicht! o kläng es dir im Herzen,
O fänd ich's aufgeblüht auf deinen Wegen,
Ich wollt' es mir mit treuer Sorgfalt pflegen,
Es sollte nie die schönste Gunst verscherzen.

*

Aus der Ferne.

Der Jüngling zog ins ferne Land,
Ins bunte Weltgetümmel,
Wo er das Leben reicher fand,
Und freundlicher den Himmel.

Viel war der Lust, wie Sternenlicht,
Das noch kein Auge zählte,
Doch Alles das ersetzte nicht,
Was ihm im Herzen fehlte.

Da ist ihm aus der Heimat fern
Ein lieber Ton erklungen.
Er horchte still, er horchte gern,
's war ihm ins Herz gedrungen.

Er sehnt sich nach vergangner Zeit,
Was hilft die Pracht der Schlösser,
Was hilft des Himmels Freundlichkeit,
Die Freunde sind doch besser.

Zwar Freunden ist ein Glück gegönnt,
Das stillt der Sehnsucht Schmerzen,
Sie sind entfernt, doch nicht getrennt,
Sie sind sich nah im Herzen.

*

In ein Stammbuch.

Viel Blätter hat ein Menschenherz,
Drauf steht der Tage Lust und Schmerz,
Auch schreibt man da die Freunde auf
Und blättert drin zur eignen Freude,
Schreibt doch auch meinen Namen drauf,
Wär's auch auf eine linke Seite.

Nach dem Reisebüchlein währte der Aufenthalt Körners in Karlsbad vom 2. Juli bis zum 12. August 1811. Das Abschiedsgedicht „Vergißmeinnicht" ist also kurz vor der Abreise gedichtet worden. An welche Freundin beide Gedichte gerichtet sind, wird sich jetzt kaum noch ermitteln lassen; sicher ist es doch wohl dieselbe, auf die von den „Erinnerungen an Karlsbad" u. A. die Gedichte „Der Neubrunnen", „Beim Tanze im sächsischen Saale", „Auf der Bank am Sauerbrunnen" sich beziehen. Es ist selbst wahrscheinlich, daß diese Gedichte der Zeit nach die ersten sind: denn „am 24ten July fieng ich die Erinnerung an Carlsbad an". Und am Annentage, am Namenstage der Geliebten, dem 25., dankte der Dichter „der holden Geberin".

Einen höheren Schwung und tieferen Gehalt tragen die Wiener Dichtungen Körners, insbesondere die an Toni Adamberger gerichteten Huldigungen, die zunächst die Künstlerin, bald aber in den feurigsten Weisen die zum Bunde fürs Leben erkorene Geliebte feiern. Eine ganze Reihe derselben ist, zuerst vermuthlich um das Gefühl der trauernden Braut zu schonen, der Oeffentlichkeit vorenthalten worden. Zwanzig Jahre später, als Streckfuß eine neue Ausgabe der Werke Theodor Körners besorgte, hegte die Mutter einen leisen, wenn auch völlig grundlosen Groll gegen die ehemalige Geliebte ihres Sohnes, und mag so der Veröffentlichung widerstrebt haben. Die Gedichte geben den ersten Eindruck ihrer künstlerischen Persönlichkeit wieder, als der Dichter sie nur erst auf der Welt der Bretter gesehen hatte. Ihre persönliche Bekanntschaft datirte, wie er selbst brieflich mitgetheilt hat, aus der Generalprobe zum „Domino", d. h. aus

Digitized by Google

dem Januar 1812. Denn der „grüne Domino, ein Lustspiel in Alexandrinern" ist im „December 1811" geschrieben und zum ersten Mal am 17. Januar 1812 aufgeführt und gleich darauf am 18., 20. und 23. wiederholt worden. Welche früheren scenischen Aufführungen den unter dem gemeinsamen, sei es unklaren, sei es ungenauen Titel „leoninische Verse" vereinigten fünf kleinen Gedichten vorausgingen, muß ich Wiener Lesern zu ermitteln überlassen.

Leoninische Verse.

Als des Herzens reine Söhne
Deuten deine süßen Töne
Auf den Einklang deiner Brust.
Mit der Stimme sanftem Walten
Blühn die lieblichsten Gestalten
Ewig dir in Frühlingsluft.
Reich am höchsten Preis im Leben
Grüß ich dich als Künstlerin.
Edler Trieb nach edlem Streben,
Reiner, jungfräulicher Sinn.

Könnt' ich Thaliens Kranz verschenken,
O nimmer wollt' ich mich bedenken,
Reich ist die Kunst,
Doch hoch vor Allen steht
Naivetät.

Kampf und Liebe, Lust und Schmerzen,
Reich geschmückt an Geist und Herzen
Uebst du mit der Musen Gunst. —
Gleichen Glücks in Kraft und Milde,
Eifrig nach des Dichters Bilde
Reift die Blüthe deiner Kunst.

Kann der Mensch sich glücklich wähnen
Ohne Schmerzen, ohne Thränen?
Blüht nicht in der tiefsten Brust
Ewig jung der Liebe Sehnen,
Reich an Schmerz, wie reich an Lust?
Wem die Götter ihn (sic!) versagen,
Weide sich an deinem Spiel.
In des Liedes Zauberklagen
Neigt sich dir sein Hochgefühl.

Die letzten neun Zeilen hat der Dichter selbst mit einem energischen Censurstriche in der Handschrift verworfen; in der Regel wird sonst und naturgemäß seine leichte und gefällige Production durch kritische Bedenken kaum gestört. Unbeanstandet folgt:

Weit hat dich der Geist getragen,
Eine deutsche Dichterin
In des deutschen Liedes Tagen
Stehst du da mit klarem Sinn.
Schönes mag das Leben schauen,
Edles hat die Welt gesehn,
Nie doch Zart'res als in Frauen
Treue Lust an Liedeswehn.
Horchend schwebt die Muse nieder,
Und im sanften Sternenglanz
Reicht sie dir für Spiel und Lieder
Nieverwelkt den Doppelkranz.

*

An Marie und Pauline

am 17. Jänner (1812).

Still kam der Jüngling aus dem tiefen Norden,
Trat zu dem Tempel auf geschmückten Wegen,
Wo sich Thaliens laute Freuden regen; —
Noch klang sein Lied in schüchternen Accorden.

Und sieh, da öffnen sich des Tempels Pforten,
Zwei Genien schweben freundlich ihm entgegen,
Reich ausgeschmückt mit aller Musen Segen,
Und rufen ihn mit sanften Himmelsworten.

Er tritt hinein, noch schwanken seine Füße,
Noch schlägt das Herz, noch fühlt er sich beklommen,
Und schauern nur macht ihn das heil'ge Schweigen.

Doch Muth! — verhallen auch die ersten Grüße
Bedeutungslos, der muß zum Ziele kommen,
Dem Kunst und Anmuth so die Hände reichen.

Das Sonett bezieht sich auf die erste Vorstellung des Grünen Domino; die beiden Genien sind Johanna Krüger und Toni Adamberger; s. den ersten Brief Körners vom gleichen Datum in den Nicolai'schen (Streckfuß'schen) Ausgaben.

An Toni

am 17. Februar 1812.

Ein Riesengeist geht durch das Haus, es beben
Die zarten Saiten unter kühnen Schlägen,
Das sind des Britten Lieder, so verwegen
Greift Keiner in das tiefste Menschenleben.

Doch wenn hier Kräfte feindlich widerstreben,
Wenn Schrecken hier und Furcht und Angst sich regen,
So seh ich doch auf stillen Blüthenwegen
Der Schönheit Zauber durch die Kämpfe weben.

Der Schönheit Zauber! ja, was Dichter hoffen,
Wo alle Liederwünsche sich getroffen,
Dies Paradies lag meinen Blicken offen.

Denn was des Britten kühnstes Lied gesungen,
Dir ist dennoch der schönre Sieg gelungen,
Die Anmuth hat den Riesengeist bezwungen.

*

An Toni

den 17. Februar.

Erwartend stand ich in Thaliens Hallen.
Ich sah ein Bild mit reichem Frühlingsweben
In Scherz und Anmuth zart vorüberschweben,
Ich seh es noch, der Vorhang ist gefallen.

Bald aber hör' ich düstre Lieder schallen,
Ich fliege hin, mich faßte tiefes Beben,
Das heitre Bild, besiegt vom strengen Leben,
Geht mit dem Schmuck der Thränen durch die Hallen.

Und welche Thränen, welche Zaubertöne!
Die heitre Anmuth, diese ernste Schöne.
Ich staune noch, ich weiß nicht, was ich kröne.

Der Lieder Ahndung hat mich nicht betrogen.
Hoch über des gesunknen Lebens Wogen
Steht meiner Träume goldner Irisbogen.

Welches der Shakespeare'schen Dramen gemeint ist, wird in der Handschrift nicht angegeben.

Nach der Aufführung der Toni.

Sturm der Begeist'rung umarmt das Herz, der Donner der Liebe
Reißt die jubelnde Brust in die Verschlingung des Lieds.
Heilige, ewige Kunst, wie durchbraust du die jubelnde Seele,
Wie durchwirbelt dein Rausch glühend den glühenden Geist.
Vor mir stand es, das Bild aus dem Frühling der blühenden Sehnsucht,
Aus des Jünglings Traum stand's in Verklärung vor mir.
Was ich im Liede erschuf, die stillen Gedanken des Sängers
Trägt dein liebender Hauch freudig zum Leben, zum Licht.
Dichten konnt' ich es wohl, doch stumm blieb Lied und Gedanke
Und das lebendige Wort schlief im verschlossenen Kelch.
Da erklang dein Ruf, es erwachten die Träume des Jünglings.
Aus dem geöffneten Kelch stieg das belebte Gefühl.
In das zarte Reich der jungfräulich prangenden Anmuth,
In dein heimisches Land zogst du die Stürme des Lieds.
Dir zu Füßen wär' ich so gern, so gern dir gesunken,
Hätte den Donner der Brust gern dir in Töne gehaucht. —

Digitized by Google

Toni, beim heiligen Gott, beim allmächtigen Vater dort oben,
Bei der Liebe Gewalt, bei der Verklärung der Kunst.
Toni, dir stürmt dies Herz, dir schlagen die Pulse des Lebens.
Dir in der weiten Welt, Toni, nur dir, dir allein!
Heut erst hab' ich's gefühlt, was du bist, und wie ich dich liebe,
Und wie über den Kreis Kunst und Empfindung dich trägt.
Das gefällt mir an mir, das freut mich am glühenden Herzen,
Daß sich der freudige Muth auch an das Herrlichste wagt.
Hier in der Brust, ich fühl's, trag ich eine Welt voll Gesänge,
Und wenn die Liebe mich führt, löst sich melodisch der Sturm.
Liebe gab mir die Kraft und Liebe stimmte die Saiten,
Und für die Liebe allein schlug ich ins donnernde Gold.
Hast du den Jüngling so früh zum Dichter gemacht, zum bekränzten,
Mach auch zum Hymen den Wunsch, mach auch den Menschen zum Gott!

Die erste Aufführung der „Toni" fand am 17. April 1812 statt. Wir beschließen unsere Mittheilungen mit dem folgenden Gedicht:

Auf die Beste,
als ich diese am Feste gesehen hatte.

Und du hast mich nicht betrogen,
Ahndung, heilig ist dein Wort! —
Mächtig fühlt' ich mich gezogen,
Unwillkürlich trieb mich's fort.

Wildes Herz, du sollst sie schauen,
Hört' ich's flüsternd um mich wehn.
Sollst die Krone aller Frauen,
Sollst die Sonne tagen sehn!

Muthig stürmt' ich um die Ecke,
Meine Träume trogen nicht,
Und die zarte Augendecke
Zitterte in deinem Licht.

Und ich sog aus deinen Zügen
Neues Leben, neue Lust,
Und ein seliges Vergnügen
Warf sich heiter auf die Brust.

Wenn der Welten Donner wogen
Und des Meeres Brandung raucht,
Und der klare Himmelsbogen
Sich in Nacht und Nebel taucht:

Gießt der Schiffer seine Fässer
Milden Oeles in den Kampf,
Und es gleiten die Gewässer
Spiegelnd aus dem Wellendampf.

So wird's friedlich in der Seele,
Wenn dein süßer Blick mich trifft,
Was mich martre, was mich quäle,
Ich vergesse schnell das Gift.

Gern veracht' ich dann die Klippen,
Gern den Strudel meiner Zeit,
Einen Kuß von deinen Lippen
Und der Tod wird Seligkeit.

Dieser stürmische Liebesgruß bildet den Schluß der poetischen Eintragungen Theodor Körners.

Der Vegetarismus und die Dichter.

Von Julius Duboc.

Eine recht interessante kleine Studie, welche den in Hellas und Rom, im Mittelalter und der neueren Zeit hauptsächlich in Dichtungen ausgeprägten Spuren nachgeht, auf denen der Orientalismus als Repräsentant einer dem Thiermord überhaupt und speciell zu Ernährungszwecken widerstrebenden Auffassung gegen den Occidentalismus als seinen Gegensatz vorzubringen versucht, hat Edmund Dorer, einer der gedankenreichsten und sinnigsten unserer lyrischen Poeten, soeben unter dem Titel: „Der Vegetarismus und die Dichter" in Dresden erscheinen lassen. Der Verfasser geht dabei auf den ältesten, nach dem Zeugniß des Neuplatonikers Porphyrius („Von der Enthaltsamkeit") u. A. unblutigen Opfercultus der Griechen zurück. Ebenso zieht er den sagenhaften Orphismus heran, der mit seiner priesterlichen Würde, seiner Enthaltung von thierischer Kost u. s. w. als Vorbote des Pythagoräismus noch in dem Lichtdienst Asiens und Indiens wurzelt und der seinen mäßigenden Einfluß ausübte, bis er dem bacchischen Cultus und dessen berauschendem Orgiasmus erlag. Daß es hauptsächlich orientalische Einflüsse ägyptischen und indischen Ursprungs waren, welche in den ältesten Zeiten des hellenischen Lebens einen gewissen Widerwillen gegen den Thiermord und die Fleischnahrung lebendig erhielten, ist wohl nicht zu bezweifeln. Auf den Gegensatz von Orientalismus und Occidentalismus hat bereits Schelling hingewiesen, indem er die frühesten Momente des mythologischen Processes als dem Orientalismus angehörig bezeichnet, während ihm Homeros den entschiedenen Uebergang zum Occidentalismus bedeutet. „In ihm," bemerkt Schelling, „kann man sagen, ist jener völlig überwunden. Aber eben ihm stellt sich die dunkle Gestalt des Orpheus entgegen." Da Pythagoras die Traditionen des Orphismus wieder erneute, die Blüthezeit und der Fall des pythagoräischen Bundes aber gerade in die Anfänge des hellenischen Dramas fiel, und Epicharmos von Kos, der Gründer der dorischen Komödie, gleichzeitig ein getreuer Schüler des Pythagoras war, so treffen wir auch in dieser frühen Zeit, in dessen Komödie „Pyrrha und Prometheus" sofort auf satyrische Anfechtungen der Fleischtopf-Verehrer. Der Dichter travestirt den Mythos von der Menschenschöpfung, indem er erzählt, wie die Menschen, denen Prometheus aus übergroßer Liebe den Gebrauch des Feuers verlieh, dies göttliche Geschenk in der Kochkunst mißbrauchten, wie sie nichts so eifrig trieben als Braten und Kochen, dadurch zu Schlemmern wurden und zuletzt Alles verprahten, was sie besaßen. Zeus habe dann das sündige Lehmgeschlecht bis auf Pyrrha und Deukalion vertilgt, welche die Stammeltern eines neuen, reineren Geschlechtes geworden seien.

Entschiedener noch vertritt die fleischfeindliche Richtung der zur attischen Komödie gehörige Krates in seinem Lustspiel: „Die Thiere". In dieser Komödie verhandeln zwei Personen über die entschwundene goldene Zeit, und während der Carnivore ein schlaraffenartiges Genußleben vertritt, verlangt der Andere, unterstützt vom Thierchor, die größte Einfachheit in Sitten und Lebensweise. Als Voraussetzung derselben fordert der Thierchor die Enthaltung von aller animalischen Kost. Der Einwand, der bis auf den heutigen Tag den schwerverrückbaren Stein des Anstoßes für alle jene Theorien bildet, welche das Tödten der Thiere absolut verfehmen, ist bekanntlich der, daß die Thiere dann vermuthlich uns tödten würden. Hier wird er dadurch beseitigt, daß der Dichter den Thierchor das Versprechen geben läßt, daß die Thiere, falls die Menschen Vegetarianer werden wollen, mit ihnen im friedlichsten Verkehr zu leben sich anheischig machen.

Auch bei Aeschylos, Sophokles und Euripides lassen sich hier und da Anklänge an das pythagoräische Ideal nachweisen. In den „Fröschen" des Aristophanes läßt der Dichter den Aeschylos die verdienstvollen Poeten aufzählen, wobei Orpheus und Hesiod in erster Linie genannt werden.

„Durchmustre sie Alle von Anfang,
Die edelsten Dichter, wie nützlich sie stets dem gemeinen Besten gewesen;
Denn Orpheus lehrt uns heilige Weihen und Scheu vor blutigen Thaten;
Musäos brachte die Heilkunst uns und Orakel, von Pflügen und Säen
Und Ernten berichtet Hesiodos uns."

Und Euripides läßt den jungen Hippolytos, der nur von Pflanzenkost lebt, in einer strahlenden Vereinigung von Reinheit der Gesinnung und Selbstbeherrschung erglänzen, die sein Vater Theseus, der ihn schmäht und verbannt, nur zu spät erkennt.

Digitized by Google

„Du also pflegst, als auserwählter Mann, Verkehr
Mit Göttern? als ein Heil'ger, rein und makellos?
Dein Schönthun kann mich nicht verlocken zu dem Wahn,
Des Unverstands die Götter zu beschuldigen.
Prahl' immerhin und wuch're mit dem Tugendschein
Der Pflanzennahrung; schwärme für den Orpheus, der
Dein Herr und Meister, knie' vor deinem Bücherquark.
Du bist entlarvt; vor solchen Heuchlern warn' ich laut
Die ganze Welt: mit schönen Worten kirren sie
Die Herzen, doch ihr Sinnen geht auf Schändliches."

Später, als er seinen **Irrthum** eingesehen, verklagt er sich selbst vor dem Sohn, der ihm vergibt, so daß die Scene mit den Worten endigt:

Theseus:
Wie edel, Theurer, zeigst Du Deinem Vater Dich!

Hippolytos:
Nun lebe wohl, o Vater, lebe wohl!

Theseus:
O weh mir! Welche Frömmigkeit! Welch' edles Herz!

In der später folgenden sogenannten mittleren Komödie (308 v. Chr.) dagegen wurden der Pythagoräer Lebensgrundsätze häufig zum Stichblatt von allerlei Spöttereien gemacht. So viel über Hellas. Was Rom betrifft, so besaß der römische Charakter nicht jenes empfindliche Naturgefühl für alle lebenden Wesen, welches die Wurzel des Vegetarismus bildet. Er findet daher im antiken Rom auch nur wenige Vertreter. Zu ihnen gehört u. A. auch der Philosoph Seneca, der selbst vegetarisch lebte, auch Juvenal, der die Klage erhebt:

„Wie würde sich äußern
Oder wohin wohl flieh'n Pythagoras, wenn er in jetz'ger
Zeit die Gräuel erlebt, der jegliches Thier sich enthielt als
Wär' es ein Mensch?"

und Ovid, der im letzten Buch der Metamorphosen den Pythagoras mit warnenden und strafenden Worten also auftreten läßt:

„Welch' ein vermessenes Thun, im Fleische das Fleisch zu versenken,
Und den begehrlichen Leib mit verschlungenem Leibe zu mästen;
Und mit des Lebenden Tod ein Lebender sich zu erhalten!
Bei so reichlichem Gut, das die Erde, die beste der Mütter,
Zeuget, behagt Dir nichts, als traurige Stücke zu kauen,
Mit unseligem Zahn und zu thun nach Art der Kyklopen?
Jene verwichene Zeit, die golden wir pflegen zu nennen,
War mit Baumesertrag und dem Boden entsprossenen Pflanzen
Reichlich beglückt und befleckte noch nicht mit Blute die Lippen."

Weiterhin fand die fleischfeindliche, thierfreundliche Richtung eine kräftige Unterstützung an den ersten Kirchenvätern (Chrysostomos, Gregor von Nazianz, Clemens, Basilius, Tertullian und Lactantius), welche im Allgemeinen das predigten und guthießen, was viele Mönche und Einsiedler ausführten: Enthaltsamkeit und frugale Kost. Auch die Jagd war in der Meinung der Kirchenväter nicht gut angesehen und der Thierquälerei wurde von geistlicher Seite entgegengetreten, so z. B. auf einem i. J. 787 in Northumberland abgehaltenen Concil. Im elften Jahrhundert tauchte in manchen Gegenden Deutschlands und Frankreichs eine Secte auf, deren Anhänger es vermieden, Thiere zu tödten und Fleisch zu essen. Je mehr indessen üppiges Wesen in der Kirche überhand nahm, desto mehr verblaßte auch der ursprünglich umfassend gemeinte Protest gegen den Carnivorismus. Als ein letztes Ueberbleibsel desselben ragt das Gebot der Fleischenthaltung, welches die katholische Kirche den Ihrigen zu gewissen Zeiten auferlegt, noch in die Gegenwart hinein.

In der neueren Zeit erhob sich ein Gegensatz der thierfreundlichen und thierverachtenden Richtung zwischen den Cartesianern und den Anhängern des Leibniz, von denen die ersteren das Thier als einen empfindungslosen Mechanismus und daher als eine recht- und vernunftlose Sache betrachteten, während die letzteren die Annahme eines vernünftigen Prinzips, d. h. das Vorhandensein einer Seele im Thier, vertheidigten. Diese Auffassung hat sich mehr und mehr Bahn gebrochen und in den neuzeitlichen Bestrebungen gegen Thierquälereien und Verachtung der Thiere praktisch vertieft. Nebenher findet sich aber auch die Anlehnung an die im Brahmanismus von diesem Standpunkt gezogenen Consequenzen vertreten. Sowohl Schelling und Jean Paul, der die Fleischmahlzeiten durch den Ausspruch stigmatisirte: „Himmel, aus wie viel Marterstunden der Thiere löthet der Mensch eine Fest-Minute der Zunge zusammen", wie Schopenhauer und Rückert, der sich angeeignet hatte:

„Der Kindermärchenwelt tiefsinnige Betrachtung
Und des Brahmanen draus entsprungene Thierweltachtung"

wie endlich von den Neuesten Richard Wagner in seiner musikalischen Apotheose des Parsifal sind hier zu nennen. In England verdienen neben Bacon die Dichter Milton, Pope, Thomson und Shelley, in Frankreich der Philosoph Gassendi, Rousseau, La Fontaine, und von den Neueren besonders Lamartine in seinem hochpoetischen „Fall eines Engels" Erwähnung.

Gedichte und abermals Gedichte — was beweisen sie aber schließlich in einer Sache, die, mag man sie nun als einfache Ernährungsfrage oder als eine allgemeine Culturfrage betrachten, doch vor ein ganz anderes Forum der Erwägung gehört. Sie beweisen in der That nichts, sollen aber auch nichts beweisen, sondern nach des Verfassers Meinung nur den instinctiven sittlichen Protest widerspiegeln, der, nach der Ansicht der Gegner der Fleischnahrung, in unserm Bewußtsein nie ganz erlischt und den Thiermord und die Ernährung durch Thierleichen ein für allemal und abgesehen von allen detaillirten Beweisen als etwas Unerträgliches und Unverträgliches brandmarkt. In diesem Sinne sagt Lamartine

„Nicht Mord ist der Vertrag den die Natur,
Die liebevolle, zwischen Euch geschlossen . . .
Das Blut der Thiere peinigt dich im Innern
Der Tod erzeugt den Tod in deinem Busen."

Und Bogumil Goltz protestirte in seiner letzten Schrift mit folgenden Worten: „Es ist ein Unglück, es ist ein unerträglicher Widerspruch mit unserer Menschlichkeit, mit unserem Gewissen, mit unserer Vernunft, mit all unserem Reden von Menschenthum, Bestimmung, Veredlung, ein himmelschreiender Widerspruch mit unserem Dichten und Denken, mit unserer Natur und Philosophie, mit unserer Naturliebe, mit unserer christlichen Religion, mit unserer Lehre von der Selbstzwecklichkeit der lebendigen Dinge und Augenblicke, daß wir die lebendige Creatur Gottes ums Leben bringen, abschlachten und unser eigenes Leben mit anderem Leben und mit den Thierleichen fristen."

Es ist der Mühe werth, bei diesem ernsthaften Verdict einen Augenblick stehen zu bleiben. Zugegeben, daß Bogumil Goltz Recht hätte, das Abschlachten von Thieren und Verzehren derselben einen „unerträglichen Widerspruch" zu nennen, — was hier, da es sehr weite Erwägungen veranlassen müßte, ununtersucht bleiben möge — so hatte er jedenfalls doppelt Recht, es ein „Unglück" zu nennen, denn es ist zunächst doch gar nicht abzusehen, wie aus diesem Widerspruch herauszukommen sein sollte. Ich bin nicht geneigt, die in der aufsteigenden Weltentwicklung gelegenen Möglichkeiten gering anzuschlagen, oder sie, den Blick auf den jeweiligen Stand der Dinge, auf das Heute geheftet, in enge Grenzen einzuschließen. Und so mag denn auch der Dichtertraum, der durch so viele Sagen und Mythen klingt, von einer gewesenen oder kommenden goldenen Zeit, in der alles Lebende harmlos und die Schöpfung gewissermaßen ohne Klaue und Kralle gewesen sei, als Ahnung oder Prophezeiung einer dereinstigen Weltharmonie sein Anrecht behaupten. Allein wie praktisch mit der Herbeiführung dieser goldenen Zeit dadurch ein Anfang gemacht werden könnte, daß die Menschheit sich des Thierschlachtens und des Thierverzehrens enthielte, bleibt doch vollkommen unverständlich. Als unausweichliche Folge eines solchen Verhaltens würde sich, soweit wir es zu übersehen vermögen, schließlich eine Art von Belagerungszustand der Menschheit durch die Thierwelt ergeben, und es bliebe dann eine offene Preisfrage, wie diesem nicht zu erliegen und doch kein Blut zu vergießen wäre. Oder

Digitized by Google

soll man zwischen den Thieren unterscheiden? Soll der Mensch nur gewisse Thiere schonen, aber das Raubthier tödten und das unzählige Gewürm, das ihm überall nachstellt, vertilgen? Damit würde aber wieder das ganze Princip hinfällig, denn mit Recht vom Standpunkt des Brahmanismus sagt Lamartine

„Die Kette läuft vom Menschen zum Insect
In tausend Ringen, höhnet ihrer keinen!
Ob es der erste oder letzte sei,
Sie reichen alle an die Gottheit an."

Kann aber das Einstellen des Thierschlachtens nicht den Anbruch der goldenen Zeit bilden, so bleibt für diese wohl kein anderer Weg übrig, als der, auf den Rückert selbst verweist, wenn er sagt:

„Die goldene Zeit wird neu, wenn seinen Fraß vergißt
Der Leu einmal und Heu als wie der Ochse frißt."

Dazu aber können wir unsererseits nichts thun.

Der positive Grundgedanke des Vegetarismus, soweit derselbe als ein Postulat der sittlichen Cultur vertheidigt wird, verzweigt sich nach zwei Seiten. Es wird für ihn angerufen die Barmherzigkeit, die wir dem Thiere schulden, also die Schonung desselben, und ferner die Mäßigkeit, die Harmonie des Lebens, die der Carnivorismus aufhebe. Aber es ist einleuchtend, daß, was den letzten Punkt betrifft, der Fleischgenuß wohl zur Unmäßigkeit und Ueppigkeit verführen kann, daß er aber nicht ohne Weiteres und absolut mit Unmäßigkeit im Princip zusammenfällt. Man kann üppig fasten, d. h. ohne Fleischnahrung in anderen Gerichten schwelgen und sehr frugal sich an einem Fleischgericht mit Salzkartoffeln genügen lassen. Man kann also die unblutige Kost der Mäßigkeit halber wohl aus Vorsicht predigen, sie aber nicht als eine unbedingte Consequenz des Princips der Mäßigkeit und der harmonischen Lebensweise rigoros stipuliren. Höher steht derjenige, der im Genuß Maß zu halten weiß, als der, welcher, um Maß zu halten, entsagen muß. Wer sich im Genuß berauschender Getränke nicht zu zügeln vermag, handelt weise, auch ein Glas Bier oder Wein zu meiden. Unweise aber ist es, hieraus auch ein Princip für den Mäßigen zu machen und nicht lieber nach Mäßigkeit als nach Enthaltsamkeit zu streben.

Was aber die an den Thieren zu übende Barmherzigkeit betrifft, so ist nicht zu vergessen, daß das Thier keinen Gedanken an seinen Tod mit sich herumträgt, daß es keine Todesfurcht an sich — im menschlichen Sinne — kennt. Die Todesfurcht des Thieres, soweit man von einer solchen reden kann, seine innere Beängstigung, sein Ringen mit und sein Widerstreben gegen die Vernichtungsmächte beginnen erst mit einem ihm zugefügten physischen Leiden. Wird ihm dieses nach Möglichkeit erspart, der Tödtungsact so raschwirkend vollzogen, daß die Vernichtung urplötzlich an dasselbe herantritt (was wohl möglich zu machen ist), so liegt in der Tödtung überhaupt kein Leidensproceß mehr und insofern unsererseits keine grausame Vergewaltigung eines Lebendigen. Damit hört das Ganze aber auf eine Frage der sittlichen Cultur zu sein, deren Geboten vielmehr durch den möglichst schmerzlosen Vollzug des einmal nicht zu umgehenden Nothwehractes der Tödtung genügt wird.

Ob das Fleisch des getödteten Thieres dem Menschen zur Ernährung dienen könne und solle, ist dann lediglich als Magen- und Verdauungsfrage zu beurtheilen und hat mit der an sich unvermeidlichen, aber schmerzlos vollzogenen und dadurch vorwurfsfreien Tödtung nichts mehr zu thun. Dadurch werden zwei Principien gesondert gehalten, deren Verbindung die ganze Frage widerspruchsvoll und verworren gestaltet, und es ergibt sich, daß der gesunde Grundgedanke des Vegetarismus auf nichts anderes als auf möglichste Schonung des Thieres einerseits und Mäßigkeit in der Lebensführung andererseits hinaussteuern kann. Wenn der Occident diese Pricipien consequent und einsichtsvoll ausgestaltet, so hat er meines Erachtens mehr geleistet als der sich überbietende Orient, ohne sich gleichwohl in Widerspruch mit dessen tieferer Wahrheit zu setzen.

Hänschens Bein.

Von Enrico Castelnuovo.

Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns.

Ich hatte wirklich nichts Ernstes an Adele zu tadeln; Adele hatte wirklich nichts Ernstes an mir zu tadeln, — aber wir konnten uns nicht leiden. Das heißt, um gerecht zu sein, ich konnte sie nicht leiden; Adele war ja so phlegmatisch, daß sie einer starken Antipathie nicht einmal fähig war! — Kurz, es war schwer, eine langweiligere Ehe zu finden als die unsrige war. Wenn wir beisammen waren, Adele und ich, gähnten wir uns an, daß es ein Vergnügen war uns zu sehen. Die Ankunft Hänschens änderte an dieser anziehenden Situation nichts, durchaus nichts. Adele wollte selbst die Amme ihres Kindes sein, sie rüstete sich während der Stillzeit eine besondere Kammer zu, und nach dieser Zeit stellte sich keinerlei Benöthigung heraus, zu den Gewohnheiten des früheren Zusammenlebens zurückzukehren. Ihr steht es an, zuerst wieder zu reden, sagte ich in meiner Weisheit zu mir selbst, während ich in den Coulissen des Theaters zahlreiche Zerstreuungen für meine einsame Ehe suchte. Aber Adele sprach das erste Wort nicht, ja sie war härter als der Fels. Wie der größte Theil tugendsamer Eheweiber begnügte sie sich damit, ein Kind zu haben. Das muß man nun freilich zugestehn, Adele liebte ihr Hänschen zärtlich und sorgte für ihn auf das Mütterlichste, stets war sie geschäftig, ihn zu putzen, seine kleine Wäsche zu wechseln und dann wieder ihn auf ihren Knieen tanzen zu lassen. Mir kam es vor, als ob sie mit der Puppe spielte. Ich verhielt mich meinem Sohne gegenüber gravitätischer, war ich doch ein Mann und erhaben über alle Ziererei. Große Opfer, große Tugenden, sie verstand ich sehr wohl und fühlte mich dazu geschaffen — aber dies Jahrhundert ist so prosaisch! Immerhin wuchs Hänschen tüchtig heran; und mit seinen drei und ein halb Jahren war er so hübsch, so munter, so eine wahre Rosenknospe, daß er das Entzücken eines noch viel ernsteren Menschen ausgemacht haben würde, als ich es war. Ich indeß kümmerte mich wenig um ihn; auch der kleine arme Wicht erschien mir mitschuldig an der Erschöpfung meiner Phantasie. Uebrigens erwies auch er mir nicht allzuviel Zärtlichkeiten; nur immer seine Mama hatte er im Munde. Einmal stritt ich mich mit Adele über Hänschen herum, die Veranlassung war so nichtssagend, daß ich mich ihrer nicht einmal mehr entsinne. Ein Wort gab das andere. — „Das Leben, welches wir mit einander führen, ist doch recht schön!" sagte Adele. — „Ja, Jeder geht so seinen Weg für sich," erwiderte ich. — „Wenigstens was mich betrifft," — fügte sie hinzu. — Da ergriff ich die Gelegenheit beim Schopfe und theilte ihr endlich frei heraus meine Idee einer gegenseitigen Trennung mit. — Sie wurde ein wenig blaß, aber da sie wußte, daß Alles in Stillschweigen vor sich gehn würde, und daß ihr das Hänschen bis zum zwölften Jahre einzig mit der Verpflichtung, ihn alle Halbjahre einmal auf vierzehn Tage zu mir zu senden, gelassen würde, meinte auch sie endlich, daß es, vielleicht meinetwegen, so besser sei. „Besser für alle Beide" — ergänzte ich ihren Gedanken.

Gleich nach dem Mittagessen war ich von Hause fortgegangen und kehrte erst in später Nacht zurück. Zu meinem großen Erstaunen kam mir meine Gemahlin entgegen. — „Hänschen ist gefallen," sagte sie, „und hat eine bedeutende Quetschung davongetragen. Ich habe sofort den Arzt gerufen. Er hat einen Verband angelegt und will morgen in der Frühe wiederkommen." — „Unbedeutende Geschichten ... Warum bist Du noch auf?" — „Weil das Kind sich bis jetzt noch keinen Augenblick beruhigt hat, höre doch, wie es schreit ... Ich will zu ihm ... Willst Du es sehen?" — „Hat jetzt keinen Zweck ... Werde es morgen sehen."

Als ich am andern Morgen spät genug mich erhoben, begab ich mich in Hänschens Kammer, wo meine Frau die ganze Nacht gewacht hatte. Hänschen klagte zwar nur leise, war indeß ganz roth im Gesicht und hatte ein wenig Fieber. — Der Arzt untersuchte das Bein, das um das Knie herum vollständig

Digitized by Google

angeschwollen war, und ließ Blutegel ansetzen. — „Ist es ein Bruch?“ fragte ich. — „Ein Bruch, nein . . .“ — „Nun, wenn es das nicht ist . . .“ meinte ich gravitätisch. — „O,“ entgegnete der Arzt, „es gibt Quetschungen, die schlimmer sind als Brüche.“ — Die Aerzte haben doch eine seltsame Neigung, den Leuten einen Floh ins Ohr zu setzen, dachte ich. — Jedesfalls war es aber, so lange man hier nicht klar sah, unmöglich, meinen Schwiegervater zur Abholung Adeles aufzufordern. — Und Hänschen besserte sich durchaus nicht. Er war fortwährend geschwollen, konnte das Bein nicht auf die Erde setzen, vermochte sich überhaupt nicht zu bewegen, ohne einen Schmerzensausdruck im Gesicht zu zeigen. — Er, der gewohnt war den ganzen Tag herumzutrippeln und zu springen — welch eine Pein mußte es für den armen Kleinen sein, jetzt nun beständig im Bett oder auf dem Sopha liegen zu müssen. Und wenige Tage hatten denn auch genügt, ihn seine rosige Farbe verlieren, die Wangen einfallen und seine sonst so lebhaften, glänzenden Augen ermatten zu machen.

Die Sache zog sich in die Länge. Der Arzt verlangte eine Consultation, und wir beriefen einen der ausgezeichnetsten Chirurgen des Landes, welcher nach vielen Umschweifen darin schlüssig wurde, daß sich eine Geschwulst gebildet habe, daß das Kind lymphatische Anlage haben müsse, daß man sich zum mindesten auf eine langwierige Kur gefaßt machen müsse, — und was der erfreulichen Nachrichten mehr waren. — Seit diesem Augenblicke wurde des armen Hänschens Bein in jeder Weise gemartert. Pflaster, Schnitte, ätzende Einspritzungen — jeden Morgen gab es eine neue Tortur. — Es war eine Marter, die über meine Kräfte ging, so daß ich, wenn der Arzt kam, jedesmal einen unüberwindlichen Drang nach frischer Luft in mir empfand. Meine Gattin, die Gottbegnadete, vermochte es mit ihrem phlegmatischen Charakter, der ärztlichen Behandlung beizuwohnen, das Beinchen des armen Kranken festzuhalten und sich so des Titels einer Musterkrankenwärterin werth zu machen. Und wenn ich wirklich einmal, in der That schmerzlich erregt über die Leiden des Kleinen, einige Verwünschungen den Lippen entschlüpfen ließ, so fand sie selbst noch darin eine Veranlassung zu lächeln und mir zu bedeuten: „Was gewinnt man dabei, wenn man über die Vorsehung murrt?“ — Uebrigens wunderte ich mich weniger über ihre Ruhe als über ihre physische Kraft. Temperamentssache, Nervensache, meine Frau hatte keine Nerven!

Es waren bereits vier Wochen vergangen, seit Hänschen sich das Bein beschädigt hatte, und die unselige Geschwulst, welche sich gebildet, bot immer noch nicht die geringste Hoffnung auf Heilung.

Adele, ernst und ruhig, äußerte den Wunsch, eine dritte Ansicht über Hänschens Zustand zu vernehmen. Wir wandten uns diesmal an einen sehr berühmten Chirurgen einer andern Stadt, an einen jener Männer, deren Worte im Werthe des Goldes stehen — übrigens ohne Metapher gesagt. — Er untersuchte Hänschens Bein eine gute Stunde lang, indem er es unbarmherzig anfaßte, drückte und gar die Sonde einführte. Hänschen hätte Steinen Mitleid einflößen können. Kalter Schweiß lief mir das Gesicht herunter, und dreimal mußte ich die Kammer verlassen. Meine Frau — hielt die Händchen des armen Märtyrers fest umschlossen, bewegte sich nicht, sprach kein Wort. Ihre Augen waren trocken, ihre Lippen geschlossen. Der Prüfung der Krankheit im Besondern folgte eine allgemeine Untersuchung des Patienten, welche günstige Resultate zu ergeben schien. Trotz seiner lymphatischen Anlagen war Hänschen äußerst kräftig. Die drei Aerzte zogen sich in eine Ecke der Kammer zurück, um unter sich zu berathen; darauf riethen sie im Verein zu einer neuen Kur. „Wenn auch die nicht zum Ziele führen wird,“ — sagte der Doctor Allinori, der zuletzt Herbeigerufene, — „Dann?“ fragte meine Frau mit leiser Stimme. — „Dann wird es nöthig sein an Anderes zu denken,“ fügte der Arzt, ohne sich deutlicher zu erklären, hinzu. Als er sich verabschiedete, folgte ich ihm auf den Corridor, drückte ihm eine Note von bedeutendem Werthe in die Hand und flüsterte: „Nun, wie steht es?“ — „Nun man macht noch einen Versuch . . .“ — „Aber Sie glauben nicht, daß er zum Ziele führen wird?“ — „Wir hoffen, ja, wenn nicht, dann allerdings müssen wir zum Aeußersten schreiten . . .“ — „Zu welchem Aeußersten?“ — „O, . . es ist ja jetzt nutzlos . . . wir werden wieder davon reden . . .“ — „Nein, sagen Sie, reden Sie, zu welchem Aeußersten?“ — Der Doctor Allinori ließ die Stimme sinken: „Zur Amputirung.“ — Ein leiser Schrei ward gehört. Es war meine Frau. Sie war auf den Zehen hinter uns hergekommen und hatte, da der Corridor dunkel war, sich unbemerkt nähern und das schreckeneinflößende Wort das Arztes vernehmen können. — „Gnädige Frau,“ sagte derselbe, schmerzlich berührt über den Zufall, „erschrecken sie nicht . . . Es sind das bis jetzt nur noch fernliegende Möglichkeiten . . . Wir Aerzte müssen auf alle Fälle gefaßt sein.“

Adele hatte sich schon wieder gefaßt. — „Ich weiß es,“ entgegnete sie. „Indeß, Sie werden wiederkommen, nicht wahr?“ Es wurde verabredet, daß der Doctor Allinori in vierzehn Tagen wiederkommen solle, und man hoffte während dieser Zeit das Beste von der neuen Kur. — Der Gedanke an eine Amputation war schrecklich. Mir war es durchaus unmöglich, den kleinen Wildfang, unser Hänschen, nur mit einem Beine mir vorzustellen. Und diese hübschen milch- und rosenfarbenen Schenkel, diese strammen Waden, die den Stolz seiner Mutter ausmachten, der Mutter, die, so oft nur immer einer unserer Bekannten vorsprach, nichts Eifrigeres zu thun fand, als dem Kleinen das Unterkleidchen aufzuheben und dessen volle und runde Formen der bewundernden Schau darzubieten. Alles Dinge, die ich gering geschätzt hatte, so lange Hänschen gesund war, die ich aber jetzt sehr hoch anschlug, da das Verhängniß das arme Geschöpf so grausam heimsuchen sollte. Ja, ich bekenne es, jetzt erst fing ich an, das Gefühl der Vaterschaft in mir zu fühlen; das Bein Hänschens gehörte auch mir an; ich durfte nicht zugeben, daß das Eisen eines Chirurgen es vom Körper schnitt. Ich suchte meine Gattin auf meine Seite zu ziehn, sie zu einem thatkräftigen und entschiedenen Proteste zu vermögen gegen die Barbarei, welche man zu unserm Schaden plante. Sie begnügte sich zu antworten: „Hoffen wir, daß sie nicht nöthig sein wird.“

Jeden Morgen, auch wenn keiner der Doctoren kam, behandelte Adele das Bein des Knaben, und sie unterzog sich dieser gefährlichen Arbeit mit staunenswerther Sicherheit, Ruhe und Sorgfalt. Es schien, als ob sie zehn Jahre in einem Hospitale als Hülfschirurgin gelebt habe. Es war unleugbar; meine Frau hatte ihre guten Eigenschaften, und es war mindestens seltsam, mich von ihr trennen zu wollen, von einer solchen Frau, während so viele Männer . . . genug . . . Aber andererseits diese gottbegnadete Gleichgültigkeit des Charakters! Und dann war ja diese Trennung von Adele ebenso herbeigewünscht als von mir! . . . Wohlverstanden konnte man nicht daran denken, so lange Hänschens Krankheit währte. Wenn er geheilt wäre, würde die Sache ganz anders sein . . . Aber wenn er nun nicht geheilt würde? . . . Es war das ein Gedanke, den ich zurückwies, der aber doch unerbittlich mich immer wieder von Neuem ängstigte . . . Wenn er nicht geheilt würde? . . . Gewiß, dann würde die Trennung nur noch leichter vor sich gehn können; welches Band würde uns Beide dann noch verknüpft haben? . . . Wenn er nicht geheilt würde . . . O, es wäre schrecklich!

Ich, der ich mich nicht im Stande fühlte, bei der ärztlichen Behandlung gegenwärtig zu sein, fragte stets Adele: „Nun?“ — Aber leider konnte ich weder von ihr, noch von den Aerzten eine günstige Antwort erhalten. — Der erneute Besuch des Doctor Allinori hatte ein sehr entmuthigendes Resultat. — „Leider finde ich nicht die Spur von Besserung,“ meinte er, den ängstlich fragenden Blicken Adeles und mir antwortend. Darauf schüttelte er den Kopf und sprach leise mit seinen Collegen. „Man kann noch eine kurze Zeit warten,“ äußerte er endlich am Schlusse seiner Unterredung und mich beiseite nehmend: „Wer weiß? . . . Die Natur thut Wunder . . . Wenn indeß das Wunder nicht eintritt, ist das Warten nutzlos, und es ist dann nur noch nöthig, zum Aeußersten zu schreiten, das unsere Wissenschaft uns vorschreibt.“ — Die Uebrigen stimmten bei.

Digitized by Google

„Amputation!“ schrie ich. Das schreckliche Wort brannte mir auf der Zunge, beinahe rasend zerknitterte ich mein Taschentuch mit den Händen. — Meine Frau kam hinzu. Sie hatte Alles errathen. Sie legte ihre Hand auf meine Schulter und flüsterte: „Muth!“

Sie war es, die mir Muth einsprach! — Im Laufe des Tages benutzte ich einen Augenblick, in welchem Hänschen schlief, um mit Adele unter vier Augen zu reden. — „Nein, nein,“ sagte ich, „die Aerzte können reden, so lange sie wollen, wir dürfen unserm Hänschen das Bein nicht nehmen lassen. Einen Krüppel aus ihm machen, einen Unglücklichen ... nein, nein, durchaus nicht!“ — „Aber wenn er uns nun stirbt?“ — „Es wird ein Unglück sein, es wird ein ungeheures Unglück sein, aber wir werden doch wenigstens keine Barbarei begangen haben... Wir werden ihn nicht unserm Egoismus geopfert haben...“ — „Robert! Robert! Kann man ihn wirklich sterben lassen?“ brach es da plötzlich mit einem herzzerreißenden Schrei hervor. — Plötzlich sprang ich vom Stuhle auf und rief mit wunderlicher Logik: „Ich will noch einmal einen andern fragen ... es wird der vierte sein ... Ganz gleichgültig ... Ich will ihn am Ende der Welt aufsuchen, wenn es nöthig ist.“ — Adele widersprach nicht, hoffte indeß sichtlich nichts von dieser neuen Consultation, welche ich entschlossen war anzustellen, ohne daß ich noch wußte mit wem.

Es vergingen einige Tage, ehe ich in meiner Wahl zwischen drei bis vier Celebritäten, welche mir empfohlen waren, schlüssig wurde. Endlich gab ich einem derselben den Vorzug; er war damals am meisten beliebt, wohnte zu Florenz und ich beschloß selbst dorthin zu reisen, um ihn mit mir zu nehmen. — „Bring mir ein neues Spielzeug aus Florenz mit, Papa,“ sagte Hänschen. Ich versprach es ihm und er küßte mich lächelnd. Wie mager er war, wie bleich! Armes Hänschen! Dieses Lächeln auf dem weißen und abgezehrten Antlitz rief in mir ein Gefühl wach, ein Gefühl! ... „Komm bald zurück,“ drang Adele in mich, die mich bis zur Treppe begleitete. — Und wir drückten uns die Hand ohne ein Wort noch hinzuzufügen. Wirklich, Niemand würde uns für zwei Eheleute gehalten haben, die entschlossen waren sich zu trennen.

Der Teufel trieb sein Spiel mit uns. Ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Mein Hippokrates war Senator und befand sich als solcher in Rom. — Eine Zeit lang stand ich da ohne in meiner Verlegenheit zu wissen, was nun zu thun sei, indeß hatte ich mich in den Gedanken dieser Consulation so verrannt, daß ich endlich beschloß, direct nach Rom zu fahren. Natürlich telegraphirte ich vor meiner Abreise erst Adele, damit sie durch meine Verzögerung nicht in Angst versetzt würde.

In Rom angekommen, gab es eine neue Widerwärtigkeit. Es war Sonntag und mein großer Mann war nach Frascati spazirt, um frische Luft zu schöpfen. Man erwartete ihn um Mitternacht zurück. Und ich befand mich bis 12 Uhr in seinem Salon, jede Minute zählend. Um ein Viertel auf ein Uhr kam endlich das Licht der Wissenschaft an und schien ziemlich verdrießlich, noch Besuch in seinem Hause zu finden. Als ich ihm den Grund meines Kommens und die Absicht, ihn mit mir zu nehmen, mitgetheilt, sagte er: „Unmöglich, durchaus unmöglich. Morgen geht im Senat die Besprechung des Sanitätsgesetzbuchs vor sich und ich habe da die Bemühungen der Commission zu unterstützen, auf deren Seite ich stehe.“

Ich konnte mich nicht entschließen davon zu gehen und wollte wenigstens den ganzen Unfall in Kürze erzählen, um seine Ansicht darüber zu vernehmen. — „Wenn man den Kranken nicht sieht,“ sagte er, „ist es sehr schwierig sich über ihn auszusprechen. Indeß scheint mir die angewandte Kur die beste. Ich würde ebenfalls zur Amputation schreiten.“ — Er erhob sich vom Sessel, begleitete mich höflich bis zur Thür, wies im übrigen jede Bezahlung für sein Geschwätz zurück und wünschte mir gute Nacht. — In ein paar Wochen vielleicht, wenn ich seiner dann noch bedürfe, würde er kommen können ... Vielen Dank!

Das war nun der Nutzen, den ich aus meiner Reise nach Rom gezogen! Von Hause war ich seit vier Tagen abwesend und wußte nichts über Hänschen. Adele, auch wenn sie mir nach Rom hätte telegraphiren wollen, würde nicht gewußt haben, wohin sie die Depesche richten sollte, da ich vergessen hatte, ihr mitzutheilen, wo ich in Rom wohnen würde. Ich sandte ihr ein zweites Telegramm, in welchem ich ihr mittheilte, daß ich nothwendiger Weise auf eine neue Consultation verzichten müsse und daß ich im Begriff sei, heimzukehren. Etwaige Nachrichten möchte sie mir an den Bahnhof Florenz senden. — Früh Morgens fuhr ich mit dem ersten Zuge Oberitalien zu. Mißgeschick über Mißgeschick! Eine unglückliche Verzögerung ließ uns den Anschluß in Florenz verfehlen. Fünf Stunden mußten wir liegen bleiben. — Am Bahnhofe fand ich ein Telegramm folgenden Inhaltes:

„Die Schmerzen sind vorüber. Ich erwarte Dich. Hast Du die Depesche erhalten, welche ich dir vor zwei Tagen nach dem Albergo del Nord sandte? Adele.“

Noch eine Depesche? Ich konnte der Neugier nicht widerstehen sie zu lesen, und nahm eine Droschke, welche mich zu besagtem Gasthofe führte. Hatte ich doch reichlich Zeit zur Fahrt und Rückfahrt. Da lag nun die Depesche, welche sich mit der meinigen gekreuzt hatte und an mich abgesandt war, ehe noch Adele von meiner Reise nach Rom etwas gewußt:

„Doctor Allinori, welcher seine Ankunft beschleunigt hat, sagt, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei. Kehre sogleich zurück, sogleich, sogleich!“

Ein Gefühl des Todes bewirkten diese Worte in meiner Seele. Was war Neues erfolgt? Freilich klang die andere zweite Depesche viel ruhiger, aber auf jeden Fall würde mir Adele doch nicht ohne gewichtigen Grund so geschrieben haben! Ich reiste ab — man kann sich leicht vorstellen mit welcher Unruhe, welcher Angst! Am Bahnhofe war Niemand; in der That, man wußte ja nicht, mit welchem Zuge ich kommen würde. Zu Haus angekommen, sprang ich blitzschnell die Stufen hinauf. Adele hatte mich kommen hören und kam mir auf der Flur entgegen. Ihr Anblick verursachte mir Furcht, sie war weiß wie frisch gefallener Schnee. „Nun?“ fragte ich mit erstickter Stimme.

„Er schläft jetzt. Hoffen wir ... Komm doch herein ... Gott, armer Robert, wie dein Gesicht entstellt ist!“ — „Und Du, Adele, wenn Du Dich im Spiegel erblicken würdest ... Aber wie ist es ergangen? Sage mir Alles!“ — „Sogleich; komm herein.“ — Ich ließ mich mechanisch in den Speisesaal führen. — „Du wirst Hunger haben,“ meinte Adele, ihre Schritte dem Speiseschranke zulenkend. „Nein, ich habe keinen Hunger, ich habe nichts. Nur die Wahrheit über Hänschens Zustand will ich wissen. Wo ist Doctor Allinori?“ — „Abgereist.“ — „Wie? abgereist? Man muß ihn sofort zurückholen. Es ist keine Zeit zu verlieren, Du selbst hast es mir telegraphirt ... Ich widersetze mich nicht mehr der Amputation, hörst Du, nicht mehr ...“ „Nicht?“ rief sie mit dem Tone einer Freude, welche mir sehr sonderbar schien in dem Augenblicke der Erwartung eines so schrecklichen Experimentes. „Eilen wir,“ setzte ich hinzu, „der Himmel wolle, daß wir nicht schon zu lange gewartet haben.“

„Robert,“ erwiderte Adele, indem sie meine beiden Hände erfaßte, „Du willst mir also verzeihen?“ — „Dir verzeihen? Was verzeihen? Um des Himmels willen, sprich ... Ist irgend ein Unglück geschehen, das Du nicht wagst, mir mitzutheilen?“ — „Nein, ich versichere es Dir, Unglück nicht ... Im Gegentheil ...“ — „Du bist so verwirrt ... Laß mich endlich Hänschen sehen!“ Ich machte mich mit Gewalt von ihr los. „Nur einen Augenblick“, rief sie, „höre mich an.“ Ich blieb auf der Thürschwelle stehn. „Ich telegraphirte dir nach Florenz, daß Doctor Allinori sagte, wir hätten keine Zeit zu verlieren, und fügte hinzu: kehre sogleich zurück, sogleich, sogleich!“ — „Ja.“ — „Hast Du dies Telegramm damals nicht erhalten?“ — „Nein, ich war nach Rom abgereist, und fand es erst bei meiner Rückkehr auf der Durchreise nach Florenz.“ — „So hat es sich gekreuzt mit der einen Deiner Depeschen, welche mir gerade diese Abreise nach Rom meldete, ohne mir mitzutheilen, wohin ich nun meine Nachrichten zu senden habe.“ — „Leider wahr; ich hatte es vergessen.“ — „Denke Dir, in welchem Zustande ich mich befand, als ich vernahm, daß Du, anstatt unmittelbar zurückzukehren,

Digitized by Google

Dich nur weiter entferntest." — „Es war ein Mißgeschick." — „Doctor Allinori hatte eingewilligt, noch einen Tag zu warten, aber nicht länger als einen, da ernste Berufsgeschäfte ihn anderswohin riefen. Es war zudem Eile nöthig ... die Dinge hatten sich im Laufe der Woche verschlimmert ... von Stunde zu Stunde konnte sich der Krebs ausbilden."

Ich fing an die Wahrheit zu ahnen, hatte indeß nicht die Kraft ein Wort zu sprechen. Ich war ganz Ohr, ich athmete kaum. Meine Gattin fuhr fort: „Er sagte mir: 'Gnädige Frau, meinen Sie im Stande zu sein, eine große Verantwortlichkeit zu übernehmen?' Ich glaubte, ihn zu verstehen. Aber Sie werden mir ihn retten? rief ich. Und alle drei Aerzte meinten einstimmig: 'Ja, wir werden ihn retten, Sie sollen sehen. Haben Sie Vertrauen zu uns, Vertrauen auf die Vorsehung ... Wenn Sie uns jetzt nicht handeln lassen, ist der Knabe ein Kind des Todes.' Todt! hörst Du Robert? Todt!" — „Und Du?" — „Ich erwiderte, daß ich diese große Verantwortlichkeit übernehmen wolle. Sie möchten thun ... Dir wird schlecht, Robert?" — „Nein. Weiter nur ... die Amputation?" — „Ist vor zwei Tagen ausgeführt worden." —

Adele stand aufrecht vor dem Sessel, sich an der Lehne desselben festhaltend. Ich bedeckte das Gesicht mit den Händen und rief: „Mein armes Hänschen! Armes Geschöpf! Und er hat es aushalten können?"

„Man chloroformirte ihn. Er sah mich mit seinen schönen Augen so bestürzt und doch so liebevoll an und meinte: 'Mama, was ist das? Nein, Mama, nein!' Zweimal schüttelte er das Köpfchen, erhob die Hand, wie Jemand, der ein lästiges Insect verjagen will und dann — fiel er in tiefen Schlaf. Sie wollten mich in eine andere Kammer schicken. Stelle Dir vor, ob ich weggehen konnte. Ich blieb da bis zum Ende — wenige Minuten — ein Jahrhundert, was weiß ich ... Ich sah Alles, hörte Alles ... o, dieser knirschende Ton der Säge! ... Und als die Operation beendet war, und als das arme kleine Bein, das so viel ausgehalten hatte, wie ein unnützes Geräth in einen Winkel geworfen wurde, o, ich schwöre Dir, da glaubte ich, daß meine Seelenstärke mich verlassen würde! Ich war nahe daran ohnmächtig niederzusinken. Nur ein Gedanke hielt mich noch aufrecht. Hänschen war betäubt worden; man mußte ihn ja wieder zu sich kommen lassen. Und mußte dann nicht ich, seine Mama, um ihn sein? Es kostete Mühe, ihn zu ermuntern. Zweimal sahen die Aerzte stumm einander an; ich sie — welche Augenblicke! welche Schmerzen! Endlich bewegte das Kind die Aermchen ein wenig, öffnete mit Mühe die Augen und — suchte mich, o er suchte mich sogleich. 'Mama, ich mag den bösen Geruch nicht mehr.'"

„O, genug, genug!" Und ich begann zu weinen wie ein Kind. „Jetzt," fügte sie hinzu, um mich zu trösten, „fühlt er gar keine Schmerzen mehr, er hat sich in den Verlust seines Beines ergeben und sagt: 'Garstiges Bein, sie haben ganz recht gethan, dich wegzuschneiden.'" Ich fuhr fort zu weinen. „Und wirst Du mir verzeihn?" fragte sie schüchtern. „Dir verzeihn?" brach ich hervor, „ich Dir verzeihn? ... Du bist es, Adele, welche zu verzeihen hat." Und ich würde so fortgesprochen haben, wenn sie mir nicht bedeutet hätte, still zu sein.

„Kein Wort mehr, Robert, um Gotteswillen kein Wort mehr ... wenigstens so lange nicht Hänschen außer Gefahr ist ... Du bist überzeugt, daß ich auf die beste Art gehandelt, und das genügt mir. Was Du auch hinzufügen könntest, es würde mir heute wie eine böse Vorbedeutung erscheinen." — „Und wie lange wird die Gefahr andauern?" — „Noch acht, noch zehn Tage, es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wir haben so lange Geduld gehabt, halten wir sie auch diese Zeit hindurch noch fest."

Die acht, zehn Tage vergingen, nicht ohne daß uns Hänschen von Zeit zu Zeit einmal Besorgniß einflößte und den Aerzten Kopfzerbrechen verursachte. Indeß am Ende der zweiten Woche verschwand jede Spur von Fieber, und am fünfzehnten Tage, — einem Sonntage, ich werde ihn nie vergessen — drückte Doctor Allinori, der den kleinen Patienten zu besuchen gekommen war, meiner Frau mit triumphirender Miene die Hand und rief: „Habe ich es Ihnen nicht gesagt, gnädige Frau, daß wir ihn retten würden? Lassen Sie endlich den Frieden wieder in Ihr Herz einziehn nach so vielen Stürmen; Ihr Hänschen ist gerettet! Freilich wird er nun wohl ohne das eine Bein heranwachsen müssen, aber er wird gesund heranwachsen und ein schönes Kind werden." Dann sich an mich wendend, setzte er mit seiner bekannten Freimüthigkeit hinzu: „Und Sie, danken Sie Ihrer Gemahlin, ohne sie würde das Kind längst in der Erde sein." — Und ich war davon so fest überzeugt, daß ich mich zu Adele wandte, bereit mich ihr zu Füßen werfen. Allein statt dessen mußte ich eilen sie zu stützen. Ihre Kräfte, welche auf so wunderbare Weise dem Schmerze widerstanden hatten, schienen der Freude nicht Stand halten zu können. Bei den Worten des Arztes war sie erst roth, dann bleich wie Wachs geworden; sie hatte sich gezwungen zu lächeln, etwas zu sagen, aber vergebens. Und in diesem Augenblicke, wo sie den Boden unter sich wanken fühlte, suchte sie eine Stütze, und sie würde gesunken sein, wenn ich nicht hinzugesprungen wäre, um sie aufrecht zu halten. „Es ist nichts, die Aufregung, —" sagte der Arzt, indem er ihr ein Fläschchen Ammoniak zum Riechen vorhielt.

Sie kam zu sich, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und flüsterte mit matter Stimme: „Es war nur ein Augenblick ... Aber ich bin so schwach, so müde ... Ich will zu Bett gehn ... Ist Norina da?" — „Wir werden sie rufen, indessen bin ich ja bei Dir." — Und ich führte sie in ihre Kammer, wo sich nur ein Bett befand, in welchem sie nun seit vier Jahren schlief, allein wie ein Mädchen, wie eine Wittwe, ja schlimmer noch, wie eine Verachtete. Mit Hilfe Norinas entkleidete ich sie, legte ihr, als sie sich zu Bett begeben, selbst die Decke um und setzte mich zur Seite ihres Kopfkissens. — „Ich werde bei ihr wachen," sagte ich zu ihrer Kammerfrau, „gehen Sie!"

Ich wachte die ganze Nacht, ich dachte an Hänschen, der nun geheilt war, aber um welchen Preis! Ich dachte an Adele, welche vielleicht im Begriff war, ernstlich krank zu werden, vor Allem aber dachte ich an die ungeheure Schuld, welche ich auf dem Gewissen hatte, und an die Unmöglichkeit, sie zu sühnen. — Wie konnte ich je Adele verachten, ihr Damen von zweideutigem Rufe vorziehn, ihr endlich eine Trennung vorschlagen!

Sie war endlich eingeschlafen, ihre anfangs schweren Athemzüge waren allmählich ruhig und regelmäßig geworden; der Ausdruck ihres Gesichtes war ein ruhiger; und doch war ich so unruhig! Alle zehn Minuten stand ich vom Stuhle auf, um nach Adeles Uhr zu sehen, die auf der nahen Kommode beim Nachtlichte lag, und deren eintöniges Tik Tak mich, ich weiß nicht warum, traurig stimmte. Tik Tak Tik Tak. Sekunden folgten auf Sekunden, aber mein Herz schlug viel schneller! — Es war doch seltsam. Es kam mir vor, als ob ich nicht würdig sei, mich um diese Zeit in der Kammer meiner Gattin zu befinden, die doch meine Hochzeitskammer gewesen, und die ich so thöricht verlassen. Ich liebkoste mit der Hand die einfache Kleidung Adeles, die über die Lehne eines großen Sessels geworfen war, berührte ihre weißen Untergewänder, welche zu Füßen des Bettes lagen, und meine Gedanken durchirrten, ohne daß ich es eigentlich wollte, mein ganzes vergangenes Leben mit all seinen Fehlern und Sünden ... Die da lag, diese Frau, sie war die Mutter meines Knaben, allein ich würde es nicht gewagt haben, auch nur an den Saum ihrer Decke zu rühren, ich würde es nicht gewagt haben einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken.

Die Morgendämmerung begann durch die Fensterläden in die Kammer zu dringen, und ans Fenster tretend sah ich, wie der Horizont sich in Purpur kleidete. — Kurz vor sechs Uhr bewegte sich Adele, öffnete die Augen und richtete sich, als sie mich neben ihrem Kopfkissen bemerkte, schnell auf. — „Du, Robert! Wie viel Uhr ist es?" — „Fast sechs Uhr." — „Du bist so früh aufgestanden ... Ist Hänschen etwa nicht wohl?" — „Hänschen hat immer geschlafen, Hänschen schläft immer wie ein Engel," entgegnete ich, das Ohr an die Thür der anstoßenden Kammer haltend, in welcher das Kind sich mit seiner Wärterin befand. „Und dann," fügte sie hinzu, indem sie sich scheinbar zu besinnen suchte, „ich fasse es nicht ... Weshalb bist Du hier?" — „Wie geht es Dir?" fragte ich. — „Ach ... Ich erinnere

Digitized by Google

mich ... Ich muß gestern Abend ein starkes Kopfweh gehabt haben ... Es ist vorüber ... Es war nichts ... Du hattest keine Ursache, Dich deßhalb noch vor Tagesanbruch zu erheben." — „Ich habe mich nicht erhoben," äußerte ich schüchtern. — „Wie? Wo warst Du denn? Warst Du ausgegangen?" — „Ich war ... hier." — „Du warst hier, die ganze Nacht?" — Ich erwiderte nichts, aber mein Stillschweigen galt ja so viel wie eine bejahende Antwort. — „O ... Robert!" rief sie. Und sie blickte mich mit ihren schönen Augen zärtlich an.

Ich konnte nicht mehr an mich halten, warf mich aufs Knie zu Füßen des Bettes und sagte ihr schluchzend Alles, was mir seit so langer Zeit das Herz eingeengt hatte. Der Worte entsinne ich mich nicht mehr; das aber weiß ich, daß ich mir nicht eine Anklage ersparte, daß ich nicht eine einzige Schlechtigkeit meines Lebens verschwieg. Ich gab ihr die süßesten Namen, ich nannte sie Engel, Heilige, Göttin, nannte sie die Retterin unseres Kindes und würdig eines Menschen, der es verstanden hätte, die Hoheit ihrer Seele zu fassen, während ich ... — Sie that Alles, um mich zu beruhigen. — „Nein, Robert, nein, es ist nicht wahr, auch ich habe Schuld gehabt; ich war kalt, ich war abstoßend, ich glaubte mich zu erniedrigen, wenn ich Dir gestände, daß ich Dich liebe ... Das Unglück unseres Hänschens soll uns Beide gebessert haben ... Wir wollen uns um so mehr lieben und in dieser Liebe die Sühne für unsere Schuld suchen ..." — Adele sprach von ihrer Schuld!

„Du stößt mich also nicht zurück," fuhr ich fort, „Du forderst sie nun nicht selbst — die Trennung ...?" — Sie ließ mich den Satz nicht beenden. Sich halb aus dem Bett lehnend, schlang sie mir ihre zarten Arme um den Hals; ihre langen, vollen Haare, die sich losgelöst hatten von der Haube, welche sie fest hielt, berührten meine Schulter, ihre Thränen mischten sich mit den meinigen, während sie mit bewegter Stimme wiederholte: „Armer Robert, auch Du hast in diesen Monaten so viel gelitten! —" Die ersten Strahlen der Sonne zitterten auf der Wand, ein Lichtstrom überfluthete das Zimmer; draußen begrüßten die Vöglein den Frühling. Und auch in meinem Herzen jauchzte der Frühling. — —

Seit jenem Morgen sind nun mehrere Jahre vergangen. Hänschen trägt mit Leichtigkeit sein hölzernes Bein; er ist von hoher Statur, hübschem Gesicht, gleichmäßiger und heiterer Seelenstimmung, ist herzensgut, gescheidt und fleißig. In der Schule ist er stets der Erste der Klasse; seine Mitschüler verehren ihn, seine Lehrer lieben und achten ihn, und er selbst sagt mit einem gewissen Humor: „Ich kann werden, was ich will, außer Soldat." Und das ist die einzige Anspielung, die er auf sein Unglück macht. — Hänschen hat auch kleinere Brüderchen, muntere, gesunde, an allen Gliedern unversehrte, und wenn man weiß, wie lieb Adele und ich diese muntere Kinderschaar haben, so hat man den schönsten Beweis unserer Aussöhnung. Und doch, — wenn wir Hänschens Bein auf dem Pflaster schlagen hören, fühlen wir eine noch tiefere Zärtlichkeit, ein elektrischer Strom fährt durch unsere Körper und nähert uns einander. Wir zwingen uns, keinerlei Vorzug sichtbar werden zu lassen, und doch sagt Arthur, welcher der malitiöseste der ganzen Schaar ist, bisweilen: „Ja, wenn Hänschen spricht, gibt man ihm immer Recht!"

Reichlich erwidert unser Erstgeborener die tiefe Neigung seiner Eltern. Vielleicht waltet die Liebe zu seiner Mutter ein wenig vor. Und wie sollte es anders sein können? Die Eindrücke der ersten Kindheit erlöschen nicht; seine Mutter liebte ihn über Alles, als ich eine spröde Gleichgültigkeit gegen ihn zur Schau trug; und in der langen Zeit seiner Schwäche, — wer stand ihm bei, wer wachte an seinem Bett, wer wußte, selbst den Tod im Herzen, noch mit ihm zu lächeln? — Ueberall von Liebe umgeben, hat Adele die übermäßige Zurückhaltung abgelegt, die sie einst kalt und unbedeutend erscheinen ließ. Jedermann bewundert jetzt das Zutreffende, Sichere in ihrem Urtheile, und wenn sich in meinem Hause einige erprobte Freunde versammeln, ist es längst Sitte geworden, ihr in allen Discussionen das letzte Wort zu lassen. Und ihr Wort ist stets so klug, so gerecht! — Ich bin jetzt fünfunddreißig Jahre alt; sie zweiunddreißig, und wir lieben uns wie Neuvermählte, ja, in unserem Falle viel mehr als da wir Neuvermählte waren. Und wir waren einmal im Begriff uns zu trennen! Nun, — Hänschen soll niemals erfahren, welches Wunder sein Bein hervorgebracht hat.

Aus der Hauptstadt.

Die Oper im Kroll'schen Saale.

Frau Hanfstängl. Frau Rosa Papier.

Der Sommer bringt alljährlich die Kroll'sche Opernsaison. Aber nicht die Jahreszeit, nicht berühmte Gäste bestimmen das vollkommene Gelingen der Saison; ein bedeutender Theil des Erfolges hängt vom Wetter ab. Keiner hat das besser dargelegt, als der witzige Director des weltberühmten Locales, Herr J. Engel: Als ein früher berühmter und sehr eitler Sänger, der bei ihm gastirte und wohnte, an einem regnerischen Tage selbstgefällig die Bemerkung aussprach: „Heute wird gewiß der Saal ganz überfüllt," entgegnete ihm Engel: „Sie irren! Ihr schönes Singen allein macht mir den Saal nicht voll; bei mir müssen die Bäume mitsingen." Und er hatte Recht; viele Leute kommen nicht, wenn schlechtes Wetter den Spaziergang im Garten während der Pausen und nach der Vorstellung verhindert. So ist auch nur in dem abscheulichen Wetter der letzten Wochen der Grund zu suchen, aus welchem das Gastspiel der Frau Hanfstängl und der Frau Rosa Papier nicht den verdienten Kassenerfolg erzielt haben.

Ueber die erstgenannte ausgezeichnete Künstlerin haben wir schon im verflossenen Jahre ausführlich berichtet und können auf das damals Gesagte zurückweisen. Die Stimme ist vielleicht ein wenig schärfer geworden, aber die unfehlbare Reinheit, die vortreffliche Schule, der geschmackvolle Vortrag werden noch immer im Hörer die angenehmsten Wirkungen erzeugen. Daß sie mit Vorliebe die „Traviata" singt, können wir nicht gut begreifen. Die Rolle ist sowohl ihrer künstlerischen wie der physischen Individualität ferner liegend als andere, wie z. B. die der Königin Margarethe in den „Hugenotten", in der sie bezaubert. Aber es scheint, daß alle berühmten Sängerinnen eine besondere Vorliebe für diese schwindsüchtige Frivolität hegen, selbst wenn sie mit Anderem größere Erfolge gewinnen. Traviata for ever!*) Da nützen weder künstlerische noch moralische Verwahrungen. Und man muß froh sein, daß Frau Rosa Papier als Altistin diese Partie nicht in ihr Rollenfach aufgenommen und ihr Gastspiel mit dem „Orpheus" von Gluck begonnen und mit der „Fides" im Propheten fortgesetzt hat.

Der genannten, an der kaiserlichen Hofoper in Wien angestellten Künstlerin ist ein sehr großer, fast romantischer Ruf vorausgegangen; es waren merkwürdige Dinge erzählt worden, wie sie in Ungarn als unbekannte Sängerin gelebt hatte und erst seit nicht langer Zeit entdeckt wurde u. s. w. Wir sind also ziemlich mißtrauisch in die erste Vorstellung von „Orpheus" gegangen und auch wenig befriedigt gewesen. Dagegen hat uns die „Fides" der Frau Rosa Papier die Ueberzeugung gegeben, daß sie ein sehr bedeutendes Talent besitzt, und nur ernst zu wollen braucht, um überall die Anerkennung als eine Größe ersten Ranges zu erzwingen. Sie gebietet über eine Stimme von seltenem Umfange, von seltener Kraft und von seltenem Wohlklange besonders in den hohen Tönen und in der tiefen Alllage. Daß die Mittellage manchmal schwächer klingt, daß manchmal das leidige Tremoliren in zu starkem Maße hervortritt, liegt nach unserer Ueberzeugung nur in der Angewohnheit, nicht etwa in einem Fehler der Anlage; ein aufmerksames Ueben, um die Register auszugleichen, würde in kurzer Zeit diese Stimme zu einer unvergleichlichen und künstlerisch vollendet ausgebildeten entwickeln. Die

*) „Du sollst dich nie vermessen: Von dieser Speise will ich nicht essen," sagt Goethe. Als ich in Paris die erste Vorstellung der „Dame aux camélies" sah, lief ich im dritten Acte aus dem Theater — trotz des wundervollen Spiels der Doche — und schwor, dieses Stück niemals zu sehen. Und keine berühmte Sängerin ist hier aufgetreten, welche nicht zuerst die „Traviata" sang!

Digitized by Google

Coloratur — wie sie in der Rolle der „Fides" gezeigt ward — ist glänzend und sicher. Der Vortrag zeugt überall von großem Feuer, ist von Leidenschaft erfüllt, verfällt aber allerdings manchmal in Uebertreibung. Die Action, die Geberden und Stellungen der Künstlerin sprechen von großem Bühnentalent und werden durch ein sehr vortheilhaftes Aeußere auf das Beste unterstützt. Daß auch hier Ueberschreitungen der Schönheitsgrenze vorkommen, läßt sich leicht dahin erklären, daß die Künstlerin eben noch zu sehr den naturalistischen Neigungen nachgibt und mehr den augenblicklichen Bühneneffect anstrebt, als eine abgerundete künstlerische Leistung. Das bewies am Besten ihre Wiedergabe des „Orpheus"; die Recitative ermangelten sowohl in der Declamation als im musikalischen Vortrage jener Festigkeit, welche als allererste, kein Zugeständniß erlaubende Bedingung bei Durchführung solcher Rollen bezeichnet werden muß. Auch die Arien waren nicht überall stilvoll vorgetragen; und bei dieser Gattung Musik kann man wohl das Gesetz verkünden: Lieber ein wenig langweilig, als ungleich! Dagegen muß wiederholt betont werden, daß die „Fides" der Frau Rosa Papier die einer reich begabten, zu dem Bedeutendsten berufenen Bühnensängerin war, und auch stürmischen Beifall gewann.

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß neben der fremden berühmten Künstlerin die am Krolltheater angestellte Frau Mielke als „Bertha" im Propheten vielfache verdiente Anerkennung fand als vortreffliche, feurige und sichere Coloraturſängerin und daß sowohl in dieser Vorstellung wie in Orpheus alle Nebenpartien, Chor und Orchester den alten Ruf des Krolltheaters im trefflichen Zusammenwirken bewährten.

H. Ehrlich.

Notizen.

Der Modeteufel. Vortrag von Julius Lessing. Berlin, Simion.

Es gibt Erscheinungen des täglichen Lebens, von denen Jedermann ohne Weiteres annimmt, sie seien ihm aus der eigenen Erfahrung so wohl bekannt, und er habe über sie in Anspielungen und Ausführungen so oft und so ausgiebig die Meinung Anderer gehört, daß ihr Wesen bis auf den Grund klar vor ihm läge, sobald er sich nur der Mühe nicht verdrießen ließe, sein Angesicht über ihren Spiegel zu beugen und hinabzuspähen. Gewöhnlich aber sind diese Dinge bei all ihrer Alltäglichkeit von unergründlicher Tiefe und trotz der Durchsichtigkeit aller einzelnen Elemente ist das Auge allein nicht im Stande die ganze Schicht zu durchdringen. Es bedarf der sorgfältigsten und langwierigsten Untersuchungen, um zu erforschen, was auf ihrem Boden ruht. Unser Jahrhundert hat zuerst systematisch die Sonde an die scheinbar gleichgültigen Selbstverständlichkeiten unserer Daseinsformen gelegt und ist in den meisten Fällen noch nicht hinausgekommen über die Erkenntniß der Wichtigkeit des schwierigen Problems.

In die Kategorie dieser Erscheinungen gehört die Mode, der Julius Lessing in seiner jüngsten, im Verlage von Leonhard Simion, Berlin, erschienenen Broschüre eine eingehende, die eigenen Erfahrungen und Untersuchungen langer Jahre zusammenfassende Studie widmet. Es handelt sich in dem „Modeteufel" nicht etwa, wie der Titel vielleicht vermuthen läßt, um eine Bekämpfung des vielgestaltigen Wesens; auch nicht um die fein ausspintisirte Speculation eines Philosophen oder Aesthetikers, der in seiner, selbst bei dem besten Willen und bei den eingehendsten Studien immer mangelhaft bleibenden Kenntniß der complicirten Thatsachen nothwendig zu vagen oder schiefen Resultaten kommen muß, sondern um die ruhige Untersuchung eines Mannes, der seit Jahren mitten in der modernen Bewegung steht und dem zugleich aus seinem Fachstudium das Detail der Entwicklung vergangener Perioden vertraut ist. Eine rapide Uebersicht des historischen Ganzen bis zum Ende der vergangenen Jahrhunderts bildet die Einleitung. Dann wendet sich der Verfasser dem Kern seiner Abhandlung zu, der Beantwortung der Frage, was eigentlich das Wesen der Mode sei und auf welche Weise sich auf ihrem Gebiete die Bewegungen vollziehen. Hier steht ihm ein umfassendes, schwierig zu sammelndes Beobachtungsmaterial zu Gebot, das er mit den allbekannten Thatsachen zu einem klaren Bilde gruppirt. Die Organisation der mannichfachen gesellschaftlichen und industriellen Factoren, die in Paris die Mode machen, wird blosgelegt, soweit sie dem Auge erkennbar sind. Im Gegensatz dazu werden die Berliner Verhältnisse einer scharfen und in ihren Resultaten überzeugenden Analysis unterzogen. Namentlich erfährt das Verlangen nach nationaler Tracht eine scharfe Beleuchtung. In der kleinen Broschüre steckt eine langwierige Gedankenarbeit, die sich hinter der gefälligsten Form verbirgt. Ihre Bedeutung ist keineswegs eine blos theoretische. Die Resultate sind von großer Wichtigkeit für die Richtung unserer praktischen Bestrebungen auf dem betreffenden Gebiet. Nicht umsonst erscheint das Werk unter den volkswissenschaftlichen Zeitfragen, welche die Volswirthschaftliche Gesellschaft in Berlin herausgibt. A. L.

* * *

Die Urkunde. Ihre Behandlung und Bearbeitung für Edition und Interpretation. Zur Anleitung bei Archivbenützung. Herausgegeben von Friedrich Leist. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Auf Grund der Vorarbeiten der bedeutendsten Diplomatiker unserer Zeit, wie Wattenbach, Waitz, Sickel, Weizsäcker u. A. hat es der Verfasser, Accessist am Bayerischen Reichsarchiv, unternommen, die bis heute in ungenügender Weise festgestellten Grundsätze, nach denen die Herausgabe archivalischer Quellen erfolgen soll, in systematischer Weise zu erörtern, weniger für Historiker von Fach und Archivbeamte, als für Laien, die zu rein privaten Zwecken die Urkunden, diese Grundlage aller historischen Forschung, aufsuchen, sei es daß sie aus besonderer Liebhaberei Special- und Lokalgeschichtsforschung treiben oder genealogische Untersuchungen über Familienhistorie machen, um processualische und andere Fragen zu begründen. Leist stellt in klarer, allgemeinverständlicher Weise die in Betracht kommenden Gesichtspunkte zusammen: in diplomatisch paläographischer Hinsicht, über treue Textwiedergabe, Behandlung der Abbreviaturen, Verbesserung von Schreibfehlern, Vocalismus und Consonantismus, Regesten, Ueberschriften, Registeranfertigung, Entdeckung von Fälschungen, Bildung der Personen- und Ortsnamen u. s. w. Das praktische Werkchen dürfte dazu beitragen, dem Dilettantismus, der zumal den Arbeiten der historischen Vereine mit Recht manchmal vorgeworfen wird, zu steuern, und wird gewiß auch den Fachmännern von Nutzen sein.

* * *

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Von Karl Goedeke. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Dresden 1884, Ls. Ehlermann.

Nur etwa die Nachricht, Altmeister Vischer veröffentliche die seit vielen Jahrzehnten vergeblich erwartete zweite Auflage seiner Aesthetik, kann der Genugthuung gleich kommen, welche die Verehrer unseres besten Nachschlagebuchs der deutschen Literatur, den zuverlässigen, unentbehrlichen „Goedeke", bei der Ankündigung dieser 2., gänzlich neu bearbeiteten Auflage empfinden. Das berühmte Werk des fleißigen Literarhistorikers ist ja der treueste Führer auf dem unabsehbaren Felde deutscher Dichtung, die ausgereifte Frucht eines ganzen langen Gelehrtenlebens. Aber der erste Theil der ersten Auflage erschien bereits im Jahre 1858, und wie außerordentlich der Stoff insbesondere auf germanistischem Gebiete sich vermehrt hat, ist jedem Kundigen nur zu bekannt. Daher die Freude im ganzen Lager der Literaturforscher und -freunde über diese in erster Lieferung vorliegende Erneuerung. Goedeke hat mit bekannter Genauigkeit die seither vergrößerte Fülle des Stoffs aus Commentaren, Dissertationen, Programmen und Monographien zusammengetragen und seiner Arbeit eingefügt, und die gewaltige Bereicherung, die er seinem Werke angedeihen läßt, erkennt man schon daran, daß die erste Abtheilung, die in der ersten Auflage 7 Druckbogen umfaßte, in der zweiten auf 30 Bogen gestiegen ist. Und nicht minder gute Aufnahme sichert dem Werke schon der Umstand, daß es diesmal über den Tod Goethes, womit es bisher abschloß, hinausgehen und bis zum Jahre 1871 fortgeführt wird. Nur ein Mann von den Kenntnissen und der Objectivität Goedekes kann eine solche Arbeit unternehmen, und sein Name bürgt uns auch dafür, daß wir hier ein wahres Denkmal lexikographischer, historischer und kritischer Meisterschaft zu erwarten haben. Endlich wird das Buch auch in verbesserter und verschönerter äußerer Form, auf tadellosem Papier und mit breitem Rand erscheinen, wofür dem opferwilligen Verleger ein besonderer Dank aller Verehrer des klassischen Buches gebührt.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Soeben erschien:

Urgeschichte des Menschen.

Ein Handbuch für Studirende

von

Prof. Dr. A. Rauber

in Leipzig.

I. Band: **Die Realien.**

Mit 2 Tafeln. gr. 8. 1884. Preis 10 *M.*

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken, wie einzelne Werke zu höchsten Pr.
Meine Lagerkataloge liefere für 80 Pf. fro.
L. M. Glogau. 28 Burstah, Hamburg.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abbonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

Baginsky's Antiquariat in Berlin, Artillerie-Strasse Nr. 24, kauft **Bibliotheken** u. **einzelne Werke** zu **höchstmöglichen** Preisen!

Meyer, Conv. Lexicon, T. Langenscheidt Unterr.-Briefe, Trachten, alte Kupferwerke sowie ganze **Bibliotheken** kaufen baar

S. Glogau & Co., Leipzig.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Iwan Turgenjew.

Eine literarische Studie

von

Eugen Zabel.

Mit dem Bildnisse Turgenjews.

Preis 4 *M.* Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Redaction.

Ein j. Mann, 20 Jahre alt, ev., mit sehr guter Gymn.-Bildung, seit fast 2 Jahren d. Buchhandel angehörig, im Besitz umfassender Kenntn. d. ges. Literatur, Geschichte, Politik 2c., der engl., franz. u. ital. Sprache hinlänglich mächtig, sucht eine geeignete Stellung b. d. Redaction einer geachteten Zeitung. Suchender war schon mit best. Erf. liter. thätig, Verf. e. bek. humor. Werkchens. Gefl. Off. sub **J. E. 8204** an **Rudolf Mosse, Berlin S. W.** erb.

Wessely, J. E., das weibliche Modell

in s. geschichtl. Entwicklg. m. 31 hochinteressant. Illustr. Lex.-8°. 1884. Prachtband. **Statt 40 *M.* für 15 *M.***

S. Glogau & Co., Leipzig.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte des Alterthums

von **Eduard Meyer.**

Erster Band: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs.

8°. XIX und 647 Seiten. M. 12. —

Der zweite Band soll die griechische Geschichte und die Zeiten des Perserreichs, der dritte die hellenistische Zeit behandeln.

Der Schwäbisch-Rheinische Städtebund

im Jahre 1384

bis zum Abschluss der Heidelberger Stallung.

Von **L. Quidde.**

8°. 237 Seiten. M. 6. —

Gratis und portofrei

erhält jeder Interessent in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes die ***erste Lieferung*** *von*

Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon,

um durch Einsichtnahme die Überzeugung gewinnen zu können, dass in diesem Werke wirklich ausserordentlich viel und Reichhaltiges geboten wird.

Soeben ist erschienen:

Denkwürdiges aus meinem Leben

von

J. C. Bluntschli.

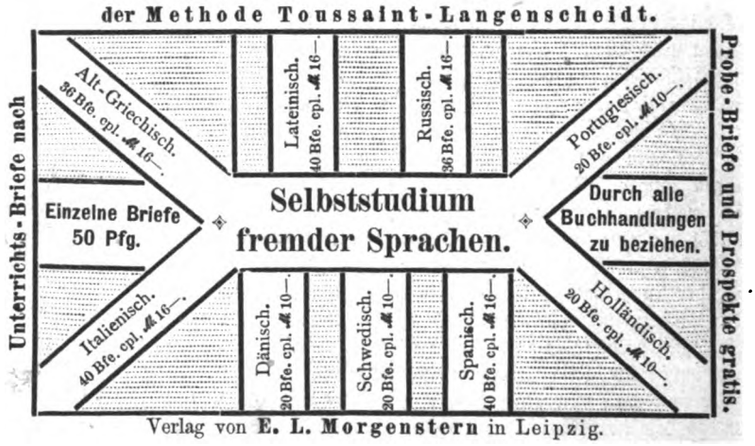
Im Auftrag der Familie durchgesehen und herausgegeben von

Dr. R. Seyerlen.

3 Bände. Preis: eleg. geheftet 22 *M.*, eleg. gebdn. 25 *M.*

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
in Nördlingen.

der Methode Toussaint-Langenscheidt.



Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, *in der Grafschaft Glatz, Pr.-Schlesien.* ***Saisondauer. Anfang Mai – Ende Oktober.***

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes. Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google